Ueber

den Geist und die Form

der

Evangelischen Geschichte

in

historischer und ästhetischer Hinsicht

von

Friedrich Adolf Krummacher

Doctor und Professor der Theologie auf der Universität zu Duisburg am Rhein.

Παντα θειᾳ και ἀνθρωπινα παντα.

Hippokrates.

Leipzig, 1805

bey Johann Ambrosius Barth.

Vorrede.

Es ließe ſich wohl vieles ſagen, um dieſes Büchlein bey dem Publicum einzuführen. Der Verfaſſer wird ſich aber mit wenigem begnügen, und übrigens lieber das Werk, als den Meiſter reden und ſich ſelbſt ausſprechen laſſen.

Die Worte des verewigten Herders: „Geſchichte iſt der Grund der Bibel, die Wurzel und der Stamm des Baumes, aus dem die Lehren wie die Aeſte ausgehen, an welchen die Pflichten wie die Blüthen und Früchte wachſen!“ — enthalten auch das Glaubensbekenntniß des Verfaſſers, und deuten den Geiſt an, aus welchem

seine Schrift hervorgegangen, und in welchem sie geschrieben ist. In wie fern sie dem herrschenden Zeitgeiste zusage oder widerspreche; — darnach wird und soll derjenige Schriftsteller, der sein Werk mit Andacht und Wahrheitsliebe schreibt, nicht fragen. Der Verfasser ist sich bewußt, daß da, wo er den Meinungen und Hypothesen unserer angesehensten Gelehrten widersprechen zu müssen glaubte, er dieses mit Anstand und mit wahrhafter Hochachtung gegen diese Männer gethan hat. Nur ihren sklavischen Nachbetern, nicht aber ihnen selbst kann bescheidener Widerspruch mißfallen.

Was den Titel des Buches betrifft, so hätte er wohl „ein Versuch", oder „Versuche über" u. s. w. lauten können. Allein der Titel und das einzelne Wort macht die Bescheidenheit noch nicht aus, und daß es Versuche sind, wird sich auch von selbst ergeben. Daß der Verf. das Evangelium Johannis noch aus seinem Plan ausgeschlossen hat, steht auch im Buche selbst, nebst den Gründen warum, angeführt.

Die vorläufigen Bemerkungen könnten manchem — und dazu gehört der Verf. jetzt selbst — etwas zu

weitläuftig scheinen. Allein man wird nach Lesung des Ganzen auch vielleicht so gefällig seyn, und in denselben das Bestreben, diesen oder jenen Leser auf einen höhern ästhetischen Standpunct zu erheben, nicht verkennen. Auch schwebte es ihm zuweilen vor, daß dieses oder jenes leicht möge mißgedeutet und mißverstanden werden, und das wünschte er nicht.

Daß in diesem Werke das Ganze nicht erschöpft sey, und daß auch eine strengere systematische Fügung in demselben seyn könnte, giebt der Verfasser gern zu. Ersteres vermochte er nicht, und in Rücksicht des letztern hat er seinem Gemüth etwas nachgegeben. Hie und da einige kleine Nachlässigkeiten oder Wiederholungen, die er in den gedruckten Bogen bemerkt, und die in der Handschrift ihm entgiengen, würden weggefallen seyn, wenn er die Correctur hätte mitbesorgen können, so wie mehrere kleine unangezeigte Druckfehler, wenn seine Handschrift nicht zuweilen undeutlich wäre.

Seinen künftigen Beurtheilern hat der Verfasser nichts weiter zu sagen, als daß sie ihn mit Gerechtigkeit

und Unbefangenheit richten, und, wo er irrte, mit Sanftmuth zurechtweisen mögen.

Uebrigens schließt der Verfasser mit dem innigen Wunsch, daß sein Buch zur Verherrlichung Gottes und Jesu Christi mitwirken möge!

Duisburg am Rhein,
den 25sten März 1805.

Der Verfasser.

Inhalt.

Vorläufige Bemerkungen. Einfluß des claſſiſchen Studiums auf die Auslegungskunſt. (§. 1 u. 2.) Seite 1

Specielle Hermeneutik. (§. 3 u. 4.) 5

Beſonnener Vortrag. — Originalität. (§. 5.) 11

Lebhafter Vortrag. Begeiſterung. (§. 6–8.) 17

Hermeneutik dunkler und origineller poetiſcher Geiſtesmerke. (§. 9–11.) 23

Poeſie der Geſchichte. (§. 12–14.) 29

Verſchiedene Anſichten der Evangelien. (§. 15–17.) 33

Urſprung und hiſtoriſch-epiſche Form der Evangelien. (§. 18. und 19.) 36

Reſultate aus dem Vorigen. Die Evangelien als Naturproducte. Ihre Wahrheit. Unparteylichkeit. (§. 20–24.) 46

Individualität und Gemüth der Evangeliſten. (§. 25–27.) 55

Ueber das Göttlich-Menſchliche in Jeſu Charakter und deſſen Einfluß auf ſeine Jünger. (§. 28–30.) 62

Einfluß des Verhältniſſes der Jünger zu Jeſus, und ihres Gemüthes auf die Form der evangeliſchen Geſchichte. (§. 31–36.) 72

Entwickelung einiger Wundererzählungen der Evangeliſten aus ihrer individuellen Anſicht und der äſthetiſchen Form ihrer Darſtellung. (§. 37–40.) 85

Scheidung der Erzählungen der Evangelisten in Rücksicht der Quellen. Jesu Antritt seines Lehramts und Taufe. (§. 41-46.) Seite 93

Darstellung der Versuchungsgeschichte. (§. 47-55.) 107

Darstellung der Verklärung Jesu. (§. 56-58.) 126

Form der Darstellung der Geburt Jesu. (§. 59-64.) 133

Jesus im Tempel. (§. 65.) 144

Eigenthümlichkeit, historischer Pragmatismus, Umständlichkeit und Charakterdarstellung des Lucas. (§. 66-68.) 147

Beyspiele. (§. 69. u. 70.) 152

Ergänzungen des Evangelisten Lucas und ihm eigenthümliche Geschichtedata. (§. 71.) 161

Beyspiele. Petri Uebergang zur Jüngerschaft. (§. 72.) 162

Wahl der siebenzig Jünger. (§. 73.) 167

Veranlassung der antipharisäischen Reden Jesu. (§. 74-80.) 168

Ob Jesus absichtlich seine Reden, und zwar in der nämlichen Form, wiederholt habe oder nicht? (§. 81-83.) 181

Zusätze des Evangelisten Lucas bey der Geschichte des letzten Abendmahls. (§. 84-88.) 187

Ueber die Wunderbegebenheiten im Evangelium des Lucas und die Beschaffenheit einiger Wunder Jesu. (§. 89.) 194

Beyspiele. Wiederbelebung des Jünglings zu Nain. (§. 90.) 196

Heilung am Sabbath. (§. 91-96.) 197

Fortsetzung. Heilung der zehn Aussätzigen. (§. 97. u. 98.) 206

Charakterzüge Jesu in Lucas Evangelium. (§. 99-102.) 209

Jesu Verhältniß zu weiblichen Personen. (§. 103. u. 104.) 214

Beyspiele. (§. 105.) 218

Ueber die Darstellung der heitern Reden und Urbanität Jesu. (§. 109-113.) 225

Ueber die Ironie in den Reden Jesu. (§. 114-119.) 232

Verschiedene Zwecke der antipharisäischen Reden Jesu. (§. 120-123.) 243

Verschiedene Arten der antipharisäischen Reden Jesu. (§. 124-127.) 248

Ueber den **wehmüthigen Ernſt** in Jeſu Charakter und ſein Hinneigen zu ſchlichten, unverderbten Menſchen. (§. 128–131.) Seite 258

Letzte antipharisäiſche Reden Jeſu bey ſeiner Verhaftung und verſchiedene Darſtellung derſelben. (§. 132–136.) 267

Vergleichung der 3 Evangelien in einzelnen Umſtänden der Leidensgeſchichte. (§. 137.) 276

Verläugnung des Apoſtels Petrus. (§. 138. u. 139.) 277

Leiden Jeſu in Gethſemane. (§. 140–142.) 280

Verhaftung Jeſu. (§. 143.) 286

Bemerkungen über Judas und ſeinen Verrath. (§. 144–155.) 289

Verſchiedene Form der Darſtellung des Verhörs Jeſu in den 3 Evangelien. (§. 156–159.) 311

Reden Jeſu während ſeines Verhörs und ſeiner Leiden. (§. 160 u. 161.) 318

Entwickelung des veredelten chriſtlichen Zeitgeiſtes aus der Form der Evangelien. (§. 162 u. 163.) 327

Hebraiſirende Form des Matthäus. Univerſalismus in demſelben. Beyſpiele. (§. 164.) 331

Weitere Anſicht des Lucas. (§. 165–168.) 336

Beyſpiele. Umgang Jeſu mit verachteten Menſchen. (§. 169.) 345

Geſchichte des Hauptmanns von Capernaum beym Matthäus. (§. 170.) 348

Jeſus bey den Samaritern. (§. 171.) 351

Umgang Jeſu mit Zöllnern. (172–174.) 354

Ueber die Idee des Gottesreichs bey der hebräiſchen Nation. (§. 176–180.) 366

Veredlung der Idee eines Gottesreiches durch Jeſum. (§. 181–184.) 377

Das Gottesreich als Ideal. Verhältniß dieſer Idee zu der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele. (§. 185.) 382

Anwendung der vorigen Ideen auf die Evangeliſche Geſchichte. (§. 186–188.) 387

Poetiſche Reden und Prophezeyhungen Jeſu. (§. 189–192.) 399

Diaſteuaſe der prophetiſchen Reden Jeſu. (§. 193.) 408

Reſultate und fernere Entwickelung des Vorigen. (§. 194.) 415

Einwürfe dagegen. (§. 195 u. 196.) ſ Seite 420
Ueber die Parabeln Jeſu. (§. 197 u. 198.) ſ 425
Warum lehrte Jeſus in Parabeln? (§. 199-201.) 430
Die Parabel als epiſches Gleichniß und in Beziehung auf das Gottesreich betrachtet. (§. 202-206.) ſ 438
Ordnung und Stellung der Parabeln. (§. 207-210.) 448
Paränetiſche Parabeln. (§. 211-220.) ſ 456
Die letzten Parabeln Jeſu. (§. 221-223.) ſ 484
Ueber den äſthetiſchen Werth der Parabeln Jeſu. (§. 224 u. 225.) ſ ſ ſ 493

Vorläufige Bemerkungen.

Einfluß des claſſiſchen Studiums auf die Auslegungskunſt.

§. 1.

Unſtreitig gehört ein tieferer Blick in den Geiſt des Alterthums und eine genauere Entwickelung und Darſtellung deſſelben zu den entſchiedenen Vorzügen und Verdienſten unſers Zeitalters. Wir verdanken dieſes theils dem in dem Wanken und Kampf der philoſophiſchen und äſthetiſchen Syſteme und Principien ſtärker gefühlten Bedürfniß einer feſtſtehenden Norm und Regel des Schönen, die man nur in den vollendeten Werken des Alterthums zu finden glaubte, und deren Nothwendigkeit man um deſto ſtärker fühlte, je mehr ſich, wie bey allen Kämpfen, von der andern Seite eine Barbarey über Wiſſenſchaften und Kunſt zu verbreiten drohete; theils verdanken wir jene Vorzüge dem durch die Kantiſche Philoſophie aufgeregten kritiſchen Sinn, der auf das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften und Kunſt ſeinen Einfluß äußerte, und wenigſtens das große Verdienſt hatte, das Ganze in ſeine beſtimmten Theile und Gränzen zu ſondern, und dadurch das Einzelne dem Forſchungsgeiſte und ſeiner Begründung durch feſte Principien näher zu bringen. Aber noch mehr als alles dieſes wirkte das Beyſpiel derjenigen Männer, die mit der innigſten Kenntniß des Alterthums zugleich den feinſten Geſchmack verbanden, und dadurch in den Stand geſetzt wurden, theils entwickelnd, theils in ihren eigenen Werken und Nachbildungen

den Geist des Alterthums lebendiger und reiner, als jemals geschehen ist, darzustellen *). Durch sie wurde die Kritik des Geschmacks mit der Sprachforschung, die Aesthetik mit der Hermeneutik innig verbunden. Ehemals bestand das Geschäft der Alterthumsforschung mehr in dem Zusammentragen weitläuftiger Commentare und in der Zusammenstellung des Aehnlichen; man suchte mehr Scholiast, als Kritiker und Exeget zu seyn. Freilich eine dankenswerthe Bemühung, wodurch dem spätern Forscher vorgearbeitet, aber auch nicht selten der wahre Zweck und das Ziel dieser Forschungen verrückt, und der Gewinn, der daraus entstehen sollte, unter der Menge der Worte und Anmerkungen verfehlt wurde.

Auch verlor man oft bei dem angestrengten Fleiß des Sammelns und Zusammentragens den freyern Blick in das innere Heiligthum und den Geist des Alterthums, bey dem Vielfältigen das Einfache. Man verfuhr eigentlich in verkehrter Ordnung. Statt den Geist eines Werks aus dessen eigenem Innern zu schöpfen, und durch Zusammenstellung mit dem Aehnlichen zu belegen, zu entwickeln und darzulegen, suchte man ihn in dem gesammelten Fremdartigen. So behandelte man das ganze Alterthum auf die gleiche Weise, den Homer wie den Virgil, in so fern sie beyde zur Gattung des Epos gehören, den Herodot wie den Thucydides oder Xenophon, weil sie Geschichte enthalten, und ahndete nicht den so verschiedenen Geist, von und aus welchem sie empfangen und geboren wurden, und der dem Materiellen Gestaltung und Leben gab.

Auch den heiligen Schriften des Christenthums widerfuhr das nämliche Schicksal. Man suchte meistentheils nur Wort

*) Was wir vorzüglich in dieser Hinsicht unserm Lessing, Herder, Göthe, Schiller, Wieland, Voß u. a. verdanken ist bekannt genug. Deutschland gebührt auch hier die Palme vor allen andern Nationen.

mit Wort, und Phrase mit Phrase zu belegen, und eines neben das andere zu stellen, und glaubte hiermit allen Pflichten eines Interpreten ein Genüge gethan zu haben, unbekümmert, in welchem verschiedenen Geiste das nämliche Wort gesprochen seyn könne. Daher behauptet Ernesti mit Recht, daß die Versuche selbst der sprachkundigsten Männer, das N. Test. aus griechischen Schriftstellern zu erläutern, der Interpretation mehr Nachtheil als Vortheil zuwege gebracht habe, und daß es schwerer sey, den Mißbrauch griechischer Sprachkenntniß zu vermeiden, als sie recht anzuwenden *).

§. 2.

Dieser Mißbrauch der griechischen Schriftsteller bey der Erklärung des N. Test., oder auch bey der Interpretation dieser Schriftsteller selbst, entsprang wohl hauptsächlich daher, daß man nicht vorher den eigenthümlichen Geist jedes Schriftstellers und seines Zeitalters von andern geschieden und entwickelt, und sich dadurch in den Stand gesetzt hatte, zu beurtheilen, in wie fern der Ausdruck, Sinn und Geist, Art und Weise des einen zur Entwickelung des andern anwendbar sey.

Je tiefer man also in den Geist des Alterthums und jedes einzelnen Schriftstellers eindrang und je besser man dessen Eigenthümlichkeit kennen lernte, um desto schärfer konnte die Gränzlinie gezogen werden, wie weit man mit Sicherheit den einen zur Entwickelung des andern anwenden dürfe. Man kann daher auch mit Recht behaupten, daß jeder geistvolle Versuch, einer Specialhermeneutik irgend eines Schriftstellers des Alter-

*) Ego mihi videor observasse, permultos ex iis, qui ex graecis scriptoribus conati sunt, illustrare libros divinorum hominum, graviter in eo peccasse, plusque impedimenti, quam adjumenti ad interpretationem attulisse: ut mihi prope difficilius videatur, linguae graecae scientia non abuti, quam recte uti. Ernesti de difficult. N. T. recte interpret. in opusc.

thums ein Beytrag zur bessern Erklärung des N. Test. wurde. Das Studium der alten Classiker stand von jeher in sehr genauer Verbindung mit dem Studium des heiligen Alterthums *). So hatte vorzüglich das Studium der homerischen Gesänge einen unverkennbaren Einfluß auf die Kritik und Exegese der heil. Schriften. Und so wie das Wiederaufblühen der Wissenschaften in jenen finstern Jahrhunderten vorzüglich mit Homer begann, so verdanken wir auch den neuern Bemühungen unserer trefflichsten Männer um diesen Dichter ein tieferes Eindringen in den Geist des ganzen Alterthums. Die hohe Schönheit und Einfalt dieser Gesänge reizte zur steten Rückkehr zu derselben; was that man nicht alles, um mit dem Geist derselben vertraut und auf dem Boden, wo sie entsprangen, einheimisch zu werden? Und mit diesen glücklichen Bemühungen eröffnete sich eine neue Periode in der Kritik des Geschmacks, die sich auch bald über alle andere Zweige des Alterthums verbreitete. So wie die Griechen den Homer als die Urquelle ihrer Bildung und alles ihres Wissens betrachteten **), und sich aus ihm ihre Poesie, Geschichte und Philosophie entwickelten, so gieng auch bey der neuen Nation aus der vertrauten Bekanntschaft mit demselben eine neue und reinere Ansicht des Alterthums und eine bessere Interpretation hervor. Man fing seitdem an, die Meisterwerke der alten Welt in ihrer Form und ihrem Geist zu erforschen, und dadurch den Grund zu einer speciellen und psychologischen

*) Auch alle vorzüglichen Ausleger der heiligen Schriften gingen aus dieser Schule des classischen Alterthums hervor, z. B. Melanchthon, Erasmus, Grotius, Glas, Ernesti, Morus u. a. Luther, dessen hohes Genie den Geist der heil. Schrift oft so richtig auffaßte und wiederzugeben wußte, der eben so gut seine Mängel kannte, bedauerte es, daß man ihn in seiner Jugend nicht mehr Poeten hatte lesen lassen.

**) S. Fr. Schlegel Geschichte der Poesie der Griechen und Römer. I. B. 1. Abtheil. S. 65 f.

Hermeneutik zu legen, wie man sie bisher noch nicht gekannt hatte, und zugleich ein Muster und Vorbild aufzustellen, auf welche Weise man überhaupt in der Entwickelung des Geistes irgend einer Schrift verfahren müsse. Man lernte aber auch daraus, daß man den Geist einer Schrift nicht aus jedem Fremdartigen, sondern aus ihr selbst, und aus unbefangener freyer Vergleichung mit dem, was ihr am ähnlichsten ist, schöpfen müsse. —

Auch verbreitete sich durch diese Forschungen des klassischen Alterthums über die Auslegungskunst überhaupt jener freyere und liberale Geist, der in den Geisteswerken desselben uns anspricht. So wie dieselben aus der freyen Natur und dem freyen Gemüth entsprangen, so erheben sie auch den geschmackvollen Forscher und Interpreten auf den nämlichen, von keiner vorgeschriebenen kirchlichen Norm beengten Standpunct; und so wie sich aus der genauern Kenntniß der verschiedenen Kulturstufen der Völker eine philosophische Geschichte der Menschheit entwickelte, so entstand aus der Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Geisteswerken in verschiedenen Zungen und Sprachen eine allgemein philosophische Grammatik und Hermeneutik, die im Grunde nichts anders ist, als eine auf Schrift und Sprache angewandte empirische Anthropologie, oder eine Naturlehre der Sprache, welche den Zweck hat, allgemeine und besondere, auf den Gesetzen der menschlichen Seele und psychologischen Principien beruhende Regeln aufzustellen, um sich durch deren Befolgung in die Denk- und Empfindungsweise anderer zu versetzen und ihre Gedanken und Empfindungen durch richtige Deutung der Sprachzeichen aufzufassen und darzustellen. —

§. 3.

Specielle Hermeneutik.

Die sorgfältige Entwickelung jener Principien und die Befolgung der daraus fließenden allgemeinen Regeln, die durch die

Kritik des Geschmacks und ihre Anwendung auf die Meisterwerke des Alterthums immer näher bestimmt und entwickelt wurden, führte bald auf eine specielle Hermeneutik, deren Umfang durch ihr Object bestimmt wird. Denn sie beschäftigt sich entweder mit dem Eigenthümlichen (Idiotismus) einer besondern Sprache überhaupt, oder mit den Eigenthümlichkeiten einer Sprache in einer besondern Periode, oder — und dies ist ihr engster Begriff — mit dem Ausdruck des einzelnen Menschen und seines Geisteswerks.

Jede besondere Sprache erfordert außer der allgemeinen noch ihre besondere Auslegungskunst, in so fern jedes einzelne Volk seinen eigenthümlichen Geist und seine eigenthümliche, von allen andern abweichende Art zu denken und zu empfinden, und seine Gedanken und Empfindungen zu bezeichnen, eben so wie seinen besondern Nationalcharakter und nationale Physiognomie hat. — Wie unendlich verschieden ist z. B. der Geist der hebräischen und griechischen Nation? Wie verschieden würde der Geist der Sprache beyder Völker haben werden müssen, wenn sie sich auch derselben Sprachzeichen bedient hätten? So prägt sich im Homer der griechische, im Virgil der römische Geist und Charakter aus, und beide Geisteswerke sind in dieser Hinsicht eben so sehr von einander verschieden, als der Geist beider Nationen*). Die Entwickelung und Darstellung dieser Differenz gehört in das Gebiet der speciellen Auslegung.

So hat auch ferner jede Periode und Kulturstufe eines Volkes ihre eigenthümliche Weise im Denken und Empfinden

*) Es bedarf hier nicht einmal so streng entgegengesetzter Beispiele, als die angeführten sind. Welch ein anderer Geist lebt und webt schon in dem Ionismus und Dorismus, zwey Dialekten einer und derselben Sprache. Herodot in einem andern Dialekt würde nicht mehr Herodot seyn. Schon in den Lauten seiner Sprache schwebt sein Geist. S. Creuzer über die hist. Kunst der Griechen. S. 191. f.

und in der Bezeichnung deſſelben. Man pflegt dieſe verſchiedenen Perioden der Bildung eines Volks nach einem Maximum (a potiori) durch verſchiedene Ausdrücke zu bezeichnen, als: Periode der Wildheit, Rohheit; ſinnliche Kultur- oder Kindheitsperiode; ſinnliche und Vernunftkultur im Gleichgewicht, Verfeinerung und Ueberfeinerung*) — und demnach erſt eine arme rohe Sprache, dann ſinnliche poetiſche Sprache, ferner beſtimmte philoſophiſche, und endlich üppige entartende Sprache anzunehmen. Und wenn gleich die Gränzen dieſer Perioden in der Wirklichkeit ſich nicht ſcharf ſcheiden und ſondern laſſen, ſo wird es doch dem Kenner nicht ſchwer fallen, das Uebergewicht der einen oder andern richtig zu beſtimmen und darnach ſeine Hermeneutik zu bilden.

Denn eben ſo wie die Bildung der Völker, ſo iſt auch die Sprache dem ſteten Wechſel, und wie jede Convenienz dem Geiſt der Zeit unterworfen. Dieſer ſchafft neue und verdrängt alte Ausdrücke, beſtimmt das Schickliche und Unſchickliche derſelben, ſetzt ihren Werth und Gehalt herauf und herab u. ſ. w. **). Wörter gelten wie Münzen, nicht ihr Name und Gepräge, ſondern der Zeitpunct, in welchem ſie cursiren, muß der Maaßſtab ihres Gehaltes und beyde wechſelsweiſe aus einander beſtimmt

---

*) S. Jenisch Univerſalhiſt. Ueberblick der Entwickelung des Menſchengeſchlechts.

**) Z. Beweis mögen einzelne Wörter dienen: ἀρετὴ, virtus honnêteté, gerecht, einfältig. Oft können einzelne Ausdrücke zum Barometer dienen, um den Stand des Zeitgeiſtes nach demſelben zu beſtimmen. Z. B. das Wort Humanität in unſern Tagen: nicht als ob dieſes den Geiſt unſers Zeitalters bezeichnete, ſondern das Hervorrufen eines ſolchen Wortes bezeichnet vielmehr das Gefühl des Mangels und des daraus entſtehenden Bedürfniſſes nach demſelben. Das Wort wird zwar allgemein, aber die Sache — findet ſich nur in der kleinen unſichtbaren Kirche.

werden. — Oft giebt auch eine einzelne wichtige Begebenheit, oder ein einzelner Mensch dem Zeitgeiste eine eigenthümliche Richtung, und bildet in seinem Zeitalter ein anderes, (gleichsam einen status in statu), welches mit dem erstern im Kampf ist, und dessen Stimme wir aus den uns übriggebliebenen Denkmälern desselben vernehmen, deren Geist aber die Auslegung nicht mit dem allgemeineren des Zeitalters verwechseln darf. Solch ein eigenthümlicher Geist des kleinen Häufleins spricht sich z. B. in den erhabenen Werken der hebräischen Propheten — zur Zeit der Geburt Jesu in der Stimme eines Symeons aus, oder will man ein Beyspiel aus der profanen Welt, zur Zeit des Verfalls römischer Sitten und Freyheit in den Werken des ernsten Tacitus. Zu eben dieser Erscheinung gehören die Schriften der Apostel und Evangelienschreiber, die, wenn sie gleich zuweilen die Farbe ihres Zeitalters annehmen, doch einen himmelweit von demselben entfernten Geist und Ton haben. Hier kann das Gleichzeitige nur zur Erklärung der äußern Umgebungen, nicht aber zur Darstellung des Geistes derselben angewendet werden. Endlich hat auch jeder einzelne Mensch seine individuelle subjective Art zu denken und zu empfinden, und demnach auch seine eigenthümliche Weise, sich zu äußern, nach Maaßgabe des verschiedenen Verhältnisses seiner Sinnlichkeit zu seinem geistigen Vermögen, und seines Willens zu seiner Vernunft, oder nach seinem eigenthümlichen individuellen Charakter, welchen der Menschenbeobachter aus den erscheinenden innern und äußern Handlungen, der Hermeneut aus der Schrift, in welcher ihr Verfasser darstellend und handelnd auftritt, kennen zu lernen sucht. Dies ist das Geschäft der speciellen Auslegung im engsten Sinne.

§. 4.

Die specielle Auslegung sucht demnach nicht blos die Worte und Ausdrücke eines andern, sondern vielmehr ihn selbst zu

verſtehen und zu begreifen. Denn zwiſchen beyden iſt ein weſentlicher Unterſchied. Erſteres geſchieht, wenn man blos mit den Worten eines andern einen richtigen Sinn verbindet, ſo daß man dieſe dem Inhalt nach in ſeiner eigenen Sprache und Weiſe ausdrücken und wiedergeben kann. Man verſteht aber einen andern, wenn man zugleich einſieht, aus welchen ſubjectiven Gründen er ſich gerade ſolcher Worte und Ausdrücke zur Bezeichnung der Facta ſeines Innern, ſeiner Gedanken und Empfindungen bedient habe, und hiedurch ſeine Individualität und Subjectivität ſeines Gemüthszuſtandes auffaſſet; oder Jemand verſtehen heißt, die Facta eines fremden Gemüths vermittelſt der Darſtellung derſelben von demſelben in ſich reproduciren *). Es iſt demnach ein Unterſchied zwiſchen dem Verſtehen deſſen, was ein Schriftſteller (Redner u. ſ. w.) ſagt, und dem Verſtehen, Begreifen und Auffaſſen des Schriftſtellers ſelbſt. Es giebt eine Wort- und eine Geiſt-Hermeneutik, von welchen wohl die erſte ohne die letztere, aber nicht dieſe ohne jene Statt finden kann. Man kann z. B. den Herodot und Tacitus, oder vielmehr ihre Schriften bey genauer Kenntniß der Sprache, worin ſie ſchrieben, den Worten und dem Inhalt nach verſtehen, ohne jedoch bey aller Sprach- und Wortkenntniß

*) Das deutſche Wort Verſtehen drückt dies vielleicht aus, wenn man auf deſſen etymologiſchen Urſprung zurückgeht. Es heißt dann ſoviel, als, an jemandes Stelle ſtehen, ſich mit ihm identificiren, ſo wie nach der Analogie jemand vertreten, z. B. vor Gericht, d. h. ihn repräſentiren. So auch das griechiſche συνιειν eigentlich mit jemand Eins, Eine Perſon werden. Das lateiniſche intelligere iſt eigentlich intus oder interiora legere, das Innere auffaſſen. Kant nimmt verſtehen in der geringeren Bedeutung, und begreifen in der angeführten prägnanteren; und freilich hat das Wort verſtehen im gemeinen Leben die Prägnanz verloren. Eben ſo wie der Verfaſſer nimmt auch Rnioch das Wort verſtehen. S. deſſen hinterlaſſene Schriften.

den eigenthümlichen derselben, oder den Herodot und Tacitus selbst aufzufassen. Zu diesem Verstehen im engern Sinn scheint selbst eine eigene, derjenigen des Schriftstellers homogene, Organisation, und ein sowohl angebornes als ausgebildetes Zartgefühl erforderlich zu seyn; ein offener Sinn und eine Gewandtheit des Geistes, die theils Gabe der Natur, theils die Frucht einer sorgfältigen ästhetischen Bildung sind *).

Bei Dichtern ist dieser Mangel eines richtigen, zum Verstehen derselben unentbehrlichen ästhetischen Gefühls noch auffallender, als bey den Prosaisten, wo die Aneignung des Gedankengehalts des Schriftstellers, oder des sogenannten Realen jenen Mangel zwar nicht ersetzen, aber doch verdecken kann. So giebt es Menschen, die z. B. alles, was im Homer stehet, grammatisch und historisch wissen und verstehen, nur den Dichter selbst nicht. Sie lesen ihn als eine Reihe erlustigender Mährchen, und meinen, die Poesie bestehe blos in der Scansion. Man sagt von solchen Menschen, es fehle ihnen das Dichtergefühl, und sie werden bey allen sonstigen Kenntnissen und Vorzügen unfähig seyn, den Dichter als solchen aufzufassen und andern darzulegen. Als Kunstwerk ist das Poem für sie nicht da; es hat nur für sie einen ökonomischen Werth — sie eignen sich daraus an, was sie gebrauchen können, und gestalten dieses nach eigenem Bedürfniss.

Daß es in Rücksicht der Poesie solche Menschen giebt, ist eben so gewiß, als solche nicht selten sind, denen es zum Theil

*) Bey einem solchen Leser findet das Statt, was Sterne in einem seiner Briefe sagte: His own Ideas are only called forth, by what he reads, and the vibrations within him, entirely correspond with those excited. 'Tis reading him self, not the book. Der genialische Luther besaß jene Organisation und Eigenschaften in hohem Grade, daher ward seine Bibelübersetzung ein Meisterwerk für alle Jahrhunderte. Was würde er gewesen seyn, wenn er eine ästhetische Jugendbildung genossen hätte!

oder durchaus an musikalischem Sinn, und wie man von ihnen, obgleich sie scharf genug hören, zu sagen pflegt, an Gehör fehlt. So wie es nun unläugbar eine gewisse Thätigkeit des menschlichen Geistes, oder ein Gefühlsvermögen giebt, vermittelst dessen wir ein poetisches Kunstwerk richtig auffassen und verstehen; so giebt es auch überhaupt ein solches richtiges Gefühl und einen Sinn, der zum vollständigen Verstehen jedes andern Geisteswerks nothwendig ist, und dessen Mangel keine Gelehrsamkeit ersetzen kann. Nur ist der Einfluß desselben bey andern Geisteswerken nicht in gleichem Maaße und auf gleiche Weise sichtbar und in die Augen fallend. Aber dennoch ist in allen wahrhaften Geisteswerken ein eigener Geist, eine eigene Poesie, die aus dem Gemüth des Verfassers hervorging, und seinen Werken Ton und Leben giebt. Diese aufzufassen und darzustellen ist nicht immer leicht, aber zum völligen Verstehen desselben nothwendig.

§. 5.

Besonnener Vortrag — Originalität.

Der philosophische Schriftsteller hat den Zweck, zu der Vernunft von Erkenntnissen und Zwecken der Vernunft zu reden und zu belehren. Er wird sich der größten Bestimmtheit im Vortrag und Ausdruck befleißigen, und je mehr er dieses thut, um desto leichter wird er so gefaßt werden, als er es will und wünscht. Ein solcher philosophischer und bestimmter Vortrag entfernt alles, was das ruhige Auffassen seiner Gedanken stören könnte, sucht jede Einmischung der Phantasie zu vermeiden, oder benutzt diese höchstens mit weiser Sparsamkeit als Mittel, die Aufmerksamkeit zu beleben, jeder Ausdruck ist ein überdachtes und reifes Product seines Verstandes, jedes Wort hat sein bestimmtes Gepräge und seinen festen Werth. Man nennt einen solchen Vortrag einen nüchternen und besonnenen (ἰσχνὸς). Ein Schriftsteller dieser Art sucht in seinem Geisteswerke nicht sich selbst, sondern blos die Sache darzustellen.

Man kann von demselben wohl auf die Gewandtheit seines Geistes, auf die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, aber nicht auf seinen individuellen Charakter schließen, und eben so wenig auch wieder aus diesem seine Schrift erklären. Sein Geisteswerk gleicht in diesem Fall der Oberfläche eines stillen ruhigen Stromes, in welcher sich die nahen Gegenstände klar und deutlich abspiegeln. Man kann von ihm sagen, daß er ein großer, ein schöner, ruhiger und heller Fluß sey — aber seine Tiefe, die Schnelligkeit seines Stromes, seinen eigentlichen Charakter, wenn man so sagen mag, wird man aus diesem allen nicht gewahr. Man vergißt selbst, daß es ein Strom ist, und beschaut nur die Landschaft in seinem ruhigen Spiegel. — Wenn ich zu diesem Bilde ein Beyspiel geben sollte, so wüßte ich kein besseres zu wählen, als J. Cäsars historische Werke. Trägt irgend ein Werk des Alterthums den Charakter der Besonnenheit, so ist es dieses. Es verräth durchaus seinen Verfasser nicht, nur sich selbst und die Sache spricht es aus — aber es erfüllt mit Hochachtung gegen den großen Mann, der so von und über sich schreiben konnte, ohne seine Person und seine Empfindungen einzumischen, wodurch eben jene hohe Einfachheit entsteht, welche wir mit Recht an diesen, so wie an mehreren andern Werken des Alterthums, (z. B. in Xenophons historischen Schriften, vorzüglich seiner Anabasis cf. Creuzer p. 310.) bewundern *).

*) Man würde Cäsars historische Werke das Ideal der Geschichte nennen können, wenn der Ton derselben ihrer Form durchaus entspräche. Letztere ist vollkommen. Aber die eigentliche Begeisterung der historischen Muse fehlt ihm. Seine Seele wurde vielleicht zu sehr von ehrsüchtigen Planen, die den Sturz der Freyheit seines Vaterlandes zur Absicht und Folge hatten, beunruhigt. — Selbstsucht hatte zu sehr dieselbe eingenommen, als daß der göttliche Funke der Begeisterung, der in ihm lag, sich hätte entflammen können. Sein Werk ist das Product der kalten Besonnenheit, welche ihm überall bey der Ehrsucht, die ihn ergriffen hatte,

Sie ſetzt bey einem Geiſteswerke, das dieſen Charakter an ſich trägt, voraus, erſtens, daß der Urheber deſſelben ſeines Stoffes durchaus mächtig ſey, und dann, daß er ſich ſelbſt ſo zu beherrſchen wiſſe, daß ſein eigenthümliches Intereſſe, ſeine Perſönlichkeit und ſeine Empfindungen durchaus keinen Einfluß haben auf die durch die Regeln der Kunſt beſtimmte Form ſeiner Darſtellung, oder, daß er ſo ſehr von den Gegenſtänden, die er darſtellt, ergriffen werde, daß ſein Geiſt gänzlich in dieſelben übergeht, und er in ſeinem Werke nichts von ſeiner Individualität offenbare. Die Alten drückten dieſes durch die Begeiſterung der Muſe aus. Der Begeiſterte verliert durchaus ſeine Perſönlichkeit; er wird das Organ der Muſe, ſie redet durch ihn, und der Menſch verſchwindet. Es iſt ſo, wie wenn ein Künſtler eine herrliche Statue eines Apollo vollendete, der Künſtler gehet hinweg und die Statue oder vielmehr der Gott ſtehet da, nicht als wenn er von Menſchen gebildet, ſondern wie wenn er vom Olymp gekommen wäre. Man legt ſolchen Kunſtwerken Originalität bey, im höheren Sinn. Denn man verbindet nicht immer mit dieſem Worte den nämlichen Begriff. Wenn von Werken der Kunſt die Rede iſt, ſo ſteht Originalität der Copie und Nachahmung entgegen, oder ſie iſt nach Kants Definition*) ein Talent,

---

bewunderungswürdig zu Gebote ſtand. Tacitus ſteht dem Cäſar nach, in Rückſicht der Beſonnenheit und Form — aber welch ein anderer Geiſt belebet ſeine Geſchichte! Er vergißt zuweilen der Leitung ſeiner Muſe, entreißt ſich plötzlich ihren Armen, und drängt ſich auf den Schauplatz der Vergangenheit — ſein eigener Unmuth — ſeine Vaterlandsliebe, ſein Römergeiſt wird ſeine Begeiſterung und Muſe; er ſündigt gegen die Kunſt — aber wer wendet denn nicht gern ſeinen Blick von dem Schauplatz der Geſchichte und dem Gewühl der Menſchen weg auf den einzelnen Menſchen, und fühlt ſich erquickt und geſtärkt durch den Anblick des edlen Römers und ernſten Menſchenfreundes!

*) Kritik der Urtheilskraft. I. p. 122.

dasjenige, wozu sich keine bestimmte Regel geben läßt, hervorzubringen. Hier wird der Ausdruck Originalität (Ursprünglichkeit) gebraucht in Beziehung auf die Urquelle der Regel, nämlich in so fern sie die Natur giebt*). In diesem Sinne legt man wieder der Kunst Originalität bey, z. B. Homers Werken gebührt dieses Prädicat im strengsten Sinn. Solche Werke verrathen aber durchaus nicht die Individualität ihres Verfassers, überhaupt keine menschliche Individualität. Man kann und darf, ohne daß sie darunter leiden, sie betrachten, als ob sie durch sich selbst entstanden wären, oder auch als Producte eines Zeitalters, Naturproducte. Ihre Ursprünglichkeit läßt sich auf die Natur zurückführen.

Außerdem giebt es aber noch eine zweyte Originalität, die auf den einzelnen Menschen, und auf dessen eigenthümlichen ästhetischen und ästhetischmoralischen Charakter, kurz auf seine ganze Individualität, in die ihm eigne Modification seines Verstandes und Begehrungsvermögens zurückgeführt werden muß. Ein Geisteswerk, das diese Originalität an sich trägt, nennt man originell in Beziehung auf den Verfasser desselben, den man einen originellen Menschen oder originellen Schriftsteller nennt, indeß man jenen einen Originalgeist nennen könnte. Jene erstgenannte Originalität kann man blos von eigentlichen Werken der Kunst prädiciren; letztere aber auch einzelnen Handlungen, Charakteren, Worten und Ausdrücken, und überhaupt allen menschlichen Geisteswerken und Schriften beylegen. Sie zeigt sich wohl am wenigsten in rein philosophischen, abstracten Schriften, wo der Verfasser nur den Zweck hat, Begriffe, Gedanken und Schlüsse darzulegen, die er, so lange er will, festhalten, und kaltblütig mit dem Ausdruck, den er zur Bezeichnung derselben wählet, vergleichen kann. Je geübter sein Ab-

*) cf. l. c. Kant.

stractionsvermögen ist, je schärfer seine Beurtheilungskraft, je ruhiger und fester seine Besonnenheit, um desto regelmäßiger und festlicher wird sein Ausdruck und der Gang seiner Darstellung seyn, um desto weniger wird er individuelle Gefühle hineinmischen, — kurz seine Darstellung wird einer mathematischen Demonstration gleichen, welcher man, so wichtig und neu auch die Resultate derselben seyn mögen, doch niemals wird das Prädicat der Originalität beylegen können, und zwar deshalb nicht, weil die Form der mathematischen Demonstration nur Eine seyn kann, welche die Sache selbst giebt.

Ganz anders verhält es sich schon mit historischen Werken. Sie sind Kunstwerke, Werke einer Muse. Der Historiker hat es mit Begebenheiten, Charakteren, Empfindungen zu thun. Seine eigenen Gefühle werden während der Darstellung aufgeregt, und diese lassen sich nicht wie Gedanken kaltblütig abwägen und vergleichen. Denn je stärker und lebhafter sie sind, um desto kürzer und schnellverschwindender sind die Ausdrucksläute derselben (Interjectionen). Der Ausdruck derselben durch Worte ist desto unregelmäßiger und kürzer, je tiefer und wahrer jene sind. Gesichtszüge, Stellung und Bewegung des Körpers, Gang, Stimme, Blick ꝛc. verändern sich und werden die Interpreten dessen, was im verborgenen Innern vorgehet. Deshalb stellen auch die besten Seelenmaler unter den alten und neuern Schriftstellern die Empfindungen der Menschen mehr durch Andeutung der Mienen und Geberden, als durch Worte dar *).

Sobald die Empfindung sich eines Menschen bemächtigt, so zeigt er sich in ausgezeichnet eigenthümlicher Gestalt; er

---

*) Als Beispiel diene Tacitus Schilderung des edlen Weibes des Arminius, als sie durch Verrätherei in römische Gefangenschaft gerieth: mariti magis quam parentis animo, compressis intra sinum manibus gravidum uterum intuens

vergißt der Besonnenheit, die die Convenienz oder er selbst sich auflegten, er tritt hervor in Eigenthümlichkeit und scheint ein anderer. Und wenn er sich auch Zwang anthut, und unter die Regel schmiegt, so zeigt sich doch wenigstens dieser Kampf mit sich selbst, und läßt seine Empfindung und die Partey, die er nimmt, errathen. Vorzüglich leicht widerfährt dieses dem Geschichtschreiber großer Ereignisse, an welchen sein Herz innigen und lebhaften Antheil nimmt, den er dennoch verbergen muß. Und wenn er in diesem Kampfe auch durchaus den Sieg davon trägt, so wird doch sein Ausdruck und Vortrag das eigene Gepräge seines Innern an sich tragen, und eben dadurch die Eigenthümlichkeit des Verfassers verrathen, und originell, aber auch zugleich dadurch für den, der ihn auffasset, um desto interessanter werden. Man wird ihn, wie sehr er auch seine Empfindungen verberge, dennoch in dem Anschmiegen an die Begebenheit und die Menschen, die ihn interessiren, an dem genauen Aufmerken auf jede ihrer Bewegungen und Mienen, und an dem Interesse und der Genauigkeit, mit welcher er diese darzustellen sucht, gewahr werden und selbst zuweilen an der kalten Besonnenheit, die er von sich erzwingt, erkennen*). Uebrigens kann man zu den Historikern nicht blos diejenigen, die ex professo ein historisches Werk schreiben, sondern auch diejenigen rechnen, welche z. B. in einem freundschaftlichen Briefe Begebenheiten, die sie selbst betrafen, darstellen, so wie wenn Luther die

*) Beyspiel hierzu sey ein bekannter Abschnitt aus einem der originellsten Werke, nämlich die rührende Geschichte des le Febre aus dem Tristram Shandy, dessen Verfaser überhaupt in dieser Hinsicht ein Meister, und, wenn je in anderer, originell ist. Aus den Evangelisten werden Beyspiele unten vorkommen, insofern nämlich bey ihnen die Natur das nämliche bewirkt, was bey andern die Kunst.

die Geschichte seines Bibeldollmetschens erzählt *). Wem erscheint nicht hier im todten Buchstaben und Schrift der lebendige originelle Geist und Charakter des edlen, einfachen und festen Mannes? — Ueberhaupt kann nur der Mann, der die Begebenheiten seines Vaterlandes und solche, die ihn unmittelbar interessiren, beschreibt, ein Geschichtschreiber genannt werden.

§. 6.

Lebhafter Vortrag. Begeisterung.

Die Originalität eines Geisteswerkes, die in der Form desselben sich ausprägt, hat demnach ihren Grund in dem Gemüthe des Urhebers, in seiner Empfindungsweise und Phantasie, in dem Idealen und dem Streben nach dem Uebersinnlichen. — Man nannte schon in den ältesten Zeiten diejenigen Menschen, welche sich durch eine eigenthümliche Empfindungsweise und durch höheren Schwung der Phantasie und lebendiges Interesse für das Schöne, Wahre und Gute auszeichneten, Enthusiasten, d. h. solche, in denen Gott sey. — Man legte ihnen also ein unbestimmtes =X bey, das man bei andern Menschen vermißte, bey diesen ahndete, und das Göttliche nannte, zum Unterschiede von dem Menschlichen oder Gemeinen. Natürlich war die Sprache dieser Menschen dem ihnen einwohnenden unbekannten =X angemessen, würdig oder erhaben, einfach und in abgemessenem Rythmus tönend. Man nannte deßhalb die Dichtersprache die Sprache der Götter. Man glaubte in ihnen den Kampf menschlicher Sprachlaute und Töne mit göttlichen Empfindungen zu vernehmen **). Wenn die Laute die Empfindungen so

*) S. in Panzers Zusätzen zu seinem Entwurf einer Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Luthers Sendbrief über das Dollmetschen.

**) S. eine Beschreibung eines solchen innern Kampfes des Begeisterten Hiob 32, 18 — 20.

erreichten und darstellten, daß sie in dem Hörer die nämlichen Empfindungen erzeugten, so verstand er die Götterſprache der Begeiſterten.

§. 7.

Dieſe erhöhete Rede und Sprache entſpringt aus der Vereinigung lebhafter Empfindungen auf Einen Gegenſtand oder Eine Idee, welche ſich die Seele in veredelter Geſtalt vorſtellt und mit Gewalt ergreift und feſthält. Dieſes Ideal wird der Gott in dem Menſchen, oder auch, wenn ſeine Empfindungen eine falſche Richtung erhielten, ſein Idol. Die Aeußerungen derſelben ſind mannigfaltig und eben ſo verſchieden, als die Töne der menſchlichen Rede verſchieden ſind. Ihre Stärke und Schwäche hängt von der Stärke und Schwäche der Empfindungen oder von der Beſonnenheit und Selbſtbeherrſchung des Begeiſterten ab. Oft gränzt die Sprache der erhöheten Phantaſie an die Sprache des Wahnſinns. Beide verwechſeln zuweilen Vergangenheit und Zukunft — halten das Lebloſe für lebendig *), das Unmögliche für wirklich; beyde reden in den ſtärkſten Bildern und identificiren ſie mit dem Gegenſtande, den ihre Einbildungskraft in der Idee ergreift u. ſ. w. Beyſpiele findet man genug in der hebräiſchen Poeſie, wie im Segen Jacobs, in den Schilderungen der Propheten, im Oſſian u. ſ. w. — Nach dieſem ſtärkſten und auffallendſten kann man ſich den Begriff der ſchwächern Abſtufungen und Modificationen machen. —

*) Z. B. die Anrede an lebloſe Dinge: Schweig eine Weile, o Wind! Stille eine Weile, o Sturm! bei Oſſian. Vergl. Habac. 2, 11. die Steine werden ſchreyen und — die Balken am Gebäude werden antworten. — Shakeſpeare treibt oft durch die Gewalt ſeines Genies die Empfindung ſo hoch, daß ſie nothwendig in Wahnſinn übergehen muß. Cf. Garve kl. S. Auch Ariſtoteles erfordert zur poetiſchen Kunſt „einen durch die natürliche Miſchung ſeiner Beſtandtheile zur Raſerey geneigten Menſchen.“ —

§. 8.

Das lebhafte Ergreifen dieser Einen herrschenden Idee durch das Begehrungsvermögen und die Phantasie, so daß sie zur Empfindung wird, und die der Stärke der Empfindung angemessene Darstellung derselben in Rede und Sprache heißt Poësie. — Vielfach gestaltet erscheint sie in den Werken des menschlichen Geistes, je nachdem der Gegenstand der Begeisterung oder das Organ, in welchem sie wirket und durch welches sie redet, verschieden ist. Sie zeigt sich nicht blos in den eigentlichen Werken der Dichtkunst, die mit Recht die Sprache der Gottheit reden, sondern wie die allgemein verbreitete Bildungskraft der Natur erzeugt sie nicht nur die Blüthen der Palme und Myrte, sondern überall auch Blumen, Halme und Blätter; sie kann in jedem Werke des Geistes, in jeder Sprache sich äußern; sie ist so allgemein, wie der moralische Sinn im Menschen, ja sie steht mit diesem in der innigsten Verbindung. So wie diese zeigt sie sich auf die mannigfaltigste Weise, bald mit den stärksten auffallendsten Zügen im vollen Glanz ihrer Majestät, bald in sanftern Abstufungen in kindlicher Einfalt, Schmucklosigkeit und Unschuld. Ihr höchster Flug wird mit dem Namen der lyrischen Poesie bezeichnet, — um ihre Erhabenheit über die gewöhnliche Sprache der Menschen anzudeuten. — Der Mensch, der sie singt, aus dem sie hervorströmt, wird gleichsam zur Harfe und zum Psalter, seine Worte sind Töne aus ihm, erhaben über die gemeine Sprache, wie die Musik der Harfe über den Körper der Harfe erhaben ist. Wer vermag die Gränzen ihres tönenden Fluges zu bestimmen? Wer wird z. B. in den Psalmen und Propheten des alten Testaments die Sprache der Gottheit verkennen? — Der Geist Jehovahs — war in ihnen und sprach zu ihnen! hatte sie erkoren, Führer und Sittenrichter einem Volke zu seyn, das zum Volke Gottes bestimmt war und seiner großen Bestimmung hartnäckig entgegenstrebte. Daher erfüllt sie abwechselnd Hoff-

nung und Unwillen. — Sie fühlen sich als Repräsentanten der Gottheit, sie sind Jehovens Mund (Jes. 51, 16. Ex. 4, 12.). — Ist es zu verwundern, daß sie die Sprache Gottes reden? — Pindarus besingt die Edelsten, die Göttlichen seines Vaterlandes, das Größte und Höchste, was das alte Hellas kannte. Er ist der Repräsentant seines Vaterlandes, der Mund seiner Nation. Ist es ein Wunder, daß er aufhört, ein Mensch zu seyn, und die Sprache der Götter redet? — Eine niedrigere Stufe — wenn anders das Wort niedrig hier an seiner Stelle ist *) — ist die sogenannte epische Poesie. Große Begebenheiten der Vorzeit und seiner Nation gehen vor dem begeisterten Auge des Sängers vorüber; er besingt sie, und alles horcht seinen Tönen. Aber er muß sich selbst bezähmen, seine Phantasie muß unter die strenge Leitung der Vernunft sich fügen: denn alles muß in schicklicher, reizender und einfacher Ordnung erscheinen, in weislich begränzter Gestaltung **). Er soll Geschichte mit kluger Kunst, nicht aber seine Empfindungen singen. Deßhalb darf er auch nicht selbst reden, nicht selbst erscheinen ***). Die Muse redet durch ihn oder der Geist Jehovens †). — Große wichtige Begebenheiten sind also der Gegenstand des Epos.

---

*) Niedrig heißt sie blos deßhalb, 1) weil sie nur Begebenheiten darstellt, und nicht Eine große Idee den Sänger erfüllt, sondern von der einen Erscheinung zur andern fortgeleitet wird — und 2) weil also der Ausdruck auch nicht die Höhe und Erhabenheit haben kann. Selbst die Reden des griechischen Epos müssen episch seyn. Zu Klopstocks Messias sind sie meistentheils lyrisch.

**) Cf. Schlegel Geschichte der Poesie der Griechen und Römer.

***) Er braucht nicht einmal zu sehen mit leiblichen Augen; er kann blind seyn, wie Tiresias und Homer. Er bedarf nur des getterhellten geistigen Auges.

†) Die göttliche Begeisterung des epischen Dichters unterscheidet sich von der des lyrischen Dichters. Letzterer wird von

Man sieht leicht, wie nahe sich die Geschichte an dasselbe anschließt. Ihr Stoff ist der nämliche, nur im Epos ist er begränzt, in der Geschichte nicht. Das Epos ist ein Kunstwerk, Geschichte ein Werk der Kunst. Auch die historische Kunst hatte bey den Alten ihre Muse. Aber dann ist ein historisches Werk auch mehr als Erzählung (Aufzählung) der Begebenheiten. — Auch nicht blos die Ordnung und Stellung der Begebenheiten macht sie dazu, viel weniger rhetorische Floskeln und Wendungen, welche, wenn sie auch noch so schön wären, unter der Würde der Geschichte sind — sondern vielmehr der Geist desselben, der uns die Gemüthsstimmung und den Charakter des Historikers ahnden und aus dem eigenen Ton seines Werkes sich erkennen läßt *).

---

der ihm einwohnenden Idee ergriffen und fortgerissen, er verliert ganz seine Persönlichkeit, auch die Sprache gehört ihm nicht mehr an. Bey epischen Dichtern giebt vielmehr die Muse den Stoff; — in Beziehung auf diesen macht sie den Dichter gewissermaßen allwissend, läßt die Begebenheiten seinem geistigen Auge erscheinen. Er selbst aber bleibt sich seiner bewußt: er gestaltet dasjenige, was ihm die Muse giebt, mit kluger Kunst und Besonnenheit und in rythmischer Ordnung. Kurz durch die begeisternde Gottheit ist er Seher, durch sich selbst Dichter. — Die Hebräer hatten kein eigentliches Epos, kennten es auch nicht haben, weil es ihrer Nationalerziehung zu sehr an sinnlich-ästhetischer Bildung fehlte. Man kann aber sagen, daß es mehrmals anfieng, sich bey ihnen zu gestalten, aber es wurde dann entweder zu Nationalhymnen oder zur Geschichte. — Deßhalb nähern sich beyde dem Epos, indem jene eine zum Epos oft sich herabläßt, die andere sich mehrmals zu demselben erhebt. — Daher auch die Mischung des Reinpoetischen und der Nationalgesänge in die Geschichte! — Ja, die hebräische Sprache hat nicht einmal die Tempora der Zeitwörter, die zum Epos erforderlich sind, um die Vergangenheit bestimmt zu bezeichnen. Sie haben mehr ein Epos der Zukunft bey den Propheten.

*) Cicero sagt: Suus est cuique poemati sonus et quaedam intelligentibus nota vox. de opt. gen. Or. 1.

In keinem Historiker des Alterthums ist dieses merkbarer, als in den Geschichten des Tacitus. Der Hauptcharakter seiner Geschichte ist Erhabenheit — sie erweckt unaufhörlich in uns das Gefühl menschlicher Würde, welche auf selbstthätige Vernunft und Freyheit sich gründet. Wir ahnden in ihm den ächten altrömischen Freyheitssinn, der unter dem Druck äußerer Verhältnisse in ihm kämpft, verbunden mit zarter Humanität und strenger Gerechtigkeitsliebe, nebst einer ernsten, oft melancholischen Ansicht menschlicher Dinge *). Daher das ganz Eigene, Originelle, Charakteristische seiner Manier und seines historischen Tons. Ein wunderbares mystisches Helldunkel ruhet oftmals auf seiner Darstellung und seinem Ausdruck, das aus der Fülle seiner Empfindungen entspringt und sich auf eine ganz eigene Art seiner Sprache mittheilt **). Dem Herodot ist, wie Creuzer vortrefflich zeigt, der zur Empfindung gewordene Gedanke: „Er erhöht den Stolzen, aber dem Demüthigen giebt er Gnade!“ — das Ideale oder die Poesie seiner Geschichte.

Es ist schwer, den eigentlichen Geist der Schrift, — die Poesie desselben, so von derselben zu sondern und so aufzufassen, daß man ihn in Wort und Beschreibung darstellen könnte. Es lassen sich nur die Hauptzüge desselben angeben, eben

---

*) S. Ann. L. III. c. 18. Mihi quanto plura recentium seu veterum revolvo, tanto magis ludibria rerum mortalium cunctis in negotiis observantur. — Ihm kommt kein Historiker näher, als Johannes Müller in seinen Geschichten Schweizer-Eidgenossenschaft.

**) Muretus sagt von dieser Fülle des Tacitus: Indicat oratio se in pectore non in ore nasci. An einer andern Stelle vergleicht dieser geschmackvolle Römer die Werke des Historikers mit einem heiligdunkeln Tempel, wo den Hineintretenden ein heiliger Schauder anwandle. Mich gemahnte mehrmals der Anfang seines Agricola (man mag das Gleichniß sonderbar finden) — wie ein ernstes Largo im Anfang einer Mozartischen Symphonie oder Ouverture. —

weil es etwas Geistiges, Zartes, ein Hauch ist, der sie umschwebt und oft in dem Kleinsten sich ausspricht. — Daß nun auch in jeder andern Schrift und Geisteswerke ein solcher eigenthümlicher poetischer Geist seyn könne, leidet keinen Zweifel, und Beyspiele zeigen es. Plato heißt in dieser Hinsicht unter den Philosophen der Göttliche. Jeden Philosophen, der nicht mit leeren aus Ruhmsucht und Eitelkeit geborenen Systemen und Speculationen auftritt, sondern in sich den Beruf fühlt, der Wahrheit Diener zu werden und ihr den Weg zu bahnen, wird, wie er sich auch sträube, zuweilen die Empfindung und Phantasie übermannen, und durch den eigenthümlichen Ton seiner Rede das Gemüth und den Charakter des besonnenen Forschers verrathen. Kants Schriften unter den speculativen Philosophen geben hiezu Beyspiele, und, wenn auch von den populären Aufklärern der Menschenvernunft einer genannt werden soll, Pestalozzi. Man sehe nur seine originelle, wahrhaft poetische Schrift über Gesetzgebung und Kindermord, u. a. m.

§. 9.

Hermeneutik dunkler und origineller poetischer Geisteswerke.

Je origineller eine Schrift ist, d. h. je mehr sie das Gepräge der Eigenthümlichkeit ihres Verfassers an sich trägt, um desto mehr erfordert sie, um ihn und sein Werk völlig zu begreifen, ihre eigene Hermeneutik *). Die Lage,

*) Das hieße also wohl: Je dunkler, desto origineller, und umgekehrt; und so hätte die neueste Aesthetik Recht, wenn sie Jac. Böhm den höchsten Rang der Poesie zugesteht und ihn neben Shakespeare stellt? — Allerdings ist diesem Schwärmer nicht die Originalität und das Genie abzusprechen. Es giebt aber auch originalen Unsinn und ein Wahngenie. Aber er mußet seiner Phantasie zu viel zu, aber

Gemüthsstimmung, der Charakter ꝛc. des Verfassers müssen aus seinem Werke ergründet, und wiederum dieses aus ersterm erklärt werden. Denn die Originalität eines Geisteswerkes setzet eine eigene, subjective Gemüthsstimmung des Verfassers, eine durch irgend eine Grundidee seiner Seele und durch ein ihm eigenes Verhältniß seines Gemüths zu seinem Verstande belebte Phantasie voraus. Dieses Auffassen des Verfassers aus seinem Werk, dieses Begreifen des Menschen und Geistes aus dem Buchstaben und dieses Befreunden mit ihm muß vorhergehen, wenn uns nicht blos sein Werk schön, sondern — was weit mehr sagen will — Er uns in seinem Werke als ein geliebter, hochverehrter Mensch und Freund und seine Schrift und Rede uns als ein theures Geschenk von ihm erscheinen soll. —

Aber, wenn nun auch der Inhalt eines Geisteswerkes einem gebildeten Verstande einleuchtend und begreiflich seyn kann — und ohne dieses verdient der Verfasser den Namen eines Phantasten und Schwärmers oder confusen Kopfes — wenn gleich das Schöne und Wahre in derselben im Allgemeinen leicht aufgefaßt und ergriffen werden kann; so bleibt doch immer die Auffassung des Geistes und Gemüths, aus welchem es ursprünglich hervorging, und die eigenthümliche Tendenz desselben manchem verborgen. — Jeden Menschen erfreuet, manchen entzückt das Erstehen der Natur im Frühling, — jeder betrachtet mit Freude die sich entfaltenden Halmen, Bäume, Blätter und Blüthen — wenige ergreifen in ihm die ganze

---

vielmehr seine nicht von dem Verstande geleitete Phantasie will Begriffe von nichtsinnlichen Dingen in sinnliche Anschauungen verwandeln, und zerstört dadurch alle Begreiflichkeit derselben. Es folgt aber nicht daraus, daß er sich selbst auch nicht verstanden, und mit dem, was er sagt, auch gar keine Begriffe verbunden habe. Aber freylich waren diese keine deutliche. Seine Schriften enthalten einzelne Stellen, die an Licht und Wärme dem Schönsten und Edelsten in ihrer Art gleichkommen.

Fülle der allmächtigen Kräfte und Triebe, die alsdann jedes Erdtheilchen belebt — wenige ergreifen den großen Geist, der das Ganze erfüllt. Den Weisen und Klugen bleibt es verborgen, den Unmündigen ist es offenbart. Matth. 11, 25. Der originelle Geist ist reich an Blüthen — jeder kann zugreifen und sich befriedigt finden, aber ihn zu umfassen, das Verborgene, Heilige — Große und Ganze zu durchschauen, zu empfinden und in sich aufzunehmen, ist das Antheil weniger.

Nicht der Sehende wird von seiner Erscheinung beseligt,
Seiner Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut!

Er selbst gehet vor ihnen vorüber; der eine sieht ihn nur im Winde, der die Berge zerreißt und die Felsen zerbricht — ein anderer im Erdbeben — ein anderer im Feuer — der Eingeweihte im sanften Säuseln. — Und der Geist ist nicht im Winde, im Erdbeben, im Feuer — er ist im sanften Säuseln. Ein Beyspiel sey ein poetisches Meisterwerk, das, so disparat und von unserm Zwecke entfernt es auch zu seyn scheint, doch mit demselben naher verwandt ist, als man beym ersten Anblick glauben möchte — Shakespears Hamlet. Die Menge sieht in demselben blos die Erscheinungen, die der erhabene Dichter ihm oft vorführt — sie bewundert die Kraft des Dichters, interessirt sich auf das lebhafteste für den Helden seines Drama — ohne die erhabene moralische Stärke und Schönheit eines Geistes und die große Idee zu ahnden, aus welcher dieses schöne und erhabene Werk hervorging, welches den Kampf des Göttlichen und Menschlichen im Menschen darstellet, und einen Menschen schafft, der im Gefühl seiner moralischen Würde den Willen, aber nicht die Kraft hat, die Gottheit zu repräsentiren und die aus ihren Fugen gerissene Zeit wieder einzufügen *).

*) Vgl. Göthe's Wilh. Meister 2r Band über Shakespeare und den Schlüssel zu seinem Hamlet, auch die Horen J. 1796. IV. 2.

§. 10.

Originalität setzt ein eigenes seltenes Verhältniß der obern und untern Seelenkräfte des Denk- und Begehrungsvermögens voraus, wobey jedoch eine größere Lebhaftigkeit und das Uebergewicht letzterer Statt findet — oder die Einbildungskraft ist die leitende und belebende Kraft, welche die Gemüthskräfte in Bewegung setzet. Originalität setzt Mangel des Gleichgewichts der Vernunft und Einbildungskraft durch das Vorherrschen der letztern voraus. Der Künstler sucht das Gleichgewicht und die harmonische Bewegung beyder in sich zu bewirken, und er vermag es. Vorzüglich erstens deßhalb, weil er dann, wenn er den Vorsatz gefaßt hat, seine ästhetische Idee objectiv darzustellen, sich der allgemeinen urtheilenden Natur, welcher der Künst die Regel giebt, bewußt wird, und also dasjenige, was er in sich mit innerer Kraft gezeugt und gestaltet hat, mit Besonnenheit nach der allgemeinen Regel und in der durch dieselbe bestimmten Form darzustellen sucht, damit es das Eigenthum eines jeden werden könne. Dies wird er zwar nie ganz erreichen — es ist ein Ideal, was ihm vorschwebt und was nicht kann allgemein gemacht werden — aber er wird sich doch diesem Ziele nach den Regeln der Kunst immer mehr zu nähern suchen, und kann in den Augen Anderer, wiewohl nie in seinen eigenen, dieses Ziel vollkommen erreicht zu haben scheinen. — „Das göttlich erleuchtete Auge des Künstlers," sagt Bürger, „blickt viel weiter, als seine Hand reicht." —

Zweytens wird der eigentliche Künstler dieses auch deßhalb eher erreichen, weil der Stoff und das Material, womit er sich beschäftigt, das Object, das er darstellen will, in das Gebiet der Einbildungskraft gehört, und er also in seiner gewählten und bestimmten Sphäre des Sinnlichen bleibt,

— so wie auch jedes Werk der Kunst durch sich selbst in gewisse Gränzen beschränkt wird *).

§. 11.

Dunkelheiten entstehen in den Geisteswerken origineller Schriftsteller dann, wenn bey solchen das Uebergewicht der Phantasie über die redende besonnenere Vernunft unverhältnißmäßig groß ist, oder auch (welches im Grunde einerley ist) wenn es ihm bey seinen angebornen poetischen Anlagen an Bildung und Cultur und deßhalb an der gehörigen Harmonie seiner Seelenkräfte und Besonnenheit fehlt **). — Je lebhafter bey einem solchen die Empfindungen und die ästhetischen Ideen und Anschauungen sind, um desto weniger wird er in der Darstellung desselben auf Form und Gesetzmäßigkeit achten, und gerade dann sich leicht in solche Dunkelheiten verirren, wohin kein menschliches Auge ihm folgen, höchstens ihn ahnden kann. — Dieses beweisen selbst die Meisterwerke der lyrischen Poesie. Der Charakter dieser Poesie besteht darin, daß Eine Empfindung den Dichter ergreift und begeistert, wobey er sich durchaus leidend und nur in sofern thätig ver-

*) Der eigentliche dichterische Künstler dringt nicht so sehr in die Natur, welche er darstellet, ein, daß er sich mit derselben identificirt, und nichts von seiner Individualität offenbaret, eben so wie der Bildhauer in der Darstellung seines Bildes nichts von sich selbst offenbaret, und der Schauspieler sich in seiner Rolle gänzlich verliert. Sobald aber die Phantasie so stark in ihm ist, daß sie die Besonnenheit und Beobachtung der Regel ausschließt — oder wenn die Reflexion und Nachforschung die Begeisterung erzeugen, so verhält es sich ganz anders. Erstere erzeugen Originalwerke, letztere sind selbst originell.

**) Bildung — heißt nicht gerade Bücherbildung. Es giebt eine weit edlere und kräftigere, nämlich die Bildung des Zeitalters. — Wir Jetztlebenden müssen uns freylich, statt an den Geist des Zeitalters, an das Papier halten, das die Laute der Vergangenheit uns aufbewahrt.

hält, als er die Facta seiner Selbstbeschauung, seine Empfindung — sich selbst — mitzutheilen und darzustellen sucht. — Diese Art der Poesie entsteht nur in dem Zeitalter, wo schon Geistescultur der sinnlichen den Vorsprung abgewonnen hat — wo der Mensch nicht mehr mit kindlicher Liebe und Einfalt an der Natur, sondern mehr an sich selber hängt, — wo die Sprache zwar reicher, aber dagegen auch kälter, abstracter und ungeschickter geworden ist, Empfindungen einfach darzustellen *). Daher verstummt die Begeisterung entweder in ihrem höchsten Fluge mit einzelnen Empfindungslauten, oder sie schweift plötzlich von der Hauptidee ab, und sucht in verwandten kleinen Nebenempfindungen (indem sie gewissermaßen historisch oder episch wird) sich auszudrücken, wo denn dasjenige entstehet, was man lyrische Sprünge zu nennen pflegt. Nicht als ob dies eine von der Vernunft festgesetzte Regel der lyrischen Dichtung wäre, (denn die Vernunft kann aus sich selbst der Sinnlichkeit keine Regeln geben) sondern weil dies in der Natur der Sache selbst gegründet ist, indem die Sprache die Empfindung nicht erreichen kann, und sie daher letztere zertheilen und vom Ganzen auf das Einzelne leiten muß. Es ist in der höhern lyrischen Poesie gleichsam ein Kampf der

*) Die höhere oder eigentliche lyrische Poesie ist nicht die Poesie der Kindheitsperiode des Menschengeschlechts. Der Mensch hängt alsdann zu sehr an alten einzelnen und an den äußern Dingen, als daß Eine Empfindung ihn lange beschäftigen könnte. Er verliert sich zu sehr in der ihn umgebenden Natur, als daß er der innern Selbstbeschauung nachhängen könnte, und so stark auch seine Empfindungen sind, eben so schnell vorübergehend sind sie. Historische Poesie, die im Raum und in der Zeit stufenweise fortschreitet, beschäftigt den Menschen ausschließlich und so sehr, daß er selbst Gedanken und Ideen in Thatsachen umschafft. In spätern Zeiten nehmen die Empfindungen in Rücksicht des Umfanges und der Extension ab, aber an Dauer und Intension zu, so wie sie in der Ueberfeinerung verschwinden und den sinnlichen und künstlichen Genüssen Platz machen. —

Sprache mit der Empfindung. Pindar, die Pſalmen und Klopſtock geben hiezu Beyſpiele genug, auch von den aus der Ohnmacht der Sprache entſpringenden Dunkelheiten und Schwierigkeiten. Wie vielmehr wird dies der Fall ſeyn bey ſolchen Dichtern, denen es bey einer glühenden Phantaſie an Selbſtbeherrſchung und Beſonnenheit fehlt, und welche noch obendrein das Ueberſinnliche zum Object ihrer Einbildungskraft machen. Sie müſſen oft in das Abentheuerliche, oft in das Myſtiſche verfallen, und ihre Erklärer werden um ſo mehr von einander abweichen, je mehr ſie in ihrer ſubjectiven Empfindungsweiſe vom Verfaſſer und unter ſich ſelbſt verſchieden ſind. —

§. 12.

Poeſie der Geſchichte.

Dieſes gilt aber nicht blos von eigentlichen Werken der Dichtkunſt, die hier nur als auffallendes Beyſpiel und als eine Art von Argumentation vom Größern auf das Kleinere (a majori ad minus) aufgeführt iſt. Jedes originelle Geiſteswerk hat ſeine Poeſie — die ſich in ſeinem Ton, ſeiner Form und der Darſtellung offenbaret, und in dieſen wiederum deſſen Urſprünglichkeit oder Originalität. So iſt die Geſchichte zuweilen epiſch *). Dieſes iſt ſie vorzüglich im Anfange ihrer Geſtaltung als hiſtoriſche Kunſt, welche wiederum nichts anders iſt, als eine Abſonderung von der epiſchen oder auch lyriſchepiſchen Poeſie. Denn vor der Hiſtorie eines jeden Volkes gehet entweder das Epos oder der Nationalgeſang vorher. Hiſtorie iſt die Frucht, Epos die Blüthe. Es iſt alsdann nicht anders möglich, als daß letztere nicht hie und da den Charak-

*) Lyriſch-epiſch ſind Vaterlandshymnen — z. B. der Lobgeſang 2 B. Moſ. 15. u. a.

ten des erſtern an ſich trage *). Man wird deſhalb auch dieſen poetiſchen Anſtrich in den Werken der erſten Hiſtoriker eines Volkes bemerken, das ſich aus der Periode der Sinnlichkeit zu der beſonnenen Verſtandescultur erhebt, und bey welchem Sagen und Nationalgeſänge zur eigentlichen Geſchichte ſich bilden. Der Charakter einer ſolchen epiſchen Geſchichte zeigt ſich vorzüglich in dem lebendigen Intereſſe des Erzählers an der Begebenheit, die er vorträgt; daher das friſche Colorit, die Anführung jegliches kleinen Umſtandes, die Einfalt des Tones; daher ferner das rege Leben und die Bewegung der Begebenheit, ihr epiſches Fortſchreiten von einem Punct zum andern, und die Motivirung jeglichen Umſtandes, woraus denn wieder bey der religiöſen Stimmung des Erzählers und ſeiner Unkunde wahrer Urſachen Einmiſchung der Gottheit und des Uebernatürlichen u. ſ. w. entſpringt.

§. 13.

Dieſe Poeſieen der Geſchichte zeigen ſich aber nicht blos in den hiſtoriſchen Darſtellungen eines ſinnlichen Zeitalters eines Volkes, oder in dem erſten Urſprunge der Hiſtorie, ſondern auch bey einzelnen Menſchen aller Zeitalter. — Man

*) Ein Beyſpiel ſey die altebräiſche Geſchichte, z. B. des 2ten Buch Moſ. oder andrer Bücher. Wer kann es einen Augenblick verkennen, daß ſie dieſen Nationalhymnen zum Grunde liegen, die auch noch ganz oder Theilweiſe hie und da aufbewahrt und der Geſchichte ſelbſt einverleibt ſind? Man leſe z. B. die Geſchichte Joſephs, — die Geſchichte des Auszuges aus Aegypten, die Geſchichte der Volkszählung Davids. Daß das Wunderbare aber hier nicht gerade das Poetiſche ausmache, bedarf keiner Erinnerung. Will man eine epiſche Darſtellung ohne alles Wunderbare, ſo vergleiche man die Geſchichte von Iſaac und Rebecca am Brunnen, Gen. 24., oder Davids Kampf mit Goliath, 1 Sam. 17. — Die eben angeführte Geſchichte Lefevre's im Triſtram Shandy ak wahres Epos in Proſa, ſo das ganze Büchlein Ruth u. ſ. w.

kann mit Grund von jedem einzelnen Menſchen, dem es an eigentlicher wiſſenſchaftlichen Cultur und Studium fehlt, und deſſen Anlagen ſich blos durch ſich ſelbſt, durch Natur und Umgebungen, frey entwickelten, behaupten, daß er ſich in Rückſicht ſeiner Geiſtesausbildung in der ſinnlichen Periode der Cultur befinde, in welcher die Einbildungskraft die vorherrſchende Kraft ſeiner Seele iſt, und wo er ſich der freien Thätigkeit und dem Spiel ſeines Gemüths überläßt. Man laſſe einen ſolchen Sohn der Natur, deſſen Geiſteskräfte zugleich nicht durch den Zwang des bürgerlichen Lebens, durch den Drang der Armuth oder durch Sklaverey abgeſtumpft ſind, eine ihm wichtige Begebenheit erzählen, und man wird jene obigen Merkmale der epiſchen Erzählungsweiſe nicht verkennen können. Man laſſe in ihm den Drang entſtehen, dieſe Begebenheit niederzuſchreiben, und man wird in ſeiner ſchriftlichen Darſtellung nicht die gangbare Sprache der Bücher, aber die lebendigen Laute ſeines Mundes vernehmen. — Man laſſe ihn von einer Hauptidee, die für ihn das höchſte Intereſſe hat, erfüllt werden, ſo wird dieſe ſeiner Darſtellung den Ton und Geiſt geben. Iſt zugleich die Begebenheit, die er darſtellt, ihm neu, ſo wird ſie ihm eben dadurch deſto intereſſanter werden, und ſeine Einbildungskraft in Bewegung ſetzen. Iſt ſie überſinnlicher Natur, ſo wird er ſich beſtreben, das Ueberſinnliche ſinnlich nach ſeiner Weiſe darzuſtellen, und oftmals, je ſchwerer dieſes iſt, es durch Bild und Ausmalung zu erreichen ſtreben. Dadurch werden nothwendig viele Dunkelheiten entſtehen, die um ſo ſchwerer zu erhellen ſeyn dürften, weil man bey einem ſolchen originellen Erzähler immerfort die einmal von der Vernunft feſtgeſetzte Norm der hiſtoriſchen Form anwenden will, da er doch vielmehr aus und durch ſich ſelbſt zu erklären iſt. Man wird daher bey einem ſolchen Werke oft zweifelhaft ſeyn, ob man nicht manches der ſubjectiven Anſicht des Erzählers zuſchreiben müſſe. Es wird um ſo ſchwerer halten, den Geiſt und die Individualität, die

Eigenthümlichkeit und Originalität des Verfaſſers und ſeiner Schrift rein aufzufaſſen und von einander zu ſcheiden, indem er nur zu oft in ſeinem Stoff ſich ſelbſt verliert. Je eigenthümlicher der Charakter ſeiner Schrift und Darſtellung iſt, um deſto nothwendiger wird es ſeyn, die poetiſche Silberader, die ſich durch das Ganze windet, und ihren Urſprung aufzuſpüren, und die Empfindungen, Ideen und Begebenheiten, die er an dieſelbe reihet, von ihr zu trennen — oder vielmehr ihr als dem ſicherſten Leitfaden zu folgen, um den ganzen Schatz, der am Ende derſelben verborgen liegt, zu entdecken. —

§. 14.

Dieſes nun iſt das Geſchäft und die Pflicht der ſpeciellen hiſtoriſchen und pſychologiſchen Auslegung. Sie ſoll den eigenthümlichen Geiſt einer Schrift, ihren urſprünglichen und eigenen Charakter erforſchen, die beſondere Form, Art und Weiſe derſelben, in welcher der Verfaſſer derſelben ſeine Ideen und Empfindungen ausdrückt, und alſo aus der Schrift das Gemüth und den Geiſt des Verfaſſers, und aus dieſen wieder die Schrift entwickeln, ihr Eigenthümliches in Form und Materie herausheben, und dieſes Eigenthümliche aus jener erklären, und ſo dem Verfaſſer und ſeiner Schrift geben, was beyden gebühret. Der Erklärer verſetzt ſich alſo vorher, ehe er erkläret, in die Stelle des Verfaſſers ſelbſt, und vertritt deſſen Perſon. Je origineller nun ein Schriftſteller iſt, d. h. je mehr er aus ſich ſelbſt ohne fremde Cultur ſchöpfte, um deſtomehr muß er auch aus ſich ſelbſt erklärt werden. Und je mehr man einen ſolchen nicht aus ſich ſelbſt und ſeinen Umgebungen, ſondern vielmehr aus allem, was ein exegetiſcher Apparat anbieten mag, z. B. einen Schriftſteller des neuen Teſtaments aus Profanſcribenten zu erklären ſucht, und je weiter man ſich hiebey von ſeinem Vaterlande, von dem Kreiſe und Stande, worin er lebte, von ſeiner Culturſtufe und der Geiſtesbildung, die ihm zu Theil ward, kurz von ſeiner ganzen

zen Art zu seyn, zu denken und zu empfinden entfernt, um desto größeres Unrecht wird man ihm zufügen, man mag nun die Absicht haben, ihn zu erhöhen oder zu erniedrigen. Die Wahrheit, daß jeder selbst der beste Erklärer seiner Worte sey, gilt auch hier im weitesten und engsten Sinn.

Jeder aufrichtige und ernsthafte Versuch zu diesem Zweck ist auch dann, wenn er mißlänge, nicht zu verwerfen, und es wäre wohl auf ihn das in magnis voluisse anzuwenden, weil doch das Mißlingen, wenn auch keinen positiven, doch den nicht zu verwerfenden negativen Nutzen hätte, daß es beweiset, man könne auf diesem Wege zu dem Ziele nicht gelangen, wodurch dem Nachfolger ein Irrweg weniger erspart würde. —

§. 15.

Verschiedene Ansichten der Evangelien.

Vorzüglich scheinen die historischen Schriften des neuen Testaments einer solchen Untersuchung werth zu seyn, nicht blos wegen ihres wichtigen Inhalts, als Urkunden der christlichen Religion, sondern auch wegen ihrer Originalität, d. h. wegen der ganz eigenen Art, wie sie entstanden, wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Form, und wegen der Schwierigkeiten, die aus beyden für den Erklärer entspringen.

Nie hat ein Buch so sehr die Untersuchung und den Scharfsinn der Menschen, und unter diesen die vorzüglichsten, beschäftigt, als dieses einfältige, in einem verdorbenen Volksdialekt verfaßte Büchlein! nie aber auch ein Buch sie so sehr verdient. In keinem Buche ist das Göttliche und Große so mit dem Gemeinen und Alltäglichen vermischt, keins nähert sich so wie dieses dem Ideal der Geschichte, und entfernt sich wieder von demselben in anderer Rücksicht. — Aber keines hat auch so viel von seinen Erklärern leiden müssen. Das Sprüchelchen, welches Werenfels in seine Bibel schrieb:

Hic liber est, in quo quaerit sua dogmata quisque;
Invenit et pariter dogmata quotque sua.

hat die Erfahrung bis auf den heutigen Tag bestätigt.

Die evangelische Geschichte hatte das Schicksal ihres göttlichen Helden. „Wer, sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sey?“ Etliche sagten, er sey Moses; — etliche, der Propheten einer; — etliche, Johannes der Täufer; etliche, ein Schwärmer; — etliche, ein Volksaufwiegler — und wenige, er sey des lebendigen Gottes Sohn. — Der Dogmatiker fand in dem Evangelium jedes Fädchen seines künstlichen dogmatischen Gewebes, der Philosoph sein philosophisches Lehrgebäude, der Mystiker seine Träume, u. s. w. Der Hauptfehler dieser Erklärer war, daß sie mit vorgefaßten Meinungen und einmal festgesetztem System, kurz, mit der Absicht, — sich selbst und ihr Lehrgebäude in dem Evangelium zu finden, die Interpretation begannen, und nun auch natürlich alles fanden, was sie finden wollten *).

§. 16.

Der Grundirrthum (πρωτον ψευδος) der ältesten Exegeten des neuen Testaments besteht darin, daß sie den neutestamentalischen Schriftsteller aller Persönlichkeit berauben, ihn blos als das Organ der göttlichen Inspiration, deren sich der göttliche Geist, wie der Tonkünstler seines Instruments, bediene **), betrachten, und also bey ihrer Interpretation einen Grundsatz voraussetzen, der doch natürlich erst ein Folgesatz der Interpretation seyn kann. Dadurch fällt natürlich alle Interpretation über den Haufen, und selbst der

*) Man sehe hierüber viele treffliche Bemerkungen in Ernesti op. phil. et crit. die Abhandlung de difficult. N. T. recte interpret. und die folgenden.

**) So drückt sich Athenagoras und andere Kritiker darüber aus.

Begriff der Hermeneutik wird dadurch vernichtet. Erst nach der genauen Erforschung des Sinnes und Inhalts einer Schrift kann von ihrer Wahrheit und demnächst von ihrer Göttlichkeit die Rede seyn. Jenem irrigen Grundsatz zufolge betrachten diese Exegeten die Schriften des neuen Testaments als solche, die gleichsam aus sich selbst entstanden und hervorgegangen sind, und können, der Consequenz halber, nicht auf das menschliche Medium und Organ Rücksicht nehmen, durch welche sie zu unserer Kenntniß gelangt sind. Dadurch verwickeln sie sich nicht nur in unendliche Schwierigkeiten, denen sie nur durch Machtsprüche und durch einen immerwährenden Regreß zu ihrem ersten Ersatz, also durch eine unaufhörliche Zirkeldemonstration, entgehen können; sondern sie benehmen auch dadurch diesen Schriftstellern und ihren Schriften das Reinmenschliche und Aesthetische, wodurch sie eben ihren Eingang bey der Menschheit fanden und die religiöse Veredlung des Menschengeschlechts bewirkten. Sie verfahren also in Rücksicht der schriftlichen Urkunden des Christenthums gewissermaßen eben so, wie jene Sectirer der ersten Jahrhunderte, welche den Stifter des Christenthums dadurch zu ehren glaubten, daß sie ihm einen menschlichen Körper absprachen, und ihm blos einen Scheinkörper beylegten. — Jedoch diese Voraussetzung einer unmittelbaren und Verbalinspiration vor der Interpretation hat aufgehört, und eben dadurch ist nicht nur einer bessern Auslegung der Weg gebahnt, sondern auch selbst die Wahrheit und Göttlichkeit der Urkunden des Christenthums um desto fester begründet worden.

§. 17.

Der Hauptirrthum der philosophisch-systematischen Interpreten ist von ganz verschiedener Art. Sie denken sich den Stifter des Christenthums als Gründer eines philosophischen Lehrgebäudes, und übersetzen nur seine Aus-

sprüche in die Terminologien ihres Systemes, und machen seine Schüler zu eben solchen philosophischen Lehrjüngern, die sich jedoch mit ihren Lehrern nach den Zeitvorstellungen accommodiren, kurz, die im jüdischen Costüm — etwa eine Kantische Philosophie vortragen, und, um derselben Eingang zu verschaffen, der Wundersucht ihrer Zeitgenossen nachgeben, und alle Begegnisse und Thaten Jesu absichtlich in ein zeitgemäßes wunderbares Gewand einkleiden, u. s. w. Sie denken sich die Schriftsteller des neuen Testaments wie unsere Gelehrten, die auf ihren Studirzimmern alles wohlbedächtig überlegen, was sie niederschreiben, und, indem sie sich nach ihrem Zeitalter bequemen, sich vor allen Dingen hüten, dasselbe zu beleidigen und ihm anstößig zu werden. Daher bekommen denn manche ihrer Ausdrücke einen solchen prägnanten Sinn, als ob die Evangelisten stundenlang jeden Ausdruck überdacht und erwogen und auf alle künftige Systeme bedächtliche Rücksicht genommen hätten. —

Die Erfahrung hat hinlänglich bewiesen, welche Folgen aus dieser sogenannten philosophischen Interpretationsmethode, nach welcher man die heiligen Schriften nach einem voraus angenommenen System, oder vielmehr dieses hineininterpretiret, für die Interpretation selbst entstehen müssen. Sie wird alsdann jedesmal die Farbe des philosophischen Zeitalters annehmen, und entweder allegorisirend, oder scholastisch, mystisch, Kantisch, Fichtisch, und was man will, nur nicht ächthermeneutisch, historisch und grammatisch, werden. —

§. 18.

Ursprung und historisch-epische Form der Evangelien.

Es bedarf nur eines unbefangenen Blickes in die Evangelien, um einzusehen, daß das Schreiben mit Feder und Dinte (γραφειν δια μελανος καλαμυ), oder die Kunst der Schriftstellerey, gar nicht die Sache der Evangelisten

was; und daß der Entstehung ihrer Schriften nicht ein bestimmter Vorsatz, nicht eine feste Regel und Studium zum Grunde lag. Blos ein inneres subjectives Bedürfniß, — der Drang ihres Inneren, das von den wichtigen Begebenheiten, die unter ihren Augen geschahen, erfüllt war — stillschweigende und laute Aufforderungen von außen bestimmte sie, nicht nur mit dem lebendigen, sondern auch mit dem geschriebenem Worte von Ihm zu reden, so gut sie es vermochten.

Man kann die Evangelien in Rücksicht ihrer Entstehung mit demjenigen Werk vergleichen, welches auf die ästhetische Bildung der Griechen, man darf sagen, des Menschengeschlechts, den meisten Einfluß gehabt hat, und auch auf eben so mannigfaltige Weise erklärt und interpretirt wurde, wie jene, mit dem des Homer, und man kann jene wie dieses, obgleich auf ganz andere Weise, als ein freyes Gewächs betrachten, das sich von selbst gestaltete. Die heiligen Geschichtschreiber dachten wohl wenig daran, daß die Vorsehung diese ihre Blättchen zum Wohl des Menschengeschlechts aufbewahren, sich ihrer zur moralischen Ausbildung desselben bedienen, und sie niemals untergehen lassen würde *). — Auch

*) Freylich ist diese Fortdauer der Evangelien, von einer Seite angesehen, ein Phänomen ganz eigener Art. Werke, die ganze Nationen interessirten und die in unzähligen Abschriften vorhanden seyn mußten, wie z. B. die verlornen Bücher des Livius und Tacitus, sind verloren gegangen. Diese einfachen, fragmentarischen Lebensbeschreibungen Jesu, die blos dem temporären Bedürfniß einzelner Menschen abhelfen sollten, jene Briefe, die sich blos auf temporäre Belehrung, Fehler und Umstände einzelner Gemeinden bezogen, die in gemeinpopulärer Sprache geschrieben waren, die von armen Menschen, die sie nicht durch kostbare Abschriften vervielfältigen konnten, aufbewahrt wurden, haben sich erhalten, ob sie gleich für die ersten Christen nichts neues enthielten und bald nach ihrer Entstehung überflüßig scheinen konnten. Dies ist allerdings, von dieser Seite betrachtet,

darin gehet man zu weit, wenn man, wie vorzüglich in neuern Zeiten geschehen ist, den Evangelisten eine kalte, genau überlegte Berücksichtigung des jedesmaligen Bedürfnisses, des Glaubens und der Vorurtheile der Leser, für welche sie ihre Schrift bestimmten, zuschreibt, und sie als gebildete Volkslehrer neuerer Zeiten betrachtet, die mit philosophischer Ueberlegung und Klugheit der Schwachheit, der Vorurtheile und des von ihren Vätern geerbten Glaubens ihrer Gemeindeglieder schonen. Vielmehr waren die Evangelisten selbst nicht so weit vor ihrem Zeitalter voraus, daß sie einer solchen Ueberlegung fähig gewesen wären, und ihre Accommodation war also wohl nichts weiter, als ein richtiges Gefühl des Schicklichen, das ihnen nicht abzusprechen ist, und eine lebendige, mehr gefühlte als gedachte Vergegenwärtigung ihres Zwecks und ihrer Leser, — nicht aber sorgfältige Schonung der Vorurtheile und Bequemung nach vorgefaßten Meinungen. Selbst der gelehrte, feine und gewandte Paulus, der so gern allen alles zu werden suchte, bequemte sich nie mals zu einer solchen Verläugnung seiner selbst und der Sache Gottes. Er redet z. B. zu den Athenern als Athener, aber ohne seinen Charakter als Bote Jesu Christi im mindesten zu verläugnen. Und welch ein Abstand ist schon zwischen Paulus und den Evangelienschreibern, zwischen Reden und Briefen und einer einfachen Erzählung! — Der verschiedene Charakter, den die verschiedenen Evangelien an sich tragen, ist also nicht sowohl einer prämeditirten Accommodation, sondern theils der Individualität ihrer Verfasser, theils einer von ihnen selbst unabhängigen Einwirkung ihres Zeitalters und ih-

---

wunderbar. — Aber auch Homer's Gesänge, die tausend Jahr vor Christo gesungen wurden, haben sich erhalten: Diese erhielt das Schönheitsgefühl der Menschen — jene das moralische und religiöse Gefühl. Was dem erstern möglich war, wie sollte dies dem letztern versagt seyn? —

rer Umgebungen, theils einer in ihnen vorherrschenden, sie erfüllenden Idee oder Empfindung zuzuschreiben.

§. 19.

Man würde also den Evangelisten Unrecht thun und ihnen zu viel und zu wenig Ehre erweisen, wenn man annehmen wollte, sie hätten ein Ideal der Geschichte und ihrer Form bei der Abfassung ihrer Nachrichten vor Augen gehabt; oder wenn man ihnen die Absicht beilegt, für weitere Kreise und entfernte Zeiten zu schreiben. Das war bey ihnen eben so wenig der Fall, als man von dem Sänger Jonions sagen kann, daß er sich, ehe er sang, die Form und den Begriff eines Epos, so wie es unsere Aesthetiker darstellen, in abstracto gedacht habe. Man muß die Evangelien vielmehr als einfache und durchaus kunstlose Erzeugnisse ihrer damaligen individuellen Gemüthsstimmung betrachten. Durch diesen ihren Ursprung haben sie ihre eigenthümliche Form und Gestaltung erhalten. Sie sind weder rein historisch, noch auch rein episch, sie sind beydes zusammen, und man kann sie in Hinsicht auf ihre Form als historischepische Poeme betrachten. Historisch sind die Evangelien durch ihren Inhalt, und dadurch, daß sie wahre Begebenheiten von Augen- und Ohrenzeugen dargestellt, wie sie ihnen in der Wirklichkeit erschienen, enthalten; episch wurden sie durch die Gemüthsstimmung, mit welcher die Verfasser sie erzählen, und die man mit der ruhigen stillen Begeisterung des epischen Dichters vergleichen kann. Sie erzählen mit einer eigenen auffallenden Kunstlosigkeit und Einfalt, indem sie sich selbst gleichsam in der Begebenheit, die ihre ganze Seele beschäftigt, verlieren, und an eine Ausschmückung der Form, an ein Hinzuthun des Eigenen nicht denken können; sie erzählen nicht chronologisch, weil mehr die lebhafte und große Empfindung des Ganzen sie beschäftigt, als die Rücksicht auf einzelne Theile und die Anordnung derselben oder vielmehr die Un-

terordnung unter gewisse Zeitpuncte*), — weil vielmehr der Stoff die Evangelisten, als sie den Stoff leiten, weshalb auch der ehrwürdige Table sagt: die evangelische Geschichte schiene sich selbst geschrieben zu haben. — Sie entwickelte sich von selbst aus den Jüngern, hervorgerufen durch die Freyheit, die ihnen die Jüngerschaft Jesu verlieh. „Denn wenn der Mensch sich frey bewegen darf, so entwickelt sich alles, was in ihm liegt.“ —

Aus diesem epischen Geist und Ton der evangelischen Geschichte erklärt sich ferner die eigene Erscheinung, daß sie Jesu, welches doch wohl in der Biographie eines vortrefflichen, von seinen Schülern enthusiastisch verehrten Lehrers zu erwarten wäre, niemals directe Lobsprüche ertheilen. Sie empfinden seine Größe und Liebenswürdigkeit so lebhaft, daß es ihnen nicht einfallen konnte, ihn vorsätzlich zu loben. Denn Lob ist das Product einer kaltblütigen Vergleichung mit dem Aehnlichen! Wie sollte ihnen dieses in den Sinn kommen können, so lange sie Thaten von ihm darzustellen hatten, so lange Er selbst handelnd vor ihnen stand. Es ist so natürlich, daß jenige, was man höchlich liebt und bewundert, nicht zu lo-

*) Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß es zwischen einer genau bestimmten abstrahirten Zeitordnung, und einer völligen Unordnung oder Confusion einen Mittelweg giebt. Man würde den Evangelisten Unrecht thun, wenn man ihnen letztere zur Last legen wollte. Vielmehr hat sie auch hierin das Gefühl des Schicklichen sehr mit geleitet. Im Johannes sind die Nationalfeste der Juden die Leitpuncte der historischen Anordnung, und nach meinem Gefühl konnte wohl nichts schicklicher dazu gewählt werden, als diese. Lucas geht hierin auch einen eigenen Gang, wie die Folge zeigen wird. — Wenn auch die sinnreiche Zeitabtheilung, welche Hug in seiner Einleitung nach Auswanderungen bestimmt, völlig gegründet ist, so kann man dieses doch nicht eine chronologische, sondern lieber mit Herrn Hug eine chronologische Ordnung nennen.

ben, ſo lange man davon erzählen, es ſelbſt in That und Leben darſtellen kann. Auch liegt dieſem Schweigen ein eigenes natürliches Gefühl der Beſcheidenheit und Demuth zum Grunde. Diejenigen, mit welchen wir durch innige Bande der Natur oder Freundſchaft verbunden ſind, geradezu zu loben, ſcheint uns eine Art Egoismus, und gegen die Schicklichkeit zu ſeyn. — Daraus erklärt es ſich ferner, warum ſie ſelbſt nie anders auf den Schauplatz ihrer Geſchichte hervortreten, als wenn dieſe ſchon ſelbſt ſie, wie andere, herbeyführt. Dieſes Verfahren der Evangeliſten iſt durchaus epiſch. Denn es iſt bekanntlich eine große Vortrefflichkeit des Epos, wenn es auch nicht eine Spur ſeines Urhebers enthält, und durch das Hervortreten deſſelben nicht aus der Vergangenheit in die Gegenwart verſetzt, wodurch es in dem Leſer die Forderung veranlaſſen würde, daß das Mögliche nun auch gegenwartig und wirklich ſcheinen ſolle*). — Aus dieſer Anſicht erklaren ſich endlich auch noch mehrere andere Puncte der evangeliſchen Geſchichte, z. B. warum ſie ſelbſt nicht den lebhaftern Tadel und die Vorwürfe Jeſu gegen ſeine Jünger, als das hartlautende: Weg von mir Satan! verſchweigen oder zu mildern ſuchen, warum ſie manche Begebenheit aus dem Leben Jeſu unverhältnißmäßig beſtimmt und weitläuftig, andere hingegen ſehr kurz, abgebrochen und ohne Erwähnung der Folgen, und oft ſo und in der Ordnung vortragen, wie ſie gerade in dem Augenblick ihrer Seele vorſchwebten, um gleich darauf einer andern Platz zu machen**). —

---

*) Vergl. Schlegel Geſchichte der Poeſie der Griechen und Römer. I. S. 115. —

**) Bemerkenswerth ſind auch die Pauſen, welche die Evangeliſten zuweilen in ihrer Darſtellung machen. Sie beſtehen blos in einem Rückblick auf die ferne Vergangenheit und auf ihre heiligen alten Religionsurkunden, und auch dieſe nur betrachten ſie in der nächſten Verbindung mit dem Bilde des

Man könnte die evangelische Geschichte also wegen ihres erhabenen göttlichen bis zum schönsten Ziele durchgeführten Inhalts, und in Beziehung auf den Geist, in und mit welchem sie geschrieben wurde, der Form nach als ein in seiner Gestaltung begriffenes Epos betrachten. Zu einem Epos konnte es sich aber nicht gestalten, weil die Evangelisten selbst mit in die Begebenheiten verflochten waren, und weil diese ihnen zu neu war, um von ihnen in vollendeter Gestalt und mit Besonnenheit aufgefaßt zu werden. — Uebrigens bedarf es kaum der Erinnerung, daß der Begriff eines Epos nicht den der Erdichtung, folglich der Unwahrheit, sondern blos der Dichtung, d. h. der Darstellung in einer gewissen Form in sich schließt. Ein Epos kann freylich blos ästhetische Wahrheit erhalten, — aber auch eben so gut historische Wahrheit, sobald diese die Würde und Erhabenheit der epischen hat. — (§. 12.)

§. 20.

Resultate aus dem Vorigen. Die Evangelien als Naturproducte. Ihre Wahrheit. Unparteylichkeit.

Man muß also — und dieses ist das erste Resultat, das sich aus jenen Bemerkungen ziehen läßt, — die evangelische Geschichte nicht als ein mit kalter Besonnenheit, pragmatischem Ueberblick und bedächtlicher Forschung entworfenes historisches Gemälde eines geübten Geschichtschreibers betrachten, sondern vielmehr als ein Naturgewächs, das auf jüdischem Boden in der Kindheitsperiode des Christenthums entsprungen, und durch den mächtigen Geist desselben hervorgerufen, sich kunstlos, wie jedes Naturgewächs, aber deshalb keineswegs regellos — entwickelte und gestaltete. Voll-

liebenswürdigen großen Gottessohns, der ihre Seelen erfüllte. Hiervon unten ein mehreres.

te man die evangelische Geschichte als ein historisches Kunstwerk betrachten, und die Wahrheit der erzählten Begebenheiten an eine kunstmäßige Form und Behandlung knüpfen und von derselben abhängig machen; so würde man in Rücksicht der Form und Behandlung unendlich viel vermissen, und Gefahr laufen, dem Inhalt die Wahrheit absprechen zu müssen. Auch war es vor allem diese Form, woran sich die Bestreiter der evangelischen Geschichte, die sie mit den Kunstwerken eines Livius und Tacitus verglichen, am meisten stießen, und woraus sie ihre Einwürfe vorzüglich schöpften. Aber in eben dieser Form und in der bewunderungswürdigen Consequenz derselben liegt der größte Beweis der Wahrhaftigkeit der evangelischen Erzähler, welche übrigens so wenig den Einfluß ihrer Subjectivität ausschließt, daß sie vielmehr durch diese, so wie durch die Farbe des Bodens, wo, und durch den Ton des Zeitalters, in welchem sie entstanden, noch näher begränzet wird.

§. 21.

Denn 1) eben die regellose einfache Art der Darstellung zeigt unwidersprechlich, daß die Evangelisten gänzlich unfähig waren, Begebenheiten zu erfinden und zu erdichten, die sich nicht wirklich zugetragen haben. Gesetzt, es wäre möglich, einen solchen Charakter, wie der Charakter Jesu uns in den Evangelien erscheint, blos durch Hülfe der Einbildungskraft zu erfinden und darzustellen, — welche erhabene moralische Begriffe und welche Einbildungskraft würde dieses bey dem Erfinder voraussetzen? Er müßte das Höchste, was der Mensch erreichen kann, in sich empfangen und aufgenommen haben. Man müßte den Erfinder zugleich für den besten Menschen und den besten Dichter halten, ihm die größte Consequenz und größte Poesie beylegen. Das geringste, was man von ihm fordern könnte, wäre doch wohl, daß seine Darstellung dem Ideal in ihm entspräche? — Und nun vergleiche man die Evangelien! Kann eine Darstellung einfacher

und gemeiner seyn? Findet man eine Spur, daß die sich selbst bestimmende freye Phantasie auch nur einen glänzenden, aus sich selbst erzeugten Lichtstrahl auf die gemeine sie umgebende Natur und Welt wirft? Findet man einen einzigen freyen Blick auf die Umgebungen und Begebenheiten, der blos aus dem Geist und Gemüth des Erzählers, und nicht aus der Begebenheit selbst entsprang. Alles andere geht den allergewöhnlichsten, gemeinsten Gang — nicht eine einzige erheiternde, selbst erzeugte Wendung in der Erzählung, nichts als das ewig wiederkehrende „Zu derselbigen Zeit antwortete Jesus — Zu der Zeit gieng Jesus durch die Saat am Sabbath — An demselben Tage gieng Jesus aus dem Hause, und setzte sich an das Meer. Da er das Volk sah, gieng er auf einen Berg und setzte sich u. s. w.“ Wo Dichtung ist, da beleuchtet sie, wie die aufgehende Sonne, die Gegenstände mit ihrem Strahle. Und eine solche Dichtung, die einen solchen Charakter, solche Begebenheiten erfinden könnte, sollte wieder von der andern Seite so arm und dürftig seyn! Wahrlich, Rousseau hat Recht, wenn er sagt, die Erdichtung des Charakters Jesu und seiner Geschichte würde ein weit größeres Wunder seyn, als alle Wunder, die die Evangelisten beschreiben. Schön und einstimmig mit diesen Ideen sagt Vernet in einem Briefe an J. J. Heß: Ipsi talia haec narrantes simpliciter et absque ullo ornatu id agunt, suam retinentes, utpote illiterati, ruditatem atque hoc ipso tales se exhibent, qui nil tam pulcrum tamque Christo proprium fingere ipsi valerent. Quare mihi videntur illi instar crassi opifícis, qui pulchrae in se picturae nihil aliud quam ligneum circulum apponit.

2) Diese Form zeigt, daß es ihnen nicht um ein vorausgesetztes, vorher überlegtes Resultat zu thun war*). Ein

*) Ich muß hier bemerken, daß hier von den 3 ersten Evangelien, mit Ausschluß des Johannes, die Rede ist. Das Evan-

solches Resultat kann ein Historiograph in der Darstellung der Begebenheiten vor Augen haben, ohne daß seine Glaubwürdigkeit darunter leidet*). Indeß kann auch dabey leicht der Verdacht entstehen, daß sich, wenn auch unwillkührlich, die Begebenheiten unter der Hand des Verfassers nach diesem seinen Zwecke bequemt und geordnet hätten. Auch ist es im Grunde dem Geist der Geschichte entgegen, welche nur Begebenheiten darstellen, und das Resultat dem Leser überlassen soll. Vielweniger darf der Historiker unter die Begebenheiten treten, und das Urtheil des Lesers bestimmen wollen. Auch konnte dies bey den Evangelisten gar nicht der Fall seyn. Ein solches vorausgesetztes abstrahirtes Resultat setzt eine kaltblütige Entwerfung des ganzen historischen Gemäldes, eine bestimmte Anordnung der Theile desselben und noch so vieles andere voraus, das wohl niemand den ungebildeten Galiläern beylegen wird. Auch zeigt jedes Blatt ihrer Geschichte deutlich genug, daß es ihnen nicht um ein planmäßig geordnetes Ganzes zu thun war. Freylich zwar erfüllete sie unstreitig das Gefühl der Größe und Liebenswürdigkeit Jesu mit der lebendigen Kraft, welche die Größe eines edeln und göttlichen Menschen auf ein unverdorbenes unschuldiges Gemüth äußert, — aber nicht als Resultat ihres Nachdenkens über seine Seelengröße, aus allen seinen Handlungen, Reden ꝛc. abstrahirt und in ein einziges Bild gefaßt, sondern als Empfindung, aus dem Einzelnen, dessen Augenzeugen sie waren, und durch den persönlichen Umgang mit Jesu in ihnen entwickelt.

---

gelium des letztern ist ganz eigener Art, und in Rücksicht seiner Entstehung, Form und Tendenz von den andern verschieden, wie in der Folge soll gezeigt werden.

*) So kann man z. B., wie einige gethan haben, wenn man will, annehmen, daß Tacitus bey seiner Schilderung der Germanen die Absicht gehabt habe, ein gegen die römische Verderbtheit kontrastirendes Sittengemälde eines unverdor-

Ihre Erzählungen, aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, sind gleichsam Tagebücher, in welche sie jede einzelne Begebenheit, so wie sie vor ihren Augen geschehen war, und so wie sie dieselbe mit Liebe und Bewunderung auffaßten, aufzeichneten, unbekümmert, was nun das Resultat seyn würde. Es sind Gemälde nach dem Leben und aus dem Leben, und dadurch unterscheiden sie sich von eigentlichen Charakterschilderungen. Die Evangelien verhalten sich zu den eigentlichen Biographien und historischen Charaktergemälden, wie die Schilderungen lebender und verstorbener Personen. Die Schilderung einer verstorbenen verehrten und geliebten Person muß sehr verschieden ausfallen von der Darstellung einer solchen, die noch in unserer Mitte lebt. Im erstern Fall schwebt gleichsam die Seele des Verstorbenen vor unserm geistigen Auge, wir fassen seinen ganzen Charakter auf, und suchen diesen ganz, in abstracto, in einem Bilde uns darzustellen. Alle einzelne Begebenheiten seines vollendeten Lebens sind diesem Hauptzweck und dem vorgefaßten Resultat untergeordnet, und dienen uns nun dazu, um (durch eine Art Induction) das Abstractum des ganzen Charakters zu versinnlichen, und das freye und untheilbare Bild zu vollenden, und den Totaleindruck zu bewirken. Wir können den Abgeschiedenen nicht mehr sinnlich fassen in den Gränzen der Zeit und des Raumes — wir suchen daher seinen Geist, und streben, ihn, d. h. alles, was geistig und moralisch in ihm war, in ein Denkbild unserer Seele zu concentriren. Und je mehr wir dieses Ziel erreichen, um desto mehr

---

benen Natur-Volks aufzustellen — man kann dieses zugeben, ohne demungeachtet an der Treue des Gemäldes und der Wahrheitsliebe des Historikers im mindesten zu zweifeln. Eine Biographie z. B. eines trefflichen Fürsten kann den Zweck haben, andern Fürsten zur Lehre und zum Muster zu dienen, und doch durchaus wahr seyn.

ſtets alle vorher von uns zu dieſem Zweck geordnete Begebenheiten, einzelne Handlungen und Züge in den Hintergrund, und verſchwinden vor dem Totaleindruck des Ganzen. Ein ſolches biographiſches Gemälde iſt z. B. der Agricola des Tacitus. Es erfordert die nämliche Kunſt und kalte Beſonnenheit, wie die Beurtheilung eines zu Ende gebrachten Dramas. Dieſe vermag nur der Schüler der Kunſt zu geben — aber eben ſo tief und lebhaft wie dieſer, vermag das natürliche, nicht künſtlich gebildete Gefühl, jede einzelne ſchöne Scene deſſelben, ſo wie das Ganze in der Darſtellung zu empfinden. — Ganz anders verhält es ſich mit der Darſtellung einer verehrten und geliebten Perſon in ihrem Leben, oder, welches einerley iſt, die wir ſo umfaſſen, als ob ſie noch unter uns lebte. — Wir ſuchen dann nicht ſowohl uns das ganze Bild des Geliebten zu vergegenwärtigen, denn er iſt ja noch unter uns; ſondern wir faſſen nur die einzelnen Züge ſeines Charakters auf, und dies um deſto lebhafter, weil wir nur immer mit dem Einen, mit der Gegenwart uns beſchäftigen, und mit Liebe an jeder einzelnen Blüthe ſeiner Seele, ſo wie ſie ſich entfaltet, hangen, ohne uns des Rückblicks, oder der Erwartung der fernern künftigen Entwickelung ſeiner Seele bewußt zu werden. Denn die ruhige Liebe umfaſſet immer gleichmäßig ihren Gegenſtand, und wird nur bey der Freude über jede Aeußerung der Vorzüglichkeit ihres geliebten Gegenſtandes ſich ihrer ſelbſt und ihres Daſeyns bewußt. Der Ausſpruch Jeſu: „ich bin bey euch bis ans Ende der Welt!“ läßt ſich alſo auch in Hinſicht der Entſtehung und Form ihrer Berichte von ihm auf die Evangeliſten anwenden, indem ſie ſo von ihm ſchrieben, als ob er noch unter und bey ihnen geweſen wäre.

§. 22.

Dadurch aber eben, daß ſich die evangeliſche Lebensgeſchichte Jeſu, von einer eigentlichen Biographie und einem

Charaktergemälde unterscheidet und entfernt, nähert sie sich wieder der eigentlichen Form der Geschichte; denn die Geschichte soll wie ein Spiegel die Begebenheiten darstellen, jede in ihrer Vollendung, ohne Absicht, ohne sie auf irgend ein Resultat zu leiten, das sie nicht aus sich selbst hervorbringt, — oder wie in der Natur soll sich alles Theilweise von selbst in ihr entwickeln, so daß jeder Theil (z. B. jedes Blatt) ein in sich vollendetes Ganze bilde, bis endlich die Blüthe und aus dieser die Frucht sich entwickelt. Der eigentliche Historiker scheint die folgende Begebenheit gar nicht zu wissen, während die gegenwärtige aus ihm hervorgeht, und die Begebenheiten entstehen von neuem in seiner Seele und vor dem erleuchteten Auge seines Geistes eben so, wie sie schon einmal in der Wirklichkeit entstanden und waren. Dadurch erhält die Geschichte den Charakter der Wahrheit, welches die erste Forderung ist, die die Vernunft an sie macht; da hingegen alsdann, wenn sie nach einem Resultat und nach einem Endziele, das aus ihr hervorgehen soll, gebildet wird, den Charakter der Menschlichkeit und eben daher mehr oder minder der Unzuverlässigkeit an sich trägt, und Verdacht gegen ihre Glaubwürdigkeit erweckt, wie man sich auch dieses Verdachtes bey jeder mit Kunst angelegten Biographie kaum erwehren kann*). Die Evangelische Geschichte gewinnt also unstreitig dadurch, daß sie kein biographisches Charaktergemälde ist. —

Auch

*) Selbst in der musterhaften Biographie des Agricola ist dieses der Fall. Man sieht in derselben überall den Tacitus, der über das Verderben seines Zeitalters zürnt, und an dem Beyspiel seines Schwiegervaters zeigt, daß der ächte Römergeist nicht emporkommen, nicht sich zeigen dürfe, sondern ungenützt verrosten, und, sobald er sich zeigt, verbergen müsse. Ueberhaupt gehört wohl das biographische Charaktergemälde schwerlich zur Geschichte, vielmehr in das problematische Fach der Psychologie. Es unterscheidet sich weit von der Geschichte der öffentlichen Thaten eines Mannes.

Auch hat die Geschichte noch einen andern Vorzug vor der Biographie, der aus dem Vorherbemerkten hervorgeht. In ersterer wird jede einzelne Begebenheit um ihrer Selbst willen dargestellt, sie erhält in der Erzählung die Wichtigkeit, die sie in der Wirklichkeit hatte; in der letztern ist jedes Einzelne dem vorgefaßten Resultat untergeordnet, und erhält also nicht seine Wichtigkeit durch sich selbst, sondern in Beziehung auf jenes. Auch entsteht dadurch leicht ein Mißverhältniß des Wichtigern zu dem Unwichtigern, das blos auf dem subjectiven Gesichtspunct des Biographen beruhet. Und deßhalb wird nicht leicht in einer Biographie jede Begebenheit die Frische und das Leben haben, wie sie in der Geschichte, als ein für sich bestehendes Ganze, leichter erhalten wird. Daher kommt es auch, daß ein solches biographisches Gemälde, eben so wie manches dramatische, oft am Ende ermattet, welches bey einer einfachen treuen Geschichte nicht der Fall seyn kann: denn die Natur ermattet nicht in ihren Schöpfungen, wohl aber die Kunst und der einzelne Mensch. – Auch kann man dieses mit dem größten Recht und Wahrheit von den drey Evangelien sagen. Es herrscht von Anfang bis zu Ende eine Gleichförmigkeit des Tons und der Darstellung in ihnen, wie man sie nur an Meisterstücken der Kunst gewohnt ist. Ohne eine Spur eines Planes entwickelt sich doch das Ganze auf das herrlichste und würdigste. —

§. 23.

3) Diese einfache, kunstlose Form der historischen Darstellung — ist ferner ein Beweis ihrer Unparteylichkeit, oder vielmehr letztere ist ein nothwendiges Resultat dieser Form. Jede biographische Schilderung, bey welcher das Resultat, wie es nicht anders (etwa eine Selbstbiographie ausgenommen) möglich ist, schon zum voraus gedacht wird, muß nothwendig mehr oder minder parteyisch ausfallen. Schon die ästhetische und vollendete Form, nach welcher der Biograph

strebt, und welche den Grundsatz, die Fehler Anderer mit Schonung und Liebe zu bedecken, mit der Moral, oder sie groß und erhaben darzustellen, mit dem tragischen Drama gemein hat, wird den Biographen dazu verleiten. Diesem widerstreitet aber gänzlich die Form der Evangelien, in so fern sie kein zusammenhängendes, planmäßiges biographisches Gemälde aufstellen, sondern unbekümmert, was daraus werden möge, die fortschreitende Geschichte der Thaten und des Lebens Jesu geben.

Man könnte dagegen den Einwurf machen, daß die Liebe zu ihrem erhabenen Lehrer und Freunde sie doch leicht habe verleiten müssen, manches in einem höhern und verschönerten Lichte darzustellen. — Allein auch nur eine flüchtige unbefangene Ansicht dieser einfachen Urkunde zeigt bald von selbst das Gegentheil, indem aus sehr vielen Fällen hinlänglich erhellet, daß sie sich im mindesten nicht um das Urtheil und die möglichen Consequenzen ihrer Leser bekümmern, obgleich sie denselben mehrmals durch einen einzigen hinzugefügten Zug hätten begegnen können, vielweniger daß sie darauf ausgehen, den Beyfall der Leser durch Darstellung zu erschleichen. Ihnen selbst, als Juden, die noch gänzlich den sinnlichen Messiasideen ihrer Zeitgenossen anhiengen, war manches in Jesu Leben und Schicksalen anstößig — wie sie dieses selbst mehrmals deutlich genug, vorzüglich durch ihre Rückblicke auf ihre alte Nationalgeschichte und Propheten, verrathen — aber eben so wenig, als sie das Ganze des Charakters, Lebens und Planes Jesu zu fassen vermochten, konnte es ihnen in den Sinn kommen, das Einzelne deuteln, erklären und beschönigen zu wollen. — Ja, der Geist und Ton der evangelischen Geschichte berechtigt uns zu glauben und zu behaupten, daß auch dann, wenn Jesus wirklich moralische Fehler und Gebrechen an sich gehabt hätte, die Evangelisten diese eben so gut, als seine Tugenden würden in ihrer Geschichte angeführt haben, aber nicht tadelnd und mißbilligend, sondern in

Unbefangenheit würden sie dieselben dem vielen beygefügt haben, was ihnen an Jesu unbegreiflich, oder wohl selbst, nach ihrer eigenen, obwohl demüthigen Ansicht, anstößig und tadelnswürdig zu seyn schien. Sie würden sich bey der Aufführung solcher Fehler kein Bedenken gemacht, sondern sich bey dem Gedanken: Er hat es gethan! völlig beruhigt haben.—

Ferner ist es auch durchaus nicht im Charakter der völligen Liebe, den Gegenstand ihrer Verehrung absichtlich zu verschönern, die Liebe ist durchaus wahr, d. h., sie spricht nur das aus, was sie wirklich empfindet, *) sie ist ehrlich, und die Furcht oder der Argwohn, daß Andere sie nicht fassen und erkennen möchten, ist nicht in ihr. Wenn der Mensch in dem Gegenstande seiner Verehrung sein vollendetes Ideal sieht, so wird er dieses, so wie es ist, darzustellen, nicht aber es durch hinzugefügte Züge zu verschönern und zu erheben suchen; denn was durchaus gefällt und vollkommen scheint, wie sollte man das absichtlich können verschönern wollen? In der Vertheidigung des geliebten Gegenstandes wird er den Feuereifer eines Petrus und Johannes zeigen, aber in der ungestörten Umfassung desselben, wie Johannes, Sanftmuth und Ruhe.

---

*) Es versteht sich, daß hier von subjectiver Wahrheit, im Gegensatz der absichtlichen Parteylichkeit, die Rede ist. Auch ist die Entfernung der absichtlichen Parteylichkeit für sich allein noch kein Beweis der objectiven und historischen Wahrheit. Auch soll der Wahrheit des Satzes, daß die Liebe, in so fern sich gern etwas Leidenschaftliches ihr beymischt, noch oft zur Selbsttäuschung geneigt sey, nichts benommen werden. Gerade diejenige Schrift, in welcher der Verfasser seinen Gegenstand mit Enthusiasmus behandelt, wird am meisten die Prüfung der kalten Vernunft erheischen; aber man wird ihm bey diesem Enthusiasmus, wenn auch noch so viele Irrungen und Täuschungen, doch nie selbsterfundene Sophismen zur Last legen.

Diese stille Ruhe ist auch der Charakter und Ton der Evangelien, verbunden mit einer eigenen rührenden Naivität, die ebenfalls aus dieser Liebe zu Jesu entspringt; denn diese bewirkt, daß sie sich selbst ganzlich in dem Gegenstande ihrer Darstellung verlieren, indem sie ohne Schmuck und in kindlicher Einfalt die Handlungen, Aeußerungen und Begegnisse ihres Rabbuni erzählen. Es ist ihnen genug, daß es seine Handlungen sind, und so stellen sie sich selbst denn oft in Unbefangenheit und natürlicher Hingebung Ihm gegenüber in einem Lichte dar, das im Grunde ihnen gar nicht günstig ist. Sie erzählen ihre eigenen wunderlichen Verkehrtheiten, die Verläugnungen des Felsenmannes, auf welchem Jesus seinen Bund der Auserwählten gründen wollte, und selbst die Verrätherey des Judas mit einer solchen anscheinenden unbefangenen Ruhe, daß man auch hier sogar den Erzähler gar nicht zu Gesichte bekommt. Wie läßt sich bey solchen Umständen eine absichtliche Verschönerung und Ausschmückung denken? — So sehr erfüllten diese Evangelischen Urkunden hierin das Gesetz der historischen Kunst, daß die Geschichte dem todten Spiegel gleiche, in welchem sich das höchste Leben abbilden kann, ohne daß er selbst etwas dabey leidet; — und erreichen also in dieser Hinsicht das Ideal der historischen Form und des historischen Styls selbst mehr, als die Jahrbücher eines Tacitus; wenn sie von der andern Seite dadurch, daß sie die Begebenheiten in steter Bewegung, vorüberwandelnd darstellen, sich von der Geschichte, welche sie im Zustande der Ruhe auffaßt und sie so in bestimmter Ordnung auf- und auseinander folgen läßt, entfernen, und sich durch das Leben und die Beweglichkeit, die in ihnen ist, der epischen Darstellung nahern.

§. 24.

4) Eben diese Form der Darstellung giebt uns das treueste und wahrhafteste Bild des Charakters Jesu, oder die treuesten

und wahrhaftesten Grundzüge zu einem Charaktergemälde. — Hätten die Evangelisten auch den Vorsatz fassen können, ein eigentliches Charaktergemälde Jesu zu entwerfen, so würde dieses ihnen schwerlich gelungen seyn; denn um den Charakter eines Menschen darzustellen, dazu wird nicht blos eine genaue Kenntniß desselben, sondern auch ein philosophischer Scharfsinn und eine Menge psychologischer Kenntnisse erfordert. Wie sehr ihnen dieses alles fehlte, wie wenig sie geübt und geschickt waren, das Verschiedene unter Einen Gesichtspunct zu fassen und aus dem Vielen und Mannigfaltigen Ein Ganzes zu bilden, dies erhellet hinlänglich aus der Manier ihrer Erzählungen. — Wie hätte es *ihnen* einfallen können, einen solchen erhabenen, seltenen Charakter, als der Charakter Jesu war, *beurtheilen* und darstellen zu wollen? Nichts ist schon an sich schwerer, als die Handlungen eines Menschen so zusammen zu fassen und darzustellen, daß aus ihnen nur ein Resultat hervorgehe, welches uns nicht blos die Höhe seiner moralischen Veredlung, sondern auch seinen moralischen Charakter in seiner ganzen Eigenthümlichkeit so vor das Auge bringe. Einen großen Feldherrn, Patrioten, Staatsmann zu schildern, ist unendlich leichter; man braucht nur Facta und Geschichtsdata zu sammeln und diese kunstmäßig zu seinem Zweck zu ordnen. Gerade das Auffallendste ist hier das Vorzüglichste. Umgekehrt ist es bey der Darstellung moralischer Größe. Hier ist der verborgene Mensch des Herzens, der sanfte und stille Geist (1 Petr. 3, 4.), das Leise und Unsichtbare die Hauptsache. Die Entwickelung des Innern aus dem Aeußern, der Maxime des Willens aus den Handlungen ist Darstellung des moralischen Charakters. Und wenn nun auch der Mensch ein solches Charaktergemälde mit wahrhaft philosophischem Geist zusammengestellt hat, so ist doch dieses wiederum nichts weiter, als *seine* subjective Folgerungen aus den *Handlungen*, mit welchen er selbst seine Resultate belegen, und zu welchen derjenige, der ihm nicht aufs Wort

glauben will, wieder zurückkehren muß. Also jeder Denkende kann das Charaktergemälde entbehren, wenn er nur Handlung hat. — Auch ist ja dem Charakteristiker das Mittelglied zwischen der Handlung und dem Resultat, das er daraus zieht, — nämlich die Absicht, oder die innere Stimmung und das Motiv, woraus die Handlung floß, — nicht gegeben. Er muß also dieses durch Nachdenken aus sich selbst schöpfen und nach eigenem Gutdünken hier ausfüllen.

Ferner wird bey der Absicht, ein historisches Charaktergemälde zu entwerfen, mehr auf die Handlungen in moralischer Hinsicht, oder in so fern sie Aeußerungen einer vorzüglichen Seelen- und Charakterstärke sind, als auf die Art und Weise, wie sie geschehen, gemerkt, und kleine Nebenumstände, in so fern sie nicht zur Handlung zu gehören scheinen, leicht übergangen. Und doch liegt oft in diesen Kleinigkeiten dasjenige, was das ganze Bild vollendet, und uns den Handelnden nicht blos in Rücksicht seiner Willensmaxime, sondern ganz als Mensch in seiner Eigenthümlichkeit darstellt.

Hätten uns die Evangelisten ein Charaktergemälde Jesu oder eine Darstellung seiner vollendeten moralischen Größe geben wollen, so würden sie manche kleine Züge aus seinem Leben verschmähet, und uns dessen beraubt haben, was ihn uns — gleichsam näher bringt, und ihn, von dieser Seite betrachtet, zu unsers Gleichen macht, wenn seine moralische Höhe ihn so weit über uns erhebt. Wir sehen den Gottessohn nun nicht blos als den mächtigen Gebieter der Dämonen, nicht blos als den Helden, der mit bewunderungswürdiger Seelengröße die größten Leiden und den schrecklichsten Tod übernimmt zum Besten der Menschheit, nicht blos in der Verklärung als Gottmenschen — sondern wir sehen ihn auch als Familienvater im Kreis seiner Geliebten essen und trinken und das Brod austheilen, wir sehen ihn fröhlich bey fröhlichem Gastmahl; wir sehen ihn weinen, zürnen, hungern und dürsten; wir hören den Laut seiner Stimme, sehen den

Blick seines Auges? — den Sohn Marias und den Gottessohn auf das innigste vereinigt, in dem Menschensohn das Göttliche, in dem Gottessohn den Menschen! —

§. 25.

Individualität und Gemüth der Evangelisten.

Diese Vielseitigkeit und Umständlichkeit der Evangelien, die man ebenfalls *episch* nennen könnte, weil im Epos die zufälligen Begleitungen oder Uebergänge zu der Handlung eben so wichtig sind, als die Handlung selbst — entsprang aus der individuellen Gemüthsbeschaffenheit und der Art und Stufe der Bildung der Evangelisten. Die Jünger Jesu waren, als sie sich ihm anschlossen, nichts weiter als gutmüthige, schlichte und unschuldige Menschen, gut von Natur, aber ungebildet und unentwickelt, reine aber leere Gefäße, die nur das negative, aber für Jesu Absicht sehr wichtige Gute hatten, daß dasjenige, was in sie hineingelegt wurde, nicht versäuerte (quodcunque infundis acescit), sondern rein aufbewahrt wurde. Von moralischer Maxime und moralischer Größe hatten sie wohl eben so wenig deutliche Erkenntniß, als der gute Mensch in der Idyllenwelt. Daher erkannten und begriffen sie auch schwerlich die eigentliche *moralische Größe* Jesu als solche; aber sie empfanden die Allgewalt und den Eindruck derselben, ohne daß sie es wußten und es sich zu erklären vermochten, worin dieses eigentlich lag; denn moralische Schönheit und Größe wirket eben so allgemein, als die ästhetische auf das Herz unverderbener Menschen, ohne daß diese daran denken, woher und wie diese Wirkung entstehe. Ja man kann sagen, daß selbst das Aesthetisch-Schöne nur durch das moralische Gefühl und die Aehnlichkeit mit dem *Moralisch-Schönen*, welches es uns *figürlich* und der Form nach darstellt, interessire. Um wieviel mehr muß denn das vollendete *Moralisch-Schöne* in der Anschauung auf den Menschen wirken? — Diese Empfindung, wel-

che durch die Einwirkung der moralischen Größe und Liebenswürdigkeit in den Gemüthern der Jünger entstand, war es, welche die Jünger Jesu während seines Lebens immer stärker an ihn fesselte, und noch nach seinem Tode sie drängte, Ihn zu verkündigen, von Ihm zu erzählen. Erzählen kann jeder Mensch mit gesunden Sinnen und gesundem Verstande, und eben der ungebildetere, aber lebhaft fühlende Sohn der Natur wird am liebsten erzählen, und Andern, was ihm auffallend, werth und angenehm war, mittheilen, so wie der Mensch im unverdorbenen Naturstande unbefangen und uneingeschränkt die Gastfreyheit übt. Daß es also schon früh und bald nach dem Tode Jesu schriftliche Erzählungen von dem Leben Jesu gab, aus dem Munde seiner Vertrauten oder von ihnen selbst gesammelt und niedergeschrieben, ist so wenig zu verwundern, daß vielmehr das Gegentheil befremdend seyn müßte. —

§. 26.

Diese eigene Gemüthsstimmung oder vielmehr das Gefühl, welches vor allen Andern die Jünger Jesu bestimmte, von Ihm zu erzählen und ihn in lebendiger Rede und Schrift zu verkünden; ihre Anhänglichkeit und ihr Interesse an ihm und für seine Sache läßt sich wohl mit keinem schicklichern Ausdruck und Worte bezeichnen, als mit demjenigen, das die neutestamentlichen Schriften so oft wiederholen, und in welchem sie das ganze wohlthätige Werk Jesu samme dessen Bewegungsgründen, Zweck und Ausführung umfassen, — nämlich mit dem Ausdruck Liebe. So wie aus dieser schönen Quelle das Christenthum entsprang und auf sie wieder zurückführt; so wie durch Liebe Jesus einen Kreis, eine Familie auserwählter Menschen sich verband, um durch diese die ganze Menschheit zu einem schönen Familienbunde einzuladen und zu vereinigen; so begeisterte hinwiederum diese Liebe zu Jesu seine Jünger, an ihm festzuhalten und für ihn zu reden und zu handeln. Der Begriff dieses Losungswortes des neuen

Bundes läßt sich schwerlich durch eine schulgerechte Definition völlig umfassen, da es in dem Sprachgebrauch des neuen Testamentes in mannigfaltiger Beziehung genommen wird, und seine Bedeutung sich nach diesen Beziehungen und nach Maßgabe christlicher Bildung läutert und veredelt, so wie das Wort Tugend, Gottesfurcht, Frömmigkeit, Gottes Reich und andere *). So war auch die innige Liebe Jesu zu seinen Jüngern eben so verschieden von der Liebe der letztern gegen ihn, als er selbst von ihnen verschieden war, und um so reiner und erhabener, als er selbst über sie erhaben war.

---

*) Reinhard in seiner Moral definirt die Liebe folgendermaßen: „Sie ist eine Wirkung des wohlwollenden Triebes, oder diejenige Neigung unsers Herzens, wo man hauptsächlich durch den Gedanken an die Vollkommenheit eines fremden Gegenstandes zum Handeln bestimmt wird.“ Der Recensent in der A. Lit. Z. 349, 1803 behauptet, daß durch diese Bestimmung Liebe mit Achtung verwechselt werde, und sagt, Liebe sey das mit der Vorstellung wohlwollender Gesinnung Anderer verbundene Gefühl. Mir scheinet die Differenz dieser beyden Definitionen darin zu liegen, daß in der Reinhardschen das Genus Achtung und die Species Liebe nicht scharf genug geschieden sind. Es gehört aber nothwendig in den Begriff der Liebe die Vorstellung der Vollkommenheit Anderer; denn wenn diese bey der Vorstellung wohlwollende Gesinnung Anderer fehlt, oder wenn Achtung nicht zum Grunde liegt, so kann wohl Mitleid gegen den Wohlwollenden, nicht aber Liebe entstehen. Auf leblose Gegenstände kann dieses Wort nur im figürlichen und uneigentlichen Sinn angewandt werden; denn man hat diese nur gern, weil sie uns angenehme Empfindungen erregen, also aus eigennützigen Absichten. Die Liebe aber ist, wie Reinhard sagt, ihrer Natur nach uneigennützig, und sieht nirgends auf sich, sondern immer nur auf den Geliebten. S. 411. Die Sexualliebe ist nicht Liebe, sondern Naturtrieb, die Selbstliebe ist Selbstachtung, und Eigenliebe ist Eigennützigkeit. In diesen Wörtern wird also der Ausdruck Liebe uneigentlich, in den letztern ganz falsch gebraucht. —

Das Interesse, welches die Jünger für ihn und seine Sache faßten, beruhete nicht auf deutlich entwickelten Begriffen und Vorstellungen, sondern auf Empfindung; es war nicht das practische Interesse einer festen auf Vernunft und Kenntniß des moralischen Charakters Jesu gegründeten männlichen Freundschaft, sondern sinnlich, wie sie selbst, in so fern sich ihre sinnlichen Ansichten und Erwartungen an ihre Neigung und ihr Gefühl der Liebe anschlossen; zwar eine ungemein schöne in ihren Wirkungen oftmals rührende, aber doch immer mehr oder minder pathologische Liebe. Sie konnte auch, wenigstens in ihrem Ursprung und Anfang, schwerlich anders als pathologisch seyn. Denn wie ließe sich von solchen Menschen, wie die Jünger Jesu uns durchaus in den Evangelien erscheinen, bey diesem Hange zur Sinnlichkeit — eine freye Thätigkeit der Vernunft und ein ernster männlicher Freundschaftsbund mit Jesu zur Ausführung seines erhabenen Plans, so lange er mit ihnen wandelte, erwarten? — Sie waren vielmehr ganz dagegen eingenommen; sie konnten ihn nicht fassen, und kamen immer auf die sinnlichen Erwartungen ihrer Nation zurück, — nur durch Jesum und um seinetwillen konnten sie Interesse dafür gewinnen.

Auch die Art der Entstehung dieser freundschaftlichen innigen Verbindung mit Jesu beweiset die pathologische Natur derselben. Sie schlossen sich auf seine Aufforderung plötzlich ihm an, folgten ihm und blieben ihm zugethan. Diese Liebe war es auch, welche alles, was in den Jüngern lag, jeden Keim ihrer Seele zur schönen Blüthe entfaltete, und, indem sie sich selbst zu gleicher Zeit in ihnen entwickelte und immer mehr veredelte, sie zu den größten Aufopferungen bereitwillig machte. — Durch sie vermochten sie es, Wohnungen, Güter und Bequemlichkeiten des Lebens zu verlassen, und mit bewunderungswerthem Heldenmuth das große Werk fortzuleiten, das Jesus begann, und das sie erst spät und allmählig

zu begreifen anfiengen *). Aber auch aus der pathologischen Natur dieser Zuneigung für Jesum lassen sich von der andern Seite so manche Schwächen, Verkehrtheiten — hieraus nur lassen sich die Ableugnungen Petri und selbst die schreckliche That des Verräthers erklären.

Endlich war auch dieser pathologische und leidenschaftliche Zusatz ihrer Liebe ihnen eben so nothwendig als natürlich. Was sollte und konnte ihrer sinnlichen Sinnlichkeit mehr das Gegen- und Gleichgewicht halten, als dieses höchste Gefühl, diese Anregung des wohlwollenden Triebes in ihren unverderbten Herzen, das eben so wie der Keim des messianischen Gottesreiches in seinem Ursprunge aus Sinnlichkeit und Geist weislich gemischt und zusammengesetzt war?

Rührend sind oft die Aeußerungen dieser Liebe und das eigene Verhältniß, das aus derselben zwischen Jesu und seinen Jüngern entsprang, und das Entstehen derselben ist höchst interessant und keines der geringsten Wunder des neutestamentlichen Gottesbundes. Es war das zärtliche Verhältniß der Kinder zu ihrem Vater — Jesus selbst deutete dieses dadurch an, wenn er seine Jünger seine lieben Kinder, seine kleine Heerde, sich selbst den Hirten nannte — (Marc. 10, 24. Joh. 21, 7.); oder wenn er die Hausvaterstelle bey ihnen, wie immer, vertrat, und das Brod brach, welches er vielleicht mit einer besondern Weise that, so daß sie ihn daran erkannten — und das Tischgebet hielt — oder wenn er sie hart und kräftig bestrafte; — so wie ebenfalls die Jünger dieses kindliche Wesen an ihm bewiesen, wenn sie ihm offen und unverholen ihre Meinungen, Empfindungen und Einfälle sagten, und selbst dasjenige, wovon sie wußten, daß es ihm mißfällig seyn würde, mit einer Art von Schüchternheit und

*) Denn auch die Mittheilung des heiligen Geistes war nur ein Schritt weiter, eine neue Epoche in ihrer Entwickelung — aber noch lange nicht die letzte. —

kindlicher Bloͤdigkeit vortrugen, wie z. B. die Zebedaiden den Wunsch, die ersten Staatsbedienten seines Reichs zu werden; oder auch, wenn dann und wann kleine Mißhelligkeiten und — man darf sie wohl so nennen — kindische Zwiste unter ihnen entstanden, die beynahe von der Regsamkeit und leidenschaftlichen Beweglichkeit der Liebe unzertrennlich und zwischen Kindern und Bruͤdern nicht ungewoͤhnlich sind.

Jesus war wie ihr gemeinschaftlicher Vater zu betrachten — bey ihm war die Vernunft, wenn man so sagen darf, gereift, in ihrem maͤnnlichen Alter und im schoͤnsten Bunde mit der Liebe; er bildete, er erzog sie für einen großen Plan, den sie nur stufenweise begriffen und auffaßten; seine Juͤnger waren seine kleine Heerde, die er weidete; — bey diesen war die Vernunft nur noch in der Kindheit, im Zustande ihrer ersten Bildung. So wurden sie in diesem zarten und schoͤnen haͤuslichen und Familienverhaͤltnisse zum Reiche Gottes gebildet und erzogen! Und gieng denn nicht alles Schoͤne und Gute, dessen sich die Menschheit je erfreut hat, aus diesem Verhaͤltnisse, diesem Reiche der zartesten Freundschaft und Liebe hervor? „Die haͤusliche Bildung,“ sagt der gute Pestalozzi, „ist wie der Stamm am Baume. Auf ihn muͤssen alle Zweige menschlicher Kenntnisse, Wissenschaften und Lebensbestimmungen gepfropft und eingeimpft werden. Aber wo dieser Stamm selbst kraͤnkelt und schwach ist, da sterben die eingepfropften Reiser und die eingeimpften Sprossen verwelken. — “

§. 27.

Betrachten wir dieses zarte Verhaͤltniß zwischen Jesu und seinen Juͤngern — das Jesus durch das froͤhliche und schoͤne Bild eines Braͤutigams unter den Braͤutigamsführern sehr passend ausdruͤckt (Matth. 9, 15.) — in Ruͤcksicht seiner Quelle psychologisch, — so war diese wohl keine andere, als die eben so natuͤrliche als wunderbare Wirkung der

ſtillen aber allmächtigen Kraft ſeiner hohen Tugend und reinen Moralität in Verbindung mit der liebenswürdigſten Menſchheit, — kurz das Göttliche im innigſten Verein mit dem Reinmenſchlichen, welches, dem verdorbenen und verſchrobenen Menſchen unbemerkbar und ſelbſt verhaßt, auf den unverdorbenen und ſchuldloſen mit wunderbarer Kraft wirkte. Dadurch fühlten ſie ſich zu ihm hingezogen, ohne daß ſie ſelbſt ſich das Wie zu erklären vermochten oder auch ſuchten. Sie liebten Jeſus, den Menſchenſohn, und wünſchten, daß er auch der Meſſias ſeyn möchte; ſie glaubten es, daß er es ſey, aber nicht deßhalb liebten ſie ihn; denn auch da, als er es nach ihrer Meinung nicht mehr war, als ſie durch ſeine Hinrichtung alle ihre Hoffnungen vereitelt ſahen, erloſch ihre Liebe nicht. Sie liebten Ihn, aber weßhalb ſie dieſes thaten, fiel ihnen niemals ein zu fragen, eben ſo wenig, als es einem Kinde nie in den Sinn kommt, zu unterſuchen, warum es Vater und Mutter liebe. — Eben deßhalb erzählten ſie von Ihm, ohne ſich beſtimmt zu fragen, warum ſie dieſes oder jenes von ihm erzählten; ſie übergiengen die Zeiten ſeiner Jugend, und umfaßten nur den Zeitraum, wo ſie ihn kannten, mit ihm umgiengen, ihn liebten. Sie erzählen freylich gern von ihm das Wunderbare, Auffallende und Außerordentliche, gleichſam als ob ſie dadurch das Große, Göttliche und Liebenswürdige, das in ihm war, das ſich aber auch eben ſo ſehr in denjenigen Handlungen, die keine Wunder waren, zeigte, am beſten hätten andeuten und bemerkbar machen, und die Kraft, die von ihm ausgieng und auf ſie wirkte, am beſten bezeichnen können. Sie heben auch das Liebenswürdige und Eigene in der Handlungsweiſe Jeſu, — das ſie, ohne es ſich zu entwickeln, eigentlich nur empfanden — keineswegs abſichtlich hervor, ſondern begnügen ſich damit, ihn blos wirkend aufzuführen — als ob ſie vorausſetzten, daß ſich das Andere von ſelbſt verſtünde.

Daher sind oftmals in den Handlungen Jesu die feinsten und schönsten Züge seines Charakters so versteckt, daß sie nur von dem aufmerksamen und feelfühlenden Beobachter aufgefaßt werden, der sich aber um desto mehr dadurch angezogen fühlt, je mehr und je deutlicher sich ihm die Handlungsweise Jesu entwickelt, und je länger er sich mit dem Studium derselben beschäftigt.

§. 28.

Ueber das Gottlich-Menschliche in Jesu Charakter und dessen Einfluß auf seine Jünger.

So wie das Verhältniß, welches zwischen Jesu und seinen Vertrauten obwaltete, wegen seiner eigenen Natur und Zartheit, nur durch Bild und Vergleichung angedeutet werden kann, so läßt sich noch weniger das Göttlich-Menschliche in Jesu, was die Jünger zu seinen Vertrauten, Freunden, Brüdern und Kindern — (denn alles dies umfaßte dies Verhältniß —) — machte, und sie trotz unzähligen Mühseligkeiten in standhafter Treue erhielt — deutlich erklären, und durch Laute und Sprache bestimmt bezeichnen. Die Evangelisten, auf welche diese Kraft Jesu ihre Wirkung äußerte, mußten dieses Unbegreifliche an Ihm natürlich finden — so wie auch die allmächtige Schöpfungskraft der Natur, so unbegreiflich sie an und für sich ist, in ihren Wirkungen natürlich scheint *). — Auch konnte es ihnen schwerlich einfallen, zu fragen, was das seyn möge, das sie so innig an Jesu fessele; denn dieses ist gegen die Natur der Liebe, über ihre eigene Entstehung und Natur zu grübeln. Aber sie winken doch mehrmals, obwohl nicht absichtlich, auf das Eigene

*) „Es kann Situationen geben, deren Erzählung um so wunderbarer aussieht, je natürlicher sie ist, und je mehr sie nur auf Gesehenes und Gehörtes sich einschränkt." Hes Bibliothek der heil. Gesch. II. B. 242.

hin, was in Jesu war, und scheinen es durch gewisse Ausdrücke, als Kraft Gottes, Kraft des Herrn, holdselige Worte (λογοι χαριτος Luc. 4, 22.), Worte des Lebens (Joh. 6, 68.), Kraft des Geistes (Luc. 4, 14.), Salbung mit dem heiligen Geist und Kraft (Act. 10, 38.) zu bezeichnen; so wie durch gewisse Handlungen, in welchen sich diese innere Kraft wirksam zeigte.

Zu den letztern gehören die Berufungen der Apostel. Die Evangelisten berichten uns von allen, daß sie plötzlich geschahen. Folge mir! — war der Aufruf Jesu, und sie folgten und verließen alles! Zwar hat man neuerdings mehrmals behaupten wollen, Jesus habe schon vorher im Umgange mit diesen Menschen gestanden, sie ihn und er sie kennen gelernt, u. s. w. Allein ich sehe nicht ein, warum man hier von dem einfachen Bericht der Evangelisten abgehen soll. Würden sie, wenn eine solche frühere persönliche Bekanntschaft dem Beruf vorhergegangen wäre, derselben nicht schon um des wichtigen Resultats, nämlich der darauf folgenden Berufung willen, irgendwo gedacht haben? — Auch würde alsdann der Beruf nicht so plötzlich geschehen und nicht also von den Evangelisten dargestellt seyn. Matthäus saß am Zoll — Jesus rief ihn, indem er vorbey gieng. Petrus und Andreas waren mit dem Fischfang beschäftigt; sie verließen ihre Netze. — Oder waren es etwa die sinnlichen Begriffe vom messianischen Reich, welche sie bewogen, Jesum so schnell zu folgen? Die evangelische Geschichte enthält keinen Zug, der dieses bestätigte. — Auch pflegen bey Menschen von solcher schlichten Denkungsart, die in einem thätigen Leben ein gutes Auskommen fanden, (denn arm waren die Jünger Jesu keineswegs) dergleichen Erwartungen nicht so lebhaft zu werden, daß sie alles daran geben, und dabey einen Mann folgten, dessen Aeußeres und dessen Bescheidenheit wenig geeignet war, um sie in ihren Hoffnungen zu bestärken. Und gesetzt auch, diese Erwar-

tungen hätten Einfluß auf ihren Entschluß gehabt — so entsteht noch immer die Frage: Was erhielt sie denn unter so vielfachen Beschwerden und bey den Angriffen und Verläumdungen der Nation in der Treue und Anhänglichkeit an Jesum? Wäre ihre Liebe zu ihm das Resultat endämonistischer Berechnungen gewesen, so hätte sie auch mit diesen, mit der Ankündigung, daß Leiden, Verfolgung und Tod sie treffen würde, mit Jesu Verfolgungen, mit seinem Tode, zerfallen müssen! Sie war aber nicht auf äußere Dinge gegründet, sondern das Göttlich-Menschliche in Jesu erhielt sie; dieses war die Quelle derselben. — —

Von den eigentlichen Jüngern Jesu, auf welche Jesus zunächst wirkte, ließ sich keine Erklärung dieser Wirkung Jesu auf sie erwarten, durch welche sie so innig mit ihm verbunden wurden. Vielleicht aber eher von Lucas — der dieses Phänomen — in dessen Brennpunct — wenn man so sagen darf — er sich nicht befand, — mit historischer Besonnenheit betrachten konnte, wenn jene, von der Wirkung desselben ergriffen, es ganz in der Ordnung und natürlich finden mußten. —

Allein diese Erwartungen wurden auch vom Lucas nicht befriedigt, und selbst das Bestreben, dieses Wunderbare in Jesu Geschichte zu erklären, würde ein Schritt aus dem Gebiet der Geschichte seyn. Dem Geschichtschreiber steht es nicht zu, über seine Facta zu räsonniren. Es steht ihm eben so wenig zu, wenn er eine durch ihre Handlungsweise außerordentliche und einzige Person aufführt, zeigen zu wollen, wie und warum dieses Außerordentliche und Wunderbare außerordentlich und wunderbar gewesen sey. Es muß ihm genug seyn, daß es sich selbst als solches ankündigt und ausspricht. — Aber das darf man von dem spätern Historiker vor den Augenzeugen erwarten, daß ihm das Außerordentliche und Wunderbare auffallender sey, und daß er es durch manche Züge noch mehr emporhebe, die den erstern gleichgültiger waren.

Lucas

Lucas ſcheint in dieſem Fall zu ſeyn, wenn er die merkwürdige Begebenheit von Jeſu Beſuch in ſeiner Vaterſtadt Nazareth (Luc. IV, 16.) erzählt. Jeſus tritt in die Synagoge, erhebt ſich nach der Vorleſung der Thorah, rollt den Jeſaias auf, und wendet die paſſende Stelle Cap. 61 auf ſich an. Darauf rollt er das Buch zuſammen, überreicht es dem Synagogendiener, und ſetzt ſich. — Aller Augen ſind auf ihn gerichtet. Alle geben ihm Beyfall, und wundern — ſich der holdſeligen Worte, die aus ſeinem Munde giengen, und ſagen: Iſt das nicht Joſephs Sohn? — Jeſu Worte zwangen alſo durch ihre Anmuth dieſe gleichgültigen Menſchen zum lauten Beyfall. — Aber darum war es ihm nicht zu thun. Er hatte von ſeiner Beſtimmung geredet, jetzt ſprach er von ihrer. In den treffendſten Bildern redet er über ihren Laußinn gegen ſeine Lehren, und daß ein göttlicher Lehrer in ſeinem Vaterlande am wenigſten geachtet werde, und beruft ſich auf das Beyſpiel des Elias und Eliſa. Seine kraftvolle Strafrede wirkt eben ſo ſtark auf ſie, als vorher ſein anmuthsvoller Vortrag. Sie erheben ſich im Tumult, treiben ihn aus der Stadt, und führen ihn an einen Abgrund, um ihn herunterzuſtürzen. „Er aber gieng mitten durch ſie hinweg," ſagt Lucas. Ihn ſchützte nicht, wie Heß glaubt, die Drohung eines ſtrafenden Wunders — der Evangeliſt würde dies, als das einzige Beyſpiel, das außerdem ſo wenig in Jeſu Charakter und Weiſe lag, bemerkt haben — es war die Hoheit und Majeſtät Jeſu — das =X in ihm. Dies verſteht ſich von ſelbſt, und deßhalb ſchweigt der Evangeliſt, — — Er begnügt ſich damit, die Kraft, die aus ihm ausgieng, factiſch und hiſtoriſch angedeutet zu haben — eine Kraft, die, ſo wie das moraliſche Gefühl in dem Innern des Menſchen auf ihn wirket, aus Jeſu auf die Menſchen außer ihn wirken möchte. Dieſe — ich möchte mit Wieland ſagen — moraliſche und göttliche Magie, ergriff jene ſchuldloſen und einfachen Menſchen, die er ſich zu ſeinen

Schülern erkor, auf eine eigene Weise und mit einer den Naturkräften analogen Kraft und Wirksamkeit. Ihre Anhänglichkeit und Liebe gründete sich nicht auf eine besonnene aus Kenntniß seiner Vorzüge geschöpften Hochachtung, und entsprang nicht aus derselben — wie die Freundschaft — sondern diese war vielmehr Folge ihrer Liebe und des vertrauten Umganges mit ihm. Auch bemerkt man nicht in der evangelischen Geschichte einen gewissen motivirten Stufengang oder Anzeigen des Wachsthums der Liebe und Anhänglichkeit der Jünger gegen ihren Meister. Freylich wurde diese Anhänglichkeit und das unsichtbare Band, das sie mit ihrem Lehrer vereinigte, immer fester, geistiger und inniger, — aber gleichsam wider ihren Willen und je weniger das Schicksal Jesu und seine Handlungsweise ihren irdischen Erwartungen entsprach. — Eine Erscheinung, die freylich ganz einzig in ihrer Art ist *), aber es deßhalb ist, weil Jesus der Einzige unter allen Sterblichen war, der eine solche Höhe des Göttlichen und Menschlichen in sich vereinigte! —

§. 29.

Nicht also auf freyer Entschließung, noch vorhergegangener Abwägung der Gründe beruhete die innige Vereinigung der Jünger mit Jesu, aber auch eben so wenig auf einer bestimmten Wahrnehmung seiner moralischen Vortrefflichkeit und einer daraus entspringenden Verehrung desselben, verbunden mit dem Bestreben, ihren eigenen sittlichen Charakter zu eben dieser moralischen Würde zu bilden. Ja, man darf, so sonderbar es auch scheinen mag, behaupten: nicht eigentlich

*) Etwas Analoges findet sich in der Verbindung des Socrates mit seinen Schülern. Ein z. B. Alcibiades, wurden wider Willen zu ihm hingezogen, und Socrates bezeichnet diese δαίμων in ihm mit dem Namen des Erot — des Göttlichen in ihm — aber die Analogie ist nur eine entfernte, und bedarf des: Si parva licet componere magnis.

und zunächst ihr moralischer Charakter wurde von Jesu und durch seinen Umgang gebildet, auch nicht ihre Verstandesanlagen cultivirt *).

Sie waren schlichte, unverdorbene Menschen, von reinem Herzen, kraftvoll und feurig von Natur, wie die meisten Bewohner des gebirgigen Galiläa, dabey voll Vorurtheile, die ihnen fest anklebten. Alles, was sie außerdem waren und wurden, waren und wurden sie durch ihre Liebe zu Jesu. Dieser Liebe und dem Geist, der ihnen nach seinem Tode mitgetheilt werden sollte, blieb ihre fernere Ausbildung aufbehalten. Selbst ihre Vorurtheile und jüdischen (particularistischen) Meinungen blieben ihnen, so lange Jesus mit ihnen lebte und umgieng. Auch waren sie ihnen völlig unschädlich, ja gewissermaßen jetzt noch nothwendig; denn sie durften und sollten von dem väterlichen Hause, auf welches ihre Meinungen, Neigungen und Kräfte concentrirt waren, nicht losgerissen werden, sondern sich allmählich selbst in dem Fortgang ihrer höhern Bildung von demselben ablösen. Deßhalb warf Jesus nur dann und wann ein Samenkorn in ihre Herzen, dessen Entwickelung künftigen Zeiten und dem guten Boden, in welchem es ausgestreut wurde, aufbehalten blieb.

Von einer eigenen selbsterworbenen moralischen Bildung des Charakters, in so fern dieser in der Beschaffenheit und dem Gebrauch der Willensfreyheit in Bezug auf das Moralgesetz bestehet, kann bey den Jüngern Jesu nicht die Rede seyn. Diese ist ein Werk der Vernunft und Bekämpfung der

*) Das Wort Ausbildung wird hier in seiner engern Bedeutung genommen. Denn auch die unwillkührliche Erregung der menschlichen Anlagen kann als eine Ausbildung im weitern Sinn des Worts angesehen werden, als eine solche nämlich, welche durch die physisch-mechanische Natur mehr als durch Vernunft und Freyheit bestimmt wird. Von letzterer Art war die Bildung der Jünger Jesu.

dem Moralgesetz widerstrebenden Sinnlichkeit; Selbstbeherrschung ist ihr erstes Gesetz. Einen solchen selbst erworbenen moralischen Charakter haben sie nicht, und es war auch nicht Jesu Absicht und Plan, diesen in ihnen vorab auszubilden. Allgemeine moralische Vorschriften trägt deßhalb Jesus nur im Allgemeinen vor, gleichsam als den Decalog, der seinem zu stiftenden Reiche zum Grunde liegen solle. So hat z. B. die Bergrede, in so fern sie allgemeine moralische Vorschriften enthält, wohl mehr den Zweck, ihnen künftig bey ihrem moralischen Unterricht Norm und Typus zu seyn, als sie selbst moralisch zu bilden und ihnen als Norm ihres eigenen Verhaltens dargestellt zu werden. Hingegen Vorschriften und Regeln, die sie als künftige Apostel speciell betrafen, trägt er specieller und genauer vor, und schärft sie ihnen persönlich ein, z. B. Liebe und Demuth gegen einander, wovon die Ausführung seines Planes abhieng; wie sie sich auf ihren Wanderungen, gegen ihre Gastfreunde, Feinde u. s. w. benehmen sollten, wobey er sich bis zum kleinsten Detail, bis zu den Sandalen, Reisegepäck und Wanderstäben herabließ. Er führt sie immer zuerst auf das Nächste und Bedürftigste und dasjenige, was mit ihrem Berufe in der genauesten Verbindung stand, und läßt ihnen selbst vorläufig ihre jüdischen Vorurtheile, wenn sie nur nicht auf ihren Beruf und ihre Moralität einen schädlichen Einfluß haben konnten *).

§. 30.

Obgleich man also den Jüngern Jesu weder eine eigene geflissentliche moralische Charakterbildung, noch auch Jesu die Absicht beymessen kann, zu dieser sie hinzuleiten, so

*) Z. B. Joh. 9, 1., da die Jünger von einem körperlichen Uebel auf ein sündhaftes Leben des Kranken oder seiner Eltern schließen, widerspricht er ihnen geradezu. Denn dieses Vorurtheil würde ihre Wirksamkeit in ihrem Berufe beschränkt haben.

folgt daraus keinesweges, daß sie ohne Charakter gewesen seyen. Ein einziger Blick in die evangelische Geschichte zeigt das Gegentheil, indem sie uns jeden einzelnen Jünger und Apostel in entschiedener Eigenthümlichkeit darstellt *). Aber diese Eigenthümlichkeit war nicht das Werk der eignen oder der elterlichen, sondern allein der äußerlichen oder häuslichen Bildung, es war die durch ihre Umgebungen durch sich selbst in ihnen einfach entwickelte Natur — die zwar alle Farben des nationalen Bodens, auf welchem sie sich entwickelt hatte, an sich tragen konnte, als Aggregate von außen, aber

*) Mehrere Beyspiele werden dieses in der Folge zeigen. Die evangelische Geschichte ist bewunderungswürdig treu und consequent in der historischen Schilderung ihrer Charaktere durch Thatsachen. Sie hat diese Treue und Consequenz gemein mit allen Werken aus frühen Epochen der Menschheit oder einzelner Völker. Wer bewundert nicht die treuen Charaktergemälde der Patriarchengeschichte, die Heß so schön entwickelt hat, so wie in Homers Gesängen und im Ossian. In welcher zarten und doch scharfbestimmten Eigenthümlichkeit erscheint z. B. ein Menelaus, Nestor und Hector; im Ossian Fingal u. a.; in der Patriarchalgeschichte Abraham, Jacob, Ruben, Joseph u. s. w.? Es scheint, als ob diese sinnlichen Kindheitsperioden ein natürliches, angebornes Gefühl der Menschenkenntniß hätten, so wie auch Kinder ein gewisses sicheres Gefühl hierin zeigen, und sie so leicht die Schwächen und das Liebenswürdige derer, womit sie umgehen, bemerken, und oftmals eine natürliche Zuneigung oder Abneigung gegen gewisse Personen beweisen. So wie sich in der Kindheitsperiode das moralische Gefühl oft scharf und auffallend äußert, so scheint auch ein ähnliches ästhetisches hier Statt zu finden. „Within this bosom is a voice; it comes not to other ears: it bids Ossian hear the hapless in their hour of woe!“ sagt Ossian. Eine ähnliche Stimme, wie diese, welche zum innigeren Anschließen an die Menschen auffordert, scheint auch zur größern Vertrautheit mit allen ihren Empfindungen die Menschen der sinnlichen Culturstufe einzuladen. Auch ist in der Periode der Mensch entschiedener, was er ist, und verstellt sich nicht.

um deßhalb nicht minder ihre eigene entschiedene Eigenthümlichkeit hatte. Diese wurde durch den neuen Zeitgeist des auserwählten kleinen Häufleins in der Folge entwickelt und ausgebildet. Jesus wollte seinen Jüngern nicht eine in sich verschlossene, gleichsam philosophische [etwa Socratische *)] Charakterbildung geben, welche von der Selbstkenntniß ausgehet, und alle Subjectivität im Handeln ausschließe. Er wollte sie für sein Reich bilden, gleichsam zu Feldherren für die Sache Gottes, die nicht entwerfen und grübeln, sondern den entworfenen Plan ausführen, und eben dadurch zugleich ihre moralische Höhe und Würde gewinnen und in ihrer Bildung fortschreiten sollten. Statt des obersten Moralgesetzes diente ihnen die lebendige Liebe zu ihrem Meister und Lehrer. Sie wurde die herrschende Empfindung, die ihr ganzes Wesen erfüllte, und sie fähig machte, mit ruhiger Fassung und einem Heldenmuth, der den größten Beyspielen des Alterthums an die Seite gestellt zu werden verdient, und sie in mancher Hinsicht hinter sich läßt, den größten Verfolgungen und dem Tode für die Erreichung ihres hohen Zweckes entgegenzugehen. — Der göttliche Menschensohn wirkte auf seine vertrauten Jünger auf eine wunderbare Weise, welche mit den verborgenen Wirkungen der Bewegung und Attraction in der Natur oder denen des Magnetsteines verglichen werden könnte, der nicht nur das Eisen an sich ziehet, sondern demselben auch seine eigenen wunderbaren Kräfte mittheilet. Und wenn uns gleich der Ursprung des Christenthums hierin, wie natürlich, das Höchste aufstellt, so fehlt es doch auch in der Geschichte überhaupt nicht an ähnlichen Beyspielen, die mit dem der evangelischen Geschichte verglichen werden könnten.

*) Der Hauptgrundsatz der Socratischen Bildung war die ἐγκράτεια, die Mäßigung, die auch der treue Socratiker, z. B. Xenophon, so auffallend in seinen Schriften, sowohl den Denkwürdigkeiten als den historischen Werken, zeigt. S. Creuzer a. a. O. p. 309.

Wenn nun die Liebe zu ihm ihnen statt des höchsten moralischen Gebotes diente, so vertrat ihnen sein Beyspiel die Stelle aller einzelnen moralischen Regeln und Vorschriften. Sie hatten in seiner Person und seinem Bilde das Ideal alles Schönen und Guten vor ihren Augen. Was bedurften sie weiter? So lange er lebte und mit ihnen umging, umfaßten sie ihn ganz — verschmolzen mit ihm, und hiengen ihm an, wie Haupt und Glieder, Weinstock und Reben, — sie waren in Beziehung auf ihn in einem mehr leidenden als thätigen Verhältniß. Nach seiner Trennung erst wiederholten und vereinzelten sie alle Züge seines Lebens und Wandels, und bildeten sich daraus nun selbst die Moral, die er gepredigt hatte, und fanden, daß er ihnen ein Beyspiel hinterlassen habe, dem sie nachfolgen sollten (1 Petr. 2, 21.). Diese absichtliche Conformirung ihrer Gesinnungen nach dem Muster Jesu und den daraus abgezogenen Regeln war aber wohl erst eine spätere Folge ihres Lebens und ihrer Wirksamkeit. So lange sie noch des vertrauten Umgangs mit Jesu genossen, und wahrscheinlich auch noch lange nachher, behielten wohl die Jünger Jesu ihre Vorurtheile, Lieblingsneigungen, Leidenschaften und manche ihrer falschen Ansichten, (wie unter andern der Zwist des Petrus und Paulus beweiset). Nur durch die Fortbildung des Christenthums und die mit derselben verbundenen Schwierigkeiten, Gefahren, Verfolgungen wurden diesen rohen aber edlen Steinen die scharfen Ecken allmählich abgeschliffen.

Immer also war dieses mehr eine Charakterbildung von außen her, im Leben und durchs Leben, als eine in sich gekehrte eigenmächtige Bestimmung ihres Willens nach Grundsätzen. Und wozu auch dieses? Sie bedurften sowohl in Betracht ihrer natürlichen Gemüthsart als ihres Berufes eines weit lebendigern Princips, als dasjenige ist, was die Vernunft sich selbst giebt. Und dieses Princip war die reine enthusiastische und hohe Liebe der vertrauten Jünger zu Jesu, die

ſich nach den verſchiedenen Temperamenten derſelben auf verſchiedene Weiſe äußerte, aber in Anſehung der Sinnlichkeit und Kindlichkeit und einer daraus entſpringenden Naivetät ſich ähnlich war. Auf dieſe innige und zarte Verbindung deuten manche Ausdrücke im Munde Jeſu und ſeiner Apoſtel, die uns vorzüglich der Jünger, den Er lieb hatte, aufbehalten hat, z. B. in ihm ſeyn, in Jeſu wohnen *) — — Ich bin der Weinſtock, ihr ſeyd die Reben — Jeſu Fleiſch eſſen, ſein Blut trinken, u. ſ. w. Lauter Worte und Bilder, die auf die innigſte Vereinigung, auf das Nichtſeyn in ſich und das Alleſeyn in Ihm hindeuten. So lange Jeſus unter ihnen lebte, war er ihnen auch alles in allem, der Mittelpunct ihrer Wünſche, Empfindungen und Gedanken, ihr Gott und ihr Alles. In der ganzen evangeliſchen Geſchichte findet ſich kein einziges Beyſpiel eines religiöſen Gedankens, den einer der Jünger geäußert hätte, ſo wie auch kein Beyſpiel, daß ſie gebetet hätten. So lange Jeſus unter ihnen lebte, hielten ſie ſich blos an Ihn, obgleich er ſie bey jeder Veranlaſſung auf ſeinen himmliſchen Vater verwies, und ihnen auch in dieſer Hinſicht Mittler zwiſchen Gott

*) Man könnte hiermit vergleichen Marc. 1, 26. 5, 2. den Ausdruck ἀνθρωπος ἐν πνευματι ἀκαθαρτῳ — welcher andeutet, daß jener Menſch ſeine Perſönlichkeit gleichſam verloren habe und das völlige Eigenthum des πν. ακαθ. geworden ſey. Man ſagt zwar gewöhnlich, es ſey ein Hebraismus, und glaubt hiermit alles erklärt zu haben; aber es bleibt dann noch die Frage, warum denn jenes Idiom von dem unſrigen abweiche. Ungebildete Sprachen ſind ihrem Urſprunge und eben deßhalb auch der Natur näher, ſie bezeichnen das, was nur durch Bild bezeichnet werden kann, einfacher und richtiger, als unſere kunſtmäßige Vernunftſprache. So ſagt Jacob Gen. 32, 10. בְּמַקְלִי ꝛc. in dieſem Stabe (ἐν τῇ ῥάβδῳ ταύτῃ ꝛc. ἀ.) gieng ich über den Jordan. Der Stab enthielt mein Ich, mein Beſitzthum, meinen Werth. Ländliche Sprache, die aber eben der myſtiſchen (im guten Sinn) am nächſten kommt. —

und dem Menſchen wurde. Als er nicht mehr unter ihnen war, erſt da hoben ſie ſich durch ihn und den unſichtbaren ſie leitenden Geiſt, der ihn ſelbſt erſetzen ſollte, den Paraclet, zu dem Vater ſelbſt empor. Aber auch da blieb ihnen Jeſus der Menſch das, was er ihnen geweſen war. —

§. 31.

Einfluß des Verhältniſſes der Jünger zu Jeſus, und ihres Gemüthes auf die Form der evangeliſchen Geſchichte.

Das eigenthümliche Verhältniß der Jünger Jeſu zu ihrem erhabenen Lehrer und Freunde, und die theils dabey vorauszuſetzende, theils daraus entſpringende Gemüthsart und Empfindungsweiſe derſelben, mußte auf die von ihnen verfaßte Geſchichte des Lebens und der Thaten Jeſu und auf die Form derſelben natürlich einen großen und ſichtbaren Einfluß haben. Wenn die Evangeliſten ſolche Männer waren, wie ſie ſich ſelbſt mit der größten Unbefangenheit darſtellen: nämlich nicht allein ohne alle wiſſenſchaftliche Bildung, ſondern auch mit allen Vorurtheilen ihrer Nation behaftet; geneigt, dem erſten ſinnlichen Eindruck zu folgen und nachzugeben, und daher oft, ganz unvermögend, den Entwurf ihres weiſen und erhabenen Freundes zu faſſen; wunderſüchtig und geneigt, nach der Weiſe ihrer Nation, alles Ungewöhnliche von einer überſinnlichen Urſache herzuleiten; wenn ſie ſich als ſolche in den evangeliſchen Urkunden ſelbſt charakteriſiren, — ſo wäre es ein ſich ſelbſt widerſprechendes Wunder, wenn ſie ſich in der ſchriftlichen Darſtellung der Lehre und des Lebens Jeſu anders ſollten benommen haben, als ſonſt ihre Art und Weiſe war. Wenigſtens darf der Hermeneut, der ſich mit Unterſuchung der hiſtoriſchen Urkunden beſchäftigt, nicht eine göttliche Inſpiration oder auch nur eine beſondere göttliche Leitung vorausſetzen, ſondern dieſe iſt ein Reſultat, welches er als

Dogmatiker aufstellen mag, wenn er als unbefangener Exeget seine Pflicht gethan und vorher die Glaubwürdigkeit und Wahrheit seiner Urkunden erwiesen hat (§. 16.). Auf dieser beruhet das ganze christliche Religionsgebäude. — Wenn nun gleich die Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit der Evangelisten durch den Charakter und die Gemüthsart derselben, so wie durch die Entstehung und die Form ihrer Erzählungen so sehr begründet wird (§. 21 f.) als irgend eine andere Historie; so würde man doch viel zu weit gehen, und, so scheint es, alle diese Gründe für die Wahrheit derselben schwächen, wo nicht zerstören, wenn man nun auch eine völlige Untrüglichkeit derselben urgiren wollte. Ein solcher Sprung vom Sinnlichen in das Uebersinnliche, aus dem Gebiet des Menschlichen in das Uebermenschliche, würde ein tödtlicher Sprung für die Geschichte seyn und sie gänzlich zerstören.

§. 32.

Deßhalb hat man auch längst die Behauptung, daß ein unmittelbarer Antrieb die Verfasser der N. T. Schriften geleitet, und ihnen Sachen und Wörter suppeditirt habe, aufgegeben. Die Ursachen, warum man auf diese Voraussetzung eines unmittelbaren göttlichen Instinctes verfiel, lag nicht sowohl in dem Wunderbaren des N. T. überhaupt, sondern vielmehr in der Erzählung solcher Wunderbegebenheiten, die dem kahldürftigen empyrischen Verstande unglaublich schienen, und welche, in einem solchen Lichte betrachtet, ganz sonderbar mit der sonstigen in die Augen springenden und unbezweifelten Glaubwürdigkeit der Evangelisten contrastiren. Man hat diesen Contrast sich auf mannigfaltige Weise zu erklären und mit der historischen Wahrheit der Urkunden zu vereinigen gesucht. Die Hypothese der göttlichen Inspiration schnitt alle weitere Fragen hierüber ab, konnte aber als Cirkelbeweis unmöglich befriedigen und dauern. Der zu früh verstorbene

Wizenmann*) schlug den richtigen Weg ein, vor allen aus innern Gründen die historische Wahrheit der Evangelien, namentlich des Matthäus, zu erweisen, aber er folgerte aus der unbezweifelten Wahrheit der kleinen Nebenumstände, womit die Evangelisten die großen Begebenheiten der Geschichte Jesu verbinden, auch die buchstäbliche Wahrheit der letztern, vorzüglich der wunderbaren Ereignisse, indem er diese dadurch gewissermaßen in die Reihe der gewöhnlichen alltäglichen Begebenheiten setzte, in deren Ansicht der gesunde Menschenverstand sich nicht leicht täuschen kann. Er nimmt also z. B. an, der factische Bericht der Jünger sey eben so objectiv gewiß und zuverlässig, wenn sie sagen, Jesus habe geschlafen, als wenn sie erzählen, er habe mit Einem Wort den Orkan gestillt. Bey dieser Ansicht fällt denn natürlich alle Subjectivität der Evangelisten von selbst weg, es kann blos von objectiver Wahrheit, nicht aber von einem eignen Urtheil und eigner Ansicht des Geschichtschreibers die Rede seyn, und es wird durch ein umgekehrtes Verfahren, nämlich einen Schluß vom Kleinen auf das Große, den Evangelisten die nämliche Unrüglichkeit beigelegt, welche die Inspiration ihnen zuschreibt.

Allein so sehr diese Bemerkung in Verbindung mit andern die historische Treue und Wahrheitsliebe der Evangelisten bestätigen kann, so wenig eignet sich doch dieser Schluß vom Kleinen auf das Größere zu einem Fundament für den Beweis ihrer Untrüglichkeit. Die Umständlichkeit allein, und die genaue Anführung kleiner Nebenumstände kann wohl die subjective und ästhetische, aber keineswegs die objective Wahrheit eines historischen Factums begründen. Denn bey außerordentlichen Begebenheiten strebt die Phantasie von

*) Die Geschichte Jesu nach dem Matthäus, als Selbstbeweis ihrer Zuverlässigkeit betrachtet. Ein nachgelassenes Werk von Thomas Wizenmann, mit einer Vorrede von J. F. Becker. Leipzig 1789.

ſelbſt, ſich das Ungewöhnliche durch die Verbindung mit dem Gemeinen und Gewöhnlichen glaubwürdiger und anſchaulicher zu machen, und es in den niedern Kreis des Lebens herabzuziehen, wie z. B. die ins kleinſte Detail gehenden Volksſagen und die Schilderungen der Dichter beweiſen. —

Auch Rouſſeau empfand jenen auffallenden Contraſt des unbezweifelt Wahren in den Evangelien mit dem Unbegreiflichen, ſchlug aber einen ganz andern Weg ein. Er läßt der evangeliſchen Charakterzeichnung Jeſu Gerechtigkeit, ja ſeine hohe Bewunderung widerfahren, wenn er von der andern Seite die Evangeliſten zu Legenden- und Mährchenerzählern herabwürdigt, und ſich alſo ſelbſt auf das auffallendſte widerſpricht, und mit ſich uneins wird, indem er behauptet, daß ſie in der Hauptſache die treueſten, einfachſten und wahrheitliebendſten Geſchichtſchreiber, allein in der Einfaſſung und Nebenumſtänden gerade das Gegentheil ſeyn ſollen. —

Auf eine andere Weiſe hat man ſich vorzüglich in neuern Zeiten dieſe Schwierigkeiten dadurch zu löſen geſucht, daß man ſich bemühte, alle Wunder aus natürlichen Urſachen zu erklären. Wie weit man in dieſen Verſuchen gekommen iſt, beweiſet vor vielen andern der in ſo mancher Hinſicht auch dem ganz anders Denkenden ſchätzbare Commentar des D. Paulus. Allein bey aller Gewandtheit und der trefflichen Combinationsgabe des Verfaſſers iſt dieſer Commentar zwar im Ganzen der beſte Verſuch, die Wunder des N. T. natürlich zu erklären, aber auch zugleich eben deßhalb der ſtärkſte Beweis, daß dieſe Art zu interpretiren mit nichten geeignet ſey, dem unbefangenen Leſer und Forſcher des hiſtoriſchen Sinnes ein Genüge zu leiſten. Denn der ſtudirte Zwang, den man ſich anthun muß, um ſich in dieſe natürliche Anſicht hineinzuverſetzen, macht, daß dieſe einzelnen Partheien der evangeliſchen Geſchichte, an welche man ſich mit einem großen Apparat von Pſychologie und Gelehrſamkeit und Witz heranmacht, deſto greller und ſonderbarer abſtechen gegen den

einfachen ungekünſtelten Ton der Evangeliſten, und diejenigen Theile ihrer Geſchichte, die keine Wunder enthalten, und welche man ohne jenen großen Apparat leicht verſteht. Nimmt man den Evangelien ihre Einfalt, ſo nimmt man ihnen alles.

Aber jedes Zeitalter hat ſeinen beſondern Geiſt im Erklären. Dieſes beweiſet auch die Geſchichte der Geſänge Homers. Man muß die Gewandtheit derer, die ihre Politik, ihre Moral und ihre Ideen in ſeinen Geſängen fanden und darſtellten, oft bewundern, aber man muß ſo lange den Homer ſelbſt vergeſſen. Das N. T. hat viel Aehnliches mit dem Buche der Griechen erduldet *). Man ſuchte dieſes dem Gang der philoſophiſchen Schulen, jenes dem gewöhnlichen Gang des gemeinen Lebens anzupaſſen. —

§. 33.

Soll denn aber der kaltblütige Zuſchauer und Leſer überall die nämliche Anſicht haben wie die Evangeliſten, überall Wunder ſehen und glauben, wo jene ſie ſehen? dies iſt eine ganz andere Frage! Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen einer Interpretation, die einem vorausgefaßten Grundſatze, und einer ſolchen, die mit weiſer Vorſicht und Beſonnenheit dem Gange der Geſchichte folgt, und eine jede Begebenheit, ſo wie ſie ihr erſcheint, ruhig in das Auge faßt und ſelbſt ſiehet. — Eben ſo iſt es eine wahre philoſophiſch-hermeneutiſche Regel, die ſelbſt Jeſus durch Wort und That beſtätigt, daß die Wunder nicht müßten vervielfältigt werden. Da wo

*) Jene Erklärungsverſuche hat man durch die Hypotheſe von der Entſtehung der Evangelien, aus einem Urevangelium, oder auch aus einzelnen fliegenden Blättern, zu unterſtützen geſucht. Allein theils ſind dieſes blos Hypotheſen, die vorerſt ſchon keine hiſtoriſche Beweiſe für ſich, und ſo manches andere gegen ſich haben; theils hat auch dieſe Entſtehungshypotheſe auf das Reſultat, das wir hier verlangen, auf die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit, keinen Einfluß.

eine natürliche Erklärung hinreicht, entferne man alles Wunderbare; aber man lasse auch im umgekehrten Fall der Historie ihr Recht widerfahren. Die Untersuchung der Frage, ob Wunder möglich sind, gehört nicht hierher. Es ist uns genug, daß die Unmöglichkeit derselben nie dargethan ist und durchaus nicht bewiesen werden kann. Ob Jesu in der evangelischen Geschichte wirkliche Wunder beygelegt werden, darüber kann bey jedem unbefangenen Leser keine Frage seyn. Sie hinauszuinterpretiren, ist unmöglich, ohne allen historischen und grammatischen Sinn zu zerstören und den Evangelisten gesunde Augen und gesunden Menschenverstand abzusprechen, — ohne sie zur nämlichen Zeit zu den ehrlichsten, einfachsten Menschen und zu offenbaren Legendendichtern oder Betrogenen zu machen. Kurz, man würde in der intellectuellen und moralischen Welt ein weit größeres Wunder annehmen müssen, als in der physischen. Und in welchem Lichte alsdann der Charakter Jesu in der evangelischen Geschichte erscheinen würde, bedarf keiner Bemerkung. Was könnte hindern, auch seine Seelengröße für ein bloßes Schaugepränge zu halten? Und wo sollte das Mährchen aufhören und die schlichte Wahrheit beginnen?

Allein etwas ganz anderes ist es, die Ansichten der Evangelisten von dem Factum, ihr subjectives Urtheil von der Sache trennen. Dies ist die Pflicht eines jeden historischen Interpreten und Forschers, so gut bey dem neuen Testament, als beym Herodot und Tacitus. Und hierbey kann die historische Wahrheit, und folglich auch die Sache Jesu, nicht verlieren, sondern nur gewinnen. —

§. 34.

Jedes Factum wird von verschiedenen Menschen auf verschiedene Art aufgefaßt und dargestellt, nach der Verschiedenheit ihres Temperaments, Charakters und des Standpuncts, aus welchem sie dasselbe sahen und betrachteten. Bey dem

gebildeten Historiker wird dieses weniger auffallend seyn, da es für ihn eine historische Norm und Regel und einen historischen Styl giebt, dem er seine Persönlichkeit mehr oder minder aufopfert und seine eigene Leidenschaftlichkeit und sein Interesse für die Sache unter die Herrschaft dieser allgemeinen Regeln zu bringen und alle Subjectivität abzulegen sucht. Bey mindergebildeten, leidenschaftlichen und lebhaften Menschen kann dieses weniger Statt finden. In dem Munde und bey der Harfe eines Ossians wird jede einfache Sage des Alterthums in poetischer Kraft und in feyerlichem Gewande hervortreten, und die Melancholie, die seine Seele erfüllte, aussprechen. Der begeisterte, von einer Idee erfüllte Mensch sieht alles aus seinem eigenen Gesichtspunct, und die erste Ansicht mit dem sie begleitenden Enthusiasmus und Gefühlen wird sein ganzes Leben hindurch auch bey der Rückerinnerung derselben Begebenheit den nämlichen geistigen und zarten Duft anhauchen, der ihr bey der ersten oder wirklichen Ansicht aus dem Gemüthe des Augenzeugen anflog. —

Nehmen wir nun die Jünger Jesu als solche, wie sie sich selbst darstellen, als sinnliche, leidenschaftliche, mit nichten vorurtheilsfreye und wunderbegierige Menschen, denen die Anerkennung, die Ehre und das Ansehen ihres Lehrers und göttlichen Freundes über alles gieng, — so daß sie für eine verweigerte Herberge auf ein ganzes Dorf Feuer vom Himmel verlangen, und die noch im höhern Alter für die Sache Jesu im Feuereifer gerathen konnten, (2 Joh. 10) — wie sollte man es denn von ihnen anders erwarten können, als daß sie auch bey der Erzählung von Jesu und seinen Thaten Menschen, die nämlichen Menschen waren und menschlich empfanden und darstellten? Und da Jesus nur da Wunder that, wo sie nöthig waren, und hierin mit weiser Sparsamkeit verfuhr — wie die Geschichte zeigt, und von seiner Weisheit nicht anders zu erwarten ist — sollten sie nicht auch zuweilen da Wunder gesehen haben, wo Jesus keine that, wo er

ſich natürlicher Mittel bediente oder wo die Begebenheit aus natürlichen Urſachen entſprang. Dieſes ſcheint ſo natürlich und menſchlich und dem Charakter der Jünger ſo angemeſſen, daß es zu verwundern wäre, wenn es ſich nicht ſo verhielte. Die Jünger waren keine Philoſophen und Naturforſcher, aber wohl treue, redliche Erzähler. —

§. 35.

In jener Behauptung liegt nichts, was der hiſtoriſchen Wahrheit der Evangelien Nachtheil bringen könnte. Unſere beſten Ausleger tragen kein Bedenken, zu behaupten, daß die Jünger oft die Worte Jeſu mißverſtanden oder unrichtig aufgefaßt haben können *). Warum ſollte dies denn nicht auch bey Begebenheiten der Fall ſeyn können, wozu ein nicht minder geübtes und gebildetes Auge und unbefangener Sinn erfordert wird, als zur Auffaſſung der Geſinnung und des Geiſtes eines Andern in und aus ſeinen Worten? — In Rückſicht des moraliſchen und dogmatiſchen Sinns der Bücher der heiligen Schrift wird jedermann eingeſtehen, daß es damit nicht genug ſey, Wort in Wort zu übertragen, ſondern daß man hier auf die ganze Subjectivität, Perſönlichkeit, Lage und Anſicht des Verfaſſers ſorgſam achten müſſe, um ihn völlig aufzufaſſen und zu verſtehen. Aber im hiſtoriſchen will man dieſes nicht leicht zugeben, weil man fürchtet, die hiſtoriſche Wahrheit der Bibel überhaupt möchte dadurch gefährdet werden. — Aber verfährt man denn anders bey jedem andern, z. B. griechiſchen oder römiſchen Hi-

*) Z. B. Hencke in der Abhandlung Joannis Apostolus nonnullorum Jesu apophthegmatum in Evangelio suo et ipse interpres. So ſcheinen auch Matth. 13, 13. und Marc. 4, 12. Luc. 8, 10. wo nicht, wie Herr D. Paulus meint, ein Mißverſtändniß der Worte Jeſu und daraus entſtehenden Widerſpruch, doch eine ganz verſchiedene Anſicht zu enthalten.

Hiſtoriker? Hat man jemals die Wahrhaftigkeit eines Livius oder Tacitus dadurch wankend gemacht, wenn dieſe oder jene Geſchichte in denſelben aus dem Geſichtspuncte erklärt wird, in welchem ſie dieſelbe auffaßten und niederſchrieben *)? Wird denn durch die Behauptung, dieſe oder jene Begebenheit ſey blos in den Augen und nach der Anſicht der Evangeliſten ein Wunder, könne aber vor dem Richterſtuhl der prüfenden Kritik nicht dafür gelten, die hiſtoriſche Wahrheit anderer Wunder Jeſu und ſeine Beſtätigung als eines göttlichen Geſandten durch ſeine Wunderkraft im mindeſten aufgehoben? Wohl eben ſo wenig, als wir, wenn in einer Biographie eines großen Arztes eine Heilung beſonderer Art aufgezeichnet ſtände, und man nachher entdeckte, daß dieſe Heilung, die der Biograph allein ſeiner Geſchicklichkeit und Kunſt zuſchreibt, durch ganz andere Umſtände und Zufälligkeiten bewirkt worden ſey, eben ſo wenig als wir daraus ſchließen würden, daß auch die andern Beweiſe der vorzüglichen Geſchicklichkeit des Arztes blos in der ſpeciellen Anſicht des Biographen ihren Grund hätten. Oder wird wohl jemand Friedrich II. das Talent eines großen Heerführers und ſeinem Geſchichtſchreiber die Glaubwürdigkeit abſprechen, wenn er z. B. in Tempelhofs Beſchreibung des ſiebenjährigen Krieges eine That oder Expedition findet, die dieſer der Weisheit und dem Plane des großen Königs beylegt, die aber nachher durch die hiſtoriſche Kritik als Werk glücklicher Umſtände befunden würde? —

Die Begründung der göttlichen Autorität Jeſu durch Wunder hängt nicht von einem einzelnen, dieſem oder jenem

*) Tacitus erzählt z. B. manche Wundermährchen, ſo daß er ſelbſt ſie zu glauben ſcheinet, z. B. vom Vogel Phönix, Annal. 6. 28. Dieſe Art von Leichtgläube thut aber ſeiner hiſtoriſchen Wahrheit keinen Eintrag, ſondern zeigt vielmehr eine gewiſſe Kindlichkeit des Gemüthes, die den verſtändigen Leſer demſelben um deſto geneigter macht.

Wunder ab, sondern von dem durch Wunder, welche die strengste Kritik aushalten müssen und können, historisch begründeten höhern Standpunct Jesu oder von seiner historisch erwiesenen Wunderkraft. Ein einzelnes Wunder würde diese schlecht begründen, auch wird niemand seinen Glauben an die höhere Würde Jesu davon abhängig machen wollen, und selbst der strengste Gegner der neuern Wundererklärungen aus natürlichen Ursachen wird, wenn er in seinem System consequent seyn will, gestehen müssen, daß selbst die strengste kirchliche Rechtgläubigkeit mit dieser freyern Ansicht wohl bestehen könne. So hält z. B. Michaelis die Wiederbelebung der Tochter des Jairus für kein eigentliches Wunder, sondern für eine Wiederbelebung einer Scheintodten *). Unstreitig wird sie aber von den Evangelisten als eine wirkliche Todtenerweckung dargestellt. Wie ungerecht würde man hieraus folgern, Michaelis habe auch alle andere Wunder, oder die Wunderkraft Jesu, oder die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte geläugnet, u. s. w. Eine solche Folgerung verdiente den Namen einer böslichen Consequenzmacherey, und wenn sie gelten sollte, so würde alle historische Kritik aufhören müssen, und mit ihr alle historische Wahrheit. Die Rechtgläubigkeit, wenn sie rechter Art ist, und das Größte, die Liebe, ihr nicht fehlt, verträgt sich sehr wohl mit der feinsten Liberalität und Humanität, und jeder Mensch, der nicht blos einem System nachspricht, sondern mit Interesse für die Sache der Wahrheit selbst forscht, nachdenkt und empfindet, muß eben so sehr seine Ansicht und seinen Glauben haben, als er in Gesichtszügen und Sinnesart von seinem Nächsten ver-

*) Hierher gehört auch gewissermaßen die freylich sonderbare Bemerkung des nämlichen berühmten Schriftforschers bey Marc. 6, 13., daß Jesus Anfangs die Wunderkraft in Krankenheilungen nur in so fern, als er sie an natürliche Mittel (nämlich die Oeleinreibungen) knüpfte, mitgetheilt, und die natürliche Heilkraft dieser Mittel wunderbar erhöht habe.

ſchieden ſt. Verlangen, daß jeder Menſch ſeinen Glauben nach Einem Syſtem modificire, und wie ein Gebäude nach dem vorgezeichneten Plane einrichten ſoll, heißt den Glauben zu etwas Aeußerem machen, ihn aus dem innern Menſchen herausnehmen und von demſelben abſondern. Vereint mit dem innern Menſchen, wie er ſeyn ſoll, iſt der Glaube erſt ein lebendiger, aber noch eben ſo, wie jedes einzelne Leben und jede einzelne Empfindungsweiſe, von jedem andern in Eigenthümlichkeit und Weiſe, Entſtehung und Organiſation verſchieden, nur in den allgemeinen Zügen einer und derſelbe. Richte alſo keiner den andern, eben ſo wenig, wenn ein Thomas erſt die Nägelmale zu beſchauen und zu betaſten verlangt, noch auch, wenn er ausruft: Mein Herr und mein Gott!

§. 36.

Die Evangeliſten waren Augenzeugen der Begebenheiten, welche ſie erzählen *)! wird man gegen jene frevere Anſicht ihrer Wundererzählungen einwenden. Dies beweiſet auch allerdings ihre Glaubwürdigkeit, mit dem oben Angeführten zuſammengenommen, unwiderſprechlich; aber von der andern Seite beſtätigt es auch eben ſo ſehr die Möglichkeit und die Wahrſcheinlichkeit des Einfluſſes ihrer Subjectivität auf die Form ihrer Erzählungen. Der Augenzeuge kann allein nur und am beſten die Facta ſelbſt bewahren

*) Wenn gleich dieſes eigentlich nur vom Matthäus und Johannes gilt, ſo können doch auch Marcus und Lucas dafür angeſehen werden; erſterer, in ſo fern er Jeſum wahrſcheinlich ſelbſt perſönlich gekannt hat, und mit den Apoſteln, vorzüglich mit Petrus, in vertrautem Verhältniſſe lebte; letzterer, in ſo fern er die Nachrichten der αὐτόπται bearbeitete, auch wahrſcheinlich ſelbſt zum Theil Augenzeuge geweſen ſeyn kann. Man kann überhaupt die Evangelien als die Aufſätze aller Jünger mit Recht betrachten, als ein Evangelium der zwölf Apoſtel.

hrizen; allein er hat auch die gegründete Präsumtion gegen sich, daß er in denjenigen Theilen seiner Geschichte, wobey er selber interessirt war, und welche den stärksten Eindruck auf ihn machten, auch am meisten seiner eigenen Ansicht folgen, und sein Urtheil mit dem Factum vermischen werde. Dem lebhafteren Menschen begegnet dieses am leichtesten. Daher pflegt auch oft erst die spätere und besonnene Kritik die Data der gleichzeitigen theilnehmenden Geschichtschreiber zu einem reinhistorischen Gemälde zu ordnen, in dem sie die lebhafteren Urtheile der ersten Zeugen wägt, sie untereinander vergleicht, und gleichsam ein Zeugenverhör unter ihnen anstellt.

Unstreitig betrachteten auch die Jünger Jesu die Wunder, die er that — Anfangs wenigstens — aus einem ganz andern als unserm dogmatischen Gesichtspunct. Sie waren es nicht, welche die zärtliche Liebe und Anhänglichkeit an ihm in ihnen bewirkten; diese war eine Wirkung der Größe und Liebenswürdigkeit ihres erhabenen Lehrers, des Göttlichen und Menschlichen, das auf das innigste in ihm vereinigt war. Auch nicht zunächst auf diese seine Getreuen, sondern vielmehr auf seine Nation und seine Sache und auf seine Auctorität als eines göttlichen Lehrers war der Zweck der Wunder gerichtet. Auf die Jünger machten sie vorerst wohl nur den Eindruck des Erstaunens, der aber bald wieder verschwand, und damals wenigstens in ihnen keine weitere Folgerungen und Schlüsse erregte, wie mehrere Beyspiele zeigen. Denn in der Verlegenheit und in Schwierigkeiten erwarteten sie nicht Hülfe von der Wunderkraft Jesu, sondern dachten dann nur an natürliche Mittel. — Lieb waren ihnen freylich die Wunderhandlungen Jesu, aber am meisten wohl wegen des Eindruckes, den sie auf das Volk machten, wegen der Ehre, die dadurch auf ihren Meister und sie selbst zurückfiel, und weil sie sich davon die baldige Realisirung des irrdischen Messiasreiches versprachen.

Endlich mußten ihnen auch die Wunder natürlicher Weise weit weniger auffallend seyn. Als nothwendig geglaubte Creditive eines göttlichen Gesandten und Propheten, und durchaus in der theokratischen Form, Geschichte und Denkweise der jüdischen Nation gegründet, mußten sie ihnen vielmehr ganz in der Ordnung der Dinge zu seyn scheinen, etwa als zwar außerordentliche, aber doch dem alten Gange ihrer Nation gemäß, sich gewissermaßen von selbst verstehende Begleitungen und Nebenumstände der Gottesnähe und großer Umwandlungen und Ereignisse *). Wie wäre es also zu verwundern, wenn sie, so organisirt und gebildet, wie sie waren, und nach ihrer Denkweise und Ansicht auch zuweilen das für Wunder und Zeichen hielten, was blos natürliche, ihren Ideen entsprechende, Erfolge waren?

§. 37.

Entwickelung einiger Wundererzählungen der Evangelisten aus ihrer individuellen Ansicht und der ästhetischen Form ihrer Darstellung.

Je auffallender und von dem gewöhnlichen Gang der Dinge abweichender ein Factum ist, um destomehr fordert und bedarf dasselbe die strengste historische Kritik. Sobald ein Geschichtschreiber ein solches Factum aufstellet, so ist dieses als eine Aufforderung anzusehen, diese strenge Kritik an ihm zu versuchen; denn die Forderung, ihm hierin aufs Wort

*) Etwa so, wie sich der Römer kein wichtiges Ereigniß in seiner Welt ohne irgend ein Wunderzeichen in der Natur denken konnte. Dieses Eingreifen der höhern Mächte in die niedere Welt war bey diesem Volke nicht blos ein vorübergehender Volkswahn, sondern gehört mit in ihre Geschichte, weshalb auch Livius und Tacitus es nicht verschmähen, davon zu berichten. Ein solcher Glaube liegt dem Menschen näher, als man denkt.

zu glauben, und wenn er der aufgemacht ehrlichſte und wahrheitliebendſte Mann wäre, würde eine Herrſchaft über die Gewiſſen von ſeiner Seite und eine Lähmung der Vernunft von der andern ſeyn. Aber dieſe Kritik darf nicht von einem zum voraus feſtgeſetzten Idee ausgehen, wie z. B. von der, welche Kant (in ſeiner Religion i. d. G. d. V. 119. f. f.) aufgeſtellt hat, ſondern darf nur blos dieſes Factum wie jedes andere betrachten und behandeln. Wenn nun die Wahrheitsliebe und hiſtoriſche Treue der Evangelien im Allgemeinen bewieſen und außer allem Zweifel geſtellt iſt, ſo beginnt die Kritik des Einzelnen, und ſucht die reine Objectivität eines Factums von der Subjectivität des Hiſtorikers zu trennen. Dieſes iſt bey auffallenden Begebenheiten um ſo nothwendiger, weil dieſe ſich leicht des Gemüthes der Zuſchauer ſo ſehr bemächtigen, daß er ſeine Beſonnenheit verliert. Die Nebenumſtände, welche eine ſolche Begebenheit begleiteten, die Lage und Gemüthsſtimmung derer, die ſie beobachteten, und der Ton und die äſthetiſche Form der Darſtellung ſelbſt ſind hier die vorzüglichſten Puncte, von welchen die Kritik ausgehen muß. Nach den oben angeführten Bemerkungen läßt es ſich erwarten, daß in den Evangelien mehrere ſolche Begebenheiten ſich finden werden, die wohl blos nach der Anſicht der Evangeliſten Wunder ſeyn möchten.

§. 31.

So läßt ſich die Stillung des Sturms auf dem See Genesareth natürlich erklären. Es war ein ſchnell entſtehender, aber ſchnell vorübergehender Orkan oder Windſtoß (λαῖλαψ), die auf dem von Gebirgen und Schluchten umgebenen Landſee nicht ungewöhnlich ſind *). Jeſus ſchlummert ruhig im Hintertheil des Nachens. Man weckt ihn in der größten Angſt und Beſtürzung. Er erhebt ſich, wirft ihnen ihre Kleinmü-

*) S. Betrachtungen über den Orient.

thigkeit vor, bedräuet den Sturm, und die Wogen legen sich, und der Sturm geht vorüber. Alles ist hier groß und erhaben, aber es läßt sich doch sehr wohl nach natürlichen Wirkungsgesetzen erklären. Jesus war überzeugt, daß nicht Sturm und Meer die Sache Gottes würden zerstören können *); daß der Sturm in kurzem vorübergehen mußte, war in der Natur des Orkans gegründet; aber nur der Besonnene dachte dieses. Daß die Jünger und Zuschauer die Apostrophe Jesu an den Sturm und das Aufhören desselben als Ursache und Wirkung verbinden, ist eben so natürlich und menschlich.

Man sieht in der einfachen und schönen Darstellung dieser Jesum und die Jünger charakterisirenden Begebenheit die Eigenthümlichkeit der Evangelisten. Matthäus ist der ruhigere Erzähler; so wie in seinem ganzen Evangelium ist auch hier alles in einem gewissen Ebenmaß; er nähert sich am meisten dem ruhigen Tone der Geschichte. Marcus und Lucas sind viel epischer, vorzüglich der erstere, der überhaupt die Schilderungen des Schrecklichen und Auffallenden zu lieben scheint, und diese Begebenheit so darstellt, als ob er sie aus dem Munde des Petrus hätte oder wenigstens dem Freunde in lebhafter Empfindung ähnlich wäre. Er schildert den Anfang des Sturms durch die lyrische Verwechselung der Gegenwart mit der vergangenen Zeit. — Es entstehet ein Sturm! (γινεται λαιλαψ) — setzt noch zu dem Orkan das Beywort groß (μεγαλη), läßt das Schiff von den Wellen angefüllt werden, während Jesus (eigentlich genommen ein Widerspruch, den aber die poetische Darstellung nicht gewahr wird) — im Hintertheil des Schiffes auf dem Kopfkissen (eine

*) Man vergleicht hier sehr passend die Worte Cäsars beym Plutarch, als er im Sturme in einem kleinen Kahne über das Meer fuhr: ἰθι, τολμα και δεδιθι μηδεν Καισαρα φερεις και την Καισαρα τυχην συμπλεουσαν. — Eine schönerere Parallele zu dieser Begebenheit und Seelengröße Jesu liefert das Beyspiel des Apostels Paulus bey dem Schiffbruch Apostgesch. 27.

versinnlichende Umständlichkeit) ruhig schläft. Das Aufwecken und Reden zu ihm wird wieder als in der Gegenwart dargestellt *). In den Worten des Marcus: Meister, kümmerts dich nicht, daß wir verderben! hört man den einmüthigen Ausruf eines Petrus. Wahr und lebendig schildern Matthäus und Lucas die Angst aller Jünger, ersterer durch das Zutrauungsvolle: Herr, rette uns — wir kommen um! — letzterer durch das Heftige: Rabbi, Rabbi, wir verderben! Marcus eilt zu dem Hauptmoment der Begebenheit, und daher bey ihm (so wie auch beym Lucas) die (nicht historische) Inversion der Erzählung, welche sogleich auf das Erwachen die Bedräuung des Sturmes — und zwar mit den eigenen Worten Jesu als Apostrophe an das Leblose, wie Ossians: „Still' eine Weile, o Wind! Schweig eine Weile, o Sturm! — und dann erst den Vorwurf an die muthlosen Jünger folgen läßt. Auch drückt er den Effect weit stärker aus als die beyden andern: Das Meer ruhete, es ward eine große Windstille — sie erschracken mit großem Erstaunen, und sprachen: **) —

Ueberhaupt ist die Darstellung dieser Begebenheit, wie sie selbst, höchst poetisch, erhaben und einfach. Alles in derselben, Jesu große, erhabene Ruhe und sein stiller Muth, mag sich natürlich denken und erklären lassen. Aber von den Jüngern Jesu eine andere Ansicht verlangen, heißt sie zu gemeinen Menschen ohne Poesie und Enthusiasmus, mit kaltem Alltagsverstande herabwürdigen ***).

---

*) διεγειρουσιν και λεγουσιν statt διηγειρουν λεγοντες. Matthäus hat blos das ruhige ἠγειρων.

**) ἐφοβηθησαν φοβον μεγαν και ἐλεγον.

***) Es soll übrigens hiermit keinesweges behauptet werden, daß es widersprechend wäre, hier ein wirkliches Wunder anzunehmen, und daß die Ansicht der Jünger eine falsche gewesen sey. Die ästhetische Wahrheit ist nicht das Gegentheil von der historischen, sondern beyde sind sehr oft eins.

§. 39.

Zu diesen Begebenheiten, in welchen die Subjectivität der Jünger auffallend sichtbar wird, und wo sie ihr Urtheil mit dem Object verwechseln, mag auch der Fischfang des Apostels Petrus (Luc. V.) gezählt werden. Nichts nöthigt uns, hier ein wirkliches Wunder anzunehmen, alles konnte sehr natürlich zugehen. Aber in den Augen des Petrus mußte es als solches erscheinen *). Er benimmt sich ganz seinem Charakter gemäß; er würde nicht Petrus seyn, wenn sich sein lebhaftes Erstaunen auf eine andere Art äußerte. Petrus erscheinet als ein natürlicher, unbefangener, lebhafter und gutmüthiger Mensch seines Zeitalters; Jesus in seiner menschenfreundlichen Größe und Liebenswürdigkeit. Er übersieht die liebenswürdige Schwäche des kindlichgesinnten Felsenmannes, und der Wahn seines Zeitalters, daß ein sündhafter Mensch in der Gegenwart eines Heiligen und Wundererhäters in Lebensgefahr gerathe, und redet ihn lächelnd an: Laß deine Furcht fahren! Künftig sollst du Menschen fischen! — Unstreitig hielt Petrus den reichlichen Fischfang für ein wirkliches Wunder, und eben so auch Lucas und die Jünger und die ersten Christen im Allgemeinen. Aber es steht nirgends geschrieben, daß auch wir mit den nämlichen Augen sehen sollen. Die evangelische Geschichte verhehlet auf keine Weise die Schwächen, Irrthümer und Vorurtheile der Jünger — sie stellt sie uns in ihrer Individualität, ganz wie sie waren, dar. Warum sollten wir dieses denn verkennen? Wir würden dadurch ihnen und der Geschichte Unrecht thun, und beyden einen schlechten Dienst erweisen. Jesus selbst hatte bis an seinen Tod ihre Vorurtheile und Schwachheiten zu bestreiten, und lange nach dem Pfingstfeste beschuldigte Paulus den Petrus der Verstellung, der Charakterlosigkeit und des Wankelmuths (Gal. 2.). — Je weniger man das

*) §. 41 wird dieses näher entwickelt werden.

Menſchliche in ihnen verkennt, um deſto anſchaulicher wird das Göttliche werden, das Jeſus in ſie legte, und welches ihr erhabener Beruf und der ſie leitende Geiſt zur ſchönen Blüthe und Reife erzog und ausbildete. Nur vergeſſe man nicht, daß dieſes Göttliche neben dem Menſchlichen in ihnen wohnt, und daß beydes, ſo wie in ihnen ſelbſt, alſo auch in den hiſtoriſchen Büchern, die den Urſprung des Chriſtenthums erzählen, verbunden iſt, und alſo auch dieſe den Charakter und den Ton ihrer Verfaſſer an ſich tragen *).

§. 40.

Nach dieſem ſubjectiven Geſichtspunct, der durch das Gemüth und die beſondere Lage und Stimmung der Jünger, ſo wie durch die begleitenden Zeitumſtände beſtimmt wird, möchten ſich auch mehrere kleinere Nebenereigniſſe, die bey den letzten Leiden Jeſu vorfielen, erklären laſſen. Hierhin gehört das plötzliche Zurerdefallen der gegen ihn abgeſchickten Wache bey Joh. 18, 6. Der Evangeliſt führt es wenigſtens als etwas ſehr Auffallendes an, obgleich er es nicht ausdrücklich für ein Wunder erklärt. Wahrſcheinlich war es die Wirkung eines plötzlichen Schreckens und des Eindrucks, den der Anblick, die Stimme und die Faſſung des muthigen und großen Mannes auf den rohen Haufen machte, der ſich eine ſolche hohe Entſchloſſenheit nicht gedacht hatte **). Warrn

*) Indeß will auch hier der Verfaſſer es ſich nicht herausnehmen, beſtimmt zu behaupten, der Fiſchfang ſey kein Wunder geweſen, ſondern nur nach dem Grundſatz: miracula non sunt multiplicanda, eine mögliche andere Anſicht aufſtellen, wobey übrigens jedem Leſer, ſo wie dem Verfaſſer ſelbſt, ſein eigener Glaube ſoll behalten bleiben. Es ſoll auch nur daraus hervorgehen, daß, wenn ſich auch einzelne Wunder nach der Anſicht der Evangeliſten natürlich erklären und deuten laſſen, dadurch das Ganze nicht leide, und man nicht von einem Fall auf alle ſchließen dürfe. —

**) Als Parallele könnte man ſich auf das Beyſpiel des Marius im Kerker beziehen, oder auch auf Friedrich II., der,

es auch nur einige der Vordersten, die durch den unmittelbaren Eindruck, den der Anblick und der Ton Jesu auf sie machte, zu Boden sanken, so mußte eben dieses Hinfallen den Eindruck bey den andern verstärken und verbreiten, zu welchem sich auch die dunkel gefühlte Furcht vor Widerstand und der Gedanke an den großen Propheten und Wunderthäter gesellen mochte. So wie diese Begebenheit, ganz natürlich gedacht, Jesum in seiner Größe charakterisirt, so zeigt sie uns zugleich den Jünger in seiner Art zu sehen, so wie auch die Aufmerksamkeit und Sorgfalt, mit welcher sie selbst in den drängendsten Lagen ihres Lebens dasjenige auffaßten, was ihnen das Unbegreifliche und Mysteriöse in Jesu in der Wirklichkeit und im Leben darstellen konnte. — Von der Art ist auch die feyerliche Betheurung desselben Jüngers, daß Blut und Wasser aus Jesu Seite geflossen sey (18, 35.). Johannes scheint in diesem Umstand etwas Uebernatürliches und

---

als er dem Recognosciren im Gebüsch einen Panduren bemerkte, welcher auf ihn zielte, diesen durch ein drohendes Du! das er mit aufgehobenem Stock ihm zurief, so außer Fassung brachte, daß der rohe Mensch sein Gewehr ehrerbietig neben sich stellte, und den König vorbeyreiten ließ. Welchen Eindruck machte der Anblick des ehrwürdigen Coligny auf die blutdürstigen Mörder der Bartholomäusnacht! Wir haben auffallende Beyspiele von der Wirkung einer Vorstellung auf die Menschen, die die Nerven zerrütten, ja augenblicklich tödten kann. Ein bloßes Gemälde der Helena betäubte die rasenden Herden in Neapel, und machte sie im Augenblick menschlich. Sie kamen, um zu plündern und zu zerstören, und giengen bewundernd und friedlich gesinnt von dannen. Vermag dieses eine Idee oder der bloße Anblick der Schönheit und Wahrheit in der Kunst, was wird denn die höchste moralische Würde in einem Menschen vermögen! — So selten, groß und erhaben eine solche Wirkung ist, so natürlich oder menschlich kann demnach die Causalverbindung seyn. — Die Erklärung des Hrn. D. Paulus, nach welcher [illegible] auf die Jünger sich beziehen soll, gehört unstreitig zu den gezwungenen.

Mysteriöses gefunden zu haben, das, nach den Bemerkungen der Aerzte *), nicht darin lag. — Zu der nämlichen Gattung gehören auch die Berichte der drey ersten Evangelisten von den furchtbaren Naturphänomen bey dem Tode Jesu, dem ominösen Zerreißen des Tempelvorhangs, dem Erdbeben, Verfinsterung der Luft, Zersprengen der Felsen.

Diese Erscheinungen können und mögen, wie jedes andere Erdbeben, natürlich gedeutet werden; wer könnte aber von den Jüngern verlangen, daß sie dieselben nicht in Beziehung auf ihren Lehrer und Freund hätten deuten und denken sollen? — Eine solche Vorstellungsart war außerdem ganz im Geist des damaligen Zeitalters, und selbst die denkendsten Männer und besonnensten Historiker dachten wie Schillers Wallenstein:

Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Mahlt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen!

Ueberhaupt dachte sich der Mensch damals die ganze Natur als Ein göttliches Werk in einer innigeren Verbindung und als ein zusammenhängenderes Ganze, die Gottheit, die Menschwelt und die Natur griffen lebendiger in einander ein, und standen in engerem Rapport als jetzt, wo die kalte und systematische abendländische Vernunft alles in todte Massen, Categorieen und Rubriken getrennt und geschieden hat. Jetzt setzt man vielmehr Natur und Gott sich einander entgegen. Ist dieses denn recht? Wissen wir denn mehr von dem innigen und letzten Zusammenhange der Ursachen und Wirkungen als die Alten? Können wir die Rathschlüsse der Gottheit besser philosophisch deuten, als sie, die sie kindlich und menschlich deuteten? Ist es der Gottheit unanständig, ungeziemend, daß

*) Richter dissertationes de morte Christi. Gruner de morte Christi vera &c.

sich auf ihre Veranstaltung bey dem Tode eines Mannes, der der Menschheit eine neue Bahn eröffnet, der Himmel verfinstert und die Felsen zersprungen? Wenigstens ist es sehr menschlich, reinmenschlich gedacht. Und was ist uns denn anders unsere gepriesene Wahrheit in unserer Erkenntniß? — Aber es mag immer ein blos zufälliges Zusammentreffen dieser Erscheinungen mit dem Tode Jesu gewesen seyn, so wie manches Erdbeben ohne eine Erschütterung in der moralischen Welt Statt gefunden hat. — Die Darstellung und Combination der Evangelien thut ihrer Glaubwürdigkeit und historischen Wahrheit so wenig Eintrag, daß sie dieselbe vielmehr durch ihre sich mit dem Gegenstand verschmelzende Subjectivität bestätigt und über alle Zweifel erhebt. —

§. 41.

Scheidung der Erzählungen der Evangelisten in Rücksicht der Quellen. Jesu Antritt seines Lehramts und Taufe.

Erst alsdann kann ein historischer Bericht den Namen der Historie verdienen, wenn die Subjectivität des Erzählers von der Objectivität des Factums völlig geschieden ist. Dieses ist das Geschäft der historischen Kunst. So lange dieses nicht geschehen ist, ist der Bericht nur noch in der Gestaltung zur Geschichte begriffen, er enthält blos Data zur Geschichte. So sind auch die Evangelien der Form nach nicht eigentliche und vollendete Geschichte, sondern blos die Aussagen gleichzeitiger Zeugen, fragmentarische Urkunden, die den Stoff zur Geschichte enthalten. So wie nun diese fragmentarische Urkundenform von der einen Seite die Treue und Glaubwürdigkeit derselben und ihren Werth erhöhet, als Geschichte, die ohne Kunst, Absicht und Plan entstand, so erfordert doch von der andern Seite eben diese Form eine genaue Sichtung derselben, in Rücksicht des relativen Werths und Ursprungs die-

ser Urkunden. Die höhere Kritik ist also bey den evangelischen, so wie bey allen historischen Urkunden, verpflichtet, ein Zeugenverhör anzustellen. Man kann demnach in der evangelischen Geschichte diejenigen erzählten Facta unterscheiden, wo die Erzähler selbst Augenzeugen waren, und solche, die sie selbst durch Ueberlieferung aus dem Munde Jesu oder ihrer Freunde und anderer empfiengen. Die Aussage des Augenzeugen hat natürlich einen höhern Werth vor der historischen Kritik, als die des bloßen Ohrenzeugen. Denn bey letzterm muß nicht nur die Glaubwürdigkeit des ersten Erzählers, aus dessen Munde das Factum genommen wurde, sondern auch dessen Individualität und sein Verhältniß zu dem Factum, seine Lage, in welcher er es vernahm und beobachtete, so wie die Stimmung und Absicht, mit welcher er es wiedererzählte, außer der eigenen Individualität des zweyten Erzählers, in Betrachtung gezogen werden.

In der evangelischen Geschichte wird zwar gar nicht oder doch sehr selten (wie z. B. in Johannes und in der Apostelgeschichte) angemerkt, welches Factum der Schriftsteller selbst sah, und welches er von andern, und aus welchen Quellen er es empfieng; aber dennoch hat sie hierin einen Vorzug vor vielen andern historischen Werken des Alterthums, daß sich oftmals die Quelle durch Schlüsse ergründen läßt. Denn die Evangelienschreiber sind selbst handelnde Personen in ihrer Geschichte, und wandeln mit derselben Hand in Hand, so daß man mehrmals ihrem Faden nachspüren und bestimmen kann, wo sie wirklich oder nicht zugegen waren. Es giebt also 1) Erzählungen und Facta, von welchen man bestimmt und gewiß behaupten darf, daß der erzählende Evangelist zugegen war und mit eigenen Augen bemerkte; 2) solche, von denen es gewiß ist, daß er nicht zugegen war, sondern sie aus dem Munde Anderer empfieng — und dieses wiederum entweder aus dem Munde Jesu selbst, oder aus dem Munde derjenigen Jünger, die zugegen waren, oder endlich auch von An-

dern und durch die christliche Volkssage. Bey den empfangenen Erzählungen kommen nun nicht blos die angeführten Umstände, die Glaubwürdigkeit, die Lage und der Zweck des ersten Erzählers, sondern auch vorzüglich die Situation und der Gesichtspunct, in und mit welchem der Evangelist jenes Empfangene wiedergiebt, in Betrachtung. Die Folge wird Gelegenheit geben, durch Anwendung dieſe Bemerkungen näher zu entwickeln und zu begründen.

§. 42.

Merkwürdig iſt vorzüglich, in der angegebenen Hinſicht, die Geſchichte der Eröffnung des Lehramtes Jeſu, und die Art und Weiſe, wie ſich die Evangelien in der Darſtellung derſelben benehmen und ſich ſelbſt dadurch charakteriſiren. Es iſt die Begebenheit der Taufe und Einweihung Jeſu am Jordan und ſeine Verſuchung in der Wüſte. Die erſte zeigt, wie Jeſus von der Gottheit zu ſeinem hohen Beruf beſtimmt und eingeweihet wurde; die letztere, wie Er ſelbſt ihn übernahm. Beyde ſtehen ihrer Natur nach in dem innigſten Zuſammenhang, und ſo werden ſie auch von allen drey Evangelien verbunden. Mätthäus zeigt ſich in der Darſtellung als der nächſte Ohrenzeuge — denn Augenzeugen waren ſie nicht, und konnten es zum Theil nicht ſeyn. — Lucas, als der entfernteſte, und eben daher mehr als hiſtoriſcher Forſcher, wenn Matthäus Darſtellung mehr dem Epiſchen ſich nähert. Die Begebenheit ſelbſt verliert ſich in das Ueberſinnliche. Die Darſtellung aber, die treue Zeichnung der Charaktere und Nebenumſtände, und das nationelle Bild, welches das Göttliche menſchlich darſtellt, verſetzt ſie in das Gebiet der Geſchichte und Anſchauung. Alles dieſes zuſammengenommen, ſo wie die Einfalt der Erzählung und die großen Erfolge, die ohne das Erſtere ſich nicht denken laſſen, ſprechen für die Wahrheit der Begebenheit ſelbſt. Dies wird eine genauere Entwickelung darthun.

§. 43.

Zuerst tritt bey allen drey Evangelisten der ernste Mann vom Gebirge auf. Alles strömt hinzu, um sich taufen zu lassen, und beweiset dadurch das große und allgemein gefühlte Bedürfniß der Nationalreform in Moral und Cultus. Johannes steht am Jordan, ein großer Charakter, unabhängig von Menschen und ohne Bedürfnisse, und dadurch über alle Menschen erhaben. Die allgemeine Weidegegend ist seine Wohnung und sein Tempel, das Haar des Thieres der Wüste seine Bedeckung; Heuschrecken und wilder Honig seine Speise; das Wasser des Jordans sein Trank und Einweihungssymbol. So darf er, gleichsam nicht mehr ein Mensch, sondern eine Stimme eines Predigers in der Wüste, der Mund Gottes, jedem die Wahrheit sagen! Sinnesänderung ist der Inhalt seiner Predigt; er greift zugleich die beyden Hauptparteyen seines Vaterlandes, die das Volk beherrschen und es in der Apathie erhalten, mit Kraft und Würde an, und nennt sie Viperbrut; er redet mit hohem Muth gegen das angebetete Nationalvorurtheil seines Volkes, und schlägt ihren Stolz auf Abraham auf das empfindlichste nieder; verkündet: daß die Axt schon aufgehoben sey, um die jüdische Zeder, von welcher man glaubte, sie müßte, als von Jehovah gepflanzt, der Ewigkeit trotzen, mit der Wurzel zu vertilgen — und so sieht man in That und Leben das Vorbild dessen, der da kommen sollte, so daß auch selbst einige sagten: Ist er der Messias?

Lucas, als späterer sammelnder und bedächtiger Historiker, und nicht eigentlicher Jünger Jesu im engeren Sinn — verweilet länger bey diesem großen und ernsten Charakter, und schildert ihn zugleich in einigen köstlichen Fragmenten als moralischer Lehrer, während er, als solcher, bey den andern vor dem größern, hochgeliebten Lehrer verschwindet, und ihnen nur als dessen Vorläufer und Herold erscheinet

net *). Nun kommt Jesus selbst zum Johannes, um von ihm getauft zu werden. Er erscheint höher und größer, als Johannes, ohne daß letzterer dadurch verliert. Vielmehr zeigt dieser sich jetzt, im Zusammentreffen mit dem edleren Menschen, nicht mehr in dem strengen Ernst, den ihm das Gefühl der Erhabenheit über die verderbte Volksmasse einflößte, sondern in fröhlicher Bescheidenheit und liebenswürdiger Menschlichkeit. Er ist nun nicht mehr die Stimme in der Wüste, sondern der Mensch Johannes. Es beginnt gleichsam ein Wettkampf der beyden edelsten Menschen ihres Zeitalters, die sich einer dem andern aufopfern wollen. Die große Frage ist, ob Johannes, dem bey seinem Auftritt als Lehrer und Reformator alles — Pharisäer, Sadducäer, das Volk, die Zöllner und die Krieger — um die Wahrheit aus seinem Munde zu vernehmen, zuströmten, und ihre Bereitwilligkeit zeigten, ihn als den Messias anzuerkennen habe, — oder ob Jesus, der noch gar nicht öffentlich aufgetreten war, von Gott zu dem großen Berufe erkohren sey. Jesus verlangt von ihm getauft und als sein Schüler aufgenommen zu werden. Johannes antwortet: „Ich bedarf von dir getauft zu werden, und du kommst zu mir!“ Einfacher und edler, stärker und feiner konnte Johannes die Vorzüglichkeit Jesu nicht anerkennen.

---

*) Wie sehr der Charakter des Johannes den Lucas anzieht, und wie er mit Liebe bey ihm länger verweilet, zeigt auch Vers 18 das πολλα και ἑτερα παρακαλων ἐυηγγελιζετο. Er trennt sich so ungern von ihm, daß er absichtlich eine Art von Anachronismus begeht, und traurig die fernere Lebensgeschichte desselben anticipirt, indem er zugleich wieder die Freymüthigkeit und moralische Lehrart des Johannes erhebt, und endlich schließt: Herodes fügte auch noch zu allen seinen Schandthaten diese hinzu, daß er den Johannes in das Gefängniß setzte. Auch scheint er Cap. 9 die Gewissensbisse des Tyrannen absichtlich herauszuheben. Und wahrlich, dieser so einfach und doch so ganz in seiner Eigenthümlichkeit dargestellte Johannes ist ein seltener Charakter an Bescheidenheit und Kraft, Seelengröße und Resignation.

Johannes Taufe war das Symbol moralischer Umwandlung. — Die wahrhafte Demuth traut Andern die nämliche zarte Empfindung zu, die sie selbst besitzt, und vermag es nicht über sich, in unverschlevertem Lobe ihre Empfindungen ihm zu äußern, theils, weil ein dürres Lob einem Urtheil über den Andern gleichsieht, und der geringer sich Fühlende sich dieses über den Höheren nicht zugestehen mag; theils, weil er in seiner eigenen Bescheidenheit fühlt, daß den Andern ein solches Lob weder erheben noch erfreuen könne. Er kleidet also sein lebendiges Gefühl der Vorzüglichkeit des Andern, seine innere Lobpreisung, in ein bildliches Gewand. — So wahr und einfach schildern die Evangelien den edlen Menschen, und dieses mit einer Mäßigung, die ganz im Geist der veredelten historischen Kunst ist. Denn was hätte sie hindern können, durch den Mund des großen Täufers ihren geliebten Rabbuni zu erhöhen, wenn es nicht ihre Einfalt und Wahrheit gethan hätte? Die Natur und die höchste Kunst treffen oft in Einem Punct zusammen. Wie sehr übrigens diese Anerkennung des höhern Werthes Jesu die geistige und moralische Vollendung desselben in das schönste Licht stelle, bedarf kaum der Erwähnung. Johannes kannte Jesum unstreitig von frühern Zeiten her, sie waren durch Familienbande und das freundschaftliche Verhältniß ihrer Mütter mit einander verknüpft. — Das Urtheil des Täufers war also, wie alles in diesem ernsten Manne, aus der Tiefe geschöpft. —

§. 44.

Wenn man die Berichte der Evangelien hier historisch verstehen und entwickeln will, so muß man schlechterdings annehmen, daß Jesus seinen hohen Messiasberuf nur noch ahndete, und derselbe noch nicht zur völligen Gewißheit in ihm sich erhoben hatte. Er hatte bisher nur noch zugenommen an göttlicher und menschlicher Weisheit und Liebenswürdigkeit. — Der Moment der Entscheidung kam in seinem dreyßigsten

Lebensjahre. Sie beginnet damit, daß ihm Johannes das Zeugniß seiner Erhabenheit an Geist und Charakter ertheilt, und ihm die Taufe, zu welcher er alle andere einlud, verweigert *). — Jesus verlangt sie eben so bescheiden, und benimmt sich hier als „der von Herzen Demüthige.“ — Der Kampf der beyden Helden aus Juda ist im höchsten Grade schön und erhaben, und es schlingt sich ein der Auflösung eines Gottes würdiger Knoten. Dieses Würdige und Erhabene liegt in dem Reinmoralischen des Kampfes und seines Preises. Johannes, der die große Reformation unter den günstigsten Auspicien begann — erkennet dennoch sich als den weit Geringeren, dem untergeordnet, der seinem allgemeinen Beyfall und seinen Thaten nur sein stilles Inneres entgegenzusetzen hatte. — Jesus denkt nur den Beyfall, die Thaten und den glücklichen Anfang des Täufers, und verlangt, wie jeder Andere, die Weihe. Ἄφες ἄρτι· οὕτω γὰρ πρέπον ἐστὶν ἡμῖν πᾶσαν πληρῶσαι δικαιοσύνην! — Der Sinn dieser kurzen Rede möchte sich durch folgende Paraphrase entwickeln lassen. Jesus sagt: „Wir haben beyde eine verschiedene Ansicht, es ist ein Kampf unter uns. Ich schlage den Mittelweg vor, daß ich meinem Gefühle, du deinem Berufe folgest. Dein Beruf ist, zu taufen und zum nahen Gottesreiche einzuweihen. — Wohlan denn, so taufe auch mich (ἄφες ἄρτι) — so geschiehet einem jeden sein Recht, und so geziemt es sich für

*) Daß Johannes Jesum vor der Taufe noch nicht entschieden als den Messias erkannte, kann aus Joh. 1, 31. mit Recht gefolgert werden. Aber als Mensch und als seinen Verwandten kannte er ihn unstreitig, auch ahndete er wohl gewiß in ihm den künftigen Messias, wenigstens gestand er ihm eine höhere Stufe in der Vorbereitung auf die große Reformation zu, wozu er in sich selbst den göttlichen Beruf fühlte. Er konnte jedoch dieses alles nur aus den hohen Geistesanlagen und dem vollendeten Charakter Jesu, vielleicht auch aus manchen Umständen seiner Geburt und seines Jugendlebens, schließen und ahnden.

uns beyde! [πρεπον ἡμιν *)]. Das Uebrige mag die Gottheit entscheiden!" — Der Gegenstand dieses Kampfes war: Wer von diesen beyden edlen Menschen für die Sache Gottes am meisten wirken, und die größten Aufopferungen, das größte Werk übernehmen sollte, wer der von Gott Erkohrne sey? Johannes gestand dieses Jesu zu, wegen seiner Geistes- und Charaktergröße; Jesus dem Johannes, weil er schon das Werk mit Glück begonnen hatte, und selbst voll der reinsten Demuth war. Es war wie ein Kampf zweyer Fürstensöhne edler Art, von welchen der Aelteste die Regierung unter dem lautesten Beyfall des Volks mit den glücklichsten Auspicien beginnt, während der Jüngere, größer an Geist und Charakter, in das männliche Alter tritt. Der Aeltere überträgt ihm die Herrschaft, weil sie dem jüngern Würdigern gebühre; dieser weigert sich, weil sie dem Aeltern Würdigen zustehe. So auch Johannes und Jesus in dem beginnenden Gottesreiche! — Aber hier ist Resignation auf alles Irdische, die moralische und religiöse Veredlung des Menschengeschlechts und die Sache Gottes das erhabene Ziel! —

Die Gottheit entschied auf eine feyerliche, beyden genügende Weise. — Und wer hätte auch anders hier entscheiden sollen? Die Historie fordert diese Entscheidung eben so dringend, als der Verstand nach zweyen Obersätzen die Conclusion und das ästhetische Gefühl nach der Verwickelung der Handlung

---

*) Dies scheint mir die einfachste Erklärung dieser Worte. Herr Bolten erklärt sie aus dem Hebräischen חק und einer seltenern Bedeutung des διασιωνη und διασιωμα bey LXX, und übersetzt: vorgeschriebene Religionsgebräuche. Aber wie kalt und matt! Schleusners: ut omnibus meis officiis satisfaciam, ist unstreitig zu vag. Herr D. Paulus: „Um das Aeußerste zu thun, was die strengste Gerechtigkeit fordern kann!" — ist wohl dem Sinne nach richtig, aber es scheint zu philosophisch bestimmt und kalt ausgedrückt. In dem צדק liegt zugleich der Begriff: was wahr und was recht ist — die Entscheidung nach dem Zwist.

die Lösung verlangt. Und diese Entscheidung durch die Gottheit selbst war eben so die einzig in sich wahre und mögliche, als nach den Gesetzen des Verstandes aus zwey Oberſätzen nur ein richtiger und möglicher Folgeſatz, und nach den Gesetzen der Urtheilskraft nur eine richtige vom reinen ästhetischen Gefühl gebilligte Entwickelung Statt finden kann. — Niemand wird dieser Entscheidung die höchste innere Wahrheit absprechen. Jedermann wird zugestehen müssen, daß Nichts als die Gottheit selbst hier entscheiden konnte, und Niemand wird leugnen können, daß die Entscheidung der Gottheit völlig würdig war. — Aber freylich in die gewöhnlichen Kreise und den alltäglichen Gang des Lebens wird man diese Entwickelung nicht hinabziehen können, ohne sie zu entstellen. Aber ist dieses ein Einwurf gegen die historische Wahrheit derselben? Keinesweges. Es beweiset nur, daß die Begebenheit nicht zu den gewöhnlichen und alltäglichen gehörte.

Die innere Wahrheit des Factums ist auch durch seine Folgen historisch erwiesen. Es war die nothwendige Krisis, der Entscheidungs- und Trennungsmoment zwischen dem stillen verborgenen Leben Jesu und dem Antritte seines Lehramts. — Die Entscheidung selbst betraf nur ausschließlich die beyden Männer, nur ihnen konnte sie begreiflich und verständlich seyn *). Die Evangelien erwähnen daher auch keiner andern Zeugen. — Jesus hat sich niemals darauf berufen; er wollte und brauchte es auch nicht. Es war jetzt an ihm, sich durch That und Lehre als den geliebten Sohn zu beweisen. Sich als solchen in ausdrücklichen Worten anzukündigen, war nicht in seiner Weise; er nannte sich lieber den Menschensohn. Johannes Sache war es, ihn als den Gottessohn zu verkünden, und dieses wurde auch von nun an

*) So, als Joh. 12, 28. die Stimme vom Himmel kam, da sprach das Volk, das dabey stund und zuhörte: „Es donnerte!“ — die andern sprachen: „es redete ein Engel mit ihm.“

sein Hauptgeschäft. (S. Joh. 1, 32. f.). — Er war auch unstreitig die erste historische Quelle der Begebenheit, aus welcher die Evangelien mittelbar oder unmittelbar sie empfiengen, und in dem Bilde sie aufbehielten, in welchem sie ihnen mitgetheilt wurde und mitgetheilt werden konnte. Denn es ist ein göttliches Handeln in menschlicher Rede und sinnlichen Zeichen dargestellt, nur denen begreiflich, denen es geoffenbart wurde; Worte können Bilder und Zeichen des Geistigen geben. Auch hier läßt sich Jesu Ausspruch Joh. 3, 8. anwenden: „So wie du das Sausen und Daseyn des Windes mit äußern Sinnen wahrnimmst, ohne seinen Ursprung und sein Ziel, sein Beginnen und Aufhören erfassen zu können: so kann auch nur die Erfahrung deines innern Sinnes dir die Wirklichkeit, nicht aber den Anbeginn und Gang geistiger Palingenesie enthüllen."

§. 45.

Es läßt sich erwarten, daß die Evangelien in der historischen Form und Darstellung dieser wichtigen Begebenheit ihrem eigenthümlichen Gesichtspunct und Geiste werden gefolgt seyn, und dieses verdient eine nähere Entwicklung. Alle vier Evangelien haben diese Begebenheit, und sie konnte auch wohl, wegen ihrer historischen Wichtigkeit, oder vielmehr Nothwendigkeit, in keinem gänzlich übergangen werden.

Matthäus eröffnet mit denselben sein eigentliches Evangelium; denn wenn auch die drey ersten Capitel ächt sind, so können sie doch nur in Rücksicht auf den Zweck des Matthäus als eine außerwesentliche Zugabe betrachtet werden. Er stellt Johannes den Täufer sehr lebendig, in Kleidung, Aufenthalt und Rede, als den strafenden Propheten, den Elias und Herold dar, der nach einer allgemeinen jüdischen Idee dem Messias vorhergehen mußte. Daher die Beschreibung seiner Asceten- u.) Prophetenkleidung, und blos die Darstellung seiner Strafreden und die Ankündigungen desjenigen, der da kommen sollte; — nichts aber von

seinem moralischen Unterricht, den blos Lucas hat, der aber das Aeußere, wodurch er sich als einen Propheten, wie Elias, charakterisirte, übergeht.

Bey Matthäus steht also Johannes blos und allein um Jesu willen da, und deshalb verbindet er auch die Verkündigung des Täufers und die Taufe Jesu so innig, als ob beydes in Einem Tage, in Einem Moment geschehen sey. Er zeigt den lebhaftesten Antheil an der Begebenheit, versetzt sich sogleich in mediam rem, bedient sich mehrmals der gegenwärtigen Zeitform statt der vergangenen, — führt an, daß Jesus in der Absicht aus Galiläa kam, um sich taufen zu lassen; (Vers 13) — hat allein die Verweigerung (διεκωλυεν) des widerstrebenden Johannes; — wiederholt zweymal im Hauptmoment der Begebenheit das zur Aufmerksamkeit auffordernde: Siehe da! — und drückt die Stimme Gottes ästhetisch wahrer durch: Dieser ist mein Erkohrner! aus, als die beyden andern. Daß alles dieses nicht absichtlich geschah, sondern aus der Natur der Sache selbst floß, versteht sich von selbst. Matthäus steht der Begebenheit näher, so wie der Hauptperson, die sie betraf — es ist, als ob er Augenzeuge derselben gewesen wäre. — Marcus beginnt ebenfalls mit derselben sein Evangelium, erzählt aber mit der größten Sparsamkeit nur das Nothwendigste. Es war seinen Lesern mehr um eigentliche Data aus dem Leben Jesu, um seine Thaten und Lehren, um ihn selbst, den Messias, zu thun, als um die Frage, wie er dieses wurde. Er eilt also zu jenen, und Jesu hohe Würde wird so gut wie vorausgesetzt. Wenn die Begebenheit nicht nothwendig in die Geschichte gehörte, würde er sie vielleicht ganz weggelassen haben, so wie er auch die Versuchungsgeschichte nur mit einigen Worten anführt, ohne selbst den Erfolg zu erwähnen *).

*) Man will gewöhnlich die Auslassungen, Abkürzungen ꝛc. der Evangelisten aus den Rücksichten, die sie auf ihre Leser und

§. 46.

Denn Lucas geht alles mehr den bedächtigen historischen Gang, obgleich dieser die innige Theilnahme des Evangelisten nicht ausschließt. Der Geist des Historikers zeigt sich vorzüglich in der Anordnung und Stellung der Begebenheiten. Man sieht es seiner Geschichte an, daß er sie zunächst für einen angesehenen und gebildeten Freund der neuen Lehre, theils aus den Urkunden sammelte, — die er wörtlich beybehält, und dadurch seine hohe Achtung für dieselbe beweiset, indem er selbst einen weit reinern Styl schreiben kann, als wie seine Urkunden verfaßt waren; — theils selbst anordnete. Wie sehr auch er den Johannes verehrte, beweiset er dadurch, daß er mit Ihm sein Evangelium eröffnet, indem er eine interessante Familiennachricht in dasselbe aufnimmt, und die beyden heiligen Familien eben so, wie kurz darauf die beyden heiligen Männer, zusammenstellt. Aus jenen Familiennachrichten führt er die bedeutungsvollen Umstände und die feyerlichen Weihgesänge bey der Geburt beyder göttlichen Kinder mit Sorgfalt an — begleitet den neugebornen Jesus bey der Darstellung im Tempel, und faßt hier einige liebliche Töne aus dem feyerlichen hochpoetischen Weihelied des begeisterten Symeon auf, dann verläßt er ihn bis zu seinem zwölften Jah-

---

deren Meinungen genommen hätten, erklären. Allein so richtig dies in manchen Fällen, wo sie z. B. durch Citate aus dem alten Testament jüdischen Vorurtheilen huldigen, seyn mag, so thut man doch wohl zu viel, wenn man ihnen eine bestimmte Rücksicht auf ein bestimmtes Publicum zuschreibt. Das Accommodiren mit Absicht war wohl sämmtlich die Sache der Evangelisten, selbst nicht einmal des Lucas, der seine Schriften nach damaligem Ton dem Theophilus zueignet. Dem gewandten, pharisäischgelehrten Paulus ist dieses um so leichter zuzutrauen. Freylich aber fehlte es den Evangelisten nicht an einem natürlichen Gefühl der Schicklichkeit. Von diesem und ihrer individuellen Denk- und Empfindungsart ließen sie sich leiten.

te, und er allein meldet nun den Aufenthalt des zwölfjährigen Knaben im Tempel, wo er drey Tage zwischen Lehrern und Lernenden zubringt. Eine merkwürdige Anecdote, die das „Zunehmen Jesu an Geist und Weisheit“ recht anschaulich und mit lieblicher Einfalt darstellt! Nach dieser Vorbereitung, welche eben so ästhetisch schön als historisch richtig ist, — indem sie theils die schönsten Blüthen aus dem Kranze, der das Jugendleben Jesu umschlingt, zusammenfaßt; theils dadurch das kindliche und männliche Alter verbindet und durch einzelne Laute die künftige Harmonie ankündet und erklärt — schreitet Lucas bedachtsam zu der Hauptentwicklung, zum Eintritt Jesu in sein Lehramt, und tritt nun mit der kalten Miene des vollendeten und besonnenen Historikers auf. (Cap. 3, 1.). Im ganzen neuen Testament giebt es nicht eine so bestimmte chronologische Angabe, in welcher alle möglichen Zeitbestimmungen angegeben werden. Darauf läßt Lucas den Johannes in seiner Glorie, als einen Propheten des alten Testaments („das Wort des Herrn geschah an Johannes, den Sohn Zacharias,“) auftreten, verläßt dann diesen, und führt nun in einer einzigen Periode den Helden Israels und seiner Geschichte in der Geschichte seiner thatenvollen drey letzten Lebensjahre ein.

In der Schilderung des Täufers beym Lucas sieht man den Lobredner, den sich seiner Empfindung hingebenden Historiker — in der Taufscene blos die kalte, sich zügelnde Geschichte, die weiter nichts, als das Factum nennen will, und auch nach ihrer Natur und ihren Gesetzen nicht darf, und wegen der Art des Factums es nicht braucht. Alles Licht, in welchem Johannes erscheint, fällt von selbst auf den Größern, auf Jesum, zurück. — Eben so besonnen historisch fährt nun Lucas auch fort, indem er das Geschlechtsregister Jesu exkursisch aufführt, und dann den Faden der Geschichte mit seinem Weggehen vom Jordan wieder aufnimmt; alles in reinhistorischer Form! —

Johannes (Cap. 1, 32. f.) führt ebenfalls das Factum der göttlichen Weihe an, aber nicht historisch, sondern elenchtisch, indem er die Kenntniß deſſelben voraussetzt, blos als Beweis der hohen Würde, die er Jesu in seinem Evangelium vindicirt, und als Beweis seines Vorzuges vor dem Täufer, nach einem Zeugniß aus dessen eigenen Munde. Der Evangelist schildert Jesum als den entschiedenen, nicht als den werdenden Gottessohn; nicht als Historiker, sondern als Verkünder seiner Herrlichkeit und der in ihm wohnenden Gottheit. Die historischen Data sind ihm nicht um ihrer selbst, sondern um seines Zweckes willen, als Begründungen und Stützen seiner Ansicht, wichtig und werth. Bey ihm steht deßhalb diese Begebenheit auch nicht in pragmatisch-historischer Verbindung mit dem Folgenden; aber wir erfahren von ihm die Quelle und den Zeugen der Begebenheit selbst. „Johannes," heißt es, „bezeugte es, und sprach: Ich kannte ihn nicht, aber ich sahe und bezeuge," u. s. w. Auch läßt das Johanneische Evangelium die Versuchungsgeschichte weg, weil sie Jesum blos als den Menschensohn, nicht als den schon vollendeten mit der Glorie umgebenen Sieger, sondern im Kampfe begriffen darstellt *).

*) Der Verfasser des Buches: Der Evangelist Johannes und seine Ausleger vor dem jüngsten Gericht, macht hier einen Einwurf gegen die Glaubwürdigkeit des Johannes bey Vers 31. „Und ich kannte ihn nicht" ꝛc. Johannes, sagt er, habe sich geäußert, als ob er Jesum nicht gekannt hätte, und als ob ihm seine Qualität erst durch eine göttliche Offenbarung kund geworden wäre. Er giebt selbst zu, daß dieses Kennen im höhern Sinn müsse genommen werden; denn daß sie sich als nahe Verwandte und bey der vertraulichen Freundschaft ihrer Mütter mußten gekannt haben, sey nicht zu leugnen. Es müsse also verstanden werden, daß er ihn vor der Taufe nicht als Messias erkannt habe. Allein, fährt er fort, Matthäus berichtet, der Täufer habe ihn schon vor der Taufe als Messias erkannt. Dies suche er zu beweisen 1) daraus, daß Johannes Jesu die

§. 47.

Darstellung der Versuchungsgeschichte.

Auf diese göttliche Weihe lassen nun die Evangelisten die Versuchungsgeschichte folgen, die so vielen Bibelerklä-

---

Taufe verweigerte. -- Dies beantwortet sich von selbst aus Obigem. -- 2) Johannes verräth sich selbst, indem er sagt: „Siehe, das ist das Gotteslamm ꝛc." -- Allein erstens wird hierbey vorausgesetzt, diese Worte enthielten die dogmatische Versöhnungslehre, welches nicht zu erweisen und selbst auch dann noch unwahrscheinlich ist, wenn man annehmen wollte, Johannes, der Evangelist, hätte diesen Sinn mit diesen Worten verbunden. Es ist vielmehr einer von den kraftvollen Ausdrücken aus der Bildersprache des Täufers. Mir scheint es, daß sich diese Worte auf den damaligen Gemüthszustand und die Lage Jesu zunächst beziehen. Das Bild selbst ist von der Opfertheorie hergenommen, und von der damals zutreffenden Passahzeit veranlaßt. Seht da, ein gottliches Opferlamm -- ὁ ἀρνὸν, d. i. βαταζὸν, welches trägt, nämlich in sich — der religiöse Verfall seiner Nation, und der Gedanke, sie davon zu retten, lastet auf ihm! — Man bedenke, daß Jesus es bis zu seinem dreißigsten Jahre in sich verschloß, was er nachher laut und mit hohem Muthe verkündigte: Das Reich Gottes ist da! — Jetzt war die Zeit der Entscheidung gekommen! Jetzt lag die ἁμαρτία seines Volks, und der Gedanke und Entschluß, sein Retter zu werden, auf seiner eben so sanften als kraftvollen Seele. -- Er wollte nun den Entschluß fassen und zur Ausführung schreiten, wenn es der Wille der Gottheit und er der Erkohrne sey. Johannes hat schon seine Laufbahn begonnen, Jesus noch nicht! — Zweytens setzt der Verfasser jenes Buchs eine genaue chronologisch-historische Erzählung des Evangelisten Johannes voraus. Allein ganz mit Unrecht. Nicht eine historische Lebensbeschreibung Jesu war sein Zweck, sondern er redet vorzüglich von der höhern Würde und Messiasschaft Jesu (εὐαγγελίου πνευματικόν), und erweiset sogleich nach dem Prolog nichts weiter, als daß der erhabene Täufer ihn als den Höhern anerkannt und verehrt habe, und alles dieses fragmentarisch. — Vers 19 - 24 zeigt, Johannes

tern und Lesern ein Stein des Anstoßes, und den Bestreitern der heiligen Geschichte ein willkommner Stein des Angriffs

---

sey nicht der Messias gewesen, obgleich das Volk geneigt war, ihn als solchen anzuerkennen. Vers 25 – 28 enthält ein anderes Fragment, welches zeigt, daß der Täufer seine Taufe und Predigt, ungeachtet des allgemeinen Beyfalls, doch nur als Vorbereitung auf den großen Tag Jehovens, auf den Kommenden, habe angesehen wissen wollen. Er erkennet hierin Jesum zwar als den Größern, aber noch nicht ausdrücklich als den Messias. Vers 29 – 31 enthält wieder ein abgesondertes Stück, das mehrere Urtheile des Täufers über Jesum zusammenstellt. Auch hier erklärt er Jesum noch nicht bestimmt für den Messias. Es enthält ebenfalls nur die Ahndungen des Täufers Johannes, Jesus sey dazu ersehen. Es ist eine Annäherung zu der Ueberzeugung, daß er nicht blos ein noch größerer Prophet, als Johannes-Elias, sondern der Messias selbst sey. — Auch ist die Zeit, wann der Täufer dieses von Jesu gesagt hat, so unbestimmt angegeben, daß er diese Worte noch wohl nach der feyerlichen Taufe gesprochen haben kann. Das τῇ ἐπαύριον ist in der hebräischartigen und poetischen Manier des Johannes nicht in bestimmt historischer, sondern, wie מחר oftmals vorkommt, in der Bedeutung: kurz nachher, zu nehmen. Vers 31 sagt Johannes der Täufer ausdrücklich, daß er ihn nicht vorher, nämlich in seiner Messianischen Bestimmung — gekannt habe. „Damit er hervorträte (ἵνα φανερωθῇ) in seiner Beziehung zu Israel — dazu mußte ich auftreten und taufen." — Vers 32 — 34 enthält wieder ein fragmentarisches Zeugniß des Täufers (καὶ ἐμαρτ. Auch bezeugte Johannes). Dieses Zeugniß beweiset, daß Johannes den Messias und ein bestätigendes Symbol der Gottheit, wodurch sie ihn dafür erklären würde, erwartete, und daß ihm dieses in der Taufe Jesu ertheilt wurde. Er hatte es also gewiß nicht bestimmt gewußt, obgleich wohl geahndet, daß Jesus es seyn würde. Vers 35 knüpft wieder ein unbestimmtes ἐπαύριον ein anderes Zeugniß eine spätere Begebenheit an die vorigen. Jesus scheint mehrere Tage vor und nach der Taufe in der Jordangegend umhergewandelt zu seyn, voll Empfindungen und Gedanken über seine große Bestimmung.

war. Die mannigfaltigen Erklärungsversuche dieser Begebenheit sind hinlänglich bekannt.

Der Prediger Schütz hält den Satanas für einen verschmitzten Pharisäer, der den Propheten von Nazareth zur Partey des Synedriums überhaben wollte, und behauptet, Jesus selbst habe dieses Factum absichtlich in Dunkel gehüllt. Es fehlt dieser, übrigens mit Scharfsinn und Feinheit vorgetragenen Hypothese, zu sehr an den innern und äußern Merkmalen der Wahrheit, als daß sie angenommen werden könnte. Die pharisäischen Verfolgungen brauchen durch einen solchen mißlungenen Versuch nicht motivirt zu werden, und Jesus würde ein solches Anfinnen nicht verdeckt, sondern öffentlich ausgesagt haben. Jedoch diese Erklärung ist hinlänglich von Andern gewürdigt worden *).

Die zweyte Eichhornsche Hypothese, der auch Paulus, Bolten u. a. beystimmen **), nach welcher diese Versuchung Jesu in einer traumartigen Vision oder Extase bestand, setzt doch wohl, — so scheint es, — ein mit Jesu, in einem Zeitraum vieler Jahre, auf das zu beginnende große Werk gebildeten und befestigten Charakter contrastirende überwiegende Neigung seiner Phantasie zu dem Gegentheil voraus. Jesus zeigt sich freylich als ein Mann von sehr lebhaften Empfindungen, aber doch von zu reiner Empfindung, als daß eine Versuchung von der Art sich seiner bis zur Extase und dergestalt, daß er seiner Vernunft nicht mehr mächtig war, hätte bemeistern und ihn überwältigen können. — Alsdann müßte auch vorausgesetzt werden, daß

*) Noch neuerlich hat sie der Verfasser des oft fragmentisirenden Romans: Natürliche Geschichte des Propheten von Nazareth, wieder aufgewärmt

**) Auch Calvin und Oecolampadius halten die Begebenheit für einen Traum. In spätern Zeiten betrachtete man jeden Erklärungsversuch als einen Angriff auf die Bibel.

Jesus im Zustande der Besonnenheit die nämlichen Begriffe und Vorstellungen von dem Satan hatte, die er in der Wiedererzählung seiner Vision äußerte. Denn hatte er sie als ein bloßes Phantom erkannt, das etwa aus den in seiner Jugend geschöpften Rationalideen von seiner aufgeregten und träumenden Phantasie zusammengesetzt wurde, so würde er den Jüngern es nicht als eine Erscheinung wiedererzählt haben. Er müßte also diese Vorstellungen nicht nur selbst gehabt, sondern auch seinen ekstatischen Zustand von seinem wirklichen und besonnenen nicht haben unterscheiden können. Dieses widerspricht aber dem festen und bestimmten Charakter Jesu.

§. 48.

Daß die Jünger diese Versuchungsgeschichte weder für das eine noch das andere, sondern für eine wörtliche, so geschehene, Begebenheit genommen haben, scheint unleugbar. Hie ist ganz im Geist der damaligen Welt, in welcher ein Kampf des guten und bösen Princips immer mehr sichtlich ward; wobey jedoch Letzteres, „der Fürst der Welt," die Oberhand zu gewinnen schien, wenn nicht bald die Morgenröthe des Gottesreiches anbräche. Und die chaldäisch-mythologische Darstellung dieses bösen Princips war längst Religionsglaube geworden, und eine solche Erscheinung desselben konnte für einen Juden nichts Unglaubliches haben. — Auch war das Außerordentliche in ihrem Lehrer den Jüngern das Gewöhnliche und am wenigsten Auffallende, wo hingegen das Gewöhnliche, — z. B. wenn er die Kinder um sich versammelte und sie auf seinen Arm nahm, oder wenn er zum Volk in Gleichnissen redete — ihnen das Auffallende war. — Die Verbindung, in welcher sie diese Begebenheit erzählen, ist ebenfalls ein Beweis, daß sie sich dieselbe gerade so geschehen dachten, wie sie erzählen. Sie steht in der innigsten Verbindung mit dem Vorigen und Folgenden als historisches Factum. Jesus erscheint in derselben als ein israelitischer Hercules am

Scheidewege. Sein Fortschreiten ist der Erweis und Erfolg seines Kampfes und seiner entschiedenen Wahl. Er war feyerlich zu dem großen Werk der Nationalreform und der Gründung des Gottesreichs von der Gottheit erkohren und bestätigt. Es war nun an Ihm, durch sich selbst zu werden, wozu er ersehen war. Die größten Leiden, die stärksten Aufopferungen, die bittersten Verfolgungen muthig und gern zu übernehmen, und sich zu dem angestrengtesten Handeln und zur unerschütterlichen Beharrlichkeit frey zu entschließen — dies waren die Forderungen seines neuen Berufs. Er übernahm ihn. Die Versuchungsgeschichte stellt den Moment dar, in welchem er sich dazu freywillig entschloß. —

§. 49.

Die Quelle, aus welcher die Jünger sie empfiengen, muß auch das meiste Liche über dieselbe verbreiten. Sie konnte keine andere seyn, als Jesu eigene Belehrung. Er allein begab sich in die menschenleere Gebirg- und Weidegegend — nur wilde Thiere, sagt Marcus, waren seine Gesellschaft. Der Geist, der bey der Taufe auf ihn herabgekommen war und von nun an in ihm blieb *), führte ihn in die Wüste, um — sagen die Evangelisten, die oftmals Erfolg und Zweck verwechseln — daselbst die Prüfung zu bestehen. — Was anders konnte der Zweck seiner Entfernung in die Einsamkeit seyn, als sich hier seinen Gedanken und Empfindungen über den neuen großen Beruf und die Erfahrungen und Aussichten, die ihm geworden waren, ungestört zu überlassen? Den Hauptgegenstand seiner Unterhaltungen mit sich selbst nennet die Geschichte. Jesus allein also hatte ihnen dieses sagen können. Er kleidete es in ein parabolisches bildliches Gewand, oder, wenn man will, in Geschichte. Als Geschichte stand sie unstreitig vor der Seele der Jünger,

*) Joh. 1, 32. αναβαινον και μενον επ' αυτον.

als sie sie empfangen aus dem Munde Jesu und als sie dieselbe niederschrieben. Jeder, der sie unbefangen liefet, wird dieses eingestehen müssen. — Eine andere Frage ist es, ob diese geschichtliche Form, in welcher Jesus seinen Jüngern das mittheilte, was er ihnen von seinem einsamen Aufenthalte im Gebirge mittheilen wollte, in sich schicklich und des Charakters Jesu würdig sey. —

§. 50.

Die Form der historischen Darstellung dieser Begebenheit ist local und national, und zugleich dem eigenen Standpunct und der Bildung der Jünger angemessen. Hiernach muß das Schickliche derselben bestimmt werden *). Man muß sich also aus seinem Standpunct heraus in die Vorstellungsart der damaligen Zeiten versetzen, und sich theils die Gemüthsstimmung Jesu bey dieser Prüfung, theils den Zweck, den er durch die historisch-parabolische Darstellung derselben beabsichtete, und endlich die beschränkte und sinnliche Denkungsart der Jünger vergegenwärtigen, um die ästhetische Wahrheit und Schicklichkeit derselben richtig zu beurtheilen und zu empfinden. Wenn man nur nicht vom chaldaisirenden Hebräer die Bildung und Form des Griechen verlangt, so wird man kein Bedenken tragen, diese Erzählung — als Dichtung betrachtet — der gepriesenen Schilderung des Herkules am Scheis-

*) Es würde um die alte hebräische Poesie, oder um den Homer, Ossian u. s. w. schlecht aussehen, wenn wir die Schönheiten derselben von unserm conventionellen Schicklichen abhängig machen wollten, wenn z. B. Homer den in den Kriegswagen einherschreitenden Agamemnon mit einem Widder, den Nestor mit einer Cikade vergleicht, u. a. m. Aber dieses ist nicht einmal auffallend, indem wir, sobald wir auf dem classischen Boden eingewohnt sind, eben dadurch der reinen Natur uns nähern, und eher unsere kalte Convenienz, als jene sich der Natur innig anschließende Einfalt verdammen.

Scheidewege an die Seite zu ſtellen. — Das manchem Anſtößige in derſelben hat auch vorzüglich wohl ſeinen Grund in unſerer von Jugend auf uns angewöhnten widrigen Perſonificirung des böſen Weſens, das wir Teufel nennen *).

*) Wie ſehr unterſcheidet ſich überhaupt unſere nordiſche Volksdichtung in der ſinnlichen Vorſtellung ſchädlicher perſonificirter Weſen von der griechiſchen. Man vergleiche ihre ſchöne Darſtellung des Todes mit unſerer ſcheußlichen. S. Herders zerſtr. Blätter, wie die Alten den Tod gebildet haben. Die ſinnliche Cultur der Griechen war Urſache, daß ſie nur blos die ſinnliche Welt, das Gute und Schöne (das Harmonirende), wie das Schädliche und Böſe (Dieharmonirende) in derſelben, und zwar vereinzelt, gewiſſen perſonificirten hohern Weſen unterordneten. Hätte ſich ihre Cultur zu einem ſo hohen überſinnlichen Standpunct erhoben, daß ſie das moraliſch Gute und Böſe als Ein Ganzes und für ſich Beſtehendes betrachtet, nicht aber es vereinzelt, umſchränkt, und unter die Kategorie des Schönen geordnet hätten: ſo würden ſie eben ſo, wie die Hebräer, ſich einen Satan gedacht und gebildet haben. So aber dachten ſie ſich nur die einzelnen Uebel, wie das einzelne Gute, perſonificirt; aber dieſes doch immer in einer edlen Geſtalt und Form. Blos die Attribute derſelben, ihr Blick und ihre Haltung drückten das Fürchterliche aus. Selbſt die Furien bildete die Kunſt zwar als furchtbare, aber ernſte, edle Junofrauen, mit dem Cothurn und aufgeſchürztem Gewande. Die Schlangen in ihren Haaren, die Fackel und Geißel in ihren Händen, und ihr Blick waren die Verkünder ihres Zorns und ihrer Züchtigung. Sie ſchreckten, aber ſie ſtießen nicht zurück durch Ekel, und der Eindruck, den ſie machten, war um deſto ſtärker, weil ihre Würde den Beſchauer einlud, dabey zu verweilen, und weil ihre äſthetiſche Wahrheit den Glauben an ihre Wirklichkeit bekräftigte. S. Böttiger die Furienmaske im Trauerſpiel und in den Bildermerken der Griechen. Weimar, 1801. Die ſcheußliche Abbildung des Teufels hat bey uns bey dem Wachsthum der ſinnlichen Cultur die Streitfrage über die Exiſtenz deſſelben mit veranlaßt, worüber eigentlich keine Frage ſeyn ſollte. Bemerkungswerth iſt es auch, daß die Hebräer es ſich niemals auffallen ließen, dergleichen perſonificirte Weſen abzubilden oder mit Worten

Die jüdische Nation dachte sich aber blos darunter das Böse personificirt; vorzüglich schrieb man ihm dasjenige Böse zu, was, wenn man so sagen darf, von außen in den Menschen hinein kommt, oder durch den Hinblick auf äußere Dinge und durch eine den sinnlichen Begierden des Menschen schmeichelnde falsche Ansicht, die ihn verleitet, sie dem Guten nachzusetzen, in ihm erregt wird, weswegen er auch der Vater der Lügen, ein Lügner von Anfang genannt wird. In der nämlichen Hinsicht werden ihm auch alle Skandala oder äußere Hindernisse des Christenthums beygelegt, weshalb er auch der Beherrscher des großen Hauses (ἄρχων τοῦ κόσμου) genannt wird; so wie hingegen die äußern Veranlassungen und Antriebe zum Guten und zur Ausbreitung des Christenthums der Gottheit zugeschrieben werden, jedoch so, daß dem Menschen selbst die völlige Willensfreyheit bleibt. Diese Vorstellungsart hat eben so wenig etwas ästhetisch Unschickliches und Widriges, als wenn Xenophon in der Cyropädie dem Menschen zwey Seelen beylegt, wovon die eine das Gute, die andere das Böse will, und die in beständigem Widerstreit leben, oder wenn Prodikus die Tugend und das Laster leibhaft (σωματικῶν εἰδῶν) auftreten läßt. Wie sollte es denn in sich unschicklich seyn, wenn das böse Wesen als sich zu Jesu gesellend und zu ihm redend dargestellt wird *)?

---

sinnlich darzustellen. Sie unterscheiden sich hier gänzlich von den Griechen. Diese aber dachten sich alle höhere Mächte und Wesen (δαίμονα) in menschlicher Form, und veredelten diese durch geistige und göttliche Attribute. Dem Hebräer war die Gottheit und die übersinnlichen Wesen abstracte Verstandesbegriffe, und er suchte sie vermittelst menschlicher Attribute den Sinnen und der Phantasie näher zu bringen. —

*) Daß Satanas ihn durch die Luft auf das Tempelgebäude und die Bergspitze geführt habe, davon steht nichts in den

§. 51.

Jesus selbst erzählte den Jüngern die Versuchung. Man denke sich dieselbe sinnlich oder geistig, als wörtlich historisches Factum oder parabolische Darstellung innerer Erfahrungen oder als Vision u. s. w.; so wird man immer gestehen müssen, daß Jesus in einer eigenen Gemüthsstimmung als Sieger seinen Aufenthalt im Gebirge müsse verlassen haben. Es war ein Kampf, wie in Gethsemane, wo auch Engel ihn stärkten. Hier faßte er den Entschluß, dem er sein künftiges Leben hindurch mit Heldenmuth treu blieb: Gott dem Herrn allein zu dienen! Was konnte wichtiger für ihn seyn, als das Andenken an diesen vierzigtägigen Kampf und diese Eröffnung seiner Laufbahn? Wie gern mochte er schon aus diesem Grunde seinen Geliebten das Resultat desselben mittheilen, so weit sie desselben fähig waren *)! — Und

---

Evangelien, sondern nur soviel, daß der Versucher die bewegende Ursache war, daß Jesus sich dahin versetzte; ob wirklich oder im Geist, bekümmen sie nicht. Auch wechselt die Scene so schnell und in einer abgemessenen Rundung, daß die äußern Umstände wenig in Betracht kommen. Es ist der lebendigen orientalischen Phantasie eigen, daß sie, unbekümmert um die kältere abendländische Wahrscheinlichkeit, oftmals in einer Begebenheit einige Mittelglieder übergeht, und sie jeder Phantasie von selbst auszufüllen überläßt. Die von G. Forster und Herder herausgegebene Sakontala kann zu dieser Behauptung Beyspiele geben.

*) Vielleicht spielte auch Jesus in seinen Reden zuweilen darauf an. Eine solche Anspielung könnte etwa in der fortschreitenden Rede Jesu zu Petrus, Matth. 16, 23., liegen. Wäre hierin eine solche Hinsicht auf die erste Versuchung, so würde dadurch die Härte dieser Worte um vieles gemildert werden. Satanas bezeichnet dann hier den Widerstand gegen den Entwurf Jesu, gerade in dem wichtigsten Moment seiner Ausführung, ohne die Nebenidee der Lasterhaftigkeit mit einzumischen, die auch erst in spätern Zeiten die Hauptidee in der Vorstellung des Satans wurde. Daß

daß Jesus ihnen diese seine inneren Erfahrungen in seiner beliebten sinnbildlichen parabolischen Weise mittheilte, dies war nicht nur seiner Weisheit und sonstigen Lehrart angemessen, also nicht blos schicklich, sondern auch nothwendig. Das Resultat der Selbstprüfung und Selbstberathung beym Antritt seines großen Berufes, den er nun beginnen sollte, war: mit Aufopferung und Entsagung alles Irdischen, unter Widerstand und Verfolgungen, das Höchste, das Göttliche zu erstreben *). — Den Jüngern die Prämissen dieses Entschlusses, den innern Kampf mit sich selbst, und den ganzen Zweck seiner Sendung auf Erden, mit seinen Hindernissen und den dazu erforderlichen Aufopferungen, mit einmal und in planer Rede zu enthüllen, war unmöglich. Wie hätten sie dieses fassen, — und wäre auch dieses — wie es tragen können? Um nicht darunter zu erliegen, hätten sie Jesu Geist und Charakter haben müssen. Und wie weit waren sie davon entfernt! Versanken sie doch nach einem dreyjährigen vertrauten Umgang mit ihm, nachdem sie so viele Proben seiner Göttlichkeit gesehen hatten, wenn es darauf ankam, zu wachen, in Schlummer und Muthlosigkeit, entflohen, ja verläugneten ihn! Widersprach doch Petrus Jesu geradezu, als er ihnen ankündigte, daß er leiden würde! Wird auch ein Vater dem Kinde das schneidende Schwert ohne Scheide, den unvermischten berauschenden Wein geben? —

§. 52.

Ferner war die Absicht der Sendung Jesu in ihrem ganzen Umfange, so wie in ihrer einzigen moralischreli-

---

aber auch in anderer Hinsicht diese Härte Jesu blos scheinbar ist, wird sich unten näher zeigen lassen.

*) Man könnte die Worte des Vellejus Paterculus II, 60 hier anwenden: Spreverit igitur celestis animus humana consilia, et cum periculo potius summa, quam isto humilia proposuit sequi. —

gibsen Tendenz, den Jüngern, wenigstens so lange er bey ihnen lebte, — ein Geheimniß *). Sie überschauten diese nur theilweise und erst nach und nach, und allmählich entwickelte sich in und mit ihnen der erhabene Plan ihres Meisters. Jesus selbst vergleicht daher das Gottesreich mit einem Samenkorn, das den Keim des Baumes in sich verschließt, aber ihn langsam entfaltet. Er bildete deßhalb sie selbst, wie er das Gottesreich bildete, stufenweise, und theilte ihnen mit weiser Sparsamkeit gerade so viel mit, als sie begreifen und tragen konnten. Dazu wählte er vorzüglich die historische und parabolische, d. h. die allerschicklichste Form **). So legte er auch hier ihnen aus dem Schatze seiner eigenen Erfahrungen einen Keim in das Herz, der vielfältige Frucht tragen sollte.

Das erste und vorzüglichste Erforderniß der ächten Jüngerschaft war die Erhebung des Geistes und Gemüths zu dem höhern überirdischen Standpunct, also Resignation auf alle Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens, auf äußere Ehre und Menschenbeyfall und auf alle irdische Vortheile; unerschütterliches Vertrauen auf die Vorsehung in Mangel und Noth, Entschlossenheit und Demuth in Verfolgungen, Selbstverläugnung in allen Lagen des Lebens; kurz, ein unverwandter, fester, aber freyer und fröhlicher Hinblick auf die Sache Gottes. Erfüllung dieser Forderungen ist Dienst und Werk Gottes, jedes Sträuben dagegen und jede Abweichung von denselben, Dienst und Werk des Satans. — Auf welche Art hätte ihnen Jesus dieses eindringlicher machen können, als dadurch, daß er ihnen seine eigenen Versuchungen

*) Als Beweis mag hier blos das Widerstreben des Petrus stehen, den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Manchen mochte selbst die beschränkte Ansicht ihr ganzes Leben hindurch bleiben.

**) Dies wird unten näher entwickelt werden.

und Empfindungen bey der freywilligen Uebernehmung seines große: Berufes auf diese Weise und in dieser Form mittheilte? Einfacher und nachdrücklicher konnte dies nicht geschehen. Er wählte die historische Form. Er selbst im Kampf mit Satanas, ein dreyfacher Angriff, ein dreyfacher Sieg! Satanas ist das personificirte Böse, von ihm kommt nach jüdischer Nationalidee jeglicher Widerstand gegen das Gute, jede sinnliche Lockung und Veranlassung, den engen und steilen Pfad zu verlassen, und auf dem lustigen breiten mit dem großen Haufen (ὄχλος) zu wandeln. Dieser gefürchtete Name Satanas drängt alles vielfache moralische Böse sammt seinen Reizungen zusammen, macht es aus einem abgezogenen Verstandesbegriff zu einem Concretum, und dadurch zu einem Bilde der Phantasie, welches noch dadurch aufs äußerste verstärkt und belebt wurde, daß Jesus Gott und Satanas einander entgegensetzte. Die Jünger hatten alle — dies lehrte sie diese Begebenheit in Leben und That, dies war der Zweck der Mittheilung derselben und ihrer historischen Einkleidung — nach dem Vorgange Jesu zwischen beyden zu wählen; es war ihnen dadurch möglich gemacht, in Einem Moment zu entscheiden, ob sie für die Sache Gottes, oder für die des bösen Wesens sich bestimmen, arbeiten und streiten wollten! — Gott, nicht Belial! sollte in ihren Kämpfen mit der Welt und sich selbst ihr Feldruf und Siegeswort seyn.

§. 53.

Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, kann wohl nicht die Frage entstehen, in wiefern das Factum der Versuchung, welches Jesus den Jüngern und die Jünger uns überlieferten, buchstäblich-historisch sey. Wer wird nach dem Buchstaben fragen, wo der Geist so laut für die Wahrheit spricht? Man könnte auch eben so gut fragen, ob diese Versuchung etwa Einen Tag gedauert habe, und womit denn Jesus in den andern 39 Tagen und Nächten seines Aufenthalts in der

Wüste sich beschäftigt habe? Ob Satanas von Jesus gleich im Anfange oder erst am Schluß der Versuchung erkannt worden sey? und dergleichen unnütze Fragen mehr, auf welche 2 Tim. 2, 23. anzuwenden ist. Auch die Frage, ob Jesus wirklich versucht worden sey? ist unnütz; denn es steht ja ausdrücklich da, und kann nicht bezweifelt werden. Und wie wäre er denn das geworden, was er war, und wie könnte es einigen Werth in unsern Augen haben, wenn er es nicht durch den Kampf mit sich selbst und durch sich selbst geworden wäre? „Er, obwohl er Gottes Sohn war, wurde versucht wie wir, allenthalben, und lernte Gehorsam durch das, was er litt.“ (Hebr. 4, 15. 5, 8.). Die Versuchungsgeschichte ist der historische Beleg zu dem apostolischen Ausspruch. Man muß sich hier, so wie überhaupt in der ganzen evangelischen Geschichte, Jesum in zwiefachem Gesichtspuncte vorstellen, nämlich als den Gottessohn, den von der Gottheit erkohrenen Gründer des Gottesreichs auf Erden, und als den Menschensohn, oder in seinem Verhältnisse zu dem Irdischen und zu dem Menschen. —

§. 54.

In ersterer Hinsicht, als Gottessohn, konnte in ihm keine Versuchung von irdischen Dingen, als Reichthum und sinnlichen Genüssen, Ehre und Herrschaft entstehen; denn diese mußte er schon überwunden haben, als er zum Jordan kam, und ihn die Gottheit für ihren Geliebten erklärte. Der edle Täufer, der schon auf alles dieses Verzicht geleistet hatte, würde dann der Edlere und über Jesus erhaben gewesen seyn. Die Versuchung konnte nur von dem Gedanken ausgehen, wie er das große Werk, das ihm die Gottheit anvertraute, ausführen würde; wie er in dem Kampf mit der Welt und ihren Fürsten, unter Verfolgungen und Schmähungen, seinen Charakter behaupten, und mit Würde das Werk bis an das Ende ausführen, ob er kämpfen und besiegt erliegen, oder ob er den Sieg davon tragen würde.

Selbst die unerschütterliche und ernste Stärke des Charakters, welche dieses große Werk erforderte; die strengen und harten Maßregeln, die er oftmals würde nehmen müssen; die Verzichtleistung auf die zärtlichsten Bande der Freundschaft und Liebe, so bald die Sache Gottes ihre Aufopferung verlangte — wie mußte alles dieses den zartfühlenden Helden aus Juda, beym Anblick der steilen Bahn, die er entschlossen war zu wandeln, erschüttern! — Ein schwaches Gleichniß mag von seiner Situation den Schattenriß geben. Jesus glich einem eben so kraftvollen als zartempfindenden Helden, den die gerechte Sache und die traurige Lage seines geliebten Vaterlandes zu einem entscheidenden Kampfe ruft. Er weiß es, daß nur durch seinen Tod das Vaterland gerettet werden kann. Er muß sich trennen von Eltern, Weib und Kindern mit dem Gedanken: Ein Schwert wird durch eure Seelen gehn! — Er muß zugleich die Edelsten und Geliebtesten seines Volkes um sich her versammeln, mit ihnen an der Spitze stehn und fallen, um den Nachfolgenden eine Bahn zu machen. Der Tag des Kampfes naht heran, am Abend desselben wird er, seine Freunde und die Edelsten nicht mehr seyn; aber die Zukunft wird die Früchte davon ernten. Mit diesen Gedanken beschäftigt steht der Held in seiner Rüstung — nicht wankend in dem Entschluß, der in ihm zur völligen Reife gekommen ist, nicht muthlos und zaghaft; sondern nur im Geiste seine beschlossene That und ihre Folgen mit ruhiger Empfindung und menschlichen Gefühlen erwägend. Ein wahrhafter Held erscheint groß in dem Getümmel des Kampfes, aber größer und liebenswürdiger vor demselben, in dem Momente, wo sein großer Entschluß in der Reife steht und sich sein moralischer Werth bestimmt. Hector erscheint am größten in seinem Abschiede von Andromache, und Winkelrieds Wort: Liebe Eidgenossen, sorget für mein Weib und Kinder! ist größer als das andere: Ich will euch eine Gasse machen! — Wem da Bild zu klein und matt dünkt, der bedenke, daß das

Menschliche vor dem Göttlichen verschwindet, daß aber doch in der Natur und dem Menschlichen eine Chiffernschrift liegt, die das Göttliche andeutet *).

Was aber Jesus blos in dieser erstern Hinsicht und in einziger Beziehung auf sich selbst und seinen Beruf dachte, erwog, empfand und erkämpfte, das konnten die Jünger auf ihrer ersten Bildungsstufe, in der Periode ihrer Kindheit, noch nicht fassen und tragen. Sie hätten der moralischen Vollendung ihres Lehrers näher seyn müssen, als sie es wirklich waren. Sie konnten und sollten es nur ahnden, welche große Entwickelung in ihm vorgefallen war. Genug, Jesus war auch aus allen andern, ihnen unbekannten, Versuchungen und Kämpfen mit dem Fürsten der Welt und der Finsterniß siegreich hervorgegangen. Dieses konnte ihnen zum Beyspiel und zur Aufforderung dienen. Sie wurden zugleich auf alle andere Kämpfe und Versuchungen vorbereitet, die er in der Folge zu bestehen hatte **), und wo der Erfolg bewies, daß bey aller Stärke und Zartheit seiner Empfindungen den-

*) Vielleicht wird man es dem Verfasser verdenken, daß er Jesum mit einem Helden vergleicht. Allein dieses Bild ist ja auch ein Lieblingsbild der Bibel, womit sie selbst Gott, den Messias, so wie auch die Sonne bezeichnet. Ist nicht auch Heiland und Held einerley? Der Mißbrauch des Wortes thut seiner wahren Bedeutung keinen Eintrag. Nicht der blos kühne Krieger ist ein Held. Das Innere, nicht die That selbst, macht den Helden. Vielleicht wird man es auch dem Verfasser übel deuten, daß er Jesum zu menschlich in der Versuchung darstelle. Er meint aber, daß er nur reinmenschlich ihn darzustellen gesucht habe, und daß Er dadurch um desto größer und liebenswürdiger, und als ein solcher erscheine, dem wir nachfolgen sollen.

**) Hierhin gehört z. B. Luc. 19, 41., wo Jesus über Jerusalem Thränen vergießt, das sich ihm widersetzte, vorzüglich Matth. 26, 37 — 46. und Joh. 13, wo er im rührenden Kampf mit sich selbst und seinem zarten Herzen erscheint.

noch seine feste, männliche Seele den Sieg davon trug, und daß er Gehorsam lernte und übte bis zu seinem Tode. —

§. 55.

Dasjenige, was Jesus aus seinem vierzigtägigen einsamen Aufenthalt in der Wüste, und der daselbst überstandenen Versuchung, für seine Jünger aushob, und ihnen in historischem Bilde mittheilte, betraf ihn, als den Menschensohn, d. h. im Verhältniß zu dem Irdischen und zu dem Menschen, vorzüglich denjenigen guten Menschen, die mit ihm verbunden waren oder sich noch verbinden sollten. Die einzige weiche und — denn warum sollte man nicht den Ausdruck gebrauchen, wo von einer Versuchung die Rede ist *)? — schwache Seite Jesu, von welcher er auf das empfindlichste angegriffen werden konnte, war sein zartes, gefühlvolles Herz, seine lebendige Empfindung für Freundschaft und Liebe **). Was

*) Ohne diese Voraussetzung hat auch die Stelle Hebr. 4, 15. und 5, 8. und der Ausdruck: Gehorsam lernen, keinen Sinn.

**) Man denke nur an sein inniges Anschließen an den Johannes, an seine Thränen an Lazarus Grabe u. a., wenn es der Beyspiele hier bedürfte. Indeß hat man sich nur zu sehr gewöhnt, sich Jesum nach einem abstracten dogmatischen System zu denken, und das Menschliche ganz in ihm zu übersehen. Welche Mühe hat man sich z. B. genommen, um die Thränen, die Jesus am Grabe seines Freundes Lazarus vergießt, seiner nicht unanständig zu finden, d. h., ihn systematisch weinen zu lassen. Nach dem einen soll Jesus nur zum Schein oder gar aus Freude über das zu verrichtende Wunder geweint haben. Nach Augustin hatte Jesus dabey die Absicht, zu lehren, wie viel Thränen wir beym Absterben der Unsrigen weinen müßten. Cyrill von Alexandrien meint, er habe sich beym Tode des Lazarus an den Fall Adams, und daß der Tod durch die Sünde in die Welt gekommen sey, erinnert. Lampe, der alle jene und andere Meinungen als absurd und frostig verwirft, meint es gefunden zu haben, wenn er behauptet,

der begeisterte Seher in seinem prophetischen Weihegesange der Mutter Jesu verkündete: Es wird ein Schwert durch deine Seele dringen! konnte auch auf alle diejenigen angewendet werden, von denen Jesus sagte: Siehe! das sind meine Mutter und Brüder. — Jesus verband sich Menschen, welche mit liebenswürdiger kindlicher Reinheit und Einfalt des Herzens auch vorzügliche Anlagen des Geistes, und Stärke der Seele mit einer lebhaften Phantasie in sich vereinigten; die aber von der andern Seite noch wahre Kinder, und viel zu wenig gebildet waren, um Jesu Entwurf von seiner erhabenen Seite und in seiner großen und weiten Tendenz aufzufassen; Menschen, welche die großen sinnlichen und irdischen Messiaserwartungen ihrer Nation sammt allen Vorurtheilen derselben mit der Muttermilch eingesogen und in sich genährt hatten. Sie waren Galiläer, d. h., zwar der unverdorbenste, aber auch lebhafteste, am meisten zu sanguinischen Hoffnungen und schnellen übereilten Maßregeln geneigte Theil der hebräischen Nation. Die innige Verbindung mit Jesu mußte die so tief in ihnen liegenden Messianischen Erwartungen nur noch mehr emporheben und verstärken. Außerdem concentrirte sich der damalige allgemeine Zeitgeist in der Erwartung, bald die schmeichelhaften Bilder verwirklicht und den Himmel auf die Erde zurückgeführt zu sehen.

Und diese guten Menschen sollten nun in allen diesen schönen Erwartungen getäuscht werden! Jesus vereinigte sie mit sich durch die innigsten Bande der Freundschaft, und knüpfte dadurch ihr Schicksal an das seinige. Er wußte, daß diese Bande auf eine schreckliche Art würden zerrissen werden. Sie verließen seinetwegen Gewerbe, Haus und Hof, und sollten Hunger leiden und mit einem Stabe in der Hand die Erde durchwandeln. Sie sollten ihn, den Davidssohn, von

Jesus habe die Hartnäckigkeit der Juden und der Schwester des Lazarus beweint! — So sieht man oft vor lauter Bäumen den Wald nicht!

dem ſie Glanz und Ehre erwärteten, verkannt, geſchmäht, verfolgt, ja für die Sache Gottes ihn thun ſehen! und alles dieſes mit ihm theilen! Er, der menſchenfreundlichſte und ſanftmüthigſte unter den Menſchen, er, der Gottesſohn, auf deſſen Wink die ſtürmiſchen Wellen ſich legten, die Kranken genaſen und die Todten erſtanden; Er, von dem ſie ſagen konnten: wenn du nur willſt, ſo haben wir Brod, Ehre und Herrſchaft! — ſollte ſie zu dem Gegentheil, zum Mangel, Schmach und Verfolgung führen! Er mußte die herzzerſchneidenden Fragen: Herr! was wird uns nun für alles dieſes? — Wann wirſt du Iſraels Reich aufrichten? — die Bitten zärtlicher Mütter, ihre Söhne zu den Erſten ſeines Reichs zu machen; den Ausruf eines Petrus: Bey Gott! das ſoll nicht geſchehen! ſelbſt die Verläugnung des Felſenmannes und den Verrath des Judas erwarten — und dennoch nicht wanken!! Welch ein Kampf für ſein zartes Herz! Hier rang wie einſt Jacob im Traumgeſicht der Gott mit dem Menſchen, aber der Gott in ihm trug den Sieg davon. Jeſus beſchloß, es auszuführen. Allein wodurch anders vermochte er dieſes, als dadurch, daß er ſeine Jünger ſuchte auf den nämlichen hohen Standpunct zu erheben, zu welchem Er ſich erhoben hatte.

Dieſes iſt der Inhalt des Kampfes, in ſo fern Jeſus als Menſch und in ſeinem Verhältniß zu dem Menſchen und mit ſeinen eigenen Empfindungen ihn kämpfte, und zugleich die Tendenz der Verſuchungsgeſchichte, in ſo fern er ſie ſeinen Jüngern, und zwar in dieſem hiſtoriſchen Gewande, in dem wir ſie haben, mittheilte. Jeſus ſelbſt iſt der Verſuchte, — vierzig Tage und Nächte lebt er, ſogleich nachdem ihn die Gottheit für ihren Geliebten auf die feyerlichſte Weiſe erklärt hat, in der Wüſte; er faſtet *) und nur wilde Thiere ſind

*) Daß übrigens Faſten zuweilen ſo viel heißt, als nicht auf die gewöhnliche Weiſe eſſen, iſt bekannt. Beym Lucas

seine Begleiter! Welch ein Leben für einen Gottessohn, für den feyerlich bestätigten Messias, im Anfange seiner messianischen Laufbahn! — Welch ein Widerspruch mit den gewöhnlichen Messiasideen! Endlich leidet Jesus Hunger, und nun tritt der Versucher auf. Er giebt Jesu den Rath, durch seine ihm ertheilte Wunderkraft Steine in Brod zu verwandeln, und so seinen Hunger zu befriedigen, und sich zugleich als den Gottessohn zu beweisen. — Diese Zumuthung scheint nicht unvernünftig zu seyn. Die Jünger möchten vielleicht nach ihrer Weise gedacht haben: Warum thatest du das nicht schon eher? — Jesu Antwort ist kurz, aber prägnant. Dem Wort des Versuchers setzt er Gottes Wort entgegen: „Der Mensch lebt nicht allein vom Brode, sondern von der nährenden Kraft, die von Gott ausgeht!“ — d. h., „der Mensch binde seine Erhaltung nicht an das einzige Mittel, welches ihm das nächste dünkt. Die Vorsehung hat viele Wege, ihn zu erhalten, Ihr vertraue er!“ *) — Obgleich Jesus in einer Lage war, wo er der Nahrungsmittel bedurfte, so macht er dennoch nicht seine Erhaltung von seiner Wunderkraft abhängig — diese hatte eine höhere Bestimmung, als die Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse und Erreichung irdischer Zwecke. Nicht für sich selbst, sondern nur für die Sache Gottes sollte diese angewendet werden. Welche Lehre für die Jünger, und zugleich, welch ein wichtiger Aufschluß über die ganze Entstehungsgeschichte des Christenthums liegt in diesen Worten Jesu! — Selbst Jesus hungerte lieber, als daß er nur an sich denken sollte. Und derjenige, der ihm den Vorschlag thut, ist — Satanas.

---

scheint aber von einem völligen Nichttreffen die Rede zu seyn. Es ist im Grunde einerley, wie man es nehmen will.—

*) Eine bekannte und gewöhnliche Anwendung von Deuter. 8, 3. S. V. d. Weish. 16, 26. —

Die zweyte Aufforderung, durch eine Rettung aus einer großen augenscheinlichen Gefahr den Beystand der Gottheit zu erproben, sich dem Volke als der Gottgeliebte zu bestätigen, und Ehre und Reichthum einzuernten, begründet der Versucher selbst durch einen schönen biblischen Ausspruch aus Psalm 91, wo den Vertheidigern der Sache Gottes der Schutz desselben auf das ausdrücklichste zugesichert wird. Jesus antwortet: Du sollst Gott vertrauen; aber ihn nicht erproben wollen. Denn das heißt ja nicht vertrauen! —

Die dritte Versuchung endlich ist die größte. Satanas zeigt ihm alle Reiche der Welt in ihrer Herrlichkeit. „Willst du mir huldigen, so ist alles dieses, die höchste irdische Größe und Würde, die Herrschaft der Welt ist dein! — Jesus antwortet: Weg von mir, Satanas! Nur Gott allein sollst du anbeten und ihm dienen! — Wie könnte der Triumph des Göttlichen über das Irdische, der Sieg der Tugend über die Sinnlichkeit erhabener und würdiger dargestellt werden! — Die Darstellung selbst hat die schönste Rundung. Der Versucher verließ ihn, und die Boten des Himmels bezeugten ihm der Gottheit Wohlgefallen und bedienten ihn *). —

§. 56.

Darstellung der Verklärung Jesu.

So wie die feyerliche Declaration bey der Taufe im Jordan und die Versuchung in der Wüste die messianische Lauf-

*) Theodor von Mopsv. (de incarn. L. XIII.) sagt von der Versuchungsgeschichte: Cum non petisset a Deo, ut fieret panis, demonstravit se vincere voluptates; cum vero non projecit se, deorum gloriam neglexit, suadens omnibus, non se haec curare: tertia tentatione cum vicisset bona hujus mundi, demonstravit se pro pietate in Deum nullis bonis hujus mundi superari. — Ueber die abweichende Form der Darstellung beym Lucas wird unten noch einiges bemerkt werden.

bahn und das Lehramt Jesu eröffnet, so beginnt mit der Verklärungsgeschichte die eigentliche Leidensepoche im Leben Jesu. Sie ist die Einleitung zu derselben, und von diesem Moment beginnt Jesus häufiger von seinem bevorstehenden Schicksal zu reden, und seine Jünger mit seiner Aufopferung und seinem nahen Tode bekannt zu machen. Die Begebenheit hat in manchen Zügen Aehnlichkeit mit der feyerlichen Declaration bey der Taufe, weshalb einige Bemerkungen über dieselbe hier nicht am unrechten Orte stehen mögen *). Sie geschah vor den Augen der drey vertrautesten und vorzüglichsten Jünger, Johannes, Jacobus und Petrus. Diese empfiengen zugleich den Auftrag von Jesus, niemand eher etwas von dieser Erscheinung zu sagen, als bis Er sein Leiden überstanden haben würde. Also ebenfalls nicht von Augen-, sondern blos von Ohrenzeugen haben wir dieselbe, und diese empfiengen sie erst nach ihrer Ereignung, Matthäus wahrscheinlich aus dem Munde eines der Augenzeugen. —

Alle drey Evangelisten nahmen sie auf, und sie konnte auch nicht wohl in einer Geschichte Jesu wegbleiben. Denn sie bildet einen lichten Punct, eine wichtige Epoche in derselben. Sie erzählen sie ganz einstimmig in dem, was sie alle drey haben. — Man sieht ihnen ihre Treue und Einfalt an; in der Erzählung herrscht das nämliche Helldunkel, das nämliche Mittel zwischen Schlaf und Erwachen, Wolke und Licht, wie in der Begebenheit. Alles entsteht und verschwindet in einem Augenblick, nichts läßt sich festhalten; denn alles ist geistig, wie eine Vision. Jesus steht da mit strahlendem Antlitz und verändertem Blick, selbst seine Kleider glänzen. Zwey Männer nahen sich ihm, die Jünger bemerken sie kaum, beschreiben sie nicht, und sagen nicht, ob auch sie in glänzender Gestalt erschienen, da sie sonst dieses bey der Er-

*) Sie gehört auch zu den Begebenheiten, die nicht Augenzeugen erzählen. S. §. 41.

ſcheinung der Himmelsboten ſo gern bemerken. Sie ſahen dieſelben ſich mit Jeſu unterreden, wahrſcheinlich — denn dies iſt eine Vermuthung der Augenzeugen oder des Lucas aus dem Erfolg — von Jeſu Vollendung des begonnenen großen Berufes in Jeruſalem, von den Leiden, die ihm dort bevorſtanden. Worüber hätten ſie ſich, könnte man fragen, auch ſonſt mit ihm unterreden ſollen? — Es war die nächſte und wichtigſte Begebenheit des Lebens Jeſu: ſie begann gewiſſermaßen mit dieſem Momente. — Die Männer waren in den Augen der Jünger Moſes und Elias — und welche hätten es anders ſeyn können? Die beyden großen Reformatoren des iſraelitiſchen Volkes, der erſte Geſetzgeber, der andere der ſtrenge Sittenrichter und Prophet, der vor Iſraels Erlöſung noch einmal erſcheinen ſollte. Jeſus ſelbſt äußert ſich nicht darüber, ſondern erklärt vielmehr Johannes den Täufer für den ſchon erſchienenen Elias des Neuen Gottesreiches. —

So wie das Urtheil der Jünger über die erſcheinenden Perſonen blos ihre ſubjective Meinung iſt, die Jeſus eher verwirft als beſtätigt, ſo iſt auch der Zuſtand, in welchem ſie die Erſcheinung beobachten, ganz eigener Art; äußerſt wahr geſchildert, aber zum kaltblütigen Beobachten und Auffaſſen der Begebenheit nicht geeignet. Sie ſind ſchlaftrunken — ſie bemerken die Erſcheinung mit dem größten Erſtaunen, ſie fallen auf ihr Geſicht, und, indem ſie ſich wieder erheben, ſehen ſie nichts mehr. Der vorlaute Petrus kann auch hier nicht an ſich halten, — er nimmt ſogleich, wie es immer bey ihm der Fall war, das Wort; es thut ihm wohl, den geliebten Meiſter im Glanz zu erblicken; er will Hütten bauen und hier bleiben. „Aber er wußte nicht, was er ſagte!“ bemerken die Evangeliſten, als wollten ſie ſeine Verwegenheit entſchuldigen. Während er noch redet, entzieht die Wolke die Männer ihren ſtaunenden Blicken — und ſie hören nun ſelbſt die feyerliche Erklärung: Dieſer iſt mein Geliebter! — ob in menſchlicher oder göttlicher Rede, dem innern oder äußern Menſchen ver-

nehmlich, dem körperlichen oder Seelenorgan hörbar, — wer wird dieſes beſtimmen wollen! Sie ſinken vor Schrecken zur Erde, bis Jeſus ſich ihnen freundlich naht, die Hand reicht, und ſie mit den Worten aufrichtet: Erhebet euch, und ſeyd nicht bange! — Er läßt ſich mit ihnen über die Begebenheit ſelbſt nicht ein, ſondern verweiſet ihren erkalteten Blick auf die wirkliche Vergangenheit, auf Johannes und ſein Schickſal — und auf die Zukunft, wo auch ihm das nämliche widerfahren würde. —

§. 57.

Es würde eben ſo verwegen ſeyn, das Wie dieſer geiſtigen Begebenheit hiſtoriſch entwickeln, als die hiſtoriſche Wahrheit derſelben läugnen zu wollen. — Johannes, der Augenzeuge, meldet nichts davon; vielleicht, weil er als Augenzeuge es am wenigſten vermochte, und am tiefſten fühlte, daß der todte Buchſtabe den lebendigen Geiſt nicht darzuſtellen vermag. Die andern Evangeliſten melden blos einige äußere, ſchnell verſchwindende, ſinnliche Erſcheinungen, welche die Phantaſie der Augenzeugen aufgefaßt hatte, um das Ganze wenigſtens im Umriß, das Geiſtige durch das Sinnliche darzuſtellen. Denn es giebt hiſtoriſche Momente, welche ſich blos in der Gegenwart im Ganzen auffaſſen, nicht aber durch eine Reihe von Worten beſchreiben, ſondern nur durch Farben oder durch ſinnliche Darſtellung in Worten (durch Poeſie und Bild) andeuten und mittheilen laſſen *). — Die

*) Ein ſolcher hiſtoriſcher Moment wäre z. B. Alexander, als er die Pfeile mit Arzney aus der Hand des Philippus empfängt, und ihm den Brief reicht. — Nur ein Raphael hätte dieſes würdig malen können, ſo wie er die Verklärung würdig darſtellte. So auch die oben angeführte Schilderung des Gatten des Arminius beym Tacitus — die zartgeiſtigen Momente des Abſchiedes des Hectors von der Andromache im Homer. — Alles nur Scenen für den Pinſel und

Evangelisten lassen auch alles in dem eigenen ursprünglichen Helldunkel, sie führen keinen Namen des Gebirges an, wo es geschah, und sprechen blos in Bildern und Vergleichungen. „Er wurde verwandelt — sein Antlitz ward ein anderes — es leuchtete wie die Sonne — seine Kleider strahlten wie das Licht, wie Schnee, kein Walker auf Erden kann sie so weiß machen.“

§. 58.

Uebrigens bedarf es wohl kaum der Bemerkung, wie sehr der Gottheit würdig und in sich wahr diese, wenn gleich nur fragmentarische und menschliche (und wie konnte sie anders seyn?) Darstellung der Verklärung sey. Jesus und die göttliche Sendung erscheinen göttlich, im Lichte; — die Jünger menschlich, im Schatten, sinnlich, — vermuthend, — zitternd. Licht und Gewölk umgiebt die Spitze des Berges. Licht ist das Gewand der Gottheit, das Zeichen ihrer Nähe. Im Lichte dachte sich die alte Welt das höchste Wesen. Das erste Wort des Schöpfers war: Es werde Licht! — Unter seinen Füßen war es wie ein schöner Sapphir, und wie die Gestalt des Himmels, wenn es klar ist. (Exod. 24, 10.). Bey Jesu Geburt umleuchtete der Glanz des Himmels die Hirten, bey seiner Taufe zerriß das Gewölk; bey dem zweyten wichtigen Standpunct seines Lebens, als sein Leiden und die Vollendung seines Berufes vor seiner Seele stand, da umleuchtete ihn wieder der Glanz der Gottheit; am Pfingstfeste erschien dieses Symbol der Gottesnähe den Aposteln, und berief sie zu Jesu Stellvertretern, um, mit seinem Geiste gerüstet, wie er zu predigen und zu leiden; und eben so umleuchtete den Mann,

---

das geistige Auge. Man könnte auch hier vergleichen eine Stelle aus Alciphrons Briefen, wo die Mutter und Freundinnen, die über das Glück ihres geliebten Menanders sich freuende (τῃ πρεσβυτῃ και ταις ἀδελφαις χαιρουσαι) Glycera fragen, was für ein Heil ihr widerfahren sey? „[illegible]“

der zum Apostel der Heiden erkohren war, auf dem Wege nach Damascus das Licht vom Himmel. Und einst wird Er auch im Glanz seiner Majestät wieder erscheinen.

Und ist nicht auch, nach menschlichen Begriffen, das Licht der würdigste Bote der Gottheit, wenn es ihrer nicht unwürdig war, sich den Menschen zu offenbaren? Es ist das Zarteste und Edelste, was die Natur hat, — als wäre es der Uebergang von der Körperwelt zum Reich der Geister. Es redet zu uns aus der fernsten Ferne, und enthüllt uns in der Nähe die Spuren seiner Allmacht und Größe. Ja, es liegt eben so sehr in der Tiefe des menschlichen Gemüthes, sich die Gottheit im Lichte zu denken, als es seit jeher in dem menschlichen Gemüthe lag, die menschlichen Schwächen durch Opfer bey der Gottheit versöhnen zu wollen. — Was läßt sich denn gegen die Würdigkeit dieses göttlichen Handelns in Beziehung auf Jesum einwenden? — Doch wohl nichts anders, als daß die Gottheit blos eine abstracte Idee sey, die nur in der Seele der Menschen existire — und dieses bedarf keiner Antwort; oder daß die Begebenheit nicht natürlich sey. Im Grunde heißt letzteres nichts anders, als daß sie nicht gemein sey, und daraus wird sich doch wohl ihre Unmöglichkeit oder selbst Unwahrscheinlichkeit nicht einmal folgern lassen.

Man denke sich aber auch mit diesen Exegeten, die alles auf den gemeinen Gang der Natur bringen wollen, Jesum den Menschensohn etwa auf Tabor, vielleicht dem schönsten Punct unsers Erdballs *), — in seiner ganzen liebenswürdigen Menschlichkeit mit dem Gedanken an die Gottheit beschäftigt, in dem Moment, wo sich seine Seele zu dem freyen und festen Vorsatz erhebt, seiner Aufopferung für die Menschheit fröhlich entgegenzugehen, in der höchsten Entwickelung seiner moralischen Größe! — Man denke sich ihn, wie sein Blick auf den Segnungen und Ernten ruht, zu welchen er den

*) S. Korte in Paulus Sammlungen der Reisebeschreibungen.

Samen ausgestreut hat, und deren Aufblühen und Reifen sein Tod befördern wird, — wie er die Erde aus dem Gesichtspunct ihrer neuen moralischen Schöpfung und Umwandlung beym Schimmer der Morgenröthe betrachtet! Man denke sich jetzt die Sonne emporsteigend, wie sie ihm in sein durch die erhabenen Gedanken seines Geistes und die hohen Empfindungen seines Herzens erheitertes und verklärtes Antlitz strahlt! — und wer möchte nicht schon hier, wo alles ganz natürlich ist, vor dem edelsten aller Menschen niederfallen?

Aber was giebt dieser Scene denn ihre Würde? Doch nicht die Natur — sondern die innere Höhe des Mannes, dem die Erscheinung widerfährt. Wer will hier die Gränzlinie des Natürlichen und Uebernatürlichen bestimmen? Nur eines Schrittes bedarf es, und wir sind auf der nämlichen Höhe, worauf sich die Jünger befanden. Die Charaktergröße Jesu verbürgt diese innere — und denn auch die äußere historische Wahrheit der göttlichen, überirdischen Erscheinung.

Wenn man einwendet, die Jünger seyen nach den Berichten der Evangelien schlaftrunken und erschrocken, und folglich schlechte Beobachter gewesen, so ist dieses allerdings gegründet. Allein die Begebenheit wird ja auch nicht erklärt — vielweniger ist sie erfunden und erdichtet. Denn alsdann würde der Erfinder wohl die Schläfrigkeit verschwiegen haben. — Man sagt, sie sey dunkel. Freylich ist sie das. Aber dieses liegt theils in der Natur der Sache selbst, theils darin, daß nicht Augen-, sondern nur Ohrenzeugen sie erzählen. Wir müssen uns also bescheiden, daß uns nur einzelne Züge einer Begebenheit mitgetheilt wurden, die wir uns eben so wenig, als die Erscheinung eines gesetzgebenden richtenden Gottes in unserem eigenen Busen erklären können, die aber innerlich und äußerlich sich als ein historisches Factum in Jesu Leben darstellet und bewährt. —

§. 59.

Form der Darstellung der Geburt Jesu.

Die angeführten Eröffnungsbegebenheiten in der Geschichte Jesu empfiengen die Evangelisten durch Ueberlieferung. Sie waren nicht Augenzeugen derselben, sondern nahmen sie als Sagen (ἔπεα) auf. Das Geistige dieser Begebenheiten konnte ihnen die Ueberlieferung nur durch Bild und Gleichniß mittheilen, und sie faßten dieses mit jugendlichem Geist in ihren sinnlichen Momenten auf, ohne etwas Abstractes einzumischen. Sie sind also höchst treu in der Mittheilung dessen, was ihnen gegeben war, und die Begebenheiten selbst erscheinen deshalb in der einfachen Weise des alten Epos, welches als ein reinmenschliches Product sich bey allen Nationen findet, und sich in ihrer Geschichtserzählung wirksam zeigt, wenn es sich gleich nur bey wenigen zur Kunst gestaltete. Aber so wie die Kunst sich in einem freyen Spiel und willkührlicher Gestaltung des Stoffes zeigt, so hält sich die Natur getreulich an den gegebenen Stoff, und die epische Form der Geschichte ist die wahrste und treueste. Ihr Ton ist die ruhige Erzählung fortschreitender Handlungen, und getreue Ueberlieferung des Gegebenen, ohne Einmischung des eigenen Urtheils *).

Mag daher eine solche Erzählung mangelhaft seyn, so beweiset dieses eben ihre historische Wahrheit, und die Entfernung aller eigenen willkührlichen Dichtung, die ganz im Geiste des künstlichen Epos, aber dem der epischen Historie durchaus fremd und entgegen ist.

Zu diesen epischhistorischen Darstellungen gehört, außer den angeführten, auch vorzüglich die Geschichte der Geburt Jesu. Sie zeichnet sich durch Inhalt und Darstel-

*) S. Creuzer über die historische Kunst der Griechen, Seite 162. und die obigen Bemerkungen.

lung und durch ihre Verbindung mit den übrigen Lebensumständen Jesu auf eine eigene Art aus.

Es ist auffallend, daß Marcus nichts davon hat. Entweder fand er sie nicht in seiner Urquelle, oder er hielt sie nicht für wichtig genug, um sie seinen Lesern mitzutheilen. Stand sie nicht in seiner Urquelle, so wie sie jetzt im Matthäus steht, und schrieb Marcus sein Evangelium für solche Christen, die noch kein Evangelium hatten, wie wohl nicht zu bezweifeln ist, so konnte er sie seinen Lesern wohl aus dem Grunde nicht vorenthalten, weil er sie nicht für wichtig genug hielt. Daß er sie weggelassen habe, weil er für nichtjüdische Christen schrieb, und die Engelerscheinungen in dieser Begebenheit ganz nach jüdischem Costüm seyen, kann man auch wohl nicht erweisen. Denn wie kann man von Geschichte sagen, daß sie nach einem besondern Costüm sey? Dies gilt nur von Dichtung, und Einkleidung. Und nur Vermeidung des dem Leser unbekannten localen Costüms oder Erklärung desselben kann man dem Schicklichkeitsgefühl der Evangelisten zutrauen. Ein dritter Fall, daß die Leser des Marcus die Begebenheit gewußt, und er sie deshalb ausgelassen hätte, läßt sich auch nicht wohl annehmen. Denn alsdann hätten sie auch wohl die andern Hauptbegebenheiten wissen können, und Marcus hätte diese Begebenheit weniger als die andern auslassen dürfen. Das Wahrscheinlichste ist wohl, daß Marcus die Begebenheit nicht in seiner Quelle vorfand, und diese Quelle war vielleicht das hebräische Evangelium des Matthäus *). Erst später

*) Eine Anführung der verschiedenen Muthmaßungen und Hypothesen über den Urtext des Matthäus und die Aechtheit der ersten Capitel desselben gehört in eine historisch-kritische Einleitung in das neue Testament, und nicht hierher. Wenn es höchstwahrscheinlich ist, daß das Evangelium Matthäi ursprünglich in der palästinensischen Muttersprache verfaßt war, so scheint es mir wahrscheinlich, daß Marcus eher ein solches Original vor sich hatte, als eine Ueber-

wurde bey der Anfertigung der griechischen Uebersetzung des Matthäus die alte Familiensage hinzugefügt. Dieses wird auch durch die Unbestimmtheit und Unzulänglichkeit der historischen Zeugen über diesen Gegenstand wahrscheinlich gemacht, noch mehr aber durch den Ton und Inhalt des Genisidions selbst.

§. 60.

So lange Jesus auf Erden lebte und in den ersten Zeiten nach seinem Tode, war die Geschichte seiner wunderbaren Geburt nicht so wichtig, als sie es nachher wurde. Denn 1) Jesus selbst redet auch kein einzigesmal davon; wir finden in allen seinen Reden auch nicht einmal den entferntesten Wink, der darauf hindeutete. 2) Seine Zeitgenossen hielten ihn unbefangen für Josephs Sohn, und es erhellet nicht im mindesten, daß sie jemals etwas von den wunderbaren Umständen seiner Geburt gehört hätten. Unstreitig würden die Feinde Jesu in dem Fall sie zum Gegenstand ihres Spottes gemacht, und die Jünger würden wohl ebenfalls jede Gelegenheit ergriffen haben, um dieser, ihrem Geiste und ihrer Phantasie

---

setzung. Sollte nicht auch, wenn schon eine Uebersetzung des Matthäus existirte, Marcus sich der Mühe, sein Evangelium abzufassen, haben überheben können? Die Einwendung, daß Matthäus und Marcus im griechischen Ausdruck so auffallend übereinstimmen, daß man annehmen müsse, Marcus habe den griechischen Matthäus gebraucht, würde dadurch wegfallen, wenn man annähme, daß der nachherige griechische Uebersetzer das Evangelium des Marcus bey seiner Uebersetzung benutzte, welches, wenn man das Erstere zugiebt, nicht blos eine große Erleichterung, sondern auch, in gewisser Hinsicht, Pflicht für den Uebersetzer war. Marcus lieferte also nicht sowohl ein eigenes Evangelium, als vielmehr eine Bearbeitung, Recension des Matthäus mit Zusätzen, die er theils von Petrus (vergl. vorzüglich Hug Einl.), theils vielleicht aus andern Sagen und Urkunden empfieng. — Freylich giebt es hier nur blos Vielleichts und Vermuthungen. —

so sehr entsprechenden Begebenheit zu erwähnen, den Feinden Jesu, die ihm seine niedere Geburt selbst zum Schimpf auslegten, zu widersprechen, und seine messianische Würde dadurch zu bestätigen.

Dies beweiset hinlänglich, daß diese Begebenheit für die Jünger damals die Wichtigkeit nicht hatte, welche sie bey den spätern Christen erhielt.

Sie konnte es auch 3) ihrer Natur nach nicht haben. Denn die Wahrheit: daß Jesus der erwartete, von Gott gesandte Messias sey, mußte aus seinen Jüngern und Anhängern selbst hervorgehen, und sich aus dem Anschauen der Thaten und Lehre Jesu und aus ihrem eignen Nachdenken als Resultat entwickeln, nicht aber sollte sie ihnen durch Erzählung solcher Facta, von welchen sie nicht selbst hatten Augenzeugen seyn können, gegeben und aufgedrungen werden.

Nur auf seine Wunder, Lehre und Schicksale, besonders auf seine Auferstehung, beriefen sich die Apostel, als auf das einzige Creditiv seiner Messiaswürde. Nirgends in den apostolischen Briefen findet sich die mindeste Spur, daß sie sich jemals auf diese wundervolle Geburt Jesu berufen, oder auch nur darauf angespielt und sie als Bild und Sombol gebraucht hätten. Selbst Johannes, der die höhere Würde Jesu auf alle Weise vertheidigt und den göttlichen Ursprung des Christenthums mit allen Gründen bestätigt, und also vor allen andern Veranlassung gehabt hätte, der wundervollen Geburt Jesu zu erwähnen, hat nichts davon. Hieraus scheint zu folgen, daß sowohl Jesus als die Apostel dieser Wunderbegebenheit nicht die Wichtigkeit, d. h. nämlich in Beziehung auf seine Bestätigung als Messias, müssen beygelegt haben, als in spätern Zeiten geschah.

§. 61.

Ferner lag es auch in der Natur und dem Wesen der Begebenheit selbst, daß sie nicht sogleich im Anfang und

nicht allgemein bekannt werden konnte. Es war eine Familienbegebenheit, die wenig Zeugen hatte, und auch deshalb lange in dem engen und ſtillen Kreiſe der dürftigen Familie verſchloſſen bleiben mußte, weil die Erwartung, daß er, der Sohn der armen Maria, die höchſten Hoffnungen des iſraelitiſchen Volkes erfüllen ſolle, ſelbſt die Erwartung der frommen beſcheidenen Mutter übertraf. Man müßte den ſtillen Sinn eines dürftigen, aber edelgeſinnten Weibes verkennen, wenn man glauben wollte, ſie habe ihre großen Hoffnungen und die ſtillen Gottesoffenbarungen, worauf ſie ſich gründeten, jemand anders entdecken können, als etwa einer vertrauten Eliſabeth. Es iſt in dem Geiſt einer ſolchen Gebenedeyten, die große Verheißung in ihrem Herzen zu bewahren und die Erfüllung derſelben von Gott in ſtiller Ergebenheit zu erwarten. Eine über Erwartung große Gabe und Ehre macht die Demuth noch demüthiger, die Beſcheidenheit beſcheidener. Auch in Jeſu Weſen lag es gar nicht, einer ſolchen Begebenheit zu erwähnen. Bey der Verklärung gebot er ſeinen Vertrauten Verſchwiegenheit. Er berief ſich auf ſeine öffentlichen Thaten und ſeine Lehre, nicht auf Zeugniſſe von außen. Auch würde die Mittheilung dieſer Nachrichten den Jüngern bey Jeſu Lebzeiten vielleicht mehr ſchädlich als vortheilhaft geweſen ſeyn. Sie hatten, ſo lange Jeſus unter ihnen war, noch ſo vieles zu lernen, um einzuſehen, in welchem hohen Sinne Jeſus der Meſſias ſey, daß die Vergangenheit ſie weniger beſchäftigen, und glänzende Erſcheinungen, zu welchen ſie ohnehin nur zu geneigt waren, ihren Blick nicht zerſtreuen und von dem Gegenwärtigen abziehen durfte. Mehr als dreyßig Jahre verſchwanden alſo vorerſt ſchon, in welchen die Verkündigung des Meſſias ein Familiengeheimniß blieb. Nach der Auferſtehung Jeſu verſchwanden auch noch mehrere Jahre bis auf die Abfaſſung der erſten Evangelien. Das nächſte Bedürfniß der Bekenner Jeſu gieng wohl unſtreitig auf eine einfache Darſtellung des Lehramts und der Schickſale Jeſu,

und dieses wurde nach allen historischen Zeugnissen von Matthäus befriedigt.*). Nach dieser Befriedigung traten vielleicht erst jene bis hierhin verborgene Familiensagen aus ihrem Dunkel hervor.

§. 62.

Es entstanden bald mehrere (πολλοι Luc. 1, 1.) Memorabilien aus dem Leben Jesu, und nachdem die Wißbegierde seiner Bekenner in der Hauptsache befriedigt war, so forschte man nach andern Nachrichten, seine Geburt und sein Jugendleben betreffend. Der Gährungsstoff, der die schönsten Früchte entwickeln und in stiller Wirksamkeit die Gestalt der religiösen und moralischen Welt umwandeln sollte, war der Menschheit gegeben. Jesus Christus war nun das Ein und Alles in dem Kreise seiner Bekenner, der sich von Tag zu Tag erweiterte, und in diesem Kreise einen neuen Zeitgeist bildete. Man eilte nun, jede leise Sage von ihm aufzufassen, und damit sie nicht in den Bewegungen der still oder mächtig fortschreitenden Weltbegebenheiten verhallen möchte, stellte man das leise Empfundene und Gesagte und im Stillen Bewahrte dar in menschlicher Schrift, und übergab sie der Nachwelt. So ward der

*) Der Hypothese, daß vor diesem ein früheres schriftliches Evangelium, das sogenannte Urevangelium, existirt habe, fehlet es doch zu sehr an historischer Begründung, als daß sie sich einen allgemeinen Beyfall versprechen dürfte. Von wem hätte dies anders seyn sollen, als von einem vertrauten Jünger Jesu? Würde nicht ein solcher irgendwo genannt worden seyn? Würde man es haben untergehen lassen? Und warum sollte Matthäus, selbst Augenzeuge, im Fall man übrigens nicht läugnet, daß Matthäus wirklich Verfasser seines nach ihm benannten Evangeliums sey, — jenes dem seinigen zum Grunde gelegt haben? — Auch die Ordnung und Stellung der Begebenheiten und Lehren Jesu scheint aus einer Berücksichtigung eines solchen Bedürfnisses entsprungen zu seyn. Indeß auch dann, wenn man der scharfsinnigen Eichhornschen Hypothese geneigt ist, bleiben jene Resultate.

Geist in den Buchstaben, die Empfindung in menschlichen Redezeichen dargestellt. Freylich im hebräischen Idiom und Costüm. Und wie sollte man einer Nation eine andere, als ihre eigene Weise zumuthen können? Aber wenn der Exeget dadurch, daß er behauptet, diese oder jene Begebenheit sey in jüdischer Weise und Costüm dargestellt, nun auch die Begebenheit selbst entwickelt, und das Problem gelöset zu haben meint, so ist dieses ein Irrthum, und im Grunde nicht viel mehr, als wenn ein Mann, dem die Persepolitanische Keilschrift zur Erklärung vorgelegt wird, sagt, es sey die Persepolitanische Keilschrift!

Man wird wohl nicht behaupten wollen, Maria selbst habe die vorliegende Begebenheit niedergeschrieben oder dictirt, und eben so wenig wird man auf eine wörtliche Inspiration bestehen wollen. Und wollte man Letzteres, so würde sich auch diese dem Grade der Bildung und dem Costüm des damaligen Zeitalters haben anschmiegen müssen. Im Grunde wäre es dann einerley, ob man sagte, diese Begebenheit — vorausgesetzt, daß sie ganz dem Geiste des damaligen Zeitalters entspräche — sey dem zu den Menschen sich bequemenden Gottesgeiste oder dem veredelten Zeitgeiste entflossen, und auch hier würde das: „Volksstimme, Gottesstimme!“ anzuwenden seyn. Und daß diese Darstellung einer eigentlich oder historischen Darstellung unfähigen Verkündigung gerade dem damaligen Geist des sich mächtig entwickelnden Christenthums zusagte, beweiset die frühe Aufnahme derselben in die älteste historische Urkunde.

§. 63.

Eine solche historische Sage, deren erste Quelle sich nicht genau angeben läßt, und welche gewissermaßen isolirt in der Geschichte steht, und nur episodisch in den Gang derselben verwebt ist, unterscheidet sich von dem eigentlichen historischen Factum. So wahr sie übrigens an und für sich seyn mag, so

ist sie doch durch den langen Gang der Tradition mehr ein Eigenthum des Zeitalters geworden, und wird in der Form mehr oder minder die Farbe desselben an sich tragen. Unmöglich wird man daher bey einer solchen Sage alle Forderungen der strengen historischen Kritik geltend machen können. Man muß sich hier mit dem edlen Kern, der in der Hülle liegt, begnügen, und nicht jedes Fäserchen der Hülle selbst benutzen und in Gewinn verwandeln wollen. Die Geschichte wird dann, was Quinctilian überhaupt von ihr sagt, wiewohl unbeschadet ihrer Wahrheit, proxima poetis et quodammodo carmen solutum *). —

Dieses vorausgesetzt, könnte man sich die Fortpflanzung dieser heiligen Sage etwa folgendermaßen denken. Anfangs waren es nur einzelne Laute der Bewunderung und Anbetung aus dem Herzen und Munde der heiligen Mutter — oratio in pectore non in ore nata — wodurch sie den vertrautesten Freunden ihre großen Erwartungen und die Verheißungen der Gottheit mit Demuth und Ehrfurcht enthüllte. Jahre lang blieben diese Laute das Geheimniß der heiligen Familie. Später nach der Auferstehung und Verherrlichung Jesu durften diese leisen Töne lauter werden. Sie verbreiteten sich, und wurden das Eigenthum vieler; und als die Zeit nun auch schriftliche Darstellungen der merkwürdigen Thaten und Worte Jesu hervorbrachte, ward auch diese Begebenheit schriftlich verfaßt und ein Gegenstand episch-historischer Darstellung in verschiedener Gestalt. So gebildet faßten sie Andere auf, und verbanden sie nach eigenem Genius, vielleicht auf mannigfache Weise, mit andern Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu. Der griechische Uebersetzer des Matthäus hatte vielleicht ein solches einzelnes syrochaldäisches Poem vor sich. Aber dieses war schon nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern von einem sehr jüdischgesinnten Ver-

*) Inst. or. L. X. c. I.

ehrer des Messias dem Geschlechtsregister als eine passende Zugabe beygefügt, nachdem er es vorher in eine das jüdische Gesetz rechtfertigende, apologetische und trockene historische Form gebracht hatte. Es unterscheidet sich so sehr vom Ton und Geist des Matthäus, daß es beynahe zu verwundern ist, wie es sich in dieser Gestalt zu ihm gesellen konnte. —

§. 64.

Ein ganz anderer Geist herrscht in dem fragmentarischen Poem, das Lucas in seine Geschichte aufnahm. Alles ist hier poetischer, schon selbst in der Erzählung tönt hier und da der hebräische Parallelismus; alles ist lebendige Darstellung. Die Erzählung verbindet zwey heilige Familien zu einem schönen Ganzen; die lieblichsten Laute aus den Gesängen der alten Welt wechseln mit dem einfachen Gange der Geschichte. Fröhlich, und ganz dem Gegenstande, den sie vorträgt, angemessen, wandelt sie an der Hand der erhabenen Sionstinn.

Wie ganz anders das Fragment des Matthäus! Maria ist nicht einmal die Hauptperson, sondern blos Joseph handelt; er hat alle Erscheinungen, und zwar in Traumgesichten. Der Ton ist tragisch, und nur die traurigen Begebenheiten werden geschildert, die die Geburt des Welttheilandes begleiten, als ob vor der schwermüthigen Seele des Erzählenden Jerusalems naher Untergang geschwebt hätte und der Fall so vieler in Israel. Lucas hingegen hat nur die heitersten und fröhlichsten Ereignisse. Selbst die dunkle Krippe umstrahlt der Gottesglanz (die Schechina). Fromme Hirten feyern frohlockend, wie in einer Idyllenwelt, die Morgenröthe des goldenen Weltalters; — die Chorgesänge der himmlischen Heere ertönen aus der Höhe, während die gebenedeyete Mutter ruhig dasitzt, und alles, was die heilige Urkunde sagt, in ihrem Herzen bewahrt. — Dann folgt die Einsegnung im Tempel und das herrliche, rührende Loblied des begeisterten Greises Symeon, und nun Er selbst als zwölfjähriger Knabe im Tem-

pel. In unmerklicher sanfter Fortschreitung geht die epische Sage in die reine Geschichte über.

So erkennet man leicht, bey einer sorgfältigen Vergleichung beyder Urkunden, den verschiedenen Geist der Verfasser derselben und der Evangelienschreiber, die sie aufnahmen, nämlich des griechischen Uebersetzers des Matthäus (wenn man diesen dafür annehmen will) und des Lucas. Ersterem scheint sein Fragment zufällig zu Händen gekommen zu seyn. Er hatte vielleicht keine Wahl, oder wenn er sie hatte, so ließ er sich durch die in seiner Urkunde durchweg und auffallend herrschende rabbinische Citir- und Accommodations-Methode leiten, eben diese aufzunehmen. Auch ist Styl und Darstellung gleich judaisirend und sehr abweichend von dem Styl des Matthäus. Das Costüm und die Offenbarung durch Träume (die nicht weniger als fünf Mal vorkommt) verrathen einen Freund der spätern Patriarchalgeschichte, so wie auch eine gewisse nomadische Geringachtung des Weibes, Maria, durchzublicken scheint.— Ueber das Ganze schwebt das nächtliche Dunkel des Judenthums, nicht die fröhliche Helle des aufblühenden Christenthums. Eben so wenig herrscht darin der stille historische Geist, der von einem zum andern fortschreitet. Nicht die Geburt des Weltheilandes selbst wird beschrieben, sondern nur einzelne Umstände, und zwar solche, die nicht mit derselben verbunden waren, sondern sie gleichsam nur zufällig begleiteten. Diese einzelne Begebenheiten gleiten wie Traumgestalten vorüber.

Die von Lucas benutzte Urkunde ist ganz das Gegentheil, ein wahrhaftes Evangelion.

Ob er übrigens hier mehrere von ihm gesammelte Urkunden und Fragmente in eins verschmelzte, oder die beyden ersten Capitel ein schon zusammengefügtes einzelnes Stück bildeten, läßt sich schwerlich bestimmen. Unstreitig legte er aber einen schriftlichen Aufsatz zum Grunde, in welchem er mit historischer Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit selbst den stark

hebraisirenden Styl nicht ändert. Lucas vermochte viel reiner und freyer zu schreiben, und man fühlet leicht den Contrast dieses Styls mit dem seinigen.

Ueberhaupt charakterisirt sich Lucas hier, so wie in seinem ganzen Evangelium und der Apostelgeschichte, als einen Mann von Bildung und historischem Geist; der das Schöne glücklich aufzufinden, darzustellen und mit seiner Geschichte zu verbinden wußte. So sehr er das Große und Göttliche in Jesu verehrt und bewundert, so wenig verkennt er es in seinem Verkünder, dem ernsten Johannes. Wie willkommen mußte ihm daher das in Eins verschlungene Familiengemälde und Geburtsfest beyder Helden aus Juda seyn! Siehe, ich verkünde euch große Freude! ist der überall sich aussprechende Ton seiner historischen Darstellung. Dabey aber läßt ihn der begeisternde große Gang der Begebenheiten niemals den ruhigen Schritt und die Bedächtlichkeit des Historikers vergessen. Die höhere überirdische Welt erscheint in der genauesten Verbindung mit der irdischen und dem gewöhnlichen Gang der Dinge. Die Zeitfolge wird aufs genaueste angegeben (C. I, 5. 23. 24. 26. 39. 59. II, 1. 2. 21. 22. 42. ꝛc.); die Personen, ihre Amtsverhältnisse, Stand und Alter charakterisirt (I, 5. 8. 9. 23. II, 25. 36.); die jüdischen Sitten und Ceremonien werden angeführt (II, 22. f. 44. ꝛc.), die Geburt mit allen Umständen beschrieben; dann folgt die Beschneidung, die Darstellung, die Passahreise. Nichts geschieht hier im Dunkel, alles, selbst der Hordenplatz, wird vom sanftesten Lichte erhellt. Jehovah redet nicht in Träumen, sondern durch seine frohen und strahlenden Boten. Die Darstellung ist reinmenschlich auf israelitischem Boden, der Gegenstand selbst göttlich und überirdisch. Konnte dieser in irgend einer menschlichen sinnlichen Form edler und der Gottheit würdiger dargestellt werden, als es die heilige Sage thut? Man denke statt der Worte, die nur das auf einander Folgende darstellen können, sich die Handlung in Einem Moment, wie in

Farben; kann man dann noch den göttlichen Geist eines Raphaels und Correggio hier verkennen? Aber man fasse mit dem geistigen Auge den Geist, nicht das Fleisch und den Buchstaben des Gemäldes. Denn der Geist erkennt nur, was des Geistes ist. —

§. 65.

Jesus im Tempel.

Aeußerst passend und schön schließt sich das Eröffnungsgemälde des Lebens Jesu mit einer, blos von Lucas aufbewahrten, köstlichen Begebenheit aus seinem frühesten Jugendleben, gleich interessant durch Form und Inhalt, und dadurch, daß Er nun selbst in liebenswürdiger Einfalt, ganz als Kind, und doch das Göttliche, das in ihm war, ankündigend, auftritt! Jesus macht als zwölfjähriger Knabe mit seinen Eltern die feyerliche und fröhliche Reise zum Nationalfest in der Hauptstadt. Die Festkaravane zieht nach dem Feste wieder ab. Die Eltern sehen ihn beym Auszuge nicht, aber die Zärtlichbesorgten trauten ihm doch schon Selbstständigkeit genug zu, daß er sich in der ungeheuren Menschenzahl der Festbesucher nicht verlieren würde. Sie setzen ruhig voraus, er würde sich an vorabgegangene Verwandte oder Bekannte angeschlossen haben. Ein Zug zutraulicher Geselligkeit, den sie oftmals an ihm mußten bemerkt haben, und der in Jesu Leben so unverkennbar ist. Am Schluß der Tagesreise konnten sie nachforschen, und wurden ihres Irrthums gewahr. Sie kehren nach Jerusalem zurück, und erst am dritten Tage finden sie ihn im Tempel, und erstaunen bey seinem Anblick *).

Die

*) Ἐξεπλήγησαν. Menschen, so wie auch Sprachen, die noch auf der ersten Stufe der Bildung stehen — und hierhin kann man mit Recht die sogenannte hellenistische der Evangelien rechnen — sind am wenigsten genau in der Bezeichnung

Die Darstellung dieser kleinen Scene ist voll Einfalt und Natur. Es ist, als ob man sie aus dem Munde der heiligen Mutter selbst vernähme. In der Umständlichkeit der Erzählung, in der ängstlichen Sorgfalt des Suchens, in dem Erstaunen und den zärtlichen Vorwürfen: „Kind, warum hast du uns das gethan! dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht!" welche reine Sprache der Natur, welche mütterliche Weiblichkeit! — „Die Mutter behielt alle seine Worte in ihrem Herzen." Unstreitig ist die Erzählung noch aus dem Munde der Mutter aufgefaßt. — Auch selbst das: „er war ihnen folgsam," (ἦν ὑποτασσόμενος αὐτοῖς) ist nicht, wie man gewöhnlich annimmt, ein Zusatz des Lucas, um Jesum gewissermaßen zu entschuldigen. Hujuscemodi laus, könnte man mit Tacitus sagen, tantarum virtutum injuria fuerit. Es ist vielmehr der Ausdruck der bescheidenen Mutterfreude, der mütterlichen Sage, über das Glück, einen solchen Sohn zu haben, die Sprache des elterlichen Stolzes und

---

starker Affecten: sie verwechseln sie oft untereinander, so wie ebenfalls die verba sentiendi, vielleicht wegen der Aehnlichkeit des Effects, den alle Leidenschaften in ihrer Höhe miteinander gemein haben: oder sie bezeichnen verschiedene Affecten und Leidenschaften mit einer und derselben Benennung. So heißt beym Homer z. B. ἄγαμαι bewundern, beneiden, hassen, fürchten; im neuen Testament [illegible] zürnen und trauern. Man vergleiche damit Odyssea 24, wo die lebhafte Empfindung des Ulysses beym Wiedererkennen seines Vaters durch ein „Ergrimmen im Geist und Schnauben mit der Nase" ausgedrückt wird. So heißt [illegible] Il. V, 252 vor Schmerz toben, und Od. XVIII. 332 frohlocken. Die Grundbedeutung ist: hin und her rennen. So im Hebräischen [illegible] u. a. m. [illegible] bezeichnet hier wahrscheinlich bewundernde Freude. Daß die Worte [illegible] zu dem Vorigen gehören sollten, ist nicht wahrscheinlich. Dem Vorhergehenden würde dadurch ein Ueberfluß, dem Folgenden ein Mangel entstehen.

Frohgefühls über ein hoffnungsvolles Kind *). — In der Antwort des Knaben Jesus vereinigt sich eine kindliche Naivetät mit einer sein Alter übersteigenden Seelenreife. Es liegt keinesweges eine Art Vorwurf in seinen Worten, daß sie ihn suchen, sondern er wundert sich, daß sie ihn so lange vergebens und nicht da gesucht haben, wo er war **). „Wußtet ihr denn nicht, daß ich hier seyn müßte (d. h. würde)?

Man legt freylich vielleicht zu viel in die Worte Jesu, wenn man in seiner Antwort (ἐν τοις τα π. μ.) eine Umfassung des ganzen Entwurfs zum Besten der Menschheit findet; aber auch gewiß zu wenig, wenn man blos „Wohnung" ergänzt, und nichts weiter als den Tempel darunter versteht. Schon der Ausdruck: „meines Vaters," und vorzüglich der Zusatz, daß Maria seine Worte in ihrem Herzen aufbewahrt habe, sprechen für einen tieferen Sinn, den die Eltern freylich damals noch nicht faßten (ἃ συνηκαν), der sich aber in der Folge in ihnen entwickelte. Jesus verräth dadurch nicht

---

*) Etwa, wie wenn eine dürftige Familie von ihrem zu höheren Ehren beförderten Sohn sagt: „Er besucht uns alle Jahr! Er schreibt uns oft." —

**) Einige Reden und Antworten Jesu, z. B. das γυναι τι ἐμοι και σοι, scheinen beym ersten Anblick von einer gewissen Strenge oder Härte nicht ganz frey zu seyn. Aber es ist auch nur bloßer Schein. Die Evangelisten, die Jesu Wesen so gut kannten, hielten es für überflüßig, bey solchen Reden auf Mienen, Ton und Geberden aufmerksam zu machen, die oft, wie beym Tacitus, so treffliche Seelenmaler sind. Man braucht sich nur solche bey solchen Stellen — nicht zu künsteln, sondern dem Charakter und der Situation Jesu gemäß, d. h. wahr, vorzustellen, und manche Reden desselben werden dann ganz anders erscheinen, z. B. das: Martha, Martha! oder selbst das Harterscheinende: Satanas, weg von mir! — Man denke sich in der obigen Stelle Jesum nur kindlich, an seine Eltern sich anschmiegend, ihre Angst bedauernd, mit kindlicher Stimme das: τι ὅτι &c. Oh, suchtet ihr mich! ꝛc. — aussprechend.

blos die vorzüglichsten Geistesanlagen, die selbst die jüdischen Lehrer in Erstaunen setzten, sondern auch, daß schon ihm, als Knaben, das Göttliche über das Irdische geht, und das Element sey, in welchem er lebe und webe, so daß er sich selbst darüber wundert, wie seine Eltern ihn anderswo hätten suchen können. — Und hierin eben liegt auch das Naive seiner Antwort, daß er, auf kindliche Weise, glaubt, dieses verstehe sich von selbst, und jeder Mensch denke und sey gesinnet wie er; und daß er so sich selbst, in seiner liebenswürdigen Natur und Kindlichkeit, ohne es zu wissen, ausspricht. Mit Homerischer und Ossianischer Simplicität schließt sich die kleine, zarte Erzählung fast mit den nämlichen Worten, womit sie begann: „Jesus wuchs an Körper und Geist, und nahm zu an Weisheit und Anmuth bey Gott und Menschen!“

§. 66.

Eigenthümlichkeit, historischer Pragmatismus, Umständlichkeit und Charakterdarstellung des Lucas.

Schon die bloße Aufnahme und die schöne Form der kleinen Scene aus dem Jugendleben Jesu läßt eine besondere Eigenthümlichkeit in der historischen Weise des Lucas ahnden. Dieses bewährt sich auch immer mehr, je tiefer man in seine evangelische Geschichte eindringt, ihn mit den andern vergleicht, und seinen von dem der andern Evangelisten verschiedenen Standpunct beachtet und entwickelt.

Schon der Umstand, daß er nicht vertrauter Jünger und Apostel Jesu war, mußte auf seine Geschichte einen großen Einfluß haben. Jesus war ihm fremder und entfernter, als den andern Evangelisten, selbst als dem Marcus, der mit Jesus, wenn auch nur durch seine Mutter, wahrscheinlich in einer nähern Verbindung stand. Den vertrauteren Jüngern entgieng bey dem Anschauen des Ganzen das Kleinere, das Detail. Letzteres mußte ihnen desto unbe-

bedeutender in Vergleichung mit Ersterem erscheinen, je tiefer und inniger sie das Hohe und Große in und an ihrem Lehrer im Ganzen umfaßten und empfanden. In ihnen lebte der Totaleindruck, und diesen suchten sie wiederzugeben. Sie lebten noch zu sehr in ihm (nach dem Ausdruck des Johannes), als daß sie das an ihm und um ihn so genau hätten beachten können. Dazu hatten sie ihm zu nahe gestanden. Nur in der Entfernung und in der spätern Zurückerinnerung an das, was uns mit Liebe und Bewunderung erfüllt, suchen wir das Dunkel, welches die Ort- und Zeitferne und der Mangel der Anschauung in unserer Seele hervorbringt, durch Hervorrufung kleinerer Züge und des Einzelnen, das uns ehemals unbedeutend schien, zu erhellen, und das abstracte Bild zu versinnlichen und zur Anschauung zu erheben. Daher sind uns kleine Züge von großen, verehrten Männern, welche Zeit und Form unserm Anschauen entziehn, so angenehm und interessant *). In dieser Lage waren die vertrautesten Jünger Jesu nicht; auch dachten sie sich als solche nicht ihre Leser; denn im Grunde sind in solchen Zeitaltern der bedürftige Hörer und der das Bedürfniß befriedigende Erzähler Eine Person. Das Zeitalter bildet sie beyde **). Auch könnte man hinzusetzen, daß jene kleinern menschlichen Züge für die Vertrauten Jesu weniger Interesse haben mochten, weil sie ganz in der Weise Jesu und etwas sehr Gewöhnliches in seinem Leben waren, und dadurch für sie, die täglich um ihn

*) Hier läßt sich die Bemerkung Plutarchs anwenden, daß eben so, wie sich die Physiognomie nicht in den großen und starken Gesichtszügen zeige, so erscheine die Eigenthümlichkeit des Charakters nicht in großen Handlungen, sondern in Kleinigkeiten.

**) Sie sind gewissermaßen wie Stamm und Bäche. Was in dieser Hinsicht im Homerischen Zeitalter gilt, läßt sich auch auf das Zeitalter des sich bildenden Christenthums anwenden.

waren, den Reiz der Neuheit und des Auffallenden gänzlich verloren.

Lucas war in einer ganz verschiedenen Lage, gleichsam in der Lage eines durch Sympathie und Hochachtung gleich beym ersten Anblick zu einem Edlen hingezogenen Freundes, der aber wenig Gelegenheit hatte, den geliebten Freund näher kennen zu lernen, und eben deßhalb ein deſto lebhafteres Bedürfniß in sich fühlt, jeden kleinen Zug von ihm aufzufassen, und sich dadurch das Bild des Verehrten zu versinnlichen und zu beleben. Und hierzu ist nichts geschickter, als diese kleinen menschlichen Züge aus dem täglichen Leben. Das große Ganze erweckt Bewunderung, die kleineren Züge Liebe, und was wir uns gezwungen fühlen, zu bewundern, das wollen wir gerne lieben. Ersteres ohne das Letztere erregt eine Dissonanz in unserer Seele, die sie durch Annäherung des Gegenstandes zu sich selbst, durch Vermenschlichung in sanften Uebergängen aufzulösen strebt.

§. 67.

Ein anderer in dieser Hinsicht vorzüglich beachtungswerther Umstand ist die Verschiedenheit der Zeit und das spätere Datum der Entstehung des Evangeliums Lucas. — Man mag nun ein älteres allen Evangelien zum Grunde liegendes schriftliches Urevangelium *) annehmen oder

*) Die scharfsinnige Hypothese eines schriftlichen hebräischen Urevangeliums scheinet doch wohl zu sehr unserem, und nicht jenem Zeitalter, wo sie entstanden, angepaßt zu seyn. Wenn ein Evangelium da war, wozu sollte denn Matthäus sich die Mühe nehmen, es noch einmal abzufassen? Sollte es nicht auch die Quelle, die er so wichtig fand, um sie zu kopiren, mit einem Worte erwähnt und ihren Verfasser genannt haben? Würde nicht wenigstens die Sage hiervon etwas aufbewahrt und uns überliefert haben? Die Einwendungen, die Hug §. 17 gegen diese blos auf Vermuthungen beruhende Hypothese macht, sind noch nicht beantwortet. — Die Uebereinstimmung der Evangelien untereinander, worauf die Hy-

nicht, so ist doch so viel nach historischen und innern Beweisen gewiß, daß Lucas sein Evangelium später verfaßte, als schon das Evangelium des Matthäus und Marcus existirten. — Lucas selbst spricht von vielen, die vor ihm das Leben Jesu beschrieben hätten, deren Aufsätze er bey der Verfassung seines eigenen Evangeliums, wie er selbst sagt und wie der Augenschein lehrt, benutzte, zum Grunde legte oder auch zum Theil wörtlich copirte. Zum Theil verdankten diese mancherley Aufsätze dem Bedürfniß des Zeitalters ihre Entstehung — denn die neue Lehre und Religionsverfassung des Christenthums wurde bald Sache der Nation und auch der edlern Menschheit, und bemächtigte sich des Zeitgeistes (§. 3.) — theils mochte das Beyspiel des Matthäus und des Marcus und die Aufforderungen und Wünsche einzelner Gemeinen oder angesehener Privatpersonen (z. B. eines Theophilus) andere Verkünder und Lehrer des Christenthums bewegen, einzelne, größere oder kleinere Partieen des Lebens Jesu zu bearbeiten. Diese verbreiteten sich nun bald unter den Bekennern der neuen Lehre, entweder ganz, oder in kleineren Auszügen, je nachdem es jemand verlangte, oder sich eine solche Abschrift verschaffen konnte. Denn dieses war damals, vorzüglich für den Aermeren, mit großen Schwierigkeiten verbunden. Jetzt, nachdem das allergemeinste Bedürfniß befriedigt war, verlangte man noch speciellere Nachrichten aus dem Leben Jesu,

---

zothese sich allein gründet, läßt sich auch auf andere Weise erklären. — Will man aber kein schriftliches, sondern blos in dem Munde der Verehrer Jesu damaliger Zeit existirendes Urevangelium als Grundlage der Evangelien annehmen, so stimme ich dieser Meinung bey, nämlich vorzüglich in solchen Begebenheiten, die nicht der Augenzeuge, sondern die Sage berichtet. Solche Begebenheiten mag es mehrere in den Evangelien geben, aber es kommt nur darauf an, wie sie als solche zu erkennen, welches nur durch innere Beweise geschehen kann.

und wer es vermochte, suchte diesen Wunsch zu befriedigen, und so konnte und wollte auch der spätere Lucas hierin dem guten Zeitgeiste willfahren, und nahm solche kleine Anecdota, die er mit Sorgfalt sammelte, wenn er ihre Wahrheit hinlänglich geprüft und sie ächt befunden hatte, in sein Evangelium auf. So gab er jene Begebenheiten aus dem früheren Leben Jesu und manche andere.

§. 68.

Hierzu kommt noch, daß Lucas ein für die damaligen, versteht sich jüdischen, Zeiten gebildeter Mann und Schriftsteller war, der sich als Geschichtschreiber zu einem höhern, nämlich in gewissem Sinn pragmatischen Stand- und Gesichtspunct zu erheben vermochte. Seine höhere, selbst wissenschaftliche Bildung zeigt schon sein schönerer Styl, da wo er unabhängig schreibt; auch verräth er hie und da, vorzüglich in der Apostelgeschichte, mannigfaltige sonstige Kenntnisse, und einen gewissen Fleiß in der Wahl der Ausdrücke und vorzüglich der Kunstwörter (z. B. der Schiffarthskunde ꝛc.*)).

Auch seine Dedication an den, auf jeden Fall vornehmen, Theophilus und dessen wohl gewiß vorhergegangene Aufforderung an ihn bestätigt dieses. Von einem solchen Manne läßt sich Sinn für Pragmatismus erwarten, und eine historische Forschung, die er auch in seinem Vorbericht und eben dadurch sich als freieren, selbstständigern Historiker ankündigt. Er hatte Materialien vor sich, mündliche und schriftliche Nachrichten der Augenzeugen und anderer, die der wichtigsten Be-

*) Auch seine Bescheidenheit, mit welcher er nichts von sich selber sagt, und nur seine Begleitung des Heidenapostels durch das Wir andeutet, ist ein schöner Zug eines wahren Historikers, der in den nichtigen Begebenheiten, die er darstellt, seine eigene Persönlichkeit vergißt. Unsere Neugierde bedauert freylich diese Zurückhaltung, aber unsere Vernunft ehret sie.

gebenheit seiner Zeit näher gestanden hatten. Aus diesen bildete er mit sorgfältiger Prüfung seine Geschichte und ordnete sie in eine eigenthümliche Form. Wenn er gleich hierbey unstreitig mehr die Absicht hat, eine Darstellung der Thaten und Lehren Jesu und eine Geschichte des Ursprungs des Christenthums, als eine eigentliche Charakterschilderung Jesu, zu geben: so mußte doch in seinem Evangelium, da es mit überlegteren Hinsichten entstand, schon aus den Verbindungen der verschiedenen Materialien die zeichnende Hand des bedächtigern Historikers hervorblicken, der das Kleinere benutzt, um dem Größern destomehr Haltung und Form zu geben, und dadurch oftmals, ohne daß er es weiß, der beste Seelenmaler wird. Kleinere Züge aus dem Leben Jesu mußten ihm also in dieser Hinsicht aber auch deßhalb willkommen und wichtig seyn, weil sie dem Geiste und Bedürfnisse des Zeitalters, das sich in der Sammlung solcher Merkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu gefiel *), entsprachen, und gewissermaßen nothwendig waren, um durch das Aechte und Wahre das Falsche und Halbwahre zu verdrängen.

§. 69.

Beyspiele.

Diese Eigenthümlichkeit des Lucas, womit er den Forderungen seines Zeitalters und seinem eigenen pragmatischen Geiste ein Genüge leistet, läßt sich am besten aus einzelnen Beyspielen erkennen. Eine auffallende Lücke in der evangelischen Geschichte ist der leere Raum zwischen der Geburt Jesu und seinem Lehramt **). Lucas füllt sie, in so fern er es vers

*) Daher schon in den frühern Zeiten manche unächte so genannte Evangelien oder [illegible], welche aber — das gerechte Loos des Unächten und Unreinen! — von dem Strom der läuternden Zeit fortgeschwemmt sind.

**) Man hat diese leider früh gefühlt und auf verschiedene Weise auszufüllen gesucht. Die Denkwürdigkeiten der Apostel

mochte, auf das schönste aus. Schon erstens dadurch, daß er mit der schönen Urkunde von der Geburt Jesu, wie mit einem Hymnus, der den Neugeborenen aus der niedern Sphäre des Irdischen in eine höhere versetzt, sein Evangelium eröffnet, und dann durch die Einschaltung der kleinen Jugendbegebenheit. Schon als zwölfjähriger Knabe steht Jesus da voll Kraft, Weisheit und Anmuth, und erregt die größten Erwartungen. Dadurch wird die Größe Jesu als Mann, Lehrer und Gottessohn vortrefflich vorbereitet, und es bleibt uns kein Raum, zu fragen: Ist das nicht Josephs Sohn? Alle Fragen über den Zustand, die Beschäftigungen und die Ausbildung Jesu während des Zeitraums, von welchem die Geschichte schweigt, werden dadurch abgeschnitten und in das Gebiet der unnützen Fragen verwiesen. Wir sehen die schöne Knospe und die liebliche Blume, wozu bedarf es der Entwickelungsgeschichte des einzelnen Blattes? Diese ist uns ein Geheimniß einer Werkstätte, in deren Inneres kein erschaffener Geist dringt; die Blume selbst ist uns ein erfreuliches Wunder, das uns zwar die Knospe nicht erklärt, aber wohl begreiflich und anschaulich macht.—

Das Schweigen des Lucas, so wie der andern Evangelisten, ist hier um so mehr an seiner Stelle, und selbst nothwendig, da das Hauptmoment einer solchen Geschichte Jesu

---

beym Justin lassen Jesum das Zimmerhandwerk seines Pflegevaters treiben, und Pflüge und Joche verfertigen. Dies ist wenigstens weit vernünftiger, als die abgeschmackten Mährchen, womit das Evangelium der Kindheit den Zeitraum vom 8ten bis 12ten Jahre Jesu ausfüllet. Diese Ausfüllungen scheinen aber zu beweisen, daß die Denkwürdigkeiten des Justins nicht, wie Eichhorn will (Einl. §. 26.), zu dem Stamm, sondern zu den spätern Sprossen der Evangelien gehören. Wäre unser Matthäus aus ihnen gebildet, so würde man wohl solche willkommne Nachrichten nicht ausgeschlossen haben. Die neuern Hypothesen von einer Ausbildung Jesu unter den Essäern und Therapeuten sind von allen historischen Gründen entblößt. --

von seiner Kindheit an bis zum männlichen Alter nicht die Entwickelung seiner Geistesanlagen, sondern seiner moralischen Größe oder seines Charakters seyn würde. Die Entwickelungsgeschichte der erstern läßt sich leichter darstellen, da die Richtung der Seelenkräfte auf die Gegenstände des Wissens, die eigenen Bestrebungen und Anstrengungen, den Vorrath der Kenntnisse zu vermehren und ihren Umfang zu erweitern, und der Einfluß und die Benutzung äußerer Verhältnisse zu diesem Zweck leichter auffassen und historisch entwickeln lassen. — Allein die Ausbildung und den Umfang der Kenntnisse Jesu rührend darzustellen, konnte den Evangelisten, auch wenn sie dazu fähig gewesen wären, wie man Lucas wohl zutrauen darf, schon deßhalb nicht einfallen, weil alles menschliche Wissen bey seiner moralischen Größe und göttlichen Würde nicht in Betrachtung kam oder als sich von selbst verstehend vorausgesetzt wurde. Eine Geschichte seiner moralischen Entwickelung und Ausbildung war etwas in sich Unmögliches. Denn diese wurde erstens in Jesu selbst und durch ihn allein bewirkt, nicht durch äußere Umstände, als z. B. Nachahmung irgend eines großen Musters, Ausbildung irgend eines oder mehrerer vorzüglicher Menschen, sondern durch die von Kindheit an in ihm lebende Idee seiner erhabenen Bestimmung. (§. 24.).

Ferner läßt sich auch jede Entwickelung moralischer Größe nicht stufenweise verfolgen, da sie im innersten Heiligthum der Seele vorgeht und sich nicht durch äußere Kennzeichen bemerklich macht, sondern nur in ihren Früchten und in ihrer Vollendung aufgefaßt und dargestellt werden kann*).

---

*) Ganz anders verhält es sich mit der Geschichte der Charakterbildung eines guten, aber vorher nicht tugendhaften Mannes. Socrates z. B. sagte von sich selbst, daß seine Grundneigungen Wollust und Völlerey gewesen seyen, er aber diese bekämpft habe. Er hätte uns also wohl eine stufenweise Erhebung über diese bösen Neigungen und also eine

— Endlich lag auch schon in der hohen Vollendung der moralischen Größe Jesu der Grund der Unmöglichkeit einer Darstellung der stufenweisen Entwickelung desselben. Und in dem sanften Glanze dieser Vollendung tritt er in der evangelischen Geschichte auf, und alle seine Kämpfe und Versuchungen sind nicht der Widerstreit einer zwiefachen Seele in ihm *), nicht das Schwanken des Willens zwischen dem Guten und Bösen — sondern das muthige Ringen eines Helden gegen den Andrang äußerer Hindernisse, das Streben eines hohen in sich vollendeten Geistes, seinen fest entworfenen erhabenen Plan in der Wirklichkeit auszuführen, und der Kampf des leisesten und zartesten Gefühls mit dem ernsten Gebote der Pflicht und seiner großen Bestimmung (§. 55.).

Hier war also keine Stufenfolge und kein Uebergang denkbar. Lucas scheinet diese Eigenheit, wodurch sich die Geschichte Jesu und seine Charakteristik von jeder andern unterscheiden muß, gefühlt zu haben. Deßhalb beginnt er die Geschichte der letzten Lebensjahre, die mit seiner Taufe anhebt, mit einer auffallenden chronologischen Genauigkeit und Umständlichkeit, wie eine ganz neue Geschichte. Und auch erst nach der feyerlichen Declaration des Messias bey der Taufe rückt er das Geschlechtsregister ein, und beginnt dann mit der Versuchungsgeschichte die Entwickelung und Ausführung des Planes Jesu.

Zusatz. Unstreitig hat das Geschlechtsregister des Lucas einen andern Zweck, als das dem Evangelium Matthäi vorgesetzte. Ich halte letzteres für ein der griechischen Uebersetzung des Matthäus späterhin beygefügtes Fragment. (§.

---

solche allmähliche Entwickelung seiner Moralität geben können, in so fern diese in einem allmählichen Fortschreiten vom Schlimmen zum Bessern bestand. Bey Jesu war ein unaufhörliches Fortschreiten vom Guten zum Besten, bis zur Vollendung, und dieses ist weit mehr dann jenes. —

*) Xenoph. Cyrop. VI, 1. 45.

40.). Es scheint einen psychologischen Widerspruch zu enthalten, daß Matthäus, der Apostel Jesu, eine Lebensbeschreibung desselben mit einem solchen jüdischen Stammbaum sollte angefangen haben, der nur Josephs, einer in der evangelischen Geschichte wenig beachteten Person, Stammbaum ist. Wenn man behauptet, Matthäus habe dieses Stammregister den schwachen Judenchristen zu Gefallen seinem Evangelium vorgesetzt, so treibt man die Herablassung der Apostel zu weit, und macht sie auf der andern Seite zu kalten Chronikenschreibern, die von dem Hauptgegenstande, der sie begeisterte und erfüllte, auf solche Nebendinge hätten abschweifen können. Im Grunde konnte auch dieses Stammregister, wenn Jesus nicht Josephs Sohn ist, wie die Urkunde behauptet, den Judenchristen ja auf keine Weise Genüge leisten *). — Matthäus hätte alsdann die Genealogie der Maria, so wie Lucas, geben müssen. — Und sollten diejenigen, welche Jesu wunderbare Geburt glaubten, solcher schwachen Stützen seiner Messiaswürde bedurft haben? — Das Geschlechtsregister im Matthäus scheint demnach ein späteres Product eines jüdischen, ebionitisch gesinnten, Verehrers des Messias zu seyn, der aber Jesum, wie dieses Anfangs wohl die allgemeinste Meinung in Judäa war, deren Gegentheil auch die Apostel niemals in einem Glaubensartikel urgirten, für einen Sohn Josephs hielt. Mit der Zeit fügte es sich zu dem hebräischen oder wahrscheinlich zu dem griechischen Evangelium des Matthäus, und hat den Zweck, den Adel Jesu, oder seine Abstammung von David, und dann weiter hinauf von dem Urvater der Nation, und dadurch seine Messiaswürde zu documentiren. —

---

*) Etwa denjenigen Zweig der Ebioniten ausgenommen, die eine blos menschliche Abstammung Jesu behaupteten, und ihn einen ~~blos~~ solgern nannten.

Der Grund der erstern genealogischen Ableitung war die jüdische Idee, der Messias müsse von David abstammen, der letztern der Nationalstolz des Genealogen. —

Die Genealogie des Lucas, sie mag nun entlehnt oder von ihm selbst verfaßt seyn, hat weder einen nationalen, noch auch auf die Messiaserwartungen der Juden sich beziehenden Zweck, sondern sie ist blos ein Beweis der hohen Achtung, welche der Historiker mit Vorbedacht dem verehrten Gegenstand und Helden seiner Geschichte widmet. Hätte er blos der jüdischen Messiasidee hier willfahren wollen, so hätte er mit David oder doch mit Abraham aufhören können. So leitet er aber die Stammlinie bis dahin, wo alle Stammtafeln zusammenfließen und aufhören. Und man könnte eher dem Lucas, wenn es nicht zu kühn ist, ihm eine solche specielle Ansicht zuzumuthen, die Absicht beymessen, er habe durch dieses Stammregister andeuten wollen, Jesus gehöre nicht dem Semitischen Volksstamme, sondern dem ganzen Menschengeschlecht, allen Söhnen Adams, an. Folglich wäre sein Stammbaum antithetisch in Beziehung auf die jüdischen nationellen Genealogien. Der Geist seines Evangeliums und seiner Apostelgeschichte widerspricht wenigstens dieser Idee nicht.

Will man indeß dieses nicht zugeben, so wird man doch annehmen können, daß er das Geschlechtsregister nicht aus dogmatischen, sondern historischen Gründen giebt, in so fern man nämlich zu seiner Zeit und in seinem Lande der Lebensbeschreibung jedes edlen und großen Mannes seine Stammtafel vorzusetzen pflegte, wodurch man sowohl den Mann selbst, als auch seine Vorfahren zu ehren glaubte. Gewiß eine sehr natürliche, und, wenigstens in ihrem Ursprunge, sehr ehrwürdige Sitte, welche nicht blos bey den Juden und Morgenländern, sondern bey allen durch Ueberfeinerung unverderbten Völkern, z. B. den Homerischen Griechen, Statt fand!

Lucas fängt deßhalb auch seine Genealogie mit dem Edelsten des Geschlechts, mit Jesu, an, und führt sie in aufsteigender Linie durch. Er giebt auch nicht die eigentliche Genealogie Josephs, sondern Maria's, welche der Mann Joseph (denn mit Weibern fieng man kein Stammregister an) repräsentirt. Die Worte Lucas würden also lauten: Jesus trat, etwa dreyßig Jahr alt, (das ὡσει ist gewählt in Beziehung auf die vorherige verborgene Periode des Lebens Jesu) sein Lehramt an, und war — weil er nach den Gesetzen dafür galt und gehalten wurde — ein Sohn Josephs, in so fern dieser ein Sohn (d. i. Schwiegersohn, Tochtermann) des Eli (des Vaters der Maria) war. —

§. 70.

Gleich auf die Versuchungsgeschichte läßt Lucas sehr pragmatisch eine kleine Geschichte aus dem Leben Jesu folgen, die Matthäus und Marcus, so interessant sie in mancher Hinsicht ist, übergangen haben. Vielleicht wußte Matthäus, der damals noch nicht in Jesu Gefolge war, sie nicht bestimmt und umständlich genug. Lucas beantwortet dadurch die sehr natürliche Frage, warum Jesus seine Vaterstadt nicht zum Mittelpuncte seines Lehramtes machte. Er begleitet in seiner Geschichte Jesum von einem Orte zum andern, und führt ihn überall handelnd auf. Selbst auf der, wie es scheint, eiligen Reise vom Jordan nach Galiläa, wo er nichts Bestimmtes von ihm erzählen kann, schildert er ihn dennoch, als seinen Plan mit Seelenstärke verfolgend, (ἐν δυνάμει πνεύματος) überall lehrend und vom Beyfall und Jubel des Volks begleitet. Und seine Vaterstadt Nazareth verläßt er, und wählt Kapernaum zu seinem Wohnorte. Dies bemerken auch Matthäus und Marcus; aber Lucas allein erzählt die Veranlassung, und leitet durch die Darstellung dieser ersten Verfolgung Jesu die Geschichte seiner künftigen Verfolgungen und Leiden, die er für die Wahrheit und das Gottesreich von nun an

in seinem Vaterlande und von seinem Volke erduldete, trefflich ein. Was jetzt in dem kleinen Nazareth, dem Vaterstädtchen Jesu, geschah, d[illegible] war nachher sein Schicksal in ganz Judäa und in dem großen Jerusalem, seinem Vaterlande. Anfangs hörte man ihm mit Beyfall zu, und bewunderte die Worte voll Anmuth, die von seinen Lippen flossen — nämlich so lange er im Allgemeinen von den Bedürfnissen der Nation und von der Erfüllung der großen Erwartungen der Propheten redete. — Als er aber sich selbst als den Verheißenen ankündigte, da fragten sie: Ist das nicht Josephs Sohn? — und verlangten blos mit kleinstädtischer und neidischer Eitelkeit von ihm, daß er vor allen ihr Städtchen durch seine Wunderthaten auszeichnen sollte. Und als er ihnen nun die nackte und reine Wahrheit sagte, daß diejenigen, welche der moralischen Heilung am meisten bedürften und sie am leichtesten erhalten könnten, sie am ersten von sich wiesen; da fielen sie zürnend über ihn her, trieben ihn hinaus, und wollten ihn von einem Felsen stürzen. Geschieht das in Nazareth, wie wird es in Jerusalem werden? So sehen wir in diesem kleinen Vorbilde den Lehrer und seine künftigen Schicksale bey seiner Nation!

Aber auch in anderer Hinsicht steht diese Begebenheit hier an ihrem rechten und schicklichen Platz. Sie enthält das erste Bruchstück aus den Reden Jesu, und ist also gewissermaßen als eine Probe und Einleitung seiner künftigen Reden zu betrachten. Sie zeigt Jesu Manier im Vortrag, und die Art, wie er seinen Stoff zu behandeln pflegte. Er legt eine passende Stelle aus den Weissagungen des vorzüglichsten Nationalsehers zum Grunde, und so knüpft er die herrliche Gegenwart an die ehrwürdige Vergangenheit und an die Weissagungen und Erwartungen der Propheten, die Jehovahs Geist erfüllte. Alle hören und blicken staunend ihn an. Seine Worte sind voll Anmuth. Alle bewundern seine Beredsamkeit. Allein dabey bleibt es. — Und nun muß er

ſtrafend zu ihnen reden. Er thut auch dieſes in Bildern, aus der vaterländiſchen Geſchichte hergenommen. Wahrer und treffender konnte dies nicht geſchehen. Denn die Stimme der Geſchichte iſt unpartheyiſch und frey von Leidenſchaft (sine studio et ira), aber eben deßhalb auch die Stimme der unbeſtreitbaren Wahrheit, die deſto ſtärker eingreift, je kälter und einfacher ſie erſcheinet. Man konnte nicht zu Jeſu ſagen: Du, des Zimmermanns Sohn, ſagſt das! Er ließ die Geſchichte reden, und bewies ſeinen Landesleuten dadurch, daß nicht blos Er ihre Handlungsweiſe einſehe und ihnen vorwerfe, ſondern daß ihre Herzensverkehrtheit und ihr Starrſinn (σκληροκαρδια) von Alters her ihre Art, ihre andere Natur und Nationalgebrechen ſey *).

Die Wahrheit äußerte auch hier ihre zermalmende — aber auch ihre, in bösartigen Gemüthern, zurückwirkende Macht. Sie können nichts dagegen einwenden; aber um deſtomehr ergrimmen ſie über den Menſchen, der ſich erkühnet, ſie ihnen in ihrer Nacktheit vorzuführen. Sie wollen ihn von dem Felſen ſtürzen. — Noch einen andern Zug von der ſtrafenden Lehrweisheit Jeſu, und wie er ſich auf das circa praecordia Andere verſtand, giebt die nämliche kleine Geſchichte. Er verbindet mit dem unwiderleglichen Ausſpruch der Geſchichte noch ein anderes eben ſo eingreifendes und einfaches Zeugniß, nämlich ihr eigenes, die vox populi — ein allgemein bekanntes Sprichwort, Vers 24 (vgl. Joh. 5, 44.), und ſetzt nun aus ſich ſelbſt ſein wohlgegründetes Amen! Amen! hinzu. Die Rede Jeſu iſt unſtreitig, auch noch in ihrer fragmentariſchen Form, ein Meiſterſtück edlen Witzes, eben ſo ſcharf und durchgreifend in ſich ſelbſt, als ſanft und ſchonend und ohne Leidenſchaft in der Form und Darſtellung. —

§. 71.

*) In der nämlichen Manier und in demſelben Gange ſind auch meiſtentheils ſeine antipharisäiſchen Reden. S. unten.

§. 71.

Ergänzungen des Evangelisten Lucas und ihm eigenthümliche Geschichtsdata. —

Schon aus den angeführten Beispielen aus dem Anfange des Evangeliums Lucas läßt sich mit Recht eine weitere Aus- und Umsicht des Verfassers desselben erwarten, und diese Erwartung bestätigt sich auch in dem ganzen Umfange seines historischen Berichts. Alle Begebenheiten, Erzählungen und kleinen Umstände, die Lucas ausschließlich vor andern Evangelisten in sein Evangelium aufgenommen hat, sind in verschiedener Hinsicht wichtig, merkwürdig und charakteristisch. Deßhalb hat man auch mehrmals behaupten wollen, Lucas habe den Matthäus und Marcus vor sich gehabt, und diese hie und da ergänzt und berichtiget, und demnach gewissermaßen eine neue Recension derselben in seinem Evangelium aufgestellt. In dieser Behauptung liegt das Wahre, daß man das Evangelium Lucas allerdings — nach unserer Art zu reden — als eine neue Recension betrachten darf; nur wird man nicht darunter eine absichtliche, mit Hinsicht auf jene und Vorbedacht künstlich abgefaßte Recension verstehen müssen, sondern eine solche, die aus dem fortgeschrittenen spätern Geiste des Zeitalters und der mit demselben fortschreitenden Bildung des Evangelisten von selbst entsprang. —

Einige Bemerkungen hierüber mögen dies näher entwickeln und zugleich zur Begründung des schon Angeführten dienen.

Man kann dasjenige, was Lucas eigenthümlich hat, eintheilen in diejenigen Geschichtsdata, die solche ganze Begebenheiten enthalten, die er allein aufgezeichnet hat, und wovon die andern Evangelisten nichts melden; oder in einzelne kleine Umstände und Zusätze, welche den von den andern Evangelisten ebenfalls aufgezeichneten, aber kürzer dargestellten Begebenheiten beygefügt sind, und diese wohl nicht absicht-

lich, sondern zufällig und dem historischen Geist und Charakter des Lucas gemäß, ergänzen und vervollständigen. Von letztern zuerst.

§. 72.

Beyspiele: Petri Uebergang zur Jüngerschaft.

Zu diesen Ergänzungen gehört die Erzählung von dem Apostelberuf des Petrus (Cap. 5, 1—11. vgl. Matth. 4, 18—22. Marc. 1, 16—20). Alle drey erzählen in der Hauptsache das Nämliche: Jesus habe am See Genesareth den Petrus und die Zebedaiden gefunden und sie zu seinen Jüngern gewählt. Matthäus und Marcus fassen die Wahl dieser Jünger in eins zusammen. Lucas trennt sie, und läßt Jesum vorzugsweise hier den Petrus zu seinem Apostel wählen; mit ihm folgen die andern oder vielmehr er mit den andern.

Richtiger oder historisch-genauer und dem Charakter des Petrus angemessener stellt Lucas diese Begebenheit dar. Die ersten Jünger, die sich an Jesum schlossen, waren Andreas, der Bruder Petri, und Johannes, der Bruder Jacobi; beyde vorher Jünger des Täufers (s. Joh. 1, 35. f.). Sie waren bey dem Täufer, als Jesus zu ihm kam, und wurden sogleich seine Jünger (Vers 37). Petrus lernte bey der Gelegenheit Jesum kennen, als sein Bruder Andreas ihn rief, um ihm den Messias zu zeigen. Petrus scheint aber Jesu nicht sogleich gefolgt zu seyn, obschon ihn dieser schon zu seinem Jünger, durch den neuen Namen, den er ihm beylegte, designirte. Johannes, der gleich darauf den frohlichen Uebergang des Philippus und nächstdem des Nathanaels meldet, würde es gewiß nicht unterlassen haben, auch den Uebergang eines der Hauptapostel anzuführen, wenn derselbe damals wirklich geschehen wäre. Auch scheinet dieses Verzögern seines völligen Ueberganges zum Apostelamt oder zur Jüngerschaft ganz dem Charakter des Petrus angemessen. Er war

schneller Uebergänge und eines feurigen Enthusiasmus fähig — aber nur dann, wenn gewaltsam von außen auf ihn gewirkt wurde. Sein Charakter war nicht das Feuer eines Johannes und Jacobus, das schnell und von selbst auflederte, sondern vielmehr ein solches, das durch lange in ihm genährte Ideen, oder durch ein schnelles Ergreifen von außen angefacht wurde — es war mehr ein starrer, fester Sinn, der sich muthig beweiset, wo er glaubt, sich seine Welt selbst schaffen zu können, muthlos hingegen, wo er sich blos leidend verhalten muß *). Er greift zum Schwert, als Jesus angegriffen

*) Auf diesen Charakterzug des Petrus, diesen starren Sinn, zielt auch unstreitig Jesus, wenn er ihm den Namen Kephas, Petrus oder Felsenmann beylegt, aber zu gleicher Zeit kann man es der Menschen- und Menschenkenntniß Jesu zutrauen, daß er hierin nicht blos einer jüdischen Gewohnheit folgte, nach welcher man bey veränderter Lebensart einen neuen Namen anzunehmen pflegte, sondern, daß er auch hierbey höhere Absichten im Auge hatte. Er gab dadurch dem Simon ein fortdauerndes Merkzeichen, daß er dem, der ihm diesen Namen beylegte, und seiner Sache künftig seinen festen Sinn widmen solle. Jemehr sich der Plan Jesu in seiner erhabenen Größe in der Seele des Jüngers Simeon entwickelte, und jemehr ihn selbst die Sache Gottes aufforderte und in die Lage versetzte, nicht mehr Hörer, Simeon, sondern selbstthätiger Felsenmann, Petrus, zu seyn; um desto bedeutungsvoller und einwirkender mußte ihm dieses von Jesu empfangene Denkzeichen werden. Er hat es durch die That bewiesen. — Hier eine Bemerkung über die Namen der Menschen. Je weniger sich die Menschen von der Natur entfernen und tausend Künste suchen, um desto mehr schätzen sie alles, was menschlich ist, so klein es auch scheinen mag, z. B. Namen haben bey diesen einfachen Menschen Sinn und Bedeutung. Beym Homer ist oftmals heißen und seyn sonenym. Wenn die Bewohner Canada's einen Contract schließen untereinander, so nehmen sie noch einen besondern Namen an. (S. Welds Reisen.) Bey den morgenländischen Völkern, z. B. Persern, Arabern, welche deshalb manches von der ehemaligen Einfalt der Sitten bey-

wurde, und verläugnet ihn auf dem Hofe des Kaiphas. Auf dem Verklärungsberge will er sogleich Hütten bauen, und als Jesus seine bevorstehende Verfolgungen ankündigt, faßt er ihn und ruft: „Da sey Gott vor!“ Er hieng am längsten an den jüdischen Ideen, und konnte sich nicht losmachen (Gal. 2) von der Anhänglichkeit an dem Alten. — Auch Jesus behandelt ihn immer so, z. B. beym Fußwaschen (Joh. 13) — welches er mit seiner Idee von dem Messias nicht reimen kann, und wo er sich so lange und entschlossen weigert, bis Jesus ihm die drohenden Worte sagt: Dann hast du keinen Theil an mir! und eben so das: Satan, weg von mir; —

Er bleibt sich durchaus gleich — und wird es auch hier gewesen seyn. Wahrscheinlich begab er sich wieder zu seiner Fischerey mit dem Glauben an den Messias zwar in seinem Herzen, aber noch ohne den bestimmten Entschluß, sein Jünger zu werden. Hierzu bedurfte es bey ihm einer stärkern Bestimmung. Vielleicht war das nachherige: Herr, was wird uns nun für das alles? — noch ein Nachhall in der Seele des Petrus aus jener frühern Periode *). — Er gieng erst dann zu Jesu gänzlich über, als Jesu Beyfall schon sehr allgemein war.

---

behalten haben, weil sie nicht cultivirt sind, stehen die Namen noch jetzt in großem Ansehen. (Vgl. Chardins Reisen.) Der Name war den Hebräern gleichsam der Inbegriff aller Eigenschaften der Person, — und steht daher oft emphatisch statt er selbst mit seiner Individualität — [illegible] — oft auch durch die Gewohnheit ohne Emphase. In jemandes Namen auftreten, reden ꝛc. ist eigentlich ein Hebraismus, statt ihn repräsentiren. Ein anderer Name, eine andere Person!

*) Auch die dreymalige Frage Jesu: Simon Johanna, hast du mich lieb? (Joh. 21, 15. ff.) war auf diesen eigenen, dem Schicksal und den Umständen widerstrebenden Charakter berechnet, auch der 18te Vers scheinet mir nichts weiter, als eine solche Weisung des tiefblickenden Lehrers, und Vers 19 eine zu spezielle Deutung des Erzählenden zu seyn.

Die Scene war der galiläische See; eine große Menge Volks war Jesu gefolgt; Er stand am Gestade und lehrte: allein das Gedränge ward so stark, daß Jesus sich genöthigt sah, in das dem Petrus gehörende Schiff zu steigen. In dieser Stellung setzte er seinen Vortrag an das lernbegierige Volk fort. — Man kann es sich leicht vorstellen, wie schon durch alles dieses die Seele des edlen Fischers erschüttert, und seine Vorstellung von Jesu erhöhet seyn mußte. — Gern pflegte Jesus sich von dem herbeyströmenden Volke zu entfernen, wenn er seinen Beruf erfüllt und den Samen der Wahrheit in ihre Herzen ausgestreuet hatte. Jetzt bat er den Simon, in den See zu stechen und zu fischen. — Zwar, dachte Petrus, eine vergebliche Arbeit! — denn sie hatten schon die ganze Nacht vergeblich gefischt. — Jedoch, weil du es verlangst, will ich das Netz von neuem auswerfen! — Sie thun jetzt einen außerordentlich großen Fang. Petrus, der dieses nicht erwartet hatte, geräth darüber in das größte Erstaunen. Er fällt Jesu zu Füßen mit den Worten: Herr, entferne dich von mir, denn ich bin ein sündhafter Mensch! — — Gewöhnlich erklärt man diese Worte des Petrus aus einer bey den Juden, so wie auch bey andern Völkern herrschenden, abergläubischen Meinung, daß die Gegenwart der Gottheit, oder eines Engels, oder auch eines Wunderthäters sündhaften Menschen (d. i. allen) gefährlich sey, sie tödten oder ihnen sonstigen Schaden zufügen könne *). — Dies ist freylich etwas sonderbar, indem doch Jesus schon lange ohne seinen Schaden und ohne daß andern etwas zu Leide geschah, bey ihnen gewesen war — allein, darauf läßt sich antworten: Der Schreck und das Erstaunen denkt nicht nach, und weckt vielmehr die dunkeln und abergläubischen Ideen, die in der Seele schlummerten, plötzlich auf. — Indeß könnte man vielleicht annehmen, daß Pe-

*) Man beruft sich hieben auf Marc. 1, 24. und 2 Könige 17, 18.

trus bey dem Worte: Sündhafter Mensch, hier auf irgend ein bestimmtes Vergehen gegen Jesum, das ihm jetzt gerade als ein solches erschien, eine besondere Rücksicht genommen habe — vielleicht darauf, daß er sich nicht bey der ersten Bekanntschaft sogleich an Jesum anschlöß *). — Diesem sey indeß, wie ihm wolle, Jesus faßt den Charakter des Petrus von der rechten Seite. Fürchte dich nicht, antwortet er ihm mit seiner gewohnten Freundlichkeit und in scherzender Weise — von nun an wirst du Menschen fischen! — Nur an dem Erstaunen über das Wunder **) des reichlichen Fischfan-

*) Auch dieses Erstaunen beweiset eine Unbekanntschaft mit Jesu.

**) Ohne Zweifel läßt sich diese Begebenheit vollkommen aus natürlichen Ursachen erklären, und die evangelische Geschichte würde durch eine solche Erklärung nicht das mindeste leiden, eben so wenig, als sie durch den Aberglauben des Petrus oder durch den Gespensterglauben der Jünger leiden kann. Allein dennoch gehört diese Begebenheit die Benennung eines Wunders, σημειον, im vollen Sinn. Nicht aber in dem Factum selbst lag das Wunder; denn leicht mochten die Fischer des Genesareth zu einer andern Zeit mehrmals einen solchen reichen Fang gethan haben — sondern in der Zeit, wann es geschah, verbunden mit dem Verhältnisse der Jünger zu Jesu und mit ihren Ansichten, lag das, was es zum Wunder machte. Die ganze Entstehung des Christenthums ist ein Wunder. — Warum trat Johannes vor Jesu auf? Warum waren ein Petrus, Johannes, Jacobus, Paulus ꝛc. ungefähr um die nämliche Zeit mit Jesu gebohren? Sobald man wird erklären und darthun können, auf welche Art aus einer Raupe ein Schmetterling, aus einem Ey eine Taube wird — man man auch die genaue Gränze zwischen Wundern und Natürlichem abzirkeln. So lange man noch mit seinem eigenen A B C nicht auf dem Reinen ist, bleibe man doch von der Persepolitanischen Keilschrift! Seit man angefangen hat, zu dogmatisiren und zu systematisiren, ist von vielen Dingen der Geist verflogen, nur der Buchstabe geblieben. Freylich dachten die Evangelisten, wenn sie das Wort σημειον schreiben, an keine Wolfische oder Kantische

ges läßt Lucas die andern Jünger Antheil nehmen, aber jene Worte sagt Jesus blos zum Petrus. Auch dieses scheinet die oben gegebene Ansicht, daß Lucas hier als eigentlicher umständlicher Historiker verfährt, Matthäus und Marcus aber nur das Resultat im Allgemeinen geben, zu bestätigen, und so harmonirt alles mit dem Johannes. Beym Johannes lernte Petrus Jesum kennen, und erhält zu gleicher Zeit seinen Beruf zum Apostelamt. — Hier nimmt er selbst ihn an. Matthäus und Marcus erzählen blos, Jesus habe diese Fischer zu seinen Jüngern gewählt. Wahrscheinlich hat sich Jesus gegen sie des schönen und passenden Ausdrucks: Menschenfischer, mehrmals bedient, so wie er gewisse bildliche Ausdrücke bey verschiedenen Gelegenheiten mehrmals zu gebrauchen pflegte.

§. 73.

Wahl der siebenzig Jünger.

Zu diesen Ergänzungen des Lucas gehört auch das in der Lebensgeschichte Jesu wichtige Ereigniß, der Auswahl der siebenzig Jünger, welche Jesus je zwey vor sich her sandte, als schon sein menschenbeglückender Plan mehr Eingang gewonnen hatte (Cap. 10), und Lucas fügt dieser Sendung die Reden und Aufträge bey, die Jesus diesen siebenzig gab. Matthäus und Marcus haben hievon nichts. Matthäus (Cap. 9 und 10) verbindet einen Theil dieser eigentlich an die siebenzig Jünger gehaltenen Reden mit denen an die zwölf Apostel und ihrer Sendung, ganz seiner Manier gemäß, die vorerst die Bekanntschaft des nähern Details vor-

---

Definition. — Aber dieser Fischzug auf dem galiläischen Meere war ein Glied in der großen Kette, die Jahrtausende umschlingen, ein Samenkorn zu einem Baume, der den Völkern Schatten geben sollte. — —

aussetzt, weil man damals, als er sein Evangelium verfaßte, den Begebenheiten näher war, und also die nähern Umstände noch in frischem Andenken hatte; und auch aus dem nämlichen Grunde zweytens die Hauptbegebenheiten und Reden Jesu in allgemeinere Uebersichten verschmelzt, und das Besondere dem Allgemeinern, die Nebenumstände den Hauptbegebenheiten unterordnet. Daher werden die Reden Jesu an die siebenzig Jünger, als an Nebenpersonen, in Vergleichung mit den zwölfen, den Reden Jesu an diese letztern bey- und untergeordnet.

Jesus sandte diese Jünger vor sich her auf seiner Reise nach dem Passah; sie mußten ihn überall ankündigen und aufmerksam auf ihn machen, und sie dadurch auf das bevorstehende Fest nach Jerusalem gleichsam zu ihm einladen *). — Die Einschaltung dieses historischen Umstandes ist wichtig. Man sieht daraus, wie thätig Jesus war, um seinen Plan auszuführen, und welche kräftige Mittel er dazu anbot. — Uebrigens ist diese Aussendung der Siebenzig nur fragmentarisch erzählt. Natürlich mußte ein beträchtlicher Zwischenraum zwischen ihrer Abreise und Rückkunft verfließen. Lucas meldet beydes gleich hintereinander. — Eben so werden wir auch unstreitig nur einzelne Bruchstücke von den Aufträgen Jesu an sie haben. Aber wie schätzbar sind uns auch diese **)! —

§. 74.

Veranlassung der antipharisaischen Reden Jesu.

Auf ähnliche Art erzählt blos Lucas (Cap. 11, 37. ff.) die Veranlassung der heftigen Reden Jesu gegen die Pharisäer und Gesetzlehrer über ihre äußere Reinigkeit und innere Befleckung durch Raub und Habsucht u. s. w. Bey

*) S. Paulus Comment. 2. Bd. 2d. h. l.
**) Vgl. Hug Einl. §. 35.

Gelegenheit einer Einladung Jesu zu einem Gastmahl, wo er — vielleicht absichtlich — das ceremonielle Händewaschen unterlassen hatte. — Matthäus schaltet diese heftige Apostrophe Jesu zwischen andern antipharisäischen Reden Jesu ein, ohne die Veranlassung anzugeben. Lucas giebt sie, aber auch freylich nur unvollständig.

So wie die Reden Jesu dastehen, könnte es scheinen, als ob Jesus einigermaßen zu weit gegangen sey. Er war doch von den Pharisäern eingeladen, er hatte diese Einladung angenommen; Lucas sagt blos, der Pharisäer habe seine Verwunderung darüber bezeugt, daß Jesus, nach hergebrachter Sitte, sich nicht wusch, und Jesus antwortete ihm, seinem Gastgeber, so entrüstend! — Diese Vorwürfe würden einigen Grund haben, wenn die Absicht der Evangelisten wäre, eine Charakterschilderung Jesu zu entwerfen. Eine solche muß da, wo ein zweydeutiges Licht auf den Helden der Geschichte fallen könnte, ohne daß er es verschuldet hätte, apologetisch seyn, und eine solche zweydeutige Lage aus allen Gesichtspuncten darstellen und beleuchten. Dieses konnte aber den Evangelisten niemals einfallen, da sie die Hoheit und Reinheit des Charakters Jesu, als sich von selbst verstehend, voraussetzten; wohl zuweilen den Jüngern, welche voll waren von ihren glänzenden theocratischen Erwartungen, und so lange sie mit Jesu umgiengen, niemals aber den Evangelisten fiel es ein, daß Jesus wohl habe anders handeln mögen! Wie konnte es ihnen denn einfallen, Ihn rechtfertigen zu wollen? — Deßhalb fügen sie auch höchst selten bey anscheinend auffallenden oder harten Handlungen und Reden Jesu, z. B. gegen seine Mutter (Matth. 12, 51. Joh. 2, 4.), die mildernde Veranlassung hinzu. Wie viel weniger werden sie dieses bey natürlich schlechten, heuchlerischen und raubsüchtigen Menschen, wie (Ausnahmen gehören nicht hieher) die Pharisäer und Schriftgelehrten, vorzüglich diejenigen waren, die sich öffentlich um Ihn drängten und ihm

überall auftauerten, für der Mühe werth erachtet haben. Es war den Evangelisten nur darum zu thun, den hohen Muth Jesu und seine Reden gegen dieses heuchlerische Tyrannengeschlecht, ihrem Hauptinhalte nach, darzustellen — nicht aber ihre Tücke, als etwas hinlänglich Bekanntes, zu schildern. Sie waren es ja, die die Hinrichtung Jesu bewerkstelligten! Das war genug! Jesu Reden charakterisiren sie außerdem hinlänglich. — Sie lassen uns daher selbst die speciellen Veranlassungen derselben nur muthmaßen, wenn wir Lust dazu haben. —

§. 75.

Daß die hier genannte Einladung Jesu zur Mahlzeit auch eine pharisäische war (wie Luc. 7, 36.), versteht sich von selbst. Herr D. Paulus nimmt an, der Zweck dieser Einladung sey gewesen, Jesum so lange aufzuhalten, bis seine Mutter und Brüder, denen man es beygebracht hatte, Jesus sey wahnsinnig (ὁτι ἐξέστη. Marc. 3, 21.), ankommen und Jesum verhaften würden *). Die Einladung sey vor der

*) Diese muthmaßliche Verbindung, vorzüglich aber der Zusammenhang von Marc. 3. Vers 21. mit Vers 31. ff. und Matth. 12. 46. ff. und Luc. 8. 19. scheint sehr wahrscheinlich. Sonderbar ist es indessen, daß blos Marcus, und nicht die übrigen Evangelisten, etwas davon melden. Um Jesu willen haben sie es gewiß nicht übergangen; denn sie nennen unverhohlen alle andern Verläumdungen, welche die Pharisäer gegen ihn auszubreiten suchten. Vielleicht ist es eine absichtliche Schonung gegen die Mutter und Brüder Jesu, welche in ihrer Einfalt Werkzeuge der pharisäischen Tücke werden sollten, es aber freylich nie geworden wären. Es war nur darum zu thun, das Gerücht von Jesu Wahnsinn unter das Volk zu verbreiten. Wie konnte das besser geschehen, als wenn selbst Jesus Mutter und Brüder dies zu glauben schienen. Und die Pharisäer kannten die Schwäche und den Wankelmuth des Volks zu gut, als daß sie sich nicht die größte Wirkung von einer solchen Idee, sobald sie einmal in Gang gebracht war, versprochen hätten.

Ankunft der Mutter und Brüder geſchehen, und als der Plan der Feinde Jeſu fruchtlos abgelaufen, — ſey Jeſus zu Tiſche gegangen, u. ſ. w. Mag es nun dieſe oder irgend eine andere Veranlaſſung geweſen ſeyn, ſo viel iſt gewiß und unläugbar: Wenn die Phariſäer Jeſum zu Tiſche luden, ſo geſchah dieſes in der Regel nicht aus freundſchaftlichen, ſondern aus heimtückiſchen Abſichten, und wenn Jeſus ihnen die bitterſten Wahrheiten ſagte, ſo that er dieſes nicht blos aus dem Gefühl des Abſcheues gegen die Verderbtheit dieſer Menſchen, ſondern zugleich mit dem Gefühl der Pflicht, die ihm als dem großen Reformator der Menſchheit oblag, mit freymüthiger Wahrheitsliebe dieſes Schlangenneſt, welches ſich in tauſendfachen Windungen um die Nation geſchlungen, und, jede moraliſche Kraft deſſelben lähmend, ſein Mark ihm ausſog, und das niemand anzugreifen trachte, mit hohem Muth und Wahrheit in ſeinen geheimſten Schlupfwinkeln aufzuſuchen und anzugreifen.

§. 76.

So viel ſieht man auch aus der Folge (Cap. XII. 1 — 12.), daß die Phariſäer bey der Gelegenheit einen tief angelegten Plan entworfen, und einen Verſuch müſſen gemacht haben,

— Marcus erwähnt dieſer Begebenheit mit wenig Worten, und verbindet ſie mit der andern Verläumdung, wodurch die Phariſäer auf eine andere Art ihr Heil verſuchten, nämlich, daß er durch eine Verbindung mit dem Teufel die Dämonen austreibe. Er nennt die Verwandten Jeſu, denen jenes Gerücht, — wahrſcheinlich durch die Phariſäer und ihre Helfershelfer — zugeſteckt war — mit dem ſchonenden Ausdruck: οἱ παρ' αὐτοῦ ſtatt οἱ ὄχλοι oder ἡ μητηρ καὶ οἱ ἀδελφοι αὐτου — und ſtatt μαινεται — ἐξεστη. — Die Beſchuldigung des Wahnſinns ſtand übrigens mit der, daß er mit Hülfe des böſen Dämons ſeine Wunder verrichte, in der genaueſten Verbindung, in ſo fern nach jüdiſchen Ideen Wahnſinn dem böſen Dämon beygelegt wurde, deßhalb auch μαινεται und ἐχει δαιμονιον gleichlautend ſind, S. Joh. 10, 20. —

Jesum in ihre Schlingen zu locken. Dieser Versuch muß aber gänzlich nicht nur mißlungen seyn, sondern auch das Gegentheil bewirkt und die Aufmerksamkeit des Volkes auf Jesum noch mehr gereizt haben. Denn Lucas berichtet, das Gedränge der Tausenden (sage Myriaden!) sey so stark gewesen, daß man sich erdrückt und zertreten habe. Die angesehensten Mitglieder des hohen Rathes um den großen Propheten versammelt in heimlicher Geschäftigkeit, — was kann wohl mehr die Neugierde des Volks reizen? Auch Jesu Reden an seine Jünger und Anhänger, die Matthäus ebenfalls ohne Veranlassung und im Allgemeinen anführt, spielen darauf an. Das Wort, Sauerteig, womit das Brod gesäuert wurde, — also ein Hauptbestandtheil desselben — bezog sich vielleicht auf die Absicht, die ihrer Einladung zum Gastmahl zum Grunde lag, und dann auch freylich auf den Hauptbestandtheil ihres verderbten Charakters; der dritte Vers spielt auf ihre heimlichen Plane an *). Eben so das Folgen-

*) Ueberhaupt möchte ich den ersten Theil der Rede Jesu blos oder doch zunächst antithetisch in Beziehung auf die Pharisäer und ihren Anhang deuten: „Als unterdeß Tausende vom Volk sich versammelt hatten, da trat Jesus hervor, und redete zu seinen Jüngern: Hütet euch vor dem Sauerteig (vielen dachte nun jeder an Brod, als Hauptbestandtheil einer Mahlzeit — freylich auch zugleich an dessen metaphorische, verächtliche Bedeutung) der Pharisäer: denn dieser ist Verstellung und Heuchelei! — Aber kein verborgener Plan bleibt in Dunkelheit, und keine heimliche Tücke unentdeckt! Was Ihr (Pharisäer) im Dunkel der Nacht berathschlagt, davon wird man am hellen Tage laut reden hören, und was ihr in euren Schlupfwinkeln ausbrütet, das wird von den Dächern ausgerufen werden. — Ihr aber — meine geliebten Freunde! — fürchtet euch nicht vor diesen Mördern ꝛc.“ Matth. 10, 27. widerspricht dieser Erklärung nicht. Es ist hier ebenfalls von den geheimen Planen des Sanedriums die Rede — und nicht von Jesu Lehre und Unterricht — denn dieser war doch wohl kein heimlicher.

de, wo er von Mördern redet, die ihnen, so wie ihm, nach dem Leben trachten würden, und von der muthigen Vertheidigung der Sache Gottes, die keine Gefahren scheuen müsse. — Ferner die so rührende und einfache, aber kräftige Versicherung des väterlichen Schutzes der Vorsehung, die selbst für den Sperling und das Haar Sorge trage, und dessen folglich doch wohl die Vertheidiger der Wahrheit und der Sache Gottes versichert seyn könnten; dann die kräftige Aufforderung, Ihn, den Messias und seine Lehre, freymüthig zu bekennen; — und endlich selbst die bescheidene Trennung seiner Person von der Sache der Gottheit [υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου und πνεῦμα ἅγιον *)]; — und die Versicherung

*) Gewöhnlich versteht man unter πνεῦμα ἅγιον in dieser Stelle und in den Parallelen bey Matthäus und Marcus die Wunderkraft Jesu, und unter βλασφ. τὸ πν. ἅγ. Spottreden gegen die Jesu inwohnende göttliche Wunderkraft, oder Verschmähung derselben, indem sie sie dem Teufel zuschrieben. Paulus (Comment. Th. 2. S. 104) nimmt es im weitern Sinn: „Verlästerung des Geistes, aus welchem ich handele," oder „vorsätzliche Verdrehung des anerkannten Guten — oder Haß des Guten, weil es gut ist." Uebrigens brauchten, setzt er hinzu, die Aeußerungen eines göttlich-reinen Geistes, dessen muthwillige Verläumdung Sünde gegen den heiligen Geist genannt werde, nicht gerade mit Mirgenlosität verbunden zu seyn. — So wahr und schön diese Erklärung ist, so möchte ich doch lieber hier πν. und πν. ἅγιον durch Sache Gottes übersetzen, wodurch gewissermaßen beyde angegebene Erklärungen zusammengefaßt würden, indem dieselbe das anerkannt Gute (den Pharisäern war es dieses) und zugleich die Wunderkraft, als Mittel zum Endzwecke, in sich begreifen würde. Jesus redet hier eben so, wie er so oft im Evangelium Johannes von seiner Lehre und der Absicht seiner Sendung redet. Er unterscheidet daselbst zwischen sich selbst (dem υἱὸς ἀνθρώπου und ἐγώ) und seinem Auftrage, den er vom Vater empfangen, und als dessen Bevollmächtigter den Menschen vortrage οὐκ ἀπ' ἐμαυτοῦ λαλῶ, ἀλλ' ὁ πατὴρ ὁ ἐν ἐμοὶ εἰς. — Im Vortrage seiner Religion äußerte sich der Geist Gottes durch Jesum —

am Schluß, daß die Sache Gottes trotz aller Hindernisse und Verfolgungen sich selbst und ihre Verkünder und Freunde vertheidigen und schützen würde; — alles dieses ist hier, wenn

---

deßhalb ist auch πνευμα so oft synonym mit Religion Jesu (vergl. Schleusner), nämlich als Sache Gottes; und die Pharisäer, die die Sache Gottes, welche sie als gut und als Sache Gottes erkennen mußten, verläßerten, indem sie den Geist, der aus Jesu redete, für einen bösen Geist oder auch für Wahnsinn erklärten, verläßerten also den heiligen Geist Gottes. Es war hier kein irrendes Gewissen, wie etwa beym Apostel Paulus, welcher im jugendlichen Leichtsinn, ohne Nachdenken und Kenntniß der Christenlehre, die Christen aus einer Art von falschem patriotischen Eifer für die Religion der Väter, welche er von den Christen bedroht glaubte, verfolgte, sondern überlegte Boßheit, wider besseres Wissen. Paulus hätte sich vielleicht auch an der Person Christi vergreifen können; aber wie würde er, wenn er ihn gekannt hätte, den heiligen Geist gelästert haben! — Wenn Jesus nun sagt, daß eine solche Sünde gegen den heiligen Geist niemals Vergebung erhalten könne, so ist dieses in der Natur und dem Wesen eines solchen absichtlichen moralischen Vergehens völlig gegründet. Vergebung der Sünden besteht nicht in der Befreyung von gewissen positiven Strafen, sondern in der innern und subjectiven Beruhigung des Menschen, als eines moralischen Wesens, in so fern er sich Vorwürfe darüber macht und machen muß, daß er gegen seine hohe Bestimmung, als moralisches Geschöpf, gefehlt, und nicht die Stufe der Moralität erreicht hat, die er erreichen konnte und sollte. Diese Beruhigung seiner selbst kann aber nur dann Statt finden, wenn er sich lebhaft bewußt wird, daß mehr seine menschliche schwache Natur (σαρξ), wozu Leidenschaften, äußere Umstände, Unwissenheit ꝛc. gehören, als sein Wille (πνευμα) Antheil an seinen moralischen Vergehungen hatte. Alsdann kann nur eine Vergebung der Sünden Statt finden — aber sie folgt demungeachtet mit nichten daraus; denn er ist keinen Augenblick seiner Pflicht entlassen. Die Vergebung selbst kann nur durch den höchsten moralischen Gesetzgeber und Richter ihm werden, und setzt immer und unerläßig den Wunsch und das eifrige

man jenen überſtandenen Kampf mit den Abgeordneten des hohen Rathes vorausſetzt, — an ſeinem Orte; alles gewinnt dadurch an Leben und friſchem Colorit. Jeſus tritt nun nicht blos auf und hält eine Rede — ſondern er ſtellt ſich ſelbſt als Muſter und Beyſpiel auf in der Vertheidigung der Sache Gottes und der Wahrheit, ſelbſt gegen die Mächtigen der Erde, und mitten unter ihren Verfolgungen! —

Er wird ſeinen Jüngern und künftigen Anhängern dieſes dadurch um deſtomehr, daß er ſich nicht darſtellt als einen, der für ſeine eigenen Behauptungen und für ſeine eigene Sache kämpft, ſondern für die Sache Gottes, für welche auch künftig ſeine Anhänger, ſo wie er, kämpfen und dulden ſollten. Zugleich war hier auch, nach dieſem Siege über die Plane des hohen Rathes, der rechte Ort, wo Jeſus ſeinen Jüngern die Verſicherung geben konnte, ſie brauchten ſich nicht zu fürchten, wenn ſie vor Gericht geführt würden, der heilige Gottesgeiſt, deſſen Sache ſie vertheidigten, würde ihnen Muth und Worte geben!

§. 77.

So giengen Jeſu Reden immer aus individuellen Lagen und Umſtänden hervor, und nur durch die Kennt-

---

Beſtreben nach moraliſcher Veredlung, einen moraliſch-guten Willen, — voraus, ſo wie demüthige Erkenntniß der moraliſchen Unwürdigkeit. Ein beſonnenes Widerſtreben und Kämpfen gegen das Gute, das man als ſolches erkennt, iſt eine ſolche Verderbtheit, welche nie vor dem Richterſtuhle der Vernunft kann entſchuldigt und verzehen, oder auch nur als einer Entſchuldigung und Verzehung fähig kann gedacht werden. Nur das Nachlaſſen in der moraliſchen Veredlung und die daraus entſpringende Sünde — nicht aber das beſonnene und überlegte Streben gegen das Gute, als ſolches, iſt der Vergebung fähig. Auch kann nur der, der im erſten Fall ſich befindet, in ſich das Bedürfniß einer Sündenvergebung empfinden. —

niß ihres Locals können manche Ausdrücke, Beziehungen und Wendungen derselben uns deutlich werden. Die Evangelisten geben diese kleinen Veranlassungen freylich nicht immer an, theils, weil sie zu sehr mit der Hauptsache beschäftigt waren, und überhaupt nur, wie vorzüglich Matthäus, Reden Jesu im Allgemeinen geben, theils auch, weil sie zu ihren Zeiten eine genauere Kenntniß des Locals voraussetzen konnten, und wohl wenig daran dachten, daß ihre einfachen Evangelien unsterblich werden und bis ans Ende der Welt die Grundlage der Christenreligion seyn würden. Um desto schätzbarer sind uns aber dergleichen, wenn auch noch so unbedeutend scheinende Winke, Andeutungen und Fingerzeige, deren uns Lucas mehrere giebt.

§. 78.

So tritt sogleich, nachdem Jesus diese Rede geendigt hatte, ein Mann auf, und ersucht ihn, einen Streit mit seinem Bruder über eine Erbschaft zu schlichten, deren sich der Bruder gewaltsam bemächtigt habe. — Jesus verweiset ihn an die Obrigkeit, und benutzt diese Veranlassung, das Volk von der Habsucht und Geldbegierde — dem charakteristischen Zeichen des verderbten Zeitgeistes! — zu warnen, und zeigt ihnen zugleich in einer einfachen Parabel die Nichtigkeit zeitlicher Güter. —

Jeder, der als sittlicher Reformator seines Zeitalters auftritt — hat vor allem diese Hydra der Habsucht und des Eigennutzes zu bekämpfen, welche jedes geistige und edlere Bedürfniß erstickt, und die ernste, erhabene, auf sich selbst beruhende Moral zu einer speculirenden kleinlichen Klugheitslehre und Politik herabwürdigt, und ein wahrhaftes, nur feingespieltes bellum omnium contra omnes allmählich einführt. Ehe eine Reformation und Palingenesie der Denkweise und Sittenlehre Statt finden kann, muß vorher der Boden von dieser Wurzel aller Laster gesäubert werden. So

wie

wie das Ansehn der Reichthümer zunimmt, muß das Ansehn der Tugend sich mindern, sagt Plato. Gold und Tugend sind die zwey Gewichte in einer Wage; das eine kann nicht steigen, wenn nicht das andre sinkt!

Alle Reformatoren und Gesetzgeber der alten Welt, die es mit ihrem Vaterlande und den Menschen wohl meinten, haben dieses anerkannt. Nach Moses Absicht sollte die hebräische Nation niemals reich, wohl aber wohlhabend werden, und deßhalb ohne Handel von den Producten ihres Landes leben. Pythagoras und Socrates lebten in freywilliger Armuth, und Diogenes, der an der Sittenverbesserung seiner Nation verzweifelte, machte sich selbst zum lebendigen Spott und zur Satyre über diese Grundquelle des sittlichen Verderbens seiner Zeit.

Unersättliche Habsucht war das Fundament des pharisäischen Charakters, der Grund ihrer Heucheley, ihrer Verfinsterungssucht, ihres Verfolgungsgeistes, — so wie überhaupt der Charakter der damaligen Zeiten im Großen und Kleinen. Das Christenthum gieng aus der freywilligen Armuth hervor. — Jesus forderte diese ausdrücklich von seinen ersten Bekennern, und sagte mit den stärksten Ausdrücken, daß ein Reicher, so lange er dieses bleibe, kein ächtes Mitglied des Gottesreiches seyn könne. In der Forderung Jesu an seine Apostel, daß sie auf ihren Reisen nur Ein Paar Sandalen, Ein Kleid u. s. w. haben sollten, lag fürwahr ein tieferer Sinn und höherer Zweck, als daß sie auf ihren Reisen nicht möchten aufgehalten werden. Einige der ersten Christengemeinen lebten in völliger Gütergemeinschaft; und wäre die Christenheit das wahre Gottesreich, nach Jesu Absicht, geworden, so würde, auch bey sonstiger Verschiedenheit zeitlicher Güter, eine wahre Gemeinschaft der Güter und kein Armer unter ihnen seyn. —

Jesus warnt das Volk im Allgemeinen vor der Herrsch- und Habsucht (πλεονεξια), indem er demselben den planen

Satz: Niemand lebet davon, daß er viele Güter hat — als Volksgnome vorhält, und denselben durch eine eben so einfache, aus dem gemeinen Leben entlehnte, Parabel erläutert, und so in die Volksmoral einführt; und dann wendet er sich an seine Jünger, und warnt diese vor den kleinlichen Sorgen der Weltmenschen (ἐθνη τε κοσμε), als ihres hohen Berufes unwürdig.

Jesus verweiset sie zugleich mit einer rührenden Beredsamkeit und recht mit Liebe auf die Natur, als ob er ein Bedürfniß fühlte, seinen Blick von der verderbten und verkehrten Menschenwelt hinweg auf sie zu wenden und sein zartfühlendes Herz an ihrer ewigen Ordnung und Güte zu laben — und dann auf die moralische Welt, auf das neue Gottesreich. — „Schützt, nährt, schmückt und versorget der Vater jedes Wesen der Natur, die Raben, die Lilien, das Gras — um wie viel mehr die Arbeiter an seinem großen Plan! — Fürchte dich nicht, kleine Heerde, fährt die Rede muthig fort — denn groß ist dein Beruf! Getrost! alle Fesseln, die euch die Welt anlegt, weggeworfen! Verkauft eure Güter!" u. s. w. Darauf wird die Rede bildlicher! Jesus zielt vielleicht auf die prophetische Darstellung des „hehren und großen Tages" der Ankunft Jehovens. Die Jünger sind die Diener, die ihn erwarten, seine Ankunft vorbereiten sollen!

§. 79.

Hier unterbricht ihn Petrus mit einer sonderbar scheinenden Frage: Herr, gehet diese Parabel blos uns an oder auch die Andern? Herr D. Paulus *) macht hier die Bemerkung, Petrus, der von der Aussendung zurückgekommen sey, kenne schon den Unterschied allgemeiner und specieller oder localer Parabeln, und frage, zu welcher Classe diese bildliche Aufforderung gehöre; — allein diese Bemerkung, so

*) 2. Band, S. 156.

wahr diese Eintheilung der Parabeln sonst seyn mag, scheint mir auf die Erklärung der Frage des Petrus keinen Einfluß zu haben, auch wäre eine solche Unterbrechung des Apostels ziemlich frostig und dem Petrinischen Geiste nicht sehr angemessen. —

Vielmehr scheint in dieser Frage ein Gefühl eines **edlen Stolzes** auf sein neu angetretenes Apostelamt, vermischt — wie oft das Kleine zum Großen, vorzüglich in Petrus Charakter, sich gesellet — mit einigem Neid und Mißgunst gegen die größere Anzahl der Jünger, zu denen Jesus redet, zum Grunde zu liegen. Es dünkte ihm eine Entweihung des hohen Apostelranges — und er erwartete unstreitig ein: Ihr Apostel seyd die eigentlichen Diener des neuen Gottesreiches und des bald — (nach den Begriffen der Jünger) mit Pracht und Herrlichkeit auftretenden Messias. — Die fortgesetzte Rede Jesu ist **darauf** die schönste Antwort. Er frägt: Wer ist der treue Diener, den der Herr für den ersten erkennen wird? und antwortet: Heil ihm! Es ist der, den der Herr in seinen Handlungen als einen solchen befinden wird — der, welcher ohne Aufschub und Zögern durch die anhaltendste Thätigkeit sich als den getreuen beweiset. — Und — setzt er hinzu, mit einem weisen Hinblick auf Petri hohen Sinn und sein Selbstgefühl — „dem viel anvertraut wurde, von dem wird viel gefordert werden!"

Dann, nach dieser hohen Aufforderung zum Heldenmuth und zum Beharren, schildert Jesus — die Gefahren des Kampfes mit den stärksten Farben *)

---

*) Das καὶ τί θέλω, εἰ ἤδη ἀνήφθη, das die Interpreten so sehr beschäfftigt hat — (cf. Poli Synops. in Wolf. curae) — übersetzt Herr D. Paulus: Wie sehr wollte ich, u. s. w. Je eher je lieber, weil es doch seyn muß. Mir scheint die Erklärung des Hornberg, der θέλω für λέγω nimmt, angemessener — „Doch, was sag ich — es flammt, lodert schon!" — weil Jesus dieses mit Recht sagen konnte —

§. 80.

Das Folgende von Vers 54 bis Ende des Capitels scheint fragmentarisch dem Vorigen beygefügt zu seyn, und zwar zwey verschiedene Fragmente aus Jesu Reden zu enthalten. Das Erste von Vers 54 bis 57 gehört, seinem Inhalte nach, zu dem Vorigen. Denn unstreitig redete Jesus wohl nicht blos zu seinen Jüngern von der bevorstehenden Umwandlung der Dinge, obwohl man die im prophetischen Tone vorgetragenen Reden: Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde, als zunächst und auch vielleicht ausschließlich an die Jünger gerichtet betrachten muß — sondern es läßt sich mit der größten Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß Jesus sich auch in seinem Vortrage ans Volk weitläuftiger ausließ. Die evangelischen Urkunden geben aber wohl nur Auszüge der erstern und vorzugsweise der leichter zu behaltenden Parabeln und die stark und auffallend gesprochenen Worte im höhern Styl. — Von den Reden an das Volk bezielten sie ebenfalls den durch ein schönes Bild (Vers 54) versinnlichten Vorwurf, daß sie auf den Geist des Zeitalters so wenig merkten. Wahrscheinlich hatte Jesus dieses schon eher gesprochen, und endlich wandte er sich dann mit dem emphatischen Schluß an seine Vertrauten.

Das zweyte Fragment (Vers 57—59) gehörte vielleicht zu den Reden ans Volk, worin er sie vor der πλεονεξια warnet, bey Gelegenheit des Streites der beyden Brüder. (Vers 15). Unstreitig enthält auch dieser Vers nur gewissermaßen den Text zu Jesu Reden an das Volk, welche, in Extenso aufzuzeichnen, den Jüngern nicht angelegentlich seyn konnte. Es war ihnen mehr um die Reden Jesu an die Vertrauten als um andere zu thun. — Ob diese letzten Worte gleich den Geist

---

es entsprach ganz seiner jetzigen Lage; die gegen ihn verschwornen Glieder des hohen Rathes hatten schon deutlich den Plan sehen lassen, den sie gegen Jesum entwarfen.

des damaligen Zeitalters im Justizwesen sehr kräftig schildern, so stehen sie doch in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit dem Vorigen. Herr Paulus meint, sie bezögen sich auf ein damaliges Factum, den Mord der Galiläer, dessen im folgenden Capitel erwähnt wird. Eben so gut könnten sie sich auf den Geist der damaligen Justiz im Allgemeinen beziehen, wobey Jesus aber vorzüglich Rücksicht auf seine Anhänger nahm. Vielleicht konnten diese am wenigsten Recht erhalten vor den damaligen Gerichtshöfen; — ein Gerichtsstreit der Anhänger Jesu war den, Jesu nicht wohlwollenden, Richtern vielleicht willkommen, um die Freunde Jesu zu drücken, und ihnen ihr Mißfallen fühlbar zu machen. Auch in der Hinsicht gebot Jesus seinen Jüngern, lieber den Mantel dazu zu geben, wenn ihnen jemand das Unterkleid raubte ꝛc., d. h., lieber Unrecht zu leiden, als vor Gericht Recht zu suchen. —

§. 81.

Ob Jesus absichtlich seine Reden, und zwar in der nämlichen Form, wiederholt habe oder nicht?

Einige der hier vom Lucas angeführten Reden kommen auch beym Matthäus vor, aber als bey einer andern Gelegenheit von Jesu gesprochen, z. B. Vers 58 u. 59 stehen sie in der Bergrede Matth. 5, 25. u. s. w. Allein dieses hebt die gegebene Ansicht keineswegs auf. Denn bekanntlich stellet Matthäus absichtlich die Reden Jesu in Massen zusammen, und demnächst ist es auch sehr wahrscheinlich oder vielmehr gewiß, daß Jesus mehrere Vorschriften und Reden zu verschiedenen Zeiten, vielleicht mit den nämlichen Ausdrücken, wiederholte. Herr D. Paulus vertheidigt Jesum gewissermaßen gegen einen Vorwurf, den man ihm deßhalb machen könnte, mit der Bemerkung, daß dieses wohl jedem Lehrer begegne (p. 158. 2. Th.). Allein man kann wohl mit Recht annehmen, daß Jesus absichtlich mehrere Sentenzen, Gebote

und Parabeln bei verschiedenen Gelegenheiten wörtlich wiederholte *). — Denn zum Theil darf man behaupten, daß die Reden Jesu, auch blos als Reden betrachtet, so vollendet waren, und so abgemessen und auf seine Zuhörer und seinen Zweck berechnet, daß sie, als in ihrer Art vollendet, keine Abänderung im Ausdruck ertragen konnten.

Man könnte dieses eine ästhetische Vollendung nennen. Der Kritiker setzet eine solche ästhetische Vollendung voraus, wenn er z. B. im Homer, blos nach seinem ästhetischen Sinn und den Gesetzen desselben, die Aechtheit einer Stelle desselben prüft, annimmt oder verwirft, d. h., sie der ästhetischen Vollendung, die er dem Dichter beylegt, und dessen Ideal er aus dem Geiste des Dichters geschöpft und in sich entwickelt hat, gemäß erklärt oder nicht. Diese ästhetische Vollendung hatten auch ohne Zweifel manche, und vorzüglich diejenigen Reden Jesu, die er mit Vorbedacht, als Lehrer, ihnen vortrug. Sie hatten diese Vollendung aber nicht sowohl, weil er sie überdacht hatte, als vielmehr, weil sie aus ihm hervorgiengen. Nun liegt es in der Natur des Vollendeten, daß keine Abänderung desselben kann gedacht werden, weder in der Form, noch in der Materie. Homer konnte nicht anders singen, als er sang. — Man könnte einwenden, es wäre Jesus nicht um die Form, sondern um den Inhalt und die Sache zu thun gewesen. Seine Lehre sey Geist und Wahrheit, nicht aber Buchstabe. — Freylich wohl! Allein der Inhalt und Geist konnte ohne die Form nicht zu den Menschen gelangen, und so war denn diese zwar nur Mittel zum Zweck, aber als einziges Mittel zum Zweck an sich eben so wichtig, als der Zweck selbst, an und für sich betrachtet, es ist, — also ebenfalls der Sorgfalt Jesu vollkommen würdig. Es ist also mit Recht anzunehmen,

*) Man vergleiche die Bergrede mit Lucas in der Griesbachschen Synopsis, und man wird mehrere Belege finden.

daß Jesus seine Religion auch in der seinem Zweck am meisten entsprechenden, also besten Form, vorgetragen, und seinen Jüngern überliefert habe.

Daraus scheint man folgern zu dürfen, daß auch Jesus bey der Wiederholung derselben Lehren sich der nämlichen Form, in welcher er sie das erste Mal vortrug, bedient habe. Dieses muß man aber nicht auf alle Unterredungen Jesu mit seinen Jüngern ausdehnen, sondern nur blos auf die Fundamentalgebote seines zu gründenden Gottesreiches, und auf solche Vorschriften, die er seinen Jüngern vorzüglich einprägen und zur Grundlage ihrer künftigen Ausbildung machen wollte, oder die er für ihr jetziges Bedürfniß nothwendig fand. — Bey solchen Fundamentalvorschriften war eine solche bestimmte und gleiche Form seinen Jüngern auch nothwendig. Sie faßten, — das lehrt die evangelische Geschichte deutlich genug — damals selten oder fast niemals — den ganzen Umfang und Geist der Lehren und Aussprüche Jesu — sie wurden ihnen zu der Zeit nur gegeben; es waren Samenkörner, die in ihre Herzen ausgestreuet wurden, die eine Zeitlang in ihnen schlummerten, und nur allmählich sich unter der leitenden Fürsorge und Pflege des Gottesgeistes sich entwickeln und ausbilden sollten und konnten.

Da ihnen nun nicht ein geschriebener Codex, wie von Moses, sondern das lebendige Wort aus dem Munde Jesu gegeben wurde, so lag unstreitig auch an der Form dieses Wortes sehr viel. — Hiezu kommt noch, daß der Israelit eben durch das Mosaische Gesetz so sehr an Form und Wort gewohnt war *). Das Kathegorische: Es steht geschrieben! und: Also hat Moses geredet! galt bey

*) Dieser Geist der jüdischen Nation spricht sich in seiner Uebertreibung in den freylich nicht unnützen Bemühungen der Masorethen aus, die die Wörter und Buchstaben der heiligen Bücher zählten u. s. w.

ihm alles. Diesem mußte das: Der Herr hat gesagt! nachher völlig entsprechen. Jesu Vortrag war keine sokratische Weise, und konnte und sollte es auch nicht seyn — denn sie war kein philosophisches System, und eben so wenig eine Entwickelung der Philosophie des Lebens aus zugestandenen Prämissen und dem Glückseligkeitstriebe hergeleitet — sondern eine unter göttlicher Autorität gegebene Religion.

Sie hatte also ihre Fundamentalartikel, ihre Fundamentalvorschriften, ihre besondern Vorschriften für die ersten Verkünder derselben, die in seine Stelle traten, und ihre ewigdauernden Artikel für alle künftigen Bekenner derselben. Aeußerst wichtig war es also, daß diese in ihrer ursprünglichen Reinheit, d. h., in ihrer ersten Form, aufgefaßt und überliefert wurden. Und dazu war es erforderlich, daß sie den ersten Anhängern Jesu mehrmals in einer und der nämlichen Form gesagt und mitgetheilt wurde.

§. 82.

Daß Jesus dies wirklich und absichtlich that, zeigt die evangelische Geschichte an mehreren Beyspielen. Wer wird es z. B. bezweifeln, daß Jesus die treffliche Bergrede auch in der Form, so wie wir sie haben, damals auf dem Berge gesprochen habe *)? Sie ist die eigentliche Constitutionsacte des von Jesu gegründeten moralischen Gottesreiches, mit Hinsicht auf die bisher bestandene Mosaische Constitutionsacte entworfen, eben so sehr in Geist und Wort

*) Unter Form verstehe ich nicht Ordnung und Folge der Sätze, sondern die Form des Ausdrucks selbst. Daß jene erstere gerade diese gewesen sey, wie wir sie vom Matthäus haben, ferner, daß dieser Rede nicht manche Gnomen, die Jesus späterhin sagte, beygefügt und eingeschaltet seyn können, und daß alles gerade so auf einander gefolgt sey — wird wohl niemand behaupten wollen. —

von letzterer verschieden, als Moses und Jesus, Gesetz und Evangelium verschieden sind. Die Behauptung, es seyen blos Worte der Evangelisten, und nicht eigene Worte Jesu, wäre der Behauptung gleich: der Charakter Jesu sey eine Dichtung der Jünger desselben. Alles ist so voll- und tiefsinnig, und dabey so gerundet, daß es nur aus Jesu Geist und Munde geschöpft seyn kann. Wenn in spätern Reden Jesu, beym Matthäus und Lucas, diese nämlichen Gnomen und Vorschriften in eben den Worten wiederholt werden, so muß man annehmen, daß Jesus sie absichtlich in eben den Worten wiederholt habe, eben so, wie Moses geschriebenes Gesetz mit Moses Ausdrücken wiederholt wurde. — Die treffliche Gebetsformel, die Jesus seinen Jüngern gab, beweiset eben so sehr, daß Jesus die Form seines Vortrages nicht aus der Acht ließ, indem die musterhafte Vorzüglichkeit desselben gerade in der Form desselben, welche die bestimmten Bitten in der möglichsten Kürze und Rundung vorträgt, ihren Grund hat; so wie aus der von den Evangelisten bemerkten verschiedenen zwiefachen Anführung dieser Gebetsvorschrift (bey Lucas und Matthäus) erhellet, daß Jesus bey verschiedenen Localveranlassungen sich der nämlichen Worte bediente. — Daß dieses auch bey mehreren Gnomen, bildlichen Reden, z. B. wo er seine Jünger mit dem Salz vergleicht, prophetischen Verkündigungen des Gottesreiches und seiner Leiden, der Fall war, und es der Natur der Sache und seinem Zwecke gemäß gewissermaßen seyn mußte, scheinet die evangelische Geschichte vielmals zu bestätigen. —

§. 83.

Auch läßt sich aus dieser Ansicht und der Voraussetzung einer öftern Wiederholung am besten das Factum erklären, wie die Jünger die moralischen Reden Jesu, die einen so tiefen Sinn haben, und, man darf wohl sagen, über das Bedürfniß der guten, aber noch wenig gebildeten, und nur mit glän-

genden Erwartungen des Gottesreiches beschäftigten Jünger hinausgiengen, und sie als moralische Vorschriften wenig interessiren konnten, — sie dennoch treulich im Gedächtniß behielten, so daß sie dieselben spätershin, d. h. doch erst nach Jesu Tode, aufzuzeichnen vermochten. Wenn man nicht eine unmittelbare Wortinspiration annehmen will, — und wozu sollte man das, so lange sich natürliche Mittel denken lassen? — wenn man ferner zugestehen muß, daß es Jesu Zweck war, daß nach seinem Tode seine Lehre den Menschen durch die ersten Depositairs derselben, die Apostel, bekannt gemacht und durch dieselbe eine moralische Umwandlung des Menschengeschlechts bewirkt werden sollte; wenn man nicht in Abrede seyn kann, daß die Jünger nicht im Stande waren, eine Lehre, wie Jesu Lehre war, weder in der Form noch Inhalt aus sich selbst herauszuspinnen: so muß man annehmen, daß Jesus sich dieses Mittels der oftmaligen Wiederholung derselben, und zwar in einerley Form, bedienen mußte, um diesen Endzweck zu erreichen.

Wollte man sich hier auf das Beyspiel des Xenophons, der die Reden des Socrates aufzeichnete, berufen, um zu beweisen, daß es, so wie ihm, auch den Jüngern Jesu ein Leichtes müsse gewesen seyn, Einmal gehörte Vorträge wörtlich der Nachwelt wiederzusagen: so ist dieses doch ein ganz verschiedener Fall. Denn 1) Xenophon war ein feingebildeter Schriftsteller, der alles, was ihm vorzüglich wichtig schien, mit dem Vorsatze auffaßte, es niederzuschreiben, der also gewissermaßen mit schriftstellerischem Blick die Begebenheiten sich merkte. — 2) Es läßt sich wohl denken, daß er die Dialogen des Socrates, die ihm, dem feinen Griechen, wegen ihrer artistischen Rundung und geschmackvollen Feinheit, als Meisterstücke der Kunst gefallen mußten, sogleich nach der That niederschrieb. — 3) Mußte er sich bald durch den vertrauten Umgang mit seinem verehrten Lehrer bald der Methode desselben bemächtigen, so daß er, wenn auch nicht die Worte,

doch die Manier desselben völlig wiedergab. 4) Auch war dieses leichter, da er die Resultate der Socratischen Sentenzen so gut wußte, als Socrates selbst, und dem geistvollen Schüler bald die architectonische Lehrmethode des Lehrers, wo sich allmählich und Schritt vor Schritt das Resultat aus den Prämissen nach den Gesetzen der menschlichen Denkweise entwickelt, geläufig werden mußte. Und so ist es 5) noch die Frage, ob wir verba ipsa, oder nicht vielmehr Xenophontisirte Dialogen des Socrates haben, die darum nur getreuere Nachbildungen sind, als die Platonischen, weil Xenophon, der Historiker, seinem Lehrer getreuer blieb, als Plato, der Dichter *).

Und nun das Resultat aus allem diesen ist Folgendes: Wenn uns Matthäus und auch Lucas — nämlich in so fern letzterer prüfend aus ächten evangelischen Urkunden schöpfte, — Reden Jesu mittheilen, so können wir mit der höchsten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie uns dieselben auch in der Form, gerade so, wie Jesus sie sprach, also ipsissima verba, — wiedergeben. Ob dieses noch bey Johannes der Fall war, der so viele Reden Jesu, aber zu einem bestimmten Zweck, sammelte — diese Frage gehört noch nicht hieher. —

§. 84.

Zusätze des Evangelisten Lucas bey der Geschichte des letzten Abendmahls.

Zu den (§. 71) oben angeführten historischen Zusätzen des Lucas, wodurch die andern Evangelisten ergänzt werden, gehört auch noch das Cap. 22, 20. Eingeschaltete: μετα το δειπνησαι, oder die Anführung des Umstandes, daß Jesus erst nach vollbrachter Mahlzeit auch den Becher genommen,

*) Xenophon mochte sich vielleicht zum Plato verhalten, wie die ersten Evangelisten zum Johannes.

und ihn nach jüdischer Sitte herumgereicht habe, welches die andern Evangelisten nicht bemerken, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sie das Wichtige, nämlich die symbolische und rührende Brod- und Weinaustheilung Jesu, mit Fleiß, als ein Ganzes in sich, obgleich durch die Zeit getrennt, zusammenrücken. Lucas thut dieses ebenfalls, jedoch bemerkt er, durch den Zusatz: μετα το δειπνησαι — daß er dieses gethan habe, und bleibt dadurch seinem historischen Geiste getreu. Man muß also diesen Vers (20) als Parenthese betrachten, die aus einem absichtlichen Antecipando entstand, in dem Lucas die späterhin in der christlichen Religionsgesellschaft eingeführte, wichtige, nachgeahmte und als Gedächtnißfeyer Jesu beybehaltene Brod- und Weinaustheilung so und ohne Unterbrechung darstellt, wie sie in der christlichen Gemeinde üblich wurde.

So steht alles beym Lucas in guter historischer Ordnung — wenigstens scheinet es mir nicht schlechtweg nothwendig, sondern vielmehr dem sonst überall durchblickenden historischen Geiste des Lucas entgegen zu seyn, eine solche Verwirrung anzunehmen, als Herr Paulus in seiner sonst sinnreichen Harmonie der Evangelisten annimmt (s. Commentar III. S. 545 f.); — wenigstens hat die Ansicht des Lucas, gesetzt, sie wäre auch als Thatsache nicht die richtige, doch nichts Widersprechendes in sich selbst, und mit den beyden andern Evangelisten kann sie es nicht haben, weil diese weit weniger historisch erzählen, sondern die Facta ohne chronologische Ordnung in Masse geben.

§. 85.

Das Ganze der Mahlzeit wird von keinem einzigen beschrieben, sondern nur dasjenige ausgehoben, was auf sein bevorstehendes Leiden die nächste Beziehung hatte; also alles ist fragmentarisch. Allein Matthäus und Marcus würden ohne Johannes nicht verstanden werden können. Wie

würde man es erklären können, daß Jesus dem Judas so offen ins Gesicht sagt, er sey der Verräther, und keiner der Jünger auftritt, und ihn wenigstens zur Rede stellt, wo nicht seiner sich bemächtigt? Womit wollte man ihren unbegreiflichen Leichtsinn beschönigen und vertheidigen, wenn uns nicht Johannes hierüber Aufschluß gegeben hätte.

Man sieht aber auch hier ein auffallendes Beyspiel, mit welcher eigenen Unbefangenheit und wie wenig auf die Zukunft berechnet die Evangelisten ihre Urkunden niederschreiben, und wie sie oftmals die allerwesentlichsten Umstände übergehen. Matthäus und Marcus schreiben hier etwa so, als wenn ein Augenzeuge jemand eine Begebenheit erzählt, und dabey voraussetzt, daß der Andere die Begebenheit im Ganzen schon wisse, vielleicht aber nicht hie und da die eigenen Worte oder einen kleinen Umstand, den ersterer nun nachholt. Auf diese Art sind Matth. 26, Vers 22 — 25 erzählt. Man könnte also oftmals supplyren. Das Uebrige ist bekannt! z. B. Judas fragte: Bin ich es, Rabbi? und Jesus antwortete ihm: „Ja!“ — Das Uebrige ist hinlänglich bekannt *). —

§. 86.

Lucas Erzählung hat unstreitig mehr Zusammenhang. Er beginnt Vers 15 mit der Rede Jesu: Ich habe herzlich verlangt, dieses Passah mit euch zu essen vor meinem Leiden; denn es ist das letzte. Vers 17 nimmt Jesus den Becher, und bietet diesen den Jüngern dar mit der nämlichen Bemerkung

*) Eine solche Eile, Unvollständigkeit, und, wenn ich es so nennen darf, Verwirrung, findet sich vorzüglich in der Leidensgeschichte. Es ist manchmal, als ob sie in der Bestürzung, worin die Jünger waren, niedergeschrieben wäre. Die Ursache mag seyn, weil sie das größere Folgende, die Auferstehung Jesu, zu nahe und lebhaft im Blicke haben, und das Geringere in seinen kleinen Umständen gewissermaßen vor ihnen verschwindet.

in Rücksicht des Weins. Herr Paulus behauptet, das habe Jesus beym letzten Becher erst gesagt und sagen müssen, und nicht beym Anfange sagen können. — Allein es ist, wie Vers 15 und 16, ebenfalls eine Aeußerung der freundschaftlichen Freude Jesu über den letzten gemeinschaftlichen Genuß im Kreise seiner geliebten Jünger. Das: (διαμεριсατε) Theilet unter euch, trinkt gemeinschaftlich, schließt nicht den Begriff in sich, daß nur noch ein Ueberrest des Weines da gewesen sey. Auch versagte sich Jesus mit nichten durch diese Worte den Genuß des Weins auf den ganzen Abend — er wollte damit sagen: Dies ist das letztemal, daß ich mit euch trinke! Es ist hier doch wohl nicht vom Essen und Trinken, als solchem, sondern vom gemeinschaftlichen Mahle die Rede. Ich finde also keine Incongruenz, vielmehr das Gegentheil, wenn Jesus sogleich beym Mahle mit diesen seinem freundschaftlichen Herzen so sehr entsprechenden Worten beginnet!

Darauf setzen sich, nach Lucas, die Jünger zu dem eigentlichen auf den Genuß des Passahlammes folgenden Mahl, und in der natürlichsten Gedankenfolge reicht er, als Hausvater, das zerbrochene Brod, und in diesem zugleich das Symbol seiner bevorstehenden Leiden und eine Aufforderung zur fortdauernden Liebe und Freundschaft *). Dann schaltet Lucas aus oben genannten Absichten die Parenthese Vers 20 ein, indem er sagt: So machte er es auch nachher, nach der Mahlzeit, mit dem Wein — und fährt dann wieder in natürlicher

*) Das διαθηκη könnte man hier in seiner einfachen und gewöhnlichen Bedeutung: Bund, nehmen, und es zunächst von der Erneuerung des Freundschaftsbundes zwischen Jesu und seinen Jüngern verstehen. Es ist eine Aufforderung, auch nach seinem Tode ihm treu anzuhangen, und seinen Tod selbst als das Opfer des Bundes (Exod.) anzusehen -- und seinen Plan zur ἀφεσιν ἁμαρτιων των πολλων standhaft zu verfolgen. Dies schließt die Hinsicht auf einen ältern Gottesbund nicht aus.

Folge der Gedanken und Empfindungen fort, erwähnet des traurigen Umstandes, daß auch der Verräther unter den Tischgenossen sey. — Rührend und schön schließt Jesus mit Vers 22: Zwar ich gehe meiner Bestimmung entgegen — aber doch unglücklich *), zu bedauern ist der Mann, der hier zum Verräther wird!

Die Frage der Jünger, wer der Verräther seyn möchte, hat Lucas, wenigstens nicht so, wie Johannes sie berichtet, gekannt. Es scheint selbst, als ob er eine Urkunde, die dem Bericht des Matthäus und Marcus ähnlich war, vor sich gehabt, und das Unbestimmte in derselben absichtlich umgangen habe.

So erscheint Lucas auch hier wieder als besonnener und auswählender Historiker selbst dann, wenn man sich überzeugen sollte, daß die Harmonie des Herrn D. Paulus (auch Bowyer) im Resultat die richtige sey.

§. 87.

Auch in der Folge des Capitels bleibt sich Lucas getreu. Nachdem er die Hauptsache erzählt hat, fügt er noch einige andere (3. V.) verschiedene Fragmente hinzu, die er in ihrer Stelle nicht einzuschalten wußte und nicht willkührlich einschalten wollte, nämlich erstens die Reden Jesu in Betreff des Rangstreites (Φιλονεικια) der Jünger, welche Herr Paulus nach Joh. 13, 4. f. vor der Mahlzeit vorhergehen läßt. Jesus schließt diese Rede mit der Bemerkung, daß sie im Zustande der Belohnung alle gleich seyn würden, die er ihnen in einer tröstlichen symbolischen Verheißung und in einem glänzenden Bilde (Vers 30) mittheilt, damit sie ihnen desto tiefer eindringe und gegen ihre andern Erwartungen das Gleichgewicht halten möchte.

*) πλην ist eine stark distungirende Partikel, die ganz verschiedene Stimmung und Empfindung andeutet; überhaupt ist Lucas bestimmter im Gebrauch der Partikeln.

Dann folgt das zweyte Fragment (Vers 31 — 34), welches Herr Paulus zwischen Matth. 26 und 27 setzt. Pape glaubt, nach Matth. 26, 34., die Wörte seyen auf dem Wege nach dem Oehlgarten gesprochen, und nachher soll Jesus dasselbe in Gegenwart aller Jünger noch einmal geäußert haben; Lucas selbst zählt es jedoch noch zu den Tischreden *).

Das dritte Fragment (35 — 38) wurde wahrscheinlich kurz vor dem Aufbruche nach dem Oehlberge gesprochen. Es enthält eine Vergleichung des ehemaligen Zustandes der Jünger mit demjenigen, der ihnen nun bevorstand, und eine Aufforderung, sich auf Verfolgungen gefaßt zu machen, und zur Selbstständigkeit während derselben. Bisher, so lange Jesus lebte, habe ihnen nichts gemangelt, obgleich sie nichts besaßen. Von nun an müßten sie für ihren eigenen Unterhalt selbst sorgen, und sich selbst vertheidigen; „Denn der Schutz, der euch von mir gewährt wurde (τα περι εμε), ist nun zu Ende; ich werde sogar selbst als ein Frevler behandelt werden.“

Die

*) Herr Paulus will hier keine bestimmte Vorhersagung annehmen. Er meint, Jesus habe in dem Falle seine Freunde bestimmt warnen müssen, nicht dorthin zu gehen, wo er in eine solche Gefahr kommen konnte; — und warum sich gerade bey Nebenbegebenheiten eine solche Vorhersagungskraft äußern sollte? Allein a) alle Evangelisten stimmen in dem Factum überein; b) Jesus mußte aus dem Charakter Petrus schon vorhersehen, daß er sich nicht in die Veränderung der Dinge, die ganz gegen seine Erwartung war, würde finden können (cf. §. 75), er öffnete ihm durch die bestimmte Vorhersagung den Weg zur Rückkehr, und erwies ihm auf diese Art den größten Freundschaftsdienst: und so hatte c) diese Begebenheit eben durch die Vorhersagung den größten Einfluß auf den Charakter eines der Hauptapostel, und also auf die Ausbreitung des Christenthums. Die Begebenheit ist also keineswegs ein unwichtiger Nebenumstand. Petrus konnte nur durch Fallen zum standhaften Bekenner gebildet werden. +

Die Jünger zeigen ihre Bereitwilligkeit, indem sie zwey Schwerter aufweisen (sie scheinen das μαχαιρα zu wörtlich genommen zu haben), und Jesus bricht nun ab: Es ist genug! — Man vergesse auch freylich hier nicht, daß dieses Bruchstück fragmentarisch ist, und daher nur durch Conjectur kann entwickelt werden. Gesetzt, der Geschichtschreiber hätte auch selbst nicht den Sinn ganz bestimmt gefaßt, so dürfte er doch, dem Charakter des Historikers gemäß, sobald er an dessen Aechtheit nicht zweifelte, dem Leser es nicht vorenthalten *).

§. 88.

Als fernerer Beweis der historischen Bedächtlichkeit des Evangelisten Lucas, und zugleich als noch ein Beyspiel seiner ergänzenden Methode gehört hieher die genaue Darstellung der Anklagepuncte, die man gegen Jesus vorbrachte, und welche die Grundlage des Criminalprozesses wurden (Luc. 23, 2.), nämlich: „Wir treten gegen ihn auf als Zeugen (εὑρομεν τουτον), erstlich, daß er das Volk aufwiegelt; zweytens, daß er dasselbe abhält, dem Kaiser Tribut zu bezahlen; drittens, daß er sich selbst für den erwarteten messianischen König ausgiebt." — Es ist freylich weniger zu verwundern, daß Matthäus und nach ihm Marcus dieses auslassen, wenn man bedenkt, daß es ihnen eben so wenig in den Sinn kom-

*) Könnte nicht vielleicht in den Worten: Wer ein Oberkleid (der dem Beduinischen viereckige Mantel, Hike der Araber) besitzt, verkaufe es, und schaffe sich ein Schwert dafür an! der Sinn liegen: Eure jetzt beginnende Lebensart wird von der vorigen ganz verschieden seyn! Macht euch gefaßt, auf flüchtigem Fuß zu leben, und entledigt euch alles dessen, was euch aufhalten könnte! Denkt eher an ein Schwert, als an das Gewand der Ruhe und des Friedens! Der Römer würde gesagt haben: Macht euch gefaßt, die Toge mit dem Sagum zu vertauschen! (Vgl. Matth. 10, 34 — 36. Flatt Magazin für Dogm. ꝛc. III, 224. Michaelis Anm. zum N. T. I, 486.)

men konnte, eine Apologie Jesu, oder auch nur eine entfernte Andeutung, wie weit Jesus von aller Veranlassung zu diesem schändlichen Justizmord entfernt gewesen sey, für nöthig zu achten, oder die Abscheulichkeit des hohen Rathes und seines Anhangs, die aus allen Thatsachen hinlänglich von selbst hervorgehet, noch durch die boshaften Anklagepuncte in ein auffallenderes Licht zu setzen, als es ihr Zweck war, ein vollständiges historisches Gemälde des Leidens und Todes Jesu der Nachwelt zu überliefern. Man findet deßhalb auch bey ihnen nirgends einen Ausdruck ihrer Entrüstung gegen diese boshaften Menschen, wodurch sie den äußerst ruhigen Fluß ihrer Erzählung im mindesten unterbrächen. Dem Evangelisten Lucas sind wir daher um desto mehr Dank schuldig, daß er sich eines historischen Zweckes bewußt und der spätern Zukunft eingedenk war, als er seine Geschichte Jesu verfaßte. Denn daß er dieses war, zeigt seine Dedication an den vornehmen Theophilus, seine Sichtung der verschiedenen Urkunden und der ganze Geist seiner Geschichte. Wie viele nähere Umstände und Ergänzungen in der Leidensgeschichte und vorzüglich in der Geschichte der Auferstehung verdanken wir ihm, welche Matthäus und Marcus so äußerst kurz und gedrängt erzählen, vielleicht grade aus dem Grunde, weil sie die Grundlage ihrer Lehre und ihrer Hoffnungen war, und sie das ganze Factum, als Apostel und Verkünder desselben, so lebendig umfaßten, daß es ihnen um das Detail, welches den Zweck hat, die Wahrheit des Ganzen zu bestätigen, gar nicht zu thun war, welches beym Lucas umgekehrt ist. —

§. 89.

Ueber die Wunderbegebenheiten im Evangelium des Lucas und die Beschaffenheit einiger Wunder Jesu.

Da Lucas, der unstreitig unabhängig vom Matthäus und Marcus schrieb, so manchen ergänzenden Umstand in den von

allen gemeinschaftlich erzählten Begebenheiten hat, und da er bey der Verfassung seines Evangeliums mehrere, gewiß sorgfältig von ihm gesammelte, Urkunden vor sich hatte und zum Grunde legte: so läßt es sich zum voraus erwarten, daß wir auch noch manche andere Begebenheiten und Erzählungen aus dem Leben Jesu bey ihm finden werden, die wir bey den andern nicht antreffen. Hiehin würden zweytens (§. 74) vor allem die ihm eigenen Wunderbegebenheiten gehören. Durch Wunder hatte Jesus sich als den von Gott zur Reformation der Religion und der Sittlichkeit berufenen Messias angekündigt; — Wunder und Zeichen erforderte der damaliae Zeitgeist bey Juden und Heiden, eben so sehr als freymüthige Bekenner der Wahrheit, die mit muthiger Bereitwilligkeit ihr Leben für die neue Lehre aufopferten. Aber eben so wie aus Letzterem Märtyrsucht entsprang, so artete auch Ersteres leicht in Wundersucht aus. Man machte auch hier, wie es so oft den edelsten Geschenken der Vorsehung widerfährt, das Mittel zum Zweck, und bey dem allgemeinen Mangel an geistiger Cultur ward die Wunderkraft ein Hauptcharakterzug des Zeitgeistes.

Dieses beweisen selbst die Schriften des neuen Testaments, in welchen öfters der gemeine Sprachgebrauch eine natürliche Begebenheit in ein Wunder umwandelt (z. B. Joh. 5, 4. Act. XII. 23.) und die Jünger und Apostel Jesu auch eine blos auffallende Begebenheit sogleich für ein Wunder annahmen. Dies beweisen ferner die damals verbreiteten sich immer mehr vermehrenden Wundersagen und unächten Evangelien *). — Was sollte man deßhalb wohl eher vermuthen, als daß ein Schriftsteller, der es sich zum Beruf macht,

*) Diese Wundersucht erhielt sich lange Zeit bey den Kirchenvätern und in ihrem Zeitalter. Selbst der gelehrte Hieronymus erzählt z. B. in allem Ernst, es sey ein Satyr zum Apostel Paulus gekommen, und habe die Taufe von ihm verlangt, u. s. w.

in diesem Zeitalter aus den mannigfaltigen Sagen über einen Mann, der durch Wunder sich als göttlicher Gesandter bewährte, die Geschichte des Ursprungs einer neuen Religion, die ihre Ausbreitung so sehr den Wundern verdankte, zu sammeln und zu ordnen, — daß ein solcher Schriftsteller die Anzahl dieser Wunder so sehr als möglich häufen und vermehren würde? — Und doch ist dieses keinesweges der Fall. Lucas zeigt sich auch hier als ein bedächtiger Historiker, der seines Stoffes und seiner Materialien, dem Zeitgeiste zum Trotz, mächtig blieb, und sich nicht von demselben mit fortreißen läßt, obgleich er eben so, wie seine Zeitgenossen, von dieser Hinneigung zum Wunderbaren nicht frey war.

Er giebt uns allerdings einige Wunder Jesu, welche die andern Evangelisten nicht haben; aber alle diese stehen nicht blos da als Wunder, sondern vielmehr um der interessanten Nebenumstände willen, die sie begleiteten, oder weil sie zur Charakteristik Jesu gehören.

§. 90.

Beyspiele. Wiederbelebung des Jünglings zu Nain.

Das erste Wunder, welches Lucas allein erzählt, ist die Wiederbelebung des Jünglings zu Nain (Luc. 7, 11. f.). Er reihet sie der vorigen Begebenheit, wo Jesus einem edelgesinnten Hauptmann seinen geliebten kranken Sklaven gesund wiedergab, als ein ähnliches aber noch rührenderes Gemälde an, in welchem Jesus als der erscheint, der „im Lande umhergieng und wohlthat."

Alles ist äußerst gedrängt dargestellt; aber das Hauptlicht fällt nicht sowohl auf die That selbst, als auf die handelnden Personen; und dadurch wird die Begebenheit äußerst rührend, und Jesus selbst erscheint in einer überaus menschenfreundlichen Gestalt. — Alle Personen interessiren; der Todte, der auf der offenen Tragbahre liegt, ist ein

Jüngling, — ein einziger Sohn: seine Mutter eine Wittwe; die ganze Stadt nimmt Antheil an ihrem Verlust, denn eine große Volkszahl begleitet sie (ὄχλος συν αὐτῇ). Jesus erblickt die Gebeugte, und sein Herz wird erfüllt vom Mitleid gegen sie — die unglückliche Mutter erscheint als die Hauptperson, die am meisten emporgehoben wird. — Das Rührende: Weine nicht! zeigt zugleich den Zweck und die schöne Tendenz der Behandlung Jesu. — Jesus wendet sich dann zu dem Todten — und giebt ihm der Mutter wieder. Ein Schauder der Bewunderung ergreift die Umstehenden; einige sagen voll Erstaunen: Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden; andere gerührt: Gott hat seinem Volke einen Beweis seiner Güte gegeben! — Dann schildert Lucas noch den allgemeinen Effect des Wunders auf Judäa und die umliegende Gegend. Die Erzählung und Darstellung hat ungemein viel Rundung und eine rührende, schöne Einfalt *).

§. 91.

Heilung am Sabbath.

Auch die zweyte hieher gehörende, blos von Lucas (Cap. XIII. 10. f.) aufbehaltene Wundererzählung, steht nicht um

*) Selbst das ὁ κύριος (Vers 13) scheint in der Darstellung dieser Beachenheiten gewählt zu seyn, weil es in dieser Stelle, wenigstens nach meinem Gefühle, so passend steht. Man nennt denjenigen, der uns in seiner liebenswürdigsten Gestalt erscheint, gern mit dem schönsten, höchsten seiner Namen. Dies ist natürlich — und darum eben auch hier die richtige Lesart, wozu noch der kritische Grund kommt, daß man nicht sieht, warum man ἰησοῦς in κύριος hätte verwandeln sollen. Leicht aber war der umgekehrte Fall möglich, da im Vorhergehenden immer ἰησοῦς steht. Die Bemerkung, daß man nach der Auferstehung Jesum gewöhnlich mit dem Ehrennamen, der Herr, benannt habe, ist richtig. Man erkennt ihn da mehr in seiner Majestät — aber auch

ihrer selbst und um des Wunders willen da, denn sonst würde Lucas wohl umständlicher Ort und Zeit angegeben haben. Wozu hätte auch Lucas die Wunder häufen und vermehren sollen? Die göttliche Autorität Jesu war zu der Zeit, als er schrieb, durch die allgemein bekannten Wunder Jesu, vorzüglich durch Jesu Auferweckung, hinlänglich beurkundet, und bedurfte auch wohl wahrscheinlich beym Theophilus nicht einer weitern Beglaubigung. Lucas nahm also diese Begebenheit wahrscheinlicher aus einem ἀπομνημονευμα, als aus einer blos mündlichen Erzählung (wie Herr Paulus will, Comment. II, 259.), um der nachfolgenden Rede Jesu willen, in sein Evangelium auf. — Denn die Weglassung der Ort- und Zeitbestimmung läßt sich eher aus der Aufnahme aus einer schriftlichen Sammlung von Denkwürdigkeiten erklären, als aus einer mündlichen Erzählung, wo sich Lucas wohl würde erkundigt haben. Auch konnte Lucas sie weglassen, weil es ihm weniger um das Factum als die Rede zu thun war.

Durch die Rede Jesu wird die Begebenheit eben interessant. Sie lehrt und zeigt historisch, daß es in Jesu erhabenem Plane lag, das jüdische Ceremonialgesetz, diesen unübersteiglichen Zaun zwischen den Hebräern und allen andern Völkern, allmählich zu vernichten, oder vielmehr ihn durch seine Religion und Sittenlehre von selbst zerfallen zu lassen.

Jesus hebt das Mosaische Sabbathsgesetz nicht gewaltsam auf, sondern er stellt demselben etwas Höheres und Edleres, welches der gesunde Menschenverstand, als solches, schon längst anerkannte (Vers 15), entgegen, und dieses nicht blos mit Worten, sondern zugleich durch eine wohlthätige Handlung, und gewinnt durch beydes den Beyfall des versammelten Volkes. —

---

bey seinen Lebzeiten wurde ihm diese Benennung wohl nicht blos in der Anrede beygelegt. Freylich hatte sie damals noch nicht die höhere Paulinische Bedeutung. —

Jesus scheint überhaupt in dieser Synagoge und dem Orte, wo sie war, eine günstige Aufnahme und Bereitwilligkeit, seine Lehren zu vernehmen, gefunden zu haben, wie aus der folgenden, wahrscheinlich zu seinen Vertrauten gesprochenen Parabel (die auch Herr Paulus hier an ihrem Orte glaubt), zu erhellen scheint. Auch daß sich der Vorsteher nicht an Jesum, sondern an das Volk wendet (Vers 14) und diesem Vorwürfe macht, scheint es zu bestätigen. Oder war es die liebenswürdige Größe Jesu und die Furcht vor seiner Beredsamkeit, die ihn abschreckte, seine Rede an Jesum zu richten?

Jesu Rede ist ein Meisterstück, voll Wahrheit und Simplicität. Er beruft sich nicht nur auf einen allgemein bekannten Fall, um an den gesunden Menschenverstand zu appelliren, nämlich, daß jedermann auch am Sabbath seinen Ochsen und Esel von der Krippe losbinde und zur Tranke führe, — sondern bedient sich auch absichtlich and auffallend der populären Rede und eines starken Bildes aus der Volkssprache: „Welche Satanas so lange gebunden hielt," und bemächtigt sich zugleich ihres Nationalstolzes (durch den Ausdruck: Tochter Abrahams), um es ihnen recht anschaulich und eindringlich zu machen, daß sie in ihrem Ceremonialglauben sich selbst täuschten (ὑποκριται!), und, sobald sie ihre gesunde Vernunft und ihr eigenes Herz nur hören wollten, ganz anders denken und an etwas Höheres und Edleres glauben würden. Das weislich gepflanzte Senfkorn faßte auch hier Wurzel, und der verborgene Teig säuerte — erst drey Scheffel — und gab Hoffnung, bald das Ganze zu säuern; seine Gegner schämten sich, das Volk aber frohlockte.

§. 92.

Ganz einerley in Rücksicht des Zwecks mit dieser Wundergebegenheit ist die Geschichte der Heilung des Wassersüchtigen, Luc. 14, 1 — 6. Die Pharisäer und ihre Anhänger beobachteten Jesum, und es ist wahrscheinlich, daß

sie die Veranlassung waren, daß der Wassersüchtige sich gerade in ihrer Gegenwart am Sabbathtage an Jesum wandte. Jesus wendet sich deßhalb auch vorher an diese jüdischen Sophisten, und fragt sie: ob es erlaubt sey, am Sabbath zu heilen? — Sie schweigen. — Jesus heilt den Menschen, und entläßt ihn. Und dann erst fragt er: Gesetzt, es fiele einem unter euch am Sabbathtage ein Esel oder Ochse in eine Grube, würde er ihn nicht sogleich herausziehen? — Er überläßt die Anwendung ihnen selbst; theils, weil sie diese, wenn sie wollten, leicht selbst machen konnten — die Gelehrten! — theils, weil es Jesu nicht der Mühe werth war, vor solchen hartnäckigen und hartherzigen Menschen viele Worte zu machen.

Es liegt in Jesu Frage eben so viele feine Urbanität, als edler Stolz. Sie vermögen auch hierauf nichts zu antworten. In der vorher angeführten Begebenheit, wo eine Menge Volks Zuschauer und Zeugen waren, macht Jesus die Anwendung, und zwar ganz in der Sprache des Volks und in dem bey dem Volke so beliebten Wortspiele. Er konnte da des Erfolges gewiß seyn — und sie frohlockten über eine Handlung, die sie mit ihrem gemeinen Verstande doch als schön erkannten, obgleich das Gesetz sie verwarf.

So bleibt auch hier die evangelische Geschichte auf eine bewunderungswürdige Weise, auch in den kleinsten Umständen, consequent. Man wird in der Darstellung dieser Begebenheit auch kein einziges Wort zu viel noch zu wenig finden. Jesus konnte (V. 3) nichts mehr fragen, als er fragte, und eben so wenig läßt sich zu der andern Frage noch ein Zusatz denken. In der Anführung der Rede Jesu ist also Lucas unstreitig hier nicht fragmentarisch, — die Handlung und Umstände der Begebenheit giebt er nur in so fern an, als es nöthig war, aber läßt auch eben so wenig etwas Wesentliches weg.

§. 93.

Hier noch eine Bemerkung über dieſes Wunder Jeſu, als ſolches. Herr Paulus nimmt auch hier, ſo wie bey vielen andern Curen Jeſu, an, 1) daß die Heilung nicht ſogleich in dem Moment erfolgt ſey, ſondern erſt ſpäter; 2) daß Jeſus ſich bey manchen Heilungen gewiſſer äußerer Mittel bedient habe. Denn eine Heilung durch ein bloßes Wort habe auf keinen Fall eine Entweihung des Sabbaths genannt werden können, und die Phariſäer würden ſich ſelbſt durch eine ſolche Rüge lächerlich gemacht haben. — Dieſe Bemerkung iſt unſtreitig richtig, und widerſpricht auch keinesweges der Erzählung der Evangeliſten. Denn, um bey unſerer Geſchichte ſtehen zu bleiben, folgt es allerdings, was den erſten Punct betrifft, nicht nothwendig, daß der Waſſerſüchtige in dem Moment, als Jeſus ihn entließ, ſchon völlig von ſeiner Waſſerſucht geheilt geweſen ſey; blos der Anfang der Heilung mochte begonnen haben, und die völlige Heilung erſt, wenn man will, nach mehrern Tagen erfolgen. Dadurch hört aber die Begebenheit ſelbſt eben ſo wenig auf, ein Wunder zu ſeyn, als die Weltſchöpfung weniger ein Wunder ſeyn würde, wenn man annimmt, ſie ſey in ſechs verſchiedenen Zeiträumen, Tagen, Perioden, oder wie man ſie nennen will, oder in einem Momente geſchehen.

Jeſus konnte zu ſolchen allmählichen Heilungen eben ſo gut ſeine wichtigen Gründe haben, als er ſie unſtreitig zu dem in verſchiedenen Fällen wiederholten ſtrengen Verbote hatte, niemanden ſeine Heilung bekannt zu machen (z. B. Marc. 8, 26. 7, 36. 44.). Dieſe Gründe konnten in Jeſu Charakter liegen; denn er that nicht Wunder, um Aufſehen zu erregen, vielmehr vermied er dieſes aufs äußerſte; oder in dem Zuſtande des Kranken, dem eine plötzliche Heilung ſchädlich ſeyn konnte. Denn ſeine Wunder hoben nicht zugleich die Geſetze der menſchlichen Natur auf, ſondern bewirkten in Krankenheilungen eben dasjenige, was gute Arzeneyen in glücklichen Fällen,

ohne daß wir ebenfalls das Wie uns zu erklären vermögen, nach und nach zu bewirken pflegen; und ferner hatten nicht alle Wunder Jesu grade die Absicht, ihn als den Gottessohn zu documentiren, sondern manche hatten zunächst Wohlthätigkeit und Hülfe zum Zweck *). Endlich mochten diese Gründe in äußern Umständen liegen, die uns unbekannt geblieben sind, und woran wir auch nichts verlieren. Daß übrigens Jesus allerdings zuweilen stufenweise und allmählich durch seine wundervolle Heilkraft Kranken ihre Gesundheit wiedergegeben habe, beweiset deutlich die von Marcus aufbehaltene Heilung des Blinden, Cap. 8, 21.

§. 94.

Was den zweyten Punct anbelangt, daß Jesus bey einigen Heilungen gewisse äußerliche Bemühungen und Handgriffe angewandt habe, so ist dieses eben so wenig zu läugnen, und die eben angeführte Begebenheit (Marc. 8. f. und Joh. 9, 6.) liefern davon ein augenscheinliches Beyspiel. Allein liegt hierin ein Grund, der uns veranlassen könnte, deßhalb die Wunder im Allgemeinen, oder auch blos diejenigen, die

*) Sonderbar ist die Bemerkung des Herrn Paulus in seinem Commentar 1. Th., daß, wenn Jesus eine solche Heilkraft besessen habe, man berechtigt sey, zu erwarten, daß er alle Krankheiten habe heilen müssen. — Man konnte eben so gut sagen: Wenn Gott durch seine Allmacht alle körperlichen Uebel vertilgen könne, so müsse er es auch thun, weil er doch vermöge seiner Güte wolle, daß alle Menschen gesund seyen. — Freylich er hätte dadurch wohl bewirken können, daß ihm die reichen Schwelger, denen er die Gesundheit wiedergegeben, wie jener Pharisäer (Luc. 7.) — zu Tische geladen, und von zehn Geheilten ihm wenigstens doch einer gedankt hätte. Auch würde ihn das Volk, wenn er ihm Manna und dann Wachteln u. s. w. gegeben hätte, wohl begleitet und zum König ausgerufen haben. Muß nicht eine solche Behauptung zu solchen Consequenzen führen?

mit einer solchen äußern Behandlung verbunden waren, aus dem neuen Testamente wegzueregesiren? Es wird doch wohl niemand im Ernste behaupten wollen, daß die Evangelisten durch solche beygefügte kleine Notizen hätten andeuten wollen, das vermeintliche Wunder sey ganz natürlich zugegangen? Vielmehr muß jeder zugestehen, daß sie, z. B. Marcus a. a. O., gewiß durch Anführung von dergleichen Nebenumständen den Wundern, als solchen, nichts von ihrer Glaubwürdigkeit und Aechtheit zu benehmen geglaubt haben. Folglich sind die Wunder wörtlich im Text der Evangelien, und können nicht anders, als gewaltsam, keineswegs aber durch historische und grammatische Interpretation hinausexegesirt werden. Auch sind diese äußern Behandlungen Jesu nicht von der Art, daß sie uns berechtigen könnten, von ihnen den Erfolg der Heilung, als Wirkung und Ursache, abhängig zu machen, und dann ferner zu schließen: Jesus befreyte diesen Menschen vom Augenstaar, und gab ihm sein Gesicht wieder, indem er den mit Speichel benetzten Finger an sein Auge leate, folglich durch ein natürliches Mittel — folglich hat Jesus auch bey allen seinen Wundercuren natürliche Mittel gebraucht, die nur die Evangelisten nicht angeführt haben — und folglich hat er gar keine Wunder verrichtet, sondern was er durch Geschicklichkeit bewirkte, für Wunder ausgegeben! Und wenn man nun so fortschließt, was wird dann aus der neutestamentlichen und aus der ganzen Geschichte am Ende werden *)?

*) Es soll hiemit nicht behauptet werden, daß man deßhalb alle und jede Begebenheit, welche die Evangelisten nach ihrer Ansicht für ein Wunder hielten, auch für ein solches halten müsse. Es giebt deren mehrere, welche der verständige Interpret, der auf den Geist des damaligen Zeitalters Rücksicht nimmt, natürlich erklären kann, obgleich er zugeben muß, daß der erzählende Evangelist sie für ein Wunder gehalten hat; mehrere, wo er sein Urtheil suspendirt, indem die fragmentarische Darstellung ihm nicht hinlängliche

§. 95.

Aber warum bediente sich Jesus denn solcher äußerlichen Mittel? Warum legte er dem Tauben die Finger in die Ohren? oder dem Blinden an das Auge? Man kann eben so gut fragen: Warum sagte er: Epphata! oder: Stehe auf, nimm dein Bett und wandle! u. s. w. — Gesetzt auch, wir könnten uns in einzelnen Fällen die Verfahrungsart Jesu nicht ganz deutlich erklären, d. h. mit andern Worten, uns nicht gänzlich in seine Lage hineinversetzen — und wer wird sich dieses anmaßen wollen? — so sehen wir doch in so vielen andern Fällen Jesum mit solcher Weisheit, Bedächtlichkeit und Umsicht handeln, daß wir uns der größten Bewunderung nicht erwehren können *). Sollte es nun nicht Billigkeit und Wahrheitsliebe erfordern, daß wir ihm, durch so viele Beyspiele von seiner Weisheit belehrt, — auch in solchen Fällen, wo wir nicht ganz bis auf den Grund sehen, es zutrauten, daß er seine besondern uns noch unbekannten Gründe müsse gehabt haben, warum er grade so und nicht anders handelte? — Und doch giebt es keine einzige Handlung Jesu, wo wir uns nicht mehrere Gründe, wenn sie

---

Data giebt, um zu entscheiden. Bey ihren Kenntnissen und Ansichten konnte ihnen leicht manches als Wunder erscheinen, was es nicht war, und nichts nothigt uns, auch ihre Ansicht zur unsrigen zu machen. Aber wo sie als Historiker und Anacnzeugen erzählen, da müssen wir sie auch als solche anerkennen, und nach eben den Gesetzen, nach welchen wir den Livius und Tacitus erklären, sie ebenfalls erklären. Alles dies Gerechtigkeit ihnen widerfahren lassen und nichts weiter. —

*) Dies fühlen selbst die Gegner, und eben dieses Gefühl der Wahrheitsliebe und Einfalt der Evangelien zwingt sie, in einzelnen Fällen sie nach ihren Hypothesen zu dolmetschen. Denn warum verwerfen sie nicht lieber alle historische Glaubwürdigkeit derselben? Aber, um nicht inconsequent zu scheinen, verwickeln sie sich in eine Menge von Inconsequenzen.

auch grade nicht die richtigen, einzig möglichen sind, angeben könnten, warum Jesus so handelte. —

§. 96.

Jesus hatte unläugbar bey allen seinen Wundern nicht immer einerley Zweck. Nicht bey allen war die Bewährung seiner göttlichen Sendung die Hauptabsicht. — Manche heilte er unstreitig deßhalb, um ihnen Gutes zu thun, um ihnen einen Beweis seiner thätigen Menschenliebe zu geben; und vielleicht erst späterhin, vielleicht erst bey der Nachkommenschaft eines solchen Geretteten, trug die leibliche Wohlthat Jesu geistige Früchte! — —

Manche seiner Wunder dienten auch dazu, um einzelne Theile seines großen, für die ganze Menschheit berechneten Plans, in Ausführung zu bringen. Das erste Erforderniß hiezu war, daß er das Ceremonialgesetz seiner Nation, diese große Scheidewand, welche sie von der ganzen Menschheit isolirte, aufhob, und den Hauptgrundsatz feststellte: Gehorsam ist besser denn Opfer! — Menschenliebe gehet vor allen Gesetzen des Ceremoniels!

Eine solche Behauptung blos aufzustellen, ohne Beweis, würde Jesu allen fernern Eingang beym Volk verschlossen haben. Jesus wählte hiezu den weisesten, den einzig möglichen Weg. Er machte zuerst und wiederholentlich, und stets in Gegenwart der Wächter des alten, seinem Verfall sich nahenden Zions, das Grundgesetz des jüdischen Ceremonienculrus, das, mit Verheißungen verbunden, selbst auf den steinernen Tafeln Mosis mit Gottes Finger eingegraben war, das Gesetz des Galatages Jehovens, — freylich erst in seiner damaligen ausgearteten, aber durch die Pharisäer allgemein gültigen Gestalt — wankend. Man sieht aus der Geschichte des Aehrenrupfens und andern Beyspielen, wie strenge man darauf hielt. Und dieses that Jesus dadurch, daß er vor den Augen der Pharisäer und des Volkes eine wohlthätige

Handlung verrichtete, und dann auf den gesunden Menschensinn provocirte, und zugleich aus allgemein zugestandenen Prämissen (z. B. Sorgfalt für das Vieh am Sabbathtage) — zu dem Geständnisse sie zwang: Es gebe ein höheres Gesetz, als das Gesetz der Sabbathfeyer!

Es ist selbst sehr wahrscheinlich, daß Jesus bey solchen Heilungen im Aeußerlichen gerade so verfuhr, wie die jüdischen Therapeuten, und daß er eine äußerliche Behandlung mit Absicht vornahm, um die jüdischen Sophisten zu dem Vorwurfe zu zwingen, daß er den Sabbath entheilige.

So mag er also hier den Wassersüchtigen, nach Verschiedenheit der Umstände, eben so behandelt (ἰπιλαβόμενος) haben, wie den Tauben oder den Blinden, Marc. 8, 32. f. und Joh. 9, 6. — und ihn, wenn man will, noch nicht völlig geheilt entlassen haben, um durch eine solche plötzliche Heilung die Zuschauer nicht zu enthusiasmiren und ihnen dadurch den Weg der ruhigen Ueberlegung und des Nachdenkens nicht zu verschließen, oder den Pharisäern Veranlassung zu geben, durch ihren fein ersonnenen Vorwurf: Er bewirkt dieses durch den Beystand des Satans! die Aufmerksamkeit der Andern von der Sache selbst abzulenken. — Jesus wollte dieses sein Wunder jetzt als eine natürliche Heilung angesehen wissen, und hatte nicht die Absicht, sich hier als den Messias, sondern als den Lehrer der Wahrheit zu beurkunden. Alles dieses kann man zugeben, ohne daß die Heilung des Wassersüchtigen deßhalb im mindesten aufhörete, ein wahrhaftes Wunder zu seyn. — —

§. 97.

Fortsetzung. Heilung der zehn Aussätzigen.

Noch gehört endlich zu den Wunderbegebenheiten, die blos Lucas aufgezeichnet hat, die Heilung der zehn Aussätzigen, Cap. 17 u. f. Auch bey dieser Begebenheit fällt es sogleich in die Augen, daß Lucas sie nicht in der Hauptab-

ficht erzählt, um dadurch die Wunderkraft Jesu zu beurkunden und zu den vorhergehenden Wundern ein neues hinzuzufügen. Die Heilung selbst ist mit einer gewissen Nachlässigkeit erzählt, so daß man durch die Worte des Lucas im 14ten Vers, allein genommen, nicht gezwungen wird, hier etwas Ueber, natürliches anzunehmen. Die Worte lauten: Nachdem er sie geschen hatte, sprach er: Gehet hin, und zeiget euch den Priestern! und indem sie nun hingiengen, wurden sie rein.

Nach diesen Worten wäre es immer möglich, daß die zehn Aussätzigen in dem dritten Grade des Aussatzes sich befunden hatten, wo er sich in weiße Schuppen verwandelt und das Fleisch wieder zum Vorschein kommt, und wo der Priester berechtigt ist, den Patienten für rein, d. h. umgangsfähig, zu erklären (cf. Paulus Comment. 1. Th. bey Matth. 8. Michaelis Frage an eine Gesellschaft ꝛc.).

Man kann also, ohne den Worten des Lucas hier Gewalt anzuthun, immerhin, wenn man will, annehmen, daß Jesus diesen bedauernswürdigen Menschen blos dadurch eine Wohlthat erzeigt habe, daß er diese Unglücklichen, von welchen alle Menschen sich entfernten, besichtigte (ἰδὼν), und als Kenner dieses schrecklichen Uebels ihnen die tröstliche Versicherung gab, sie seyen in einem solchen Zustande, daß sie sich getrost den Priestern zeigen dürften, obwohl man sich auch dadurch in Schwierigkeiten verwickeln würde, und voraussehen müßte, daß alle diese zehn Menschen mit einer so schrecklichen, in Judäa eben deßhalb um destomehr bekannten Krankheit äußerst unbekannt müßten gewesen seyn, so daß sie nicht einmal den letzten Grad desselben kannten; ferner, daß keiner ihrer Verwandten oder der Bewohner des Dorfes sich ihrer angenommen hätte. Würde auch der Samariter eine solche, zwar allerdings menschenfreundliche und dankenswürdige Nachricht, mit einer unverhältnißmäßigen Dankbarkeit erkannt, und Jesus auch dafür den Dank der neun andern haben mit Recht erwarten können? Aber dem sey, wie ihm wolle, nach meinem Bedün-

ken erlaubt dieſe Begebenheit, ſo wie ſie erzählt wird, ohne daß den Worten Gewalt angethan wird, dieſe doppelte Anſicht — entweder eines Wunders, wie Jeſus deren ſo viele ausübte, die über alle philologiſche Zweifel erhaben ſind; oder einer, ihm als den anerkannten Propheten zuſtehenden, Erklärung, daß ſie ſich den Prieſtern zeigen dürften. — Aber eben daraus folgt ſehr natürlich, 1) daß es den Evangeliſten nicht darum zu thun war, die Wunder Jeſu zu häufen, ſie würden ſie ſonſt mit weit mehrerem Pomp und Umſtändlichkeit der Welt verkündet und niedergeſchrieben haben; und demnächſt, daß es insbeſondere nicht Lucas Abſicht hier war, dies Wunder um ſeiner ſelbſt willen aufzuführen, ihn leiten ganz andere Abſichten.

§. 98.

Lucas bezeichnet die Reiſen Jeſu gern nicht blos mit Reden, die in dieſen Zeitraum fallen, ſondern auch mit einzelnen Thaten und Begebenheiten aus ſeinem Leben. Die Reiſe, von welcher hier die Rede iſt, iſt die zum dritten Paſſah, nach ſeinem Aufenthalte in Bethanien und Ephraim (Joh. 11, 54.), worauf er in einem Umwege durch Samaria und Galiläa nach Jericho, von da nach Jeruſalem reiſet *). — Lucas bleibt auch hier dem Grundzuge ſeiner Charakteriſtik Jeſu: διηλθεν ευεργετων και ιωμενος (Act. 10. 38.) getreu, und erzählt eine in jedem Betracht intereſſante und durch die lebhafte Dankbarkeit des Samariters rührende Begebenheit. — Vielleicht war es auch eben der Umſtand, daß gerade der einzige Dankbare ein Samariter, die Undankbaren lauter Juden waren, was dem Lucas dieſe Begebenheit, als zur Charakterſchilderung des Zeitalters gehörig, vorzüglich werth machte. Es iſt ein kleiner Beytrag zu einem Commentar

*) Cf. die ſcharfſinnigen Bemerkungen hierüber in Paulus Commentar 2. Th. S. 368. ff. —

tar über Joh. 12, 37 — 41., und es liegt darin ein bitterer Vorwurf für die Juden, welche vorzüglich den Freunden des verschmäheten Jesu in der häßlichen Gestalt der Undankbaren erscheinen mußten. Es mußte dem Lucas bey der Anführung solcher Nationalzüge zu Muthe seyn, wie dem edlen Tacitus, wenn er die kräftigen, unverdorbenen Germanen oder Britten den entnervten Römern gegenüberstellt. — Es ist ein bitteres Gefühl, wenn man sein eigenes Vaterland verdammen muß, es sucht sich Luft zu machen im Lobe des Auslandes.

Auch diese Erzählung, so kurz sie des Wunders selbst gedenkt, ist wortreich in der Darstellung des dankbaren Fremdlings. Er kehrt mit lauter Stimme Gott preisend zurück, um seinen Wohlthäter aufzusuchen — er fällt auf sein Angesicht zu den Füßen Jesu, und dankt ihm. — Und Jesu Worte, wie malerisch sind sie: Wurden nicht zehn geheilt? Die Neune — wo sind sie? Kehrt denn keiner von ihnen zurück, um Gott zu preisen (durch das erste natürliche Gefühl der Dankbarkeit gegen den nächsten Wohlthäter), als nur dieser Fremdling? — Während dem liegt der dankbare Samariter noch vor ihm auf seinem Angesicht. — Jesus spricht zu ihm: Stehe auf und gehe! — Du gehörst zu den Geretteten! — Gewiß nicht physisch Geretteten, sondern moralisch Geretteten. Denn Ersteres waren ja auch die neun andern.

§. 99.

Charakterzüge Jesu in Lucas Evangelium.

Die Alten nannten das Evangelium Johannis das geistige (πνευματικον), und legten dadurch demselben eine besondere Tendenz und eine eigene Manier bey, die es von den andern merkbar unterscheide. Es bedarf keiner weitläuftigen Entwickelung, um diesen unterscheidenden Charakter des Johanneischen Evangeliums einzusehen. Am besten würde man ihn vielleicht durch den Ausdruck: poetisch und my-

tisch — versteht sich im edlen Sinne des Worts — bezeichnen. Der nämliche Geist, der in der Apokalypsis den zu erwartenden Triumph des Christenthums anschauete, stellt in dem Evangelium die Thaten und Reden Jesu historisch dar. Aber die Geschichte ist hier nur das Vehikel der höhern Anschauungen des Apostels, das sinnliche Mittel seiner geistigen Vermählung mit dem gefeyerten Gegenstande seiner Darstellung, deren Zweck ist, zu zeigen: daß und wie das ewige Wort zur Erde herniederkam und sich mit der Menschheit vereinigte.

Daher wird das Menschliche zwar oft zart und bis ins Detail ausgemalt, aber nicht um sein selbst willen, sondern um die höhere Verklärung des Gottes im Menschen desto sinnlicher darzustellen *).

Das Evangelium des Matthäus könnte man das hebräische oder das messianische nennen. Es ist im edlen hebräischen Geiste geschrieben; dem Verfasser schwebte Jesus der Messias und die nun durch ihn und in ihm erfüllten Hoffnungen Israels vor der Seele, obwohl man ihm deßhalb nicht den bestimmten Vorsatz zuschreiben darf, daß er durch dasselbe einen dogmatischen Beweis für die Messiaswürde Jesu habe aufstellen wollen. Er konnte Jesum nur in dieser Hauptbeziehung sich denken, und dieses hat auch auf die Oeconomie seines historischen Berichts den Einfluß, daß er ihn bald als den lehrenden Propheten, bald als den Wunderthäter, bald als strafenden Reformator abgesondert darstellt, und Begebenheiten, Reden und Parabeln aus verschiedenen Zeitperioden, ohne die Veranlassung derselben anzugeben, zusammenordnet.

Diese Ansicht bewirkte zugleich, daß er manche kleinere Begebenheiten, die Jesum grade nicht als den Messias charak-

*) Eine nähere Entwickelung des Johanneischen Mysticismus würde hier am unrechten Orte stehen.

teristren, übergieng. Denn wenn er auch manches, was Lucas erzählt, nicht wußte, — und da die Apostel nicht immer in Jesu Gesellschaft waren, so konnten sie auch nicht alles wissen; — so bemerken wir doch auch nirgends bey ihm ein Bestreben, kleinere, Jesum blos als Menschen charakterisirende Züge, deren er unstreitig mehrere wußte, aufzuzeichnen, als ob das Menschliche bey ihm vor dem Göttlichen verschwunden wäre. Die Folge wird dies noch deutlicher zeigen.

§. 100.

Lucas hatte wieder einen andern und weitern Gesichtspunct. Er war nicht eigentlich, wenn man so sagen mag, auf den Glauben, daß Jesus der Christ sey, verpflichtet worden. Der Glaube an Jesum, den Messias, war vielmehr aus ihm selbst hervorgegangen, als Folge einer genauern Kenntniß des Lebens, der Thaten und Lehren Jesu, und ließ ihm also auch, als Historiker, eine freyere und weitere Ansicht. Lucas schrieb in der spätern Periode, als schon die Religion und das Bekenntniß Jesu sich weiter ausbreitete; er konnte die Wahrheit, daß Jesus der erwartete Messias sey, als angenommen und des fernern Beweises unbedürftig voraussetzen, und hatte demnach den Zweck, eine Geschichte des Lebens Jesu auf Erden, in so fern ihn seine Quellen dabey unterstützten, nicht aber blos eine Darstellung Jesu, des Messias, zu geben. Wir dürfen daher bey ihm mehrere Begebenheiten erwarten, die zur Charakteristik Jesu, des Menschen, und seiner Umgebungen, so wie des Zeitalters der Entwickelung des Christenthums gehören, und manche Anecdota, die eben durch die Zeitferne mehr Wichtigkeit und Werth erhielten. Diese würden die dritte Gattung der dem Lucas eigenthümlichen historischen Angaben ausmachen.

§. 101.

Man könnte das Evangelium des Lucas in der angegebenen Hinsicht und in Vergleichung mit Matthäus und Johan-

nes das menſchliche oder das hiſtoriſche, im edlern Sinne, nennen. — Er bindet ſich an keine vorher abſtrahirte Ordnung der Begebenheiten, um ſie zu einem einzigen Reſultat zu vereinigen, ſondern folgt blos einer ſich von ſelbſt darbietenden hiſtoriſchen Ordnung, und wo ihm dieſe fehlt, ſchaltet er mehrmals ſeinen Vorrath fragmentariſch nach Gutbefinden ein. — Dann iſt ihm auch keine Begebenheit und Notiz, ſobald ſie einen Charakterzug Jeſu darſtellt, oder in ſo fern ſie mit den Verhältniſſen Jeſu und ſeinem Wirkungskreiſe in einiger Verbindung ſtehet, unwichtig genug, um ſie zu übergehen. Und eben auf dieſer ächthiſtoriſchen Form beruht der große und eigenthümliche Werth ſeines Evangeliums.

Wie vieles würden wir blos durch den Verluſt der intereſſanten Begebenheit aus der Kindheit Jeſu, ſeinem Aufenthalte im Tempel, verloren haben, die aus den andern Evangelien wegbleiben konnte, die Lucas aber nicht übergehen durfte? Und dies läßt ſich von allen noch ſo klein ſcheinenden, ſeinem Evangelium eigenthümlichen Nachrichten behaupten. Jeder einzelne neue Zug zu einem ſolchen Charakter, jedes einzelne Wort aus einem ſolchen Munde — was könnte jedem Verehrer des Heiligen, jedem Freunde des Guten und Schönen theurer und werther ſeyn? *)

*) Auch dadurch würde das Evangelium Lucas nichts von ſeinem Werthe für uns verlieren, wenn man auch dem Verfaſſer deſſelben, wie Michaelis (Einl. S. 78 u. a. O.) will, nicht die höhere Leitung der andern apoſtoliſchen Evangeliſten, ſondern nichts weiter, als die Glaubwürdigkeit eines Profanſcribenten zugeſtehen wollte. Die Kirchenväter, um dieſer Behauptung vorzubeugen, nahmen bekanntlich an, Paulus habe den nicht inſpirirten Lucas unterſtützt.

§. 102.

Schon aus den oben (§. 97 f.) angeführten Wundern Jesu, die blos Lucas beschreibt, leuchtet es hervor, daß er nicht blos den Zweck hatte, Jesum als den Messias und Gottessohn, sondern vielmehr ihn als den Menschensohn und in seiner besondern Art und Weise, z. B. als Wohlthäter u. s. w. darzustellen, und einzelne zarte Nebenumstände und besondere Charakterzüge Jesu in seine Geschichte zu verweben, und uns dadurch ein anschauliches Bild seines Handelns und Wirkens zu geben. Lucas ist deßhalb auch der einzige, — hier und da den Johannes ausgenommen, bey welchem es jedoch nicht Zweck, sondern vielmehr Folge seiner versinnlichenden und malerischen Darstellungsmethode ist, — der uns von manchen häuslichen Verhältnissen Jesu Nachricht giebt. So meldet er allein die Begebenheit aus Jesu zwölftem Lebensjahre; er giebt uns den Grund an, warum Jesus nicht seine Vaterstadt Nazareth, sondern Capernaum zu seinem Aufenthaltsorte wählte; er zeigt uns ihn öfters in der Gesellschaft und an der Tafel der Pharisäer u. s. w.

Man könnte von Lucas sagen, so wie er in der Apostelgeschichte den Apostel Paulus, so begleite er in seinem Evangelium Jesum auf seinen Reisen. So wie er dort zuweilen äußerst umständlich ist, um die Lebensweise des Apostels, seine Reden und lepida dicta, seine Art, wie er sich gegen Menschen von allerley Rang und Ständen benahm, sein Kommen und Abschiednehmen u. s. w. zu schildern: so auch in seinem Evangelium. Und dieses ist nicht bloße Vergleichung, sondern Lucas charakterisirt sich durch mehrere Züge und Umstände seines Evangeliums als einen solchen, welcher beschreibe, wie Jesus im Lande umhergieng, um wohlzuthun. Er begleitet Ihn von Ort zu Ort, und vom 9ten Cap. Vers 51 an beschreibt er allein die Reisen Jesu in Galiläa, ehe er zum letzten Mahle nach Jerusalem kam (Cap. 13, 22. 17, 11.). Kein Evangelist meldet so oft das Gehen und

Kommen Jesu von einem Orte zum andern *), und überall, wo er kann, bezeichnet er diese Wanderungen Jesu durch besondere Umgebungen oder durch eigene Charakterzüge.

§. 103.

Jesu Verhältniß zu weiblichen Personen.

Zu diesen besondern Zügen aus dem Leben Jesu gehören die Nachrichten, welche Lucas von den weiblichen Personen giebt, die mit Jesu in irgend einer Verbindung standen. Lucas allein hielt es der Mühe werth, die Frauen näher zu bezeichnen, die Jesum auf seinen Wanderungen begleiteten und von ihrem Vermögen unterstützten, und auch nach seinem Tode ihn mit köstlichem Balsam salben wollten. Als ob Lucas darthun wollte, daß Jesus gegen alle Arten von Menschen, und eben so sehr gegen das weibliche als männliche Geschlecht, freundlich und liebevoll gewesen sey, führt er öfter als die andern Evangelisten Freundinnen und Anhängerinnen Jesu auf. So setzt er zu den Cap. 8 namentlich angeführten noch hinzu: und viele andere.

Er allein hat die liebliche Schilderung der lebhaften Dankbarkeit der geretteten Sünderin, die in dem Hause des Simon ihm zu Füßen fällt, sie in der Bewegung ihres Herzens erst mit Thränen benetzt, mit ihren Haaren trocknet, und dann erst die Salbung, weßhalb sie kam, vollendet (7, 36. f.). In welchem Glanze erscheinen im Anfange seines Evangeliums die beyden Mütter, des Weltheilandes und seines ernsten Herolds, Maria und Elisabeth. Ihnen wird zuerst das

*) Selbst in der Versuchungsgeschichte scheint Lucas sich zu der ihm eigenen, freylich nicht so guten Stellung der Versuchungen, als die des Matthäus, durch die Localordnung haben verleiten lassen. Er läßt Jesum von der Wüste auf das Nächste, einen Berg, und von da nach dem Tempel versetzt werden.

große Ereigniß der Geburt des Weltheilandes durch Engel kund gethan. Weiber preisen in wechselnden Lobgesängen die große Begebenheit, so wie ihnen zuerst die frohe Bothschaft der Auferstehung Jesu von höhern Geistern mitgetheilt und durch sie den Jüngern überbracht wird. — Eben so stellt Lucas dem begeisterten Greise Simeon im Tempel eine achtzehnjährige Prophetin, die er ausführlich nennt und beschreibt, gegenüber.

Ist es nicht auch merkwürdig, daß in der ganzen evangelischen Geschichte neben so vielen Feinden nirgends Feindinnen Jesu oder auch nur undankbare Weiber vorkommen, sondern überall, und selbst die Gattin seines römischen Richters, für die Sache Jesu sind? — Auf seinem Gange nach Golgatha begleitet ihn eine große Menge Volks — und die Töchter Jerusalems sind die einzigen, die (nach Luc. 23, 17.) um ihn wehklagen und den Unschuldigen beweinen. Zu ihnen wendet sich Jesus um, und vergilt dem gefühlvolleren Geschlecht sein Mitleid mit der rührenden Apostrophe, worin er ihr künftiges Schicksal und das Loos ihrer Kinder beklagt: die empfindlichste Seite, auf welcher das dem verderbten Volke bevorstehende Unglück sie, als Mütter, treffen würde. —

§. 104.

Sollte dieser Verwebung des weiblichen Geschlechts in die evangelische Geschichte, — die sich in der Folge noch mehr begründen wird — nicht eine noch tiefere Rücksicht, als die der genaueren Darstellung der Umgebungen Jesu, zum Grunde liegen? Nämlich eine solche, die durch eine genauere Kenntniß der Ausbreitung des Christenthums erzeugt und begründet wurde? — Unstreitig hatte das weibliche Geschlecht einen großen, wenn gleich stillen und unmerkbaren Einfluß auf die Ausbreitung des Evangeliums, das sich, ohne Gewalt und Revolution allmählich und still fortschreitend, nach der Weise, wie die Natur den Menschen ihre Segnungen hervorbringt,

zuerst in einzelnen Familien, und von ihnen über Völker und Nationen verbreitete, — eben so, wie alle Cultur und das gesellschaftliche Leben mit allem Guten, das damit verbunden ist, von einzelnen Familien ausgieng. Wenn der Hausvater durch seine Kraft der Familie Wein und Brod erwirbt und zuführt, ist es dann nicht die Hausmutter, welche den Kindern und dem Gesinde es austheilet *)? — Mußte nicht das feinere und schneller fühlende weibliche Geschlecht auch schneller durch eine Religion und Lehre und für dieselbe gewonnen werden, deren Wesen und Grundlage Liebe ist, und welche durch die zartesten und festesten Bande die Forderungen des moralischen Gefühls und Sittengebots mit der Religion verbindet, und, indem sie die ganze Menschheit veredelte, auch dem zarteren Geschlechte seine Rechte vindicirte? — Mußte nicht auch der Charakter des Stifters dieser Religion, in welchem sich der erhabenste Muth, die kraftvollste Standhaftigkeit mit dem zartesten Gefühl und der leisesten Sanftmuth vereinte, die Edlern dieses Geschlechts vorzüglich anziehen und gewinnen? — Alles dieses läßt uns mit Recht voraussetzen, daß das weibliche Geschlecht in den Händen der Vorsehung ein starkes Mittel wurde, wodurch sie das Christenthum in die stillen Kreise der Familien einführte und es den zarten Herzen der Kinder einflößte. Denn die Mütter sind bessere Elementarlehrerinnen der Religion und Sittenlehre, als die Väter. —

---

*) Nicht ohne Grund leiteten die Griechen die Einführung des Nützlichen und Schönen von weiblichen Wesen ab — von Athene und den Musen. Auch die ältesten Orakel kamen aus dem Munde der Weiber. Die alten Germanen hatten ebenfalls nur Prophetinnen, als ob sie dadurch andeuten wollten, daß die Natur diesem zartern Geschlecht ein zarteres Gefühl des Wahren und einen schärferen und helleren Blick in die Zukunft verliehen habe.

Auch die erste Geschichte des Christenthums bestätigt diese Vermuthungen und erhebt sie zur historischen Wahrheit. Die Mutter des Timotheus erzog in ihrem trefflichen Sohn den Aposteln einen thätigen Gehülfen (Act. 16, 1. 2. Timoth. 3, 14.); — Lydia, zu Philippi, ließ mit ihrer Familie sich taufen, und bewirthete die Apostel; — in Thessalonich findet der von den Juden verschmähte Apostel Beyfall und Anhang bey nicht wenigen der vornehmsten griechischen Weiber (Act. 17. 4.); Vers 34 nennt Lucas unter den wenigen Athenern, die sich zur Lehre Jesu bekannten, auch eine Frau, Damaris; in Corinth fand Paulus eine Gehülfin in der Priscilla (Cap. 18. u. 26. Röm. 16, 3. Act. 21. 9. Röm. 16, 12. u. a. m.); der zweyte Brief Johannes ist an ein edles Weib gerichtet.

Wenn Lucas in seiner Apostelgeschichte mehrere Weiber anführt, die sich zum Christenthum wandten, und die Apostel kräftig unterstützten, so mußte er dieses thun, weil ihre Unterstützung für die Ausbreitung des Christenthums äußerst wichtig war, wie auch aus den Paulinischen Briefen und Grüßen hinlänglich erhellet, und weil die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums dieses erforderte. Aber in seinem Evangelium thut er es wahrscheinlich, um sie zu ehren, und auch im ersten Beginn der christlichen Lehre, zu Jesu Lebzeiten schon, sie als solche auszuzeichnen, wie sie sich nachher bewiesen. Denn Lucas schrieb unstreitig sein Evangelium mit einem ruhigen historischen Totalüberblick und Pragmatismus damals, als er schon der Ausbreitung desselben über den ganzen Erdboden gewiß war, vielleicht in einem ununterbrochenen Zeitraume mit seiner Geschichte der Apostel, die er gleich darauf folgen ließ.

So wie wir diesem ruhigeren historischen Ueberblick des Ursprungs und der Folgen der Lehre Jesu unstreitig mehrere einzelne Begebenheiten aus dem Leben Jesu verdanken, so kann man mit Wahrscheinlichkeit ebenfalls die ehrenvolle, ihm

besonders eigene, mehrmalige Aufführung des weiblichen Geschlechts in seinem Evangelium davon herleiten.

§. 105.

Beyspiele.

Außer den schon vorher angeführten Begebenheiten dieser Art gehört auch hieher die Erzählung der blos von Lucas aufgezeichneten Salbung der dankbaren geretteten Sünderin, die man gewöhnlich für Maria Magdalena hält, im Hause des Pharisäers Simon (Luc. 7, 35. f.). Mit welcher Zartheit und Liebe schildert hier der Evangelist das erschütterte Dankgefühl des Weibes, im Gegensatz des kalten Pharisäers, und die strenge Wahrheit, womit Jesus diesen, so wie die sanfte Schonung, womit er jene, seine von nun an für immer gewonnene Jüngerin behandelt!

Selbst die kleinsten Züge verschmäht der bedächtige Evangelist nicht, wenn er dadurch den Beyfall, den die Lehre Jesu bey dem zartern und kindlichern Geschlecht erhielt, bestätigen und dasselbe ehren zu können glaubt, z. B. in der kurzen Erwähnung einer Frau, die Jesu auf eine eigene Weise ihren Beyfall bezeigt (Cap. 11, 27. 28.). Während Jesus mit den hämischen Pharisäern und dem ungläubigen Volke beschäftigt ist, erhebt sich plötzlich aus dem Haufen eine weibliche Stimme, und ruft mit mütterlichem Gefühl und weiblichem Enthusiasmus: Selig ist der Leib, der dich getragen, die Brust, die dich gesänget hat! Jesus ehret diese Stimme durch die schöne Antwort: Ja! selig, die Gottes Wort hören und bewahren! wodurch er ihren Enthusiasmus in eine bleibende Stimmung und feste Annahme der göttlichen Lehre zu verwandeln sucht (και Φυλασσοντες).

Vor allem aber gehört hieher die Anecdote, die blos Lucas hat, Cap. 10, 38 — 42., von dem Besuche Jesu bey seinen Freundinnen, Maria und Martha. Herr Paulus

hat in seinem Commentar III, 717 ff. diese kleine Begebenheit vortrefflich entwickelt, und in ihr eigenthümliches Licht gesetzt, dessen sie so sehr bedurfte, da man sie sonst im pedantischen Rabbinenton, nicht aber im humanen Ton der Umgangssprache, zu lesen pflegte. Lucas nahm diese Anecdote in sein Evangelium auf, ohne durch vorhergehende Umstände dazu veranlaßt zu seyn, also blos um ihrer selbst willen. Und sie war es wahrlich wohl werth. Sie zeigt uns Jesum in einem freundlichen Familienzirkel, und ist die schönste Einleitung zur Auferweckungsgeschichte des Lazarus (Joh. 12). Alles athmet in der kleinen Begebenheit den freundlichsten Familiengeist, sowohl die scherzende Anklage der Hausfrau, Martha, die sich vor ihm hinstellt und fragt: Wie kannst du das zugeben (οὐ μελει σοι), daß mich meine Schwester so allein wirthschaften läßt? Befiehl ihr, daß sie mich auch einmal ablöse! Als auch die Antwort Jesu: „Martha, Martha, du machest dir viel zu schaffen! Es bedarf ja nur Eines Gerichts! Das Hauptgericht, gleichsam die Hauptschüssel, die Würze des Mahls, — das freundschaftliche Gespräch nämlich — hat sich Maria gewählt. Wir dürfen ihr dieses doch nicht nehmen!“ — Das ist der zarte Hauch, der über diesen Scenen liegt, mit ihm ist das ganze Gemälde vermischt.

Schwerlich machte Jesus, wie Herr Paulus will, eben jetzt erst die Bekanntschaft dieser beyden Schwestern. Die scherzende Anklage der sonst nicht so zutraulichen und häuslichen Martha scheint eine längere und vertrautere Bekanntschaft vorauszusetzen. Die Evangelisten, welche Augenzeugen davon waren, erwähnen dieses Umganges Jesu mit dieser Familie vielleicht deßhalb nicht näher, weil Jesus hier nicht auffallend außerordentlich, sondern nur in seiner gewohnten freundlichen und menschlichen Manier war. Die eigene Weise, in welcher die Evangelisten Jesum in dieser Familie auftreten und handeln lassen, und das, was Johannes bey der Auferweckung des Lazarus beyläufig in seiner eigenen Manier davon meldet,

erhebt diese Vermuthung eines längern vertraulichen Umgangs Jesu mit dieser liebenswürdigen Familie zur Gewißheit.

§. 106.

Die Vergleichung der Schilderungen dieser Familie bey beyden Evangelisten ist zugleich eine merkwürdige Bestätigung der historischen Glaubwürdigkeit und Wahrheit der evangelischen Nachrichten, auch in den kleinsten Nebenumständen und Charakterzügen. Martha und Maria erscheinen in beyden als ein Paar schöne weibliche Seelen, aber von ganz verschiedenem Charakter. Martha ist ein gewöhnlicher weiblicher Charakter, eine gutmüthige, wirthschaftliche Hausfrau (wahrscheinlich jetzt eine Wittwe), thätig und überlegsam. Diese häusliche, wirthschaftliche Thätigkeit, die ein „stetes Gehen und Kommen, Heben und Tragen" erfordert, und ein gutmüthiges Wohlwollen gegen die Genossen und Freunde des Hauses und dieser wechselsweise gegen sie, füllet ihr ganzes Herz aus. Sie hat daher keine lebhafte, höhere Bedürfnisse des Geistes und Herzens — gewohnt an eine regelmäßige, ununterbrochene Thätigkeit, die außerdem immer von einem Gegenstande zum andern übergeht, genießt sie einer großen Stille der Seele, die nicht leicht heftig erschüttert und aus ihrem Gleichgewicht gebracht wird, und sich an nichts mit Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit fesselt, und eben so wenig zu großen Erwartungen und Aussichten aufgelegt ist. — Ganz anders Maria, wahrscheinlich die jüngere, unverheirathete Schwester. Sie zeigt durchaus viel Idealisches; in ihr regen sich höhere, geistige Bedürfnisse; — sie handelt weit affectvoller, und liebt mit einer Art von Leidenschaftlichkeit. Wenn Martha die Lehre Jesu liebte, weil sie gut war, und weil andere gute Menschen ihr beystimmten, so war Maria ihr zugethan, weil sie erhaben und groß war. Martha liebte Jesum als Freund des Hauses und weil er so gut und freundlich war; Maria zugleich ihn als den erhabenen Gottessohn! —

Man sage nicht, daß dieses blos gesuchte Antithesen seyen! Man vergleiche die Evangelisten, vorzüglich Joh. 11. — Als der Bruder Lazarus gestorben war, und viele aus Jerusalem zu der angesehenen und beliebten Familie kommen, um sie zu trösten, so vernimmt Martha bald von ihnen, daß auch Jesus komme; Maria weiß nichts davon, sie sitzt im Hause *). Martha geht ihm entgegen; wärest du hier gewesen, sagt sie, so wäre mein Bruder nicht gestorben. Aber ich weiß, daß dir Gott geben wird, was du bittest, setzt sie hinzu, als ob sie an irgend einen andern Ersatz dächte. Denn daß Jesus ihn auferwecken würde, glaubt sie, wie die Folge zeigt, keineswegs. — Als Jesus ihr sagt, ihr Bruder würde wieder belebt werden — antwortet sie mit einer eigenen Naivetät aus dem kleinen Schatze ihrer religiosen Kenntnisse (V. 24). — Ja auch da, als Jesus sie um ihren Glauben befragt (Vers 26) — antwortet sie gewissermaßen nicht aus sich selbst, aus ihrem eigenen Herzen, sondern mit den Worten der Gesetzlehrer (Vers 27). — Darauf entfernt sie sich, und sagt der Maria heimlich — als ob sie etwas Köstliches hätte, das Andern verborgen bleiben müßte — als ob es der Geliebte der Maria wäre: — Jesus ist da! er ruft dich. Vermuthlich hatte Jesus nach ihr mit Besorgniß gefragt. Welche malerische Eile im 29sten Vers! Sie hört es, steht schnell auf, kommt zu ihm! Selbst die Zuschauer finden das schnelle Aufstehen und Fortgehen der in Kummer versunkenen Maria auffallend, und erklären es sich nur aus ihrer heftigen Traurigkeit (Vers 31). „Sie will zum Grabe gehen," sagen sie, „um da zu weinen!" Und nun ihre Ankunft

*) Martha empfieng also wahrscheinlich die Fremden aus Jerusalem vor dem Hause, auf dem mit Bäumen besetzten Platze, wo die Morgenländer sich oft aufzuhalten, Fremde zu empfangen ꝛc. pflegten (s. Joh. 1, 49.). Dies beweiset ihre weniger heftige Liebe und Trauer. Ein kleiner, doch wichtiger Zug!

bey Jesu, wie ganz in ihrem Charakter! Sie fällt ihm zu Füßen, weint, die sie begleitenden Juden weinen mit ihr bey diesem Anblick, und auch Jesus wird erschüttert und seine Thränen fließen. — Darauf verstummt sie gänzlich in der Erzählung und auch unstreitig in der Begebenheit selbst. — Nur Martha läßt noch am Grabe sich hören, und zwar ganz wieder in ihrer Art und Weise. Das: Herr, er mag schon in Fäulniß übergegangen seyn — er liegt schon vier Tage im Grabe! konnte nur aus ihrem Munde kommen. — Wer könnte das Wahre und Malerische in dieser Schilderung verkennen!

§. 107.

Vergleicht man nun mit diesem im Johannes so bestimmt ausgesprochenen Charakter die kleine Erzählung des Lucas, welche Uebereinstimmung findet sich dann in allen Zügen! — Wie malerisch ist auch diese ganze Begebenheit erzählt! Martha empfängt Jesum; sie zerarbeitet sich in der Zubereitung des Essens — denn dieses wird recht stark ausgedrückt, sowohl in den Worten des Erzählers, als Jesu selbst — es ist, als sähe man sie! — Maria sitzt unterdeß zu Jesu Füßen und hört seine Rede. Martha ehrte und liebte Jesum, aber sie verstand ihn nicht ganz. Maria ehrte und liebte, und verstand ihn. Selbst in dem ἐπιστᾶσα („dazu hertretend mit hausmütterlicher Gebehrde," wie es Herr Paulus umschreibt), dem Gegensatze von παρακαθίσασα, erscheint sie als die geschäftige, unstäte Schaffnerin, redselig und betriebsam!

Durchaus schweigend sitzt während der ganzen Scene die edle Maria! Welch ein lieblicher Contrast! In der Antwort Jesu liegt allerdings ein freundlich und scherzend gesagter und ernstlich gemeinter Vorwurf, eben so gut wie Joh. 11, 40. *)

*) ἔπαιζεν ἅμα σπουδάζων, welches Xenophon vom Socrates sagt, kann man auch von Jesu sagen.

— Unstreitig nahm sie ihn mit der Gutmüthigkeit auf, wie solche Personen pflegen, die in nichts Arg haben, und das Resultat war wohl, daß die übersleißige Hausfrau wieder zu ihren Geschäften und häuslichem Wesen sich wandte. Denn sie gehörte zu den Menschen, die es so weit gebracht haben, als sie es bringen können. — Die Geschichte ist völlig vollendet. Maria sagte nichts, Lucas konnte sie also auch nichts reden lassen — was Jesus mit ihr sprach, wußte Lucas nicht, und gehört auch nicht hieher; und Martha — gieng nach Jesu Antwort wahrscheinlich wieder zu ihrer häuslichen Arbeit.

§. 108.

Diese kleine, anspruchlose Begebenheit ist auch noch wichtig in Rücksicht einiger Folgerungen, die sich, ohne ihr Zwang anzuthun, aus derselben für die evangelische Geschichte herleiten lassen. Schon die Aufnahme dieser häuslichen Scene in eine evangelische Geschichte beweiset ein eigenes Zartgefühl des Verfassers für das leisere Schöne und Gute, und begründet eben durch diese Zartheit seines Gemüths zugleich die davon unzertrennliche Wahrheitsliebe desselben, so wie es uns wieder von der andern Seite einen eigenthümlichen Charakterzug des bescheidenen und anspruchlosen Evangelisten darstelle. — Ferner zeigt diese Geschichte, daß Lucas nicht eigentlich darauf ausgieng, Jesum als den großen Wunderthäter und jüdischen Messias darzustellen, sondern daß seine Absicht war, blos eine Geschichte Jesu zu geben, und ihn so darzustellen, wie er war, lebte und handelte. Er nimmt also auch jede andere Begebenheit aus Jesu Leben auf, sobald sie Jesum einigermaßen charakterisirt, und trägt sie in dem nämlichen Ton und derselben Form vor, wie jede andere. Da es nun wohl schwerlich jemand einfallen wird, die Wahrheit dieser Begebenheiten und die Wahrhaftigkeit des Schriftstellers in der Darstellung derselben zu bezweifeln, so wird man auch, wenn man sich nicht selbst widersprechen und der Inconsequenz schuldig machen will,

ihm eben dieses in andern Begebenheiten zugestehen müssen. Mit Recht kann man hier von der Treue und Gewissenhaftigkeit im Kleinern auf die Treue im Größern schließen. Endlich liegt auch ein großer Beweis für die Wahrhaftigkeit und historische Treue der Evangelisten in der, aus einer Vergleichung derselben untereinander (wie z. B. hier des Johannes und Lucas) hervorgehenden, genauen Uebereinstimmung der Charaktere der Personen, die sie handelnd darstellen, ohne daß sie jedoch die Absicht hätten, Charaktergemälde zu geben, oder das Mindeste hinzuzufügen, was den Leser in seinen Urtheilen über dieselben leiten sollte und könnte. Sie erzählen blos Geschichte, sie erzählen verschiedene Handlungen von einer und derselben Person, und dennoch bleiben die Personen selbst bis in den kleinsten Zügen immer die nämlichen, sie fallen niemals, weder in ihren Reden noch Handlungen, aus ihrem Charakter. — Beydes erreicht nur der Dichter in seinem Kunstwerk, indem er sich selbst und seinem Ideal treu bleibt, und mit besonnener Kunst seine Charaktere ausmalt, — oder der wahre Historiker, indem er der Geschichte treu bleibt. Treffen nun mehrere von einander unabhängige Historiker in der Darstellung eines Charakters in verschiedenen Momenten und Begebenheiten auf das genaueste überein, so ist dieses der größte Beweis ihrer Treue und Wahrheit. In der Johanneischen Geschichte der Auferweckung des Lazarus erscheinen Martha und Maria auf das genaueste in dem nämlichen Charakter, wie in der kleinern Scene des Lucas. Sie hängen gewissermaßen wie Ein Ganzes zusammen — wie eine Knospe und die entwickelte Blume, und die Wahrheit wird bestätigt durch den Mund zweyer Zeugen von unbefangener Treue und Wahrheitsliebe! Welchem unbefangenen Leser der evangelischen Geschichte wird sich nicht bey allen Charakterdarstellungen derselben diese Bemerkung von selbst aufdringen, und ihn mit Bewunderung gegen diese einfältigen Erzähler und ihre Consequenz und Treue erfüllen!

§. 109.

§. 109.

Ueber die Darstellung der heitern Reden und Urbanität Jesu.

So wie jede Begebenheit, so kann man auch die angeführte kleine Erzählung des Lucas von verschiedenen Seiten betrachten, je nachdem man sie als ein Ganzes, oder auch in Beziehung auf die Hauptperson sich denkt. Im letztern Fall kann man wieder sein Hauptaugenmerk auf die Handlungsweise oder auch auf die Art und Weise der Rede dieser Hauptperson richten. Jenes ist eben geschehen, und Jesus erscheint in äußerst freundlicher, liebenswürdiger Gestalt im Kreise einer guten Familie. Merkt man auf die Form seiner Worte, so kann man diese mit Recht unter die Lepida Dicta Jesu zählen, und auch Herr Paulus erkennt darin eine attische, ich möchte lieber sagen Socratische, Feinheit und Urbanität. — Daß Jesu auch diese Eigenschaft des Geistes oder die Gabe des Witzes in vorzüglichem Grade eigen gewesen sey — wer wollte das bezweifeln? Viele seiner Parabeln, mehrere seiner Antworten und Reden sind Meisterstücke des Witzes, aber freylich eines Witzes, der nicht sich selbst zum Zweck macht, sondern erleuchtet und erwärmt oder die Bösen und Feinde des Guten ernstlich straft *). — Daß Jesus sich auch dieser freundlichen Naturgaben öfter, als die Evangelisten melden, in freundschaftlichem Umgange mit seinen Geliebten, und nicht blos in seinen Parabeln und Gleichnissen, wird bedient haben, ist mit Grund vorauszusetzen. Nur hat man weniger in der Entwickelung der evangelischen Geschichte darauf Rück-

*) Ich möchte wünschen, ein anderes Wort als Witz und Scherz von Jesu gebrauchen zu können, weil jene Ausdrücke durch öftern Mißbrauch einigermaßen entadelt sind. Allein ich weiß kein anderes, und der Mißbrauch sollte den Werth eines Ausdrucks eben so wenig als den einer Sache verkleinern.

ſicht genommen, und dies wohl vorzüglich, weil man beſorgte, Jeſum dadurch zu ſehr zu den Menſchen herabzuziehn, und ſeiner höhern Würde zu nahe zu treten, wenn man ihm eine Eigenſchaft beylegte, der wir unter allen Geiſtesanlagen die wenigſte Achtung zu beweiſen pflegen. Allein jene Beſorgniß, ſo verehrungswerth ſie auch in ihrer Quelle iſt, hat dennoch keinen Grund. Nur dem Mißbrauche oder dem ſelbſtgefälligen und zweckloſen Spiel mit dieſer Naturgabe konnte man jenen Vorwurf machen. Wenn aber Jeſus ſie mit Weisheit und zu erhabenen Zwecken anwendet, ſo muß ihn uns dieſes um deſto liebenswürdiger machen. Beyſpiele und eine genauere Entwickelung werden dieſes deutlicher zeigen.

§. 110.

Unſtreitig gehört zu dieſen ſanftlächelnden Scherzen Jeſu z. B. das Wort Jeſu an die treuherzigen Fiſcher auf dem See Geneſareth und den beſtürzten Petrus: Von nun an ſollt ihr Menſchen fiſchen! — So auch der Aufruf Jeſu an den Jünger (Matth. 8, 22. Luc. 9, 60.): Laß die Todten ihre Todten begraben *)! — Wer erkennt nicht in der Antwort Jeſu an

*) Dieſe Worte Jeſu ſind manchem anſtößig geweſen, weil Jeſus hier einem natürlichen und lebenswürdigen Gefühl widerſpreche, und zugleich dadurch der Ehrfurcht gegen die Eltern Abbruch thue. Deßhalb hat man dieſe Worte auf mancherley Art zu deuten geſucht. Herr Bolten will nach einem Syriasmus: Laß die Todtengräber die Todten begraben! — Allein wie matt und kalt! — Herr Paulus meint, man könne hinzudenken: Laß mich erſt meinen kranken Vater bis zu ſeinem Tode verpflegen! — Allein dies liegt doch nicht in den Worten, auch wäre dann der heitere Aufruf Jeſu noch ſtärker der Mißdeutung ausgeſetzt. Man nehme alſo die Worte, wie ſie daſtehen! — und ich finde etwas Großes und Erhabenes in dieſen ſcherzenden Worten — ſie ſind zu vergleichen mit einem: Hodie apud inferos coenabimus! — Ein großer Plan, ein muthvoller Entwurf kann nicht ausgeführt und zur Vollendung gebracht werden, wenn man auf dem

die Jünger Johannis, welche ihn fragen, warum er und seine Jünger nicht fasten, das freundliche Lächeln, womit er schonend ihren auf Nationalvorurtheilen beruhenden Einwurf beantwortet, und dann in einem heitern Gleichnisse, und nicht in einem beleidigenden Geradezu! ihnen sagt, das Neue müsse ganz neu seyn, alles Flickwerk könne nichts frommen! (Matth. 9, 15. f. Luc. 5, 35. f. — Und wenn er Joh. 11, 11. sagt: Unser Freund Lazarus schläft, und die Jünger dieses wörtlich nehmen — und er sich mehrmals dieses freundlichen Bildes von der ernsthaftesten Sache bedient, und fröhlichscherzend vom Tode spricht — wer wollte es ihm denn absprechen, daß er auch zur rechten Zeit das circum praecordia ludere verstanden habe *).

§. 111.

Solche kleine Züge und Scenen aus dem Leben eines grossen Menschen haben für den Verehrer desselben ungemein viel Reizendes und Anziehendes. Es sind gleichsam die mit Blumen übersäeten lieblichen Thäler zwischen den erhabenen Alpen. — Bloße Erhabenheit und Größe erfüllt unsere Seele

---

Wege zum Ziele sich unaufhörlich umschaut und rechts und links säehet, ob man auch irgendwo anstoße, irgendwo ein Ceremoniel verletze. Dies sagt Jesus selbst in dem von Lucas dieser Aufforderung — vielleicht absichtlich zur Erklärung — angereiheten Gleichniß, Cap. 12, 62. Es giebt Menschen, die bey großen Anlagen doch einige kleinliche Charakterzüge haben. Gesetzt, es war hier ein solcher — ein Jacobus an Muth, aber ein Petrus in der Anhänglichkeit an dem Aeußern — wie sehr war denn Jesu Aufforderung an ihrer Stelle — es war ein paete non dolet! —

*) Hierhin gehört auch das Wortspiel, dessen sich Jesus nicht selten bediente — — ferner die neuen significativen Namen, die er seinen Jüngern gab, Boanerges — Petrus — Matthai, so die ganze Rede mit der Samariterin und nachher mit den Jüngern am Jacobsbrunnen, beym Johannes. Alles dieses muß in fröhlicher Weise, in Leben und Geist, nicht im Buchstaben aufgefaßt und empfunden werden.

mit Bewunderung und Staunen; — Erhabenheit mit Güte verbunden erweckt in uns Ehrfurcht und Liebe, — darum stellte Jesus die Gottheit unter dem Bilde eines Vaters dar. — Erhabenheit und Güte in einem menschlichen Wesen erweckt ebenfalls in uns Liebe und Ehrfurcht, aber noch nicht dasjenige Vertrauen, das uns Muth gäbe, uns ganz zu ihm hinzuneigen und uns an ihn anzuschließen und ihn für einen unsers Gleichen zu halten. Dazu wird erfordert, daß ein solcher erhabener und göttlicher Mensch — ich möchte sagen — etwas nachlasse von seiner Größe, und durch ein freundliches Lächeln und ein heiteres Spiel von dem Großen, womit seine Seele beschäftigt ist, auszuruhen scheine. Wir meinen alsdann, ein solcher sey uns gleichsam wiedergegeben und unser Bruder geworden. Auch der freundliche Witz gehört zu diesem Ausruhen, zu den erholenden Spielen des ernsten Verstandes. Deßhalb würde er in Reden, die man der Gottheit beylegen wollte, in dem Moment der Ausführung eines erhabenen großen Planes, sehr unschicklich seyn. Hingegen in einem großen Charakter ist er ein freywilliges Verzichtleisten auf seine Größe, eine Herablassung von seiner ursprünglichen Würde, und für uns gewissermaßen ein Ausruhen von dem Hinaufsteigen zu der Charakterhöhe eines solchen göttlichen Mannes. Deßhalb sind uns solche kleine Scenen des häuslichen Lebens, und solche Reden und Züge, die uns Jesum blos als Menschen zeigen — so schätzbar. Jesus ist auch hier wieder in Beziehung auf seine Jünger und Geliebten in dem freundlichen Verhältnisse eines Vaters zu seinen Kindern. Ein freundliches und spielendes Herablassen zu diesen wird ihn nicht erniedrigen, sondern erhöhen *).

*) Daß unsere Exegeten dergleichen Züge und Scenen aus dem Leben Jesu oft ganz anders und so unglücklich erklärten, kam daher, weil sie durch ihr dogmatisches System

§. 112.

Daß uns die Evangelisten seltener solche Züge und Scenen aus Jesu Leben geben, hat theils seinen Grund in dem ästhetischen Charakter der hebräischen Nation, welche durch die große Idee der Einheit Gottes, durch das ewig wiederkehrende ernste Einerley ihres Ceremonienwesens und durch den steten Rückblick auf die Urgeschichte und auf heilige Hymnen und Weissagungen für das Große und Erhabene, nicht aber für das Leichtere, Schöne und Angenehme gebildet ward; theils in dem Charakter Jesu, bey welchem man, in so fern jeder menschliche Charakter durch ein Temperament modificirt wird, dasjenige als Grundlage ansehen könnte, wovon Aristoteles sagt, daß es das Temperament aller großen Menschen sey, nämlich das melancholische *), und der durch die Größe seines erhabenen Plans, durch den traurigen Anblick des Verfalls seiner Nation, und durch den Kampf mit unendlichen Schwierigkeiten, und durch die unaufhörlichen Verfolgungen seiner Zeitgenossen und der Vorsteher der Nation, immer mehr zu dem heiligen Ernste gestimmt wurde, der selbst von dem Fröhlichen so leicht zur Wehmuth übergieng (z. B. Matth. 9, 15. 16. ꝛc.); endlich auch in der Hauptabsicht und Ansicht, welche die Jünger bey der Verfassung ihrer evangelischen Nachrichten leitete. Sie wollten nämlich Jesum

---

gewöhnt waren, Jesum blos als die dritte Person der Trias sich zu denken, und daher — folgerecht nicht anders erklären konnten. — Die Evangelisten dachten aber anders. —

*) Dieses haben auch die Evangelisten so aufgefaßt und dargestellt. Sie stellen Jesum mehrmals weinend, aber, welches merkwürdig ist, niemals lächelnd dar, obgleich man wohl mehrmals, z. B. vor dem: „Martha, Martha!“ das ἐμβριμᾶσθαι mit Recht in Gedanken supplirt darf. Freylich möchte Einem auch dieses von Exegeten, die Ihn, wie z. B. Lampe (Comment. in Joh.), auch nicht wie andere Menschen weinen lassen, höchlich verdacht werden.

vorzüglich als den Gottessohn, als den erhabenen Messias und Stifter des neuen Gottesreiches darstellen. Es war ihnen also eigentlich und zunächst um das Wundervolle, Große und Erhabene des Auferstandenen zu thun, — ihre Seele war mit dem Ganzen zu sehr beschäftigt, als daß sie auf das Kleinere hätten merken können. Das Kleinere war gewissermaßen auch in ihnen, — und sie ahndeten nicht, wie dieses dem spätern Leser äußerst interessant, und eben durch die Verbindung mit dem erhabenen Ernst in Jesu Charakter und mit dem großen Plan, der immer seiner Seele vorschwebte, zu etwas Großen werden würde.

§. 113.

Schon in der bloßen Idee, das ganze Menschengeschlecht in Religion und Sittenlehre gänzlich zu reformiren, alle Menschen zur reinsten Gottesverehrung und zur reinsten Sittlichkeit zu führen, liegt etwas so göttlich Großes, daß sie allein den Dichter, der sie nur blos mit seiner Phantasie ergriffen hätte, würde unsterblich gemacht haben *). — Jesus ergriff zuerst diese Idee — er wußte, daß sie ihm nichts als die bittersten Verfolgungen zuziehen und ihm sein Leben kosten würde, und dennoch ließ er nicht von ihr ab, er vollführte, was er anfieng, und — was seiner Seelengröße die Krone aufsetzt — that es mit der größten Besonnenheit, in heiterer Stille, und konnte im freundlichen Umgange mit seinen Vertrauten das Ansehen haben, als ob er seines großen Endzwecks auf eine Zeitlang zu vergessen vermöchte.

*) Man vergleiche hierüber die bekannte vortreffliche Schrift von Reinhard, „Versuch über den Plan, den der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschheit entwarf" — ein Büchlein, das der Verfasser dieser Schrift nicht ohne die innigste Dankbarkeit für die Belehrung, die es ihm schon als Jüngling mit so vielen andern gewährte, nennen kann.

Wie kann man bey einem solchen Charakter auch nur die entfernteste Spur von Schwärmerey und Selbsttäuschung vermuthen? Grade in diesen kleinscheinenden Charakterzügen und Scenen seines Lebens hat uns die Geschichte den unumstößlichen Beweis dieser Wahrheit aufbewahrt. Er, der die Kindlein zu sich kommen ließ, sie auf seine Arme nahm, sie herzte und segnete, und dann zu seinen Jüngern sagte: Wenn ihr nicht werdet, wie diese Kindlein, so könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen! bewies eben dadurch die kindliche Einfalt seines Herzens und Geists, und daß er nicht von einer Idee beherrscht wurde (schwärmte), sondern sie selbst mit der größten Seelenruhe beherrschte, und neben seinem erhabenen Gedanken alles Menschliche in ihm Raum genug hatte. — Dank also dem Evangelisten Lucas, daß er uns mehrere dieser kleinen lieblichen Scenen aus dem Leben Jesu aufbewahrte! *)

Sein Plan bey der Verfassung seines Evangeliums war weniger beschränkt, als der der andern Evangelisten, und wenn freylich auch bey ihm die Darstellung Jesu, als des Gottessohns und Messias, die Hauptsache seyn mußte, weil Jesus als solcher in seinen letzten Lebensjahren auftrat, und meistentheils so handelte: so wollte er ihn doch nicht beweisend also darstellen, weil dieses damals nicht nöthig war, und darum schloß diese Ansicht Jesum, den Menschen, keinesweges aus. Ihn, den entferntern Historiker, der vielleicht Jesum nicht persönlich gekannt, wenigstens doch nicht zu seinen Vertrauten gehört hatte, mußte auch das Kleinere, das er von ihm erfuhr, lebhafter interessiren. Er stand in einer weitern Entfernung von Jesu, und dies ge-

*) Es ist hiermit nicht gesagt, daß Lucas dadurch neue Charakterzüge in Jesu dargestellt habe, die wir bey den andern Evangelisten nicht finden, sondern nur, daß Lucas uns mehr Belege dazu gab! —

währte ihm natürlich eine weitere Umsicht. — Er konnte und durfte sich kürzer fassen in Rücksicht mancher Lehrvorträge Jesu (z. B. der Bergpredigt), zugleich aber umständlicher in manchen Begebenheiten seines Lebens seyn.

§. 114.

Ueber die Ironie in den Reden Jesu.

Ein Gegenstück zu jenem kleinen lieblichen Gemälde, wo Jesus im Kreise einer guten, liebenswürdigen Familie erscheint, und freundlichscherzend sich mit ihr unterhält, gab uns Lucas in einer andern Begebenheit, die eben so sehr Jesum unter seinen Feinden charakterisirt, wo er sich der bitteren Ironie bediente. —

Es scheint beym ersten Anblick in der Redeform, die wir Ironie nennen, etwas zu liegen, das sich zu dem Decorum, in welchem wir uns Jesum zu denken durch seine sonstige Handlungsweise und seinen Charakter uns gezwungen fühlen, nicht gänzlich passen will. Dieses Gefühl des Unschicklichen beruht aber wohl blos auf einem einseitigen und unvollständigen Begriff, den wir uns von Ironie bilden. Es giebt eine boshafte Ironie, (so wie einen boshaften Witz) — Sarcasmus, welche, aus Groll und Selbstsucht entspringend, eigene Erhöhung und Kränkung Anderer zum Zweck hat. Eine solche ist jedem edlen Sinne fremd, mit Herzensgüte und menschenfreundlichem Charakter unverträglich. Wir finden auch nicht die entfernteste Spur derselben in Jesu Reden und Leben.

Es giebt aber auch zweytens eine Ironie, welche Widerlegung einer falschen Behauptung zum Zweck hat, und durch eine einfache Aufstellung eines falschen Satzes, der sich von selbst widerlegt, diesen Zweck erreicht, und durch den Contrast, indem sie das Falsche im schlichten Ton der Wahrheit vorträgt, — das Grundlose der Behauptung um desto

auffallender macht. So sagt z. B. *) Socrates zum Aristipp, der darin seine Freyheit und Glückseligkeit setzt, daß er zu keiner bürgerlichen Gesellschaft gehören, sondern überall als Fremdling und Gast leben will, um ihm das Abgeschmackte seines Vorsatzes zu zeigen: „Das ist trefflich erdacht! denn seit Skirne und Sinis (Räuber, welche Theseus tödtete) todt sind, thut niemand den Reisenden und Fremden etwas mehr zu Leide!“

Auch im neuen Testament finden sich Ironien dieser Art, z. B. Marc. 7, 9.: „Das machet ihr schön! Gottes Gebot hebet ihr auf, um eure Satzungen zu erhalten!“ — Hiezu rechne ich auch Luc. 11, 41., und übersetze: Indeß, das Inwendige — gebt nur Allmosen, und dann seht! wie alles so rein ist! — Wie euch (ὑμῖν) alles so schön entgegenblinkt, ohne daß euer Gewissen euch eure Mahlzeiten, die ihr von den Thränen und dem Schweiße der Wittwen und Waisen haltet, durch seine Vorwürfe verderben könnte **)! Bey solchen Menschen, wie die Pharisäer waren, ist der ironische Spott eben so sehr an seiner Stelle, als im Munde des Elias (1 Kön. 18, 27.) zu den Baalspfaffen, vor ihrem Götzen: Rufet lauter, vielleicht ist er in Gedanken, oder über Feld, oder er schläft! — Wo alles Gefühl für Wahrheit und Recht erstorben ist, da erzürnt die Wahrheit, — sie fühlt sich zu stolz, um vergeblich in ihrem einfachen und edlen Ton zu re-

*) Xenoph. Memor. L. II. c. 1. §. 14.

**) Auch Augustin erklärt diese Stelle so: Videtur Christus vanam ostentationem Pharisaeorum salse taxare, qui cum haberent animos pessimis cupiditatibus obnoxios, interim datis eleemosynis contidebant, se meros semideos esse. — Die Allmosen waren bey den Pharisäern die wahren — um sie mit einem schönen Ausdruck des Tacitus zu benennen — delinimenta vitiorum — die Versüßungen der Vorwürfe ihres eigenen Gewissens und der Goldschaum ihrer Heucheley vor den Augen des Volkes; Shakespear's überzuckerter Teufel.

den. Spottend stelle sie sich neben dem Lug, und redet in seiner Sprache, auf daß dieser vor ihrem Glanz desto verächtlicher erscheine, und selbst dann, wenn die Wahrheit sich ihm gleichstellet, vor ihr verbleiche und in sein Nichts verschwinde. —

§. 115.

Jesus hätte nicht müssen das lebendige Gefühl für Recht, Wahrheit und Tugend gehabt haben, nicht den Abscheu vor Gleißnerey und Raubsucht, der seine große Seele erfüllte — oder die Evangelisten müßten in den Verdacht kommen, daß sie uns nicht die authentischen Reden Jesu überliefert hätten, wenn sie Jesum nicht auch spottend über den gräulichen Unfug dieser verderbten, nur auf Verderben sinnenden Menschenart, uns dargestellt hätten. Die feinere Socratische Ironie wäre hier übel angebracht gewesen. Denn diese jüdischen Sophisten waren ein weit schlimmeres und verderbteres Geschlecht, als die Attischen, mit welchen Socrates zu kämpfen hatte; Socrates bestritt nur Irrthümer des Verstandes, womit man ein unregelmäßiges Leben beschönigte; Jesus absichtliche Verfälschungen ewiger Wahrheiten, die aus einem verdorbenen Herzen, aus dem offenbarsten Lastersinn entsprangen; und endlich — ohne beyde Männer auch nur in Rücksicht ihrer verschiedenen Charaktere zu vergleichen — Socrates lehrte nur eine consequente Lebensweisheit, Jesus eine göttliche Religion *).

*) Dieses Urtheil könnte hart scheinen: es ist aber doch nur, nach des Verfassers Ansicht, ein selbst gelinde ausgedrücktes suum cuique. Socrates lehrte keine Religion, sondern ließ die Staatsreligion gänzlich auf sich selber beruhen, wie Xenophon in seinen Memorabilien umständlich beweiset, und bequemte sich pünctlich nach ihren Vorschriften. Nur suchte er mehr Consequenz in dieselbe zu bringen, indem er theils diejenigen Mißbräuche, die bey näherem Nachdenken als in sich selbst absurd erscheinen mußten, als solche darstellte, z. B. wenn er zeigte, es sey thöricht, die Götter um solche Dinge zu befragen, die man selbst wissen könne, oder zu

§. 116.

Noch eine andere Art Ironie ist diejenige, wo derjenige, der sich derselben bedient, Belehrung oder Zurechtweisung von

---

glauben, die glänzenden Opfer der Reichen wären ihnen angenehmer, als die geringen Opfer der einfältigen Armuth, u. s. w.; theils dadurch, daß er dasjenige näher entwickelte, was schon in der Idee einer Gottheit liegt, nämlich: daß ihre Göttlichkeit, eben so wie die Vorzüglichkeit eines Menschen im Geiste, im Verstande und Willen bestehe, daß sie folglich weise, gerecht, gütig u. s. w. sey, und daß auch die Menschen, die ihr gefallen wollen und nach eigener Würde streben, trachten müssen, der Gottheit in jenen geistigen Vorzügen ähnlich zu werden. — Selbst die Einheit des höchsten Wesens lehrte Socrates (ich nehme Xenophon als die beste Quelle) nirgends ausdrücklich und im Gegensatz der Abgötterey der Athener. Er sprach von Göttern und Gottheit (δαιμονιον) im Allgemeinen, wie schon längst Philosophen und Dichter gethan hatten, ohne der bestimmten Einen Gottheit dieses, einer andern jenes beyzulegen und zuzuschreiben, wie es die mythische Religion der Griechen that. Der heidnische Philosoph, der Einheit und Harmonie in seine Gedanken brinat, und die Welt als Ein Ganzes betrachtet, kann auch nicht anders als unbestimmt reden von Göttern oder Gottheit. Er fühlt bey diesem gewohnten Ausdruck, den er als ein Collectivum nimmt, keinen Widerspruch mit sich selbst, welches der Fall seyn müßte, wenn er sich der Benennungen Zeus, Apollon, Athene ꝛc. wie die Volksreligion, abgesondert bedienen wollte.

Jene collectiven Ausdrücke können Statt finden in dem dämmernden Mittelzustande, wo der abergläubische Polytheismus allmählich zu dem reinen Monotheismus übergeht; und in diesem Mittelzustande befand sich Socrates, jedoch so, daß er sich durch die Stärke seiner Vernunft dem Letztern anschloß, wenn er durch Gewohnheit, Erziehung und als Bürger von Athen noch bey dem Polytheismus in so fern gehalten wurde, daß er sich nicht laut und gänzlich von demselben lossagte. Nur in dem Zustande einer ihm eigenen mystischen Begeisterung mochte er sich zu der reinern Anschauung der Gottheit gänzlich über Gewohnheit und Volksglauben erheben. —

irgend einem Irrwege zum Zweck hat, und deßhalb sich nach dem Zustande und dem Charakter desjenigen, den er von seinen Irrwegen ableiten will, in seiner Denk- und Redeweise scheinbar accommodirt, und ihn auf diese Art dahin leitet, wohin er ihn haben will. — So leitet Socrates — denn ich berufe mich hier wieder auf den Meister in der ironischen Kunst — den Euthydem, einen Jüngling von trefflichen Anlagen und gutem Herzen, der aber nur zu sehr von sich selbst eingenommen war, und eben deßhalb jede weitere Belehrung in seiner Selbstgenügsamkeit von sich wegwies, dadurch wieder auf den rechten Weg, daß er den jungen Mann durch die Umschweife einer Sophistik, womit derselbe sich selbst täuschte, herumführte, und endlich zur Selbstkenntniß und zu dem Gefühl und Geständniß brachte, daß er eigentlich noch gar nichts wisse, und der Belehrung weiser und verständiger Menschen sehr be-

---

Die Anklage gegen Socrates lautete auch nicht so, daß er nur Ein höchstes Wesen lehre, sondern daß er diejenigen nicht für Götter halte, die der Staat als solche anerkenne. Wirklich war auch die Anklage selbst nur ein Vorwand, und die eigentliche Ursache seiner Verdammung zum Tode lag vielmehr in der damaligen politischen Verfassung Athens und in den Privatbeleidigungen der tyrannischen Demagogen, deren Verfahren Socrates direct und indirect tadelte. — Daß Socrates auch keine eigentliche Moral lehrte, sondern vielmehr eine feine Lebensweisheit, die durch eine gleichmäßige Ausbildung des Körpers und der Seele eine harmonische, süße Ruhe im Gleichgewicht beyder bewirken sollte: dieses zeigt theils der ganze Geist und Ton seines Vortrages und seiner Lehre, theils die Vermischung und Gleichstellung politischer Vorschriften mit den Regeln des sittlichen Verhaltens, theils auch das lärere Nachgeben in einigen Puncten, wo die Moral strenge fodert und gebietet. Man vergleiche z. B. Mem. I, 3, 14. Symp. IV, 38. — Das καλὸν κἀγαθὸν bezeichnet eigentlich das Schöne, Anständige und Nützliche — und daß selbst die ἀρεταὶ dem griechischen Weisen nur Mittel zum Zweck war, beweiset unter andern Stellen Mem. IV, 2, 11. f. —

dürfe, wenn er zu dem Zweck gelangen wolle, den er schon erreicht zu haben sich vorher einbildete *). — Zu dieser Art von beschämender Dissimulation gehört wahrscheinlich die Unterredung Jesu mit den Pharisäern über den 110ten Psalm, Matth. 22, 41. f. (cf. Paulus Comment. 3. Th. a. h. L. und Stolz Anmerkungen). Vielleicht auch die nächtliche Unterredung Jesu mit Nicodemus (Joh. 3), wo Jesus ihm durch das dunkle Gewand, in welches er seine Reden verhüllt, seine eigene Lichtscheue vorzuhalten, und durch die gewählte Einkleidung seiner Belehrungen den Nicodemus von dem, ihm vielleicht von seiner Secte mitgetheilten und angehauchten, Eigendünkel heilen zu wollen scheint. — Darauf deutet der Ausruf Jesu: Du bist ein Lehrer in Israel, und weißt das nicht! (Vers 10) — die Anrede Jesu an ihn in der mehrern Zahl, wodurch er die ganze Pharisäersecte zu umfassen scheint, — die Hinweisung auf das alte Testament, und der ganze Geist dieser Rede. — Daß Jesus mannigmal mit Vorbedacht in unverständlichen Reden sprach, sagt er selbst und ist also nicht zu bezweifeln.

---

*) Cf. Xenoph. Memor. IV, II. — Aus dem angegebenen Gesichtspunct, glaube ich wenigstens, muß man diesen Dialog ansehen. Auch sagt Xenophon, daß Socrates, nachdem er seinen Zweck erreicht, in der Folge nicht mehr den Jüngling in Verwirrung gesetzt (διαπεφευγεναι), sondern ihn einfach und deutlich (ἁπλουστερα κ. σαφεστερα) belehrt habe. — Jenes erstere ironische Verfahren nennt Xenophon sehr passend κινειν, gleichsam schütteln, durch Bewegung die retrimenta, die Schlacken von dem Guten im Menschen sondern. Merkwürdig ist auch der Umstand, daß der Jüngling, der traurig, niedergeschlagen und sich selbst verachtend (καταφρονησας ἑαυτου) von Socrates weggieng — nachher — sein eifriger Schüler und Begleiter ward. — So keimte auch oft nicht plötzlich, sondern nach und nach das Samenkorn, das Jesus in einen zwar vernachlässigten, aber nicht verdorbenen Boden mit leiser Hand ausstreute. —

§. 117.

Endlich giebt es noch eine Art von Ironie, die bitterer ist, als alle andere, und sich gradezu über durchaus unmoralische Menschen, die der Besserung nicht fähig sind, ergießt, und dadurch einem lebhaften Unwillen und zürnendem Gefühl in der Brust eines edlen verfolgten Mannes Luft macht, und vorzüglich dann sich gegen jene Menschen äußert, wenn sie unter der Larve der Frömmigkeit ihre niederträchtigen Absichten und ihre teuflische Denkungsart, und unter dem Deckmantel der Freundschaft und des Wohlwollens ihre boshaften Plane und Tücke zu verbergen suchen. Die laute und starke Aeußerung dieses Gefühls, das auf die Empfindung des wahren und hohen Menschenwerthes und den Eifer für Wahrheit sich gründet, ist eben so wenig dem edlen, kraftvollen Manne unanständig, als der lebhafte Ausdruck seiner frohen Empfindungen beym Anblick einer schönen Seele oder einer edlen, großmüthigen Handlung. Vielmehr ist sie ein Beweis seines lebendigen Interesse für das Gute und Schöne, und der großen Kraft, die in seinem Innern wohnt, und durch Herzensgüte und Sanftmuth des Geistes gebunden, aber beym Anblick des Unrechts und Frevels desto kräftiger aufgeregt wird *). — Wie sollten

*) Diese letztere Art von Ironie trägt selbst den Charakter des Erhabenen an sich, und kann mit Recht zu dieser Gattung in der Poesie gerechnet werden. Auf einen Unglücklichen angewandt, wird sie daher auch zum Abscheulichen und Gräßlichen — so wie das Gegentheil von Segen Fluch ist, z. B. in dem Spott der Juden Matth. 27, 40. Marc. 15, 29. — Wegen ihrer Erhabenheit findet man diese Redefigur häufig im Munde Jehovens, und in den stärksten Schilderungen der Propheten sehr oft gebraucht. Beyspiele siehe bey Glais Philol. Sacr. L. V. T. I. c. 5. Bey den Griechen finden wir sie oftmals in den Tragikern, und unter den Historikern bey keinem so kraftvoll, als bey dem erhabenen und edlen Tacitus. — S. auch Klopstocks Messias, 4. Ges., in der Rede des Phi's, Beyspiele von bitterer Ironie.

wir nicht auch dieſe Aeußerung des inneren Kraftgefühls aus dem Munde eines Mannes erwarten, der in der Blüthe ſeines Lebens mit hohem Heldenmuth den erhabenſten, größten und wohlthätigſten Plan in ſeiner Seele entwarf, und ſich bey jedem Schritt, den er zur Ausführung deſſelben that, von einer menſchlichen Vipernbrut umringt ſah, die in ſich ſelbſt gegen jedes Gute abgehärtet, auch noch dem edlen Retter der Menſchheit mit gleißneriſchen Tücken den Weg vertrat! —

§. 118.

Nirgends ſind auch deßhalb die Reden Jeſu kraftvoller, als wenn er gegen jene Heuchlerzunft auftritt. Er — der die Sanftmuth ſo ſehr pries, und ſich ſelbſt mit dem größten Rechte den Sanftmüthigen nennen durfte, — Er, der die ewig wiederkehrenden Schwachheiten ſeiner Jünger mit der gelindeſten Nachſicht ertrug, und mit der größten Geduld ſie ausbildete, — wie ganz anders erſcheinet er hier! Seine Rede brauſet wie ein Gewitter daher, der feinſte und ſchneidendſte Witz erhellet gleich einem Blitzſtrahle die Nacht und Finſterniß, in welche dieſe elenden Menſchen ſich vor den Augen des Volkes verſteckten, und trift gerade die dunkelſten Regionen ihrer Seele und ihre geheimſten Tücke mit unwiderſtehlicher Gewalt. Man leſe die Reden Jeſu gegen die Phariſäer mit Aufmerkſamkeit (z. B. Matth. 23. Luc. 11. u. a.) — und bewundere die Energie und die Gewandtheit ſeines Geiſtes, die Wahl ſeiner Worte und Bilder, die Stärke des Ausdrucks! — Jeſus verfolgt ſie überall, öffentlich und in ihren geheimen Schlupfwinkeln, und ſchildert ſie mit den lebendigſten, treffendſten Farben. Auf den Straßen wandeln Je gravitätiſch in ihren langen Gewändern, mit ihren breiten Gebetriemen und Zizith, und buhlen um die Größe und Ehrenbezeugungen des Volks; — in den Synagogen und bey den Gaſtmählern ſuchen ſie die erſten Plätze — um nämlich durch dieſen äußerlichen Nimbus deſto mehr die Menge von

sich zu entfernen, daß sie nicht in ihr Inneres schaue, und desto geduldiger sich beherrschen und berauben lasse. — Sie beten mit großem Geräusch, und lassen ihre Allmosen ausposaunen. — Unterdeß verschlingen sie die Güter der Wittwen und Waisen. — Sie legen Andern die schwersten Lasten auf, und sie selbst rühren nicht daran. — Sie maßen sich die Schlüssel des Himmels an — aber, statt ihn zu öffnen, verschließen sie ihn sich selber und Andern; — sie laufen und rennen, um einen Proselyten zu machen — aber sie machen ihn zu einem noch ärgern Höllenkinde, als sie selbst sind. — Sie seihen Mücken und verschlucken Kameele. — Sie bringen den Zehnten von Kümmel und Anis, und — verschlingen die Habe der Armen; — sie gleichen von außen den übertünchten Gräbern, und sind inwendig voll Moder und Graus. — Sie haben alle Menschlichkeit verschworen, — es sind keine Menschen mehr — sie sind eine Brut der Vipern und Nattern! u. s. w. u. s. w.

Wie durfte eines Zimmermanns Sohn, der einzeln dastand in seiner Armuth, es wagen, so gegen einen Stand aufzutreten, der die Repräsentanten und Beherrscher des jüdischen Staates ausmachte; der in den Augen des Volks bis dahin für eine Gesellschaft heiliger Männer gegolten hatte; der mit den Herodianern und Römern durch die feinste Politik sich vereinigte; und sich keine, auch die schändlichsten Mittel versagte, um zu seinem Zweck zu gelangen! — Und alles dieses wagt Jesus nicht um sein selbst, sondern um des Heils der Menschheit willen: Erst mußten das Ansehn und die Gewalt dieses Heuchlergeschlechts, das mit der Wahrheit im Finstern einen Handel trieb und sie verfälschte, zernichtet, und der Boden von diesem Unkraut gereiniget werden, ehe die herrliche Pflanze einer geistigen und sittlichen Religion Wurzeln fassen und emporkeimen konnte. Jesus sahe voraus, daß er das Opfer dieses muthigen Angriffs werden würde, ja er wollte dieses. — Denn mit seinem Heldenmuth, vor welchem

chem sie sich lichtscheu verkrochen, hätte er leicht ihrer politischen Existenz ein Ende machen können, wenn auch er hätte politisch gegen sie auftreten wollen; — er wollte es, weil sein Tod zugleich der Tod und letzte Prophetenmord dieses Geschlechts seyn sollte. —

§. 119.

Eben dieser laute und starke Angriff auf die herrschende Partey der Priester, Pharisäer und Volksbeherrscher gehörte zu den überdachtesten, weisesten und unumgänglich nothwendigen Maßregeln und Mitteln, um seinen Plan durchzuführen und sein moralisches Reich auf Erden zu gründen. Schon dieses beweiset hinlänglich, daß Jesus in den Invectiven auf ihre moralische Verderbtheit nicht einem aufwallenden Affect folgte, sondern mit kaltblütiger Ueberlegung auch hier Ausdruck und Form der Rede wählte und abwog. Dies beweiset ferner auch der Umstand, daß er bey verschiedenen Veranlassungen sich immer hierin gleichblieb, und das Nämliche in ähnlichen Ausdrücken wiederholte, und daß er von diesen heftigen Aeußerungen seines gerechten Unwillens sogleich wieder auf die sanfteste Art sich an das Volk oder seine Jünger wenden konnte (z. B. Luc. 13, 34.).

Es waren also mit nichten tobende Ausbrüche der Leidenschaft, wobey sich die Gebehrde verstellt, sondern der kraftvolle Ausdruck einer großen edeln Seele, die dem Lug und Trug mit besonnenem Heldenmuthe die Larve abzieht; — nicht das Sprudeln eines erhitzten Schwärmers und Phantasten, sondern die Sprache eines vom Gefühl für Wahrheit und Recht begeisterten Propheten, in dessen Munde jedes Wort zu einem Hammer wird, der die Felsen zertrümmert. Also nicht nur dem Charakter Jesu völlig anständig sind diese Reden, sondern auch seinem Geiste und Charakter so sehr angemessen, daß wir in ihnen die Aufbewahrung der eigensten Worte Jesu hier von den Evangelisten anerkennen

müssen, und aus denselben einen neuen und kräftigen Beweis für die Wahrheit und Aechtheit ihrer Ueberlieferungen herleiten können.

Denn diese Reden Jesu sind auch in Rücksicht ihrer Form so vollendet und original, daß sie noch weit weniger von seinen Jüngern erdichtet seyn konnten, als die Meisterwerke eines Homers die Erfindung eines spätern Grammatikers seyn können. Sie sind dieses so sehr, daß man vielleicht eben so gut die Gedächtnißfehler oder etwanigen eigenen Einschiebsel der Evangelisten in ihnen würde erkennen und ahnden können, als der genaue Kenner des Homers die spätern Glosseme von dem Originalwerke leicht unterscheidet. — Die Folge wird diesen Gegenstand noch einmal herbeyführen.

§. 120.

Verschiedene Zwecke der antipharisäischen Reden Jesu.

Die Sorgfalt, womit die Evangelisten Matthäus und Lucas die antipharisäischen Reden Jesu aufbewahrt haben, zeigt, welchen Eindruck sie sowohl auf die Vertrauten Jesu, als auf das Volk und die Pharisäer müssen gemacht haben. Sie sind auch in vieler Hinsicht sehr merkwürdig. Sie mußten erstlich den Jüngern und dem Volke sehr auffallend seyn, als Beweise eines kühnen Heldenmuthes Jesu, der es wagte, gegen diese, in den Augen des Volkes mit einem heiligen Nimbus umgebenen, Gewalthaber der Nation so aufzutreten, und sie grade an ihrer empfindlichsten Seite anzugreifen und als die Urheber und Pfleger des allgemeinen Verderbens öffentlich anzuklagen. Jesus erscheint hier wie ein Elias, der zur Zeit des Götzendienstes die Religion Jehovahs vertheidigte, aber zugleich weit größer und kühner, als jener Prophet. Denn Elias brauchte nur auf die Höhen zu weisen, und die auf ihnen errichteten Götzenbilder wurden die sichtbaren Zeugen, daß er Wahrheit rede; — er trat gegen

einen Unfug auf, dessen jedermann sich schuldig fühlte; — er hatte den Beyfall des Volks, und durfte durch dieses die Baalspfaffen abschlachten; — er trat als Prophet und Anachoret auf, und sein härenes Gewand und lederner Gürtel gab ihm Ansehen. Wie ganz anders Jesus? Er enthüllte an den ersten und angesehensten Personen des Staats die verborgenen Schlupfwinkel des Herzens, die vor ihm keiner kannte, und die sie unter dem Schein der Heiligkeit und der Decke Mosis schlau zu verbergen wußten. Er tadelte nicht öffentliche, in die Augen springende Mißbräuche und Abweichungen von Mosis Gesetz, sondern die geheime Verdorbenheit des Willens, im Finstern schleichende und geschminkte Laster der Oberhäupter des Volks. — Er griff diejenigen an, die beym Volke im größten Ansehn standen, und die wenigstens das sklavischgesinnte Volk in ihren Fesseln hielten. — Er unterschied sich nicht durch sein Aeußeres, nicht durch Kleidung, strenge anachoretische Lebensweise, Aufenthalt in der Wüste und andere äußere Dinge, die gewöhnlich mehr, als alles Innere, den großen Haufen imponiren, und was auch dem Johannes einen so großen Anhang erwarb! — Welch ein erhabener Heldenmuth! Wie mußte seine Beredsamkeit und der Glanz der Tugend, der ihn umstrahlte und schützte, jene Menschen ergreifen, daß sie es nicht wagten, offen und frey gegen ihn aufzutreten, sondern nur durch Ränke ihn suchten bey dem Volke verächtlich und verhaßt zu machen und meuchlerisch ihn aus dem Wege zu räumen! —

Es mußte ferner den Jüngern und dem Volk sehr auffallend seyn, wenn sie diese antithetischen Reden Jesu mit seinen didactischen Vorträgen verglichen. — So sanft, herablassend, ruhig und freundlich er in diesen erschien, so erhaben, feurig und ernst war er in jenen. Man vergleiche das „Selig sind" der Bergrede mit dem „Wehe" gegen die Pharisäer! Was kann contrastirender seyn, als diese Reden aus Einem Munde, und zugleich wahrer! Je inniger und ruhiger

die Liebe zum Guten und Wahren ist, um desto lebhafter äussert sich der Abscheu vor dem Bösen und der Lüge. Schon dieses auffallenden Contrastes wegen mußte es den Jüngern angelegen seyn, diese Reden in ihrem Gedächtniß und nachher in ihren schriftlichen Berichten aufzubewahren, und sie vollendeten dadurch das Charaktergemälde ihres großen Lehrers, der mit dem einfachen Sinn und der ruhigen Freundlichkeit eines Kindes die Kraft und den Eifer eines Helden in sich vereinte.

§. 121.

Endlich mußten diese Reden auch für seine Vertrauten noch ein besonderes Interesse haben, als Beyspiel Jesu. Muthige Bekämpfung des Irrthums und Verbreitung der ihnen von Jesu anvertrauten Wahrheit war ihre künftige Bestimmung. Ersteres war eben so nothwendig als Letzteres; ja, es mußte diesem vorhergehen, und war eben die gefährlichste Seite ihres Apostelamtes. Denn die ganze Welt lag im Argen; — bey den Juden herrschte das größte sittliche und religiöse Verderben; bey den Heiden, außer der allgemeinen Lasterhaftigkeit, noch die schnödeste und schändlichste Abgötterey *). — Mit beyden hieng die Staatsverfassung auf das genaueste zusammen; sie mußte mit der christlichen Lehre sich von selbst auflösen, und konnte nur durch den Aberglauben und die sittliche Verderbtheit in ihrer despotischen Gestalt erhalten werden. Die christliche Religion verkünden und Volksmeinungen antasten, war deßhalb eben so viel, als die Staatsverfassung untergraben. Dies verkannte selbst der weise Trajan nicht.

Hieraus nun folgte, daß die Verkünder der neuen Lehre am meisten und zuerst die Götter der Erde, die Fürsten, die Gewalthaber und die Priester zu ihren bittersten Feinden und Widersachern haben würden. Diesen standen Schwerter,

*) S. die treffende Schilderung Röm. 1.

Dolche, Gift und alles zu Gebot. — Und jene armen einfältigen Menschen hatten nichts, als das Wort des Evangelii und die Lehre des Auferstandenen. — Jesus sagte ihnen dieses oftmals vorher; er sagte ihnen auch, sie möchten nicht bange seyn, wie sie reden sollten, wenn sie vor Fürsten und Obrigkeiten stünden. Allein was würden bloße Worte und Versprechungen bey diesen Männern, auf welche der Buchstabe nur schwach wirkte, genutzt haben? Jesus mußte durch Handlungen zu ihnen reden — und so lebendig in ihnen wohnen! — μενειν ἐν αὐτοις. Er war auch hier ihnen Muster und Vorgänger! Grade in der Lage, in welche sie einst kommen sollten, befand er sich sein ganzes thätiges Leben hindurch.

§. 122.

Mit der jüdischen Staatsverfassung stand es noch schlimmer, als mit der römischen. Sie war damals eine völlige Anarchie, die nur deßhalb nicht von selbst zerfiel und in alle Greuel der Empörung eines Bürgerkrieges ausbrach, weil es eine unterjochte Anarchie war, die von den Händen der römischen Beherrscher und von der Furcht vor diesen noch zusammengehalten wurde. Destomehr schlichen alle Greuel einer solchen Verfassung wie die Pest im Finstern — destomehr mußten die herrsch- und habsüchtigen Demagogen, welche das arme Volk unterdrückten und von seiner Habe schwelgten, ihre Ränke und Tyranney verbergen, — um destomehr das Volk in der Unwissenheit zu erhalten und es mit einer Menge Ceremonien und den Geist niederdrückenden Gesetzen und Gebräuchen zu beschweren. — Sie mußten allen Geist zu tödten und nur den blinden äußern Cultus aufrecht zu erhalten suchen, — sich selbst aber in den Heuchelschein der Frömmigkeit und Rechtschaffenheit verhüllen — und die Religion immer mehr zu einem Mittel ihrer niedrigen Absichten herunterwürdigen, und, gegen alles sittliche und edle Gefühl durch Politik und Gewohnheit abgestumpft, alle Mittel aufbieten, um das

in sich selbst zerfallende und morsche Gebäude ihrer Selbstsucht und ihres Verfinsterungs- und Raubsystems durch ränkevolle Verbindungen (z. B. mit den Herodianern, welche die Pharisäer eigentlich haßten) zu erhalten. Deßhalb war es schon so gefährlich, sich von diesen Demagogen abzusondern, wenn mancher auch besser denken mochte — darum kam Nicodemus in der Nacht zu Jesu (Joh. 3) — deßhalb blieb er Mitglied des Synedriums, und mußte bey dem gerechten Vorschlag, niemand ungehört zu verdammen, sich von ihnen spottend sagen lassen: Bist du auch ein Galiläer! (Joh. 7. 52.) — deßhalb konnte Kaiphas, der Präsident des hohen Raths, nicht anders reden, als er Joh. 11, 49. thut. — Man kann also mit Recht behaupten, daß die damalige jüdische Verfassung in einem verderbteren Zustande war, als jede andere, und daß ein Angriff auf die Vorsteher und Machthaber derselben, eben durch ihre Ohnmacht gefährlicher war, und wegen ihrer Versticktheit mehr Muth erforderte, als jeder andere *).

§. 123.

Wie hätte also Jesus seinen Vertrauten ein größeres Beyspiel des erhabensten Heldenmuthes für die Sache Gottes und der Wahrheit geben können, als dadurch, daß er gegen diese Men-

*) Daß hier weniger Mordthaten verübelt, als man bey einer solchen Verfassung vermuthen sollte, kan eben in der Ohnmacht und Beschränktheit derselben. Wer weiß aber auch die heimlichen, welche die Geschichte nicht nennet? — und das Gewebe ihrer Herrschaft war auch so fein, und das Volk befand sich in einer solchen Sklaverey und Dummheit, daß keiner es sich einfallen ließ, gegen die Demagogen sich aufzulehnen. Sie mezzelten dagegen heimlich das Volk aus und zehrten von der Habe der Wittwen und Waisen. Sie waren es, welche dem jüdischen Volke den schrecklichen Untergang bereiteten, den Jesus so bestimmt vorherverkündigte, wo Tausende gemordet und die ganze Nation zertrümmert wurde.

schen und Gewaltigen auftrat, und das künstliche aber abscheuliche Gewebe ihrer Politik in seinen Grundfesten erschütterte! Daß er gerade um desto lauter gegen sie redete, je mehr sie ihn verfolgten! Daß er dieses auf eine so auffallende Weise that, und in einer so auffallenden starken Sprache! Daß er zu gleicher Zeit sich eben so sehr aller gewaltsamen Mittel enthält, obgleich, wenn er gewollt hätte, ihm diese genug zu Gebote standen! — Denn er hatte den Beyfall des Volks, sie wollten ihn mehrmals zu ihrem Anführer. Der hohe Rath fürchtete dieses, und Jesus bewies selbst durch die Austreibung des Wucherer- und Krämergesindels aus dem Tempel, die mit den Machthabern in Verbindung lebten, daß er auch dieses Mittel hätte anwenden können, wenn er gewollt hätte!

Aber er wollte kein irdisches Reich stiften, und nicht auf das durch und durch verderbte alte Gewand einen neuen Lappen setzen; sondern das morsche Gebäude seinem Sturze überlassend, wollte er die ächten Israeliten aus dem verfallenen Judenthume retten, und mit ihnen den stillen Bau eines unsichtbaren Reiches beginnen. Er setzte jenen Widersachern der Wahrheit blos die Kraft der Wahrheit entgegen! Die Waffen, womit er sie angriff, waren Worte und ewige Wahrheiten! Die Verfolgungen dieser Menschen blieben nicht aus! Sie griffen ihn von allen Seiten an — ließen keine Mittel unversucht, um ihn auf das schändlichste zu verläumden — seine Herkunft, seinen Charakter, selbst seine wohlthätigsten Handlungen und die offenbarsten Beweise seiner höhern Sendung anzuschwärzen, ihn als einen mit dem Satan Verbündeten darzustellen, ihm bey jedem Tritt Schlingen und Fallstricke zu legen, heimliche Mordplane und Complotte gegen ihn zu schmieden, und ihm auf allen Wegen aufzulauern, so daß er selbst oftmals vor ihnen entweichen mußte. Bey dem allen beharrte Er bey seinem festen Muth, und seine Reden wurden immer kühner und lauter! Je größere Schwierigkeiten ihn umringten, um desto fester hieng er an seinem göttlichen Plane!

Endlich siegten diese Feinde alles Guten über ihn — und nun — ihren Händen überliefert — gieng er wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und that seinen Mund nicht auf, und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz. So wie er vorher seinen Jüngern das erhabene Beyspiel des muthvoll für die Wahrheit und Gottessache Kämpfenden gegeben hatte, so gab er ihnen jetzt noch das erhabenere Beyspiel des muthvoll und still Leidenden. Nun kam kein Laut der Anklage und des Unwillens mehr über seine Lippen — seine Verfolger waren nun seine Richter — er gehorchte der Obrigkeit, und schwieg da, wo er ihnen hätte Vorwürfe machen müssen, wenn er geredet hätte. Dadurch bewies er, daß er nicht für sich und gegen seine Feinde, sondern für die Sache Gottes, für Tugend und Wahrheit und gegen die Verfälschung desselben gegen Bosheit und Laster gewirkt und gekämpft hatte! — Ja, er betete selbst für seine Feinde — und ehrte so noch in denen, die ihn verfolgten und tödteten, die Wahrheit, für welche er blutete!

§. 124.

Verschiedene Arten der antipharisäischen Reden.

Man kann demnach die antipharisäischen Reden Jesu in drey Classen eintheilen. Die erstern sind diejenigen, wo Jesus das politische und Religionsgebäude dieser Machthaber im Ganzen, offenbar, vor den Augen und Ohren des Volkes, angriff, ihre Denkungsart und Handlungsweise von der äussern scheinheiligen Hülle entkleidete und in ihrer Blöße darstellte. Hier verfuhr Jesus blos offensiv, mit kaltblütigem und bedachtsamem Hinblick auf seinen Zweck, und verwandte dazu die volle Kraft seiner Beredsamkeit. Denn erst mußte dieses Gebäude des Truges und der Scheinheiligkeit zerstört werden, ehe seine erhabene Religion zu dem jüdischen Volke durchdringen und Wurzel fassen konnte. — Bey diesen

Reden ſuchte er dem Volke einen richtigen Totalüberblick des ganzen phariſäiſchen verderbten, politiſchreligiöſen, Syſtems zu verſchaffen, und deßhalb trat er dann mit aller Energie der hinreißenden Beredſamkeit auf.

Von der zweyten Art waren diejenigen, wo er auf das Anſehen ihrer Ausſprüche und Satzungen bey dem Volke Rückſicht nimmt, und ſie alſo beſtimmt und kaltblütig widerlegt. Dahin gehört z. B., wenn ſie Jeſu den Vorwurf machen, daß er den Sabbath entheilige; wenn ſie das Volk bereden wollen, er treibe durch den Beyſtand des Beherrſchers des Dämonenreichs die Dämonen aus, u. ſ. w. *). Dann verfährt er blos defenſiv; er nimmt bedachtſame Rückſicht auf die Meinungen des Volks, und widerlegt die phariſäiſchen Einwürfe mit bewundernswürdiger Popularität, durch die Berufung auf die Geſchichte und den geſunden Menſchenverſtand.

Dieſe Art von Angriffen der Phariſäer iſt gewiſſermaßen eine öffentliche Anklage Jeſu vor dem Richterſtuhle des Volkes, und Jeſus alsdann in der Lage eines öffentlich Angeklagten, und als ſolcher vertheidigt er ſich. Seine Vertheidigungsreden, aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, ſind wahrhafte Meiſterſtücke. Welch eine Weisheit liegt z. B. in der Widerlegung des angeführten phariſäiſchen Vorwurfs, daß er ſeine Wunderhandlung durch Verbündung mit dem Beherrſcher des Satansreichs vollbringe! Es iſt blos eine einfache Appellation an den Menſchenverſtand.

Eine dritte Art der Reden Jeſu möchten diejenigen ſeyn, wo er es eigentlich ausſchließlich mit ſeinen Feinden und

*) Sie meinten es klug genug gemacht zu haben, daß ſie den gewaltigen Reformator mit dem erſten der Teufel verbündeten; es war Conſequenz darin, auch dachten ſie ihn um deſto gehäßiger darzuſtellen: aber ſie verrathen dadurch zugleich, wie hoch ſie ſeine Kraft und ſeine Angriffe anſchlugen, und wie ſehr ſie ihn ſcheueten.

Verfolgern, abgesondert vom Volke, zu thun hat, — wo sie ihn in irgend eine Schlinge zu locken suchen, oder was für eine Absicht sie dabey haben mochten — denn eine gute konnte es bey diesen geschwornen Feinden alles Guten nicht seyn. Jesus benimmt sich hier immer auf eine charakteristische Weise, und beweiset dann in seinen Reden jenen edlen Stolz und das hochherzige Selbstgefühl, das dem edeln großen Manne, gegenüber dem kleinlichen tückischen Heuchler- und Sklavensinn, der sich nicht in hellem Lichte zu zeigen wagt, sondern im Finstern schleicht, so wohl anstehet. Dieses edle Selbstgefühl Jesu äußert sich dann entweder in der Kürze und dem Treffenden seiner Antwort, wie z. B. in der meisterhaften Antwort, die er den zu ihm abgesandten verschmitzten Pharisäern und Herodianern giebt, da sie ihn über den Zinsgroschen befragen (Matth. 22, 15. f. Marc. 12, 13. f. Luc. 20, 20. f.); oder in einem zur rechten Zeit angebrachten Schweigen, z. B. Matth. 22, 41., wo er die versammelten Pharisäer durch die Frage über den Messias, als Davids Sohn, zum Verstummen bringt, aber auch selbst die Frage nicht auflöset; oder auch selbst in dem Tone seiner Rede, der einen kühnen und erhabenen Unwillen stark ausdrückt.

§. 125.

Zwey merkwürdige Dicten Jesu von der letzten Art hat uns Lucas aufbehalten. Sie sind beyde sehr charakteristisch, — indem sie Jesum in der Kraft des Geistes und mit dem Muthe darstellen, der ihm in so hohem Grade eigen war; ein Charakterzug, den man aber oft aus der Acht läßt, indem man ihn am meisten blos leidend sich denkt, und dabey wenig auf die Kraft der Seele achtet, die allein den Leidenden zu einem erhabenen Gegenstande unserer Beschauung und Bewunderung macht, und die Jesum bis zum letzten Hauche seines Lebens nicht verließ. Jesus gieng mehrmals den feindseligen Mitgliedern des hohen Rathes aus dem Wege, und wech-

selte seinen Aufenthalt, um ihren heimlichen Nachstellungen zu entgehn, und um nicht, wie sie vorhatten, meuchlerisch von ihnen ermordet zu werden. Aber, wo sie ihm öffentlich begegneten, da entwich er ihnen nicht, sondern jegliches Wort an sie war ein Ausdruck seiner Verachtung ihrer Sinnesart und seines edlen über sie erhabenen Selbstgefühls. Diese Beyspiele aus dem Leben des Stifters des Christenthums beweisen zugleich die Nichtigkeit jenes Vorwurfs, den man in neuern Zeiten demselben gemacht hat, daß es mehr zum Weichen und stillen Dulden, als zur Tapferkeit und muthigen Widerstande gegen das Böse auffordere, wenn anders dieser Vorwurf noch einer Widerlegung verdient. Wort und Geschichte Jesu und der Apostel reden zu laut dagegen. Aber freylich sollte man den Helden und Heiligen des Evangeliums nicht, wie es so oft geschieht, einseitig darstellen, und in seiner Duldsamkeit seinen Muth und seine Kraft zeigen. Denn dadurch erst erhält jene Kraft und Werth.

§. 126.

Eines der auffallendsten Beyspiele jener Art ist die Begebenheit Luc. 13, 31. f. Jesus hielt sich, wie aus der Rede der Pharisäer selbst erhellet, im Peräa, dem Gebiete des Herodes Antipas, auf, und erweckte unstreitig durch seine Lehren und Thaten das Andenken an den in diesen Gegenden vorzüglich geehrten, von dem Beherrscher des Landes hingerichteten Johannes. In welche Stimmung diese Nachrichten von einem noch größern Propheten, als Johannes, diesen weichlichen, entnervten, und deßhalb um destomehr auf List und Trug sinnenden Fürsten muß versetzt haben, läßt sich leicht erachten. Auch schildern die Evangelisten (Matth. 14, 1. Marc. 6, 14. u. Luc. 9, 7.) diesen Gemüthszustand des Tyrannen mit einfacher Wahrheit und lebendigen Zügen. Man sehe vorzüglich den Lucas a. a. O. Man sieht ihm die Gewissensvorwürfe an, die der Mörder der Unschuld dann am

deutlichsten verräth, wenn er die Folgen seiner Unthat fürchten muß. Man erblickt ihn gewissermaßen in seinem Cabinet, unter seinen Räthen, die zu seiner Beruhigung ihre Meinungen abgeben müssen, wer doch wohl der aufgetretene große Mann seyn möge. Sie sollen es ihm ausreden, daß es der von ihm gemordete Johannes nicht sey; — sie sind auch so gefällig, ihm zu sagen, es sey Elias oder einer der alten Propheten — er selbst aber kommt wieder darauf zurück: Es ist der von dem Tode erstandene Johannes, den ich habe enthaupten lassen. So gesellt sich der Aberglaube gern zur Gewissensfurcht — und freylich führte auch die Nemesis ihm, dem Mörder des ersten, einen zweyten Johannes vor *).

In einer solchen Lage — welche Mittel mochte der jüdische Dionysius, der in unaufhörlicher Angst vor einer Volksempörung lebte, nicht versuchen, um dieses lästigen Fremdlings, der ihm ein Plagegeist war, loszuwerden? Zu gewaltsamen Mitteln war sein feiger Charakter, und jetzt noch weit weniger seine Lage, nicht geeignet. Er wandte sich daher zur Arglist, und verband sich mit solchen Menschen, die gleiches Sinnes mit ihm waren, mit den Pharisäern. Auch diese mochten befürchten, daß Jesus in diesen Gegenden, wo das Andenken des Johannes noch in so großem Rufe stand, einen größern Anhang und eben dadurch auch in Jerusalem destomehr Ansehn gewinnen möchte. — Sie wünschten auch unstreitig, daß Jesus bald wieder nach Jerusalem und in die Jurisdiction

*) Merkwürdig ist auch hier die Wahrheit der Evangelisten, mit welcher sie den Charakter des Herodes gewissermaßen dramatisch darstellen, ohne sich übrigens urtheilend über ihn auszulassen. Ihre historischen Data stimmen mit den Urtheilen und Schilderungen des Josephus und Anderer, welche man bey Wettstein, in Paulus Commentar u. s. w. zusammengestellt findet, auf das genaueste überein. Welche Charakteristik liegt nicht in dem angeführten einfachen Bericht! —

des Synedriums zurückkehren möchte, um dort ihren Plan gegen ihn ausführen zu können, und waren also um desto bereitwilliger, sich den Tetrarchen zu verbinden, weil sie dadurch ihren eigenen Endzweck desto eher zu erreichen dachten. Sie traten also mit der heuchlerischen freundlichen Hofmiene zu Jesu, und sagten: „Mache dich eiligst von hinnen! — Herodes trachtet dir nach dem Leben!“ — Jesus antwortet: „Gehet ihr hin, und saget diesem Fuchs — daß ich noch heute und morgen Dämonen austreiben und meine Krankenheilungen fortsetzen werde. Am dritten Tage werde ich damit fertig seyn. — Jedoch — ich werde mich wohl augenblicklich aufmachen müssen! Denn das wäre ja gegen die Ordnung, wenn ein Prophet außerhalb Jerusalem getödtet würde! — *)

Jedes Wort in dieser Rede Jesu ist Ausdruck seines Unwillens und der Verachtung dieser verächtlichen Menschen! Wir ken-

---

*) Es ist sonderbar, daß die mehrsten Exegeten hier einen ganz andern Sinn in Jesu Worten, nämlich eine Verkürzigung seines nahen Todes, haben finden können. Selbst J. D. Michaelis ist dieser Meinung, und nimmt an, heute und morgen ꝛc. bezeichne drey Monate. — Freylich erforderte alsdann die Consequenz, die Benennung: „Fuchs“ in einem andern Sinn, nämlich: dem milchtigen und furchtbareren Regenten, zu nehmen, wie auch Michaelis thut. So folgt auch in der Exegese dem ersten Fehltritt der zweyte. Schon Erasmus gab die richtige oben angegebene Erklärung. Daß vulpeculus das sat. med. etr. ist, hat Fischer (Prolus. p. 670) gezeigt. — Michaelis glaubt, es würde unehrerbietig von Jesu gewesen seyn, den Tetrarchen im bösen Sinn einen Fuchs zu nennen! Wettstein macht die bessere Bemerkung, daß durch diese Benennung der Charakter des Herodes Ant. aufs genaueste bezeichnet sey, der als Sklave des Tiberius und Freund des Sejanus ꝛc. sich ganz den Hauptcharakterzug des römischen Tyrannen, Verstellung, die trans vulpeculas — zu eigen gemacht habe, so wie alle kleine Fürsten damaliger Zeit nach dem Sprüchelchen: qualis rex talis grex! ihm hierin ähnlich gewesen seyen! —

nen nur einen Theil, — oder gewissermaßen nur die Resultate ihrer teuflischen und ränkevollen Plane, die sie in die dickste Finsterniß verhüllten, und welchen nachzuspüren die Evangelisten viel zu einfache Menschen waren, die sich kein Denkbild von den Intriguen eines so verderbten höfischen Geschlechts machen konnten. Jesus kannte und durchschaute sie. Er begnügte sich damit, ihnen die verdiente Verachtung, und seinen Vertrauten ein Beyspiel seines kaltblütigen Muthes zu zeigen. — Erst zeigt er seine Verachtung gegen den elenden Tyrannen, dem seine Gegenwart lästig war, und redet eine Sprache, die zugleich für diese elenden Schmeichler ein kräftiger Vorwurf ihres kriechenden Kleingeistes war! und welche für die damaligen Zeiten, wo man die Götter der Erde bis in den Himmel erhob, und selbst den Staub zu ihren Füßen leckte, desto auffallender seyn mußte. Schon durch diese kühne Sprache bewies sich Jesus als einen Propheten Jehovahs, der gegen die Götzen und Höhen, wie ein Elias und Jesaias, auftrat! —

Gerade die Wunderhandlungen Jesu waren es, welche den Tetrarchen in eine solche Angst versetzten, daß er den enthaupteten, vom Volk geehrten Johannes, nun mit neuen Kräften ausgerüstet und aus dem Reiche der Todten zurückkehrend zu erblicken glaubte. Jesus sagt deßhalb, ich werde fortfahren, Dämonen auszutreiben und Kranke zu heilen! — und setzt auch noch kaltblütig, um seine Verachtung der königlichen Drohung zu zeigen, eine Zeitbestimmung hinzu, die aber nicht so bestimmt, sondern nach hebräischer Art, (s. Hos. 6, 2. Marc. 9, 44. Jac. 4, 13.), welche eine bestimmte Zeit statt einer unbestimmten zu setzen pflegt, muß gedeutet werden *). Also: ich werde morgen und übermorgen

*) Vielleicht wollte Jesus selbst die Pharisäer an die Stelle des Hoseas und die folgenden Worte dieses Propheten erinnern. Aus dem nämlichen Propheten nahm Jesus das Be-

und so ferner fortfahren — und wenn ich fertig seyn werde, weiter gehen! Jesus wählt die bestimmten Zeitperioden, um ihre Aufforderung zur Eile: Mache dich schnell auf, und gehe von hinnen! (ἔξελθε καὶ πορεύου) zu verspotten, und ihnen zu zeigen, daß er die Absicht ihres scheinbar freundschaftlichen Rathes durchschaue. Die folgenden Worte an sie selbst sind bittere Ironie und ein schneidender Vorwurf für diese Prophetenmörder und geschwornen Feinde alles Guten! — Er vergißt gleichsam auf einige Augenblicke seine Sanftmuth, diesen Hauptzug seines Charakters; lebhafter Unwillen bemächtigt sich seiner Seele — (ut bonis comis, ita adversus malos injucundus. Tacit.) und steigt immer höher, bis zu dem Wort Jerusalem! Dann kehrt seine gefühlvolle Seele wieder zu ihrer gewohnten Milde zurück, und der lebhafte Unwille über das Böse verschmilzt in ein wehmüthiges Mitleid mit den Unglücklichen, die es durch ihre eigene Schuld sind! Jesus sprach vorher in bitterer Ironie, jetzt redet er in den sanftesten und rührendsten Bildern: „Ach, Jerusalem, Jerusalem! die du deine Propheten tödtest und die Gottgesandten steinigst, wie oft habe ich deine Kinder (Bewohner) zu mir versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel versammelt! Aber ihr habt nicht gewollt! — Nun denn! so bleibt euer Haus Euch selbst überlassen — denn, von euch verstoßen, werde ich mich euch nicht eher wieder nahen, als bis ihr selbst sehnend sagen werdet: Gesegnet sey, wer in Jehovens Namen (als sein Gesandter) uns sich nahet!“ — *)

---

deutungsvolle: Liebe will ich, nicht Opfer! Eine bestimmte Angabe der Zeit scheint zu dem Geist und Ton dieser Rede Jesu keineswegs zu passen! —

*) Die folgenden Worte Jesu, Vers 35, sind schwierig, vielleicht, weil sie auf besondere Particularitäten hinzielen, die uns unbekannt sind. Gewöhnlich erklärt man sie von der Zerstörung Jerusalems und der alsdann zu erwartenden lebhaften Sehnsucht nach einem göttlichen Retter.

§. 127.

Dieser Rede ähnlich in Ton und Anwendung ist eine andere, die Lucas (19, 39. f.) der Erzählung des feyerlichen Einzugs Jesu in Jerusalem beygefügt hat. Auch da, wo Jesus in einem Triumphzuge, begleitet von einer Schaar seiner Anhänger (Galiläer, und nicht Bewohner von Jerusalem), unter ihrem lauten Jubelgeschrey in Jerusalem einzieht, stellen sich ihm, wie überall, Pharisäer entgegen, und können ihm ihre Besorgniß über den Erfolg nicht verhehlen, den ein solches lautes Erklären für den Messias auf das Volk machen möchte! — Rabbi, reden sie ihn an, wehre doch deinen Anhängern! — Jesus giebt ihnen die gewichtige Antwort: Wenn diese schwiegen, so würden die Steine schreyen! — und in ihr den Vorwurf, daß die gemeine Menschenclasse jetzt das thue, was die Schuld der Erstern, der Volksführer, gewesen

---

Allein in diesem Falle wurde die Aussage Jesu nicht erfüllt. Jerusalem lebt, und es erschien kein Retter. Auch liegt es nicht in den Worten. Jerusalems Untergang wird freylich oft als Strafgericht für die Verwerfung des Messias dargestellt — aber wie paßt das hier? Herr D. Paulus übersetzt: Ihr werdet mich nicht eher wiedersehn, als bis ihr den Festpsalm singen werdet! Also am Paßahfest. So sinnreich diese Erklärung ist, so scheinet sie doch in diesem Zusammenhange etwas matt, und in die Gedankenreihe Jesu nicht wohl zu passen. Könnte man vielleicht nicht übersetzen: Wohlan! so bleibe euch denn euer Haus (die Verfassung und das Wohl des zur höhern Bildung erhobenen Volks, dessen ihr euch dünket) überlassen, d. i., ohne göttlichen Gesandten, die ihr nicht anerkennen und aufnehmen wollt! (auch wenn das ἐρημος des Matthäus dabey steht, kann es dieses heißen) denn ich sage euch, (Lucas hat δε, aber) ihr werdet mich nicht wiedersehen, d. i. ich werde mich euch nicht wieder so nahen, nämlich ἐν ὀνοματι κυριου ꝛc., als bis ihr eure Gesinnung ändern und die Gesandten Gottes anders, nämlich segnend und frohlich, empfangen werdet.

wesen wäre! Der Ausspruch Jesu selbst enthält, seiner Form nach, eine eigene laconische Majestät! Es ist eine Antwort, die feyerlich alles fernere Fragen und Zumuthen rasch abschneidet und unmöglich macht, — und wo war dieses auch übler angebracht, als hier? Aber dennoch liegt in derselben nicht die mindeste Bitterkeit des Gemüths gegen irgend einen Menschen, sondern nur der wehmüthige Ernst eines großen Mannes, dessen edle Seele zwar darüber trauert, daß die Wahrheit nicht Aufnahme und Wohnung bey denen fand, welche sie in die Hütten des Volks hätten einführen sollen, aber der durch diese traurige Erfahrung sich nicht hindern lässet, mit gleicher Festigkeit und ungeschwächtem Muth seinen edlen Plan zu umfassen, und die Ausführung und Vollendung desselben von denen zu erwarten, die vor der Welt verachtet sind, und die er selbst oftmals die Kleinen, Geringen nennet. — Als ob er mit Wehmuth geahndet hätte, daß seine vom Himmel stammende Lehre mit ihm selbst einerley Schicksal haben, und, in den Hütten der Armen geboren, von den Führern des Volks und den Mächtigen der Erde verschmäht und unterdrückt, erst nach ihrer Unterdrückung glänzend aus ihrem Grabe hervorgehen würde! — Ein solches aus Wehmuth, Hoffnung und Zuversicht gemischtes Gefühl liegt diesen Worten zum Grunde. Das nämliche Gefühl erfüllet seine Seele, wenn kurz darauf (s. Matth. 21, 16.) die Pharisäer ihren Unwillen darüber äußern, daß die Knaben im Tempel das Jubelgeschrey des Volkes: Hosiannah dem Davidssohn! wiederholen, und Er ihnen auf den Zuruf: Hörst du, was sie sagen? — mit der schönen und passenden Frage antwortet: Habt ihr nicht gelesen: „Aus dem Munde der Säuglinge und Unmündigen hast du dir Lob bereitet?“

§. 128.

Ueber den wehmüthigen Ernſt in Jeſu Charakter und ſein Hinneigen zu ſchlichten, unverderbten Menſchen.

Es iſt ganz dem einfachen Sinn der Evangeliſten gemäß, ſolche einzelne, durch irgend einen zufälligen Umſtand veranlaßte Ausſprüche ihres großen Lehrers, mit nicht geringerer Sorgfalt, als ſeine wichtigen Lehren und Vorſchriften, aufzubewahren und ihren Leſern mitzutheilen; aber es geſchieht auch zugleich dadurch den Anforderungen ein Genüge, die man an dem von ächthiſtoriſchem Geiſt erfüllten Biographen machen kann. Es giebt gewiſſe zarte Charakterzüge, die ſich nicht anders, als in den eigenen Worten und Ausſprüchen der hiſtoriſchen Perſon erkennen und auffaſſen laſſen, die aber zur Darſtellung der Eigenthümlichkeit dieſer Perſon nothwendig ſind. Wer wüßte es nicht, wieviel der ſoniſche Sänger in dieſer Hinſicht durch die Reden ſeiner Helden geleiſtet hat! Luthers Thaten und Lehren ſchildern uns dieſen Mann Gottes hinlänglich als den großen und herrlichen Kämpfer für Wahrheit und Recht; aber das einzelne Wort, eine einzelne Stelle eines Briefes ſchließen uns ſein Herz auf, und laſſen uns die Individualität des Menſchen erkennen. So leitete auch nicht die Abſicht, ſondern Einfalt und Liebe die guten Evangelienſchreiber, uns einzelne Worte und ſcheinbare Kleinigkeiten aus dem Munde ihres Lehrers aufzubewahren, und uns dadurch einzelne zarte Züge ſeines Herzens erblicken zu laſſen *).

*) Luther, in der Vorrede über den Pſalter, ſagt: „Daß es die heilige Schrift wohl mit uns meine, indem ſie nicht blos von den Werken heiliger Perſonen zumpele, ſondern auch ihre Worte erzähle, und den ganzen Grund ihrer Herzen, in Freude und Leid, durch ihre eigene Sprache uns fürhalte.“

Hieher gehört auch jene Wehmuth, ein rührender Zug in dem Charakter Jesu, der sich auf verschiedene Art in seinen Handlungen und einzelnen Reden äußert. Ihn erzeugte vornehmlich die traurige Bemerkung des Mißlingens seines großen menschenfreundlichen Entwurfs bey denen, wo er den mehrsten und schnellsten Eingang hätte finden sollen, die Liebe zu seinem zerrütteten und verwahrloseten Vaterlande, und die Vorstellung der traurigen Folgen, die aus der Verwerfung des Wahren und Guten für seine Nation entstehen würden. Aber dieses wehmüthige Gefühl war keinesweges Weichlichkeit und Schwäche, sondern mit dem ruhigen und stetigem Festhalten des entworfenen Plans innig verbunden.

Es giebt in der Geschichte einzelne vorzügliche Männer, welche irgend einen großen Gedanken und Plan in ihre Seele aufnahmen und denselben kräftig auszuführen entschlossen waren, die aber von übermächtigen Hindernissen und durch das Widerstreben ihres Zeitalters aufgehalten und gezwungen wurden, ihren Entwurf aufzugeben. Statt des lange genährten herzerhebenden Gedankens bemächtigte sich dann der Seele dieser Menschen eine eigene Wehmuth, — sie zogen sich von den Menschen, die sie verkannten, zurück, und beschäftigten sich in stiller Einsamkeit mit unschuldigeren Gegenständen, z. B. mit der Thier- oder Pflanzenwelt, und fanden in der nach ewigen Gesetzen fortschreitenden Natur, was sie bey dem verderbten Menschengeschlecht vermißten, und in der Natur ein Bild der Menschheit, die sie fortfahren zu lieben, während sie die Menschen verachten. — Man kann es nicht leugnen, der Anblick eines solchen Mannes hat etwas Rührendes — ja er hat selbst etwas Großes, in so fern auch sein jetziger thatenloser Zustand eine Folge seines gefaßten edeln, wenn gleich unvollendeten, Planes war; — sein Anblick ist wie der Anblick der Ruinen einer großen Stadt, einer Memphis und Thebä. —

In Jesus ist etwas ähnliches, — nämlich das wehmüthige Gefühl des Mißlingens seines erhabenen Plans bey dem ersten und größten Theil seiner Nation, bey welcher die Ausführung desselben beginnen und von da sich über den Erdkreis verbreiten sollte, und die gewisse Erwartung trauriger Folgen für diese seine geliebte Nation *).

*) Zu diesen Folgen gehört auch vorzüglich die Zerstörung des jüdischen Staats. Jesus redet zu bestimmt davon (Matth. 24 u. a. O.), als daß man daran zweifeln könnte. Ich glaube, daß man mit allem Recht behaupten könne, daß dieser Untergang nicht würde erfolgt seyn, wenn man die Religion Jesu angenommen und an ihn geglaubt hätte. Der Untergang des Staats war eine nothwendige Folge der Verwerfung Jesu, eben so wie das babylonische Exil und vorher die Unterjochung von den Cananiten eine Folge ihres Götzendienstes war. Sie befanden sich jetzt in der nämlichen Lage, nur daß statt des Götzendienstes ein blinder Ceremoniendienst eingetreten war, mit welchem sich keine reine Moral vertragen konnte, der also gar nicht den Namen einer Religion verdient. — War der gesunde Theil dieses criminellen Staatskörpers verdorben, so gohren die bösen Säfte desselben desto schneller zur völligen Fäulniß. Hingegen aus diesem gesundern Theil, so bald er hinausgeschoben und vom verderbenen geschieden war, ließen sich die herrlichsten und größten Erfolge entwickeln. Man lese die wunderbare Geschichte dieses Volks im alten Testament. Sobald ein Heerführer und Regent unter seinem zermalmten Volk auftritt, und dasselbe wieder zu seinem äußerst einfachen Glauben (denn die Ceremonien gehoren nicht zum Glauben) auftruft, so steht auch zugleich diese Nation heerreich, selbstständig und in ihrem Glanze da, wenn auch übrigens diese Anführer gar keine Tugendhelden waren, wie sie auch die heiligen Bücher nicht schildern. Man lese das erste Buch der Maccabäer, und staune, wie eine Priesterfamilie schnell dieses zertretene Volk blos durch das Emporheben und Aufrichten dieses verschwundenen Glaubens aus dem Staube hebt, und diese Sklaven zu einem Heldenvolke umbildet! — Was konnte aus einem solchen Volke werden, wenn der schlummernde Keim ganz entwickelt würde! Was konnte auf diesem Fundament gebaut werden! — Würde denn die Nation,

Dieses wehmüthige Gefühl äußert sich deßhalb auch in vielen seiner Reden, — es ist der sanfte Ton, in welchen selbst, wie in den angeführten Fällen, seine heftigen Reden und Vorwürfe sich auflösen und verschmelzen. Aber bey dem allen verleiten ihn diese traurigen Erfahrungen und dieses Mißlingen bey den Lehrern und Führern der Nation keineswegs, seinen großen Endzweck nun in sich selber zu verschließen, sich von den Menschen zu trennen, und seinem großen Ideal in der Einsamkeit nachzuhängen, oder blos eine Schule zu bilden, wie Socrates. Ja er trennt sich nicht einmal von

---

wenn sie Jesum als Messias anerkannt hätte, eine selbstständige, politische, freye Nation geworden seyn? — Herr Paulus scheint mehrmals in seinem Commentar nicht undeutlich zu meinen, daß auch Jesus diese Erwartung gehabt habe: — allein ich glaube dieses keineswegs. Weder er selbst, noch die Apostel verrathen jemals die mindeste Spur solcher irdischen Erwartungen, vielmehr durchaus das Gegentheil. Wenn die Jünger irdische Erwartungen äußerten, so lenkt Jesus immer dieselben auf das Geistige und auf die künftige Welt. Dies ist so auffallend, daß es keiner Ausführung bedarf. Seine Religion war selbst Zweck, sie wußte von keinem Aeußern! Aber welch eine große und erhabene Idee war es, dieses Volk Gottes — so kann man es mit Recht nennen in Rücksicht seiner Bestimmung — in den Gebirgen von Palästine zu einem göttlichen, göttlichesinnten Volk umzubilden, und aus ihnen ein Licht hervorgehen zu lassen, das allen Nationen leuchten sollte, — diese ganze Nation zum Salz der Erde zu machen! — was bey seinem Starrsinn nur einige Menschen aus dessen niedern Ständen dennoch wurden! Beweisen nicht auch diese einzelnen Galiläer, was die ganze Nation hätte seyn und werden können! Und wenn der geistige Theil der mosaischen Religion auf das politische Heil der Nation einen solchen Einfluß hatte, so kann man mit Recht schließen und erwarten, daß derselbe in seiner Entwickelung noch weit mehr geeignet seyn mußte, um große geistige und sittliche Wirkungen hervorzubringen. Es hat sich an einzelnen Menschen bewiesen, was es für das Ganze hätte seyn können.

diesem Geschlechte seiner geschwornen Feinde, die ihn unaufhörlich verfolgen, verläumden und nach dem Leben trachten, und von welchem er weiß, daß sie ihren Endzweck erreichen und ihn aus dem Wege räumen werden. Er bekämpft nur den Pharisäismus und Sanhedrinismus, nicht die Pharisäer und das Sanhedrin; — er weicht nur ihren Verfolgungen, nicht aber, auch wenn es nur Schein ist, ihrer Begierde, sich zu belehren, aus; — ja, er speiset mit ihnen, und redet mit den Einzelnen ihres Standes freundlich, und unterwirft sich ihren gerichtlichen Verfügungen. Er verliert auch durch ihre Verfolgungen so wenig den Muth und das Zutrauen zu seiner Sache, daß er sowohl bis ans Ende sie auffordert, der Sache Gottes beyzustimmen, als auch freymüthig und offen vor ihnen bekennt, daß er mit nichten, obgleich die Ersten des Staats seine bittersten Gegner sind, an der Ausführung seines Plans und an dem Beystande der väterlichgesinnten Gottheit verzweifle! Wo ist hier eine Spur von Groll und Haß gegen Personen und von Misanthropie? vielmehr durchaus das Gegentheil!

§. 129.

Dennoch aber ist es von der andern Seite nicht zu verkennen, daß eben diese traurigen Erfahrungen und das daraus entspringende Gefühl ihn mit besonderer Zärtlichkeit hinneiget zu jenen einfacheren Menschen aus dem geringeren Volke, bey welchem er das Aufkeimen und Gedeihen des göttlichen Samens, den er ausstreute, erwarten durfte. Daher redet er von diesen geringeren Menschen oft mit enthusiastischer Freude (z. B. Joh. 4 selbst von den Samaritern); er redet von ihnen mit zärtlichen Benennungen, indem er sie die ihm von Gott Gegebenen, seine kleine Heerde, seine Schafe, nennet, die seine Stimme kennen, und die Niemand aus seiner Hand reißen solle. — Er stellet einen solchen Fund als das größte Glück dar, das ihm widerfahren könne, und malet ihn

recht mit Liebe in Parabeln aus (Matth. 18, 11. f. Luc. 15, 4. f. 8. f.). — Daher ferner die große Nachsicht mit den Schwachheiten dieses Völkchens; — daher das oft wiederholte Gebot, ja doch diesen Kleinen, wie er sie nennet, keinen Anstoß zu geben, der sie zum Abfall verleiten könnte, und sie schonend zu behandeln; und die Versicherung, daß das Gute, was man den Kleinsten unter diesen erzeige, so gut anzusehen sey, als ob man es ihm selbst erzeigt habe. — Daher auch seine Liebe zu den Kindern, in welchen sein gefühlvolles Herz kräftige Bekenner seiner Lehre ahndete, und an ihnen sich gleichsam für die Verachtung der lebenden Generation schadlos hielt. —

§. 130.

Dieses wehmüthige Gefühl Jesu zog ihn also nicht von den Menschen ab, sondern neigte ihn vielmehr noch inniger zu denselben hin, — es war sowohl gerecht in seinen Wirkungen, — denn es neigte sich von den verderbtern Menschen zu den einfacheren und schlichtern *), die eines Bedürfnisses

*) Jesus wählte allerdings absichtlich aus den geringern Ständen seine vertrautesten Jünger. Aber man muß deßhalb diese noch nicht mit unserm niedrigsten Volke vergleichen. Daran würden wir sehr unrecht thun. Es gab unter den Juden nur zwey Stände, Priester und Volk. Die ersten, wozu die Besitzer des Sanhedrins und die beyden Secten, Pharisäer und Sadducäer, gehörten, bildeten zugleich den Adel und den gelehrten Stand. Jenen behaupteten sie durch ihren Aristocratismus, letztern durch ihre gelehrten Kenntnisse. Was waren aber diese gelehrten Kenntnisse? Sie umfaßten keinesweges irgend einen Zweig des menschlichen Wissens, z. B. der Moral, der Naturwissenschaft oder Geschichte — sondern bestanden blos in einem fein ersonnenen Gewebe der schlauesten Casuistik — ein mixtum et compositum von heiliger Scholastik und Jesuitismus. Dies war der Geist der vielvermögenden und stärksten Partey der Pharisäer. Sie erhoben das Ceremonialgesetz zur Hauptsache und zum Selbstzweck, und wußten diesem selbst die heiligsten

nach Wahrheit fähig und der Befriedigung desselben und der lautern Religion Jesu würdig waren, — als auch entfernt von allem Haß gegen diejenigen, die durch ihre Den-

---

Gesetze der Natur und des reinen Mosaismus unterzuordnen (s. Matth. 15, 5.). Sie vermehrten die drückenden mosaischen Ceremonialgesetze noch mit einer Menge von Zusätzen aus der Tradition, und verwandten die ganze Kraft ihres Geistes auf spitzfindige Distinctionen (z. B. der Eidesformeln). Dieses hatte die Folge, daß sie für den Geist der mosaischen Religion und für die Veredlung desselben durch die Propheten, überhaupt für alles Große und Schöne, woran das alte Testament so reich ist, durchaus allen Sinn verloren — und, in ihre buntscheckigen Wortklauberegen vertieft, sich gegen das Einfache und Erhabene einer geistigen und sittlichen Religion aus allen Kräften sträubten. Dies war der Geist des Pharisäismus! Daß es nicht rühmliche einzelne Ausnahmen, einen Gamaliel und Hillel, unter diesen gegeben hätte, wer wollte das läugnen? Aber solche Einzelne mußten sich doch nach dem Ganzen bequemen, wenn sie nicht den Vorwurf hören wollten: Bist du auch einer der Galiläer? Bekand also die Gelehrsamkeit nicht in dem Besitz von einer wohlgeordneten Menge von Kenntnissen, sondern blos in der einseitigen Uebung derjenigen Seelenkräfte, deren einseitige Erhebung selbst dem Verstande und der gesunden Vernunft äußerst gefährlich werden mußte (wie Festus z. B. dieses, nicht so irrig in abstracto, als in dem concreten Fall, von Paulus behauptet, Act. 26, 24.), nämlich des Witzes und Scharfsinnes, und noch dazu in einer Uebung an dürren Gegenständen, die keines eigentlichen praetischen Interesses fähig sind: — wie glücklich war dann der Laye zu preisen, der mit diesen Spitzfindigkeiten nichts zu schaffen hatte, und also nicht in Gefahr kam, durch Grübeleyen seinen gesunden Menschensinn einzubüßen, und die Hülse für den Kern zu nehmen: und der dann auch dadurch nicht außer Stand gesetzt wurde, die heiligen Schriften des alten Testaments mit Unbefangenheit zu lesen, und also an wahren religiösen Kenntnissen es leicht nur dem an der Hülse nagenden Pharisäer zuvorthun konnte! Ja selbst in dem unverschobenen Lazen mußte unter dem Druck des lästigen Ceremonienwesens selbst dieses Bedürfniß des Herzens nach eigentlicher Wahrheit leichter und stärker erwa-

kungsart und Unmoralität sich dieser Wohlthat unwürdig machten. Denn das Schicksal dieser Menschen betrauerte Jesus, und hörte niemals auf, ihnen die Wohlthaten und Belehrungen anzubieten, die sie hartnäckig und muthwillig von sich wiesen.

---

chen, da es bey den Gesetzlehrern durch die Dornen ihrer Spitzfindigkeiten erstickt wurde, und auf dem betretenen Pfade ihrer herrschsüchtigen Absichten nicht emporkommen konnte. Bey dem gemeinen Mann, oder dem Laien, der das Ceremoniel des Mosaismus und der Tradition aus Gewohnheit, ohne darüber zu denken, beobachtete, waren also wohl diejenigen einfachen Lehren der mosaischen Religion am meisten in ihrer Lauterkeit zu finden, da sie sich mit jener Casuistik nicht befaßten. Diese wenigen Lehren bestanden in dem Dogma von der Einheit Gottes, welches nicht blos Dogma, sondern ein historischer, durch die ganze Geschichte der Nation gepredigter Glaube war, und in dem einfachen Dekalog, der die Moral des Volkes nun hatte. Die Fortdauer nach dem Tode war kein eigentlicher religiöser, geheiligter, sondern ein abgeleiteter und mythischer Volksglaube. Hierzu kam nun noch die allgemeine, selbst unter den Samaritern verbreitete, Erwartung eines Messias und Beglückers der Nation, den man sich nach einem, dem David nachgebildeten Ideal freylich dunkel und sinnlich dachte, und welche sinnliche und glänzende Erwartung von den herrschsüchtigen Demagogen noch mehr genährt wurde. Wahrscheinlich waren diese Grundsätze der jüdischen Religion am lautersten in den Gegenden, die am meisten von Jerusalem und dem Einfluß des Sanhedrins entfernt waren. Wie sehr zeichnete sich nicht selbst Samarien (Joh. 4) dadurch aus! Von Galiläa, der Wiege des Christenthums, wo außerdem die Alexandrinische Uebersetzung gelesen wurde, läßt sich das Nämliche erwarten. — Uebrigens ist es unrichtig, wenn man sich vorstellt, die Jünger Jesu wären aus der allerniedrigsten Volksclasse gewesen. Petrus, Andreas, Johannes, Jacobus waren allerdings Fischer — allein keineswegs arm, und solche, die nichts zu verlieren hatten. Sie konnten sehr wohlhabend seyn, und waren es wahrscheinlich, Menschen, die im glücklichen Mittelstande sich durch eigene Thätigkeit ernährten, —

§. 131.

Aber wie sehr sich auch Jesus zu der geringern, schlichtern Menschenclasse seines Vaterlandes mit rührender Zärtlichkeit hinneigte, und ihrer Schwächen schonte, eben so sehr war er davon weit entfernt, sich den Beyfall des Volkes durch unzeitige Nachgiebigkeit zu verschaffen. Es war ihm keineswegs um den oberflächlichen Beyfall eines großen Haufens zu thun; denn was wäre ihm leichter gewesen, als diesen zu erlangen! — Vielmehr that er alles, um diesen zu entfernen, und die Edlern aus dem Volke abzusondern und sie zu seinen Auserwählten zu machen. (Daher die Ausdrücke: κοσμος, ὀχλαρχοι, großer Haufen, Auserlesene ꝛc.) Deßhalb ließ er nicht das mindeste von den strengsten Forderungen, die er an seine Bekenner that, nach, ja! er verstärkte sie selbst noch dadurch, daß er sie in absichtlich ausgewählten starken Ausdrücken vortrug. Man sehe z. B. Luc. 14, 25. ff. Hier wendet er sich zu dem großen Volksschwarm — und sagt: Wer mein Bekenner seyn will, der muß Vater, Mutter, Weib und Kinder, Brüder und Schwestern, ja sein Leben hassen, d. h., gering achten, in jedem Augenblick aufopfern können. Trotz allen Verfolgungen und Leiden muß er mir treu bleiben können. Das ist die einzige Grundlage, auf welcher mein zu errichtendes Gebäude beruhen muß — die einzige Bedingung, unter welcher jemand mein Jünger werden kann! Er muß allen, was er hat und ist, entsagen können — er muß eine unversiegende Geisteskraft in sich selbst haben — von außen kann ihm diese Kraft, dieser Muth nicht gegeben werden. Ohne diese ist er wie das verwitterte Salz, — das nicht einmal zum Dünger, geschweige zur Würze der Speise tauglich ist! — Man vergleiche damit die harte Probe, welche Jesus Joh. 6 mit einem solchen Volkshaufen und selbst den Jüngern, die sich schon zu ihm bekannt hatten, anstellet, und welche die Folge hat, daß ihn mehrere

derselben verlassen (V. 66), und er sogar auch seine Vertrauten fragt: Wollet ihr auch weggehen?

§. 132.

Letzte antipharisäische Reden Jesu bey seiner Verhaftung und verschiedene Darstellung derselben.

Merkwürdig ist auch noch in Rücksicht der Reden Jesu, welche er während seiner langwierigen Leiden aussprach, eine andere Consequenz der Evangelisten, die ebenfalls ihre Wahrheitsliebe beurkundet. Wenn sie nämlich auch in der Darstellung der Leiden selbst und in der Anführung seiner Worte theils nur Fragmente geben, theils auch von einander darin abweichen, daß man bey dem einen mehreres findet, was der andere nicht hat, so stimmen sie doch alle vier darin überein, daß die angeführten Reden Jesu von der Zeit an, daß er in der Gewalt seiner Feinde ist, einen ganz andern Charakter haben, als vorher.

Es hätte den Jüngern, so wie sie waren, angenehm seyn müssen, wenn ihr geliebter Lehrer auch hier vor dem Angesicht seiner schändlichen Verfolger in der Glorie seiner Beredsamkeit aufgetreten wäre, und ihre Schändlichkeit, so wie ehemals, öffentlich zur Schau, und eben dadurch seine Unschuld in ein helleres Licht gestellt hätte. Apollodor weinte bitterlich, daß Socrates unschuldig sterben sollte, und sein Schüler brachte dem verehrten Weisen sorgfältig ausgearbeitete Vertheidigungsreden. Nichts anders konnten auch die Empfindungen der Jünger Jesu seyn. Aber in ihren Berichten finden wir auch kein einziges Wort Jesu, wovon wir vermuthen könnten, daß ihre gerechte und natürliche Erbitterung gegen seine Verfolger es ihm in den Mund gelegt hätte.

Die Unschuld des heiligen Mannes von Nazareth erscheinet vor den ungerecht verdammenden Richtern zu Jerusalem in eben der stillen, alle wortreiche Vertheidigung verschmähen-

den Ruhe, wie dir des tugendhaften und weisen Griechen vor dem Blutgerichte zu Athen *). Der sinnlich-kraftvolle und rohe Mensch stemmt dem Leiden, das über ihn kommt, seine sinnliche Kraft entgegen, und bricht in Vorwürfe und Verwünschungen aus; der Schwache und Feige jammert und flehet; aber der Weise äußert um desto mehr die stille Kraft seines Geistes, und eine Ruhe und Besonnenheit, die selbst das überflüssige Wort verschmähet. Man frage sich selbst, ob man nicht wünsche, Jesus möchte vor den Hohenpriestern, Pilatus und Herodes hie und da mehr geredet haben? Man wird es sich beym ersten Anblick, wenn man aufrichtig seyn will, bejahen; aber bey einer genauern Abwägung des erhabenen Charakters Jesu sein Schweigen und seine wenigen Worte um desto mehr zu bewundern sich gedrungen fühlen.

Seine letzten Reden haben in allen Evangelisten ein ganz eigenes Gepräge. Sie sind frey von allem, was in den Gemüthern seiner Feinde das geringste bittere Gefühl erregen konnte. Selbst da, wo der Hohepriester ihn um seine Lehre befragt (Joh. 18, 19.), weicht Jesus dieser Frage, deren Beantwortung dem Hohenpriester der bitterste Vorwurf hätte werden müssen, dadurch aus, daß er sich auf seine öffentlichen Lehrvorträge beruft. So gab er zu dem Gebote an Petrus: Stecke dein Schwert in die Scheide! das herrlichste Beyspiel in seinem Betragen gegen seine Feinde! Selbst da, als sie ihn vor Herodes hart verklagen, antwortet er nichts. Dagegen sind alle letzte Reden Jesu kurz, ruhig, und die besonnene Sprache der Vernunft, bey welchen er die Personen, zu denen er redet, und ihre Fragen bestimmt ins Auge faßt. Man sehe z. B. Luc. 22, 67. f. Joh. 18, 34 — 37. Kurz, alle Worte, die er in den letzten Momenten seines Lebens seit seiner Gefangennehmung redet, bis zu dem großen Worte: Es

*) S. Mos. Mendelsohn über den Charakter des Socrates in seinem Phädon.

ist vollbracht! — charakterisiren ihn von der einen Seite als den Helden Juda's, und von der andern als den freundlichen Heiland, der für das Wohl der Menschheit sein Leben aufopferte, als das Lamm, welches sich geduldig zur Schlachtbank führen läßt. Wie vielsagend und unbeschreiblich rührend und groß sind aus einem solchen Munde die Worte: Vater, vergieb ihnen! das tröstende Wort zu dem Mitgekreuzigten! die zärtliche Anrede an Johannes und seine Mutter! — Selbst diejenigen Ausdrücke, wodurch der gemarterte und verhöhnte dreyßigjährige Mann das Gefühl seiner Schmerzen andeutet, und die ebenfalls die Evangelisten getreu aufbewahrt haben; das: „Mich dürstet!" und das: „Eli! Eli!" dienen dazu, um die Seelenstärke des erhabenen Dulders desto mehr emporzuheben!

§. 133.

Diese Sanftmuth und selbstständige Charaktergröße Jesu, mit welcher er alles erduldet, ohne auch nur Einen Zug und ein Wort des Unwillens gegen die tyrannischen Hierarchen blicken und hören zu lassen, erscheint um desto größer und edler, wenn man das letzte strafende Wort Jesu an die Mitglieder des Sanhedrins, das auch Lucas (Cap. 22, 52. u. 53.) allein uns aufbehalten hat, damit vergleicht. Jesus befindet sich in dem entscheidenden Moment seines Schicksals, die Hohenpriester und Aeltesten haben ihren Endzweck endlich erreicht, Judas hat seinen Verrath vollendet, und Jesus ist von den Soldaten umzingelt. Nun nahen sich ihm seine erbitterten Widersacher, um sich ihres Triumphes zu freuen. Welch eine Scene! — Er, der Unschuldige, in der Stunde der Mitternacht von seinen hohnlachenden Verfolgern umgeben! die Unschuld überwunden von Laster und Verrath! Gewiß glaubten die Feigen jetzt Ihn muthlos und zitternd vor sich zu sehen, der so oft mit Kühnheit sie angegriffen hatte, und dem sie nicht die offene Stirn zu bieten wagten. Allein sie wurden bald ihres Irrthums gewahr. Jesus bleibt auch hier sich

gleich! Keine Furcht des Todes hält auch jetzt, da er in ihrer Gewalt ist, ihn ab, laut ihnen die so oft gesagte Wahrheit kräftig zu wiederholen. „Ihr kommt ja wie zu einem Räuber mit Schwertern und Stangen zu mir!“ beginnet seine Rede, und wahrlich ihr Verfahren mußte ihnen, wenn sie noch einigermaßen dem gesunden Menschensinn Gehör gaben, allerdings selbst auffallend seyn! Jesus hatte blos gegen sie gepredet, öffentlich geredet; sie hatten geschwiegen, und nun kommen sie mit Schwertern und Stangen. — Welchen stärkeren Beweis konnten sie selber geben, daß Jesus die Wahrheit gesagt, und sie am empfindlichsten Ort getroffen hatte? — „Am hellen Tage,“ fährt Jesus fort, „war ich bey euch im Tempel, und lehrte öffentlich, da streckter ihr auch nicht einmal die Hand nach mir aus! — Aber die Mitternacht ist eure Stunde, und eure Gewalt ist die Gewalt der Finsterniß!“ — Welche erhabene Kürze — welche Würde, und zugleich welche Wahrheit liegt in diesen wenigen Worten! Wenn man zugleich dabey bedenkt, welche Ideen die Hebräer und ihre heiligen Bücher an das schreckliche Wort Finsterniß und Nacht knüpften *) — wenn man bedenkt, daß es gerade jetzt die Mitte der Nacht war, und mit welcher ruhigen Fassung und Würde Jesus diese Worte aussprach — so muß man gestehen, daß Jesus nicht edler und treffender sich hätte ausdrücken können! Es ist nicht nur die Sprache der reinsten Unschuld, sondern zugleich der ruhigsten Fassung und der erhabensten Seelenstärke. Die wenigen Worte enthalten auch alles, was zur Vertheidigung eines solchen Gerechten in einer solchen Situation gesagt zu werden braucht, und vor solchen Menschen gesagt werden durfte. — Sie sind auch so im Geist und Charakter Jesu, daß man, wenn sie auch nur in einem apocryphischen Evangelium stünden, behaupten müßte, sie wären ächt und aus Jesu Munde!

*) Cf. Herders Geist der hebräischen Poesie, I. Seite 68. 69.

§. 134.

Bemerkenswerth ist die Abweichung der Evangelien in der Anführung dieser Rede Jesu an die gegen ihn abgeschickte Rotte oder vielmehr ihre Anführer. Matthäus und Marcus haben blos den ersten Theil derselben: „Ihr kommet zu mir, wie zu einem Straßenrauber, mit Schwertern und Stangen, mich zu fahen! Ich war ja unter euch am hellen Tage und lehrte im Tempel, da griffet ihr mich nicht!“ Statt der andern Worte beym Lucas fügt Matthäus hinzu: Aber alles dieses geschah, auf daß die Aussprüche der Propheten erfüllet würden. — Diese Abweichung ist ein Beytrag zur Charakteristik der Evangelisten. Dem Matthäus war nicht die Charaktergröße und die Fassung Jesu in diesem Moment der merkwürdige Augenpunct, sondern vielmehr das Gelingen des Planes der Pharisäer, und die Ueberwältigung und Gefangennehmung Jesu, des Messias, war ihm, dem vertrauten, aber judaisirenden Jünger, auffallend, und — wenn man so sagen mag — in sich anstößig. Er hebt sich selbst diesen Anstoß durch ein Διος δ'ετελειετο βουλη, — durch den Rückblick auf die Propheten des Alterthums.

Es ist die Frage, ob Matthäus die angeführten Worte: „Alles dieses geschah, damit die Aussprüche der Propheten erfüllt würden,“ als fortgehende Rede Jesu wollte angesehen haben, oder als eine von ihm selbst, nach seiner Manier, hinzugefügte Parenthese? wenigstens hindert nichts, sie als solche zu nehmen *). Indeß mag Matthäus sie als Worte Jesu angeführt haben, so scheint es dennoch nicht, daß Jesus dieselben

*) Freylich gehören sie beym Marcus 15, 49. zu der Rede Jesu. Allein ich finde kein Bedenken dabey, zu gestehen, daß Marcus seine Urquelle wohl habe mißverstehen können. Dadurch würde der evangelischen Glaubwürdigkeit nicht der mindeste Abbruch geschehen. Verstanden doch die Jünger Jesum so oft unrecht, und waren doch selbst noch Petrus und Paulus in spätern Zeiten verschiedener Meinung.

gerade in diesem Moment und in dieser Verbindung zu den Gliedern des hohen Raths, die die Rotte begleiteten, gesprochen habe. Für seine Bekenner waren es Worte des Trostes, und Jesus verwies diese öfters auf die Schicksale und Orakel der Propheten, damit sie daran das, was ihm bevorstand, ruhig ertragen lernen möchten. Auch wird er ohne Zweifel in dieser bangen Nacht dies mehrmals gethan haben; aber zu seinen Feinden war es umsonst geredet, — es könnte selbst einer Entschuldigung derselben ähnlich sehen. Nimmt man auch noch die Verwirrung und Angst der meisten seiner Jünger hinzu, die selbst in der Darstellung der Leidens- und Auferstehungsgeschichte sichtbar und charakteristisch ist, so darf man wohl annehmen, daß sie nicht auf die Verbindung der Reden Jesu so genau merkten, oder sie so genau behielten *). Nun waren aber ferner diese Worte Jesu dem Matthäus, — der bey weit kleinern Veranlassungen das rechtfertigende Zeugniß der Propheten gewiß nicht blos für seine jüdischen Leser, sondern wohl eben so sehr zu eigenem Bedarf anführt — so wichtig, und wichtiger, als alle andere, und so setzt er sie hierhin, unbekümmert, ob sie am schicklichen Platze stehen, oder nicht. Sie schwebten ihm immer vor der Seele, und wo hätte er, für sich oder seine Leser, ihrer mehr bedurft, als grade hier, wo er den geliebten Messias in der höhnenden Gewalt seiner siegenden Feinde sieht? So läßt sich die Stellung dieser Worte aus der Subjectivität des Matthäus hinlänglich erklären, um in dem Fall, daß Lucas unter andern auch ein dem Matthäischen entsprechendes Απομνημονευμα vor sich hatte, läßt sich von seinem histori-

schen

*) Vielleicht sprach Jesus jene Worte kurz vorher oder in dem Momente, als man die Anstalten machte, ihn zu greifen, zur Beruhigung seiner Jünger, wie auch Matthäus sie vorher V. 54 schon einmal angeführt hat.

schen Sinn erwarten, daß er in seiner Diorthose eben so dachte. Genug, in den Zusammenhang der Rede Jesu bey ihm passen die Worte nicht, weder zum Ton noch Inhalt! —

§. 135.

Diese Bemerkung soll aber mit nichten dem Matthäus zum Präjudiz gereichen. Vielmehr zeigt die Art und Weise seiner Darstellung uns diesen Evangelisten in seiner treuherzigen Herzenseinfalt. Er kann eben so wenig, als die andern Jünger es begreifen, daß der geliebte und verehrte Gottessohn sollte so sehr erniedrigt und von der Arglist seiner Feinde überwältigt werden können. Und dennoch wird er es. Der Erfolg zeigt es! Eine traurige, niederschlagende Begebenheit! Der gute Jünger kann doch von seinem vorigen Glauben, von seiner mit allen seinen Empfindungen verwebten tiefen Ehrfurcht gegen Jesum, trotz der entsetzlichen Catastrophe, nichts nachlassen. Woran soll er sich nun halten? Er hat nichts, als die einzige, aber starke Stütze, die ihm Jesus selbst gab: So ist es der Wille der Gottheit! So haben es die Propheten verkündigt! — Dieses Wort, das sie aus dem Munde Jesu selbst empfiengen, war die starke Ulme, an welcher sich diese schwachen Reben unter den größten Stürmen, als sie alle die fröhlichen Hoffnungen eines herrlichen Gottesreiches zertrümmert sahen, mit wunderbarer Kraft festhielten. Welch ein kleines Gefühl von ihrem eigenen Werthe, welch eine reine Demuth und festes Vertrauen zu Jesu Worten, und welche Hochachtung gegen ihn setzt dieses in diesen Menschen voraus! Aber Jesus war in Beziehung auf sie der Weinstock, sie die Reben. — Er wohnte, Er lebte in ihnen!*)

*) Ich finde dieses Bild und diese Ausdrücke, die vorzüglich auch Johannes liebt, äußerst treffend und wahr. Wollte man sie auf Begebenheiten unserer Tage andrer Art anwenden, so könnte man den bewundernswürdigen Heldenmuth

Was hätte ihnen aber auch ihr Lehrer und Freund besseres für diese Lagen und für so manche mit der Muttermilch eingesogene Lieblingsmeinungen, die sie nun alle aufopfern sollten, zum Ersatz und Trost geben können, als dieses eben so wahre, für ihre Cultur und Bedürfnisse berechnete Wort: So steht es geschrieben! d. h. mit andern abstractern Worten: So will es Gott! Und wie ist es zu verwundern, oder wohl gar diesen natürlich-guten und liebenswürdigen Menschen zu verargen, wenn sie nun so fest an diesem Worte hangen, und selbst bisweilen es da anbringen und deuten, wo es nicht zu passen, oder uns unnöthig und überflüssig scheinet; oder, wenn sie nur nach einer entfernten Analogie in Stellen des A. T. den geliebten Messias wieder fanden, wo wir, in kalter Betrachtung, ihn nicht finden können! —

Auf diese Weise ist das hier vom Matthäus eingefügte „Alles dieses geschah, auf daß erfüllt würde" — charakteristisch in Rücksicht des Evangelienschreibers, und ein in den Evangelien selbst historisch dargestellter Charakterzug, den alle Jünger gemein hatten, zeigt sich hier factisch in dem Schriftstellercharakter Eines derselben, und bestätigt zugleich den Satz: daß die evangelische Geschichte eben so wahr und einfach, als sie selbst waren, aus ihnen hervorgieng, und deßhalb auch nach ihrem Charakter, Gemüth und Seelenstimmung erklärt und beurtheilt werden müsse. —

§. 136.

Lucas hingegen erscheint hier wieder in seiner historischen Besonnenheit, und verdient als solcher, indem er in

---

des edeln preußischen Heeres im siebenjährigen Kriege nicht besser ausdrücken, als durch das Wort: der große Friedrich wohnte, war, lebte in der Brust jedes tapfern Kriegers, der mit der größten Bereitwilligkeit sein Blut für ihn verspritzte! —

ſtinem ganzen Evangelio hierin ſich gleich bleibt, den Vorzug — nämlich der beſſern hiſtoriſchen Form und Diorthoſe; denn in Rückſicht der Treue und Wahrheitsliebe ſteht ihm Matthäus nichts nach. Auch ſieht man hier wieder, daß Lucas in ſeiner Darſtellung nicht allein den Meſſias, ſondern den Meſſias und Menſchen zugleich umfaßte. —

Jene Beſonnenheit des Lucas leuchtet auch nicht undeutlich aus der hiſtoriſchen Form ſeiner Erzählung an dieſer Stelle (V. 52 f.), vorzüglich wenn man ſie mit der des Matthäus vergleicht, hervor. In letzterer iſt gewiſſermaßen die Verwirrung, in welcher ſich die Jünger befanden, ſichtbar. Alles iſt unbeſtimmter, unzuſammenhängender! „In der Stunde“ ſagt Matthäus — als ob er ſelbſt den Moment, wo Jeſus redete, in der Beſtürzung vergeſſen hätte — „Jeſus redete zu den Schaaren“ (τοις ὀχλοις) wie unbeſtimmt! Auch Marcus ſcheint dies gefühlt zu haben, und ſetzt lieber (αὐτοις) „ihnen“. — Er redet zweimal von dem Ergreifen Jeſu, ohne Zweifel indem er das erſtemal (V. 50.) den Vorſatz (Conatus) für die That ſelbſt nimmt, alſo per prolepsin.

Bei Lucas geht alles einen mehr hiſtoriſchen Gang. Es iſt noch von keinem Greifen, ſondern nur von einem Herannahen die Rede; er bezeichnet aufs genaueſte die zu Jeſu hinzutretenden „Hohenprieſter, Tempelſoldaten und Volksälteſten“, und giebt auch gewiſſermaßen die Antwort, womit ſie die wahre und eingreifende Rede Jeſu erwiederten, nämlich — (συλλαβοντες αὐτον, ἠγαγον) „Sie griffen ihn gemeinſchaftlich, und führten ihn fort — und darauf führten ſie ihn (εἰσηγαγον) in das Haus des Hohenprieſters. Hier, ſagt Matthäus, wären die Geſetzlehrer und Volksälteſten verſammelt geweſen. Das verſtand ſich ja von ſelbſt, wenn mehrere von ihnen, woran nicht zu zweifeln iſt, bey der Gefangennehmung Jeſu gegenwärtig waren. Marcus ſcheint dies gefühlt zu haben. Er ſchreibt deßhalb:

Nun kamen alle Priester u. s. w. bey einander. Lucas läßt dieses, als etwas, was sich von selbst versteht, weg. —

§. 137.

Vergleichung der 3 Evangelien in einzelnen Umständen der Leidensgeschichte.

Wenn die oben gemachte Bemerkung gegründet ist, daß sich in den Evangelien der Augenzeugen eine nähere Theilnahme an den letzten Begebenheiten des Lebens Jesu factisch zeige, so muß sich dieses noch mehr durch eine Vergleichung derselben unter einander bestätigen. Und dieses ist allerdings der Fall. Eine solche Vergleichung aber wird dadurch möglich, daß wir den Bericht eines spätern Jüngers besitzen, der nicht Apostel und theilnehmender Augenzeuge, sondern Revisor einer Anzahl älterer Urkunden war. Dieser Bericht muß also bey einer solchen Vergleichung zum Grunde gelegt werden. Und da zeigt sich nun in verschiedenen, sowohl Zusätzen als Auslassungen, und in den Eigenheiten der Darstellungsform bey der Leidensgeschichte Jesu, theils das spätere Datum, theils die größere Besonnenheit des Evangelisten Lucas. Dies wird sich aus einigen wenigen Zügen bewähren: Lucas — selbst nicht Apostel, sondern nur ihr Begleiter, und eben so warmer Verehrer Jesu, als diese — beweiset eine sehr natürliche Hochachtung gegen dieselben, und stellet deßhalb manche Begebenheiten, die den Vertrauten Jesu freylich nicht zum Ruhme gereichen, die sie selbst aber mit der größten Unbefangenheit von sich erzählen, in einem schonenden milderen Lichte dar. Wenn man also mit dem ehrwürdigen Tobler mit Recht im Ganzen und von allen Evangelisten sagen kann, die Evangelische Geschichte habe sich selbst geschrieben, so muß dieses in Rücksicht des Lucas einigermaßen beschränkt, und nicht auf diejenigen Stellen seines Evangeliums angewandt werden, wo er als späterer Revi-

ſor auftritt. Beyſpiele werden dieſe Behauptung näher entwickeln.

§. 138.

Verläugnung des Apoſtels Petrus.

Lucas erzählt die Verläugnung des Felſenmannes Petrus ſchonender, und verſchweigt oder übergeht Manches, was ſich bey den andern Evangeliſten findet, und vielleicht auch in den Quellen des Lucas ſtand. Beym Matthäus beginnet Petrus, nachdem Jeſus es ihm ſchon zweymal geſagt hatte, daß er wanken würde, noch einmal mit Starrſinn zu behaupten, daß es nicht geſchehen würde — und behält auch hier das letzte Wort, ganz ſeinem Charakter gemäß. Mit der nämlichen Unbefangenheit und Einfalt ſetzt denn noch Matthäus, und auch Marcus, hinzu, daß die übrigen Jünger alle es eben ſo bekräftigt hätten, obgleich ſie nachher alle die Flucht ergriffen (V. 35. 56.). Lucas führt freylich auch die Worte des Petrus in aller ihrer Stärke mit hiſtoriſcher Treue an; doch läßt er — aus Ehrfurcht vor dem großen Apoſtel — ſorgfältig die Worte Jeſu, die gewiſſermaßen eine Entſchuldigung enthalten, und die künftige Umkehr und Beſſerung des Petrus per prolepsin ſchon darſtellen und ankündigen, welche aber die andern Evangelien nicht aufgenommen haben, „und wenn du einſt wieder umkehreſt, dann ſtärke deine Brüder!“ (XXII. 32.), dem harten, für den Apoſtel nicht ehrenvollen, Worte Jeſu „du wirſt mich verläugnen!“ vorangehen; — und ſobald Lucas die Verſicherung des Apoſtels, und die entgegengeſetzte Antwort Jeſu angeführt hat — bricht er ab, und geht zu andern Reden Jeſu über.

Vergleicht man nun die Erzählung der Verläugnung des Petrus ſelbſt bey den verſchiedenen Evangeliſten, ſo fällt dieſe ſchonende, mildere Anſicht des Lucas noch mehr in die Augen.

Man sehe folgende Parallele, von Matth. 26. und Lucas 22. Erste Verläugnung, Matth. sagt (V. 70.): „Er läugnete es vor allen (ἔμπροσθεν πάντων) und sprach: ich weiß nicht, was du sagest!“ Lucas (V. 57.): „Er verläugnete ihn und sprach: ich kenne ihn nicht.“ — Matth. (V. 72.): „Er verläugnete ihn zum zweytenmal mit einem Eidschwur (μετ' ὅρκου) ich kenne den Menschen nicht.“ Lucas (V. 58.) hat blos „Nein!“ (οὐκ εἰμι). Matthäus endlich zum letztenmal (V. 74.): „Da hub er an zu verfluchen und zu schwören: „Ich kenne des Menschen nicht.“ Lucas blos: „Mensch, ich weiß nicht, was du sagest.“ — Wer sieht hier beym Matthäus nicht den wahren, Petri Charakter so angemessenen, Climax, und beym Lucas den schonendern Vortrag der nämlichen Sache? —

So erwähnet auch Lucas mit keinem Wort der Flucht der Jünger — er übergeht die an den Petrus (Matth. V. 40.) gerichteten Vorwürfe: „Könnet ihr auch nicht einmal eine Stunde mit mir wachen?“ und entschuldigt die Schlaftrunkenheit der Jünger durch den Zusatz (V. 45.): Sie wären vor Traurigkeit so ermattet gewesen! —

§. 139.

Selbst der gewaltsame Widerstand des Petrus erscheint in einem gemildetern Lichte beym Lucas als bey den andern. Bey jenem erscheint der Vorsatz des Petrus, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, als ein Beschluß aller Jünger. Denn es heißt Vers 49: „Da nun die, die um Ihn waren, sahen, was geschehen sollte, so sprachen sie zu Ihm: Herr, sollen wir mit dem Schwert drein schlagen?“ So geht also das Ehrenvolle, das doch auch allerdings in dieser Vertheidigung des geliebten Lehrers liegt, auf alle über, und wird zur Apologie ihres vorigen Leichtsinns, — und das zu Rasche und Tadelnswürdige der Handlung wird durch die Vertheilung auf alle wiederum gemildert, indem nun Petrus, vermöge seines

Charakters und seines Ansehens bey den Aposteln, als Vollführer des gemeinschaftlichen Beschlusses erscheint. — Auch beweiset Lucas noch obendrein durch seine Umständlichkeit seine historische Treue; er bemerkt den übrigens ganz gleichgültigen Umstand, daß es das rechte Ohr war, welches der rasche Jünger traf — und so macht er auch durch die angeführte Heilung Jesu das ganze Versehen wieder gut, und zeigt uns zugleich Jesum in einer erhabenen und edeln Situation, indem er selbst in dem gefahrvollesten und bedenklichsten Moment seines Lebens, in ruhiger bewundernswürdiger Stille des Geistes, das erhabenste seiner Gebote: Liebet eure Feinde, und thut Gutes denen, die euch verfolgen! ausübt! *) —

---

*) Auffallend ist es auch hier, daß Lucas nicht die verbietenden Worte Jesu anführt, aber, wenn das *sinite hoc usque*, lasset es hiemit bewenden heißt, und an die Jünger gerichtet ist, daß dieses in so sanften Ausdrücken geschieht, so sieht einer Billigung der Handlung sehr ähnlich. War Lucas vielleicht ein stiller Feuermann, wie Petrus? Schade, daß wir nichts von seinem Charakter wissen, als was wir aus seinen Schriften folgliesen und muthmaßen. Andere, z. B. Torke, Paulus ꝛc. nehmen diese Worte in dem Sinn: Lasset mich zu ihm, dem Verwundeten! und als zu den Kriegsknechten gesprochen. Die von Hrn. Paulus angeführte Parallele (Act. V. 38.) paßt hier nicht. Ob übrigens diese Heilung Jesu eine wunderbare, gleich in dem Augenblick seiner Berührung erfolgte, gewesen sey, oder ob Jesus vielleicht blos zu einem blutstillenden Verband, welches unter dem Talbrad schnell geschehen konnte, behülflich gewesen, oder wie Hr. Paulus meinet, ihm blos gesagt habe, was er zur Heilung zu thun habe —, läßt sich nicht genau bestimmen, da Lucas, der die Begebenheit allein hat, ihrer so kurz erwähnt, und jedem also seine Ansicht überlassen bleibt. Was indeß Hr. Paulus gegen eine wunderbare Heilung einwendet, scheint jedoch nicht hinlänglich begründet, um hier schlechterdings ein Wunder zu läugnen. Das Hingehen Jesu zu dem Verwundeten als ein Müssen beruht auf einer noch

§. 140.

Leiden Jesu in Gethsemane.

So hat auch Lucas sein Eigenthümliches in der Beschreibung der heftigen Seelenangst Jesu im Garten Gethsemane; er ist weit kürzer als die andern. Man unterscheidet hier offenbar den Augenzeugen Matthäus, dem, so wie allen Jüngern, die dieser Scene beywohnten*), dieser rührende Kampf Jesu mit sich selbst äußerst interessant und wichtig seyn, und ihr ganzes Gefühl ergreifen mußte, von dem spätern Historiker Lucas. Es war die traurige Stunde des Abschieds Jesu

---

unerwiesenen Erklärung des ἰσχυε etc. — und wie sollte denn auch dieses Hingeben die Wunderthätigkeit Jesu aufheben? Er meint ferner, eine Wunderheilung hätte Erstaunen, Zurücktreten der Menge bewirken müssen. In dem Tumult? das wußten sie auch ohnehin, daß Jesus Wunderheilungen verrichten konnte. Es konnte ihnen — vorzüglich den Juden, die auch ihre Propheten tödteten, und an Wunder gewöhnt waren — nicht sehr auffallend seyn. Auch machte Jesus nicht ausdrücklich aufmerksam darauf. — Mag man übrigens eine Ansicht dieses Factums haben, welche man will, so viel geht daraus hervor: Jesus bewies auch hier einen liebenswürdigen Charakterzug, hätte er auch nur blos Mitleid mit dem Verwundeten bewiesen.

*) Darunter gehörte vielleicht auch Matthäus. Denn als Jesus den Petrus und die Zebedaiden zu sich rief, so schloß er wohl auch die andern nicht aus. Auch bezieht sich das Zu-sich-rufen dieser Jünger vielleicht nur blos auf die wenigen Augenblicke, wo er ihnen (V. 38.) seine Bekümmerniß kund that. Er entfernte sich alsdann von ihnen. — Wenn er die Jünger schlafend fand, so ist dies auch wohl nicht von allen, sondern blos vom größten Theil derselben zu verstehen; denn wer hätte in dem Fall die Angst Jesu und seine Reden bemerken sollen? Die Jesum in dem kämpfenden Zustande sahen, vergaßen doch nur wohl sich selbst und ihrer Ermattung, und duldeten mit ihm die gewaltigen Erschütterungen seiner Seele. —

von seinen zärtlich geliebten Jüngern, und gerade diese gefühlvolle Zärtlichkeit für seine Geliebten, die nun bald, wie Schafe ohne Hirten umherirren sollten, mochte den stärksten Theil seines innern Kampfes ausmachen. Er ist ja auch ganz und gar mit ihnen beschäftiget; er verläßt sie auf Augenblicke, und kehret dann sogleich wieder zu ihnen zurück — und giebt ihnen so in der feyerlichen Stunde der Trennung die stärksten Beweise, wie sehr sein Herz an ihnen hange, und erkennet dann noch schonend ihren guten Willen, wenn sie unter dem Gewicht des Kummers und der überstandenen Anstrengungen erliegen (V. 41). Welchem Liebenden schwebt nicht die Gestalt seines Geliebten, in der Stunde des Abschiedes — seine Thränen — jedes seiner Worte, die er dann sprach, — mit lebendigen Farben vor der Seele? Dies war auch gewiß der Fall bey denjenigen Jüngern Jesu, welche, wie Matthäus, Zeugen dieser herzergreifenden Scene waren. Darum ist die Darstellung des Matthäus episch — er begleitet den geliebten Dulder auf jedem Schritt; — faßt jedes seiner Worte auf; geht mit ihm von einem Gebet zum andern über, obgleich es immer das nämliche ist, und übergeht — als ob er zu sehr mit dieser erstern Scene beschäftiget wäre — den Moment der Rückkehr der Seelenruhe und Fassung Jesu. Man bemerkt nur das leise Verhallen und Verschweben des Seelenkampfes in den freundlichen Worten: „So schlafet denn die übrige Zeit, und ruhet auch aus.“ — Dann folgt auch — wunderbar genug! — eine Pause. Selbst die Erzählung schweigt. Und ohne vorhergehende Andeutung steht plötzlich Jesus wieder in seiner vollen Kraft da, und es erschallet der bedeutungsvolle Aufruf aus seinem Munde: Erwacht! Wir gehn! Seht! Der Verräther naht!*) —

*) Die Erzählung nimmt hier einen Gang, der einzig in seiner Art ist. Einige wollen es tragend nehmen. Ich begreife nicht wie? Wo soll das zu Ernst hin? Andere ironisch! —

§. 141.

Wie ganz anders ist die Darstellung des Lucas! Er verfährt durchaus historisch. Die Seelenleiden Jesu konnten für ihn nicht das hohe Interesse haben, welches sie für die Jünger, die mit ihm litten, und zu gleicher Zeit ein Hauptgegenstand seines Schmerzes und seiner Wehmuth waren, und die also in doppelter Hinsicht sagen konnten: quorum pars magna fui! — natürlich haben mußten. Dem Evangelisten Lucas, der Jesum entweder gar nicht persönlich, oder doch wenigstens so genau nicht gekannt hatte, und der das Bild Jesu mehr in seiner Größe und Liebenswürdigkeit, als in lebendiger Individualität, obgleich er darnach strebte, umfaßte, mochte selbst dieser innere Kampf Jesu in mancher Hinsicht nicht ganz erklärlich seyn. Er sagt deßhalb nichts von seiner niederbeugenden Schwermuth, in schlichten Worten, sondern deutet den Seelenkampf Jesu durch das blos einmal angeführte schöne Gebet Jesu: „Vater, laß diesen Leidenskelch, wenn es dein Wille ist, vor mir vorübergehen! doch nicht mein Wille, sondern der deinige geschehe!“ — und die Heftigkeit des Ringens, und die dadurch bewirkte Erschütterung seines Körpers, durch den Zusatz an, daß sein Schweiß, dick wie Blutstropfen, auf die Erde gefallen sey*). — Matthäus

in dieser Situation! — Ich halte die angenommene wörtliche Erklärung für die beste. Auch Marcus bestätigt sie durch sein ἀπεχει — er ist noch entfernt! Matthäus giebt blos die Worte Jesu in dieser Situation, und er dachte sich die Pause, von welcher er nichts sagen konnte, dazwischen, und erwartete auch dies von seinem Leser. Eine plötzliche Verwandlung nach den Worten ἠγειρεσθε läßt sich auch nicht denken, da ihre Ankunft mit Fackeln und einer großen Menge doch vorher bemerkt werden konnte. — Indeß, welche Ansicht hier auch die annehmlichere scheinen mag, die Hauptansicht des Ganzen bleibt dieselbe. —

*) Herr Schuster hat über dieses Seelenleiden Jesu eine Abhandlung geschrieben (s. Eichhorns Biblioth. f. bibl. Litter. ꝛc.

fand es — wie auch sehr natürlich ist — nicht nöthig, den Uebergang Jesu von seiner affectvollen Traurigkeit zum ge-

---

IX. S. 1012.). Er behauptet darin mit Recht, die Traurigkeit Jesu sey nicht Muthlosigkeit gewesen. Wo hätte Er diese jemals bewiesen? Wo hätte sich dieselbe, wenn sie in seinem Charakter war, stärker zeigen müssen, als bey der Gefangennehmung selbst? Und es stand ja auch noch in seiner Macht, seinen Feinden zu entgehen. — Es war vielmehr, so behauptet Hr. Schuster, Stärke des Gefühls, Trennungsschmerz, die Liebe zu seinen Innigstgeliebten, was seine Seele so lebhaft ergriff, folglich der Triumph der Freundschaft und Humanität! Und Stärke des Gefühles, setzt er hinzu, gehört eben so sehr zu einem vollkommen rüstigen Charakter, als eine bald sich wiederaufschwingende starke Vernunft. Und diese letztere bewies Jesus, sobald die Umstände Ihn dazu aufforderten. — Unstreitig alles sehr richtig und wahr. Es würde widersinnig seyn, wenn man verlangen wollte, daß der gefühlvolle, für Freundschaft und Liebe so zart empfindende Mann in der Stunde des Abschieds von seinen Geliebten, zugleich mit dem Gedanken, was aus ihnen nun werden würde, hätte aufhören sollen, der gefühlvolle, zartempfindende Mann zu seyn! Es wäre dem Charakter Jesu widersprechend, wenn man fordern wollte, daß Er, in welchem alles Menschliche eben so groß und kräftig war, als das Göttliche, sich anders hätte benehmen und äußern sollen, als Matthäus ihn schildert. Aber bey dem allen scheint mir doch nicht jene psychologische Erklärung, die nur allein den Gedanken der Trennung von seinen Freunden als den Grund dieser heftigen Erschütterung der Seele Jesu annimmt, das Ganze zu erklären, so wahr übrigens Hrn. Schusters Bemerkung ist, daß mehrere Rücksichten vielmehr die Seele zerstreuen, als so gewaltsam erschüttern. Es scheint mir vielmehr ein wahrer Seelenkampf Jesu zu seyn, in welchem er sich zur Ergebung in tausendfache Schmach und zur Erduldung eines qualvollen Todes freywillig entschließt. Es war das letztemal, daß er versucht ward, wie wir, und Gehorsam lernte. Daß Jesu zartes Gefühl für Freundschaft und Liebe diesen Kampf eben so sehr erschwerte, als die Verächtlichkeit und niederträchtige Ränkesucht seiner Feinde, wer konnte dies bezweifeln? Aber das Ganze war ein Kampf

wohnten Gleichmuth bestimmt anzuregen. Lucas deckt diesen Uebergang — wenn man es so nennen darf, denn Jesus hatte seine Fassung keineswegs verloren — sinnbildlich aus: Ein Engel vom Himmel stärkte ihn!

§. 142.

Diese letztere sinnbildliche Darstellung eines geistigen Erfolges ist ganz im Style der südischen Nation, welche die uns bekannte Causalverknüpfung, selbst im reinhistorischen Styl, durch die Dazwischenkunft der Gottheit und ihrer Boten ersetzet, und, ohne sich übrigens mit dem Studium der Ursachen und Wirkungen, und ihrer wechselseitigen Beziehung zu befassen, ein gleichsam episches Fortschreiten der Begebenheiten liebt*). — Bey allen großen, plötzlichen und unver-

---

des menschlichen Gefühls mit dem göttlichen Entschluß, für das Heil der Menschheit den Opfertod zu erdulden. Bedarf es dabey noch der psychologischen Entwickelung einzelner Empfindungen? — Und welchen Charakter und Werth durch diesen freyen Entschluß der Tod und das Benehmen Jesu in seinen Leiden erhalte, bedarf eben so wenig der Erinnerung. —

*) Daher auch in dem historischen Styl dieses Volkes das ewige Wiederkehren des Bindewörtchens und — welches fast alle Causalverhältnisse ausdrückt. — — Daß man bey diesem Volke sich so wenig um die Ursachen der Dinge und Erscheinungen bekümmerte, und daher bey einer sonst, z. B. schon im Davidischen Zeitalter, nicht geringen Geistescultur, auch keinen Begriff von einer systematischen Wissenschaft, am wenigsten von Philosophie und Naturkunde hatte, lag in der originalen Bildung desselben, und vorzüglich in der überall vorherrschenden Idee des Einen Gottes, der alles erfüllet, und welchem man alles, mit Uebergehung der Mittelursachen, unmittelbar zuschreibt. Die größten und erhabensten Gegenstände werden bewundert, als Meisterwerke der Majestät Gottes, des großen Bildners — die Stürme sind seine Boten, und Blize seine Diener, das Donnergrollt

mutheten Begebenheiten und Erscheinungen tritt die Gottheit; oder ein Bote derselben gleichsam in das Mittel zwischen der Begebenheit selbst und der nach dem wie? fragenden Vernunft, und die Ursache der Begebenheit bleibt — was sie war und ihrer Natur nach seyn muß — der Form nach historisch, anstatt philosophisch zu werden. Deßhalb nahm auch Lucas, weil sie seinem historischen Sinn zusagte, diese Ansicht der Urkunde, die er vor sich hatte — oder auch, wenn man will, seine eigene Ansicht — in sein Evangelium auf. Es würde wenig Bekanntschaft mit dem Geist des hebräischen Morgenlands verrathen, wenn man fragen wollte, ob Lucas diese Gotteserscheinung buchstäblich verstanden haben wolle, oder ob man sie Wort für Wort in unsere kalte und abstracte Sprache übertragen, und dem Engel Fleisch und Bein geben müsse? In dem Charakter und der Bildung der hebräischen Nation ist das Geistige durchaus das Vorherrschende, und deßhalb die Darstellung desselben durch das Sinnliche zart wie Blüthenhauch*). Jehovah ist sichtbar im Wetter, im Sturm, im Erdbeben, im Feuer, im Säuseln, und doch ohne Gestalt. Seine Boten erscheinen; aber niemals wird ihre

---

sein Wagen. Er winkt, und die Erde bebt, schauet die Berge an, und sie rauchen. Es fiel den Israeliten nicht ein, von diesem großen und erhabenen Gedanken gleichsam herniederzu steigen, und sich um die Mittelursachen zu bekümmern, da die Hauptursache vollkommen hinreichte. Höchstens ließ man sie durch Boten (Engel) handeln. —

*) Es ist hier von dem eigentlich Religiösen, nicht aber von dem Ceremoniendienst, dem Kapryzum des Volks, die Rede. Das jenes geistig Religiöse sich so wenig über das ganze Volk verbreitete, und immer nur in Einzelnen offenbarte, darum waren zum Theil das Volk selbst, zum Theil seine Priester Schuld. Kein Volk war jemals so dumm und widerspenstig, keines aber brachte auch so viele geistig edle Menschen, und eine solche religiöse Poesie hervor.

Gestalt, ihre Mienen und ihr Antlitz beschreiben — Licht, das Zarteste aller sinnlichen Dinge, ist ihr Gewand, und verklärt ihre Gegenwart sinnlich; sie selbst und ihre Gestalt sieht nur das Auge des Geistes.

Fühlt man sich gedrungen, den stärkenden Boten in seine durch genaue Gränzen umzäunte und gezähmte Sprache zu übersetzen, und statt dessen zu sagen, die Vorsehung, die Gottheit, der Himmel stärkte ihn, oder auch der Gedanke an seinen großen Plan gab ihm mit einmal wieder Fassung und Muth, u. s. w.; — so muß das jedem freystehen, und sein religiöser Glaube kann wohl dabey bestehen. Es giebt Menschen, denen selbst die Engel auf den heiligen Gemälden eines Raphaels und Correggio nicht gefallen wollen, so wie es in unserm gezähmten Zustande Menschen giebt, die durch eine wunderbare Organisation kein musicalisches Gehör haben, ja, denen selbst die Harmonie der Töne zuwider ist. —

§. 143.

Verhaftung Jesu.

Auch in dem Bericht von der Gefangennehmung Jesu beweiset sich Lucas, mit Matthäus verglichen, als den besonnenen Schriftsteller, der nicht zugleich Augenzeuge und unmittelbarer Theilnehmer an dieser Begebenheit war, sondern vielmehr Diaskeuast derselben war. Deßhalb ist Matthäus hier malerischer als Lucas, und eben dadurch erklären sich ihre beyderseitigen kleinen Abweichungen (man vgl. Matth. 26, 47 — 52. mit Luc. 22, 47 — 51.) Matthäus schildert den heraunahenden Zug mit ihren Waffen, ihren Auftrag vom Synedrium, und führt den Judas redend ein, wie er der Rotte das Zeichen angiebt, wodurch er ihnen Jesum bezeichnen wolle. — Er tritt stracks hervor, begrüßt seinen Lehrer mit dem: „Gegrüßet seyst du, Rabbi!“ und mit dem verrätherischen Kuß. — Matthäus giebt uns Jesu

erstes Wort an ihn: „Freund, wozu kommst du?“ — gleichsam in der ersten Bestürzung gesprochen, — das Hinzutreten, Angreifen, Festhalten der Rotte — die Gegenwehr des einen Apostels, der „seine Hand ausstreckt, sein Schwert zieht und zuschlägt;“ — kurz, alles wird mit der genauesten Umständlichkeit dargestellt, und das: „Siehe!“ bezeichnet die Theilnahme des Augenzeugen, dem noch, als er sie niederschrieb, die ganze Begebenheit lebendig vor Augen stand.

Wie viel bedächtlicher hingegen ist alles beym Lucas! — Er nennt blos mit Einem Worte die Rotte, und diese zuerst, und nach ihr den Judas, der vor ihnen herzieng; weniger malerisch, obgleich richtiger nach historischer Form, indem Judas in Rücksicht der Begebenheit selbst nur Nebenperson ist, und als solche nur nach jenen auftreten — auch nicht die Hauptaufmerksamkeit auf sich ziehen darf. — Er sagt nichts von der Verabredung des Zeichens, wodurch Judas Jesum verrathen wollte, sondern bezieht sich gewissermaßen auf das Vorige (V. 4.) — wo er von der Unterhandlung des Treulosen mit dem Sanhedrin zugleich sagt, daß er sich mit ihnen verabredet habe, wie (πως) er Ihn verrathen wolle, wobey es jedoch wahrscheinlicher ist, daß zu dem damals verabredeten Wie noch nicht der verrätherische Kuß gehörte, sondern vielmehr, wie Matthäus berichtet, erst während des Anrückens von ihm als Signal angegeben wurde. Dies ist auch psychologisch wahrscheinlicher. Denn das Zeichen selbst ist in einem solchen Grade schändlich, daß es nicht mit kaltem Blute, sondern wohl nur in dem Moment der aufgeregten Leidenschaft angegeben werden konnte. — Lucas brauchte indeß als Historiker hievon keine Notiz zu nehmen, wie er auch nicht thut. Er berichtet blos das Factum. Auch hat blos Lucas die Worte Jesu: „Judas, mit einem Kuß verräthst du mich?“ — Sagten uns alle Evangelisten auch nichts davon, daß Jesus nach jenem gegebenen Zeichen etwas zum Judas gesprochen habe, so würden wir dennoch vermuthen, daß sie es übergangen, und

daß er in den benannten Ausdrücken zu ihm müsse geredet haben. Jesus war zu sehr gefaßt, als daß er nicht hätte die Schändlichkeit der Art und Weise des Verrathes rügen sollen. Und wie konnte dieses auf eine würdigere, dem Charakter und der ruhigen Fassung Jesu gemäßere Art geschehen, als durch eben diese Worte?

Unstreitig sind sie auch in einem andern Momente gesprochen, als die vom Matthäus angeführten Worte. Aus beyden zusammengenommen ergiebt sich die genaue, vollständige Geschichte des Verhaltens Jesu in dem kritischen Augenblick seiner Gefangennehmung: Der Verräther tritt hervor (ἐλθὼν προσελθων), und während er Jesum umarmen will, sagt dieser: „Freund, wozu kommst du?“ — „was willst du?“ — Judas umarmt ihn, und nun sagt Jesus, sich gleichsam die eigene Frage beantwortend: „Mit einem Kuß verräthst du des Menschen Sohn!“ Lucas berichtet hier das gehaltvollere charakteristische Wort Jesu; Matthäus das malerische, affectvollere. Auch übergeht Lucas gänzlich die Schilderung der Gegenwehr des Petrus, und erzählt kaltblütig das Factum.

Es ist offenbar und einleuchtend, daß Lucas den Matthäus nicht vor sich gehabt hat, — beyde haben eine ganz verschiedene Manier zu erzählen, aber dennoch stimmen sie in den Resultaten nicht nur gänzlich überein, sondern auch, was der eine hat, paßt aufs genaueste zu dem, der es nicht hat. Und ist die Ansicht des Verfassers gegründet, nach welcher die historische Form und der Ton der Darstellung den Augenzeugen von dem Diasketaasin auffallend genug unterscheiden, so ist dieses ein neuer nicht geringer Beweis für die innere Wahrheit und Treue der evangelischen Berichte. Die Folge wird jene Ansicht noch näher begründen. —

§. 144.

§. 144.

Bemerkungen über Judas und seinen Verrath.

Auf eine eigene Art benehmen sich die Evangelisten bey der Erzählung der Verrätherey und der Geschichte des Judas. Sie geben uns blos das Factum, ohne der Bewegungsgründe, die ihn zu der schrecklichen That bestimmten, zu erwähnen. Lucas ist kurz in diesem Punct, und behandelt diese Begebenheit als eine dem Zweck seiner Geschichte untergeordnete; doch übergeht er nichts, was nothwendig zur Geschichte Jesu gehört. Das Gespräch der Jünger mit Jesu, wer der Verräther unter ihnen sey, das Matthäus anführt, läßt Lucas weg, und zwar sehr schicklich. Denn er war nicht zugegen gewesen, als die Jünger einer nach dem andern Jesu die sonderbar scheinende Frage vorlegten: „Herr, bin ich der Verräther?“ — Ein eigenes Zartgefühl, das man dem Evangelisten Lucas nicht absprechen kann, mochte ihn vielleicht abhalten, dieser Frage zu erwähnen, die zu dem Gedanken verleiten konnte, als ob die Apostel hätten glauben können, einer solchen Handlung fähig zu seyn. Er sagt blos, daß die Jünger unter sich die Frage aufgeworfen hätten, wer unter ihnen der schändliche Mensch seyn möchte. Matthäus hingegen, selbst einer der Zwölfer, erzählt mit offener Unbefangenheit, daß jeder Jünger befürchtet habe, Er möchte es seyn.

Und fürwahr! jene Frage gereicht diesen einfachen Menschen nicht zur Schande. Jesus hatte gesagt, Einer von den Zwölfen würde es seyn. Wüßten wir nicht den Ausgang der Begebenheit, so würde auch uns dieser Ausspruch höchst räthselhaft vorkommen! Wie vielmehr mußte dieses den guten Jüngern, die Jesum kannten und liebten, als eine Unmöglichkeit erscheinen, in so fern sie sich diese Handlung als von dem freyen Willen eines Jeden abhängig denken sollten. — Sie konnten sich aber dieselbe nicht als freye Hand-

lung weder in sich, noch in irgend einem ihrer Genossen vorstellen, — sie dachten sie sich daher als Beschluß und Zwang des Schicksals, und jeder fürchtete für sich selbst mit großer Betrübniß (λυπουμενοι σφοδρα), er möchte zu der schrecklichen That bestimmt seyn. Der Thäter erschien ihnen als ein von der Macht des Schicksals schrecklich Ergriffener, in ein blindes Werkzeug desselben, zur Ausführung eines furchtbaren, aber im Rath des Himmels beschlossenen Planes, verwandeltes Wesen *).

Daher verstummte auch der muthige Petrus, als er den Namen des Verräthers erfährt; daher schweigen alle Jünger, als Jesus auf seine Frage sagt: Du bist es! und das schreckliche Wort hinzufügt: „Was du vorhast, das thue geschwind!" (ὁ ποιεις, ποιησον ταχιον, Joh. 13, 27.) daher lassen sie ihn ruhig sich entfernen, und bey der Verhaftnehmung trifft nicht ihn, sondern den Knecht des Hohenpriesters das Schwert des Petrus.

§. 145.

Auch ist es auffallend, daß Lucas nicht, wie Matthäus, das tragische Ende des Verräthers beschreibt, welches ihm, wie aus Apostg. 1, 18. erhellet, wohl bekannt war. Allein auch hierin handelt Lucas als besonnener Historiker. Die Begebenheit gehört nicht nothwendig in eine Geschichte Jesu, vielmehr lenkt sie die Aufmerksamkeit durch ihren schrecklichen

*) Auch der Ausdruck, dessen sich Lucas (Cap. 22, 3.) und Johannes (Cap. 13, 2. u. 27.) bedienen, wenn sie von der That des Judas reden, das Satanas sich seiner bemächtigt habe ꝛc., drückt diese Ansicht der Jünger aus. In unsere Sprache und Denkweise übertragen, heißt dies zwar, Er faßte den satanischen Entschluß — nicht aber so im Sinne der Jünger. Sie dachten sich darunter eine personificirte Gewalt, die wie eine physische Kraft wirkte, und in welcher zwar Widerstand geleistet werden kann, aber nur von dem Starken und Helden.

Inhalt einige Augenblicke von dem Hauptgegenstande ab, und stört die Ruhe, mit welcher der Leser den leidenden Jesus betrachten soll. Um dieses einzusehen, dazu gehörte nicht Studium, wie eine Geschichte müsse geschrieben werden, welches man freylich dem Evangelisten Lucas mit Unrecht beylegen würde, — sondern nur ein richtiges Gefühl und Besonnenheit; Eigenschaften, die man ihm nicht absprechen kann.

Ferner wurde überhaupt wohl dieser Begebenheit in der Folge selten erwähnt. Dies kann man mit Recht von dem Geist, der die Apostel beseelte, von dem Geiste des Christenthums, erwarten. Wir finden auch dieser Begebenheit nirgends anders gedacht, als blos in der einzigen Stelle, wo es nothwendig war, nämlich in der Rede des Petrus Act. 1, 18., und auch hier redet Petrus davon mit möglicher Schonung, nennt ihn nicht einmal den Verräther, und mildert das Gräßliche der Begebenheit dadurch, daß er in Sprüchen und Ausdrücken der alten heiligen Schriften redet, und vernichtet durch die Wahl eines andern Apostels, und, indem er ihn seinem damaligen Platz und Wohnort überläßt (τοπον ἰδιον), gleichsam sein Andenken. In den Briefen der Apostel ist auch kein Laut mehr von ihm. Es ist also nicht zu verwundern, daß Lucas auch noch den gewesenen Apostel in ihm durch Stillschweigen ehrte — so viel er durfte. Dies thut er auch schon in der Erzählung von der letzten Mahlzeit. Er hat nicht das harte Wort Jesu (Matth. 26, 24.): Es wäre ihm besser, er wäre nicht geboren, sondern statt dessen das mehr Bedauernde: Unglücklicher (οὐαὶ)! — Matthäus, als Jünger Jesu, konnte, — ja er mußte gewissermassen hier anders verfahren. Er befindet sich hier, wie oft in seinem Evangelium, in media re, als eine mithandelnde Person, — es mußte ihm als Mitapostel sehr wichtig seyn, auch die schreckliche Catastrophe — die Rache der strafenden Gerechtigkeit an Judas aufzuführen, wenn Lucas ihn hingegen, als einen Bedau-

ernswürdigen, dem sein Recht widerfahren ist, mit Stillschweigen übergeht. —

§. 146.

Aus dieser Ansicht der Jünger, daß sie den Verrath des Judas nicht sowohl als eine moralische Handlung, sondern vielmehr als Folge der Beherrschung einer bösen Gewalt ansehen, erklärt es sich auch, warum sie uns gar keine Aufschlüsse über die Entstehung, Veranlassung und den Zweck der schändlichen That geben, und dadurch den Hypothesen und Vermuthungen freyes Spiel lassen. Als ein Mann von auffallend schlechtem Charakter muß sich Judas nicht ausgezeichnet haben. Denn in diesem Fall würden die andern Jünger wohl bald auf ihn gerathen haben, wenn Jesus sagte: Einer unter euch wird mich verrathen! — Man nimmt zwar an, Matthäus habe pragmatisch die Geschichte der Salbung in Bethanien (26, 6. f.) der Verabredung des Verräthers mit dem Synedrium (V. 14) vorangeschickt. Allein wenn Matthäus eine solche Absicht auch nur dunkel gefühlt hätte (so wie die Evangelisten sich durch ihr Gefühl, nicht durch Wissenschaft leiten lassen in der Verfassung und Ordnung ihrer geschichtlichen Urkunden), — so würde er auf keinen Fall hier gesagt haben, daß die Jünger (οἱ μαθηταὶ) — sondern daß Judas jene Bemerkung über die Salbenverschwendung gemacht habe. Es läßt sich daher nicht behaupten, daß Matthäus durch diese Begebenheit den Judas habe charakterisiren und seine That einleiten wollen. Er erzählt die Begebenheit um ihrer selbst willen, und muß die freylich kleinliche — jedoch auch verzeihliche — Bemerkung der Jünger nicht so verwerflich gefunden haben, als Johannes sie mit Recht an Judas findet (12, 6.) *). Wenigstens führt Matthäus sie

*) Wahrscheinlich war Judas der Urheber der Bemerkung, und zwar in schändlicher Absicht — dieses sagt Johannes. Mehr

nicht auf als pragmatischer Geschichtschreiber, um den Charakter des Verräthers dadurch zu entwickeln und seinen Verrath einzuleiten.

Auch Johannes führt nichts von Judas an, das wir als Motive seines Verrathes ansehen könnten, seinen niederträchtigen Geiz ausgenommen, durch welchen er sich sogar verleiten ließ, die ihm von Jesu und seiner Gesellschaft anvertraute geringe Casse zu bestehlen (Joh. 12, 6.), wozu freylich schon ein sehr hoher Grad von moralischem Verfall erfordert wurde. — Denn was kann schändlicher seyn, als das Versinken von einem Apostel und Freunde des edelsten Mannes zu einem gemeinen Diebe? Schon diese Versunkenheit erklärt jede andere noch so tiefe! —

§. 157.

Unsere meisten Exegeten nehmen an, Judas habe gar nicht den Ausgang der Gefangennehmung Jesu erwartet, der wirklich eintraf; er habe vielmehr nur die Absicht gehabt, Jesum zu nöthigen, sich jetzt als König zu erklären — und sein irdisches Reich zu gründen, in welchem er (Judas) eine der ersten Stellen, vielleicht die des Oberschatzmeisters, erwartet habe ꝛc. — Er wollte also, nach dieser Ansicht, eigentlich das Synedrium betrügen, und Jesu Sache gewaltsam zu Jesu und seiner Jünger Besten entscheiden, indem nämlich durch die Gefangennehmung Jesu die Menge in Gährung gerathen,

---

rere der Jünger stimmten ihm bey, indem sie dieselbe, als aus gutem Herzen gefaßt, annehmen. Sie waren es nicht gewohnt, daß an Jesu ein solcher Aufwand gemacht wurde — er half Andern und lebte selbst in Dürftigkeit — er war der innige Freund der Armen, und empfahl Wohlthätigkeit gegen sie bey jeder Gelegenheit — die Jünger glaubten aus seinem Geist zu reden, und thaten es wirklich, der Urheber der Bemerkung aber redete aus dem Geist des Satanas, und ihn charakterisirt sie sehr. Es war Unwahrheit und Heucheley in seiner Bemerkung — in der Bemerkung oder Zustimmung der Jünger Einfalt und Wahrheit! —

ihn als Messias und König proclamiren, und das Synedrium stürzen würde, u. s. w.

Allein Judas erscheint in jener Geschichte der Saalbung und durch die Bestehlung der freundschaftlichen Casse als ein so niederträchtiger und kleiner Mensch, der eines solchen kühnen Gedankens und Plans nicht fähig seyn konnte. Wie sollte der niedrige Geiz, der bis zum Betrug und Diebstahl herabsinkt, sich zu einem so ehrsüchtigen Entwurf erheben und sich einbilden können, ihn auszuführen? Die Ehrbegierde erweitert wohl den Gesichts- und Wirkungskreis der Menschen, der Geiz beengt und beschränkt ihn, und ist keines weitaussehenden Planes fähig! Würde nicht auch Judas wohl einiges davon haben blicken lassen, und die Evangelisten durch irgend einen Zug dieses angemerkt und aufbehalten haben? Doch vielleicht war er ein zu sehr verschlossener Mensch — vielleicht wollte er die Ehre und größten Vortheile seines Plans allein einernten. Allein dieses setzt eine größere Seelenstärke und Muth voraus, als man ihm zuzutrauen berechtigt ist *). —

Und hatte Judas einen solchen, in seiner Art wirklich großen, Entwurf — wagte er es, zum hohen Rathe zu gehen, und diesen zur Ausführung seines Plans in Bewegung zu setzen; — warum that er denn nichts bey dem Volke und den Freunden Jesu, denen doch noch leichter beyzukommen war? Ein Mensch, der so geschickt den verschlagenen hohen Rath zu täuschen wußte, daß sie ihn für einen unbedeutenden und einfältigen Menschen hielten *), — handelt zu gleicher Zeit

*) Die Behauptung, daß die Evangelisten den Charakter des Judas häßlicher geschildert hätten, als er wirklich war, gehört zu den sinnlosen Abgeschmacktheiten, die keine Widerlegung verdienen, und des Unwillens, den man dabey empfinden möchte, nicht werth sind.

*) S. Paulus Exeget. 3. B. S. 493.

so inconsequent, und thut von der andern Seite, die doch so geneigt war, Jesum als König zu proclamiren, und die zugleich die Hauptrolle spielen sollte, (denn dies mußte doch wohl Judas voraussehen) nichts! Wie läßt sich das zusammendenken?

Ferner, durfte Judas solche Erwartungen von dem Volke in Jerusalem haben? — Auf Jesu feyerlichen Einzug in Jerusalem kann man diese Erwartung nicht gründen. Denn die Begleiter Jesu waren eine Festkarawane, die wenigstens größtentheils aus Auswärtigen bestand. Die Bewohner Jerusalems geriethen zwar in Bewegung, aber die Bewegung dieser jüdischen Athener war die der Neugierde. Sie fragten: „Wer ist das?“ — Ueberhaupt scheint Jesus sehr wenig Anhänger in Jerusalem selbst gehabt zu haben. Dies erhellet aus seinen häufigen Klagen über das Sittenverderbniß und den Unglauben dieser Hauptstadt, über ihr Verhalten bey der Hinrichtung Jesu, u. s. w. Auch kannte der hohe Rath das Volk wohl zu sehr, als daß er einen gewaltsamen Aufstand gegen sich hätte befürchten sollen. Die Furcht der Mitglieder desselben war die des Eigennutzes, und gründete sich auf ihr schlechtes Bewußtseyn und die Freymüthigkeit Jesu, der offen und unverhohlen ihre geheimen Schleichwege und Volkstäuschungen aufdeckte, und durch den sie ihren Credit zu verlieren befürchteten. Judas hatte sich also wohl eher im Geist der Hauptstädter, als darin verrechnet, daß er nicht bedachte, daß sie in der Nacht nach dem Feste in tiefen Schlaf versunken seyn würden *). — und auch dieses scheinet bey seiner sonstigen Schlauheit und Ueberlegung unwahrscheinlich. —

§. 143.

Vielleicht glaubte aber Judas, Jesus würde sich durch ein auffallendes Wunder plötzlich als den König Israels le-

*) S. Paulus Comm. a. a. O.

gtimiren, und dadurch das Volk aufrufen, seine Partey zu ergreifen. — Auch diese Hypothese ist unwahrscheinlich. Denn, wenn Jesus sollte gezwungen werden, sich als König der Juden zu erklären — so konnte er ja durch dieses Wunder sogleich allen Zwang vernichten, und — es war vorauszusetzen, daß er es in diesem Fall eben so, wie in hundert andern, machen, und sich ohne Geräusch dem Volke dann entziehen würde. Wie konnte es also dem Verräther einfallen, Jesum zwingen zu wollen, wenn er wußte, daß er nicht gezwungen werden konnte? — Aber vielleicht war es Judas blos um die dreyßig Silberlinge zu thun, und der Zweck seines ganzen Verraths nichts anders, als dieses, wobey er zugleich voraussetzte, daß Jesus nicht in ihre Gewalt gerathen würde. Allein so wahr es auch ist, daß dem Geiz jedes Mittel gut genug ist, wenn er dadurch auch nur eine Kleinigkeit gewinnen kann, so hat doch das ganze Verfahren des Judas ein viel zu düsteres Ansehen — und er selbst beharrt zu fest bey seinem Vorsatz, als daß man glauben könnte, er habe es nur auf eine solche Gaunerey, um etwa 25 Rthlr., angelegt gehabt. Jesus würde auch dieses ohne Zweifel vorher bemerkt, und wenn sein kleinlicher Geiz sich mit jener Inversicht tröstete, ihn bestimmt davor gewarnt, und nicht in allgemeinen und so starken Ausdrücken von seiner Unthat, als einem Frevel der schlimmsten Art, geredet haben. Endlich, nähme man jene Erklärung des Verfahrens Judas an, nach welcher er keine böse Absicht gegen Jesum, sondern blos den Vorsatz gehabt haben soll, die Erhebung Jesu zu der Würde, zu welcher er ihn bestimmt glaubte, zu beschleunigen, und der ungeduldigen Erwartung, womit die Jünger fragten: wann wird denn das Reich Gottes anbrechen? durch einen Gewaltstreich ein Ende zu machen, also freylich Böses, damit nach seiner Meinung Gutes daraus würde; — so sieht man nicht ein, wie Jesus in solchen starken Ausdrücken von seinem Vergehen reden konnte, z. B. wenn er sagt: „Wer mein Brod ißt, tritt

mich mit Füßen!" — Es wäre ihm besser, er wäre nicht geboren! *) [Matth. 26, 24. Joh. 17, 12., wo er υἱος της ἀπωλειας genannt wird] — u. s. w. — Könnte man nicht auch in dem Fall annehmen, daß Jesus den Judas durch eine liebreiche Belehrung leicht hätte auf andere Gedanken bringen, und so der schrecklichen Handlung des Unglücklichen zuvorkommen mögen? Belehrte doch sonst Jesus seine irdischgesinnten Jünger mit so vieler Sanftmuth und Geduld? — Sollte er denn nicht auch jetzt alles angewandt haben, als treuer Hirte dieses blos verirrte Schaf vom Abgrund des Verderbens zurückzuhalten? —

§. 149.

Alles dieses zusammengenommen scheinet anzudeuten, daß der Grund der Verrätherey des Judas tiefer bey ihm gelegen habe, und nicht blos in schnell entstandenen Entwürfen, sondern in den Tiefen und Schlupfwinkeln seines Herzens zu suchen sey. Die Evangelisten haben ihren Lesern die freye Ansicht und Entwickelung dieser merkwürdigen und schrecklichen Begebenheit überlassen. So mögen denn auch einige Bemerkungen und Muthmaßungen darüber hier ihren Platz finden!

Geiz und Gewinnsucht waren, nach dem Zeugniß des Johannes, Hauptzüge des Charakters des Judas, und zwar ein Geiz von der niederträchtigsten Art, der ihn zum Diebstahl und zur verächtlichsten Untreue gegen Jesum und seine Jünger verleitete, indem er das ihm geschenkte Vertrauen so sehr mißbrauchte, daß er sogar die Casse bestahl.

Dieser Charakterzug mußte sich auf mannichfaltige Weise in seinem Betragen äußern, und ihm die Achtung und Liebe

*) D. Mich. Weber (quatuor centuriae Thesium &c. Viteb. 1802.) will das αὐτῷ in dieser Stelle auf υἱος τῳ ἀνθρ. beziehen. Es wäre für ihn (den Messias, mich) besser, wenn jener (Judas) nicht geboren wäre. Ich könnte vieler Schmerzen, Klagen ꝛc. überheben seyn ꝛc. Allein man sieht dieser Erklärung das Gezwungene leicht an, und daß sie aus einer vorgefaßten Hypothese entsprungen ist. —

Jesu, der ihn durchschaute, um desto mehr entzehen, je mehr er diesen häßlichen Zug zu verheimlichen suchte und wußte. — Auch konnte diese häßliche Neigung schwerlich in seinem Herzen Platz finden, so lange nur noch einige Liebe zu Jesu in demselben war, und Jesus konnte unmöglich jene Leidenschaft an ihm bemerken, ohne ihm sein Mißfallen darüber blicken zu lassen, und ihm seine Achtung zu entziehen, und die andern Jünger vor ihm auszuzeichnen. Dadurch mußte nun jenes Band, das einzige, welches die Jünger an Jesu und seine Plane knüpfte, allgemach gänzlich zerreißen. —

Durch die Auflösung dieses einzigen Bandes, dieser in ihrem Wesen und Aeußerungen mehr pathologischen, und auf Empfindung mehr, als auf Vernunftprincipien (von Seiten der Jünger nämlich) gegründeten Freundschaft und Liebe (§. 25. f.) entstand in der Seele des Judas eine Leere, — das Gleichgewicht derselben war gleichsam zerstört, — Unmuth und Erbitterung traten an dessen Stelle. Die natürliche Zärtlichkeit Jesu gegen die andern, die sich zu vermehren schien, je näher Jesus seinem Tode kam, und die unbefangene Anhänglichkeit der eilf andern Jünger an ihrem Lehrer ließen ihn den Abstand, worin er sich befand, um desto stärker fühlen — die Reden Jesu, in welchen er nicht undeutlich auf die Untreue des Judas anspielte, und ihm seinen moralischen Verfall andeutete (z. B. Joh. 6, 10.), und vielleicht manche andere Reden, die er selbst aus bösem Gewissen auf sich anwandte, — vermehrten diesen Unmuth, diese geheime Erbitterung und Unruhe *).

*) Je edler etwas seiner Natur nach ist, um desto abschreckender ist es in dem Zustande der Verderbniß. So ist es in der Natur, so auch im Reiche der Sittlichkeit. Wie aus der Liebe Eifersucht, Haß und Duldsucht entspringen können, davon giebt die Geschichte mehrere Beyspiele. Satanas ist ein gefallener Seraph. —

Ein solcher Zustand konnte, seiner Natur nach, nicht lange dauern. Jünger und Apostel konnte er nicht bleiben, oder er hätte sich ganz umändern müssen — gleichgültig abzutreten, und in seinen vorigen Zustand, ehe er Apostel wurde, zurückzukehren, war ihm vielleicht eben so unmöglich. — Das Natürlichste und Leichteste war, noch tiefer zu sinken, und als erklärter Feind Jesu aufzutreten, jedoch mit der ihm natürlichen, durch Gewohnheit noch mehr zur andern Natur gewordenen Verstellung und Verschlossenheit und vielleicht auch wankelmüthigen Unentschlossenheit.

§. 150.

Zu diesen innern Reizungen brauchten sich nur noch einige äußere Veranlassungen zu gesellen, um seinen Entschluß zur völligen Reife zu bringen, so daß er in That übergieng. Und auch diese zeigten sich bald genug. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Feinde Jesu aus dem hohen Rath, die ihn auf allen seinen Tritten und Schritten umschlichen und belauschten, nicht sollten bald von der feindseligen Stimmung und niedrigen Gesinnung dieses Jüngers Kundschaft eingezogen haben, und man darf es wohl ihrer Ränkesucht und ihrem schlauen Verfolgungsgeiste zutrauen, daß sie von diesem ihnen so erwünschten Umstande allen Vortheil zu ziehen suchten. Unstreitig hatten sie es nicht verabsäumt, den mißvergnügten Jünger in ihr Netz zu locken und auf ihre Seite zu bringen. Natürlich blieben die Ränke, die sie dazu anwandten, den Evangelisten verborgen; auch konnte diesen wenig daran gelegen seyn, die Handlung des Judas, die sie mit Abscheu betrachteten, zu motiviren, und, an den herzerhebenden Anblick des Ideals der Tugend und Menschenliebe gewohnt, die Bosheit und Ränkesucht in ihren Schlupfwinkeln aufzuspüren. Unstreitig boten aber die Pharisäer alle ihre nicht gemeine List, Kraft und Beredsamkeit auf, um jetzt ihren längst gefaßten Plan durchzusetzen. Wer weiß, zu welchem Lichte sie dann

Judas, der nur wünschte, Jesum hassen zu können, und seine Leidenschaft mit seinem Gewissen in das Gleichgewicht zu bringen, Jesum darstellten! Vielleicht brauchten sie jetzt wieder das nach ihrer Weise so trefflich ersonnene Mittel, Jesum eines Bundes mit dem bösen Wesen zu beschuldigen, ihn als einen Sabbathschänder und Verächter der mosaischen Religion darzustellen, u. s. w. — Wahrscheinlich stellten die Hohenpriester ihm eine Verrätherey an seinem Lehrer als ein verdienstliches Werk dar — schilderten ihm die Vortheile, die daraus für ihn entspringen würden, suchten seiner Hauptleidenschaft, seinem Geiz, zu schmeicheln, und welche tausenderley Mittel blutgierige, beleidigte Priester anwenden mögen, um ihren verächtlichen Werkzeugen den Dolch und die Fackel in die Hände zu geben. Denn die Kinder der Welt sind klüger, als die Kinder des Lichts!

Jesu selbst konnten die Entwürfe der Priester und ihre Unterhandlungen mit seinem verirrten Jünger eben so wenig unbekannt bleiben, als ihr vorheriger Beschluß, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen, seiner Kenntniß entgangen war. Jesus war ein zu großer Menschenkenner, zu scharfsichtiger Beobachter, und er hatte auch seinen Nicodemus und andere Freunde im hohen Rath, so daß man hier keinesweges nöthig hat, wie es auch in einer psychologischen Untersuchung nicht seyn darf, zu einer wunderbaren Vorhersagungsgabe seine Zuflucht zu nehmen. — In dieser Kenntniß Jesu von seinem Zustande, die er ihm gewiß nicht verhehlte, und in den Warnungen, die er ihm auch wohl nicht vorenthielt, verbunden mit dem Groll, den Jesus einmal gegen Jesum gefaßt hatte, und mit jenen Aufreizungen der Priester lagen starke Reizmittel für den bösen Menschen, sich in seinem Haß gegen Jesum zu bestärken. —

§. 151.

Durch diese äußeren und inneren Reizungen und Verführungen genährt, erstarkte nun immer mehr sein innerer

böser Mensch. Die Salbung in Bethanien, dieser ausgezeichnete Beweis der innigen Liebe und Verehrung einer zärtlichen Freundin Jesu — vermehrte seinen innern Groll, indem er, der einfachen Liebe und Verehrung gegenüber, sich selbst in seiner häßlichen Doppelgestalt erscheinen mußte, und es war vielmehr der innere Unfrieden mit sich selbst, als sein Geiz — (denn er wollte nicht lange mehr Antheil haben an der gemeinschaftlichen Jüngercasse) — der die gleißnerische Bemerkung macht, man habe das Geld lieber den Armen geben sollen! Die gelinde strafenden Worte Jesu: „Arme habt ihr immer bey euch!“ ꝛc. — wurden ihm ein neues Oel zu dem Feuer, das in seinem Innern glomm. Er gieng nun wieder zu den Priestern, — und bot sich selbst an, ihnen Jesum, der ihren Nachstellungen bisher jederzeit so geschickt entgangen war, zu überliefern; und sie wurden einig über eine Summe Geldes, die blos Matthäus zu dreyßig Silberlingen angiebt.

Freylich war dieses eine kleine Summe für eine solche That! Herr D. Paulus nimmt deßwegen an, er habe diese kleine Summe, die für ihn auf keine Weise eine Entschädigung des Gewinns habe seyn können, den er in Jesu Gesellschaft hatte, genommen, um die Priester zu täuschen und ihnen seine Absicht destomehr zu verbergen. — Auch beweise diese kleine Summe, daß die Priester selbst nicht auf ihn gezählt hätten. — Allein, wenn die vorige Ansicht die richtigere ist, so ist dies keinesweges der Fall. Erstlich, ein solcher Priester, wie die Verfolger Jesu waren, giebt nicht mehr, als er nöthig hat zu geben. Judas kam selbst zu ihnen, und erbot sich zur Ueberlieferung; er wollte Wegweiser seyn denen, die Jesum greifen sollten (ὁδηγος τοις συλλαβουσι. Act. 1, 16.) — Für diesen Gang waren dreyßig Silberlinge keine unbeträchtliche Summe. Sie gehörte zu den runden Summen bey den Juden. — Sie boten ihm also diese an, weil sie ihn selbst schon zur Ausführung der That völlig bereit

sahen, als eine Gratification für seine Mühe *). Jener deßhalb, weil sie ihn so bereitwillig fanden; und der Aufführung ihres teuflischen Plans sicher und gewiß waren, stellten sie selbst sich gleichgültiger, zogen sich klüglich zurück, und gaben dadurch der Sache selbst das Ansehen einer gleichgültigen, unbedeutenden Handlung, welche die Gerechtigkeit erfordere, und die — gleichsam als eine gute Sache — ihnen nicht mißlingen könne und keinen großen Aufwand von Kräften erfordere. Hätten sie eine übergroße Summe geboten, so würden sie dadurch der Sache Jesu eine Wichtigkeit beygelegt haben, die den von Leidenschaft ergriffenen, und in seinem leidenschaftlichen Zustande, auf welchem kein Verlaß ist, wankenden Judas leicht hätten auf andere Gedanken bringen oder ihn abschrecken können. Kurz, sie wußten, daß sie seiner habhaft waren; — sie brauchten nur dem Strom, der in ihm wühlte, freyen Lauf zu lassen. Es war ihnen endlich, da sie der Ausführung ihres Plans nun sicher waren, weniger daran gelegen, wenn sie auch nicht gerade an dem großen Feste Jesum in ihre Gewalt bekamen, wo sie doch die Volksmenge einigermaßen fürchten mußten. So versprachen sie ihm denn mit einer Art von Sorglosigkeit und Nonchalance die runde Summe, die er von ihnen empfangen könne, sobald er seiner Sache gewiß sey. Und nun entlassen sie ihn, ohne ihm, wie natürlich, und wie auch die Evangelisten sagen, die Summe auszuzahlen, über welche sie einverstanden waren.

---

*) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie dem Judas, wenn er glücklich die That vollbracht haben würde, noch andere Vortheile vorspiegelten — freylich wohl mit dem Vorsatz, ihre Versprechungen nicht zu halten. Wenigstens widerspricht es nicht dem listigen Geiß des hohen Rathes und ihrem nachherigen Benehmen gegen Judas, als sie ihren Zweck durch ihn erreicht hatten.

§. 152.

Jetzt kam Judas — so läßt sich sein ferneres Fortschreiten auf diesem schändlichen Pfade bezeichnen — zwar reif in seinem Entschluß, aber noch nicht reif zur That selbst — gewissermaßen unter der Leitung seines guten Genius, dem aber der mächtigere böse Geist in ihm entgegenstrebte und den Sieg davon trug — in die letzte traurliche Versammlung seines Lehrers und seiner Freunde. Er kam gewiß nicht in guter Absicht dorthin, aber doch wohl nicht als eigentlicher Spion, um auszukundschaften, wo er Jesu am sichersten würde habhaft werden können. Denn wo Jesus sich aufhielt, wußte er (s. Joh. 18, 2.), und brauchte deßhalb nicht in die Versammlung zu gehen. Er kam vielmehr hiehin, von seinem eigenen unstäten Geist getrieben und in der dunkelgefühlten Absicht, sich von diesem Besuch Kraft zurückzubringen zur Vollführung desjenigen, was er zwar schon bey sich beschlossen hatte, der sich aber noch die dunkle Erinnerung an Jesu Liebe, und an alles Gute, was er in seiner Gesellschaft und durch ihn genossen hatte, nebst dem schwer zu vertilgenden oder zu betäubenden Rest seiner ehemaligen Ehrfurcht gegen ihn, widersetzte. Er kam also, um sich zu überzeugen, daß dieses dunkle Gefühl, das ihm zuweilen einen Schauder erregen mochte, nur Selbsttäuschung sey; daß er Ursache habe, Jesum zu hassen. Er mußte sich erst durch den Anblick Jesu mit dem schrecklichen Vorsatz, ihn zu verrathen, vertrauter machen. Das Laster ist der größte Sophist. — Er kam; und der persönliche Anblick Jesu und seiner Mitjünger erneuerten in ihm alle seine bösen Gedanken, seinen Unmuth, seine Erbitterung. Denn in der Entfernung oder Trennung von einer Person, der wir übelwollen, fällt uns das Gute, was an ihr ist, oder was wir von derselben empfiengen, in ihrer Nähe aber das Böse, weßwegen wir ihr übelwollen, stärker in die Augen, und wir vergessen und übersehen im letztern Fall das Erstere leichter; so wie unserm leiblichen Auge in der Ferne ein ekliges

Thurm rund und ein höckerichter Hügel glatt zu seyn scheint.

Jesus war an diesem Abend in ernster, aber doch freundlich zärtlicher Stimmung gegen seine geliebten Jünger. Um desto stärker mußte ihn der Anblick seines Verräthers (denn dieses war er schon in seinen Gesinnungen), der einer von den Zwölfen war, auffallen, und ihn erschüttern. Er enthielt sich daher auch nicht — und wie hätte dies auch mit seinem offenen Charakter bestehen können? — freymüthig seine Empfindung zu äußern. — Jesus thut dieses in starken Ausdrücken, wie es die Sache erforderte, die aber auch zugleich ein unwidersprechlicher Beweis sind, daß Judas Verrätherey nicht ein bloßer Plan war, Jesum zur Gründung seines messianischen Reichs und zur Aufrufung der Hülfe des Volkes zu nöthigen.

Die Reden Jesu hierüber werden nach und nach immer stärker. — Als ob Er noch Hoffnung hätte, den Judas auf andere Wege zu bringen, spricht er anfangs räthselhaft: „Einer von euch wird mich den Nachstellungen des Synedriums überliefern!“ — Die Jünger wurden traurig, und fragten, einer nach dem andern: „Bin ich es?“ — Welch ein glücklicher Moment für den Judas, wenn er noch der Besserung fähig gewesen wäre, sie jetzt zu beginnen, und Verzeihung zu erhalten! — Dann sagt Jesus (Luc. 22, 21.): „Sehet, die Hand des Verräthers ist mit mir über Tische!“ — ein starker Vorwurf! gleichbedeutend mit dem bey Johannes (13, 18.): „Der mein Brod isset, stößt mich mit Füßen!“ — um desto stärker, da bey den Morgenländern das gemeinschaftliche Speisen Symbol eines freundschaftlichen Bündnisses war.

Jetzt kommt die Scene, wo Petrus den Johannes durch einen Wink auffordert, Jesum zu fragen, und Jesus dem Judas den Bissen überreicht, und gleich darauf in den stärksten Ausdrücken von seinem Verräther redet, — ihn einen Un-

Unglücklichen (οὐαὶ) nennet, dem es besser wäre, wenn er nie das Lebenslicht erblickt hätte! — Nach dem Bissen, sagt Johannes (13, 27.), fuhr Satanas in ihn. — Er bedient sich hier eines stärkeren Ausdrucks, als Vers 2, wo er sagt, Satanas habe es ihm in das Herz gegeben, Jesum zu verrathen. — Und gewiß war dieses der Moment, wo sein entsetzlicher Vorsatz so mächtig in ihm geworden war, daß er Muth genug und völlige Entschlossenheit in sich fühlte, die That auszuführen. Die Ueberreichung des Bissens, welchen Judas unmöglich in ruhiger Unbefangenheit hat annehmen können — und die starke Rede Jesu muß die Aufmerksamkeit wenigstens einiger Jünger auf den Judas gelenkt haben. Vielleicht bemerkte auch Judas — denn das böse Gewissen höret leise und sehet scharf — die heimliche Frage und das Winken des Petrus und Johannes — auch konnte wohl unstreitig die Ueberreichung des Bissens selbst nicht von Jesu in seiner gewohnten Weise geschehen. Kurz, Judas mußte jetzt in eine Art von Gedränge kommen. Denn das Verbrechen, das er im Sinne hatte, war zu groß, und er ein blos leidenschaftlicher, noch nicht geübter, kaltblütiger Böswicht. — Er hatte bis jetzt geschwiegen. Nun aber, um sich aus dem Gedränge zu retten, wagte er einen kühnen Schritt, der aber aus dem vorigen sehr erklärbar ist. — Er hat jetzt die Frechheit, Jesum zu fragen: „Rabbi, bin ich es?“ —

Herr Paulus nimmt an, man müsse diese Frage eben hinauf, zwischen die Fragen der andern Jünger rücken. „Denn, sagt er, daß Judas jetzt, da Jesus so eben sein Wehe über den Verräther ausgesprochen hatte, gefragt haben würde, dazu kann ich ihm die Stirn nicht zutrauen.“ Irrt sich dann nicht, wenn man in der Verrätherey des Judas blos einen Versuch sieht, Jesum zur Gründung eines irdischen Reichs zu bewegen! Aber, wenn man in seiner Geschichte die stufenweise Fortschreitung eines boshaften und schändlichen Charakters und Entwurfes erblickt, so ist alles in seiner Ord-

gung, und auch auf die Stellung dieser Frage bey Matthäus ist die Bemerkung eben dieses Exegeten vorzüglich anzuwenden, „daß die Evangelisten nicht in Worten, wohl aber in der That pragmatische Erzähler sind.“ —

Jesus antwortet ihm mit Ruhe und Fassung: „freylich du!“ — Und unstreitig folgte dieser Antwort die Aufforderung, wodurch Jesus alle Hoffnung seiner Umkehr verloren giebt, und welche zeigt, daß Judas ganz in den Fesseln der bösen Gewalt war: „Was du vor hast, das thue geschwind! — Wohlan denn, säume nicht!“ — Dem Verräther mußte längst die Gesellschaft Jesu und seiner Jünger, und ersterem die Gegenwart des entschlossenen Verräthers lästig gewesen seyn. Er gieng nun hinaus in die Nacht, — zu den Hohenpriestern und ihren Verbündeten. —

§. 153.

Er wußte, wo er Jesum finden würde (Joh. 18, 2.) — denn Jesus pflegte oft dorthin zu gehen. Er hatte also nicht nöthig gehabt, dieses am Abend vorher auszuforschen, und schwerlich war auch die Rede davon gewesen. In der folgenden Nacht kam er, sein entsetzliches Vorhaben auszuführen, von einer mit Fackeln und Waffen ausgerüsteten Schaar begleitet. Während sie sich dem Aufenthaltsorte näherten, sagte er seinen Begleitern das Zeichen, wodurch er ihnen Jesum kundbar machen wollte, und wählte hiezu das Symbol der traulichen, freundschaftlichen Bewillkommung — einen Kuß! — Wer vermag die Tiefen des menschlichen Herzens zu erforschen, vorzüglich eines so tief gesunkenen Menschen? — Wer kann es bestimmt sagen, warum Judas eben dieses Mittel wählte? — Dazu müßte man durchaus in seine Lage, und in den damaligen Zustand seines Herzens blicken können; aber wir haben nur einzelne wenige Facta. — Vermuthungen lassen sich mehrere aufstellen. — Vielleicht ergriff ihn, wäh-

rend der bewaffnete Zug in der Stille und dem Dunkel der Nacht sich dem Aufenthaltsorte Jesu näherte, der Schauder des bösen Gewissens — er konnte nicht zurücktreten. — Der von Gewissensvorwürfen Geplagte nimmt am leichtesten seine Zuflucht zur Heucheley; er sucht im Schein, was ihm in der That und Wahrheit fehlet. — Er mußte zittern, wenn er vor Jesum trat; er wollte sich daher das Ansehen geben, als ob er nach der alten Weise zu ihm käme. Man forderte ihn auf, ein Zeichen anzugeben, und er erwählte Gruß und Kuß! — Er konnte sich nach demselben leicht wie im Gedränge verlieren, und im Dunkel der Nacht sich zu seinen Mitverschwornen entfernen, so wie er auch in den Evangelien sogleich verschwindet. — Gesellte sich vielleicht noch hierzu die Furcht vor den begleitenden Freunden Jesu, von denen er, im Fall sie seinen Plan wußten, und in ihm den offenbaren Verräther erkannten, Widerstand und Tod befürchten mußte*)?

*) Außer den eilf Jüngern mochten leicht noch mehrere Freunde Jesu unter seinen Begleitern im Oelgarten seyn, wie z. B. der Jüngling, von dem Marcus erzählt (XIV. 51. 52.) und der wahrscheinlich Marcus selbst war, oder wenigstens einer seiner Freunde. Auch muß man nicht vergessen, daß uns die eigentliche Art und Weise der Gefangennehmung selbst völlig unbekannt ist, ob z. B. die ganze Rotte mit einmal und plötzlich hervortrat, oder nicht vielmehr erst einzelne Hauptanführer sich ihm näherten und ihn bezeichnen ließen, welches letztere wahrscheinlicher ist, da theils das vorherige Umherschleichen und Ausspähen ganz im Charakter der Priester und Pharisäer ist, theils auch Bösewichter von der Klasse, wie das Synedrium, feige und furchtsam sind, sie auch theils, bey dem Anhange, den Jesus hatte, Gefahr befürchten mußten und wirklich befürchteten, wie die große Rotte der bewaffneten Begleiter beweiset. Sie werden also alle mögliche Vorsichtsmaßregeln beobachtet haben, und Judas mußte voran, seinem Vertrage gemäß, und das gefährlich scheinende Werk beginnen; und diesem Elenden mochte also schlimm genug dabey zu Muthe seyn. Was Wunder, daß

— Auf keine Weise läßt sich aber — nach der Meinung des Hrn. D. Paulus — diese Begeisterung des Verräthers als ein Zeichen der Zutraulichkeit zu Jesu, quasi re bene gesta, mit den übrigen Umständen — mit den Stangen und Fackeln — und mit Jesu Worten „mit einem Kuß verräthst du mich!“ zusammen denken! Sic tigribus junguntur agni! —

§. 154.

Nach einer solchen entsetzlichen That war kein Stillstand möglich. Das Ziel war erreicht — die That vollbracht, die Leidenschaft, die nicht der freyen Willkühr, sondern dunkeln Neigungen folgt, war befriedigt, und das Nachdenken trat an ihre Stelle. Die vollbrachte That stand nun in lebendiger Gestalt vor dem nüchternen Blick des Thäters, sie wurde zur Rachegöttin und führte ihn den schlimmen Weg.

Judas war nicht in Sünden aufgewachsen und abgehärtet; er war ehemals ein unschuldiger Mensch, ein Jünger Jesu gewesen. Und nun sah er diesen in den Händen seiner boshaften Feinde, verspottet, verdammt, der römischen Obrigkeit überliefert — und ihn selbst wie ein Lamm vor seinem Scherer, und das seinen Mund nicht aufthat vor seinem Würger! — Er warf das Metall, das ihm seine furchtbare Freveltat vorwarf, aus seinen mit Blut befleckten Händen, gieng hin und erhängte sich. Jerusalem vernahm die That, und nannte den Ort, wo es geschah, den Blutacker! —

So läßt sich diese tragische Begebenheit in ihrer Entstehung und in ihren Folgen nach den Gesetzen der menschlichen Seele aus psychologischen Gründen hinlänglich erklären, ohne daß man nöthig hätte, zu Umständen und Planen seine Zuflucht zu nehmen, von welchen die Evangelisten nichts wissen,

---

er unter Gruß und Kuß seine Bosheit zu verbergen, oder sich vor Gefahr zu schützen suchte! —

und welche die That selbst zwar in einem mildern Lichte darstellen, aber auch den historischen Angaben widersprechen. — Das Bestreben, die Handlung des Judas in einem mildern Lichte darzustellen, hat wohl seinen Grund in einem Bestreben des Gemüthes, sich das Schreckliche in tragischer Form, oder das Historische sich ästhetisch vorzustellen. Judas interessirt das ästhetische Gefühl als Jünger und Apostel Jesu, als einer der Zwölfer, der mit den andern ausgesandt wurde, das Evangelium zu verkünden. Wir sind deßhalb geneigt, davon auf treffliche Anlagen des Geistes und Herzens zu schließen, und möchten lieber in ihm den Verirrten, von Leidenschaft Bethörten, als den Lasterhaften und Bösen erblicken, — kurz, wir suchen ihm den Charakter eines tragischen Helden zu geben*). — Die Darstellung der Evangelisten kommt uns hierbey einigermaßen zu Statten, indem sie beym ersten Anblick nicht hinzureichen scheint, um uns seinen ganzen Charakter und den Charakter seiner That im Entstehen und Fortschreiten vollständig zu entwickeln, und überläßt uns hier ein freyeres Feld für die Phantasie**). —

---

*) Dieses Bestreben der Seele zeigt sich auch dann, z. B. bey dem Volke, wenn die Hand der Gerechtigkeit einen Missethäter öffentlich dem Tode weihet. Daher hat auch mit Grund die Gesetzgebung das feierliche Begleiten des Geistlichen zum Richtplatz untersagt, damit nicht jenes Gefühl zum Nachtheil des Beyspiels und der Gerechtigkeit genähret werde.

**) Die Evangelisten enthalten sich auch hier durchaus des eigenen Urtheils über ihren unwürdigen ehemaligen Mitapostel. Es ist unbegreiflich, wie man ihnen sogar hat absichtliche Entstellung des Schändlichen vorwerfen können. Indeß behauptet doch sogar ein neuerer Exeget, Judas sey der beste unter allen Jüngern gewesen!! — Daß auf den Kanzeln auch Entschuldigung des Verräthers gepredigt wird, ist auch schlimm für die Sittlichkeit des Volks, und macht dasselbe irre. —

Und endlich ist der Ausgang der Begebenheit äußerst erschütternd. Judas erkennt Jesum für den Unschuldigen, oder vielmehr seine That in ihrer Schändlichkeit, er giebt den Blutlohn zurück, wird von seinen Mitverschwornen mit Hohn zurück gewiesen, und beweiset uns die Wahrheit seiner Reue dadurch, daß er seine Unthat mit eigenen Händen an sich bestraft. — Der Gerechtigkeit ist dadurch ein Genüge geschehen; — unser Unwille macht dem Mitleiden mit dem Unglücklichen Platz, er wälzt sich auf die Mörder Jesu, und wir sind um so geneigter, den Unglücklichen für einen Verführten zu halten. —

§. 155.

Allein dies alles berechtigt uns nicht, ihn aus einer historischen Person in eine ästhetische umzuschaffen; oder, welches einerley ist, sein Verfahren nicht aus einer moralischen Verderbtheit, sondern aus zufälligen Umständen und irrigen sanguinischen Hoffnungen herzuleiten. Die Reue und Verzweiflung des Judas beweiset nichts für ihn, und kann die That selbst nicht in einem milderen Lichte darstellen. Denn jene war eine nothwendige Folge seines Verrathes. Er war kein von Jugend auf verwahrloseter und verderbter Mensch, sonst würde ihn Jesus nicht zum Apostel berufen haben; das Leidenschaftliche, das sich seiner Handlung beygemischt hatte, war durch Vollendung seines Planes befriedigt und verschwunden; er trat in den kaltblütigen Zustand vor der Verrätherey zurück, und seine ehemalige Denk- und Empfindungsweise kam wieder in ihm empor; er hatte Jesum hassen, aber niemals ihn für einen schuldigen Menschen halten können; hatte er sich dieses beredet, so war er von seinem Groll, um diesen zu rechtfertigen, dazu verleitet; dieser hörte nun auf, da Jesus in den Händen seiner Feinde war, und nun mußte die verkannte Unschuld desselben ihm desto heller einleuchten, und seine Freveltat in ihrem grellesten Lichte ihm darstellen.

Er klagt sich deßhalb auch an, indem er sagt: Ich habe gesündigt, ich habe einen Unschuldigen dem Tode überliefert! Hiezu nehme man noch den Anblick des geduldig leidenden, von seinen Feinden verhöhnten Jesu, und nenne den Böse-wicht, der diesen Anblick mit satanischer Fassung hätte ertragen können. Indeß soll damit nicht geläugnet werden, daß Judas während der Vollbringung seiner abscheulichen That sich in einem gespannten leidenschaftlichen Zustande befunden habe. Dies erhellt zu sichtbarlich aus allen Umständen, und ohne diesen Umstand wäre eine solche Handlung des Jüngers gegen einen Lehrer, wie Jesus war, wohl unmöglich gewesen. Allein vor dem Richterstuhle der Moral verliert die Handlung dadurch nichts an ihrer innern Schändlichkeit. Sie bleibt ein ewiges warnendes Denkmal, wie tief selbst der mit edlen Anlagen begabte Mensch sinken kann, wenn, unter niedrigen Leidenschaften erstickt, die Liebe in seinem Herzen erstirbt, — aber auch, daß jede Unthat ihren Rächer im Busen trägt, welcher dann hervortritt, wenn die That verübt, und die Hülle der Leidenschaft, die sie umgab, zerrissen ist! —

§. 156.

Verschiedene Form der Darstellung des Verhörs Jesu in den 3 Evangelien.

Auch in der Schilderung des Verhörs und der Verurtheilung Jesu verfährt Lucas umständlicher und genauer als die andern, und bleibt auch hier seinem historischen Charakter getreu. Herr D. Paulus*) nimmt folgenden Gang der Begebenheiten an, wobey er den Bericht des Johannes zum Grunde legt: „Jesus wurde nicht unmittelbar zum Hohenpriester Kaiphas, sondern erst zu dessen Schwieger-

*) Siehe den 3ten Theil seines Commentars, S. 632 ff.

ter Hannas geführt, um diesem dadurch ein Vergnügen und eine Ehre zu erweisen. Auf dem Hofe dieses letztern fiel die erste Verläugnung des Petrus vor, und Haynas hält, um sich an Jesu Anblick mit Anstand weiden zu können, ein scheinbares Verhör mit ihm. Darauf wird er zum Kaiphas abgeführt, und eine Zeitlang der Wache überlassen, die ihren Spott mit ihm treibt. Dann folgt die förmliche Sitzung des Synedriums bey Kaiphas; dann die Abführung zum Pilatus u. s. w. Herr Paulus nimmt demnach an, die drey erstern Evangelisten hätten zwar die Begebenheiten meist richtig gehört, allein ihren Zusammenhang und ihr Locale sich unrichtig gedacht. — Aber es läßt sich manches gegen diese Ansicht einwenden, und der scheinbare Widerspruch der Evangelisten dürfte sich auch wohl lösen lassen, ohne ihnen Unkunde des Locals und Widersprüche beyzumessen. Hiezu folgende Bemerkungen:

1. Es ist nichts ungewöhnliches, daß der eine Evangelist einen Umstand ausläßt, der sich bey dem andern findet. Eine solche Auslassung ändert aber keineswegs die Ordnung, Stellung und Ansicht der Begebenheiten; vielweniger kann sie der Wahrheit der Begebenheit Eintrag thun. Ein solcher von den 3 ersten Evangelisten übergangener Umstand ist die Hinführung Jesu zum Hannas, welche blos Johannes, der oftmals in kleinen Nebenumständen sehr genau ist, erwähnet. Unstreitig geschah diese Hinführung, wie Johannes berichtet, und auch sehr wahrscheinlich, aus den Beweggründen, welche Hr. D. Paulus angiebt. Allein daraus folgt nicht, daß die Verläugnung Petri hier erfolgt sey. Vielmehr läßt sich aus der Weglassung dieser Hinführung bey Hannas in den 3 ersten Evangelien mit Recht vermuthen, daß diese Hinführung durch nichts merkwürdiges ausgezeichnet war, sondern blos den von Hrn. D. Paulus angeführten Endzweck gehabt und erfüllt habe, — nämlich es war eine bloße Ceremonie, wodurch man dem Hannas eine Ehre und ein Vergnügen erweisen woll-

te. — Petrus selbst, so meint Hr. Paulus, sollte nicht gewußt haben, in was für einen Hohenpriesterlichen Pallast er zu seinem Unglück gekommen war, und wie viel weniger die andern Jünger! — Und doch wissen die Evangelisten alle andere kleine Umstände seiner Verläugnung so genau und bestimmt anzugeben! Sie wissen die Stellen des Hofes und die Personen so genau zu bestimmen; und sollten sich im Local selbst irren? Wie läßt sich dieses zusammen denken? Daß Johannes mehreres davon der Natur der Sache gemäßer, als die andern, erzähle, ist eine ohne Beweis aufgestellte Behauptung. Johannes konnte allerdings diesen oder jenen Umstand genauer wissen, z. B. die Reden Jesu auf die Frage des Hohenpriesters (V. 20. 21.) genauer behalten haben; allein deßhalb hat er keinen Vorzug vor den andern Zeugen, die ebenfalls manches enthalten, was Johannes übergieng. —

§. 157.

2. Es hat allerdings den Schein, als ob Johannes den Ort der Verläugnung des Petrus in den Pallast des Hannas verlege. Allein auch nur den Schein. Johannes erzählt: „Sie banden Jesum und führten ihn fort, zuerst zum Hannas, denn dieser war der Schwiegervater des Kaiphas, welcher der Hohepriester des Jahrs war. Dies war der nämliche Kaiphas, der in der Versammlung des Synedriums gesagt hatte, es sey besser, daß ein Mensch umkomme, als daß das Volk leide ꝛc. Petrus nun folgte Jesu in den Hof des Hohenpriesters.“

Johannes nennet hier offenbar nur beyläufig, als einen Nebenumstand, die Vorbeyführung Jesu zum Hannas, und setzt, als sich von selbst verstehend, voraus, daß er zum Pallast des Hohenpriesters geführt worden sey. Denn er nennet (V. 13.) den Kaiphas den Hohenpriester, im Gegensatz des Hannas, und redet in der Folge blos von diesem, vom Hofe des Hohenpriesters, Fragen des Hohenpriesters

an Jesum, und setzt sie noch einmal (V. 24.) einander gegenüber.

Dieser 24ste Vers ist unstreitig eine Nachholung des Johannes. Vielleicht von ihm selbst bey der Ueberlesung seines Evangeliums (das er überhaupt in einer Art von Begeisterung, wenigstens theilweise, schnell geschrieben zu haben scheint) hier an den Rand geschrieben*), und als Parenthese zu nehmen. Dieses zeigt auch die Folge hinlänglich. — Wie wäre es auch zu denken, daß Johannes blos die cerimoniöse Hinführung Jesu zum Hannas, aber die viel wichtigere zum Hohenpriester, wo Jesu Todesurtheil und die Abführung desselben zu der römischen Obrigkeit decretirt wurde, gar nicht, oder doch nur blos in den Worten (V. 28.): „Sie führten ihn vom Kaiphas zum Prätorium" sollte erwähnt, und die Hauptsache, das Verhör, gänzlich übergangen haben? Johannes redet demnach unstreitig hier von dem Verhör Jesu vor dem Synedrium bey Kaiphas, aber nur in so weit, als er es zu dem Zweck seines Evangeliums für nothwendig hielt.

§. 158.

3. Matthäus erzählt das Verhör und die Verurtheilung Jesu in seiner Manier. Es ist ihm nicht um chronologische Ordnung und bestimmte Zeitfolge zu thun, sondern um die Begebenheiten selbst, die er jedesmal in einzelnen Massen zusammenordnet. Er erzählt sogleich nach der Gefangennehmung die Hinführung Jesu vor das vollzählige Synedrium,

*) Das οὖν dieses Verses ist sehr verdächtig, aber, wenn es auch ächt wäre, nichts dagegen beweisend, indem es oftmals in der Bedeutung: nam, scilicet vorkommt. Röm. 6, 4. 1. Cor. 3, 5. cf. Schleusner. Daß der Aorist. oft in der Bedeutung des Plusq. perf. geht, ist bekannt genug; s. z. B. V. 26. des nämlichen Capitels.

oder eine Deputation deſſelben (V. 57.), und erwähnt mit einigen Worten, daß Petrus Jeſu gefolgt ſey, und ſich auf dem Hofe niedergeſetzt habe. Darauf erzählt er das Verhör des Synedriums (V. 59 – 66.) und die Beſtätigung deſſelben von der Volksmenge durch Verſpottung und Mißhandlung. Dann folgt die Geſchichte der Verläugnung des Petrus (V. 69 – 75.) als Epiſode. Darauf nimmt er den Faden der Geſchichte wieder auf, und erzählt die Ablieferung Jeſu an die römiſche Obrigkeit, Cap. XXVII. 1 u. 2. Dieſer Vers muß demnach folgendermaßen gefaßt werden: Der Tag war angebrochen, als das Synedrium den einſtimmigen Beſchluß (συμβουλιον etc.) gefaßt hatte, daß er ſolle hingerichtet werden. Dem gemäß banden ſie ihn (nämlich von neuem. Sie ſcheinen ihm bey dem Verhör die Feſſeln abgenommen zu haben) und überlieferten ihn dem Pontius Pilatus. Es iſt alſo auch bey Matthäus keinesweges von einem zweyfachen Verhör die Rede. Uebrigens ſchließen ſich die Worte Jeſu zum Hohenprieſter (V. 64.) an diejenigen, welche Johannes (V. 20 u. 21.) anführt, genau an, und bilden ſo ein vortreffliches Ganze. Der Hoheprieſter fragt Jeſum. Jeſus verſtummt mit einem edlen Stolz. Der Hoheprieſter hierdurch noch mehr gereizt, wiederholt ſeine Frage, und beſchwört Jeſum, ihm zu antworten, ob er der Meſſias ſey? Und nun antwortet Jeſus mit einem erhabenen*) Selbſtgefühl und in edler Sprache: „Ja, ich bins! Aber warum fragſt du mich? Frage diejenigen, die mich reden gehört haben! Dieſe wiſſen, was ich geſagt und gelehrt habe. Freymüthig, vor der ganzen Welt habe ich geredet, im Tempel, in den Sy-

*) Der Hoheprieſter bedient ſich dieſer feyerlichen Aufforderung gewiß nicht ohne Abſicht: theils um Jeſum zu bewegen, daß er beſtimmt antworten möchte, theils um der Antwort Jeſu ein auf ihn ſelbſt zurückfallendes deſto ſchwereres Gewicht zu geben, und ſie auffallend zu machen.

nagogen, überall wo Juden versammelt waren. Niemals habe ich heimlich gelehrt und geredet! Aber von nun an wird es anders werden, — auch ihr werdet ihn, den Messias, mit der Kraft der göttlichen Majestät gerüstet, — auf den Wolken des Himmels werdet ihr ihn kommen sehen!“ —

§. 159.

4. Lucas hat einen andern, und unstreitig in Rücksicht auf die Folge der Begebenheiten richtigern Gang. Er erzählt gleich nach dem Eintritt in den Hof des Hohenpriesters die Verläugnungsgeschichte des Petrus. Denn ohne Zweifel, und wie auch Johannes berichtet, begann diese sogleich mit seinem Eintritt in den Hof, und von dem Anfang des Verhörs, welches wegen der vorher zu bewerkstelligenden Vollzähligkeit des Synedriums nicht sogleich beginnen konnte, und während welcher Zeit das rohe Gesindel, nach dem Beyspiel seiner Obern, mit Jesu seinen Spott trieb. Lucas erzählt aber die ganze Geschichte der Verläugnung, die sich erst nach dem Verhör endigen mochte, hinter einander, aber doch mit sorgfältiger Bemerkung der Zeitzwischenräume, (V. 58.) „nach einer kurzen Zeit“ und V. 59. „ungefähr eine Stunde nachher“*). Dann nennt Lucas einige Ver-

*) Herr Paulus meint bey den Evangelisten ein Bestreben zu bemerken, eine dreyfache Abläugnung Petri herauszubringen, obwohl ihrer sechs bis sieben wirklich vorgefallen seyen. Jesus habe das „dreymal“ nicht eigentlich als bestimmte Zahl, sondern die bestimmte statt der unbestimmten, gesprochen. Allerdings stimmen die Berichte der Evangelien in der Anführung der Personen, die Petrum fragten, nicht völlig überein, und auch Bengel nimmt plures plurium interrogationes an, jedoch so, daß die Abläugnung uno paroxysmo geschehen sey. Stimmt man der Erklärung des Hrn. Paulus bey, so würde die Wahrhaftigkeit der Evangelisten nichts dadurch verlieren, indem durch dieses Bestreben die An-

spottungen und Beschimpfungen, und erst darauf läßt er das eigentliche Verhör des Synedriums folgen. Er erwähnt desselben nur sehr kurz mit wenig Worten, wie es die Sache selbst auch nur erfordert. Denn aus dem Vorigen erhellet hinlänglich das Tumultuarische desselben. — Beweise hatten sie nicht, und der Hauptpunct ihrer Anklage war: „du giebst dich für den Messias aus.“ Unterdeß sieht man, daß Lucas den Sinn der oben (Nr. 3.) aus Matthäus und Johannes zusammengesetzte Rede Jesu hier wieder giebt. — Der Schluß des Synedriums ist: Was brauchen wir weiter Zeugniß, wir haben es aus seinem eigenen Munde! und so führen sie ihn zum Pilatus.

Hier verfährt das Synedrium, nach Lucas, schon ganz anders, weil es mußte. Es bequemt sich nach der Ordnung der römischen Justizpflege, und bringt seine Anklage in 3 bestimmten Puncten vor: Er ist ein Volksverführer; er gebietet, dem Kaiser keinen Tribut zu zahlen; er giebt sich

---

thentie der Verhersagung Jesu wörtlich begründet, aus der Verschiedenheit der Personen aber nur Unabhängigkeit von einander, und ein Versehen in der Angabe der Personen folgen würde. Die Differenz in der Angabe der Fragenden ist aber auch so groß nicht. Denn die erste Frage geschieht nach allen 4 von der Sclavin; die zweyte nach Matthäus und Marcus wieder von einer Sclavin, und Lucas hat unbestimmt „ein anderer“ (ἕτερος); Johannes noch unbestimmter: „Sie sagten“ (λέγουσι); die dritte endlich nach Matthäus und Marcus: „die Umstehenden“ (οἱ παρεστῶτες), Lucas wieder unbestimmt „ein anderer“ (ἄλλος), und Johannes „einer von den Knechten des Hohenpriesters.“ Die Differenz der Personen ist also sehr unbedeutend, und, da an der Person der Fragenden so wenig liegt, so möchte ich lieber in dieser Sache die kleinen Differenzen, als die wörtliche Uebereinstimmung. Anstatt die Wahrheit der Begebenheit in Zweifel zu setzen, sind sie vielmehr Bestätigungen derselben.

für den messianischen König aus! — Uebrigens, so genau und bestimmt hier Lucas in den historischen Umständen ist, so giebt er doch nur von der Untersuchung selbst und von den Reden Jesu die Resultate fragmentarisch. Diese sind: Jesus bekennet sich auch hier für den von Gott gesandten Messias! — und schweigt zu der Anklage des Synedriums. Diese letztere ist höchst tumultuarisch, und Lucas läßt es sich angelegen seyn, ihr wüthendes Geschrey, im Gegensatz der Gelassenheit und stillen Größe Jesu, kräftig darzustellen (s. z. B. V. 10. 18. 21. 23.); Pilatus erkennet und erklärt ihn durchaus für unschuldig, selbst Herodes muß ihn dafür erkennen. — Ersterer sucht durch allerley Windungen und Wendungen dem Urtheilsspruch auszuweichen, wird aber durch das Bestürmen des Hohen Raths und ihrer Anhänger endlich vermocht, seine Einwilligung zu geben. —

Lucas drückt dieses mit einer edeln Simplicität aus, welche, ohne im mindesten die Gränzlinie der Geschichte — die wie ein Spiegel die Begebenheiten darstellet — zu überschreiten, uns dennoch die theilnehmende Empfindung des Historikers nicht blos ahnden, sondern sehen und empfinden läßt: „Pilatus that den Spruch, ihr Wunsch solle gewährt werden. Und so entließ er den, der um Aufruhr und Mord ins Gefängniß geworfen war, welchen sie sich erbaten; aber Jesum übergab er ihrem Willen!“ —

§. 160.

Reden Jesu während seines Verhörs und seiner Leiden.

Es ist zu verwundern, daß Lucas, der so genau die Begebenheiten des Verhörs aufzählt, in Vergleichung mit Johannes so wenig die dabey gehaltenen, von letzterm uns aufbewahrten, vortrefflichen Reden Jesu aufgezeichnet hat. Allein dieses läßt sich nicht nur leicht erklären, sondern scheinet

auch allerdings nothwendig aus der Art der Entstehung der Geschichte des Lucas zu folgen.

Wenn die drey Evangelisten die Reden und Worte Jesu geben, so kann man im Ganzen voraussetzen, daß sie uns — wenn auch mehrentheils fragmentarisch — die eigenen Worte Jesu geben, die sie entweder aus seinem eigenen Munde, oder aus dem Munde und den Berichten der Augen- und Ohrenzeugen empfangen hatten*). — Es war sehr schwer, bey den Verhören gegenwärtig zu seyn (Joh. 18, 15. 16.). Es gehörten dazu persönliche Bekanntschaften. Und welcher Jünger mochte auch den Muth, oder die Fassung haben, denselben beyzuwohnen, oder sich nahe genug hinzu zu drängen, um Jesu Worte zu hören, oder auch Ruhe und Fassung genug besitzen, um sie zu behalten? — Wir können deßhalb, wohl nicht ohne Grund, voraussetzen, daß die Reden Jesu in extenso nicht bestimmt genug zu der Kunde der Evangelisten gekommen waren, als sie ihre evangelischen Urkunden verfaßten. Denn wenn jemals jedes einzelne Wort Jesu einer genauen Aufbewahrung werth war, so war es in dieser Lage. Aber es war nicht die Sache der Evangelisten, Reden im Geiste Jesu zu dichten. Hierzu fehlte es ihnen an Kunst und Geschicklichkeit, und wäre es ihnen auch möglich gewesen, so würde die Ehrfurcht gegen Ihn sie davon abgehalten haben. Sie geben also lieber nichts oder wenig, als etwas oder viel, was sie nicht genau und bestimmt wieder geben konnten, erfüllten aber nichts desto weniger die Pflicht des Historikers, indem sie genau die Umstände und Begebenheiten angeben, unter und mit welchen Jesus verhört und verurtheilt wurde, und aus welchen aufs deutlichste hervorgeht, daß dies

*) Daß Johannes hierin, nach des Verf. Ansicht, oftmals eine Ausnahme mache, indem er die Worte Jesu gewissermaßen commentirt, kann hier nicht gezeigt werden.

ses tumultuarisch geschah? — daß Jesu Unschuld von seinen Richtern anerkannt wurde; daß Jesus in allen Umständen und vor allen seinen verschiedenen Richtern sich in seiner Würde behauptete, aber seine boshaften Ankläger keiner Vertheidigung und Antwort würdigte; und daß er sich freymüthig für den Messias bekannte. —

Johannes allein hat aus diesem Verhör Jesu einige unvergleichlich schöne Reden und Antworten desselben aufbewahrt, die ganz das Gepräge des Geistes des Mannes an sich tragen, der sie aussprach, und welche in gleichem Maaße Sanftmuth, Fassung und Seelengröße athmen (Joh. 18, 34 – 37. 19, 11.). Er war auch der einzige unter den Evangelisten, der dieses vermochte. Seine Bekanntschaft mit dem Hohenpriester verstattete ihm den freyen Zutritt zu den gerichtlichen Verhandlungen, und — was so bewunderungswürdig, als irgend ein Umstand in der Leidensgeschichte Jesu ist — Johannes, der zärtlichstgeliebte, zartfühlende Freund Jesu — allein, war es, der den hohen Muth und die Seelenstärke hatte, Jesum überall zu begleiten, und ihn bis zu seinem letzten Augenblicke nicht zu verlassen. Er war demnach auch der einzige, der jene merkwürdigen Reden Jesu aus seinem eigenen Munde auffassen, und seinen Verehrern überliefern konnte. Hätte irgend ein historischer Aufsatz die Worte Jesu kund gethan, oder ein Augenzeuge sie Lucas sagen können, so würde er sie unstreitig nicht übergangen haben. Allein außer den schon angeführten Umständen scheint auch die Wichtigkeit dieser und der kurz darauf folgenden Begebenheiten selbst dazu beygetragen zu haben, daß man sich der Reden Jesu weniger erinnerte, weil man mit den Thatsachen zu sehr beschäftiget war*).

§. 161.

*) Uebrigens soll mit diesen Bemerkungen nicht behauptet werden, daß Jesus während seiner Leiden längere Reden gehalten, und sich weitläuftiger vertheidigt habe, als die Evan-

§. 161.

Deßhalb erzählt auch Matthäus, der in Hinsicht der Zeit der Verfassung seines Evangeliums der Begebenheit selbst am nächsten stand, und sich also für diese, als solche, am meisten interessirte, — dasjenige, was er von der Begebenheit selbst wußte, mit großer Umständlichkeit; allein er übergeht die bey dieser Gelegenheit von Jesu gesprochenen Reden, bis auf einen einzigen Ausruf, und auch diesen wohl blos, in so fern er den leidenden Zustand desselben schildert, und noch vielmehr, in so fern er mit dem Spott seiner Quäler in Verbindung steht und dazu die Veranlassung wurde. [s. C. 27, 46. bis 49.] *). So ist Matthäus sehr umständlich in der Anführung aller Schmähungen, welche die Vorübergehenden, die Hohenpriester und Volksältesten und die Mitgekreuzigten gegen Jesum ausstoßen. — Auch Lucas führt diese an, — wie es die Geschichte fordert, aber kürzer; er giebt uns nicht blos die Leiden, sondern zugleich Reden, und in diesen Charakterzüge des leidenden Jesus.

---

gelisten berichten, sondern nur, daß die Evangelisten insgemein, und jeder insbesondere, wie der Augenschein lehrt, nicht jedes Wort, das Jesus sprach, uns überliefert haben. Sie haben aber durch das Angeführte uns hinlänglich in den Stand gesetzt, den Inhalt und die Form der Reden Jesu in seinen Leiden aus ihren Berichten aufzufassen.

*) Die Worte: Eli, Eli! ꝛc. sind aus Psalm 22, und sollen nicht die Gemüthsstimmung oder Muthlosigkeit — sondern die Lage Jesu ausdrücken, seinen leidenden Zustand. Unstreitig sagte Jesus diese Worte mit Hinsicht auf den ganzen Psalm, vorzüglich auf den tröstlichen Schluß desselben. Es lag in der Anführung dieser Worte die Vergleichung seines jetzigen leidenden Zustandes mit den herrlichen ewigen Folgen desselben. Er war jetzt der Verlassene, um der Angebetete zu werden! — Schon der Umstand, daß Jesus sich, um seinen leidenden Zustand auszudrücken, der Worte eines Dichters bedient, zeugt von der Freyheit seines Gemüthes und der Erhebung seines Geistes über seinen qualvollen Zustand. —

Schon auf dem Wege nach Golgatha bewahrt er uns aus dem Munde Jesu die rührenden prophetischen Worte an die theilnehmenden Bürgerinnen Jerusalems. Sie beweisen, daß Jesus auch noch auf dem sauren Gange zum schmähligen Tode und bitteren Leiden mehr mit der Sache seines verderbten Vaterlandes, als mit sich selbst, beschäftigt war; sie beweisen, daß auch da noch, als er mit der schrecklichen Gegenwart zu kämpfen hatte, ihn sein ruhiger Blick auf die Verderbtheit seiner Nation und in die Zukunft nicht verließ, und wie sehr auch da noch das Interesse an dem Wohl seiner Mitmenschen ihm am Herzen lag. Widerfährt dies dem Unschuldigen, schließt er, was stehet dem Schuldigen bevor! —

Das zweyte vom Lucas aufbewahrte Wort Jesu (V. 33), welches er in dem Moment aussprach, als man an ihm die Kreuzesstrafe vollzog: „Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!“ — zeigt uns Jesum auf der höchsten Stufe seiner moralischen Vollendung — alle Leidenschaften, selbst das Gefühl des bittern Unrechts, das ihm geschah, schweigen in seiner großen Seele. In dem Moment, wo der Mensch, um dem körperlichen Schmerz und dem noch bitterern Gefühl menschlicher Mißhandlungen das Gegengewicht zu halten, leicht den Unmuth und einen leidenschaftlichen Stolz in sich aufruft, der mit einer lebhaften Verachtung seiner Quäler verbunden ist, in diesem Moment vergißt Jesus sich selbst, und gedenkt mit der lebhaftesten Menschenliebe und Versöhnlichkeit seiner höhnenden Quäler und Mörder *)! Jesus setzt den unaussprechlichen Qualen, die ihn, den zartempfindenden dreyßigjährigen Mann, um desto stärker angreifen mußten, und den Verspottungen, die diese Qualen begleite-

*) Nämlich diejenigen, welche das von den Hohenpriestern bewirkte und ausgesprochene Todesurtheil vollführten, und von der Wuth der Häupter der jüdischen Nation angesteckt, zu gleicher Zeit Jesum verhöhnten und quälten.

ten, das stille Bewußtseyn seiner moralischen Würde und Reinheit entgegen, und durch diese vermochte er es, mit bewundernswürdiger Fassung auszudauern, bis er sein Haupt neigte. Das: „Vater, vergieb ihnen!“ — drückt diese ungestörte Stille seines Herzens, dieses Gefühl seiner moralischen Würde vortrefflich aus, und läßt uns einen Blick in die Tiefe seiner Seele thun, der uns, so wie jenes zärtliche und schöne Wort an seine Mutter und an Johannes (Joh. 19, 26. 27.) mit Bewunderung erfüllet. Wer sich so lebhaft der Angelegenheit Anderer annehmen kann, muß mit sich selbst völlig auf dem Reinen seyn! —

Auch da, wo Matthäus blos im Allgemeinen sagt, daß selbst die mitgekreuzigten Uebelthäter eingestimmt hätten in die Verhöhnungen des großen Haufens, bestimmt Lucas dieses Factum näher, um von neuem den Charakter des leidenden Jesus in einem schönen Lichte zu zeigen. Jesus vergilt hier einem Menschen, der durch seine Reden hinlänglich beweiset, daß er kein durch Bosheit des Willens bestimmter und verhärteter Verbrecher war, sondern wahrscheinlich durch Leidenschaft verführt gegen die Gesetze gesündigt hatte, seine wohlgemeinte Apologie der Unschuld Jesu dadurch, daß er nicht blos seine bescheidene Bitte zu erfüllen und seiner sich zu erinnern verspricht, sondern indem er, sich zu ihm herablassend, in dem erfreulichen Bilde der Volkssprache *) ihm ein baldiges Hinübergehen in die Wohnungen der Seligen verkündet, und seinen schmerzhaften Zustand dadurch ihm erleichtert. —

*) Daß in dem Ausdrucke, Paradies, eine Art Condescendenz liege, läßt sich nicht ohne Grund daraus schließen, daß Jesus sich in seinen Reden dieser sinnlichen Benennung des Aufenthalts der Seligen sonst niemals bediente. Auch Paulus bedient sich derselben in einer poetischen sinnlichen Fiction 2 Cor. 12, 4.

Endlich ist auch Lucas der Einzige, der die letzten Worte des sterbenden Jesus angiebt. — Denn das: „Es ist vollbracht!“ (τετελεσται) des Johannes ging wohl unmittelbar diesem vorher *). — Er zeigt uns dadurch den erhabenen Sterbenden nicht nur in dem völligen Bewußtseyn seiner selbst, sondern auch in dem Gefühl und Bewußtseyn, daß er für die Sache der Gottheit sein Leben aufgeopfert habe — kurz, in der nämlichen Stimmung, worin er sein ganzes Leben hindurch gewesen war, und vermöge welcher er alles, was er that und litt, auf den Vater im Himmel bezog. Jesus sprach diese seine letzten Worte (wie alle Zeugen bemerken) mit lauter Stimme — also mit sehr lebhafter Empfindung.

Daß Lucas mehr den Charakter Jesu, Matthäus mehr seine Leiden und die begleitenden Umstände vor Augen hatte, erhellet auch hier. Matthäus schildert mit einer Art poetischer Begeisterung die außerordentlichen Naturphänomene, die Jesu Tod begleiteten, nach seinem Verscheiden; — Lucas erwähnt derselben blos vorher, und geht sogleich zu dem vielsagenden Zeugniß des heidnischen Centurio über, und zu dem Eindruck, den alles dieses auf den umstehenden Volkshaufen machte.

Marcus bezieht ebenfalls den Ausruf des Centurio auf die Fassung und Seelenkraft, mit welcher Jesus den Geist aufgab. Auch liegt in der Anführung der Worte des römischen Hauptmanns beym Lucas das Eigene, daß diese

*) Johannes scheint in seine Leidensgeschichte vorzüglich solche Worte Jesu aufgenommen zu haben, die entweder ihn, sein Verhältniß zu Jesu, betrafen, oder die auf die hohe Würde Jesu Bezug hatten. Zu letztern gehört denn auch das τετελεσται, welches die standhafte Ausdauer des Dulders bis an sein Ende, und die Vollendung des Werks, das zur höhern Würde ihn nun erhob, und seinen Sieg über alle Schwierigkeit, nach dem Sinn des sinnvollen und mystischen Johannes, andeuten sollte.

Worte sich blos auf den moralischen Charakter Jesu beziehen, hingegen die des Matthäus und Marcus auf die Messiaswürde Jesu. Nach Lucas sagt er: „Wahrlich, dieser war ein unschuldiger (δίκαιος), rechtschaffener Mann!“ Nach Matthäus und Marcus: „Er war ein Gottessohn!“ — Ersteres scheinet von einem heidnischen Hauptmann richtiger; Letzteres aber mehr aus dem Geiste des Jüngers gesprochen! Wer wird auch gerade hier behaupten wollen, daß diese Worte die eigensten Worte des Centurio waren? Bey solchen Nebenumständen kam es nur auf die Hauptsache an, nicht gerade auf die bestimmte Form. Genug, das Hinscheiden Jesu mit der Besonnenheit und Geisteskraft, und auch gewiß die begleitenden Umstände und Naturphänomene, die den Haupteindruck verstärkten, machten einen großen Eindruck auf den Centurio, dessen Anfang und Umfang die Evangelisten blos durch seinen Ausruf auf eine einfache Art schildern. Auch lassen sich beyde Aussprüche vereint denken, als beyde vom Centurio gedacht oder gesprochen. Das ruhige, fassungsvolle Hinscheiden Jesu und seine letzten Worte zeigten ihn dem Centurio als den Gerechten, Unschuldigen! die Naturerschütterungen, die seinen Tod begleiteten, als den Gottessohn *)! Der mehr Charakterzüge sammelnde und darstellende Evangelist nimmt das Erstere; Matthäus, dem die Messiaswürde die Hauptsache war, das Letztere. —

---

*) Einige nehmen den Ausruf des Centurio im römisch-heidnischen Sinn: Fürwahr, er war ein Götterjohn! — so nahmen ihn aber wohl unstreitig die referirenden Evangelisten nicht. Herr D. Paulus meint, der Centurio habe wohl von der Benennung Gottessohn, die man Jesu beylegte, hören können! Man mag auch dieses annehmen, und daß Matthäus richtiger den Ausspruch angebe, — aber immer wird sich doch daraus die Verschiedenheit der historischen Form und der Ansichten der Evangelisten ergeben.

Auch sogleich im Folgenden ist wiederum an einem kleinen Beyspiel sichtbar, daß dem Evangelisten Lucas der Charakter seiner handelnden Personen die Hauptsache ist. Man vergleiche sie, wo sie den edlen, muthvollen Joseph von Ramath nennen, der den Muth hatte, den Landpfleger Pilatus um Jesu Leichnam zu bitten *). Matthäus nennt ihn einen reichen Mann — und legt einen Nachdruck darauf, daß dieser reiche Mann ein Anhänger Jesu war! — Eine eigene Naivetät, die den guten Jünger als einen solchen darstellt, dem jeder Umstand wichtig ist, von welchem Jesu irgend ein Glanz zufließen kann! Ein Zug der bescheidenen Beschränktheit und Dürftigkeit, die zwar mit ihrem Zustande völlig zufrieden ist, aber doch die Reichen als eine Art höherer Wesen — ansieht! Vielleicht auch ein Charakterzug des ehemaligen Zollempfängers! Marcus sagt: ein vornehmer Rathsherr — stimmt also hierin mit Matthäus, nur daß man doch die noch bessernde Hand in der Umänderung erkennt — erhebt aber auch zugleich die Begebenheit durch den Zusatz: — „er hatte den Muth!“ Lucas sagt: „er war ein guter und gerechter Mann, der weder zu den Beschlüssen, noch zur Ausführung der Plane des hohen Raths seine Einwilligung gab!“ Dann nennt er seinen Geburtsort, Arimathia, und daß auch er das neue Gottesreich erwartet habe. — So finden wir in den Evangelien überall eine bewundernswürdige Consequenz, welche mehr die Folge eines glücklichen Instincts und der ihn begünstigenden und entwickelnden individuellen Lage der Evangelisten, als des Nachdenkens, und Plan und Vorsatz war.

---

*) Marcus drückt diesen hohen Muth schön und einfach durch das τολμησας aus.

§. 162.

Entwickelung des veredelten christlichen Zeitgeistes aus der Form der Evangelien.

Wenn man aus dem Geist seines Zeitalters den Schriftsteller entwickeln kann und muß, so läßt sich eben so sehr aus dem Schriftsteller wiederum der besondere Charakter seines Zeitalters und aus mehrern auf einander folgenden auch die stufenmäßige Ausbildung desselben entwickeln, und also rückwärts schließen. Es ist hier die Rede nicht vom Zeitalter überhaupt, sondern nur in Beziehung auf irgend eine große Begebenheit oder Lehre, die geeignet ist, demselben, oder einem anfangs kleinen, dann sich nach und nach erweiterndem Kreise von Menschen, einen, sey es moralischen, scientifischen oder auch politischen Umschwung und Umgestaltung zu geben. Eine solche Begebenheit oder Lehre entwickelt ihre Keime nicht auf einmal, sondern allmählich und nach und nach, und mit diesen Keimen auch freylich oft manchen überflüßigen Auswuchs.

Man nehme als Beyspiel hier wieder den griechischen Weisen Socrates. Seine Lehre war unstreitig einfach, wie sein Leben. Richtigere Begriffe von dem höchsten Wesen und gesunde moralische Grundsätze lagen ihr zum Grunde. Er bestätigte sie durch sein tugendhaftes Leben und durch das große und erhabene Beyspiel seines Todes. Was in ihr lag, entwickelte sich erst später, — in den Schriften und der Lehre eines Plato und so vieler andern Philosophen. Der Volksaberglaube und die Vielgötterey hatten einen Stoß erlitten, von welchem sie sich nie wieder erholten, und der menschliche Geist, wenigstens in den Schulen der Philosophen und dem engern griechischen Bezirk, der sie umgab, — hatte durch dieselbe eine Regung erhalten, die nun unaufhaltsam dahinstrebte, die Wahrheit zu suchen, und die wichtigsten Angelegenheiten der Menschen, als eines geistigen und moralischen Wesens, zum Gegenstand ernster Untersuchung zu machen. In

dieser Hinsicht lagen die Keime aller spätern philosophischen Schulen gewissermaßen in der Lehre und Schule des Socrates. Seine Lehre gestaltete sich ohne Zweifel schon anders im Xenophon, und noch mehr im Plato und seiner Schule, u. s. w., aber immer und überall lagen ihr die von Socrates ausgestreuten Keime zum Grunde *). Auch der Epicurismus und Stoicismus, so wie Cicero's und Seneca's Schriften, gehören zu den Ausflüssen der Socratischen Philosophie.

Diese Betrachtung läßt sich auch — freylich in anderer Hinsicht, denn sie war kein philosophisches Lehrgebäude — auf Jesu Lehre anwenden. Jesus setzte selbst eine solche spätere Entwickelung voraus, indem er sagte, es wäre noch manches, was die Jünger noch nicht tragen könnten, und worüber sie der Paraklet belehren sollte. Dahin gehörte z. B. die völlige Aufhebung des Mosaismus, welche das Christenthum erst durch einen Paulus bewirkte, und die Gründung eines nicht irdischen, sondern moralischen, geistigen Gottesreiches, und die Ausbreitung desselben über alle Völker der Erde. Die Spuren einer solchen mit der Zeit fortschreitenden Entwickelung des Christenthums dürfen wir auch in den historischen Schriften ihrer ersten Anhänger erwarten.

§. 163.

Daß dieses auch wirklich der Fall sey, beweiset vorzüglich die Apostelgeschichte des Lucas. Sie enthält nicht die äußere vollständige Geschichte des Christenthums in den ersten Jahren seiner Entstehung; nicht die Geschichte der Apostel und ihre

*) Der Zweck der Socratischen moralischen Lehre war die [illegible] — Harmonie des geistigen und sinnlichen Menschen, und obgleich er diese in sich durch einen gewissen Mysticismus, innere Selbstbeschauung, bewirkte, so lehrte er doch denselben, wenigstens nach Xenophon, nicht — im Plato entwickelte sich dieser Mysticismus, in den Neuplatonikern entartete er.

Lebensbeschreibung; sondern sie ist hauptsächlich und ihrem vorzüglichen Zwecke nach eine Geschichte der Entwickelung des noch anfangs im Verborgenen schlummernden Keimes der Lehre Jesu, nämlich der Aufhebung alles jüdischen Particularismus *). Dieser Keim lag verborgen in Jesu Lehre — Jesus selbst ließ ihn noch in dieser Verborgenheit, weil er zu demjenigen gehörte, was seine Jünger noch nicht fassen konnten, — er sagte deßhalb, Er sey nur gesandt zu den verlornen Schafen des Hauses Israels, und wies die Canananiterin (Matth. 15, 24.) von sich weg mit den hartscheinenden Worten: „Es gezieme sich nicht, den Kindern das Brod zu nehmen, und es den Hunden zu geben!“ — obgleich er ihr dennoch ihren Wunsch gewährte, und dadurch dem harten Worte ganz seine Härte und dem jüdischen Sprüchwort seine Kraft nahm.

Welch ein großer Gedanke war es auch, aus der jüdischen Religion, die den strengsten und engsten Particularismus lehrte und als Fundamentalgesetz betrachtete **), eine Religion hervorgehen zu lassen, die alle Völker der Erde umfassen sollte! Wie war es möglich, daß die einfachen Galiläer, die mit festem galiläischen Sinn an ihren mit der Muttermilch eingesogenen jüdischen Ideen hiengen, hätten solch einen Plan fassen können, sie, die in viel geringern Dingen so einge-

*) Vgl. Paulus de Consilio, quo Scriptor in Actib. Apost. concinnandis ductus fuerit, in seinen Capit. select., wo dieses weiter ausgeführt und bewiesen wird. —

**) Wollte man etwa hiegegen einwenden, daß doch den Proselyten des Thors, ja selbst monotheistischen Heiden der Zutritt zum Tempel gestattet wurde, so ist dieses eben ein Beweis des jüdischen Particularismus. Es ist bekannt genug, mit welchem Stolz und Verachtung man diese Proselyten und heidnischen Anbeter behandelte. Darin schon lag ein strenger und stolzer Particularismus, daß das Volk Gottes jene nur von ferne an ihrem allein seligmachenden Glauben an Jehovah Theil nehmen ließ. —

schränkte dachten! Aber dennoch lag der Keim, der diesen Particularismus zerstören sollte, so offenbar in Jesu Lehre, daß er selbst einen wesentlichen Bestandtheil derselben ausmachte. Aber Jesu Lehre war keineswegs zerstörend — und nie zerreißend, sie hob selbst nicht einmal eine einzige bestehende Form des mosaischen Gesetzes — geradezu auf, — sondern sie entwickelte sich allmählich aus sich selbst, und so wie in ihrem ersten Entstehen der Pharisäismus vor ihrer Reinheit nicht bestehen konnte, so mußten nachher vor ihrer Einfachheit und Wahrheit der jüdische Particularismus und der heidnische Aftercultus von selbst verschwinden. Nicht also Menschen entwickelten sie, sondern sie entwickelte die Menschen und mit ihnen sich selbst. —

Eine hohe Weisheit und Mäßigung (σωφροσυνη) Jesu lag darin, daß er, der von seinem erhabenen, die ganze Menschheit umfassenden Plan so erfüllt und begeistert war, dennoch denselben einen solchen leisen und stillen Gang nehmen und sich so entwickeln ließ, wie die Natur allmählich aus dem verborgenen Samen heimlich erst den Keim, dann das Gras, und darnach die Aehren hervorgehen lässet, ohne daß der Mensch es weiß und die fortschreitende Stufenfolge bemerkt (Marc. 4, 26. ff.). So wußten und ahndeten auch unstreitig seine Jünger anfangs und so lange er bey ihnen war, nichts von der Größe und Umfassung seines Entwurfs; Jesus durfte sie auch nicht damit geradezu bekannt machen. Denn sie würden ihn nicht nur nicht haben fassen, — sondern auch nicht haben tragen können (Joh. 16, 12.). Der Gedanke würde sie erdrückt, ihren Muth erstickt haben. Nie hatte ein Weiser, — nicht einmal die unbegrenzte Phantasie eines Dichters, den Gedanken fassen können, daß ein Menschlicher Geist eine Lehre und ein Religionsgebäude aufstellen könnte, welches das ganze Menschengeschlecht umfassen und seine wohlthätigen Wirkungen über alle Länder und auf alle Zeiten verbreiten sollte. Wie sollten diese durch ihren

engherzigen Mosaismus beschränkten, von Jugend auf mit der Idee eines so kleinen Volks-Gottes genährten Galiläer ihn haben aufnehmen, fassen, ergreifen können? Sie würden ihn für ein Phantom, oder für eine Auflehnung gegen die göttliche Verfassung ihrer Religion erklärt haben, und vor seiner Größe zurückgebebt seyn. Sie würden, wie die Pharisäer (Joh. 7, 35.) gesagt haben: „Wie will dieser zu den Griechen gehen, die hin und her zerstreut sind, und die Griechen lehren? Was ist das für eine Rede?“ —

Jesus verfuhr deßhalb mit der größten Besonnenheit und Klugheit, und deutete nur an, was sich später erst entwickeln und Bedeutung erhalten sollte; er ließ vor der Hand den Mosaismus mit allen seinen Gebräuchen und Ceremoniel stehen, hob die moralischen Vorschriften desselben empor, und veredelte sie, und gewöhnte nur vorerst seine Jünger, das Moralische dem Ceremoniel, Gehorsam den Opfern vorzuziehen. Und dennoch entwickelten sich die Keime, die Jesus im Verborgenen ausstreute, so früh! — Ein Beweis, mit welcher Weisheit und Sorgfalt der Same dazu ausgestreut war!

§. 164.

Hebraisirende Form des Matthäus. Universalismus in demselben. Beyspiele.

Auch in der Form der Evangelien muß sich diese Bemerkung als gegründet beweisen, und das thut sie allerdings. — Wenn man behauptet, das Evangelium Matthäi sey mehr hebraisirend, als die andern Evangelien, so hat dieses seine Richtigkeit. Allein man irrt, wenn man diese mehr hebraisirende Form aus dem gewöhnlichen Grunde zu erklären glaubt, daß Matthäus dasselbe für Christen aus dem Judenthum geschrieben, und sich nach diesen bequemt habe. Darin vielmehr liegt die Haupturſache, weil dieses Evangelium das älteste ist, und sich damals das Christenthum

noch nicht weiter entwickelt und von dem Judenthum noch nicht losgewunden hatte, welches nach der Absicht seines göttlichen Stifters auch erst nach und nach geschehen sollte und konnte; Matthäus stand also noch, als er sein Evangelium schrieb, auf dem beschränkteren Standpunct, wo Jesus seine Jünger verließ. Er scheint dunkel die baldige Trennung von der geliebten Mutterreligion zu fühlen, und schließt sich deßhalb, wo es die neue Christuslehre ihm gestattet, gleichsam scheidend, aber eben darum deste inniger, derselben an *). Dieß zeigt die Form seines evangelischen Berichts. Darum konnten diejenigen Reden und Handlungen Jesu, worin er vernehmlicher die Ausdehnung seines Entwurfs andeutete, noch nicht für diesen Evangelisten ihren vollständigen Sinn und eben deßhalb auch nicht ihr völliges Interesse für ihn haben. Sie mußten ihm noch zu dem Unerklärlichen gehören, dessen die Jünger manches an ihrem Lehrer fanden, und welches sie sich gern beschieden, noch nicht fassen zu können. Desto größeres Interesse hatten für sie diejenigen Handlungen und Reden Jesu, welche ihren alten Begriffen, die Jesus so sanft antastete, zuzusagen schienen.

Matthäus allein hat die Worte bey der einen (wahrscheinlich ersten) Aussendung: „Gehet nicht auf der Heiden Straße, und ziehet nicht in der Samariter Städte, sondern gehet zu den verlornen Schafen des Hauses Israel!“ (Cap. 10, 5.). Marcus, der später schrieb, läßt dieses Gebot Jesu weg, wahrscheinlich als etwas Temporäres, das er, da es keinen Theil einer Geschichte ausmacht, und den Heidenchristen anstößig seyn konnte, weglassen durfte. Es

*) Welche Kämpfe die völlige Trennung von dem Judenthum und die Entsagung aller ehemaligen Ideen den Jüngern kostete, beweiset das Beyspiel Petri (Apostg. 10. Gal. 2. ꝛc.) und die oftmaligen Rückfälle der Judenchristen, gegen welche Paulus so sehr zu kämpfen hatte.

lag aber in diesem Verbot zugleich schon die Andeutung der Möglichkeit, daß dieses Gehen zu den Samaritern und Heiden Statt finden könne. Jesus, der dieses Gehen zu den Samaritern und Heiden gewiß nicht zu besorgen hatte, verbot es, um es künftig gebieten zu können, oder so, daß sie sein Nichtverbot als eine Zulassung ansehen konnten *). —

Hierhin gehört auch die Geschichte vom Cananäischen Weibe (Matth. 15, 21. Marc. 7, 24.), wo Jesus, zu den Jüngern redend, welche die Entlassung des Weibes von ihm verlangen — sagt, er sey nur zu den verlornen Schafen des Volkes Israel gesandt, und dem um Hülfe flehenden Weibe die Antwort giebt: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brod nehme, und werfe es vor die Hunde!“ — Marcus erzählt die nämliche Begebenheit, aber ganz anders in Rücksicht der Form, und unläugbar mit einer andern, seinem spätern Zeitalter gemäßen, eigenen, nicht blos epitomisirenden Ansicht. Die erste Scene, wo das Weib fleht, und Jesus eine scheinbare Kälte annimmt, und schweigt (Matth. V. 22. 23.), läßt er ganz weg; — eben so den Wunsch der Jünger, sie zu entlassen, so wie auch Jesu Worte: „Ich bin nur gesandt u. s. w.;“ und seine Antwort auf das wiederholte Bitten der Frau mildert er ohne Zweifel nach seinen schon humaner, oder, welches einerley ist, christlicher gewordenen Zeitbegriffen, durch den vorangesetzten Zusatz: „Laß vorher die Kinder satt werden!“ (vgl. Apostg. 13, 46.) —

Unstreitig bequemte sich Jesus hier anfangs nach den Begriffen seiner Jünger. Es war sonst seinem Charakter ganz fremd, den Hülflosen, da wo er helfen konnte, abzuweisen; vielweniger aber, ihn mit harten Worten zu entlassen. Auch

*) Man vergleiche hiemit, was D. Storr in seiner Abhandlung: de sensu histor. §. V. u. VI. über die mandata particularia sagt.

sein Schweigen war dissimulirend und den Jüngern selbst auffallend. Sie baten ihn, sie zu entlassen, — nicht aber, ihre Bitte zu gewähren und sie zu heilen. Letzteres mochte ihnen damals noch eine Art Profanation scheinen! Auch war die Antwort Jesu in Beziehung auf sie gesprochen, und eben so die Antwort, die er der Frau gab. Denn auch diese war dem Geist Jesu nicht angemessen, wenn er nicht besondere Absichten dadurch erreichen wollte. Kurz, das Handeln Jesu ist hier durchaus ein rücksichtliches, — Jesus hält sich noch strenge innerhalb des mosaischen Zaunes, von dem er wohl wußte, daß er von selbst fallen müßte. Auch hier zerriß ihn die schöne, bescheidene und witzige Antwort der flehenden Heidin: „Essen doch auch die Hunde von den Brosamen, die von des Herrn Tisch fallen!“ Diese Worte waren auch allerdings so sehr im Geiste Jesu gesprochen; sie sagten das, was Jesus seinen Jüngern noch nicht so deutlich und geradeaus sagen durfte, auf eine so zarte, rührende und einfache Weise, — daß er, wie bey einem herrlichen Funde, nicht umhin konnte, laut seine Freude und seinen innigen Beyfall ihr zu versichern durch das Vielsagende: O Weib, groß ist dein Glaube! deine Bitte sey dir gewährt! — Welch eine große Lehre lag hierin für die Jünger! nämlich die, daß auch die Heiden Antheil an dem Messias hätten, sobald sie nur das wahre Bedürfniß nach ihm äußerten. — Freylich dachten die Jünger dieses wohl nicht deutlich im Augenblick der Handlung, aber, mit andern Handlungen und Reden Jesu verbunden, mußte dieses Resultat nothwendig in der Folge daraus hervorgehen, und als Marcus schrieb, hatte es sich schon daraus entwickelt. —

Jesus pflegte sich in solchen Fällen, wo es auf die Verkündigung wichtiger in das Innere seines göttlichen Planes eingreifenden Wahrheiten ankam, und wo er sich nicht mehr zurückzuhalten nöthig hatte, mit Stärke auszudrücken. Dann äußerte sich die bisher durch Weisheit, Besonnenheit und

Nachsicht in ihm gebundene Kraft mit desto größerem Nachdruck, eben weil sie gebunden gewesen war.

Ein anderes Beyspiel hievon enthält das nämliche Capitel. Jesus war durch die Zudringlichkeit und Verläumdungssucht der Pharisäer gezwungen worden, sich laut gegen ihre Sittenlosigkeit und ihre Satzungen zu erklären. Ja, er geht jetzt noch einen Schritt weiter, und erklärt laut und öffentlich vor dem Volk (V. 10): „Höret zu und vernehmet's! Was zum Munde eingehet, verunreiniget den Menschen nicht, sondern was zum Munde ausgehet, das verunreiniget den Menschen!" — Ein äußerst kühner Angriff auf das levitische Gesetz! Eine völlige Aufhebung desselben! wenn man Jesu Worte in ihrem ganzen Sinn aufzufassen nicht zu beschränkt gewesen wäre. Auch war den Jüngern Jesu die Aeußerung auffallend. Sie sagten: „Weißt du auch, daß sich die Pharisäer geärgert haben?" — und verriethen dadurch, daß sie selbst nicht minder Anstoß an den Worten Jesu genommen hatten, indem sie sich hinter die Pharisäer versteckten. Denn sonst würden sie wohl wenig Notiz von dem Aerger der Pharisäer genommen haben. Und nun erwiedert ihnen Jesus mit noch stärkern Worten: „Alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzet hat, werden ausgereutet! Lasset sie fahren, — die blinden Führer" u. s. w. — Hier hebt Jesus also mit deutlichen Worten die Hauptscheidewand, welche die jüdische Nation isolirte, den Unterschied der Speisen, völlig auf. Freylich faßten es die Jünger noch nicht, — sie trauten den Worten nicht, hielten es für Gleichniß, und dachten an einen verborgenen Sinn. Und Jesus läßt sich noch einmal herab, und wiederholt es mit den allerdeutlichsten Ausdrücken, die er nur auffinden kann, so daß selbst die levitischen Speisegebote — wenn ich so sagen mag — lächerlich oder dem gemeinen Menschenverstand absurd erscheinen. — Aber damals, als Jesus diese Worte sprach, dachten noch die Jünger nicht an den tiefern Sinn, der in denselben lag. Bedurfte doch

auch Petrus nach der Austheilung des heiligen Geistes einer neuen Bestätigung dieser Wahrheit (Apostg. 10, 14.).

Solche Begebenheiten charakterisiren die Lehrmethode Jesu und die beschränkten Ansichten seiner Jünger, und lassen erst eine spätere Erhebung zu den hellern Ansichten erwarten, obgleich auch diese eher erfolgte, als man es von ihrer individuellen Aufklärung, Einsicht und Vorstellungsart menschlicher Weise hätte erwarten sollen. Erst nach seiner Auferstehung sagte ihnen Jesus: Gehet hin, und lehret alle Völker! Matthäus schließt mit diesem großen Auftrage sein Evangelium. Und erst in der feyerlichen Versammlung am Pfingstfeste ward dieser Auftrag zur That; sie redeten von nun an durch die Kraft des göttlichen Geistes in fremden Sprachen und mit neuen Zungen, und verließen Judäa's Grenzen. —

§. 165.

Weitere Ansicht des Lucas.

In der Form des Evangeliums Lucas liegt die Geschichte der fortschreitenden Entwickelung der Lehre Jesu und seines Entwurfes in seinen Jüngern. Wüßten wir nicht aus historischen Angaben, daß Lucas später schrieb, als Matthäus, so könnten wir uns aus innern Beweisen hinlänglich davon überzeugen. Die spätere Zeit muß aber hier nicht nach Zeiträumen, sondern nach Fortschritten des Planes Jesu, nach Thaten und Begebenheiten, nicht nach Jahren, abgemessen werden. Drey Jahre des Lebens Jesu sind nach dieser Schätzung Jahrhunderten gleich zu achten, und einzelne Monathe in den Leben der Jünger ganzen Menschenaltern.

Welche Verschiedenheit der Ansichten konnte also der Abstand von auch nur Einem Jahre in dem nämlichen oder in zwey verschiedenen Jüngern oder Bekennern des Urchristenthums, als z. B. in einem Matthäus und Lucas, erzeugen? — Lucas war, wie ebenfalls aus seinem Evangelium hin-

hinlänglich erhellet, dem Matthäus in Rücksicht des Geistes und der natürlichen Anlagen, wenigstens an Bildung und Kenntnissen überlegen; und in Rücksicht des lebhaften Interesse am Christenthum stand er ihm vielleicht nichts nach. In ihm konnten also um desto leichter die von Jesu ausgestreuten Samenkörner Wurzel fassen, — er drang nun leicht in den sich mit jedem Tage mehr entwickelnden Geist des Christenthums, und dieses mußte auf sein Evangelium mannigfachen Einfluß äußern, so wie es nicht lange darauf ihn zur Verfassung seiner trefflichen und vielumfassenden sogenannten Apostelgeschichte veranlaßte, welche die großen damaligen Erwartungen der Christen von der Ausbreitung des Christenthums unter Juden und Heiden, und über alle Theile der Erde, dem Zweck Jesu gemäß, in ihrer Erfüllung und in That und Geschichte darstellt, und mit freudiger Theilnahme die überall einstürzende Scheidewand des Judenthums und Heidenthums schildert.

In seinem Evangelium lassen sich schon die Spuren dieser großen und freudigen Ansichten und Erwartungen des nachmaligen Begleiters des großen Heidenapostels erwarten, und wirklich bieten sie sich dem aufmerksamen Beobachter von selbst dar. Nur muß er sie freylich nicht historisch darin suchen, d. h. verlangen, daß Lucas ihm die Fortschritte des Christenthums zur Zeit der Abfassung seines Evangeliums zugleich darlegen solle. Dies war keinesweges seine Absicht und durfte es nicht seyn. Er wollte blos eine Lebensgeschichte Jesu geben, und mußte also, als Historiker, ganz und durchaus in den ihm vorgeschriebenen Schranken bleiben. Aber er sah jetzt zugleich schon ein, was durch Jesum gewirkt war, und gewirkt werden sollte, und konnte um deßhalb den Geist mancher Handlungen und Worte Jesu jetzt, da sich dieselben schon entwickelt hatten, besser fassen, als der frühere Jünger, dem Manches als Räthsel (παροιμια, παραβολη) erscheinen mußte. Darum äußerte sich also schon ein freyerer Geist und eine

weitere Absicht in dem Evangelium des Lucas. — Er berichtet sorgfältig manche Begebenheit, aus welcher die Wahrheit hervorgeht, daß es Jesu nicht um ein Volk und Land, sondern um den Menschen und die Menschheit zu thun war. —

§. 166.

Das Evangelium des Lucas gieng, nach seiner eigenen Bemerkung, nicht so aus ihm selbst hervor, wie die Evangelien des Matthäus und Johannes, sondern der Stoff desselben war ihm — zum Theil schriftlich, und theils wahrscheinlich mündlich, gegeben worden. Er hatte schriftliche oder mündliche Ueberlieferungen (παραδοσεις) vor sich. Er untersuchte, prüfte und ordnete diese nach eignem Gutdünken. Aber gerade diese Lage, worin er sich als Schriftsteller befand, und sein Zweck beschränkten weniger seine Freyheit, und ließen ihm die Wahl, welche Begebenheiten er vorzugsweise ausheben, und der zerstörenden Zeit entreißen wollte. Aus dem Vorigen erhellte, daß diese seine Lage und Verhältnisse ihn veranlaßten, in manchen Begebenheiten, er mag sie mit Matthäus gemein haben oder nicht, den Charakter Jesu, als solchen, deutlicher hervortreten zu lassen; oder auch Theile des Planes Jesu, z. B. Zerstörung des Pharisäismus, Aufhebung des mosaischen Cultus schärfer zu zeichnen u. s. w. Hierhin gehört nun auch jener das Herz erweiternde und erhebende Universalismus, der durchaus in Jesu Plan und Lehre lag, und der nothwendig aus denselben hervorgehen mußte, und nach Jesu Tode daraus hervorgieng, und wahrscheinlich zu der Zeit, als Lucas schrieb, sich augenscheinlich von Tag zu Tage je länger je mehr entwickelte. Wie Jesus sich selbst auf seine Nation beschränkte, und mit welcher Sorgfalt, Schonung und Weisheit er jene große Idee vortrug und vortragen mußte, und wie wenig bey seinen Lebzeiten die Jünger Jesu ahndeten und ahnden konnten, ist oben gezeigt

worden. Aber spätershin und kurz nachher mußte der aufmerksame Beobachter seines verflossenen Lebens die zartgelegten Keime mit Freuden in manchen Begebenheiten finden, die wohl ehemals den Jüngern dunkel oder fremd geschienen hatten.

Vielleicht und wahrscheinlich war dieses weniger, oder doch erst später der Fall bey vielen seiner eigentlichen 12 Apostel, wie wir davon ein Beyspiel an Petrus sehen, der sich nicht stark genug fühlte, wie Paulus, sich in den wahren Geist Jesu hinein zu denken, sondern mit wunderbarem Starrsinn an den jüdischen Kleinigkeiten hieng, oder doch nicht den Muth hatte, sich von ihnen loszusagen (Gal. 2. Act. 10.). Dieses mochte, außer ihrem individuellen Charakter, theils daran liegen, daß sie gewissermaßen Jesu zu nahe gestanden hatten, und an seine Nachsicht und Geduld gewöhnt, sich noch immer an ihre beschränktere Einsicht hielten, und über dasjenige noch wenig nachdachten, was ihnen ehemals dunkel gewesen war; theils umfaßten sie, wenn man so sagen darf, ihren Lehrer noch immer auf die nämliche Weise, wie sie ihn ehemals gekannt, geliebt und umfaßt hatten, nämlich im Ganzen, ohne sich das Einzelne seines Entwurfes und seiner Lehre zu entwickeln, und indem sie ihn als den Gottessohn verehrten, blieben sie auch lange noch bey den beschränkten jüdischen Messiasideen; theils mochte es ihnen, da sie sogleich nach Jesu völliger Trennung von ihnen in den Drang eines thatenvollen Lebens geriethen, an Zeit fehlen, sich durch ein bestimmtes Nachdenken die Größe seines Planes so deutlich zu entwickeln, daß diese deutlichere Einsicht ihnen, im Fall sie Gebrauch davon machen sollten, sogleich zu Gebote gestanden hätte. Wie dem indessen auch seyn mag, die gütige und weise Vorsehung fügte es so, daß die ersten Apostel Jesu einen solchen Wirkungskreis erhielten, der jenen beschränktern Ideen angemessen war. Sie wurden die Verkünder des Christenthums unter den Juden und Ju

denproselyten — und zur Verbreitung desselben unter die Heiden ersah die Gottheit andere Männer, einen Paulus und seine trefflichen Gehülfen. Zu diesen gehörte auch Lucas*). —

§. 167.

Diese erweiterte Ansicht des Lucas äußert sich schon in manchen kleinern Zügen seiner Evangelischen Geschichte; z. B. schon in der Auslassung der oben angeführten Reden Jesu, wo er sagt, daß er blos zu den verlornen Schafen des Hauses Israel gesandt sey. Hierhin gehört auch die schöne Stelle aus dem prophetischen Lobgesang des alten Symeon (Luc. 2, 30—33.): „Meine Augen haben deinen Heiland gesehen, den du bereitet hast allen Völkern. Ein Licht, zu erleuchten die Heiden oder die Völker, und zum Preise deines Volks Israel!“ Eine erhabene Ansicht! Eben so fügt er zu jener auf Johannes angewandten Stelle des Jesaias

*) Von den übrigen Jüngern muß hier Johannes in dieser Hinsicht ausgenommen werden. Er, der Liebling und Vertrauteste Jesu, der Mann von zwar leidenschaftlichem, aber dabey festen und ruhigen Charakter, war höchstwahrscheinlich schon früher in den umfassenden Plan Jesu eingedrungen. Schon der Apokalypse liegt eine solche weitere Ansicht, Sturz des Juden- und Heidenthums zum Grunde. In seinem Evangelio ist die Aufnahme der Unterredung Jesu mit der Samariterin und sein Aufenthalt bey diesem Volke in dieser Hinsicht merkwürdig; so wie auch die schöne Stelle Cap. 10, 16. Auch von allen andern Aposteln kann das oben Gesagte nicht behauptet werden. Eigenthümlicher Charakter, Erziehung und Geistesanlagen machten unstreitig einen Unterschied. Philippus ward vom Geist Gottes dazu ersehen, zuerst den Samaritern das Evangelium zu predigen, und vielleicht auch den ersten Heiden, den Kämmerer der Königin Candaces, zu taufen. Von den andern Aposteln sind uns die nähern Lebensumstände verborgen geblieben.

(Cap. 3, 5.) noch die Worte hinzu: „Alle Thäler sollen voll (ausgefüllt) und jeder Hügel geebnet werden, ff. und alles Fleisch, d. i. die ganze Menschheit, wird den von Gott gesandten Retter sehen!“ —

Warum führen die übrigen Evangelisten nicht die Begebenheit an, weßhalb Jesus seine Vaterstadt verließ (Luc. 4, 16 f.)? Lag bey ihnen vielleicht ein beschränkter Patriotismus zum Grunde? — Auch scheint die blos von Lucas erwähnte Auswahl und Sendung der 70 Jünger (Cap. 10) hierher zu gehören, deren die andern Evangelisten, welches zu verwundern ist, — gar nicht gedenken, vielleicht aus dem Grunde, weil sie diese Aussendung als eine in Vergleichung mit den eigentlichen 12 Aposteln nur temporäre Begebenheit ansahen. Jesus zeigte aber dadurch, wie er auch deutlich sagt (V. 2.), daß zur Ausführung seines Entwurfes die 12 bey weitem nicht hinlänglich seyn würden, sondern daß er mehrerer Gesandten bedürfe. Er schickt sie ebenfalls je zwey vor sich her, welches auch nachher die Sitte der Apostel blieb, die fast immer ihre Hermenauten bey sich führten. Jesus machte hier also eine Ausnahme von seinen gewählten 12 Aposteln, und in dieser Handlung lag ein großer Wink für die Zukunft, den vielleicht nur Lucas späterhin auffaßte. — Lag nicht auch vielleicht in der zweymal wiederholten Aufforderung: „Esset und trinket, was ihr bey ihnen findet — was man euch vorsetzt!“ ein Wink, künftig jede Aengstlichkeit des Judaismus zu meiden, die sich mit der Ausbreitung des Christenthums auf die Dauer nicht vertragen konnte?

§. 168.

Jedoch dieses sind noch schwache Laute und Winke, die nur, nach Voraussetzung jenes Haupttones, in diesem Evangelisten auf diese Weise, sonst aber auch anders gedeutet werden mögen. Deutlicher scheinet jene weitere frohe Ansicht

hervorzugehen aus mehrern einzelnen, von Lucas allein aufgeführten Begebenheiten und Reden Jesu.

Hierbey muß aber die schon oben gemachte Bemerkung wiederholt werden: daß Jesus selbst sich auf Judäa, im weitesten Sinn, einschränken mußte und wollte, und seinen Jüngern die Aufhebung des jüdischen Particularismus, und mit demselben des ganzen levitischen Cerimonienwesens, nur von ferne andeuten durfte. Auch darf die Bemerkung nicht außer Acht gelassen werden, daß Lucas als Historiker nicht seine eigenen Ansichten und sein eigenes Urtheil in die Geschichte Jesu einflechten und derselben einverleiben, sondern nur aus den von ihm gesammelten Denkwürdigkeiten aus Jesu Leben, nachdem er ihre Wahrhaftigkeit hinlänglich geprüft hatte, diejenigen in seinen Bericht aufnehmen durfte, welche dieser seiner Ansicht entsprachen. Dieses ist ein unerläßliches Gesetz der Geschichte. Denn nach den Regeln der historischen Kunst darf der Erzähler selbst keinesweges in der Geschichte, eben so wenig als der Dichter selbst im Epos erscheinen, und sein eigenes Urtheil und seine Person in den Gang der verflossenen Begebenheiten einmischen, wenn er nicht selbst eine Rolle hierin spielt, und dann darf er auch nicht als dritte Person auftreten. Dieses Gesetz haben alle großen Historiker von jeher wenigstens anerkannt, und wenn sie sich, wie z. B. zuweilen Tacitus, von dem Interesse und der Theilnahme zu dem Gegentheil verleiten lassen, so ist dieses jederzeit zu tadeln. — Zu bewundern ist vor allem die in diesem Punct von den hebräischen Historikern, bey allen ihren etwanigen sonstigen Fehlern, die man ihnen, in Vergleichung mit griechischer und römischer historischer Kunst, vorzuwerfen pflegte, auf das strengste beobachtete Consequenz. Von Moses an bis auf den letzten ihrer Geschichtschreiber, und bis auf die Biographien der Evangelisten und die Apostelgeschichte, wird dieses Gesetz auf das strengste beobachtet; der Geschichtschreiber erscheint nirgends in eigener Person, wofer es denn

auch bey den Hebräern so schwer ist, die Verfasser der historischen Bücher bestimmt anzugeben. Ja, dieses wird so strenge beobachtet, und so weit ausgedehnt, daß selbst derjenige, der die Geschichte eines andern, auch des berühmtesten Historikers, z. B. der Bücher Moses, fortsetzet, nicht einmal bey dieser Fortsetzung hervortritt, und sich angiebt *).

*) Der Grund dieser merkwürdigen Consequenz liegt natürlich nicht in vorsätzlichem Studium historischer Kunst, wovon die Hebräer keine Idee hatten, sondern in dem besondern Nationalcharakter und der eigenthümlichen Nationalbildung dieses Volks. Diese letztere war religiös und sehr einfach. Sie hieng durchaus an der Idee der Einheit Gottes, und diese stammte ihnen aus der äußersten Ferne. Seine Existenz und Eigenschaft beurkundete die Weltschöpfung; seine besondere Liebe zu diesem Volk die Geschichte Abrahams und die Errettung aus Aegypten. Hierdurch wurde der Hebräer gewöhnt, immer auf das Alterthum mit Ehrfurcht zurück zu blicken, und überhaupt alles Vergangene als etwas Göttliches zu betrachten, und dies um so mehr, da die Begebenheiten als unmittelbar aus dem Schooß des Ewigen hervorgehend, ohne Mittelursachen, gedacht wurden. Die Gegenwart, und wie vielmehr der Erzähler und Geschichtschreiber, verschwanden deßhalb vor dem Heiligthum der Vergangenheit.

Auch fühlten sich die Hebräer weniger als Bürger eines freyen Staates, der von der Gesammtheit des Staatskörpers und jedem einzelnen Gliede desselben gelenkt wird, wie z. B. die Griechen und Römer, die ein lebhafteres Interesse an dem Staat und dessen Geschichte nahmen, weil jeder an der Leitung desselben Antheil hatte oder haben konnte; sondern vielmehr als Unterthanen Jehova's, und als solche verloren sie an ihrer bürgerlichen Persönlichkeit um desto mehr, je erhabener das unsichtbare Staatsoberhaupt war. Alles dieses hatte auf die Form und den Styl der hebräischen Geschichte einen großen Einfluß. Durch die Idee, daß sie das Volk Gottes seyen, erhielten die Begebenheiten desselben, und folglich auch ihre historische Darstellung eine besondere Wichtigkeit. Die Nation hatte von jeher viele Geschichtschreiber, wenn uns gleich nur wenige

Auch die Evangelisten folgen dieser hergebrachten Form. Denn wenn gleich Lucas im Anfang seines Evangeliums und seiner Apostelgeschichte eine Ausnahme hiervon zu machen scheinet, und in eigener Person sich und seinen Zweck ankündiget, so geschiehet dieses keinesweges in der Geschichte selbst, sondern nur in dem vorausgeschickten Prolog an den Theophilus, welcher als ein der Geschichte bey Ueberreichung derselben vorgesetzter Brief oder Dedication zu betrachten ist. —

Johannes huldigt ebenfalls in seinem Evangelium diesem Gesetze, obgleich er die meiste Veranlassung gehabt hätte, davon abzuweichen, selbst so sehr, daß er in seinem Evangelium immer*) umschreibend sich nennt, selbst da,

---

von ihren Werken übrig geblieben sind, und das Amt eines Annalisten war nicht selten mit dem eines Propheten verbunden. — Daher stellt die hebräische Geschichte manches historisch dar, was eigentlich der historischen Darstellung nicht empfänglich ist. — Der Ton der Geschichte wurde wunderbar und göttlich, weil Jehovah der Staatsregent war; er wurde wiederum einfach und schmucklos, weil der Buchstabe vor dem Geist, der Annalist vor dem großen Lenker der Begebenheiten in bescheidener Form erscheinen mußte. Welch einen großen Einfluß die Religiosität des Volkes und der Zeitgeist desselben auf die Historie desselben hat, zeigt auffallend der Ton, der in dem ersten Buch der Maccabäer herrscht, das in vielen Hinsichten mit dem Thucydides und Tacitus verglichen zu werden verdient. Man vergleiche, was Herder in seinen Briefen, das Stud. der Theol. betreffend, im 3ten Briefe zum Lobe des hebräischen historischen Styls und Geschichtstones sagt.

*) Mir scheinet es ausgemacht, daß das 21ste Capitel nicht von seiner eigenen Hand, wenn gleich aus seinem Munde, — vielleicht auch als ein anderes vom Evangelium ursprünglich getrenntes, von andern (bis 24.) hinzugefügtes Fragment, aus seiner Feder — ist. Von 24. bis Ende ist wohl wahrscheinlich von den Ephesinischen Aeltesten hinzu gefügt, die sich aber freylich auch nicht nennen. S. Paulus Memorabil. 5. St. und N. Revert. V. Th.

wo er sich auf sein persönliches Zeugniß berufen muß (19, 35.), und, wie Cäsar, in der dritten Person von sich redet. Eben so erzählt Matthäus seinen Beruf zum Apostelamt. — So führt ein unverdorbenes Gefühl zu den Regeln der gebildetsten Kunst! —

Lucas durfte also mit nichten den Gang der Entwickelung, den schon zu seiner Zeit das Christenthum genommen hatte, und auf welchem es künftig fortschritt, in sein Evangelium bringen. Es würde selbst dadurch an Glaubwürdigkeit verloren haben, und ein großer und zarter Charakterzug Jesu, nämlich sein behutsames, weises und nachsichtsvolles Zögern in der Enthüllung und Ausführung seines Planes würde dadurch verwischt worden seyn.

Wenn man nun auf der einen Seite berechtiget ist, die Befolgung jenes Gesetzes von dem Historiker zu fordern, so scheint man auf der andern aber auch von einem solchen, in der lebhaften Entwickelungsperiode des Urchristenthums lebenden, Geschichtschreiber erwarten zu dürfen, daß er solche Begebenheiten und Reden Jesu werde aufgenommen haben, in welchen wenigstens späterhin die Verehrer Jesu den weiten Umfang seiner wohlthätigen Absicht und seines großen Planes erkennen mußten. Und allerdings scheinet es erweislich, daß mehrern, blos dem Lucas eigenen Erzählungen aus Jesu Leben, so wohl Begebenheiten als Reden, diese später durch die That entwickelte Ansicht zum Grunde liege. —

§. 169.

Beyspiele. Umgang Jesu mit verachteten Menschen.

Zu den in benannter Ansicht von Lucas allein angeführten Begebenheiten kann man erstlich diejenigen zählen, wo Jesus sich der von den Juden am meisten verachteten Menschenclassen annimmt, und zu diesen gehören denn vor allen die Samariter. Man kann gewissermaßen und

mit Grund sagen, daß die Samariter, wenigstens nach jüdischer Idee, den Uebergang von den Juden zu den Heiden machten. Wenn sie zu Jesu Zeiten von dem, sich also nennenden, Volke Gottes, wegen des nicht ganz zu vermeidenden Verkehrs mit ihnen, indem sie Eine politische Verfassung und mehrere gemeinschaftliche Ritus mit ihnen hatten, nicht so sehr — in der Theorie nämlich — verachtet wurden, als Heiden, so wurden sie doch wegen der nähern Berührung mit ihnen eben so sehr, wo nicht noch mehr, gehaßt, und dieser Haß erzeugte die bekannten harten rabbinischen Gesetze, wodurch die Samariter in die Classe der, nach den Begriffen der Juden, von Natur unreinen Heiden von Rechtswegen, und eben dadurch um desto auffallender, versetzt, und jener heidnischen Verachtung würdig, für ein βδελυγμα erklärt wurden. —

Es war unstreitig einer der schwierigsten Puncte, diesen durch die lange Dauer und die Traditionen der Priester befestigten, und — so glaubte man — auf eine offenbare Empörung gegen den Gott Israels, der nur zu Jerusalem wohnen wollte, sich gründenden Nationalhaß zu zerstören! Es enthält gewissermaßen einen Widerspruch in sich, zu gleicher Zeit als Messias des Hauses Israel aufzutreten und mit den Samaritern Umgang zu haben; und zu verlangen, als Messias anerkannt, und nicht zu gleicher Zeit als Freund der Samariter und Heiden verabscheut zu werden. Groß und erhaben war das Gebot Jesu: Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen, betet für die, so euch fluchen! Allein dieses Gebot fordert doch nur eine Gesinnung, — es erhebt die menschliche Seele zu einem edeln stolzen Selbstgefühl, und trägt in sich selbst und in seiner Erhabenheit den Charakter der Wahrheit! Wer dagegen auftreten wollte, würde sich selbst als einen Menschen von niederer Seele charakterisiren! Groß und erhaben ist dieses Gebot Jesu — aber eben so groß und erhaben ist der Gedanke und Entwurf, mit unerschütterlicher

Seelenstärke den verjährten und geheiligten Nationalvorurtheilen in den Weg zu treten, den unübersteiglichen Damm, wodurch Völker und Menschen, wie es schien, auf ewig, von einander getrennt wurden, niederzureißen, und das ganze Menschengeschlecht, wenn es nur wollte, wenigstens die Edeln desselben, ohne Unterschied der Abstammung und des Cultus, in Eine Familie, in eine unsichtbare Kirche und in eine Gemeinschaft von Brüdern zu versammeln! und so ein wahrhaftes Gottesreich auf Erden aus allen Völkern zu gründen. Dieser große Zweck ließ sich natürlich nicht in ein Gebot zwängen, nicht in Vorschriften darstellen, und durch dieselben entwickeln und ausführen; vielmehr würde sich der schon Jahrhunderte lang durch schnurstracks demselben entgegengesetzte Vorurtheile beherrschte Verstand dagegen gesträubt, und die Forderung des großen Menschenretters in das Gebiet entweder der Irreligiosität (Theomachie) oder der Schwärmerey verwiesen haben. Dahingegen war dieser große, alles umfassende Gedanke in das Innere der Religion und Lehre Jesu auf das innigste verwebt, und sollte nach dem Plane des Stifters sich allmählich und von selbst in, mit und aus demselben entwickeln; so wie in einer mathematischen Demonstration, die in identischen Sätzen fortschreitet, sich ein Satz nach dem andern **nothwendig** entwickelt, den aber der Demonstrirende nur dann erst erblickt, wenn er entwickelt vor ihm steht. — „Das Himmelreich, sagt Jesus (Matth. 13, 33.), ist gleich einem Sauerteige, den ein Weib nahm, und vermengte ihn unter drey Scheffel Mehls, bis daß es gar durchsäuert ward.“ —

So gieng auch der erhabene Entwurf Jesu nicht so sehr aus **seiner Lehre**, als aus seinen **Handlungen** hervor, und eben dadurch, daß er als Muster in allem vorangieng, machte er seine Jünger zu seinen eifrigen und späten Nachfolgern. In dem Worte Petri: „Er hat uns ein Vorbild hinterlassen!“ lag noch für seine Apostel ein anderer, als der

blos moralische Sinn! Bloßen Lehren hatten sie ihre von Jugend auf ihnen eingepflanzten Begriffe und Meinungen entgegenzusetzen — es entstand dann ein Kampf in ihnen, der das Handeln verzögerte. Aber gegen Jesu Beyspiel konnten sie nichts einwenden; sie hatten und kannten nichts ähnliches, das sie diesem hätten auch nur zur Seite stellen können, und es konnte ihnen unmöglich einfallen, daß Jesus in diesem oder jenem Falle nicht recht gehandelt haben möchte, wenn es auch noch so sehr ihren vorgefaßten Begriffen widerstritt, und er ihnen unbegreiflich zu handeln schien. —

Jesus wollte also zwar nicht über die Grenzen von Judäa hinaus seine Lehre selbst verkündigen, er wollte aber, daß dieses seine Jünger thun sollten, und um ihnen diese Vorschrift zu geben, und sie darauf vorzubereiten, dazu bediente er sich vorerst der nahen und verhaßten Samariter*).

§. 170.

Geschichte des Hauptmanns von Capernaum bey Matthäus.

Es ist merkwürdig, wie die Evangelisten, wenn man sie in dieser Hinsicht vergleicht, sich in Beziehung auf diese dem Christenthum zum Grunde liegende Idee der Allgemeinheit gegen einander verhalten. Beym Matthäus finden wir weniger deutlich dieselbe entwickelt, obgleich es unmöglich war, daß nicht sein Evangelium manches enthalten mußte, was darauf hindeutet. Hierhin gehört vorzüglich die auch von Lucas aufgenommene Begebenheit des Hauptmanns von Capernaum*). Wohl gewiß war dieser ein

*) Dieses wird unten näher entwickelt werden.

*) Diese Begebenheit ist eine der schwierigsten in Rücksicht der Harmonie der Evangelien. Es sind hier offenbare Widerspru-

Heide, aber doch in Judäa lebend, vielleicht in Diensten des Herodes; zugleich ein redlicher und religiöser Mann, ein

---

che zwischen Matthäus und Lucas, die sich weder durch die Bemerkung quod quis per alium etc. noch durch den summarischen oder fragmentarischen Vortrag des Matthäus erklären und ausgleichen lassen. Ich glaube, daß Lucas zwar den sehr einfach erzählenden Matthäus im Anfang der Geschichte ergänzt, aber am Schluß derselben von seiner Urkunde irre geführt sey. Anfangs schickte der bescheidene Hauptmann jüdische Synagogenvorsteher, um durch diese sich dem Propheten von Nazareth empfehlen zu lassen. Dann sendet er vielleicht einige seiner Freunde, um sich zu erkundigen, welchen Fortgang die Empfehlung gehabt habe, und um Jesum dringender zu bitten, daß er das Wort der Heilung sprechen möge, und endlich, da er Jesum sich dennoch seinem Hause nähern siehet, kommt er selbst und entschuldiget sich, daß er ihn dorthin bemühet habe, und warum er nicht selbst gekommen sey (V. 7. 8.). Die Worte V. 8. sind so aus dem Leben, und so frisch, daß sie, nach meinem Gefühl, unmöglich auch noch zu dem Auftrage der Freunde gehören können, und ich mich berechtigt halte, dem Matthäus hier zu folgen. Daß diese Bemerkung der historischen Treue des Lucas keinen Eintrag thun könne, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Warum sollte Lucas oder sein Ἀνώνυμος nicht haben ein Versehen begehen können? Er war doch ein Mensch. Allein die Inspiration? — Wenn er diese im dogmatischen Sinne besaß, dann hatte er auch nicht nöthig „alles von Anbeginn an mit Fleiß zu erkunden" (1, 3.). — Zugleich aber ist die übrigens wörtliche und genaue Uebereinstimmung mit Matthäus bey dieser sonstigen so starken Verschiedenheit der Nebenumstände ein kräftiger Beweis der historischen Wahrheit der Evangelien überhaupt. Sonst ist der umständlichere Erzähler nicht immer der genaueste, vielmehr hat er die Präsumtion gegen sich, daß er, wenn er nicht Augenzeuge war, leicht bey der Umständlichkeit fehlen könne. — Daß übrigens der Hauptmann mit jenen Worten (V. 8.), wie Hr. Paulus behauptet, blos habe sagen wollen: Schicke einen deiner Jünger! ist mir durchaus unwahrscheinlich. Es wäre doch etwas sehr Gemeines, in gemeiner Sprache mit unnöthigen Wortaufwand Gesagtes, und

Freund der jüdischen Religion, für den sich selbst die Synagogenvorsteher interessirten, — und als für einen Heiden interessiren zu müssen glaubten, wenn er von dem jüdischen Jesus — dem Propheten oder Messias, wofür sie ihn halten mochten — die Gewährung seiner Bitte erlangen sollte. Wie rührend ist seine Liebe zu seinem kranken Sclaven! Jesus redet deßhalb auch wie ein gewöhnlicher Arzt: „Ich will kommen und ihn heilen!“ — Er hatte also blos im Sinn, hier dem redlichen Manne eine Wohlthat zu erweisen, ohne Erkennung seiner Messiaswürde von ihm zu erwarten, so wie er es z. B. unaufgefordert und ohne Absicht der Schwieger des Petrus und mehrern andern erwies. Er fand aber in dem Verfolg der Begebenheiten an dem heidnischen Hauptmann zugleich solche edle und große Vorstellungen von dem Messias, daß er erstaunte, und die Worte sagte: „Solch einen Glauben hab ich selbst in Israel nicht gefunden!“ —

Jesus sollte sich darüber verwundert und in Beziehung auf diese Worte gesagt haben: Einen solchen Glauben habe ich selbst in Israel noch nicht gefunden! — Wie läßt sich dieses denken! — Der Hauptmann sagt vielmehr nach seiner Weise bildlich: Wenn du nur sprichst, so geschieht es! — deinem Worte gehorcht die Krankheit, wie mir, der ich doch nur eine untergeordnete Person bin, der Krieger! — Doch unstreitig ein lebendiger Ausdruck des lebendigen Glaubens an den Messias und der demüthigen Anerkennung seiner hohen Würde und Bestimmung, mit welcher verglichen, die wohlthätige Handlung eine Kleinigkeit sey. Ich sehe nicht ein, wie diese Personification der Krankheit ein hochfahrender orientalischer Trope seyn solle. Personificiren wir doch auch in unserer Sprache oftmals die Krankheit — wir sagen: die Arzney, der Arzt verbannte die Krankheit! Das Uebel verließ mich, die Krankheit fesselt ihn an sein Bett u. s. w. Die zutrauungsvolle, bescheidene, und zugleich so natürliche Anerkennung der Größe Jesu war es, was Jesus lobte.

Hier nun nimmt Jesus, bey Matthäus, Veranlassung, die Ausdehnung seines zur Beglückung der ganzen Menschheit abzweckenden Planes anzudeuten. „Viele werden von Morgen und Abend kommen, und mit Abraham, Isaac und Jacob zu Tische sitzen im himmlischen Reich! Und die Kinder des Reiches selbst werden ausgestoßen werden!“ — Obgleich diese Worte die Ansicht der Jünger erweitern und ihre ihnen von Kindheit an eingepflanzte Verachtung der Heiden mildern mußten, so war doch hierin noch nicht der Zweck Jesu, daß seine Apostel zu den Heiden gehen und ihnen das Evangelium verkünden sollten, sichtbar. Denn es ist blos noch von einem künftigen Kommen, von einer freywilligen Aufnahme und Anerkennung des Messias die Rede. Die Jünger konnten also dabey an einen Proselytismus der edleren Heiden denken.

Weiter erstreckt sich auch nirgends die deutliche Ansicht des Evangelisten Matthäus, außer am Ende des Evangeliums, wo er die Vorschrift Jesu, zu allen Völkern zu gehen, gleichsam als den höchsten Punct, die Krone des Werkes — anführt. Merkwürdig ist es auch, daß im Matthäus nirgends der Samariter Erwähnung geschieht, als blos in der einzelnen Stelle, wo Jesus den erwählten Jüngern gebietet, nicht zu den Samaritern und Heiden zu gehen (10, 5.), welches er ihnen gewiß nicht nöthig gehabt hätte, zu verbieten, wenn er nicht eben durch dieses Verbot ein Gebot hätte vorbereiten wollen. —

§. 171.

Jesus bey den Samaritern.

In Lucas finden sich schon weit häufigere Spuren einer erweiterten Ansicht. Er hat jenes Verbot Jesu nicht, so wie es ebenfalls Marcus wegläßt, und wir finden bey Lucas Jesum schon in näherer Verbindung mit den verhaßten Samaritern. Die erste Begebenheit dieser Art ist Cap. 9, 51 —

ſo., wo Jeſus Toleranz gegen ſie gebietet, als die Boaner-ges, Johannes und Jacobus Feuer vom Himmel über ein Samaritiſches Dorf verlangen, das Jeſu die Aufnahme verſagt, und ſich auf das Beyſpiel des Elias berufen! Jeſus wendet ſich um, und bedräut ſie — und ſie gehen in ein anderes Dorf. — Was könnte trefflicher den Geiſt Jeſu, aber auch zugleich den Geiſt ſeiner, ſogar vertrauteſten Jünger charakteriſiren, als dieſe kleine Anekdote? So wie Johannes und Jacobus hier erſcheinen, wären ſie durch Temperament und Nationalvorurtheile — durch Jeſu Umgang und Bildung mußten ſie anders werden; — ſie wurden es, aber noch war die ſchwere Bildung nicht vollendet. Ihr jetziger Feuereifer, den ſie durch die Liebe zu ihrem Lehrer, durch den Haß gegen die Samariter, und durch das Beyſpiel des Elias hinlänglich entſchuldigt glaubten, aber doch auch durch die Autorität des Letztern entſchuldigen zu müſſen glaubten, war ein Rückfall. Jeſus bedräute ſie deßhalb blos mit einem Wink — den die ſpätere Sage in Worte überſetzen zu müſſen glaubte, und allerdings glücklich genug durch das: „Wiſſet ihr nicht, weß Geiſtes Kinder ihr ſeyd?“ u. ſ. w. gedolmetſcht hat. Jeſus beſchwerte ſich auch nicht über dieſe verweigerte Aufnahme, ſondern ſie giengen, heißt es, nach einem andern Samaritiſchen Dorfe, vermieden alſo dennoch das verhaßte Volk nicht.

In der Folge ſeines Evangeliums führt Lucas edle Charakterzüge von Samaritern an. So ſagt er von dem einen Dankbaren (Cap. 17, 11. ff.), der allein von den zehn Geheilten zurückkehrte, und „Gott mit lauter Stimme preiſete, und auf ſein Angeſicht zu den Füßen Jeſu fiel und ihm dankete;“ „und das war ein Samariter!“ Welch ein bedeutender ſtiller Lobſpruch für dieſes verachtete Volk! Neun Juden genoſſen die nämliche Wohlthat, und nur der eine zehnte — ein Samariter — kommt mit der gerührteſten Dankbarkeit zurück! Lucas ſcheinet nicht mit Liebe dieſen Charakterzug

terzug auszumalen. Und welch ein Muth — oder welch eine erweiterte Ansicht gehörte dazu, daß ein Jude dieses aufstellen und dadurch seine Nation in den Contrast mit der verachtetsten und in ein solch Verhältniß von 9 zu 1 stellen durfte! — Unstreitig ein bedeutender Zug, wenn wir uns das gegenseitige Verhältniß beyder feindseligen Nationen richtig und lebhaft vorstellen!

Wer kann ferner in dem trefflichen Gleichniß vom barmherzigen Samariter (10, 30.) zugleich die Tendenz Jesu verkennen, sich dieses verachteten Volkes anzunehmen, und es gegen den Haß der Juden zu vertheidigen! Die Heiligen des Volks gehen vorüber — ein Priester und Levit — ein Samariter nimmt sich seiner an, und, ohne reich zu seyn — denn er kann nur zwey Denare entbehren — giebt er alles, und verpflegt den unglücklichen Juden! — Wie sollte eine Nation, die solcher Handlungen fähig ist, nicht auch der grossen Wohlthat des Christenthums theilhaftig werden! Und welch ein tiefer Sinn liegt in Beziehung auf Jesu Zweck auch darin, daß er einem Gesetzlehrer, der ihm die Frage vorlegt, wie er einer künftigen Glückseligkeit theilhaftig werden könne, einen Samariter zum Muster vorstellte! — Man versetze sich in die Stelle eines jüdischen Lesers des Evangeliums! Werden wir uns nicht bey dieser Begebenheit gestehen müssen, daß wir uns versöhnt und hingezogen fühlen zu dem verachteten Völkchen, und daß sich uns jetzt — was beym Matthäus noch nicht der Fall war — die Aussicht eröffnet, daß diese verachteten Samariter wohl die ersten seyn möchten, denen das in Judäa beginnende und von den Juden verworfene Gottesreich verkündet, und von welchen es angenommen werden wird? —

Johannes, der vertraute geistige Jünger des Herrn, der am spätesten sein Evangelium verfaßte, knüpft schon die wirkliche Verbindung Jesu mit ihnen an — (4). Die Unterhaltung Jesu mit der Samariterin, worüber freylich die Jün-

ger erstaunen, aber doch nichts dagegen einzuwenden wagen, (V. 27). — ist voll erhabener geistiger Ideen! — Man erkennet an dieser Darstellung und mehreren Winken (z. B. 10, 16.) den von Jesu gebildeten, zur reinern Ansicht emporgehobenen, schon durch den Erfolg über die Unbegrenztheit des Planes Jesu belehrten Jünger und sein geistiges Evangelium, wie es auch in dieser Hinsicht mit Recht heißt. Auch hier sind es die Samariter, an welchen zuerst Jesus durch Worte und That es beweiset und kund thut, daß sein zu stiftendes Reich nicht an ein Land und Volk gebunden sey, sondern den ganzen Erdkreis umfassen sollte. Und so wie Matthäus mit dem Auftrage Jesu, alle Völker zu lehren, alle Aufträge Jesu und sein Evangelium beschließt, — so endet Lucas (Apostg. 1, 8.) die Darstellung der letzten Augenblicke, die Jesus mit seinen Jüngern auf Erden zubrachte, mit dem Auftrage, nun als seine Jünger aufzutreten, erst in Jerusalem und Judäa, dann in Samaria, und endlich bis an das Ende der Welt, und beginnet zugleich hiemit seine Apostelgeschichte. Und in dieser wiederum beginnet die Verbreitung des Christenthums ebenfalls mit den Samaritern! (Cap. 8, 5.) Welche wunderbare Consequenz herrscht also auch in dieser Hinsicht durchaus in den Evangelien und apostolischen Berichten! —

§. 172.

Umgang Jesu mit Zöllnern.

Auf die nämliche Weise nahm sich Jesus noch einer andern, bey den Juden nicht minder verachteten und verhaßten Menschenclasse, der Zöllner, an, welche man mit dem Ekelnamen der Sünder, d. h. schlechtes Gesindel, zu benennen, und in eine Classe mit den Wucherern, Spielern, Räubern u. s. w. zu setzen pflegte. Sie waren es auch, welche die Juden unaufhörlich an das heidnische Joch, unter welchem sie seufzten, erinnerten, und wohl mochte es manche unter

diesen Mauthbeamten geben, welche durch ihr Betragen jene Benennung und Classificirung rechtfertigten. Und dennoch war Jesus oftmals in ihrer Gesellschaft, — ja er wählte sich sogar aus ihrer Mitte einen seiner Jünger, den Matthäus! — Dieses Verfahren Jesu ist allerdings im hohen Grade sonderbar und auffallend, aber zu gleicher Zeit ein starker Beweis der Wahrheitsliebe der Evangelienschreiber. Denn im Grunde mußte auch bey ihnen jene allgemein verhaßte Menschenclasse nicht in Achtung stehen, und auf keinen Fall konnte, nach den damaligen Begriffen, Jesu daraus eine Ehre entspringen, daß er sich an sie anschloß. — Jesus, der Abkömmling aus Davids Königsfamilie, und diese Menschen, die, für römische Pächter den Zoll einsammelnd, die Nation unaufhörlich an ihre Sklaverey und Unterjochung auf das empfindlichste erinnerten! — Wie stimmt dieses zu der großen Idee eines Messias? — Freylich, wenn Jesus hätte ein irdisches Reich gründen wollen, so würde er auf keine Weise sich selbst kräftiger haben entgegenwirken und seinen eigenen Endzweck zerstören können.

Dieser auffallenden Handlungsweise Jesu müssen also höhere und wichtigere Beweggründe zum Grunde liegen, und diese sind keine andere, als die Sünder selig zu machen und ein Gottesreich auf Erden zu gründen. Hiezu waren „die Zöllner und Sünder," sowohl in näherer als entfernterer Beziehung, die geschicktesten. In näherer Beziehung: Jesus bedurfte zuerst zur Vollendung seines erhabenen Entwurfs Menschen von schlichtem gesunden Menschenverstand, solche, die nicht mit pharisäischem eigennützigen Eifer an dem Ceremoniellen des Mosaismus und der politischen Verfassung des heiligen Landes hienzen; solche, in denen der gute Samen, der in sie gelegt werden sollte, nicht durch die Dornen der pharisäischen Dialectik und Sophistik erstickt wurde. Diese Menschen suchte und fand er unter den in der freyen Natur und in der Thätigkeit des häuslichen Le-

bens aufgewachsenen Galiläern. Jesu Lehre forderte ferner Menschen, die grade das Gegentheil von den Pharisäern, frey von jenem geistigen Stolz waren, der die Letztern beseelte, und sie aller Belehrung und moralischen Besserung unfähig machte. Denn das pharisäische System hatte nicht nur keinen Einfluß auf die moralischen Gesinnungen und auf die Empfindungen des Herzens — ja, es war vielmehr eine dreyfache Mauer, welche jeder bessern Empfindung und Belehrung den Zugang verschloß, ein auf Eigennutz und Stolz gegründetes Gebäude, gleichsam ein Gemisch von dem Stolz des verderbten Stoicismus und dem sinnlichen Eigennutz des Epicurismus; zu gleicher Zeit war es das angesehenste und beliebteste, und der größte Theil der vornehmern Juden war demselben zugethan. — Die Religion Jesu war die Religion des Herzens, der Liebe und der Demuth. Ohne Demuth war kein Bekenntniß zu Jesu und seiner Lehre gedenkbar und möglich. Sie setzt ein lebhaft gefühltes Bedürfniß moralischer Veredlung voraus, und fordert ein völliges Hingeben — eine völlige Verzichtung auf sich selbst, d. h., auf von Jugend an eingesogene Meinungen, eingebildete Nationalvorzüge und Werktheiligkeit. Hiezu geneigte und fähige Menschen durfte er nicht unter den Angesehenen des Volkes, vielweniger unter ihren Vorstehern und mit dem Heiligenschein sich schminkenden Secten suchen, sondern er konnte sie nur finden unter den Geringen und Verachteten des Volkes, welche er öfters die Kleinen, die Armen, die verlorenen Schafe zu nennen pflegt.

Hiezu gehörten nun auch vorzüglich die Zöllner. Bey ihnen fand sich wenigstens das negative Gute, daß sie nicht mit den jüdischen Beherrschern des Volks, mit den Pharisäern und Schriftgelehrten, in Verbindung standen, und durch die Verachtung derselben, gleichsam als ausgestoßene Glieder der großen Kirche, auf sich selbst reducirt und sich selbst überlassen waren. Diese Absonderung mochte bey manchem eine

moralische Verschlechterung hervorbringen, und den Haß der Juden gegen sie rechtfertigen; aber bey vielen auch das Gegentheil, wenigstens Demuth und Bescheidenheit und die Sehnsucht nach einer bessern religiösen Verfassung, veranlassen *)! Die Evangelische Geschichte bestätigt diese Vermuthung schon dadurch, daß in dem Laufe derselben auch nicht das mindeste Schlechte von ihnen gesagt wird; ferner dadurch, daß Jesus sich so oftmals an diese Menschenclasse anschloß, mit ihnen umgieng, aß und trank, und selbst aus ihrer Mitte einen Apostel sich wählte; endlich auch durch wirkliche historische Züge, die in der Evangelischen Geschichte von dieser Menart vorkommen.

§. 173.

Auch hier ist wieder Lucas derjenige Geschichtschreiber, der uns merkwürdige Züge zur Charakteristik dieser Menschenclasse hinterlassen hat. Dieses konnte auf keine bessere Art geschehen, als dadurch, daß er sie mit Jesu selbst in Verhältniß und auf diese Weise sowohl ihren Charakter, als Jesu Meinung von ihnen in das Licht setzte. Ein trefflicher Beytrag hiezu ist erstlich die Parabel Jesu Luc. 18, 10. ff. Jesus führt hier zwey Menschen betend im Tempel, also in einem religiösen und moralischen Act, auf. Einer ist ein Pharisäer, der andere ein Zöllner — gleichsam die Repräsentanten, jener der höchsten, geachtetsten und angesehensten, und dieser der niedrigsten und verachtetsten Menschenclasse. Jesus hatte hier unstreitig die ganze Classe in abstracto im Sinn, die er in concreto darstellte, wie den Wolf und das Lamm in der Fabel. Denn wozu sonst die genaue Bezeichnung dieser Menschen nach ihrem Stande **)? Zwey Men-

*) Sie kamen auch schon zum Johannes, als dieser predigte, und fragten: „Lehrer, was sollen wir thun?“ (Luc. 2, 12.)

**) Oder auch, gesetzt, Jesus wollte durch die Pharisäer blos jeden Eigensüchtigkeiten, und durch den Zöllner Demü-

schen wären für die Moral der Parabel, wenn diese blos gemeint war, zureichend gewesen. Welch eine treffende Malerey in ihren Stellungen — und in den Worten ihres beyderseitigen Gebetes! Ein stärkerer Contrast des priesterlichen Eigendünkels und der einfachen Demuth kann kaum gedacht werden. Nur bey solchen Menschen konnte eine geistige Religion, wie die Religion Jesu ist, Eingang finden. Sie fühlten das Bedürfniß moralischer Veredlung und des innern göttlichen Friedens um desto stärker, je mehr ihnen aller äußerer Adel versagt war, und Verachtung, Verfolgung und Krieg von allen Seiten sie umgab. Diese Menschen gehörten also zu den Kranken, d. h., von den Pharisäischgesinnten für krank Geachteten, sich selbst krank Fühlenden, die des Arztes bedurften; zu den von den ceremonial-gläubigen Juden und von sich selbst, freylich in verschiedenem Sinn, für Sünder Geachteten, die des Mittlers bedurften; — zu den vom großen Haufen aus Stolz, von sich selbst aus Demuth, dafür gehaltenen verlorenen Schafen des Hauses Israels, denen Jesus ein versammlender Hirt werden wollte, und von welchen er die rührend schönen Gleichnisse des verlornen und wiedergefundenen Schafes und der Drachme erzählte! (Luc. 15, 1. ff.) —

§. 174.

An diese Parabel, die aber eben so gut, ja noch umfassender und allgemeiner, als eine wirkliche Begebenheit und Geschichte, den Charakter jener Menschenclasse darstellt, — schließt sich dem Inhalt nach die ebenfalls blos vom Lucas aufbewahrte schöne Begebenheit und Erzählung von dem Oberzöllner Zachäus an, Cap. 19, 1. ff. Diese Begebenheit scheint Lucas nicht blos wegen ihrer innern Wichtigkeit, son-

---

thige bezeichnen, so setzt dieses um so mehr den bestimmten beyderseitigen Charakter voraus. — Also wieder Wolf und Lamm:

dern zugleich als Charakterstück dieser Menschenclasse und in apologetischer Absicht zu erzählen.

Ein Zöllner, und zwar nicht ein gemeiner, sondern einer von den vornehmern und reichen, also um so mehr verhaßten, ist die Hauptperson. — Auf eine meisterhafte Art wird hier das Geistige und Innere durch das Aeußere versinnlicht, — der Glaube an den Messias, und der Wunsch, ein Bekenner der Lehre Jesu zu werden, durch das heftige Verlangen, Jesum zu sehen. Auch hier verwehrt der Volksschwarm, der Jesum umdrängt, und ausschließlich sich ihn zueignet, dem kleinen und zugleich in den Augen des Volks verachteten Manne den Zugang. „Er begehrte Jesum zu sehen; wer er wäre," heißt es mit schöner Einfalt — „aber er konnte nicht vor dem Volke, denn er war klein von Person" *). Alles dieses schreckt ihn nicht zurück — es ist ein innerer Trieb in ihm, seinen Wunsch trotz allen Schwierigkeiten zu erreichen, — er klimmt auf einen Sykomorenbaum. Jesus sieht und durchschaut ihn, und gewährt ihm weit mehr, als er zu hoffen sich getraut hatte. — Er verläßt den Volksschwarm, und geht in das Haus des Zöllners. Mit Freuden empfängt ihn der gute Zöllner — und die Begleiter murren, daß Jesus bey einem „Sünder" einkehrt.

Lucas erwähnt Vers 8 blos das Resultat der Unterredungen Jesu mit dem Zöllner in dessen Hause. Zachäus beweiset durch sein freywilliges Anerbieten zuerst, daß er entfernt sey von allem Eigennutz, und dann, daß er eine edle, geistige und moralische Ansicht von dem Zweck habe, zu welchem Jesus auftrat. Dadurch, daß er sich des Irdischen so freywillig entäußert, beweiset er, daß er der geistigen Güter des Gottesreiches würdig sey! — Der 9te Vers enthält wie-

*) Als ob auch in diesem äußern Zuge die innere bescheidene Zurückhaltung dieser Menschen und ihre Zurücksetzung durch den großen Haufen hätte dargestellt werden sollen.

der die Rede Jesu in Beziehung auf ihn vor dem Volke, also nach dem Besuch: „Seinem Hause ist heute Heil widerfahren!“ Auch: „Er ist ein Abrahamit“ — „Ich bin gekommen, das Verlorne (für verloren Geachtete) aufzusuchen, und es zu retten!“ —

Wenn also diese Menschen ein solcher edler Geist belebte, so waren sie allerdings es werth, daß Jesus sich ihrer vorzüglich annahm. Das Gegentheil würde selbst der Gerechtigkeit und Weisheit Jesu nicht angemessen gewesen seyn. Allein, und dieses ist die entferntere Beziehung — Jesus gab auch dadurch, daß er sich des Verachteten und Verlorenen annahm, seinen Aposteln ein wichtiges Beyspiel, und legte in seine Lehre ein Samenkorn und einen Keim der Entwicklung, der einst zu einem Baum aufwachsen mußte, der den Nationen der Erde in der Folge seinen Schatten gab. Jesus selbst nahm sich mit Zärtlichkeit der Verachteten und Verstoßenen in Judäa an. Seine Jünger sollten dieses in der Zukunft unter allen Völkern des Erdkreises thun. Die Heiden waren die Sünder und verlornen Schafe außerhalb Judäa, so wie die Zöllner innerhalb desselben.

Auch standen die Zöllner in einem nähern Verkehr mit den heidnischen Römern, als alle andere Juden, und auf diesem Umstande beruhte vorzüglich der allgemeine Haß der rechtgläubigen Juden. Wenn sich nun Jesus dennoch dieser Menschen mit solcher Liebe und Zuneigung annahm, so erklärte er nicht nur dadurch, zwar stillschweigend, aber eben um desto stärker, daß er diese Verbindung mit Heiden nicht tadle, noch als Verunreinigung und Sünde ihnen zurechne, und hob also das Jüdische: „Außer der Kirche ist kein Heil!“ auf; sondern er selbst bahnte auch seinen Jüngern und Aposteln dadurch den Weg zu den Heiden, indem er auf diese leise Art alle und jede Schranken des rigorösen jüdischen Dogmatismus zerstörte, und die Apostel bis über die von den Juden festgesetzte Trennungs- und Grenzlinie hinausführte, und ihr

nen das große und freye Feld der ganzen Menschheit zu ihrem und seiner Lehre künftigen Wirkungskreis eröffnete. Jesus war bis zu den Samaritern und Zöllnern gegangen, er hatte sich ihrer mit vorzüglicher Freundlichkeit und Herablassung angenommen, und nie entfiel ihm auch nur Ein Wort der Vertheidigung oder Entschuldigung, daß er sich der Unreinen annehme — er nannte sie die Verlornen, welche aufzusuchen er gekommen sey! Weiter wollte er nicht gehen, er wollte sich nicht zerstreuen, sondern sich concentriren; er durfte es auch nicht um seiner schwachen Jünger willen, die der Schonung bedurften, und noch nicht alles tragen konnten — aber es bedurfte dessen auch nicht. Der Grenzpfahl war versetzet, die Bahn gebrochen, und ihr Weg ihnen vorgezeichnet. Vorurtheile konnten sie wohl zuweilen, wie z. B. den Petrus, auf Augenblicke zu dem von Jugend auf ihnen eingepflanzten Particularismus zurückführen, aber Ein Blick auf das Beyspiel Jesu mußte sie bald davon heilen. Wenn sie bis zu dem Punct gelangt waren, zu welchem Jesus sie führte, so war kein Rückgang möglich. Das Unermeßliche war ihnen und seiner Lehre geöffnet, schon eher, als er ihnen mit schlichten Worten das Gebot ertheilte: Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker! —

§. 175.

Manchem möchten vielleicht diese Winke, Veranstaltungen und Vorbereitungen Jesu, welche die Ausdehnung seines großen Entwurfs über alle Theile der Erde und die Gründung seines Reichs unter allen Völkern und Zungen zum Zweck hatten, zu leise dünken, und es ihm scheinen, als ob mehr in dieselbe gelegt sey, als wirklich darin liege. Allein eben diese leisen und allmählichen Vorbereitungen und Winke Jesu bekunden seine ausnehmende Lehrerweisheit; selbst der Begriff eines göttlichen Reichs, das von Judäa aus sich über die Erde verbreiten, und keine Erschütterungen hervorbringen, sou-

dern, wie das Tageslicht, allgemach die Menschen aufrichten und ihnen leuchten sollte, erforderte diesen leisen, sanften Gang; und endlich hat auch der Erfolg hinlänglich bewiesen, daß dieses die rechte Art und Weise war. — Sobald Jesus die Erde verlassen hatte, keimte der Same; denn er ausgestreut hatte, von selbst, und brachte erst das Gras, dann den Halm, und endlich die Aehre. Die Apostel und Jünger gingen in alle Welt, und predigten allen Völkern. Eine wahrlich höchst wunderbare, durchaus einzige Erscheinung! Wer hätte dieses erwarten sollen von Menschen, die, in dem kleinen Palästina geboren, kaum den väterlichen Heerd verlassen hatten, und noch obendrein von Jugend auf mit dem engherzigen Judaismus genährt waren, der die übrige Welt als das Land der Barbarey und Finsterniß betrachtete. Und diese Aussendung wurde nicht sowohl durch einen förmlichen Entschluß, durch ein bestimmtes Vornehmen bewirkt, sondern es war wie ein Instinct, der die Apostel zu den entlegenen Völkern führte, d. h., es war die nothwendige Folge und Entwickelung der Lehre Jesu — Jesus war in ihnen.

Und daß nun Jesus dieses bey solchen Menschen durch solche leise Stufenfolgen und Fortschreitungen bewirkte, ist wahrlich ein großer Beweis von seiner tiefen Weisheit und der Göttlichkeit seiner Lehre! — Jesus verglich so gern das neue Gottesreich mit dem Samenkorn, und in diesem Gleichniß liegt auch das Geheimniß seiner Lehrerweisheit.

Das Christenthum oder Reich Gottes läßt sich in vielfacher Hinsicht, in seiner Entstehung, in Fortgang und Wirkungen mit den Wirkungen der Natur vergleichen. Alles entspringt in ihr in den leisesten Fortschritten und Uebergängen in unbemerkbarer Stufenfolge, und doch so schnell! Aus der Nacht keimt das Zwielicht, die Dämmerung, die Morgenröthe, und dann das Tageslicht; aber wer zieht die Grenze zwischen diesen? Aus dem Tode quillt Auferstehung und Leben! — So wie derjenige nur ein wahrer Freund der Natur

seyn kann, der auch für das Kleine, Einfache und Leise in derselben Sinn und Interesse hat, und der in dem kleinen Einzelnen das große Ganze umfaßt, — so gehört auch zur richtigen Würdigung der Handlungsweise Jesu in der Gründung seines religiösen Reichs ein *feiner kindlicher Sinn* für das Kleine und Einfache. — Dieser aber ist weit verschieden von dem *systematischen Geiste*, der das Ganze trennt, und das Einzelne blos als ein Baumaterial betrachtet, um daraus sein systematisches Gebäude zu errichten, und den Werth desselben auch blos nach diesem Maßstabe und der Tauglichkeit zu diesem seinen Gebäude beurtheilet. Die beyden Wagschalen, *System* und *Empfindung*, verhalten sich eben so wie die des Plato, Gold und Tugend. Die eine steigt, wenn die andere sinkt.

Wer in den Evangelien eine regelrechte Historie und in der Lehre Jesu ein philosophisches Lehrgebäude und System sucht, muß sich freylich getäuscht finden. Selbst nicht einmal eine Charakteristik Jesu giebt die evangelische Geschichte; sie will es keinesweges; — aber sie giebt uns grade in den leisesten Strichen und Andeutungen und ohne Vorsatz solche zerstreute Charakterzüge, die, zusammenverbunden, das erhabenste Bild der Tugend und Humanität aufstellen.

Selbst die Gegner des Christenthums gestehen es gern ein, daß die Moral Jesu die erhabenste Moral der Vernunft sey, und doch ist diese Moral nur hie und da zerstreut, in unbefangener Einfalt vorgetragen, gleichsam nur beyläufig, und meistens in Beziehung auf die Zeitumstände und den Zeitgeist, oft in nationaler, rabbinisch-sententiöser Form. Wer wird es läugnen wollen, daß Jesus die Sittlichkeit — dieses Heiligthum im Menschen — und die moralische Veredlung der Menschheit zum Ziel hatte? Und dennoch sehen wir nirgends ihn ex professo auftreten und dieses ankündigen. Er vermeidet alles, was der Errichtung eines philosophischen Lehrgebäudes oder der Stiftung einer Secte und Schule nur von

ferne ähnlich sieht, und freylich würde er dadurch auch der Allgemeinheit und dem Wesen seines Zweckes — eine Religion, ein allgemeines Gottesreich zu gründen — entgegengehandelt haben. „Er macht deßhalb auch den Gelehrten (wie z. B. dem Nicodemus) seinen Zutritt schwer; redet lieber zu einfachen und unstudirten Menschen; stellet kein Princip auf, das als Grundlage eines neuen Systemes dienen könnte, und hebt keinen Theil seiner Lehre vor dem andern empor, ausgenommen den Glauben an Ihn, als den Gottessohn; und trägt mit eben der Einfalt und Unbefangenheit seine Sittenlehre vor, wie seine Parabeln.“

Die Moral war auch nicht der Hauptinhalt und der Zweck seines Lehramtes! Er trug sie nur in so fern vor, als er entweder die mosaischen Sittengesetze für unvollkommen und unzureichend für seine Religion und einer Vervollkommnung bedürftig erklärte (cf. Matth. 15, 17. ff.); oder antithetisch, im Gegensatz der verschrobenen und entstellten pharisäischen Moral, die durch die Gesetze seines Reichs aufgehoben werden sollte; oder andeutend, daß an die Stelle der larven Grundsätze eine reinste und erhabene Sittenlehre im Reiche Gottes eintreten würde.

Darum geben auch Marcus und Johannes nicht die Bergrede Jesu, und Lucas nur theilweise. Die edle und große Sittenlehre des Christenthums mußte sich aus den Hauptlehren und Dogmen Jesu, dem Bekenntniß des Vaters, Sohnes und Geistes, und aus dem Begriff eines himmlischen Gottesreiches auf Erden von selbst entwickeln. Und daß dieses geschah, beweisen die edlen und großen moralischen Vorschriften in den Briefen der Apostel *). Sittliche Güte war

*) Die Apostel betrachten in ihren Briefen den nämlichen Gang. Sie in allen Briefen sind die Dogmen und Glaubenslehren des Christenthums die Hauptsache und das Vorausgehende. An dem Schluß derselben folgen gewöhnlich

eine Voraussetzung des Christenglaubens, sittliche Vervollkommnung und immer zunehmende Veredlung eine stillschweigende Bedingung desselben.

Der Begriff eines Reichs Gottes auf Erden ist etwas unendlich Erhabenes. Es ist unbegrenzt, — Zeit und Ewigkeit, Erde und Himmel fließen in diesem Gottesreiche in einander — der Tod ist nur eine Erscheinung in demselben, wie das Aussäen, Vermodern und Aufblühen eines Samenkorns im Reiche der Natur, kein eigentlicher Uebergang in einen andern Zustand, sondern nur ein Fortschreiten des schon vorhandenen zu höherer Vollkommenheit *). Das Leben, und alles, was zum Leben gehört, hat für den Bürger dieses Reichs an und für sich keinen, sondern nur blos in Beziehung auf dieses Reich einen Werth, und die Erhaltung desselben gehört zu den untergeordneten Pflichten, in so fern die Beförderung der göttlichen Absichten davon abhängt. In dem

---

moralische Vorschriften und Regeln, die nicht immer mit dem Inhalte der Epistel in unmittelbarer Verbindung stehen, sondern gleichsam als Zugabe und Postscript, als Erinnerung an die moralische Tendenz des Christenthums, die sich freylich von selbst versteht, hinzugefügt werden. —

*) Daher auch der bildliche Ausdruck im Neuen Testament: Auferstehung des Leibes — wenn uns auch selbst die Philosophie — die wenigstens nicht widerspricht — und desto bestimmter das Neue Testament ein neues Organ für unsere Seele in jenem Leben, das wir nicht anders als Körper nennen können, erwarten läßt, so wird man doch schwerlich behaupten wollen, daß dieses neue Organ aus dem jetzigen Körper seinen Ursprung empfange. Aber das Neue Testament redet so, als ob dieses wäre — als ob dieser Körper erstehen würde aus dem Grabe. Dies ist nicht Bequemung nach den sinnlichen Ideen der Menschen, denn es bekleidet doch nicht also alle andere geistige Ideen, sondern der Grund dieses Ausdrucks scheint mir mehr in der innigen Verbindung des Gottesreichs auf Erden mit dem im Himmel, in der künftigen Welt, seinen Grund zu haben. —

Begriff des Reichs Gottes liegt nothwendig das Gebot der Tapferkeit, der strengsten Enthaltsamkeit; so wie in seinem Umfange das Gebot der Menschen- und Feindesliebe. Selbst die zartern Bande der Natur werden diesem Reiche untergeordnet, — so wie die Natur Gott untergeordnet ist, — aber eben dadurch werden sie um desto geistiger, fester und inniger.

§. 176.

Ueber die Idee des Gottesreiches bey der hebräischen Nation.

Man könnte demnach die Evangelische Geschichte eine Geschichte der Gründung und des Ursprungs des Gottesreichs auf Erden nennen, und aus dieser Benennung und Idee muß sich manches in derselben entwickeln lassen. Jesus hatte diesen Ausdruck, der auf jeden Fall freylich ein bildlicher ist, — liebgewonnen, und er kommt deßhalb oft im Neuen Testamente vor. — Die Exegeten sind über denselben nicht einig. Sie verstehen darunter theils einen Zustand blos auf Erden, theils einen Zustand blos in der künftigen Welt oder im Himmel, oder doch nach dem Untergang oder der Verwandlung der Erde; theils aber versteht man darunter die moralische und religiöse Umwandlung, die durch Jesum bewirkt wurde, oder die Gesellschaft seiner zu moralischen Zwecken vereinten Anhänger mit ihren Rechten und Pflichten, u. s. w. *).

Gewissermaßen lassen sich diese Ideen vereinigen und unter einen Hauptbegriff bringen. Nur muß man nicht diesen Ausdruck als ein zugespitztes schulgerechtes Abstractum behandeln, und eine bestimmte Definition davon geben wollen, sondern ihn so nehmen, wie er aus dem Munde Jesu und seiner

*) Cf. Henke's Magazin für Religionsphilos. 2. B. 2. St. 13.

Apostel kam. Der kalte Abendländer will sogleich jedes Wort in seine vermeintlichen Bestandtheile zerspalten, und der hellste und glänzendste Sonnenstrahl scheint ihm dazu besonders und vor allem bestimmt und gemacht, ohne ihn in sein Prisma aufzufangen und zu zerlegen. Nicht so der poetische Orientale. Bey ihm lebt und webt auch das Wort — es bewegt sich vor seiner Seele, und erscheint ihm zwar immer dasselbe, aber in mannigfacher Stellung und Beziehung; es schreitet fort vor seinem geistigen Auge und wandelt, es bezeichnet nicht blos. So nehme man z. B. das Wort: Geist. Wie mannigfach ist dessen Bedeutung, wenn man es in unsere abendländischen Sprachen zerlegt. Im Grunde ist es aber doch nur Eine, die unsichtbare, fortschreitende, wirkende Kraft — oder auch die durch diese Kraft hervorgebrachte Wirkung, und man erkennt sie aus der mannigfachen Beziehung zu den Gegenständen, wo und auf welche sie wirksam erscheint. Es ist die Kraft, die den Menschen belebt; der Hauch seines Mundes, der das Leben verkündet; sein Geist und seine Denkkraft; der Sturm, der die Zedern zerbricht und die Gewässer trocknet; die Kraft, die ein Gezelt zimmert und das Heer des Himmels bildet; es ist's, was im Menschen die tiefste Melancholie erzeugt und ihn mit Freudigkeit und hohem Muth begeistert! — So geht dieser Begriff vom Niedrigsten zum Höchsten. Und so ist es mit so vielen Wörtern dieser lebendigen Sprache *).

*) Man nehme z. B. das Wort Stimme, Sprache, — das Blut schreyet um Rache; die Balken am Gespärre reden; das Weltgebäude und der Donner, das Lehlose und der Urquell alles Lebens, alles hat seine Sprache. Wie manche grobe Zehlgriffe und grobe Vorstellungen sind durch die grobe Uebertragung dieser orientalischen Eigenheiten in unser kaltes Abend- und Mitternachtland in unsere Dogmatik und Catechismen gekommen! —

So kann und darf man auch das Wort Königreich im Neuen Testament nicht in einer kalt beschränkten Bedeutung nehmen. Jesus fand dieses Wort bey seiner Nation. Die Hebräer verbanden damit freylich sehr sinnliche und irdische, aber auch wieder von der andern Seite sehr erhabene und große Begriffe. Sie waren schon lange kein Reich mehr, sondern ein unterjochtes Land, Sklaven verachteter und gehaßter Heiden. Um desto schöner und lieblicher erschien nun diesem, außerdem mehr in der Vergangenheit, als in der Gegenwart lebenden Volk das Bild ihres nur so kurz dauernden und schnell verschwundenen Reichs unter David und Salomo. Dieses wurde ihnen die Grundlage eines Ideals eines israelitischen Reichs, wovon sie glaubten, daß es ihnen bevorstünde, wie ihre Propheten, nach ihrer Dolmetschung, verkündigten. So wie David die Völker rings um Judäa unterjocht und bezwungen hatte, so sollten auch Römer und Griechen — d. h., alle Nationen der Welt, von ihnen bezwungen, und sie wieder das geliebte Volk Jehovens werden. Dieses Reich würde der Messias gründen. So war die sinnliche Idee dieses Gottesreichs. Aber nicht blos irdische Hoheit und Glück dachten sie sich bey demselben, obgleich diese bey dem sinnlichen Volke vorherrschend waren. So wie die politische und religiöse Verfassung des israelitischen Volks innig in einander verflochten waren, so waren auch mit diesen politischen Erwartungen viele religiöse und große Ideen verbunden *). So sollte die Verehrung

*) Das übrigens der Begriff vom Reiche Gottes sich nach dem Charakter jeder Einzelnen edler oder unedler modificirte, versteht sich von selbst. Der eine dachte es sich gröber und sinnlicher, der andre geistiger und edler. Die herrschsüchtigen Pharisäer unstreitig sinnlicher, als der einfache, fromme Israelit, der wieder von dem rohen Haufen (z. B. Joh. 6.) zu unterscheiden ist, der es in Essen und Trinken setzte. Wie geht es dem Worte Himmel und Seligkeit unter unserm Volke! —

ehrung Jehovens sich über den ganzen Erdkreis verbreiten, u. s. w. *)

§. 177.

Wenn Jesus also diese Benennung bey seinem Volke und Zeitgenossen vorfand und aufnahm, so kann man doch die Benutzung dieser Idee und Beybehaltung des Worts keineswegs eine Accommodation im gewöhnlichen Sinn nennen, wie der Verfasser der benannten Abhandlung im Henkeschen Magazin thut, der Ausdruck und Idee zu den herrschenden Meinungen, oder gar zu den „theologischen Grillen und Grübeleyen" jenes Zeitalters rechnet, und behauptet, Jesus habe sich blos aus Nachgiebigkeit und um nicht anzustoßen zu denselben bequemt. Vielmehr war es eine in ihrem Wesen edle und erhabene Nationalidee, innigst verwebt mit der eigenthümlichen Bildung und dem Charakter der hebräischen Nation, und deren Ursprung schon in Abrahams Zeiten, oder in der Absonderung dieses Volks von allen andern, und in der Erziehung und den reinern Religionsbegriffen desselben zu suchen ist. Dem Abraham wurde verhießen, daß durch ihn alle Völker sollten gesegnet werden, aus ihm sollte eine große Familie entspringen, die dem Jehovah besonders angehören, und ihn verehren würde. Als sich nachher dessen Nachkommen wirklich zu einem Volke bildeten, da ward aus der Familie ein Volk oder ein Reich Gottes. Je mehr die Israeliten nachher ihre politische Selbstständigkeit verloren, je mehr ihre religiösen Begriffe durch Propheten und weise Volkslehrer geläutert und befestigt wurden, und je mehr sie mit abgöttischen heidnischen Völkern in Verbindung kamen, um desto mehr hofften sie die Wiederherstellung zu einem Volke und Reiche Gottes durch einen göttlichen Gesandten oder Messias.

*) Vergl. Schoettgen hor. hebr. de regno coelesti etc. I, 1147.

Diese große und edle Idee, die freylich, wie die ganze Verfassung des Volks, nicht rein religiös, sondern politisch-religiös war, und — um Idee eines ganzen Volks zu werden — es auch nicht anders seyn konnte, hat nie dasselbe ganz verlassen, und man darf behaupten, daß alles Große und Edle desselben, was unter dem Joch anderer Nationen dem jüdischen Volke eigen blieb, dieser Idee zuzuschreiben ist*). — Es war der Stamm, auf welchem das Große und Schöne emporsprießen sollte und konnte**).

---

*) Z. B. ihre muthigen Kämpfe unter den Maccabäern, da sie vorher schon sich der niedrigsten Sclaverey hingegeben hatten, aber beseelt von dieser Idee sich aufrafften und ihre Freyheit wieder eroberten. Man konnte von dieser Idee sagen, was Homer von der Freyheit sagt. Odyss. XVII, 322.

„Zeus allwaltender Rath nimmt schon die Hälfte der Tugend
Einem Manne, sobald er die heilige Freyheit verlieret."

**) Der Ausdruck Reich Gottes und Himmelreich kommt übrigens im A. T. nirgends ausdrücklich vor, etwa Dan. 2, 44. und 7, 14. ausgenommen, auf welche Stellen wenigstens später Juden diesen Ausdruck gegründet haben. Dagegen aber ist der Ausdruck Volk Gottes desto gebräuchlicher, und kommt, vorzüglich in den Propheten, unzählige Mal vor. S. vorzüglich Jes. 60, 21. und in den folgenden Capiteln. Diese Benennung gründeten die Propheten aber nicht auf eiteln Nationalstolz, sondern auf die besondere Weise, wie die Verfassung dieses Volk erzog und sich dasselben annahm, um es zu einem heiligen und frommen Volk zu bilden. Jes. 63, 9. Sobald sie aufhörten, dieses zu seyn, so hörten sie auf Volk Gottes zu seyn. ibid. 10. — Erst als die Juden unter dem Druck fremder Völker seufzten, konnte der Ausdruck Reich Gottes entstehen. Sie fühlten jetzt, daß sie aufgehört hatten, Volk Gottes zu seyn. — und wünschten sich nun das von den Propheten verheissene innigere Verhältniß zurück, das sie, im Gegensatz ihrer Sclaverey unter den Heiden, mit dem Namen Reich Gottes bezeichneten, und mit diesen Hoffnungen vereinigten

§. 178.

Jesus mußte also diese Idee, in welcher seine Nation lebte und webte, auffassen, wenn er auf diese Nation in geistiger und moralischer Hinsicht wirken wollte. Ohne dieses würde er nur eine Secte, ein Lehrgebäude gestiftet haben, Er würde etwa als ein Eklectiker zwischen Pharisäern, Sadducäern und Essäern erschienen seyn; man würde seine Lehren nur als ein besonderes System betrachtet haben, und er hätte dann wohl unter solchen Männern, die, wie z. B. ein Josephus, Talent und Geistesfreyheit genug hatten, um zwischen den verschiedenen bestehenden Secten zu wählen, Anhänger gefunden, aber doch nichts weiter, als eine neue Secte — eine domus aber nicht ein Reich, eine Religion — gestiftet. Der Name Jesu würde dann blos in den Annalen des jüdischen Volkes glänzen, wie der Name eines Socrates bey den Griechen.

Demnächst lag auch das Große in dieser jüdischen Nationalidee, daß sie alle Völker umfaßte. Alle Nationen der Erde sollten von diesem Gottesreiche allmählich umschlungen werden, — und nur den einzigen Jehovah, den Schöpfer Himmels und der Erde, als ihren Gott erkennen und verehren! Sie stimmten folglich, so viel Irdisches sich derselben auch beygemischt hatte, — in ihrer unbeschränkten Tendenz mit dem Entwurf Jesu überein. Denn es ist doch unstreitig etwas Großes, und setzt eine eigene Leitung und besondere Bildung voraus, wenn bey einem ganzen Volke, so sinnlich es auch in

---

sie nun die von den Propheten verheißene Erscheinung des Messias. Auf diese Art mochte das Wort entstehen, dessen Sinn und Bedeutung längst da gewesen war. — Freylich wer in der ganzen Geschichte der hebräischen Nation nicht die höhere Leitung einer unsichtbaren Hand anerkennt, — dem mögen diese Bemerkungen sehr überflüßig, vielleicht als eine Thorheit erscheinen. —

anderer Hinsicht seyn mag, der Wunsch und die Hoffnung allgemein ist, daß sich einstens die Anerkennung und Verehrung eines einzigen höchsten Wesens über alle abgöttische Nationen des Erdbodens verbreiten werde. Schon in dem bloßen Ausdruck: Reich Gottes, lag auch die Idee der Verbreitung desselben über den ganzen Erdkreis. Es war also die höchste Weisheit Jesu, daß er diesen vielsagenden Ausdruck wählte, um seine religiöse Anstalt damit zu bezeichnen, und mit nichten nachgiebige Bequemung zu den Vorurtheilen oder phantastischen Ideen und Erwartungen seines Volks, welchen vielmehr Jesus grade in dieser Hinsicht schnurstracks am meisten entgegenarbeitete, indem er ihren sinnlichen Erwartungen durch Wort und That widersprach, und so auf der schwächsten und empfindlichsten Seite sie berührte.

§. 179.

Schon aus dem Angeführten erhellet, daß diese Idee kein bloßes Phantom, kein Wahnbegriff und keine leere Grille war. Noch mehr aber muß sich diese Behauptung dem bewähren, der mit unbefangener Ansicht die Geschichte und Bildung der hebräischen Nation betrachtet, und die Spuren der Humanität und Moralität, in welchem Volke und Gewande er sie auch antreffen mag, kurz, das Göttliche im Menschlichen überall anzuerkennen und zu würdigen weiß *). Wenn wir nicht alle historische Wahrheit bey Seite setzen wollen, so müssen wir gestehen, daß das jüdische Volk in religiöser Hin-

*) Manche unserer Theologen verfahren wirklich unbarmherzig mit dem alten Judenvolke und seiner Geschichte. Gleich als ob sie den Wust, der wohl ehemals aus dem Judenthum durch Unverstand in das Christenthum oder die Dogmatik übertragen ist, an demselben dadurch rächen wollte. Paulus dachte nicht also, er ehrte den Stamm des alten Oelbaums, obwohl seine Zweige verdorrt und verstümmelt waren. Röm. 11.

ſicht, ſo klein und verächtlich es ſonſt auch erſcheint, das merkwürdigſte Volk der alten Welt iſt. — Und wenn wir an eine Leitung der Weltbegebenheiten durch ein höheres Weſen glauben, ſo müſſen wir bekennen, daß dieſes Volk auf eine eigene Art geleitet und gebildet wurde, und dadurch auf das ganze Menſchengeſchlecht den wichtigſten Einfluß hatte.

Moſes bildete es zu einer ſelbſtſtändigen, anſäßigen Nation — er gab demſelben eine ſolche religiös-politiſche Verfaſſung, als es damals fähig war, anzunehmen, und legte durch Gewöhnung an Geſetze und Gebote, die ſich alle auf Gott, Recht und Pflicht bezogen, — oder wenigſtens den Zweck hatten, ſie dafür empfänglich zu machen, den Grund zu einer moraliſch-religiöſen Bildung. Er führte dieſes Volk ſo weit, als es der niedrige Zuſtand ſeiner Cultur erlaubte, — und ſtarb mit der Hoffnung und Zuverſicht, daß der gelegte Keim ſich in der Zukunft entwickeln würde. Er hatte ſich nicht getäuſcht, obgleich die nächſtfolgenden Zeiten das Gegentheil vermuthen ließen. Der Grund war zu wohl und zu weiſe gelegt, als daß Stürme und Ströme ihn hätten zerſtören können.

Unter Davids Regierung begann vorzüglich die moraliſch-religiöſe Tendenz der moſaiſchen Verfaſſung ſich herrlich zu entwickeln, und auch da noch, als die Regenten der Nation durch ihr Leben und ihre Denkweiſe entgegenſtrebten, ſich in den Edlen der Nation lebend zu beweiſen, vorzüglich in den Propheten und heiligen Sängern der Nation. Was hat die ganze alte Welt den Davidiſchen Pſalmen und den Weiſſagungen eines Jeſaias u. ſ. w. ähnliches an die Seite zu ſtellen? Alle dieſe ſchönen Früchte entſprangen aber aus dem Keim, den Moſes gelegt hatte. Die Schale, die ihn umhüllte, zerriß immer mehr; das Anſehn der Opfer und Ceremonien ſank, und das Bedürfniß nach Religion und Moralität wurde immer reger. So alſo lag in der moſaiſchen Verfaſſung, wie die Geſchichte des jüdiſchen Volks deutlich er-

weiſet, der Grund einer immer ſteigenden, immer mehr ſich entwickelnden moraliſchen Perfectibilität *). Und mit dieſer und aus derſelben entwickelte ſich die Idee eines Gottesreiches und eines göttlichen Geſandten, der es herbeyführen würde. Sie war alſo aus dem Heiligthum im Menſchen, aus dem moraliſchen Bedürfniß deſſelben entſproſſen und durch daſſelbe fortgebildet worden. — Es war nicht Dogma der Gelehrten, ſondern Nationalidee des ganzen Volkes, und nicht blos der Juden, ſondern auch der Samariter **).

So wie jedes andere Volk, ſobald es einen gewiſſen Grad von Verſtandesbildung erreicht hat, aus ſich ſelbſt die Idee und den Glauben Eines höchſten Weſens und der Unſterblichkeit entwickelt, wenigſtens das Bedürfniß nach demſelben dann lebhafter fühlt: ſo entwickelte ſich bey der jüdiſchen Nation, die ſchon längſt den Glauben an Einen Gott beſeſſen hatte, in eben dem Maße die Idee eines zu erwartenden Gottesreiches oder einer nähern Verbindung mit dem höchſten Weſen ***). Denn dieſe nähere Befreundung mit dem höchſten und heiligſten Weſen liegt dem Begriff eines Gottesreiches vorzüglich zum Grunde. Und dieſes kann nicht gedacht

*) Cf. Flatt Magazin für Dogmat. ꝛc. 3ten St. n. 3.

**) Sollten nicht die reinern Begriffe dieſes letztern Volks (Joh. 4, 26. ꝛc.) auch beweiſen, daß die Idee des Meſſias und Gottesreiches urſprünglich und zur Zeit der Trennung der Juden und Samariter reiner und weniger ſinnlich waren, als ſie es bey den Juden zur Zeit Jeſu ſchon geworden waren, und daß alſo früher die erhabenen Vorſtellungen der Propheten von dem Volke beſſer gefaßt wurden?

***) Der Moſaismus weckte wohl das religiöſe Bedürfniß, aber befriedigte es nicht. — Die Unſterblichkeitslehre fehlte, und dieſer Mangel mußte um ſo mehr die Idee eines Gottesreichs befördern, auf ähnliche Weiſe, wie bey andern Nationen der Glaube an eine Seelenwanderung aus dem Glauben an eine ewige Gottheit entſtand.

werden, ohne Entsündigung, — ohne moralische Veredlung, Besserung von Seiten des Menschen, und Verzeihung von Seiten des heiligsten Wesens. Daher gieng ein strafender Elias dem Gottesreiche vorher, und forderte die Menschen auf zur Vorbereitung; daher waren Besserung, Sinnesänderung und Wiedergeburt die Hauptforderungen an die Menschen, das Fundamentalgebot des neuen himmlischen Reichs, und Vergebung der Sünden und das Wohlgefallen Gottes die Verheissung desselben. Das Heiligste im Menschen, sittliche Veredlung, war die Bedingung der Aufnahme in dasselbe, das Edelste und Größte, was der Mensch wünschen kann, war die Verheissung desselben. — Wie kann also eine Idee, die diese Grundlage und diese Tendenz hat, ein Phantom seyn? — Der Mißbrauch derselben, die Verdrehungen und Deutelenen herrschsüchtiger und sinnlicher Menschen, können dem Wesen derselben keinen Abbruch thun. Denn das Edelste und Größte ist am meisten der Verdrehung und dem Mißbrauche unterworfen.

§. 180.

Wenn man also auch nur diese Idee eines zu erwartenden Gottesreiches als eine solche betrachtet, die ganz natürlich und nach den Gesetzen der menschlichen Vernunftbildung aus dem so und so organisirten und durch seine Schicksale, Mythen und Geschichte so und so gebildeten Volke, wie das jüdische, von selbst sich entwickeln und hervorgehen mußte *); wenn

*) Ein Beyspiel einer solchen Selbstentwickelung einer großen Idee, und zwar der eines einzigen höchsten Wesens, und einer von der hebräischen gänzlich verschiedenen Bildung und Erziehung geben uns die Griechen. Sie wurden durch die Sinnlichkeit und durch das Schönheitsgefühl, die Hebräer hingegen durch das schon in ihren ältesten Urkunden Tönende: Wahrheit und Treue (welches letztere Wort auch Güte, Gerechtigkeit in sich begreift) gebildet. Homer und Hesiod waren den Griechen die älte-

wir auch zugeben, daß die Propheten nur die begeisterten Verkünder der aus der Bildung des Volks und durch seine Schicksale entwickelten Ideen, und ihre Weissagungen, von einem künftigen Gottesreich und Messias, blos fromme Hoffnungen und natürliche Ahndungen waren; wenn wir dann endlich die Benennung Sohn Gottes auch nur in der, vor der Philosophie zu rechtfertigenden, engern, von Jesu selbst (Joh. 10, 34. 35. 36.) gebrauchten, Bedeutung nehmen, nach welcher sie blos einen durch die Vorsehung zur Belehrung der Menschen besonders ausersehenen Mann bezeich-

---

sten — wenn man so sagen mag — Offenbarungsurkunden, vorzüglich der göttliche Homer. Ihre Bildung begann dichterisch. Die volle Blüthe der Sinnlichkeit und Phantasie gieng vor dem Aufkeimen der Vernunft vorher. Aus dem Schoos der Poesie entwickelte sich die Philosophie der Griechen. Sie mußte es: denn aus den Meisterwerken der Griechen und ihrer Vergleichung entspann sich nach und nach eine Theorie der Regeln, nach welchen sie gebildet waren, und diese mußte sie auf eine Untersuchung der Gesetze der Vernunft und Urtheilskraft, auf welche sich jene gründen, leiten. Das war der erste Schritt der Sinnlichkeit in das Gebiet der reinen Vernunft. Sobald sich die Gesetze derselben nur einigermaßen entwickelten, und sie das Mannigfaltige unter die Einheit zu bringen suchten, mußte ihnen bald das Widersprechende und Unedle des Götterſystems eines Homers und Hesiods einleuchten. So erhob sich zuerst Anaxagoras und nach ihm Socrates aus den Irrgewinden der Phantasie und Sinnlichkeit zu dem geläuterten Begriff Eines höchsten Wesens, wenn gleich noch nicht zu dem deutlichen Begriff nur Eines Gottes. Die Quelle, aus welcher diese Idee entsprang, die Poesie — kommt noch immer nach in den Philosophemen eines Socrates und Plato. — Bey den Hebräern war es umgekehrt; ihnen war die Idee der Einheit Gottes gegeben. Bey ihnen war die Gottheit ein Geist, den sie durch menschenähnliche Attribute versinnlichten. — Bey den Griechen ein menschenähnliches Wesen, das sie durch geistige Attribute erhöhten. Bey Erstern entsprang Poesie aus der Religion, bey Letztern Religion aus der Poesie. —

ner, der in Gott und Gott in ihm ist, d. h., der der Wahrheit, Religion und Moralität sein Leben widmet; — auch dann müssen wir gestehen, daß nur Jesus dieser erwartete und geahndete Messias war; daß er die erhabene Idee eines göttlichen Reichs auf Erden in ihrem edelsten Sinn und höchsten Vollendung auffaßte und ausbildete, — und daß, wenn irgend jemals einem Menschen, ihm vor allen andern schon blos hiedurch, ohne Rücksicht auf sonstige göttliche Beglaubigung, der Name eines göttlichen Gesandten, eines Gottessohnes, gebühre!

Wenn wir also auch zugeben, daß der Begriff und Benennung Gottesreich und Messias oder Gottessohn jüdisch national sey, und wenn wir alle Offenbarungsideen hievon ausschließen: — so müssen wir doch bey einer richtigen historisch-philosophischen Schätzung und Ansicht dieser Idee und Benennung gestehen und zugeben, daß unter keiner Nation eine solche edle Idee jemals herrschend war; ferner, daß diese Idee, wenn sie auch nur als Bild genommen und ihres nationalen Gewandes entkleidet wird, — das Edelste vorstellt, was der Mensch als sittliches Wesen sich denken kann. Ein Gottesreich ist das Reich des vollkommensten Wesens, dessen höchstes Gesetz Heiligkeit ist; — der Messias, der von Gott dazu Geheiligte und in die Welt Gesandte (Joh. 10, 36.), daß er dieses Reich einführe — also mit Recht der innigst Vertraute, Liebling der Gottheit, ein Gottessohn, — der Stifter, und im Zustande der gerechten Belohnung, der Beherrscher desselben durch den Vater! —

§. 181.

Veredlung der Idee eines Gottesreichs durch Jesum.

So wie Jesus die moralischen Gebote der mosaischen Verfassung nicht blos von den Verdrehungen und Verfälschungen der jüdischen Gesetzlehrer reinigte, sondern auch dadurch, daß

er sie erweiterte und auf die Gesinnung zurückführte und daraus ableitete, — dieselben veredelte: so veredelte er auch den herrschenden Volksbegriff eines Gottesreiches, und erhob denselben zur höchsten Würde. Dieses bewirkte er erstens dadurch, daß er die grob-sinnlichen Begriffe und Erwartungen der Juden in Beziehung auf dasselbe verwarf und widerlegte. Dies that er auf mannigfache Weise, und, wie es seine Art war, seltner geradezu, als vielmehr gelegentlich und am meisten durch sein Leben. Wir finden keine einzige seiner Reden, wo er seine Abstammung von David — ein Hauptforderung der jüdischen Gesetzlehrer an den Gründer des Messiasreichs — urgirte. So wie er den Juden den Werth absprach, den sie sich als Abkömmlingen Abrahams beylegten, so wollte er selbst seiner Abstammung vom königlichen Stamm keinesweges seinen Werth zu verdanken haben. Er nannte sich den Gesandten und Sohn Gottes. Und daß er dieses sey, darüber legitimirte er sich durch seine Thaten. Sein Leben selbst war keinesweges glänzend, vielmehr ganz das Gegentheil. Er war von Herzen demüthig, verschmähete den Beyfall des Volks, und entwich demselben, wenn er mit lautem, aber nicht dem reinsten Enthusiasmus sich äußerte, u.s.w.

Man kann also wahrlich nicht sagen, daß er sich nach Zeitbegriffen gerichtet und accommodirt habe. Vielmehr hat nie ein Mensch mehr schnurstracks den unmoralischen und sinnlichen Zeitbegriffen entgegengewirkt, als Jesus durch sein Himmelreich.

Ferner erwarteten ja die Juden, daß um ihrentwillen und für sie das Himmelreich kommen, und sie die ersten Bürger desselben werden würden. Jesus lehrte ganz das Gegentheil, und zwar in den kräftigsten Ausdrücken. Er sagt, es würde von den Juden genommen und den Heiden gegeben werden (Matth. 21, 21. 43.); die Zöllner und Huren würden eher hineinkommen, als die Vorsteher der jüdischen Nation! Aus allen vier Weltgegenden würden die Völker kom-

men, und an dem Glück des Himmelreichs Theil haben — u. s. w. Welche starke Gegensätze! Wie hätte Jesus stärker können sich selbst entgegenarbeiten, wenn er durch Accommodation sich und dem Himmelreich hätte Anhänger verschaffen wollen? —

§. 182.

Demnächst veredelte Jesus den Begriff des Himmelreichs auch dadurch, daß er Gott als den Vater der Menschen darstellte, und diese einfache und kindliche Benennung anstatt des Wortes: Jehovah und anderer ähnlichen, einführte *). Dadurch wurden alle orientalisch-theocratischen Ideen verdrängt, das göttliche Reich wurde eine Familie, eine Erziehungs- und Bildungsanstalt; darum kam auch der Messias unter der freundlichen Benennung des geliebten Sohnes Gottes zu seinen Brüdern, den Menschen, um sie zum Vater zu führen und gleicher Glückseligkeit mit ihm theilhaftig zu machen (s. Röm. 8, 15 — 17.). An die Stelle der magna charta des theocratischen Reiches und des harten Gesetzes trat das Evangelium, die fröhliche Kunde; an die Stelle des lästigen Ceremoniendienstes die kindliche Gesinnung. Die Lehre von dem einzigen und höchsten Gott erhielt nun die größte Popularität, ohne zugleich jemals der Gefahr der Entadelung ausgesetzt zu seyn. Der Priesterstand hörte auf, der Vermittler zwischen Gott und den Menschen zu seyn. Die Furcht vor Jehovah und der engherzige Particularismus für den eifersüchtigen Nationalgott mußte der kindlichen Liebe gegen den allgemeinen Vater weichen, und die Scheidewand, welche Menschen und Völker getrennt hatte, zerfiel von selbst. Denn die ganze Menschheit ist die Familie dieses Vaters. Glaube, Hoffnung und Liebe sind die drey Grazien des göttlichen Reichs, welche alle Glieder der großen Familie zu Ei-

*) Vgl. hierüber die schönen Bemerkungen in Reinhards Plan Jesu, S. 82 ff. 4te Aufl.

nem Bunde und zur gemeinschaftlichen Glückseligkeit einladen? Wie schön und fruchtbar sich diese Ideen entwickelten, beweisen vorzüglich die Briefe der Apostel.

§. 183.

Ferner veredelte Jesus diese Benennung und Idee durch die innige Vereinigung derselben mit der moralischen Natur- und Bestimmung des Menschen. Eine völlige Sinnesänderung (μετανοια), Wiedergeburt und Liebe zur Wahrheit, Unbefangenheit und Unschuld sind die Fundamentalbedingungen, unter welchen allein der Mensch ein Mitglied dieses Reiches werden kann. Selbst eine gute Erkenntniß der Wahrheit, so lange sie nur noch blos Werk des Verstandes und nicht des Herzens ist, — ist nur noch Annäherung zu demselben [Marc. 12, 34.] *). Es fordert einen unverwandten, festen Blick auf das Geistige und freywilliges Verzichtleysten auf alle Güter des Lebens. Darum erklärt Jesus, daß es so schwer halte, daß ein Reicher ins Himmelreich komme; er verlangt dazu Aufopferung aller irdischen Vortheile und Besiegung der liebsten sinnlichen Neigungen und Leidenschaften in den stärksten Ausdrücken (z. B. Marc. 9, 47. u. a. O.). Das Reich Gottes wird dem Reich der Bosheit (Matth. 13, 38.) und dem Reiche der Finsterniß entgegengesetzt. Es besteht nicht in Worten, sondern in der Kraft, nicht im Essen und Trinken; kein Lasterhafter kann Antheil daran haben; Fleisch und Blut können es nicht ererben, u. s. w.

---

*) „Armen, Lernbegierigen, Trauernden, Sanftmüthigen, nach Wahrheit und Gerechtigkeit Verlangenden, Barmherzigen, Reinen, Friedfertigen, um seinetwillen Verfolgten und Geschmähten," diesen soll das Reich werden (Weizman S. 110.)

§. 184.

Endlich auch dadurch veredelte Jesus diese Idee vom Reich Gottes, daß er demselben keine Grenzen setzte, weder in der Dauer, noch in der Ausdehnung. So wie alle Menschen ohne Unterschied Geschöpfe Eines Gottes sind, so können sie alle Kinder Eines Vaters werden durch den Eintritt in das Gottesreich, wenn sie nur die Bedingungen desselben erfüllen wollen. Aus allen Weltgegenden sollten sie kommen, und Mitglieder dieses Reichs werden; und die Apostel empfingen den Auftrag, das Evangelium vom Reiche Gottes überall zu verkündigen. —

Aber auch die Dauer desselben erstreckt sich nicht blos auf diese Erde, sondern das Gottesreich geht in jenes Leben hinüber, es ist ewig. Daher auch ewiges Leben und himmlisches Reich zuweilen gleichbedeutend sind (Marc. 9. 47. u. a.). — — — Wenn gleich das Gottesreich auf Erden und nach diesem Leben, so wie Keim und Blüthe, Wachsthum und Frucht, von einander verschieden sind *), so wird doch im Neuen Testament dieser Unterschied oder diese Periode nicht bestimmt angegeben, sondern dasselbe als Ein Ganzes dargestellt, und dadurch das Band zwischen beyden Welten so innig geknüpft, als das zarte Band, das Leib und Seele verbindet, und von dessen Daseyn wir zwar überzeugt sind, das wir aber keineswegs begreifen können. Es verhält sich mit demselben eben so, wie mit der schönen Schilderung, welche Paulus 1 Cor. 15 von der Auferstehung giebt, — und wie der Uebergang Jesu aus dieser Welt in die zukünftige. Ueber demselben hängt, wie über allem Heiligen, ein Schleyer, — wir sehen durch ein dunkles Glas in einen dunkeln Ort **).

*) Daher in der Dogmatik die Distinction zwischen kämpfender und triumphirender Kirche.

**) So scheinen sich die Aussprüche: „das Reich Gottes ist nahe" — „es ist da" — „es ist unter euch" — „das Reich

Wer kennt und nennet die Grenze und das Band zwischen der Seele und Körper, zwischen Vernunft und Sittengesetz, zwischen Tod und Leben? Die fortgesetzte Idee des Gottesreichs im Neuen Testament ist bey Paulus 1. Cor. 15. Endlich wird aller Widerstand gegen dieses Gottesreich aufgehoben, und keine Hölle und kein Tod mehr seyn — dann wird das Reich aufhören, und alles nur Eine Familie, und Gott der Vater alles in allem seyn! Welch eine große, menschenfreundliche und liebevolle Idee! —

§. 185.

Das Gottesreich als Ideal. Verhältniß dieser Idee zu der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele.

Nach solchen deutlichen Stellen, und allen andern, die vom Reiche Gottes handeln, noch beweisen wollen, daß Jesus nicht die Absicht gehabt habe, ein irdisches Reich zu stiften, wäre eine sehr überflüßige und undankbare Arbeit. Es ist zu verwundern, wie man, bis zu dieser Behauptung, den Geist des Evangeliums verkennen konnte! — Aber auf der andern Seite ist der Begriff auch zu enge, wenn man unter Reich Gottes blos den Inbegriff der moralischen Vorschriften Jesu — also etwa eine Schule Jesu, versteht. Es ist vielmehr das hohe und schöne Ideal einer Anstalt, welche auf das Heiligste im Menschen, auf seine Moralität und seine heiligsten Bedürfnisse, sich gründet, und aus denselben her-

---

predigen" — „durch Trübsal hineingehen" — „des Menschensohn wird kommen in sein Reich" — „ich werde vom Gewächs des Weinstocks trinken in meines Vaters Reich" u. s. w. zu widersprechen. Dieser Widerspruch würde wirklich Statt finden, wenn die Idee des christlichen Gottesreiches die nämliche mit der des jüdischen, d. h., ein irdisches, begrenztes, wäre. Im christlichen fließt aber absichtlich beydes in einander.

vorgeht; einer Anstalt, die seine ganze Existenz, dieses und jenes Leben, und alle Menschen umfasset, die von keinen Schranken begrenzt wird, und deren Ziel die innigste Vereinigung mit dem höchsten und heiligsten Wesen ist, mit Gott, dem Vater, durch den Mittler Jesus Christus, dem Sohn und Vertrauten der Gottheit. —

Es ist also erstlich ein Ideal oder eine Anschauung, die nicht gänzlich und völlig durch Worte von einem dem andern kann mitgetheilt und durch Ausdrücke bezeichnet werden, sondern die in den Seelen der Menschen dem Grade ihrer moralischen Bildung angemessen ist, und um desto reiner und schöner aus derselben hervorgeht, je größer und reiner seine moralische Bildung selbst ist. So wie der reine Begriff der Tugend die schönste Blüthe intellectueller Cultur ist *), so ist der reine Begriff eines Gottesreiches die schönste Blüthe religiöser Bildung. Eben so wenig, als sich also das Ideal ästhetischer Schönheit, das der vollendete Künstler in sich trägt, einem andern, der auf einer niederen Stufe ästhetischer Bildung stehet, völlig mittheilen läßt, eben so wenig ist auch das reine Ideal des Gottesreiches, das der moralisch-vollendete Ver-

*) Es ist bekannt genug, wie man nach der Bedeutung des Wortes Tugend, ἀρετη, virtus u. s. w. die Culturstufe eines Volkes bestimmen kann. ἀρετη und virtus bezeichnen in ihrem Ursprunge nichts als körperliche Stärke und Gewandtheit, — dann auch List und Geschicklichkeit — Stärke und Gewandtheit der Seele — und endlich Stärke und Gewandtheit der practischen Vernunft — Tugend im edelsten Sinn. Aber auch in der edelsten Bedeutung bleibt er nicht lange, wenn er nicht durch Religion gesichert wird. Als Product der intellectuellen Cultur ist er wandelbar, wie diese — und wird Verfeinerung, Epicurdismus — oder spröde Härte und Unbiegsamkeit — Stoicismus. Wenn nicht der Glaube an die Gottheit diesen Begriff in seiner Höhe ihm sichert, so will der Mensch selbst seine Gottheit und Offenbarung seyn, und es tritt dann ein kalter Stolz in die Stelle der Religiosität.

traute der Gottheit in seiner Seele trägt, dem Anfänger in der moralischen Selbstveredlung völlig mittheilbar. Es läßt sich dann nur theilweise, in so fern diese Theile begreiflich sind, und die fernere Ausbildung der ganzen Idee vorbereiten und befördern, oder durch Bilder, durch Vergleichung des Unsichtbaren mit dem Sichtbaren, oder des unbekannten höhern Geistigen mit dem bekanntern Geistigen darstellen und mittheilen.

Da demnach zur geistigen Anschauung des Reiches Gottes ein hoher Grad moralischer und religiöser Bildung erforderlich ist, und bey denen, die in dasselbe eingehen wollen, eine völlige Palingenesie Statt finden muß, diese aber nicht bey denjenigen Menschen sich findet, die erst die Anlage und nur noch das geistige Organ zu dieser Bildung, aber noch nicht die hohe Bildung selbst haben, wie z. B. bey den Jüngern Jesu der Fall war: so ist es nicht anders möglich, als daß bey solchen Menschen, — vorzüglich, wenn noch ehemalige Vorurtheile und durch Erziehung genährte Sinnlichkeit dazu kommen, — sich mit jenen gegebenen geistigen Ideen irdische und sinnliche anfangs amalgamiren, bis diese wieder durch die fernere moralische Cultur, die durchaus aus dieser Idee hervorgeht, geschieden werden. —

Auch kann dieses Ideal eines Gottesreiches, wenn es von der einen Seite, — weil es eine concrete Idee und kein bloßes Abstractum des Verstandes ist, — Enthusiasmus erzeugt und Empfindungen weckt, von der andern nicht leicht in fanatische Schwärmerey ausarten, und zwar deßhalb nicht, weil diese Idee von beyden Seiten und in ihrem Beginnen und Ziele von dem Heiligsten begrenzt wird, indem sie nämlich auf Moralität beruhet, und die Vereinigung mit dem höchsten und heiligsten Wesen, dem liebevollen Vater, zum Ziele hat; und demnächst, weil sie nur stufenweise durch Wachsthum im Guten und thätige Ausübung der Gebote des göttlichen Reiches zu dem Uebergang in den belohnenden Zustand emporschreiten

schreiten kann, und folglich, wie Paulus sagt, nicht in Worten, sondern in der Kraft bestehet. Deßhalb durfte auch Jesus selbst bey dem guten Grunde, der bey seinen Jüngern gelegt war, sehr nachsichtig seyn in Rücksicht auf manche ihrer irdischen und sinnlichen Erwartungen. Denn er wußte wohl, daß diese durch sein eigenes Beyspiel, indem er für die Gründung des Gottesreiches litt und sein Leben aufopferte, und durch ihre fortschreitende moralische Veredlung ihnen nachher würden benommen oder doch gemildert und völlig unschädlich gemacht werden. Auch waren selbst diese sinnlichen Nebenideen im Anfange für sie dadurch vom größten Nutzen, daß sie bey den vielen Widersprüchen, die sie erfahren mußten, ihnen zum Gleichgewicht dienten und ihren Muth und Glauben aufrecht erhielten.

Man muß hiebey auch nicht vergessen, daß den Juden die Lehre der Unsterblichkeit nicht so nahe und so deutlich vor Augen lag, als uns, und daß auch erst Jesus es war, der Leben und Unsterblichkeit ans Licht brachte, und dadurch dem Tode die Macht nahm. Die Unsterblichkeitslehre war nicht ein religiöses Dogma der Juden. Man konnte ein guter Israelit seyn ohne diesen Glauben. — Denn in den Büchern Mosis ist nirgends die Rede von einem künftigen Leben, und sie waren also gar nicht gewohnt, bey der Vollbringung des Willens göttlicher Majestät an andere, als irdische Belohnungen zu denken. Spätterhin kam zwar die Unsterblichkeitslehre unter ihnen empor, aber nicht eigentlich als religiöser Glaube, sondern blos als philosophische oder mythische Lehre, von welcher der geringere Jude wenig Notiz nehmen mochte; oder es mochte ihm, da doch immer die Religionsbücher der Nation die Hauptquelle des Glaubens waren, das künftige Leben als ein wenig erfreulicher Zustand im Scheol erscheinen. Stritten sich doch selbst die angesehenen Häupter der Nation und die Dolmetscher des Gesetzes über die Wahrheit dieser Lehre. Kurz,

practisches Interesse hatte wohl schwerlich die Unsterblichkeitslehre für den großen Haufen. Ihm galt das: Auf daß du lange lebest im Lande ꝛc. höher, als jenes Dogma.

Und nun forderte Jesu Lehre gerade das Entgegengesetzte, Aufopferung alles Irdischen, selbst des Lebens, für die Sittlichkeit und die Sache Gottes! Da nun, wie Kant sich ausdrückt, eine gänzliche Verzichtleistung auf das Physische der Glückseligkeit dem Menschen, so lange er existirt, nicht zugemuthet werden darf; wie viel weniger durfte denn dieser an das Sinnliche so sehr gewöhnten Menschen alles Sinnliche mit einemmale geraubt werden? Was würde es geholfen haben — ja, wäre es nicht selbst grausam und hart gewesen, wenn Jesus ihnen, wie sie dachten und gebildet waren, an die Stelle aller andern Erwartungen blos das trockene philosophische Dogma der Unsterblichkeit gegeben hätte! Wird auch ein Vater seinem hungernden Sohn, der um Brod bittet, einen Stein geben? —

Was frommte dem griechischen und römischen Philosophen seine Lehre (denn Glauben kann man es nicht nennen) von der Unsterblichkeit? Auf ihr Leben hatte es nicht den . . . desten Einfluß — es war und blieb blos eine philosophische Frage. — Bey den Juden war die Lehre der Pharisäer von der Auferstehung im Grunde auch nichts weiter, als ein Unterscheidungsdogma, ein Zankapfel der Pharisäer und Sadducäer. Auch sieht man im Neuen Testament nirgends, daß die Pharisäer davon einen moralischen Gebrauch gemacht, oder dieselbe näher entwickelt hätten. Vielmehr beweiset der grobe Einwurf, den die Sadducäer nach Matth. 22, 23. ff. gegen die Lehre von der Auferstehung machten, das Gegentheil, und zeigt die rohe Gestalt, in welcher die Pharisäer diese Lehre theilsch müssen aufgefaßt haben. Auch das „Entsetzen des Volks," V. 33. über die einfache Art, wie Jesus die Einwendungen der Sadducäer abweiset, ist hievon ein redender Beweis. —

Jesus selbst stellt nirgends die Lehre von der Unsterblichkeit als ein abgesondertes Dogma thetisch auf, auch selbst in der Stelle Matth. 10, 28.: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten ꝛc.“ nicht, sondern er setzet sie als sich von selbst verstehend voraus, und überläßt die Entwickelung derselben dem fortschreitenden Geiste seiner Lehre, in welche sie auf das innigste verwebt war. Sie erscheint auch hier nicht als eine neue Lehre, sondern als eine Veredlung des Mosaischen: „Auf daß du lange lebest in dem Reiche, das dir Gott, dein himmlischer Vater, giebt!“ Dem jüdischen Volke wurde also durch die Veredlung des Begriffs eines Gottesreichs auch sein alter Glaube an den vergeltenden Gott vergeistiget und veredelt, und dadurch zu dem Glauben jedes vernünftigen Menschen erhoben. Die Unsterblichkeitslehre wurde nun mit der Religion und Sittlichkeit des Menschen in die innigste Verbindung gebracht. Was vorher Dogma gewesen war, wurde nothwendiger Glaube der Vernunft und Sittlichkeit. —

§. 186.

Anwendung der vorigen Ideen auf die Evangelische Geschichte.

Wendet man nun obige Bemerkungen auf die Evangelische Geschichte an, so muß sich dadurch über manche Theile derselben Licht verbreiten. Jesus legte es keinesweges darauf an, daß die Idee des Himmelreichs ein reiner Verstandesbegriff werde, — wie er es auch, seiner Natur nach, als Ideal, nicht werden konnte — und auch nicht werden durfte, wenn er die beabsichtigte Wirkung auf das Gemüth seiner Bekenner haben sollte. Reich Gottes — ist ein idealer oder mystischer Begriff, der zu gleicher Zeit die Ideen der Moralität und der Belohnung, des belohnenden und moralischen Zustandes, der Heiligkeit und Glückseligkeit in sich faßte, aber nie von den Jüngern bestimmt und deutlich, sondern nur dun

kel gedacht oder vielmehr geahndet und empfunden wurde. Es setzte den Glauben an Jesum voraus, und war gleich einem Offenbarungsbegriff, weßhalb auch oftmals von demselben der Ausdruck: Geheimniß des Reiches Gottes (μυστηριον) gebraucht wird *). — In so fern es einen zwiefachen Zustand in sich begriff, nämlich den der Heiligkeit und Glückseligkeit, — welche beyde ebenfalls Ideale sind, — konnte es auch auf eine zwiefache Art abgesondert gedacht werden, als moralische und religiöse Anstalt und als belohnende Anstalt; und eben so finden wir es im Neuen Testament, wenn es z. B. heißt: Das Reich Gottes predigen (Luc. 9, 2. u. a. O.) — das Reich Gottes ist unter euch (17, 21.) — mein Reich ist nicht von dieser Welt — ein Reicher kommt schwerlich hinein, u. s. w. So prävalirt hier die Idee einer moralisch-religiösen Anstalt, die Jesus auf Erden gründete. In andern Stellen (z. B. Matth. 26, 29.) wieder ist die Idee des belohnenden Zustandes vorherrschend, jedoch immer wieder so, daß die eine keineswegs die andere ausschließt; denn beyde sind auf das innigste vereinigt. Wenn es also z. B. (Matth. 5, 3. Luc. 6, 20.) heißt: „Selig sind die Armen am Geist (oder auch die Armen), denn das Himmelreich ist ihrer;" oder: „die um der Wahrheit und Tugend willen verfolgt werden" — so heißt dieses nicht blos: sie sind die würdigen und ächten Bekenner meiner Religion, sondern auch: sie werden dafür in der künftigen Welt belohnt werden (Matth. 5, 12.). —

Zuweilen dachten sich die Jünger freylich blos das Reich Gottes als den belohnenden herrlichen Zustand, und hielten das himmlische Reich für ein sinnliches, irdisches. Allein diese damaligen unvollkommenen Begriffe waren nicht anders von ihnen zu erwarten; aber deßhalb keineswegs die Norm, nach welcher wir uns die Vorstellung desselben bilden

*) Matth. 13, 11. Marc. 4, 11. Luc. 8, 10.

müssen. Es würde dem Charakter der Jünger widersprechen, wenn sie rein geistige Begriffe davon gehabt hätten, und eben ihre sinnlichen Erwartungen sind eine Begründung der historischen Wahrheit der Evangelien.

Ein merkwürdiges Beyspiel dieser Art ist die Bitte der Zebedäiden [Matth. 20, 20. f. Marc. 10, 35. f.] *). Sie bitten Jesum um die erste Stelle nach ihm in seinem Reiche, um den Sitz zur Rechten und zur Linken! Mit welcher unbeschreiblichen Sanftmuth, Gelindigkeit und Weisheit behandelt sie Jesus! Er berichtigt ihre sinnlichen Begriffe auf die gelindeste Art, und verweiset sie auf das erhabene moralische Reich, das dem belohnenden vorangehet, auf den engen Pfad, der zum Leben führt, und den wenige wandeln. „Ihr wisset nicht, warum ihr bittet; fühlt ihr euch stark genug, den Kelch zu trinken, den ich trinken werde?“ — Groß und erhaben, und wahrlich — wie die Geschichte beyder Edlen beweiset — nicht blos Wort, sondern Kraft ist die Antwort der Jünglinge: Wir können es! (Δυναμεθα) — Jesus verkennet auch nicht den schwärmerischen Enthusiasmus der beyden Söhne des Donners. Er faßt sie beym Wort. Aber daß ihr Enthusiasmus nicht in Schwärmerey und ihr edler Stolz nicht in Ehrsucht ausarte, verweiset er sie auf den Urquell der Heiligkeit und Glückseligkeit, den Vater im Himmel. — Der Verfolg der Begebenheit zeigt Jesum von der liebenswürdigsten Seite, voll sanfter Schonung und tiefer

*) Die Disharmonie des Matthäus und Marcus bey dieser Stelle ist nur eine scheinbare, und läßt sich leicht vereinigen. Der Gedanke ist so mütterlich und weiblich, daß er unstreitig wohl zuerst in der Seele der Mutter der beyden feurigen, hoffnungsvollen Jünglinge entsprang. Die Mutter — denn was vermag nicht weiblicher und besonders mütterlicher Muth? — wagte auch wohl die Bitte zuerst, und zwar, indem sie auf ihr Angesicht fiel. Welche Wahrheit! — Die Jünglinge sprachen aus dem Munde ihrer Mutter. Matthäus ist so wahr, als Marcus.

Weisheit. Die andern Jünger hören die Bitte der Zebedaiden, und werden unwillig, daß diese ihnen den Rang abgewinnen wollen *). „Jesus" — so heißt es sehr einfach mosterisch — „rief sie zusammen!" und nun sagt er ihnen wenige, aber köstliche Worte. Er setzt der irdischen Herrschaft und Hoheit die Demuth des Gottesreiches, den Großen der Erde sein eigenes Beyspiel entgegen! „Des Menschensohn kam nicht, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen, und sein Leben zu geben zum Lösegeld (zur Rettung) für viele!" Wenn Jesus hier ihren sinnlichen Hoffnungen sich widersetzt, wenn er die größte Demuth, und daß einer des andern Diener zu seyn sich bestrebe, von ihnen fordert, und sich selbst, der sein Leben aufopfert, ihnen zum Beyspiel darstellt, — so zerstört er doch dadurch mit nichten die Hoffnungen einer künftigen Belohnung, sondern veredelt sie. „Durch Demuth, durch Selbstüberwindung, durch Aufopferung des Theuersten, selbst des Lebens, gelangt man zur Größe im Reiche Gottes!"

Jesus nahm folglich Stufen an in dem belohnenden Gottesreich, eben so, wie es in dem kämpfenden moralischen Gottesreich mancherley Stufen giebt. So wie in diesem jemand klein oder groß ist, so wird er es auch in jenem künftigen seyn. Er sagt also das Nämliche, was auch die Philoso-

*) Die Quelle ihres Unwillens war wohl gewiß keine andere, als gekränkte Ehrliebe, oder, wenn man will — Ehrsucht. Sie fanden nun auf Einem Punct mit den Zebedaiden. Die Evangelische Geschichte schildert die Jünger, ohne Absicht, wie sie waren. Auch die Bitte der Söhne Zebedäi und der Unwille der andern war der Schimmer des reinen Metalls, das, wiewohl noch vererzt — in ihnen lag. Ihre Liebe zu Jesu und ihre Kraft zeigte sich auch in Eifersucht und Ehrsucht. Solche Menschen mußte Jesus haben. Wie sanft und weise er das edle Erz zu Tage zu fördern weiß! — Die obige Antwort der Zebedaiden ist ein wahrer Lacedämonismus.

phie und Vernunft uns zu glauben befiehlt, nur sagt er es lebendiger und kraftvoller, als jene. Und ohne diese lebendige Darstellung würden seine Worte todt gewesen seyn und ohne Wirkung.

Die obige Geschichte zeigt uns die Jünger in ihrer jugendlichen Kraft und Fülle. Kraftvolle Jünglinge um einen Lehrer und Freund, dem selbst die Elemente gehorchen! — Was mußte nicht ihre Phantasie ihnen für ein glänzendes Ziel vorhalten! Angreifen und ergreifen ist in ihren glühenden Seelen eins! Und doch soll ihnen Jesus nur ein entferntes Ziel zeigen — sie sollen verfolgt werden um der Gerechtigkeit willen; — ihr Leben und alles aufopfern für den Lohn einer entfernten Zukunft! — Fürwahr, ihnen dieses zu bedeuten, ihrer Kraftfülle eine solche Richtung zu geben, war keine Kleinigkeit! — Jesus wagte es und es gelang ihm! Man nenne einen andern Weg, auf welchem er zu diesem Zweck hätte gelangen können, als den, den er wählte! Man versuche es, ihn anders reden zu lassen, und verfolge in Gedanken, was daraus geworden seyn würde! Man leihe ihm die Sprache der Philosophen, und wahrlich — wir hätten kein Christenthum, und auch wohl keine Philosophie, wie wir sie haben! — —

§. 137.

Aus diesem Gesichtspunct muß man auch manche andere Reden, Ausdrücke und Handlungen Jesu, die sich auf das Gottesreich beziehen, beurtheilen. Jesus stellte das Reich Gottes vor als eine fortschreitende Anstalt, die ihre verschiedenen Perioden hatte, so wie dieses der bildliche Ausdruck auch fordert, und wie die Juden es auch nicht anders von dem Messiasreiche erwarteten, also als ein historisches Factum, das sich nach und nach entwickelt. Und so fließen wiederum das Moralische und die Begebenheiten selbst, welche durch die Leitung der Vorsehung die Gründung des Christenthums beförderten, oft in einander.

So beginnet Johannes sein Lehramt mit dem Ausruf: „Das Himmelreich naher heran!“ Und Jesus selbst „Die Zeit ist nun erfüllt! Das Gottesreich nahet. Aendert euren Sinn und glaubt der fröhlichen Botschaft!“ (Matth. 3, 2. 4, 17. Marc. 1, 15.) — Darauf, nach der feyerlichen Bestätigung bey der Taufe Johannis, und nachdem Jesus durch seine wundervollen und wohlthätigen Handlungen sich als den Sohn und Gesandten Gottes legitimirt, und eine Menge Schüler um sich versammelt hatte, proclamirt er, wie einst Moses auf Sinai, auf einem Berge die Constitutionsacte des neuen Gottesreiches *). — Aber wie verschieden von jener auf Sinai! Dort war Donner und Sturm, der die Berge zerreißt und die Felsen zerbricht; hier ein still sanftes Säuseln! — Dort Fluch und Drohung, hier Gnade und Wahrheit! — So klar und deutlich sprach Jesus die Bedingungen aus, unter welchen man ein Mitglied des Gottesreichs werden könne, und den Lohn derer, die ihm nachfolgen würden! Er trat aber hier auf als der ernste — wenn gleich auch freundliche — Gesetzgeber. — Hier erhellte deutlich genug, daß seine Verehrer und Bekenner kein indi-

*) Undreitig wurde wohl die sogenannte Bergrede in einem aneinanderhangenden Vortrage gehalten. Ich sehe wenigstens keinen einzigen Grund, warum dies nicht sollte geschehen seyn, sondern finde vielmehr in der Stellung derselben die höchste historische Schicklichkeit. Und was läßt sich gegen die bestimmte Aussage des Matthäus (Cap. 5, 1. 2. und Cap. 7, 28.) einwenden? Manche einzelne Sentenzen mögen indeß, wenn man will, später von Jesu gesprochen seyn, und durch ihre Aehnlichkeit sich dem großen trefflichen und zugleich so populären Ganzen angefügt haben, wie einige vorzüglich von den angehängten Gnomen behaupten, welches mir jedoch nicht so scheinet. Auch Lucas (6, 17 — 20.), obwohl er nur einen Theil des ganzen Vortrags giebt, stimmt darin mit Matthäus überein, daß er Jesum denselben ununterbrochen und an einem bestimmten Platz halten läßt. —

sches Reich zu erwarten hatten. Ernst und erhaben, wie die Pflicht selbst, sind seine Forderungen. Er verlangte von seinen Bekennern den Glauben an ihn, und den Muth, alles dieses erfüllen zu wollen (s. Luc. 9, 62.), und dann war er sanftmüthig und von Herzen demüthig gegen sie, machte ihnen sein Joch leicht und seine Gebote nicht schwer. —

Er führte sie stufenweise. So sagt er selbst zu dem Schriftgelehrten (Marc. 12, 34.), der das Grundgesetz des Reichs Gottes anerkennet, und es über Opfer und Ceremonien setzt: „Du bist nicht fern vom Reich Gottes!“ So unterschied er Kleine und Große im Reich Gottes, z. B. Matth. 5, 19. und als Petrus erst spät und nach und nach zu der Stufe gelangt war, und ausrief: Du bist der Sohn des lebendigen Gottes! — Welch ein lebhafter Beyfall seines göttlichen Freundes, welch ein Lohn ward ihm da zu Theil! (s. Matth. 16, 13. ff.) — Je mehr sich aber Jesus dem entscheidenden Augenblicke näherte, wo er sein Leben aufopfern sollte, um desto dringender und ernsthafter wurden seine Forderungen an seine geliebten Jünger, die nach seinem Tode an seine Stelle treten sollten; — aber zugleich um desto erheiternder von der andern Seite die Sprache Jesu zu seinen Vertrauten; um desto mehr ließ er sich zu ihnen hinab, und redete in erfreulichen Bildern zu ihnen.

Ein Beyspiel hievon giebt Matthäus (14, 21. ff.). Jesus, der kurz vorher dem Petrus die Schlüssel des Himmelreichs gegeben hatte, sagte bald darauf zu ihm das Starke: „Hebe dich weg von mir, Satanas! Du willst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist!“ als Petrus ihn von seinem Vorhaben, nach Jerusalem seinem Leiden entgegenzugehen, abhalten wollte. — Er wiederholte den Jüngern die große Bedingung, unter welcher allein sie seine Jünger seyn könnten, nämlich sich selbst zu verläugnen, sein Kreuz auf sich zu nehmen. Er fordert sie auf zur freywilligen Aufopferung des Lebens; er sagt ihnen, daß sie nur durch freywillige Auf-

opferung deſſelben es retten würden *), — und fügt dann aber auch die tröſtliche Verſicherung hinzu, daß er lohnend mit den Boten der Gottheit erſcheinen, und ihnen vergelten würde, — ja, es würden noch einige leben, und ihn, — oder, (eine merkwürdige Differenz!) nach Marcus und Lucas, das Reich Gottes kommen ſehen. Daß dieſes nicht wörtlich zu nehmen ſey, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Denn wollte Jeſus ein ſichtbares Reich auf Erden ſtiften, ſo würde es ein Widerſpruch geweſen ſeyn, wenn er von ſeinen Jüngern verlangt hätte, daß ſie ſich vorher für daſſelbe aufopfern ſollten. Das belohnende Reich Gottes kam erſt nach dem Tode, es war das himmliſche Gottesreich — dies ſetzte Jeſus als bekannt voraus. Aber ſchon auf Erden begann, nach dem Ausſpruch Jeſu, allerdings die Vergeltung, die Strafe derer, die die Wahrheit verſchmähten, und die Gewißheit der Belohnung und des Sieges derjenigen, die ſich dafür opferten. Zu den erſtern gehörte vorzüglich der Untergang des jüdiſchen Staats und Jeruſalems Fall und alle ſchrecklichen Begebenheiten, die dieſe Cataſtrophe vorbereiteten, begleiteten und ihr folgten (Matth. 24, 2. Luc. 19, 41. bis 44.). Wenn auch hier an keinen einzelnen beſtimmten Erfolg **) zu denken iſt, ſo gehörte doch wohl unſtreitig

*) Das Wort Leben (ψυχη, נפש) ſteht hier in weiterer Bedeutung, und gewiſſermaßen im ſpielenden Sinn, oder als Wortſpiel, — das unſere Sprache nicht ausdrückt. Die Hebräer bezeichnen mit dem Worte, indem ſie es mit dem Fürwort verbinden, jemandes Perſon oder Perſönlichkeit. — So auch hier umfaßt es das Leben des Menſchen nicht blos auf Erden, ſondern noch in der künftigen Welt. Sein Leben verlieren, heißt alſo nichts anders, als ſich aufopfern für die Sache Jeſu, grade nicht durch Tod, ſondern überhaupt durch Entſagung aller irdiſchen Vortheile. Auch Lucas erklärt es ſo durch ἀπολεσει. Alſo: wer ſich aufopfert, für die Sache Gottes hingiebt, wird ſich gewinnen.

**) S. Paulus Comment. 2. B. S. 529.

dieser zu dem allgemein angedeuteten Kommen Jesu und seines Reichs. Zu den belohnenden kann man mit Recht die immer deutlichern Ansichten der Jünger vom Reich Gottes zählen, ihre immer fester werdende Ueberzeugung, daß sie Gottes Sache vertheidigten und führten, die daraus entspringende hohe Ruhe ihres Geistes; ferner die frohe Begebenheit der Auferstehung Jesu, die feierliche Mittheilung des Geistes, die Ausbreitung des Christenthums, die wechselseitige Liebe der Brüder untereinander (Luc. 18, 28.). — Dies konnte mit Wahrheit „ein Kommensehen des Menschensohns in der Herrlichkeit seines Vaters" — so wie Stephanus den Himmel offen sah — genannt werden. —

Ein anderes Beyspiel der nämlichen Art enthält das 19te Capitel. Ein vornehmer Jüngling naht sich Jesu, mit der dringenden Bitte, ihn zu belehren, wie er zur ewigen Glückseligkeit (zum Gottesreiche) gelangen könne. Jesus legt ihm die Grundbedingung vor — er müsse die Gebote halten. „Alles das habe ich von Jugend auf gethan!" antwortete der Jüngling mit gutmüthiger Selbstzufriedenheit. — Nun kommt aber die schwere Probe. „Verkaufe, was du hast, gieb es den Armen, und folge mir! So wirst du einen Schatz im Himmel haben." Der Jüngling besteht sie nicht — er geht trauernd weg, und Jesus wendet sich nun zu seinen Jüngern, und bedeutet ihnen in den stärksten Ausdrücken, daß Anhänglichkeit am Irdischen das größte Hinderniß sey, um in das Gottesreich zu kommen. Auch den Jüngern ist dieses auffallend. „Wer kann denn selig werden?" rufen sie aus. Jesus antwortet, was den Menschen unmöglich scheine, sey bey Gott möglich *). — Und nun fragt Petrus: Was wird

*) Schwerlich ist wohl der Sinn dieser Worte der, den Michaelis und Paulus angeben, welche das: „bey Gott," durch „allein von Gott im Naturlauf abzuleitende Veranlassungen," verstehen, z. B. eine Feuersbrunst, wo der Jüngling

uns, die wir alles verlassen haben, dafür? — Und Jesus giebt auf die bestimmte Frage eine bestimmte Antwort. Er vertröstet sie nicht blos im Allgemeinen auf ein zukünftiges Leben, — sondern viel lebendiger und kräftiger auf den belohnenden Zustand des Gottesreiches, — der durch den Ausdruck: „Palingenesie," und den Zusatz: „wo der Messias auf herrlichem Throne sitzen wird," dem jetzigen kämpfenden, Aufopferung und Entsagung fordernden, entgegengestellt wird *). „Dann werdet auch ihr auf zwölf Thronen sitzen, und die zwölf Stämme Israels beherrschen [d. h., an den Belohnungen und der Glückseligkeit eures siegreichen Anführers Antheil haben]" **). Und alles, was er

---

alles verloren hätte. Jesus würde auf diese Art etwas sehr Gemeines und Halbwahres gesagt haben. Er sagte es auch in Beziehung auf seine Jünger und ihre Muthlosigkeit bey seiner Forderung. Es heißt also wohl: in der innigen nähern Verbindung mit Gott, in welcher sich die Jünger Jesu, als Mitglieder des Gottesreiches, befanden, und in welcher sie sich alle Unterstützung zur Beförderung des großen Planes und Erreichung des Endzwecks zu versprechen hatten. Die Jünger thaten noch weit mehr, als Aufopferung irdischer Güter. —

*) Herr Paulus setzt hinter παλιγγενεσια ein Punctum, und supplirt ἐστι, weil sonst das Folgende: καθισει, überflüssig wäre. Mir scheint diese Interpretation nicht natürlich und dem Sprachgebrauch der Evangelien nicht angemessen. Auch wäre wohl in philosophisch bestimmter Sprache und in abgemessenem Vortrage das ἐστι überflüssig — in dieser Verbindung aber, und bey dem Schwunge, den die Rede Jesu nimmt, scheint es mir ein schöner und selbst nothwendiger Pleonasmus. Jesus macht seine Jünger auf ihre besondern Vorzüge aufmerksam. — Luther hat es ebenfalls nach seinem richtigen Gefühl wiederholt.

**) Herr D. Paulus, in seinem Comment. II. 765, behauptet, Jesus rede hier von einer israelitischen Nationaltheocratie auf Erden, mit wirklicher Eintheilung in zwölf Stämme. Ich begreife nicht, wie man Jesu diesen Sinn beile-

hier für das Reich Gottes aufopferte, wird er hundertfältig, und dazu ewiges Leben wieder empfangen!“

§. 188.

Wer könnte daran zweifeln, daß Jesus hier und in andern Stellen, wo er von der Zukunft des göttlichen Reichs spricht, in poetischen und prophetischen Bildern redet? — Und wie sollte er auch anders reden? — Seine Jünger hatten nur noch dunkle Ahndungen und Bilder eines Gottesreichs, das kommen sollte, und welches sie durchaus dem Nationalen Urbilde nachgebildet hatten. — Sie waren durch die Propheten an die lieblichsten und zugleich kräftigsten Bilder gewöhnt (s. z. B. Jes. 60, 62. u. a. m.), die sie doch auch wohl nicht im wörtlichen Sinn nahmen. Sie waren ferner noch nicht so weit in ihrer intellectuellen und moralischen Bildung fortgeschritten, daß sie bey den großen Aufopferungen, die sie schon gemacht hatten, und den größeren, die sie noch machen sollten, nicht eines fröhlichen, erheiternden Blickes in

---

gen kann, ohne ihn zugleich der äußersten Schwärmerey zu beschuldigen. Sonst nimmt Herr Paulus die Worte Jesu nicht so buchstäblich, und hier, wo Jesus in einer Art Begeisterung redet, will er es! Jesus hätte nach solchen Schicksalen und Verfolgungen, — bey einer solchen Kenntniß der jüdischen Nation, der er die größte Widerspenstigkeit gegen alles Wahre und Gute mit Recht beylegt, auch eine solche Palingenesie erwarten und versprechen dürfen! Wie vertragen sich seine Reden über Jerusalem, seine Verkündigungen des Unterganges des jüdischen Staats und der Zerstörung der Hauptstadt, seine ernsten und strengen Aufforderungen zu Aufopferungen jeder Art, sein Benehmen gegen die Obern des Volks, und sein hoher Ernst, mit solchen sanguinischen Erwartungen? — Und wo ist denn das hypothetische Wenn, von welchem Herr Paulus spricht? Das Wenn ist doch wohl kein hypothetisches Wenn! — Hätte Jesus eine Theocratie in Judäa, und noch obendrein in zwölf Stämme getheilt, stiften wollen, — fürwahr, er hätte es nicht zweckwidriger anfangen können!

die Zukunft bedurft hätten; sie waren Männer von lebhafter Einbildungskraft, von reger Phantasie und eben so großen Erwartungen, als lebhaftem Kraftgefühl; um diese im Gleichgewicht zu erhalten, dazu bedurften sie eben so großer und kühner Ideen, als es ein großer und kühner Gedanke war, daß diese Männer in die weite Welt gehen und allen Völkern das frohe Geheimniß vom Reiche Gottes verkünden sollten. — Reich Gottes war das Ideal, das sie festhalten, dem ihr ganzes Leben geweiht seyn sollte, und der Ausdruck bezeichnete zugleich, was sie zu thun, aber auch, was sie zu hoffen hatten. Alle Zerstreuungen und Abweichungen von demselben, alle Verirrungen zu müßigen Speculationen mußten sie vom Handeln ableiten. Denn es sollte nicht in Worten, sondern in Kraft bestehn und ausgeführt werden. So lange noch die Sinnlichkeit bey ihnen ein solches Uebergewicht hatte, mußte ihnen bey den strengen Forderungen ihres Lehrers und Herrn, wenn sie fest und unerschütterlich an ihn und sein Reich sich halten sollten, auch ihre Hoffnungen und Belohnung im sinnlichen Gewande gegeben werden. Der Folgezeit und den mannigfachen auf ihre Bildung wirkenden Ereignissen blieb es aufbehalten, sie höher zu bilden, und dem Wort und Bilde die höhere Bedeutung zu geben. Und daß dieses geschah, beweiset die Geschichte des Urchristenthums.

Ferner, die Bestimmung und der Wirkungskreis, zu welchen sie berufen waren, und dessen Zweck sie mit Kampf und Aufopferung erreichen sollten, führte nun einmal den nationalen und bildlichen Namen des Gottesreichs; folglich konnte auch die Beschreibung und Darstellung des künftigen triumphirenden Zustandes desselben nicht anders als bildlich seyn. Schon die Einheit und Schicklichkeit erforderte diese Uebereinstimmung mit jener ersten Benennung. Konnte also denen, welche die Gründer dieses Reichs mit tausend Aufopferungen werden sollten, ihre künftige Belohnung für die Anstrengungen und Leiden, die ihnen bevorstanden, besser,

ſchicklicher und lebendiger geſchilder: werden, als dadurch, wenn ihnen Jeſus verſicherte, daß auch ſie einſt mit ihm auf glänzenden Thronen herrſchen, und mit den geprieſenen Stammvätern der Nation zu Tiſche ſitzen, und alſo ebenfalls im Reiche Gottes als Stammväter durch ſie geſegneter und beglückter Nationen angeſehen, geehrt und belohnt werden ſollten? *)

§. 189.

Poetiſche Reden und Prophezeihungen Jeſu.

Man könnte hier die Frage aufwerfen: Warum bediente ſich denn Jeſus überhaupt bildlicher Ausdrücke? Warum redete er nicht lieber in gemeiner, ſchlichter Sprache? — Auf eine ſolche Frage würde ſtatt der Antwort die andere Frage gehören: Wozu überhaupt Poeſie? Wozu Pſalmen, Dichter und Propheten? — Denn wer alſo fragen kann, der hat das gerechte Vorurtheil gegen ſich, daß die gemeine Cultur jede edle Schwungkraft ſeines innern Menſchen in ihm gelähmt und das Geiſtige in ihm ertödtet habe. Denn alles Edle und Große, das Göttliche und Reinmenſchliche kann nur durch Poeſie würdig dargeſtellt und kund gethan werden. Sie iſt die natürliche Sprache des Menſchen und die Sprache der Gottheit. Die Poeſie iſt der Wahrheit, ſagt Hemſterhuis, was Aurora der Bildſäule des Memnon; ſie giebt ihr Licht und Sprache. Aus ihr entſprang alle höhere geiſtige Bildung der Menſchheit, und nur durch ſie kann der Menſch ſeinen

*) Man vergleiche damit Ausdrücke des Apoſtels Paulus, z. B.: Die Gerechten werden leuchten, wie die Sterne; die Heiligen werden die Welt richten. B. d. Weish. 3, 1. u. a. St. — Eben ſo ließen ſich ähnliche poetiſche Ausdrücke bey Griechen und Römern anführen, wo dem Gerechten ſein Sitz neben Minos und Aeakus, dem Edlen unter den Sternen und Göttern angewieſen wird. Wer verſtünde hier die Sprache der Begeiſterung nicht?

Glauben an Gott, seine Empfindungen über Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit, seinen innern Anschauungen Sprache und Zeichen geben. Denn sie ist die schaffende, erhebende und beseligende Kraft in dem Menschen, die mit seinem moralischen Sinn in der innigsten Verbindung steht, und die ihm die Ideale, die er in den Tiefen seines Wesens trägt, und die intellectuel weder rein begriffen, noch rein angeschaut werden können, versinnlicht und gestaltet.

Bey keiner Nation auf Erden hat sie einen so großen, edlen und in die religiöse Bildung so tief eingreifenden Gang genommen, als bey der hebräischen. Bey keinem Volk war sie so innig mit Religion und politischer Verfassung, selbst mit ihrer Geschichte verwebt, und bey keiner erhob sie sich zu der übersinnlichen Höhe, wie bey diesem. Bey den Dichtern keiner Nation sind die Bilder, Personificationen und Tropen so stark und kühn und zugleich so edel und von dem gewöhnlichen orientalischen Schwulst entfernt, als bey den heiligen Dichtern der Bibel.

Vor allem gehörte diese hohe bilderreiche Sprache wesentlich zu dem Begriff eines Propheten, der als Vertrauter Gottes die Zukunft verkündete und die Sünden des Volks strafte. Vorzüglich konnte und durfte er in erster Hinsicht nur in starken und kräftigen Bildern reden, denn er trat auf als der Mund und Redner der Gottheit, die allein die Zukunft weiß. Wie sollte denn der Prophet von Nazareth, der Gottessohn, nicht die Sprache der Gottheit geredet haben, wenn er die fröhliche und traurige Zukunft enthüllte, die seiner Nation, je nachdem sie ihm folgte oder entgegenstrebte, bevorstand? Er, dessen Empfindungen eben so stark und lebhaft als rein waren, und den jedesmal der Gedanke an sein unglückliches Vaterland mit rührender Wehmuth erfüllte, die er in den schönsten und rührendsten Bildern seinen Jüngern mittheilte! — Alle großen und wichtigen Begebenheiten des jüdischen Staats waren in Gesängen und Liedern aufbe-

halten

halten worden, und die Poesie war das Archiv ihrer Geschichte; wie sollte es denn anders seyn in dieser größten ihnen bevorstehenden Crisis, wo aus dem zerfallenden Körper des unvollkommnen und verderbten Staats sich der Geist zum freyen Leben erhob, aus dem Irdischen sich das Göttliche entwickelte, und die Erwartungen und Verheißungen aller Nationaldichter und Propheten erfüllt werden sollten? Die Zukunft, so lange noch der dunkle Schleyer sie verhüllt, der sie von der Gegenwart trennt, ist ein Heiligthum und noch in den Händen und im Verwahr der Gottheit, — kann also auch nur in göttlicher Sprache kund gethan werden. Der Mensch, der sie enthüllt, ist ein Repräsentant der Gottheit, ihr Mund. — Dies war der Glaube aller Völker, und man darf wohl sagen, ein heiliger Glaube der Menschheit!

§. 190.

Wenn man aus diesen verschiedenen Gesichtspuncten die prophetischen Reden Jesu betrachtet, so wird man leicht zwischen den verschiedenen Abwegen, auf welche man in neuern Zeiten so häufig gerathen ist, den goldenen Mittelweg finden, und sie weder für Täuschungen einer erhitzten Phantasie, noch auch für kalte Prosa, oder, was einerley ist, für nichts weiter, als Accommodation nach jüdischen Vorstellungen und Meinungen halten. Sobald man freylich als eine ewig ausgemachte Wahrheit voraussetzet, daß eine Enthüllung der Zukunft durch göttliche Hülfe durchaus unmöglich und in sich selbst widersprechend sey (welches man nie wird erweisen können), so höret von selbst alles fernere Fragen hierüber auf, und entweder Jesus sinkt zu einem jüdischen Schwärmer oder seine Biographen zu Legendenschreibern hinab, eine Behauptung, die sich in und durch sich selbst zerstöret. — Giebt man aber zu, daß eine solche Vorausverkündigung großer Begebenheiten möglich ist, und daß die Evangelisten uns in dem 24sten Capitel des Matthäus und in den andern correspondi-

renden Evangelien Worte Jesu geben, so ist doch vorerst nicht zu läugnen, daß diese Worte Jesu eine deutliche Ankündigung des Unterganges des jüdischen Staates enthalten, und daß also alles das, was er davon sagt, in Erfüllung gegangen ist. Hiedurch fällt also schon von selbst alle Schwärmerey weg, und die Verkündigung des Unterganges von Jerusalem trägt eben den Charakter der Wahrheit, welcher seinen moralischen Vorschriften eigen ist.

Dieses gilt auch von der Form der Rede Jesu. Jesus tritt gar nicht absichtlich hier als Prophet auf, nicht, um sich dadurch für jetzt als den Messias zu bestätigen. Denn er redet von einem spätern Erfolg, und erst nach demselben konnten seine Worte es bestätigen, daß er ein Prophet sey. Seine Jünger treten zu ihm hin, und machen ihn aufmerksam auf die Pracht des Tempels. Dies war die zufällige Veranlassung jener prophetischen Reden. Jesus antwortet: „So groß und prächtig dies Gebäude, der vermeinte Nationalpalast des Jehovah, ist, so wird doch, das versichere ich euch, kein Stein auf dem andern bleiben" *). — Diese Aussage Jesu war unstreitig das Größte, was einem Juden gesagt werden konnte. Es war eine völlige Auflösung ihres Cultus, ein Aufhören des bisher bestandenen Nationalreichs Jehovens (s. Joh. 4, 21.) — eine wichtige große Periode im Beginn

*) Diese Vorherverkündigung traf wörtlich ein. Sie war schwerlich zu vermuthen; vielmehr war vorauszusehen, daß die Römer, wenn sich auch die Juden gegen sie empören sollten, dieses schöne Gebäude verschonen würden, wie auch wirklich Titus es auf alle Weise zu schonen suchte. Vom Religionshaß ließ sich dies nicht erwarten, weil die Römer in diesem Punct tolerant, auch mit den Juden hinlänglich bekannt waren. Als Festung war er nicht der Zerstörung ausgesetzt, wenn er auch im Sturm erobert wurde; es mußte vielmehr den Römern angelegen seyn, diese wichtigste Festung Asiens zu erhalten und zu besetzen.

des neuen Gottesreichs, wo Gott im Geist und in der Wahrheit verehrt werden sollte. —

Es erfolgt jetzt keine Antwort der Jünger — ein dumpfes Staunen scheint sich ihrer Seelen bemächtigt zu haben. — Was Jesus ihnen gesagt hatte, gehörte zu dem, was sie noch nicht tragen konnten. Offenbar deutet dieses die Erzahlung an. Jesus hatte jene Worte beym Ausgang aus dem Tempel gesprochen. Sein Weg gieng nach dem Oelberg, und erst, als er hier dem Tempel gegenüber saß, wagten sie es, und zwar nur in geheim, und, wie Marcus bemerkt, durch die vorzüglichsten Jünger, ihn näher darüber zu befragen.

Daß die Jünger Jesum in ihrer Sprache und ihren Erwartungen gemäß, und nicht mit der philosophischen Bestimmtheit unserer Zeiten, ihre Frage ausdrücken würden, ließ sich schon zum voraus erwarten. Sie sprechen von einer Parusie, Erscheinung Jesu, eben so, wie die Söhne Zebedäi von einer nächsten Stelle an Jesu Seite — und von einer Vollendung des Weltalters *), und welches das Zeichen desselben seyn würde. Wahrscheinlich hat Matthäus hier die eigenen Worte der Jünger — sie sind hebraisirender und dunkler. Die einfachern und deutlichen der beyden andern scheinen erklärend zu seyn, und beziehen die Frage gänzlich auf die Aussage Jesu. Matthäus drückt das Dunkele, das Unerwartete und Befremdende, das durch Jesu Rede in der Seele der Jünger entstanden war, besser aus. Sie fra-

*) συντελεια του αιωνος. — Die Unbestimmtheit in diesem Ausdruck hat zu mancher abweichenden Erklärung Anlaß gegeben. Am besten möchte man es geben können: Vollendung oder Ende, Aufhören des jetzigen Zeitalters, des Weltlaufs, so wie er jetzt ist; die Aufhebung der jüdischen Theocratie und der Anfang des Reichs Gottes im Geist und in der Wahrheit. Das Unbestimmte konnte sich nur durch die Begebenheit selbst fortschreitend entwickeln.

gen ganz ihrem Charakter und ihren Ansichten gemäß — woraus aber nicht für uns die Glaubenspflicht folgt, eben so zu denken, wie sie mögen gedacht haben. —

Jesus beantwortet ihre Frage nicht geradezu, sondern verweiset sie, wie er es gewöhnlich zu machen pflegte, auf ihre Apostelpflichten, deren Ausübung in den kommenden Zeiten der Unruhe und des Drängens desto schwerer seyn würde. Wenn dieses die Sprache eines Schwärmers ist, was kann denn noch Schwärmen heißen? Wie sanft und belehrend strömt Jesu Rede: „Sehet zu, daß niemand euch irre leite! Denn viele werden auftreten und sich für den verheissenen Messias ausgeben, und manche verführen. Ihr werdet hören von Kriegen und Kriegesgerüchten (die falschen Propheten oder Schwärmer werden Kriege verkündigen ꝛc.). Fürchtet dann nur nicht! denn das muß so geschehen. Aber noch ist das Ende nicht da!“ — Oder nach Lucas: „Sobald ist das Ende noch nicht da!“ — Jesus verbietet ihnen also alles Harren und Deuten, und fordert sie auf zum Muth und zur Standhaftigkeit in unruhigen und trüben Zeiten.

§. 191.

Lucas unterbricht hier die Rede Jesu durch ein: „Darauf sprach er zu ihnen.“ Bey einem Schriftsteller, der, wie Lucas, sich als einen solchen ankündigt, der alles mit Fleiß ordentlich (ἐξῆς) schreiben und untersuchen wolle, und der in seiner Schrift sich durchgängig als einen solchen beweiset, darf man mit Grund voraussetzen, daß er bey solchen geringfügig scheinenden Einschaltungen seinen besondern Zweck und eigene Ansicht gehabt habe; und diese bestand vielleicht hier darin, daß er die prophetischen Reden Jesu als fragmentarisch, und nicht sogleich hintereinander gesprochen, sich dachte! Und eine sorgfältige Ansicht und genaue Vergleichung der Evangelien scheint diese Vermuthung sehr zu bestätigen. Es ist auch nach der sonstigen Manier Jesu

kaum anders zu denken, als daß er nicht mehrmals auf dieſen wichtigen Gegenſtand ſollte zurückgekommen, oder von ſeinen Jüngern, denen ein ſolcher Blick in die Zukunft nicht anders als ſehr willkommen ſeyn konnte, bey dem oftmaligen Aufenthalt im Oelgarten, und der immer ernſter werdenden Stimmung ſeiner Seele, dazu veranlaßt worden ſeyn. Auch pflegte Jeſus mehr nach und nach und theilweiſe und zu verſchiedenen Zeiten auf einen wichtigen Gegenſtand zurückzukommen. — Außerdem kann man im Matthäus durchweg das Streben nicht verkennen, die Begebenheiten und Reden Jeſu in gewiſſe Maſſen zu ordnen, und, wenn man ſo ſagen mag, unter Rubriken zu bringen, und das Gleichartige zuſammenzuſtellen.

Man kann ihm dieſes als kein Verdienſt anrechnen, vielmehr widerſpricht es dem Ideal einer Geſchichte, die keine andere Ordnung anerkennt, als die chronologiſche, die in ihr ſelbſt liegt, und von welcher die Beſonnenheit des Geſchichtſchreibers allein ſich leiten läßt. Die Geſchichte des Matthäus aber iſt vielmehr als Product ſeines Zeitalters, deſſen Geiſt ſie auch augenſcheinlich an ſich trägt, zu betrachten. Das Sprüchwort, daß das Gleiche dem Gleichen ſich zugeſelle, gilt nicht blos im moraliſchen Sinn. So wie in den Zeiten jeder politiſchen, moraliſchen und religiöſen Palingeneſie ſich der edle Mann inniger an den edlen anſchließt, ſo fügt ſich auch in äſthetiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht das Edle, Schöne und Große zu Einem Ganzen *).

Vorzüglich findet dieſes bey Prophezeihungen und Orakelſprüchen Statt, die der menſchliche Geiſt um deſtomehr in ein Ganzes zu verbinden ſtrebt, weil Sprache und Inhalt das ähnliche Gepräge des Dunkeln an ſich tragen, und keine be-

*) So ſind die Sprüche Salomons, das hohe Lied, Homers Geſänge, Theocrits Hirtenlieder u. a. m. als Producte eines Zeitalters zu betrachten.

ſtimmte chronologiſche Data ihn leiten können, das Aehnliche vom Aehnlichen zu trennen *).

So ſtellt denn auch der Evangeliſt Matthäus alles dasjenige zuſammen, wo Jeſus als Prophet auftritt, und, wie die Propheten des Alten Teſtaments, in poetiſcher, hochtönender Rede die künftigen Schickſale ſeines Vaterlandes kund thut, und ſeine Auserwählten zu deſto größerer Standhaftigkeit, zum Muth und zur Treue auffordert. —

Auch beweiſet dieſes die Vergleichung dieſer Prophezeihungen beym Lucas. Obgleich ſie ſich wahrſcheinlich damals, als er ſein Evangelium aus mehrern Berichten verfaßte, ſchon zu einem Ganzen verbunden haben mußten, ſo trennt er doch, ſo genau er auch in Rückſicht des Inhalts mit Matthäus übereinſtimmt, manches, und trägt daſſelbe bey andern Veranlaſſungen vor. So ſagt Jeſus z. B. die Worte, daß ſein Kommen ſeyn würde wie der Blitz — die Matthäus (24, 27.) unter der allgemeinen Rubrik anführt, beym Lucas bey einer ganz andern Gelegenheit, als nämlich die Phariſäer Jeſum gefragt hatten, wann das Reich Gottes kommen würde, und Jeſus ihnen antwortet, daß es nicht, wie ſie erwarteten, mit „äußern Geberden,“ mit Pomp und Geräuſch kommen würde, ſondern eigentlich ſchon da, mitten unter ihnen ſey, und ſeinen Jüngern darauf ſagt, daß ſie künftig ſich vergeblich ſehnen würden, einen Tag des Meſſias, d. h., ihn, oder vielmehr ſeine Ankunft, ſichtbar zu ſehen. Sie ſollten ſich alſo hüten, eine ſolche ſichtbare Erſcheinung des Meſſias zu glauben, wenn man ſagen würde, er ſey hier oder da. Denn ſein Kommen würde ſeyn wie das Wetterleuchten, ſchnell und vorübergehend, nur ſichtbar in ſeinen Wirkungen, und

*) Die neuern Unterſuchungen der Orakel des Alten Teſtaments geben zu dieſer Behauptung mehrere Belege. Man ſehe z. B. Eichhorns Einleit. in das Alte Teſtam., namentlich in die Propheten deſſelben.

ſchnell verſchwindenden Strahlen *). Eben ſo findet ſich Matth. 24, 40 — 51. u. 25, 14 — 30. theilweiſe beym Lucas (Cap. 12. 17. u. 19.) bey anderer Veranlaſſung und in anderer Verbindung. —

§. 192.

Auch der Inhalt und der verſchiedene Ton dieſer prophetiſchen Reden Jeſu machen es wahrſcheinlich, daß wir hier zu verſchiedenen Zeiten geſprochene Fragmente vor uns haben. Es ſcheinet ſchon gar nicht der Manier Jeſu gemäß zu ſeyn, daß er von einer und der nämlichen Sache, die außerdem ihrer Natur nach den Jüngern dunkel ſeyn mußte, ohne Unterbrechung fortgeredet haben, und ſo oft wieder auf das Nämliche zurückgekommen ſeyn ſollte. In allen andern Reden Jeſu zeigt ſich eine gewiſſe Präciſion und Kürze, die wir hier vermiſſen. Auch konnte doch wohl nur die Abſicht Jeſu bey dieſen prophetiſchen Anreden an ſeine Jünger die ſeyn, ſie auf das Künftige, vorzüglich die große Cataſtrophe, die dem jüdiſchen Staate und dem „Volke Gottes“ bevorſtand, vorzubereiten, und ſie zur Treue und zum Muth in den Drangſalen aufzufordern, und dieſer Zweck konnte wohl zugleich mit

*) Aus der Vergleichung dieſer Stellen Luc. 17, 22 — 36. Matth. 24, 15. ff. ꝛc. gehet auch, deucht mich, augenſcheinlich hervor, daß Jeſus hier wieder von der Zerſtörung des jüdiſchen Staats und nicht vom Weltende rede. Es wäre doch ſonderbar, wenn Jeſus das Ende der Welt im Sinne gehabt, und geſagt hätte, die in Judäa wären, ſollten auf die Berge flüchten, und andere Bilder, wodurch er die Verwirrung unter den Menſchen ſchildert, und ſagt, an Rettung irdiſchen Vermögens würde dann nicht zu denken ſeyn; man würde nur auf Rettung des Lebens ſinnen müſſen. Sonderbar wäre es auch, wenn Jeſus, vom Weltende redend, ſagen konnte, Jeruſalem würde von den Nationen zertreten werden. In dem ἄχρι πληρωθ. καιρ. ἐθνῶν liegt zugleich das Reſultat dieſer Zerſtörung, — daß die reinere Gottesverehrung ſich dann auch unter den Heiden verbreiten würde. —

Rücksicht auf ihre irdischen Erwartungen (s. Luc. 19, 11.) nicht besser erreicht werden, als wenn Jesus mehrmals in der Sprache der ehemaligen Propheten zu ihnen redete, und sie auf jenen Hauptpunct aufmerksam machte. Dieses Letztere ist auch immer die Haupttendenz einer jeden dieser prophetischen Reden, und es läßt sich nicht wohl denken, daß Jesus sich sollte in einem Cirkel herumgedreht und dann wieder auf das Nämliche zurückgekommen seyn. Auch haben die verschiedenen Stücke dieser Rede einen verschiedenen Ton, bald sind sie hochpoetisch und bilderreich — bald didactisch, und enthalten selbst Parabeln, welche wieder alle auf einander folgen und den Schluß der Rede ausmachen, und dadurch die Hand eines Ordners, Diaskeuasten, verrathen, und der in andern Theilen des Evangelisten Matthäus sichtbaren Combination des Aehnlichen entsprechen. Auch erzählt Lucas zwey dieser Parabeln bey einer ganz verschiedenen Veranlassung. — Alles dieses zusammengenommen scheint anzudeuten, daß jene letztern prophetischen Reden Jesu aus mehrern, zu verschiedenen Zeiten vorgetragenen, Bruchstücken in ein Ganzes verbunden und geordnet worden seyn mögen; zu welcher Zusammenstellung nicht blos die Aehnlichkeit und gleiche Tendenz des Inhalts, sondern auch noch außerdem das Beyspiel der Propheten des Alten Testaments, die in langen, anhaltenden Reden ihre Orakelsprüche vortrugen, den Diaskeuasten, vorzüglich den hebraisirenden Matthäus, oder seine Urquelle, mag bewogen haben. Eine nähere Bestätigung würde diese Hypothese dadurch erhalten, wenn sich dieses Ganze in seine ursprünglichen Theile wieder auflösen und trennen ließe.

§. 193.

Diaskeuase der prophetischen Reden Jesu.

Nach dieser Ansicht möchten also vielleicht diese vom Matthäus aufbewahrten prophetischen Reden und Aussprüche

Jesu auf folgende Art geschieden und distinguirt werden können.

Voran steht äußerst passend die Veranlassung zu den folgenden Reden. Sie ist wieder so einfach und natürlich, wie der ganze Ton und Geist der evangelischen Geschichte. Die Jünger machen ihren Lehrer aufmerksam auf die Pracht des Tempelgebäudes. Marcus, der oftmals seine Erzählung durch lebendige Züge zu heben sucht, führt auch hier einen der Jünger sehr malerisch redend ein: „Lehrer, welche Steinmassen! welch ein Gebäude!“ — Jesus beantwortet dieses Staunen mit der ernsten und kurzen Aussage, daß alles dieses seiner Zerstörung nahe sey, und schweigt, — und auch die Jünger, wie natürlich, verstummen, aber mit dem Stachel im Herzen, ein mehreres zu erfahren. — Mit Schüchternheit fragen sie ihn durch die vertrautesten Jünger, indem er auf dem Oelberge dem Tempel gegenüber sitzt, gleich als ob der neue Anblick des prächtigen Gebäudes sie dazu zwänge, wenigstens die Kühnheit der Frage entschuldigen würde. Und hier mit der Antwort Jesu beginnt das zweyte Stück. Aber wohl nicht den Erwartungen der Fragenden, desto mehr aber der Weisheit des Lehrers gemäß. Der Ton Jesu ist ruhig und didactisch. Er fordert sie auf, standhaft zu seyn und muthig. Denn es würden falsche Messiasse auftreten, und sie würden hören von Kriegen und Kriegsgerüchten. Sie sollten dann nicht sogleich an ein Ende denken. Hiemit (V. 7.) schließt sich, wie Lucas (21, 9.) bemerkt, das zweyte Stück.

Das dritte (welches Matthäus, veranlaßt durch das Wort: „Krieg und Kriegsgerücht,“ mit dem Vorigen verbindet) beginnt V. 7. Das Gerücht und die Erwartungen werden nun zur That. Völker und Reiche werden gegen einander auftreten, und man wird überall von Unruhen, von Seuchen und Hungersnoth hören. Auch dieses bezieht Jesus wieder zunächst auf seine Jünger und sein Reich. Vorher

warnte er nur vor Schreck und Angst, — jetzt verkündigt er ihnen ihr Schicksal (V. 9.) — sie würden von allen gehaßt, verfolgt, ja getödtet werden um seiner Lehre willen. Die falschen Propheten würden Anhang bekommen, u. s. w. Wahrlich eine traurige Vorherverkündigung eines sinnlichen Reichs, oder, wie sogar eine neuere Schrift sich ausdrückt, eines Schlaraffenlebens! — Aber zugleich wieder Aufforderung zum Muth und zum Ausharren! und auch Trost — denn nun würde die fröhliche Lehre sich über den ganzen Erdkreis verbreiten; — und die Versicherung, er würde ihnen Mund und Weisheit geben (Luc. 21, 14. u. Marc. 13, 11.). Dann würde das Ende sich nahen! (Matth. Vers 14.).

Das vierte Stück gehet nun in das Einzelne, und schildert den Untergang des jüdischen Staats. Dies ist keinem Zweifel unterworfen. Lucas nennt Jerusalem zweymal ausdrücklich. Auch unterscheidet sich hier Lucas von den andern in einigen Puncten. Er nennet, so wie auch Marcus, die Worte Daniels *) nicht, die Matthäus hier anführt; läßt die

---

*) Die Glaubwürdigkeit der Evangelisten wird nichts dadurch leiden, wenn man auch in diese unstreitig authentische Reden Jesu die Einmischung ihrer, der Schriftsteller, Individualität nicht verkennt. Man würde wenigstens eine Verbalinspiration annehmen müssen, wenn man dieses nicht zugestehen wollte. Wie sollten sie, vorzüglich die mehr hebraisirenden Verfasser, nicht bey solchem, ihnen vor allen andern interessanten, Süjet ihre von Jugend auf eingesogenen und genährten Ideen und Ausdrücke eingemischt haben? Dahin gehörten vorzüglich die Prophezeihungen Daniels, die selbst einem gebildeten Josephus damals in Erfüllung zu gehen schienen. Ein ähnliches Wort, das Jesus aus diesem Propheten gebrauchte, konnte und mußte die ganze Weissagung in die Seele des Apostels zurückrufen. So glaube ich dann, daß man hier wieder dem besonnenen Lucas folgen, und die Worte beym Matthäus: το ῥηθεν bis νοειτω für eine Parenthese des Matthäus halten müsse.

Flucht im Winter und Sabbath weg, bezieht alles mehr auf die Hauptſtadt des jüdiſchen Landes, redet von Auswanderungen und Zerſtreuung unter allen Völkern, und dem Herannahen beſſerer Zeiten für die Heiden, und ſpricht zwar in den ſtärkſten Ausdrücken von der kommenden Noth, oder doch nicht ſo hyperboliſch, als die andern (Matth. V. 21. Marc. V. 19.). —

Das fünfte Fragment (Matth. V. 22 — 28. Marc. 20 bis 23.) kündigt ſich ſchon dadurch, daß es ſich beym Lucas nicht findet, und durch die wiederholte Verkündigung falſcher Meſſiaſſe als ein ſolches an. Es ſcheint eine Beantwortung einer Frage der Jünger zu ſeyn, wie lange denn dieſe Drangſale dauern, und ob die ſichtbare Erſcheinung des Meſſias ihnen ein Ende machen, und wo (Luc. 17, 36.) das alles geſchehen würde. Jeſus antwortet: Sie würden vorüber gehen. Nicht an einem beſtimmten Ort, weder draußen auf dem Felde, noch in Wohnungen würde der Meſſias — ſondern überall, wie das Wetterleuchten, gegenwärtig, aber nirgends ſinnlich zu ergreifen ſeyn *). Um deſtomehr ſollten ſie ſich aber vor Verführungen hüten, denn die falſchen Meſſiaſſe würden ſich auf Wunder berufen u. ſ. w. Der 27. und 28ſte Vers findet ſich beym Lucas in einer andern Verbindung Cap. 17, 24. **).

---

*) Dieſe Vergleichung mit dem Blitz u. ſ. w. ſcheint den ſinnlichen jüdiſchen Erwartungen einer perſönlichen Paruſie direct entgegengeſetzt zu ſeyn. Lucas konnte ſie in der Rede an die Jünger weglaſſen. Bey ihm ſagt Jeſus die Worte Phariſäern.

**) Das: Wo ein Aas iſt ꝛc. ſcheint beym Matthäus auf die falſchen Propheten, welche den Sturz des jüdiſchen Staats und die allgemeine Noth herbeyführen würden (wie Caſſandra), alſo auf V. 24 bezogen werden zu müſſen. Vers 27 iſt parenthetiſch die Widerlegung der Ausſagen der Pſeudochri-

Das sechste Stück beginnt mit Matth. 24, 29. (Marc. 13, 24. 21, 25.), und ist im erhabensten Propheten- und Dichterton, aber eben deßhalb auch desto individueller, lebhafter und dunkler. Diese ganze Rede Jesu ist aus prophetischen Reden des Alten Testaments zusammengesetzt. Man sehe z. B. Jes. 13 u. 34 Ezech. 32 und vergleiche damit manche Schilderungen der Apocalypse, wo alles individualisirt wird, um eine große, auffallende und siegreiche Catastrophe im Christenthum oder Reiche Gottes zu schildern. Man vergleiche ferner diejenigen hebräischen Poesien, wo Naturbegebenheiten geschildert werden, z. B. ein Gewitter im 18ten oder 29sten Psalm u. s. w. — wo Jehovah, von Wolken umhüllt, auf seinem Donnerwagen einherfährt: und man wird es nicht mehr auffallend finden, daß Jesus von einer solchen großen Begebenheit, durch welche seine Nation, das bisherige Volk Gottes, ganz aus der Reihe der Nationen verschwinden, und die herrlichste Stadt Asiens, Jerusalem, sammt ihrem Tempel fallen sollte, in diesen Ausdrücken und vertrauten Bildern redete! — Wie schwingt sich, selbst bey historischen Schilderungen vergangener Begebenheiten, die Sprache der Hebräer zu den kühnsten und erhabensten Bildern empor! *)

Um wie vielmehr ist dies von der Schilderung zukünftiger großer Begebenheiten zu erwarten, die auf die jüdische Nation und das ganze Menschengeschlecht den größten, erschütterndsten und ausgebreitetsten Einfluß haben sollten, und wo noch außerdem Jesus in bekannten, gebräuchlichen Bildern

---

sti. Lucas scheint das ὅτι mehr auf die zerstörenden Drangsale zu beziehen. Das ὅτε ist wohl auf jeden Fall der zerfallende jüdische Staat. —

*) Man vergleiche z. B. selbst manche Stellen in dem sonst so historischen ersten Buch der Maccabäer, oder im Sirach das 50ste Capitel, die Schilderung des Hohenpriesters Simon, u. s. w.

erden mußte, gleichsam, als ob er sagen wollte: dann wird das erfüllet werden, was ihr und meine Nation so lange erwartetet! dann werden die Bewohner der Erde erzittern, und der Messias auf den Wolken, auf dem Donnerwagen, mit Kraft und Majestät gerüstet kommen sehen! — Er aber wird dann aussenden seine Boten, aussenden aus allen vier Winden, u. s. w. Dieses letztere Aussenden der Engel, — eine starke orientalische Trope! (aus Zach. 12, 12. f. 31.) — hat Lucas nicht, sondern statt dessen: Dann, wenn diese Zeiten beginnen, dann hebet eure Häupter empor. Denn eure Rettung nahet. — Also Lucas, doch wohl der beste Commentator des Matthäus, denkt keinesweges an ein plötzliches, sichtbares Erscheinen in den Wolken, sondern an eine Reihe auffallender Begebenheiten in dem Kreise der Apostel, an einen Sieg der guten Sache Jesu *). Durch das Beyspiel des Feigenbaums führt sie Jesus wieder auf eine langsamere Entwickelung -- und zur Geduld. Jene Begebenheiten waren die Zeichen des Keimens, — aus ihnen sollten sie schließen, daß nun bald die Blüthe des Gottesreiches kommen würde **). Die Christocratie wird aus den Trümmern des Judaismus sich erheben, die Theocratie, im eigensten und edelsten Sinn, wird beginnen. Ehe ein Menschenalter vergehet, wird alles dieses in Erfüllung gehen. Am Schluß warnt Jesus sie vor allem Grübeln über die zu erwartenden Begebenheiten, ver-

---

*) Ein ähnliches Bild s. Joh. 1, 51.

**) Blos Lucas sagt: ὅτι ἐγγυς ἐστιν ἡ βασιλεια του θεου -- die andern: ὅτι ἐγγυς ἐστι &c. ὁ υἱος του ἀνθρωπου. Lucas denkt also mehr an einen Zustand, an ein Kommen des Reiches Gottes -- die andern an ein Kommen des Messias. Daß die Jünger Jesu nach ihren individuellen Ansichten die Reden Jesu auffaßten, wer könnte daran zweifeln? Offenbar beweiset dieses auch hier wieder die bedächtlichere Darstellung des Lucas, die der spätern Zeit angehört.

weiſet ſie auf den Vater, und fordert ſie (beym Marcus und Lucas) zur Wachſamkeit, Standhaftigkeit und Treue auf. —

In dem folgenden ſiebenten Stück (Matth. 37 bis 51) ſcheint Matthäus wieder verſchiedene zu andern Zeiten geſprochene Ausſprüche Jeſu zu verbinden (cf. Luc. 12, 35. 17, 34.). Uebrigens ſchließt ſich der Inhalt und Schluß genau an das Vorige an, und ſtimmt mit Luc. 21, 34 — 36. und Marc. 13, 33 — 36., der Sinn iſt: Schnell und unverſehens wird jene Zeit — Jehovens Tag — erſcheinen! Um deſtomehr ſeyd auf eurer Hut! Seyd wachſam und nüchtern! —

Dieſem ſchließt ſich nun die Parabel V. 45 ꝛc. von dem Sklaven, den der verreiſende Hausherr über ſein Hausweſen ſetzte, an, und ſo wie der eine Prophezey- und Orakelſpruch ſich zu dem andern fügte, ſo verbindet ſich mit dieſer Parabel, nach den Geſetzen der Aſſociation, eine Reihe anderer Parabeln des nämlichen Inhalts. — Aus oben angeführten Gründen ſcheinen auch dieſe eben ſo wenig nach einander geſprochen, ſondern vielmehr zu verſchiedenen Zeiten und bey verſchiedenen Veranlaſſungen von Jeſu ſeinen Jüngern mitgetheilt worden zu ſeyn. Jeſus würde durch das Anhäufen ſolcher Apologen den Eindruck der einen durch die andere geſchwächt haben. Auch zeigt ſich hier Matthäus wieder in ſeiner ganz eigenen, diaſkeuſirenden Manier. So wie im Anfang ſeines Evangeliums (Cap. 13) ſtellt er auch hier mehrere gleichartige Parabeln zuſammen. Schwerlich würden auch dieſe Parabeln, wenn ſie gleichſam die Corona der prophetiſchen Ausſprüche Jeſu waren, und (wie beym Matthäus geſchieht) in den ſeine Parouſie betreffenden Reden den Schluß ausgemacht hätten, von den andern Evangeliſten übergangen, und jenen nicht beygefügt worden ſeyn, da alle Evangeliſten in der Anführung des Uebrigen ſo ſehr übereinſtimmen. Es würde in dem Fall eher in der Ordnung ſeyn, daß Lucas ſie hätte, und Matthäus nicht, als umgekehrt. Auch hat Lucas

eine derſelben, nämlich die Parabel von den anvertrauten Pfunden bey einer andern Gelegenheit.

Uebrigens konnte der Evangeliſt, in ſo fern er eine generelle Anſicht der Ausſprüche Jeſu über das Gottesreich geben wollte, dieſen Parabeln Jeſu, die allerdings ſich auf das Gottesreich beziehen, keinen beſſern Platz anweiſen, als hier, wo ſie eben ſo viel Corollarien der prophetiſchen Reden Jeſu ausmachen, ſie mögen übrigens von Jeſu geſprochen ſeyn wann und bey welcher Gelegenheit ſie wollen. —

§. 194.

Reſultate und fernere Entwickelung des Vorigen.

Unſtreitig herrſcht in dieſen letzten Weiſſagungen und Reden Jeſu ein eigenes Helldunkel, welches gegen das einfache Licht, das in allen andern Reden Jeſu uns freundlich entgegenleuchtet, um deſto ſtärker abſticht. An mannigfaltigen Verſuchen der Exegeten, dieſes Dunkel aufzuhellen und in das Schimmerlicht Einheit zu bringen, hat es ebenfalls nicht gefehlt. Einige haben nur Rabbinismen und Judaismen, andere blos den Untergang des jüdiſchen Staats, einige das Ende der Welt, andere das letzte Gericht, und wieder andere beydes oder alles zuſammen darin finden wollen.

Schon ihrem Weſen nach, als Weiſſagungen von zukünftigen verborgenen Dingen, welche nur das Allgemeinere in großen Zügen darſtellen, und auch, ihrer Natur und Würde gemäß, nicht anders als in bildlicher und poetiſcher Sprache mitgetheilt werden können, muß ein gewiſſes heiliges Dunkel ſie umhüllen. Jeſus hatte auch bey dieſen Weiſſagungen nicht den Zweck, ſich ſeinen Jüngern durch dieſelben als Prophet und Meſſias zu beurkunden, ſondern wollte ſie vielmehr, als die Streiter und Feldherren der Sache Gottes, in religiöſer und moraliſcher Hinſicht auf die großen zukünftigen, mit ſeinem göttlichen Reiche in inniger Verbindung ſtehenden Ereig-

nisse zum voraus aufmerksam machen. Da bedurfte es nur der Fingerzeige auf bevorstehende Kämpfe und den Triumph der guten göttlichen Sache und ihrer Verfechter. —

Aber bey dem allen liegt doch wohl ein großer Theil dieser Dunkelheit in der fragmentarischen Ueberlieferung und Form derselben, so wie auch in der Verschweigung der Umstände, durch welche sie veranlaßt und unter denen sie gegeben wurden. Indeß läßt es sich nicht verkennen, daß der Untergang des jüdischen Staats und seiner glänzenden Hauptstadt, also Untergang der mosaischen Hierocratie und Aufgang der reinen Theo- und Christocratie die Grundidee ist, an welche sich das Ganze anschließt. —

In Judäa, und vorzüglich in dessen Hauptstadt und den ersten Oberhäuptern des Staats, fanden Jesus und seine Anhänger ihre heftigsten Widersacher. — Jesus selbst sollte bald nach diesen Verkündigungen ihren Ränken unterliegen, und darnach die nämlichen Verfolgungen die Jünger treffen. Sie bedurften es vor allen, daß Jesus ihnen zurief: Richtet eure Häupter empor! es sind die letzten vergeblichen Kämpfe des verderbten und zerfallenen Staats gegen das Gottesreich! Was sollte den Muth dieser Kleingläubigen zu dem begonnenen großen Werk aufrecht erhalten, wenn ihnen bey der traurigen und dunkeln Gegenwart auch noch der frohe Blick in die bessere Zukunft fehlte? — Denn auf diese trostvollen Verkündigungen folgte die erschütternde Nachricht: „Des Menschensohn wird überantwortet werden, daß er gekreuzigt werde!“ (Matth. 26, 1. 2.). Und nur zu bald gieng dieser letzte Ausspruch des geliebten Lehrers in Erfüllung.

Also Triumph des Messias und Gottesreichs über alle Feinde, Untergang des feindseligegesinnten, hartnäckigen Volkes und Staats, Emporkeimen der schönen Ordnung aus der Verwirrung, war der Inhalt der Verkündigungen Jesu an seine Jünger. Er kleidete dieselben in die bekannten Bilder der althebräischen Prophetensprache. Und wie hätte er auch

anders

anders zu ihnen reden sollen und eindringlicher zu ihnen reden können? Er gab dem Alten und Bekannten, was von Kind desbeinen in ihnen war, die neue Wendung auf den Messias und sein ewiges Reich. Unstreitig mußten diese Reden, die er wahrscheinlich in den letzten Nächten im Oelgarten (Luc. 21, 37.) aussprach, schon durch die eigne Lage, in welcher sich Jesus befand, so wie durch den feyerlichen Ton und die Umgebungen, den lebhaftesten Eindruck auf sie machen. Unstreitig bewahrten sie diesen Eindruck in ihren Herzen, um so mehr, da es die letzten Worte Jesu an sie — gleichsam sein Vermächtniß — waren, und sie bald darauf in eine Lage kamen, wo sie der Rückerinnerung an dieselben so sehr bedurften. — Aber gewiß konnte es ihnen nicht einfallen, sie sogleich niederzuschreiben, oder sie der Nachwelt aufzubewahren. — Erst spaterhin, als sich Gemeinen bildeten, und Tausende in Jesu das verheißene Licht der Welt erkannt hatten, entstand das Bedürfniß schriftlicher Nachrichten. Wollte man behaupten, daß die Evangelisten jene Verkündigungen Jesu wörtlich und buchstablich uns überliefert hätten, so würde man auch zugleich das Wunder der Wortinspiration annehmen müssen, welches in einer historischen Untersuchung ohne Widerspruch und Cirkelschluß nicht kann angenommen werden.*) —

Sobald man also aus historischem und menschlichem Gesichtspunct — und von einem andern, dogmatischen, kann hier nicht die Rede seyn — diese Aussprüche Jesu betrachtet, so wird man eingestehen müssen, daß, obgleich uns die Evangelien unläugbar den Geist und Ton der Rede Jesu wie-

*) Eine solche Stärke des Gedächtnisses kann auch bey den Jüngern nicht angenommen werden, daß sie diese Reden Jesu, in dieser Lage, und bey dem kurz darauf folgenden Drängen der Begebenheiten sollten wörtlich aufgefaßt und aufbehalten haben. In Betref anderer Reden Jesu findet nicht der nämliche Fall Statt, wovon unten ein mehreres.

deraeben und darſtellen, wir doch ſchwerlich die eigenen Worte Jeſu hier werden erwarten dürfen. Oder mit andern Worten: Wenn wir jemals aus innern Gründen einen Einfluß des Gemüths des Hiſtorikers auf ſeine hiſtoriſche Darſtellung annehmen dürfen, ſo iſt dieſes hier vorzüglich der Fall.

Denn erſtlich waren die Jünger, wie die Geſchichte des Neuen Teſtaments ſattſam überall beweiſet, voll von den meſſianiſchen Erwartungen ihres Zeitalters; ſie erwarteten eine baldige feyerliche Erſcheinung des Gottesreichs auf Erden*). Obgleich Jeſus ihnen Winke genug gab zu einer höhern geiſtigen Anſicht, wie auch ſelbſt aus dieſen Reden in der Form, wie wir ſie haben, hinlänglich erhellet, ſo widerſprach er doch nicht geradezu dieſen ihren ſinnlichern Erwartungen. Denn dies gehörte vorzüglich zu den Dingen, die ſie noch nicht tragen konnten, und Jeſus verfährt in dieſer Hinſicht durchaus mit ſanfter Schonung, wie z. B. bey dem Rangſtreit der Jünger und der Frage des Petrus.

Ferner trug Jeſus ſeine Weiſſagungen in einer Sprache und in ſolchen Ausdrücken vor, die er von den althebräiſchen Propheten und den damals gangbaren, allgemein bekannten Orakelſprüchen entlehnte. War es anders möglich, als daß eben diejenigen, die ihren ſinnlichern Erwartungen am meiſten entſprachen, auch den ſtärkſten Eindruck auf ſeine Vertrauten machten? Iſt es zu verwundern und anders zu erwarten, als daß ſie eben dieſe vorzüglich aushoben und in ihre fragmentariſche Darſtellung aufnahmen? Werden ſie nicht auch an dieſe Ausdrücke, die Jeſus gleichſam aus ihrem Munde nahm, diejenigen noch angeknüpft haben, die noch in ihren Herzen waren?

Endlich, damals als ſie dieſe Reden Jeſu niederſchrieben, zeigten ſich unſtreitig ſchon manche Zeichen des Herannahens

*) Luc. 19, 11. ὅτι ἐγγὺς ἦν Ἰερουσαλὴμ αὐτὸν, καὶ δοκεῖν αὐτοὺς ὅτι παραχρῆμα μέλλει ἀναφαίνεσθαι ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ.

der von Jesu verkündigten wichtigen Periode des Untergangs des jüdischen Staats, z. B. bürgerliche Unruhen, heftige Verfolgungen der Christen, falsche Messiasse und Propheten u. s. w. Um desto lebhafter mußten also gerade diejenigen Züge, die mit ihren Erwartungen stimmten, vor ihre Seele und Phantasie treten, und sich aus den Fragmenten der Reden Jesu von selbst ein solches Ganzes bilden, wie wir es nun im Matthäus vor uns haben. —

Wenn wir also diese letzten Reden Jesu nach den nämlichen Grundsätzen und aus demselben Gesichtspunkt beurtheilen, nach welchen wir bey der Beurtheilung der uns von andern, z. B. griechischen und römischen Schriftstellern überlieferten Reden verfahren, so wird es sehr wahrscheinlich, daß wir hier nicht auf Vollständigkeit und buchstäbliche Ueberlieferung derselben rechnen, sondern sie nur als Fragmente betrachten dürfen*). Demnächst werden wir aber auch eingestehn, daß wir bey der Entwickelung derselben auf den Geist, die Denkungsart und Bildungsstufe der Ueberlieferer und auf den Geist des damaligen Zeitalters vorzüglich Rücksicht nehmen und die specielle eigenthümliche Ansicht der Evangelisten vor allem in Anschlag bringen müssen. Der Geist dieses Zeitalters war: Erwartung großer Catastrophen und Drangsale, Entwickelung eines Reichs der Heiligen, sichtbare und glänzende Erscheinung eines Nationalretters, Verbreitung der Verehr-

*) Daß sie den Lucas und Marcus fragmentarisch sind, ergiebt sich schon aus der Vergleichung mit Matthäus. Auch hat dieser nicht alles, was die Andern haben. Johannes übergieng diese Reden gänzlich. Uebrigens gehören sie zu dem Lokalen des Neuen Testaments und sind bloß für uns als historische Denkmäler jenes Zeitalters zu betrachten, obgleich sie auch in ihrer jetzigen Form die Vorhersehungsgabe Jesu beurkunden.

rung des einzigen Jehovah über den ganzen Erdkreis u. s. w. Die Evangelisten und Apostel waren in dieser Hinsicht nicht über ihr Zeitalter hinaus, sie theilten großentheils die sinnlichen Erwartungen ihrer Nation. Dieses mußte natürlich auf die Darstellung der fragmentarischen Weissagungen Jesu einen großen Einfluß haben, und ihr mehr oder minder das Colorit des Zeitalters geben, wo sie es vielleicht ursprünglich weit weniger hatten.

Endlich muß man auch nicht vergessen, daß eben diese Erwartungen des Zeitalters einer sehr erhabenen, geistigen und moralischen Ansicht fähig sind. Dieser höhere Geist ist selbst in dem größern körperlichen Bilde, das sich der große Hause davon machte, nicht zu verkennen, wie viel weniger denn in den Ansichten der Edlern der Nation, z. B. eines Simeon, Nicodemus, Joseph von Arimathia u. a., die die Ankunft des Gottesreiches im Stillen erwarteten, wenn die Pharisäer und Schriftgelehrten gemeiner Art Pomp und Geräusch verlangten. Wie könnte man denn jene höhere und edlere Tendenz in diesen letztern Reden Jesu verkennen, wenn sie gleich durch das Medium, wodurch sie zu uns gekommen sind, nämlich die sinnlichen Jünger einigermaßen verdunkelt oder anders fingirt wurden. Sie konnten und sollten nur nach und nach zu jener geistigen Ansicht gelangen.

§. 195.

Einwürfe dagegen.

Vielleicht wird mancher diese Ansicht und Meinung von jenen letzten prophetischen Reden Jesu kühn oder gar verwegen nennen, und befürchten, daß aus der Annahme derselben der ganzen Evangelischen Geschichte Gefahr entspringen könnte. Allein diese Besorgniß beruht doch mehr auf Schein und dunkeln Vorstellungen, als auf Wahrheit. Jeder andere Schriftsteller, würde dadurch nichts an seiner Wahrhaftigkeit

verlieren, wenn der Kritiker auch in der Darstellung desselben den Einfluß seiner Subjectivität bemerkte und erwiese. Vielmehr würde dadurch die Authenticität des Werkes selbst einen neuen und zwar einen der stärksten Beweise erhalten, und auf diese Art das Object seiner Darstellung ebenfalls an innerer, objectiver Wahrheit gewinnen. Auch vergesse man nicht, daß hier blos von einer historischen, menschlichen Ansicht der evangelischen Urkunden die Rede ist, und daß die Voraussetzung einer wörtlichen Inspiration der Evangelisten in historischen Dingen sich wenigstens aus den Evangelien selbst keineswegs erweisen lasse. — Die Haupteinwürfe, die man gegen diese Ansicht aufstellen könnte, würden etwa folgende seyn:

1) „Wenn man bey diesen letzten Reden Jesu annehmen will, daß sie uns fragmentarisch überliefert sind, was kann uns dann hindern, auch andere von den Evangelisten verzeichnete Reden Jesu als solche zu betrachten?" — Und warum sollte und dürfte man denn dieses nicht? Ist nicht die ganze Lebensgeschichte Jesu fragmentarisch? Selbst sehr wichtige Begebenheiten aus dem Leben Jesu werden übergangen; — Matthäus und Johannes erwähnen sogar nicht einmal seiner Himmelfahrt! Letzterer hat auch nichts von seiner Geburt. Oftmals muß der eine aus dem andern ergänzt und berichtigt werden. Jesus hat doch unstreitig weit mehr gesprochen, als wir aufgezeichnet finden u. s. w. — Eine nur oberflächliche Ansicht und Vergleichung der Evangelisten unter einander zeigt uns augenscheinlich, daß sie nur fragmentarisch schreiben wollten, weil sie für das erste Bedürfniß weniger ihrer Zeitgenossen schrieben. Genug, daß, wenn uns auch dadurch manches entgangen seyn mag, was hohes historisches Interesse für uns haben könnte, uns doch nichts entgeht, was unser moralisches Bedürfniß und Interesse fordern und dasselbe befriedigen kann. —

2) „Wenn wir hier eine specielle und individuelle Ansicht der Jünger zugeben, und also diese Reden Jesu als

nicht völlig authentisch, sondern einigermaßen durch den Einfluß der individuellen und partiellen Ansicht der Jünger verändert betrachten, so läßt sich dieses auch auf andere Reden Jesu z. B. seine Bergpredigt u. s. w. ausdehnen, und also auch diese verlieren an ihrer Authenticität und Glaubwürdigkeit.“ Dieser Einwurf ist bedeutender und wichtiger. — Aber es läßt sich darauf folgendes antworten: Schwerlich wird jemand behaupten wollen, daß im Allgemeinen diejenigen Reden, welche uns die Historiker überliefern, wenn sie nicht sogleich von dem, der sie hörte, oder von dem, der sie hielt, niedergeschrieben wurden, in der Form und in dem Ausdrucke gerade die nämlichen sind, wie sie gehalten wurden. Der Historiker befriedigt alsdann schon die Forderungen der historischen Treue, wenn er den Inhalt derselben genau, und ihre Form insofern wiedergiebt, als dieselbe dem Charakter des Redenden entspricht. —

Es war ein Hauptgegenstand der historischen Kunst der alten Griechen und Römer, in der Darstellung der Reden ihrer Personen diese ästhetische Wahrheit zu erreichen, und die Geschichte hatte daher ihre Muse. In den alten hebräischen Geschichtsurkunden finden wir etwas Aehnliches — ebenfalls gedichtete Reden, aber diese tragen alsdann nicht eigentlich den historischen Charakter der Besonnenheit und der gewöhnlichen menschlichen Rede an sich, sondern haben ein durchaus poetisches Gepräge, wie z. B. der Segen Jacobs, Gen. 49., der Lobgesang und Segen Mosis, Deut. 32, 33., Deborahs Lied Richt. 5., Hannas Lobgesang, 1. Sam. 2. Eben so die schönen Reden des Matathias in dem in mancher Hinsicht mit ächthistorischem Geist geschriebenen 1. Buch der Maccabäer, Cap. 2. — Hieher gehören auch einige Stücke aus der evangelischen Geschichte des Neuen Testaments, z. B. „der Lobgesang der Maria“, der dem Lobgesang der Hanna durchaus nachgebildet ist, und die Rede des Zacharias, Luc. 1, 68., welche aus Stellen davidischer Psalmen zusam-

mengesetzt ist, von welchen beyden doch wohl nicht leicht jemand behaupten wird, daß es die eigensten Worte der Maria und des Zacharias seyen, sondern wovon es vielmehr wohl gewiß ist, daß der Diaskeuast dieser zarten und schönen Familiensage das Göttliche und Heilige der spätern Zeit durch Nachbildung eines heiligen Urbildes der Vorzeit darzustellen suchte. Der Charakter solcher Reden, sowohl im Alten als Neuen Testament, ist also poetisch, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie im Alten Testament original, und im Neuen Testament den Originalen des Alten Testaments nachgebildet sind. —

Auch ist es merkwürdig, daß alle diese Reden nur beym Anfang oder am Ende großer Begebenheiten und Catastrophen und in den feyerlichsten Lagen gehalten und als solche aufgezeichnet sind. — Es sind alle entweder Reden beym Tode oder bey der Geburt, vor oder nach großen Umwandlungen gesprochen — und bezeichnen als Nationalgesänge gleichsam wichtige Epochen in der Geschichte des hebräischen Volkes. —

Diese Reden oder Gesänge lassen sich also eigentlich gar nicht mit den mit Fleiß gedichteten Reden griechischer und römischer Geschichtschreiber vergleichen, weder in ihrer Entstehung, noch auch in ihren Zwecken. Sie kündigen sich auch durch Ton und Tendenz mehr als Producte ihres Zeitalters, denn als Producte eines Menschen oder der historischen Kunst an, und unterscheiden sich hinlänglich von allen andern Aussprüchen und Reden.

Dieses auf die obigen Reden Jesu (die Parabeln am Schluß derselben nehme man hievon aus) angewandt, kann man in ihnen schwerlich in vieler Hinsicht den nämlichen Geist verkennen, der in jenen diaskeuasirten Reden herrschte. Doch soll damit nicht gesagt seyn, daß Matthäus diese Reden Jesu gedichtet habe, wie z. B. etwa Tacitus die Rede eines Galgacus; — sondern nur, daß unwillkührlich sich zu den aus Jesu Rede im Gedächtniß aufbewahrten Bruchstücken, die der Evangelist in ein Ganzes ordnen wollte, und zu dessen

altprophetischen Ausdrücken andere damals allgemein gangbare in der Rede des Evangelisten lebende Ansichten und Ausdrücke gesellten, und so durch Verbindung der eigenen mit denen im Gedächtniß behaltenen Ausdrücken Jesu, sich dieses Ganze so und in der Form bildete, wie wir es jetzt vor uns haben. —

§. 196.

Man kann auch nicht hiergegen die geringe Bildung und Unfähigkeit der Jünger einwenden, denn gerade was diesen Punct, nämlich die Erwartung einer glanzenden Erscheinung des Messias, und die Errichtung eines in mancher Beziehung sinnlich gedachten Reichs auf Erden betrifft, so war dies eine Idee des damaligen Zeitalters, und wie die Evangelische Geschichte oft genug beweiset, eine Lieblingsidee der Jünger, bey welcher sie mit Liebe verweilten, und die auch noch spaterhin in ihnen nachtönte. Es läßt sich also wohl nicht anders denken, als daß diese Ideen, die schon in ihnen waren, und welche sie mit den Ausdrücken der alten prophetischen Orakelsprüche bezeichneten, sich mit den schonenden, aber vergeistigenden Aussprüchen Jesu vereinigten.

Bey andern von ihnen aufgezeichneten Reden Jesu läßt sich aber dieses auf keine Weise denken und annehmen. Denn in diesen wurde ihnen von Jesu theils etwas durchaus Neues, Unerhörtes und Unbekanntes gegeben, was noch niemals in ihre Seelen gekommen war; theils giengen auch diese andern Reden Jesu nicht nur über ihre und aller ihrer Zeitgenossen Bildung und Gesichtskreis weit hinaus, sondern sie widersprachen selbst geradezu ihren bisherigen Ideen und Meinungen, z. B. die Bergpredigt; theils war auch in denselben gar nichts ihren sinnlichen Neigungen Entsprechendes, sondern durch ihre strengen Forderungen und ihre moralische Erhabenheit waren sie vielmehr denselben schnurstraks entgegengesetzt.

Man braucht auch nur die Bergrede und alle andere Reden Jesu anzusehen, um es unwidersprechlich zu fühlen, daß hier durchaus Jesus selbst redet; da hingegen bey seinen Prophetensprüchen jeder Unbefangene, der mit dem Geiste des damaligen Zeitalters einigermaßen bekannt ist, die Möglichkeit einer Ansicht wenigstens wird zugeben müssen, nach welcher sie ein Product des Zeitalters seyn können, welches bey jenen Reden unmöglich ist *).

§. 197.

Ueber die Parabeln Jesu.

Wenn man also annehmen will, daß die letzten Reden Jesu von der Gründung seines Messiantischen Reichs, die uns Matthäus in seinem 24sten Capitel und die andern correspondirenden Evangelisten fragmentarisch aufbehalten haben, die Farbe ihres Zeitalters und der von dem Geist desselben erfüllten Jünger an sich tragen, und daß sich in denselben die damaligen sinnlichen Erwartungen der jüdischen Nation mit den, schon an sich poetischen und bildlichen Schilderungen Jesu vermischt und verschmelzt haben, — und daß folglich diese Reden und Aussprüche Jesu nicht die Hauptquelle seyn können,

*) Ja, es würde auch der Authenticität der eigentlich moralischen Reden Jesu, z. B. der Bergpredigt, keinen Eintrag thun, wenn man auch hier eine fragmentarische Zusammenstellung annehmen wollte, obwohl dieses höchstwahrscheinlich nicht der Fall ist, da sie ein zusammenhängendes Ganze bildet, etwa die Gnomen am Schluß ausgenommen, die man, wenn man will, als Aggregate aus andern Reden Jesu, die sich zu diesem Schönen fügten, betrachten mag. S. §. 137. Note. — Auch ist es höchstwahrscheinlich, daß Jesus diesen moralischen Codex seines Reichs den Jüngern mehrmals in der nämlichen Form theilweise oder im Ganzen wiederholt hat.

aus welcher wir die geistige Ansicht und Idee, die Jesus mit dem Worte „Gottesreich“ unläugbar verband, schöpfen müssen; so entsteht die Frage: Wo finden wir denn diese geistigere, erhabnere Ansicht und den Zweck Jesu, seine Jünger zu einem höheren geistigen Standpunct, in Hinsicht auf diese Idee, zu erheben, deutlicher und bestimmter ausgedrückt? — Eine befriedigende Beantwortung dieser Frage ist von großer Wichtigkeit. Denn sie würde zugleich der beste Beweis seyn, daß die vorhin aufgestellte Ansicht jener Reden Jesu vom Gottesreich und seiner Parusie die richtige sey, und demnächst auch eine befriedigende Entschuldigung der vielleicht manchem anstößigen Behauptung enthalten, daß den Jüngern, wie so oft in andern Dingen, so auch hier in der Aufzeichnung der prophetischen Aussprüche Jesu etwas Menschliches begegnet sey.

Da jene Idee eines geistigen und moralischen Gottesreichs so mächtig in den Zeitgeist eingriff; da das Concrete, Idealische und Poetische derselben zugleich so sehr geeignet war, das Augenmerk der Apostel des Christenthums auf einen Punct zu heften und sie mit Muth und Enthusiasmus zu erfüllen; aber auch von der andern Seite leicht die zarte Gränzlinie zwischen Vernunft und Phantasie überschreiten und in Schwärmerey ausarten konnte*); so läßt sich von einem so weisen, feinfühlenden, auf die Bedürfnisse und Mängel sei-

*) Dies kann dem Ausdruck und der Idee selbst nicht zum Vorwurf gereichen. Denn es ist bey allem Schonen und Großen der Fall. Selbst die erhabene und große Idee des sittlichen Gesetzes ist mannigmal auch bey den ernsten Streitern in Schwärmereyen übergegangen. Poetische Begeisterung und Schwärmerey, Shakespear und Jakob Böhm gränzen in vieler Hinsicht nahe an einander. Selbst Wohlthätigkeit und Menschenliebe kann, wie Herder sich ausdrückt, in „eine heilige Wuth“ ausarten. —

ner Jünger so aufmerksamen, auch für die weite Ferne so besorgten Lehrer, wie Jesus war, mit Recht erwarten, daß er diesen Gegenstand mit der behutsamsten und zartesten Besonnenheit behandelt und alles aufgeboten habe, um jenen Abweichungen von der rechten Bahn vorzubeugen. Und dieses that er in denjenigen Lehrvorträgen, die vor allen andern hiezu am meisten geeignet waren, nämlich in seinen Parabeln.

§. 198.

Man hat die Parabeln Jesu mehrmals mit den äsopischen Apologen verglichen*). In so fern Parabeln Dichtungen sind, die den Zweck haben, eine Wahrheit zu versinnlichen und anschaulich darzustellen, können sie mit jenen verglichen und als unter die nämliche Gattung gehörend betrachtet werden. Aber dennoch sind beyde Dichtungsarten specifisch und wesentlich von einander unterschieden. Und diese Verschiedenheit beruhet nicht auf ihrer Form, sondern auf ihrer Tendenz. Der Zweck der äsopischen Fabel ist, einen anerkannt wahren moralischen oder Erfahrungssatz in seiner innern Nothwendigkeit, gleichsam wie ein Naturgesetz, anschaulich darzustellen. Sie setzt also die Ueberzeugung von der Wahrheit des Satzes selbst voraus, und kann durchaus nichts Neues und Unbekanntes, und eben so wenig etwas Uebersinnliches lehren und darstellen; ihr Gebiet erstreckt sich nicht über die Erfahrung hinaus. Die Fabel ist Geschichte, und zwar eine solche, in welcher die handelnden Personen, gleichviel ob todte oder lebende Wesen, ihren festbestimmten, genau begränzten Charakter haben, wodurch das Resultat derselben, das Epimythion, nothwendig ein solches und kein anderes

*) S. Storr de Parabolis Christi in seinen Opuscul. acad. und Conz Morgenländische Apologen u. s. w. (1803).

seyn kann; als aus derselben hervorgeht. Es kann folglich auch nur Ein practischer Satz aus jeder einzelnen sich entwickeln*).

Die Parabel hingegen ist beschränkter in Rücksicht ihrer beweisenden oder vielmehr dringenden Kraft, die ihr gänzlich fehlt, und worauf sie keinen Anspruch machen kann; aber dagegen hat sie ein viel weiteres Feld in anderer Beziehung. Sie will nicht sinnlich überzeugen, sondern sinnlich lehren. Ihr Gebiet ist nicht auf Erfahrungssätze und moralische Wahrheiten beschränkt, sondern reicht selbst bis in das Uebersinnliche hinüber; sie stellet nicht blos den Menschen, sondern auch selbst die Gottheit handelnd dar. Eben so wenig ist sie, wie das Beyspiel, darauf beschränkt, eine schon dargestellte Wahrheit zu versinnlichen oder zu erläutern, sondern sie kann auch eine Wahrheit, die noch erst gefaßt werden soll, lehren, und das symbolisch vortragen, was erst späterhin intellectuel und moralisch aufgefaßt und begriffen werden soll. In dieser Hinsicht hat die Parabel Aehnlichkeit mit dem philosophischen Mythus, jedoch mit dem Unterschiede, daß letzterer eine dunkelgefühlte abstracte Wahrheit sinnlich darstellt, und zugleich für die Wahrheit selbst genommen wird, so daß der Mensch bey dem historischen Factum, welches der Mythus

*) Der Unterschied, den Aristoteles zwischen Fabel und Parabel macht (Rhet. 2, 20.) bedarf hier keiner Erwähnung. Der Grieche verstand unter παραβολη blos eine rhetorische Vergleichung. Die eigentliche Parabel bestreitet er mit unter den Apologen, und es giebt deren mehrere unter den Aesopischen Fabeln, die nicht eigentlich und genau genommen Fabeln, sondern Parabeln sind. Wenn Lessing den Unterschied derselben blos in der verschiedenen Form sent, so nimmt er das Wort Parabel ebenfalls in der griechischen Bedeutung, nicht aber in der morgenländischen, wie sie im N. Testament vorkommt. Auch unter seinen köstlichen Fabeln sind mehrere, die eher den Namen der Parabeln verdienten.

aufstellt, sich beruhigt und befriedigt findet, bis späterhin die gebildetere Vernunft die in dem Mythus verhüllte Wahrheit aus andern Prämissen entdeckt, und alsdann dem Mythus nur blos noch als dichterischem Product eines kindlichen Zeitalters Werth beylegt; da hingegen die Parabel der völligen Einsicht der Wahrheit, die sie ebenfalls verhüllt darstellt, nicht vorgehet, sondern nachfolgt, und den Zweck hat, den Lehrling, dem die Parabel gegeben wird, auf den Standpunct des Lehrers und zu der nämlichen klaren Ansicht der Wahrheit zu erheben. Der philosophische Mythus ist ein Product des Zeitalters der sinnlichen Cultur oder Kindheitsperiode; die Parabel die besonnene Dichtung eines weisen Mannes, der, über sein Zeitalter erhaben, auf dasselbe zu wirken sucht.

Man muß demnach die hebräische Parabel nicht unter die Regel des Aristoteles oder griechischer Aesthetik zwingen wollen. Denn der Geist des hebräischen Alterthums und seiner Poesie ist ein ganz anderer, als der des griechischen. Die Tendenz der Bildung desselben war nicht Harmonie des Geistes und der Sinnlichkeit, sondern Unterwerfung der letztern unter den Gehorsam des Geistigen. Der Hebräer gehört einer übersinnlichen Welt an, und diese Welt ist der einzig würdige Gegenstand seiner Dichtungen. Die hebräische Parabel kann sich also zu einer weit höheren Sphäre erheben, als die Apologen des Griechen. Sie führt alsdann dem Menschen, als einem Mitgliede eines höheren unsichtbaren Reichs, die Natur vor als ein Bild, nicht damit er allgemeine Wahrheiten und Erfahrungssätze daraus lerne und erkenne, sondern damit er das Höchste und Uebersinnliche in ihr erschaue*). —

*) S. den Vorbericht zu des Verfassers „Parabeln". Duisburg u. Essen. 1805.

Auch empfängt, wenn die Fabel in ihrer historischen Form sich selbst ausspricht, die hebräische Parabel durch den, der sie vorträgt, eine besondere Bedeutsamkeit und Würde. Der Prophet und Volkslehrer war diesem auf eine so eigene Weise gebildeten Volke der Stellvertreter und Mund Jehova's, und dadurch empfiengen ihre symbolischen Handlungen und Vorträge ein besonderes höheres Gewicht. So wie Jehovah seinem Volke in Wolken und Wettern erschien, so redete er zu ihnen durch den Mund der heiligen Seher oft nur in der Verhüllung des Bildes und Gleichnisses, und man glaubte dann um so mehr die sich zu den Menschen herablassende Stimme des Allerhöchsten zu vernehmen. Darum schmiegte sich die einfache Parabel und das anspruchlose Gleichniß an den erhabenen Vortrag eines Jesaias und Ezechiel — und daher fand man auch in spätern Zeiten in dem bildlichen Ausspruche eines Propheten jeglichen Sinn, der sich mit demselben, wenn auch auf die entfernteste Weise, vereinen ließ, eben darum, weil ein Mann Gottes ihn gesprochen hatte. Welche Würde und Bedeutung mußten also die Parabeln desjenigen bey seinen Verehrern gewinnen, der über alle Propheten so weit erhaben, und der Gottheit so nahe war! — —

§. 199.

Warum lehrte Jesus in Parabeln?

Schon diese Bemerkungen über die hebräische Parabel würden hinlänglich seyn, um es zu erklären, warum sich Jesus bey der Gründung seiner Lehre und Religion dieser Dichtungsart, die er so sehr zu lieben scheint, so oft bediente*).

*) Die drey ersten Evangelisten haben etwa 40 Parabeln. Von diesen haben alle gemeinschaftlich nur 4; Matthäus und Lucas gemeinschaftlich 2; Matthäus allein 8; Marcus 1; Lu-

Aber es lassen sich auch noch andere, theils allgemeine, theils besondere Gründe und Rücksichten angeben, warum er diesen Vortrag vor andern wählte. Vorerst, kann man mit Recht sagen, daß Jesus hier denjenigen Gang und diejenigen Mittel wählte, auf dem und durch welche, wie die Geschichte erweist, das Menschengeschlecht und einzelne Völker ihre höhere geistige und moralische Bildung von jeher empfangen haben. Man kann mit Wahrheit behaupten, daß alle Bildung des Menschen von Poesie ausgieng, und mit ihr fortrückte. Schon äußerst früh, und ehe man es vermuthen sollte, und so lange der noch so ungebildete Mensch Mensch ist (denn der Zustand der thierischen grausamen Rohheit ist eigentlich eine Versunkenheit, ein Rückfall), beschäftigt er sich in seiner Seele mit Untersuchungen, oder vielmehr mit Ahndungen des Unbestimmten, Unendlichen — des Göttlichen. Er ahndet eine ehemalige Entstehung der Welt, eine Schöpfung; er will den Ursprung des Uebels und des Bösen wissen; er ahndet eine innige Verbindung der irdischen mit einer höhern geistigen Welt, der Menschen mit der Gottheit, und daraus entspringende Verhältnisse und Pflichten; er fühlt, daß die Menschenwelt nicht sey, wie sie seyn sollte, um ihres göttlichen Ursprungs würdig zu seyn, u. s. w. Er ahndet dieses, und fühlt zugleich das Bedürfniß, diese Ahndungen und ihre Aufschlüsse festzuhalten, sie in Worten und Lauten zu äußern, und seine Empfindungen und Ahndungen, seinen Glauben und seine Ge-

---

eas allein 17 oder 18; Johannes hat keine einzige gemeinschaftlich mit den andern, und überhaupt 2, oder wenn man auch Cap. 15. dafür gelten lassen will, 3. — Es giebt aber noch in der Evangelischen Geschichte mehrere, nicht ausgebildete Parabeln, oder solche Aussprüche Jesu, die, wenn auch nicht der Form, doch dem Geist nach wirkliche Parabeln sind, und sich leicht dazu gestalten ließen, oder vielleicht anfangs wirklich vollendete Parabeln waren. Z. B. Matth. 6, 2. 3 7, 13. Luc. 9, 62. u. a. m.

danken sinnlich zu begränzen*). Dieses Bedürfniß befriedigten die vorzüglichen Menschen unter ihnen, die heiligen Seher und Sänger, welche von der Gottheit begeistert in ihrer Sprache voll Einfalt und Würde jene Lehren und Mythen vortrugen. Und so entstand der erste Schritt in eine andere Welt, der Anfang einer neuen Bildungsstufe **).

So ausgemacht und gewiß dieses ist von der kindlichen und mythischen Periode der Menschen und Völker, so wahr ist es, daß auch in der Periode der höhern Cultur und gebildetern Vernunft alle Menschen, die in religiöser und moralischer Hinsicht auf ihre Zeitgenossen, ihr Volk und die Menschheit wirken wollten, sich dieser nämlichen, von der Natur selbst bealaubigten Methode mit Vorbedacht bedienten. Alle diese Menschen, Gesetzgeber, Religionsstifter, Aufklärer der Menschen trugen ihre Gesetze, ihre Wahrheit und Erkenntniß im Rythmus, in Bild und bestimmter Gestaltung vor. Man denke hier an Pythagoras, Salomo und Socrates bey den Griechen, an Numa bey den Römern — vorzüglich an die Propheten bey den Israeliten. Oft vereinigen sie Bild und Rythmus — und wo beydes zugleich nicht

*) So haben alle Völker, von denen Nachrichten bis auf uns gekommen sind, ihre dichterischen Sagen von Weltschopfung — Entstehung des Uebels und Bösen — großen Naturrevolutionen, die als Bestrafungen der Gottheit dargestellt werden — goldenen Weltaltern — von Menschen, die sich gegen die Gottheit empörten — Erscheinungen und Umgang der Gottheit mit den Menschen — u. s. w.

**) Man kann mit Recht behaupten, daß in der Geschichte der Genesis, auch als Mythen betrachtet, die Keime der sittlichen und religiösen Nationalbildung des hebräischen Volkes liegen, aus denen sich nachher selbst das Christenthum als die schönste Blüthe und Frucht entwickelte. Der Verfasser wird dieses an einem andern Ort näher darzustellen suchen.

nicht Statt findet, da wählen sie wenigstens mit Sorgfalt das Eine. Folglich muß wohl diese Art zu den Menschen zu reden, die natürlichste und wirksamste, so wie zu gleicher Zeit — eine nur dem Virtuosen mögliche Vereinigung — die populärste und edelste seyn.

Jesus, in so fern er auftrat, um die Menschheit zu einem Grade moralischer Bildung zu erheben, von welchem sie noch so weit entfernt war, und ihnen religiöse Wahrheiten und Erkenntnisse mitzutheilen und zu enthüllen, die sie noch nicht geahndet, oder doch nur geahndet hatten, wählte nun eben diesen einfachen Gang der Natur.

Man kann sagen, daß die Menschen seines Zeitalters, und zwar die unverfeinerten gutgesinnten, — denn auf diese allein wollte und konnte er wirken — sich in Beziehung auf die Lehren und Wahrheiten, die er entwickelte, eben so verhielten, wie die Menschen im Stande der Kindheit und Dämmerung der Vernunft in Rücksicht auf die Fragen vom Ursprung der Welt, des Bösen und der menschlichen Pflichten. Manches konnte ihnen gar nicht anders, als in bildlicher Hülle mitgetheilt werden, z. B. die Idee des Gottesreiches und der Seelenunsterblichkeit; manches andere mußte ihnen im Bild und Rythmus und einzelner Lebendigkeit mitgetheilt werden, wie z. B. die moralischen Vorschriften. Auch kann man selbst in den moralischen Vorschriften Jesu, z. B. in seiner Bergpredigt, den Rythmus, den Parallelismus und das Bild nicht verkennen *). Und so wählte Jesus noch außer-

*) Man vergleiche z. B. gleich den Anfang, die Seligpreisungen, alles ist das schönste Bild, der erwählteste Parallelismus der That und des Lohnes. Ferner V. 13. 14. 29. 30. u. s. w. Ueberall die erhabensten Vorstellungen mit der zartesten und schönsten dichterischen Hülle bekleidet, die zugleich Erläuterung, Beyspiel und Aufforderung ist. S. z. B. V. 44. Cap. 6, 2., und die meisterhafte Darstellung der Vorsehung

dem eine besondere eigene Dichtungsart, die Parabeln, zum Vehikel, um seine Jünger über den Zweck seiner Sendung und über das Gottesreich, das er stiften wollte, zu belehren.

§. 200.

Es läßt sich auch für das andere keine andere Dichtungsart denken, welche schicklicher und bequemer zu diesem Zweck gewesen wäre, als die Parabel. Die äsopische Fabel — wenn sie auch dem Munde Jesu anständig gewesen wäre — kann nur Erfahrungswahrheiten versinnlichen, und durch die natürliche Nothwendigkeit die moralische darstellen, nicht aber in das Uebersinnliche hinüberschreiten. Sie postulirt auch, indem sie Thiere und leblose Wesen als mit Vernunft, Sprache und Menschenähnlichkeit begabt zu denken fordert, etwas, was nur gedenkbar, aber doch nicht möglich ist; kann also auch keine eigentliche lehrende Kraft haben. Sie setzt schon kultivirte Menschen voraus, deren Vernunft über die Phantasie ein solches Uebergewicht hat, daß sie durch jene die letztere zwingen können, sich nicht durch die Unwahrheit der Dichtung stören zu lassen, den schon vorher als wahr anerkannten aus der Fabel hervorgehenden Satz, auch als nothwendig aus dieser Form sinnlich bestätigt anzuerkennen*). Die Fabel kann deßhalb auch nicht im Epos Statt finden, weil sie nicht einen fortschreitenden Zustand des Geistigen, sondern blos einen feststehenden, ruhenden Zustand oder eine bestimmte Wahrheit veranschaulicht; da hingegen die Parabel (oder das Bild)

V. 26 f.: das Verbot des Richtens und Verdammens 7, 1.; ebendas. V. 16. von der Nothwendigkeit eines frommen Lebens u. s. w.

*) Sie kann daher auch, wie ebenfalls Conz bemerkt, für Kinder keinen moralischen Nutzen haben. Sie belustigt diese nur.

nothwendig zum Epos gehört, und als ein kleines Epos im Epos, für sich vollendet dastehet und das Fortschreitende näher bezeichnet*). Die Parabel entlehnt ihren Stoff aus der Sinnenwelt, aus der Natur und dem Menschenleben, die sie gerade so darstellt, wie sie sind, und zwar in ihren allgemein als wahr anerkannten und bekannten Zügen, und mit sorgfältiger und besonnener Auswählung kleiner Züge, damit das Bild desto lebendiger werde, und das Abgebildete desto wirksamer darstelle. Z. B. wenn Jesus die Lehre von der Vorsehung vorträgt (Matth. 6, 28.), so beruft er sich auf die Lilien, sie arbeiten nicht, sie weben nicht, sie sind schöner als Salomo in seinen Feierkleidern; oder Marc. 4, 26 f. — Die Natur und die Menschenwelt, welch ein edler Stoff, um große Wahrheiten durch sie zu beweisen und zu versinnlichen! —

§. 201.

Endlich wählte Jesus diesen bildlichen Vortrag der wichtigsten Wahrheiten seiner zu stiftenden Lehre und Religion in Parabeln, besonders auch in Beziehung auf seine Jünger

*) Die äsopische Fabel konnte dann erst entstehen, als die Menschen schon gewisse Wahrheiten sich abstract und für sich bestehend gedacht, und aus Erfahrungen abgezogen hatten, aber wo sie auch zugleich das Bedürfniß fühlten, sich sinnlich von der Wahrheit derselben zu überzeugen, um ihnen mehr Stärke zu geben, — also bey der Entstehung regelmäßiger bürgerlicher Gesellschaften und Staaten. Anfangs enthielten sie also auch wohl blos politische Wahrheiten, — s. die Fabel bey Hesiodus W. u. T. 202., die Fabel des Jothams ꝛc. — Nachher wurden auch moralische Wahrheiten in der nämlichen Form dargestellt. Die Alten setzten die äsopische Fabel in das Gebiet der Philosophie. Lessing Abh. 222. Ueber die Vergleichung der Parabel mit dem epischen Gleichniß s. unten §. 202.

und ihre Denk- und Empfindungsweise. Wenn sie in Rücksicht ihrer Cultur, die noch überwiegend sinnlich war, überhaupt des Sinnlichen und der Poesie bedurften, so war dieses eben so sehr der Fall in Rücksicht ihrer schon einmal gefaßten Meinungen und Erwartungen. Einer Belehrung in bestimmter philosophischer Sprache waren die Jünger nicht fähig, auch hatte man keine philosophische Sprache, und das Christenthum kann auch, seiner Natur nach, in einer solchen nicht gefaßt werden. Es sollte und durfte kein philosophisches Lehrgebäude seyn, sondern eine Religion, d. h. eine Belehrung über das Verhältniß des Menschen zu Gott, oder die Darstellung des vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zustandes der Menschen in Verhältniß zur Gottheit, folglich etwas Historisches.

Ferner, da die Begriffe Gottheit, Menschheit, und das Verhältniß beyder zu einander durchaus geistig sind, und diese nur durch sinnliche Zeichen und Bilder der Gedanken, d. h. durch Worte und Sprache mitgetheilt werden können, so war das die einzige Forderung an den Lehrer, der dieses vortrug, daß er die Wahrheiten, welche er lehrte, auf die bestmöglichst bildliche Weise denen vortrug, welchen er zunächst sie mittheilte, und so mittheilte, daß seine Aussprüche in ihrer größten Reinheit und Treue aufbewahrt würden*).

*) Ueberhaupt ist es das Bestreben der Philosophie, die äußere symbolische Erkenntniß völlig zu vergeistigen, und die Sprache, wodurch wir allein unsere Ideen in uns bilden und mittheilen, so zu entkörpern, daß sie dem Gegenstande, von dem sie redet und welcher völlig und rein geistig ist, z. B. Gottheit, vollig entspreche, und das Zeichen dem Bezeichneten immer mehr sich assimilire, und alle Spuren des Sinnlichen ablege. Dieses ist aber deßhalb unmöglich, weil die Sprache etwas Menschliches ist und es bleiben muß, weil sie an sich symbolisch ist. Daher kann diese Vergeistigung der Sprache nur bis zu einem gewissen Punct geschehen, über

— Jesus konnte seinen Jüngern nichts schriftliches geben, weil dadurch eben seine Religion hätte müssen in ein System verwandelt werden, welches schon an sich nicht möglich ist, und weil auch seine Religion damals in ihrem ganzen Umfange noch nicht konnte gefaßt werden. Die Schüler Jesu sollten und mußten durch das, was ihnen gegeben war, und gegenseitig durch sie wieder die Religion Jesu fortgebildet werden. Ihnen konnte nichts weiter als das erste Samenkorn und der Keim gegeben werden. Es mußte nur für die reine Entwickelung desselben gesorgt werden. Jesus wählte also nur in so fern den geschriebenen Buchstaben, als er sie auf die heiligen Bücher des israelitischen Volkes, auf Propheten und Psalmen zur Bestätigung verwies; er selbst bediente sich der lebendigen Rede, deren Kraft er durch die besondere Form, die er wählte, und durch Hinweisung auf die Natur und das Menschenleben verstärkte. Hierbey kam nicht blos die Form des bildlichen parabolischen Vortrages der Phantasie und dem Gedächtniß der Jünger zu Hülfe, sondern beschränkte und begränzte auch dieselben, und hinderte sie, ihre Vorurtheile, Privatmeinungen und Erwartungen in die Lehre Jesu zu verflechten. Die Parabel faßt eine Wahrheit im Abstracto auf, und stellt diese vereinzelt und durch die sinnliche poetische Form und die daraus entspringende rythmische Rundung als ein vollendetes Ganze dar — zu welchem sich zwar wohl gleichartige kleine Züge und Ausmalungen, aber nicht fremdartige und neue Theile hinzufügen lassen. Sie hat einmal ihre durch ihre poetische Form bestimmte Gestaltung, und verhält sich z. B. wie ein ausgebildetes Natur-

---

diese Gränze hinaus bleibt sie nur etwa dem verständlich, der sie redet, oder, sie wird mystisch, und verfällt um desto tiefer in den Fehler, den sie vermeiden wollte. So entsprang aus dem fortgeführten Kriticismus der Idealismus und ein neuer Jakob Böhmischer Mysticismus.

gewächs, zu welchem sich zwar wohl eine Blüthe oder ein Blatt mehr oder weniger hinzu oder hinweg denken läßt, aber nur eine Blüthe und ein Blatt von der nämlichen Gattung wie die vorhandenen. Wenn also Jesus seinen Jüngern die Lehre von seiner Person und der Absicht seiner Sendung, von der Natur und der Fortbildung seines zu stiftenden Reichs und den Pflichten desselben in Parabeln vortrug, so war dieses zwar von der einen Seite eine Herablassung zu ihren Fähigkeiten, aber von der andern zugleich das beste Mittel sie zu hindern, ihre eigenen vorgefaßten Meinungen und Vorurtheile nicht in seine Reden und Aussagen einzuflechten, und seinen Worten nicht ihren Sinn unterzulegen, und sie so allmählig umzugestalten. Dieses konnte wohl bey allgemeinen prophetischen Aussprüchen Jesu, nicht aber bey diesen bestimmten und besonnenen Dichtungen der Fall seyn. —

§. 202.

Die Parabel als episches Gleichniß und in Beziehung auf das Gottesreich betrachtet.

Die gewöhnliche Ansicht, wonach man die Parabeln als solche Dichtungen betrachtet, welche blos die Veranschaulichung einer moralischen Lehre zum Zweck hätten, ist also nach dem Vorhergehenden unrichtig *). Auch ist hiezu die Parabel weniger geeignet, als selbst die äsopische Fabel, indem erstere auf keine Weise eine moralische Lehre als innerlich nothwendig darstellen kann, — oder auch, als das historische Beyspiel, welches durch seine geschichtliche Wahrheit zur Nachahmung und zum Wetteifer auffordert, wie z. B.

*) Auch Herr Lenz S. 72. der Vorrede a. a. O. urtheilt so von mehrern Parabeln Jesu, die er messianische nennt.

die Geſchichte des barmherzigen Samariters, welche ihrer Form nach, ſie mag nun ſich wirklich zugetragen haben oder nicht, Geſchichte iſt und nicht Parabel. Auch würden, aus dem Geſichtspunct einer moraliſchen Fabel betrachtet, die Parabeln Jeſu den äſopiſchen Apologen in Rückſicht der Form weit nachſtehen, indem oftmals die daraus ſpäterhin abgeleiteten moraliſchen Epimythien nur mit Mühe und Zwang ſich daraus herleiten laſſen. Auch müßte es uns auffallend ſeyn, daß Jeſus ſo manche der vorzüglichſten Pflichten, die er ſeinen Jüngern nachdrücklich anempfohl, gar nicht durch Parabeln ihnen eindringlich zu machen ſuchte, z. B. Glauben, Verträglichkeit unter einander, Feindesliebe, Geduld und Beharrlichkeit ꝛc. Auch bedurfte es zur Verdeutlichung der moraliſchen Vorſchriften nicht der Parabeln, denn ſeine Pflichtenlehre trug Jeſus in der Bergrede ſo deutlich und ſo faßlich vor, daß es keine Parabel deutlicher ſagen konnte, und der Autorität einer Parabel bedurften ſie doch wohl nicht, da Jeſus ſelbſt, und das Herz eines jeden Menſchen eine weit höhere und ſtärkere Autorität iſt. Wie wäre denn auch die ſcheinbare Einförmigkeit ſo mancher Parabeln, welche mit dem: das Himmelreich iſt gleich ꝛc. anfangen, zu erklären? —

Die Parabeln Jeſu ſind vielmehr weiter nichts, als was das Wort ſagt, Gleichniſſe, die nicht zunächſt einen moraliſchen, ſondern — wenn man in Beziehung auf den bildlichen Ausdruck Gottesreich einen andern bildlichen Ausdruck will gelten laſſen, — eine politiſch-religiöſe, oder theokratiſche Tendenz haben. Man betrachte alſo, um in einem Gleichniſſe zu reden, das unter Jeſu Leitung einzuführende und beginnende Gottesreich als eine ſich nach und nach geſtaltende Handlung eines Epos, deſſen erſte Keime ſchon in der jüdiſchen Oekonomie des Alten Teſtaments längſt vorbereitet lagen, das aber durch Jeſum ſich zu entwickeln begann, und welches in die Ewigkeit hinüber reicht. Nur in Jeſu Seele war dieſe Idee oder Handlung ganz und

rein entwickelt, aber noch nicht so in der Seele der Jünger. In diesen und durch diese sollte sie sich vielmehr nach und nach fortschreitend ausbilden und entwickeln. Sie war bey ihnen nur bis zu einem gewissen, noch niedern Punct emporgekommen. Ihnen fehlte bey weitem noch die richtige Ansicht und der umfassende Ueberblick des Ganzen. Jesus wirkte auf sie, so lange er bey ihnen war, so viel er konnte und durfte, aber er gab ihnen zugleich für die Zukunft das Epos im Epos, das Gleichniß, und legte darin die Zukunft als Gegenwart. Denn die Bestimmung desselben ist nicht blos, den gegenwärtigen Moment der fortschreitenden Handlung und das Geistige in derselben sinnlicher darzustellen, sondern auch zu gleicher Zeit die künftigen Momente der Fortschreitung vorzubereiten, und schon zum voraus darzustellen. Jedes Gleichniß im Epos macht ferner für sich ein Ganzes, gleichsam ein Epos im verjüngten Maaßstabe aus, und ist vollkommen gerundet und vollendet, es gehört nothwendig in die Reihe der fortschreitenden Handlungen des Epos, es ist ein Glied in der Kette, die das Ganze umfaßt, und nicht blos ein Zierrath, der daseyn und wegbleiben konnte. Auch erhält dasselbe erst bey einem Ueberblick des Ganzen und der Entwickelung seine völlige und gänzliche Bestimmtheit und Bedeutung*).

---

*) So z. B. bedient sich Klopstock zweyer schönen Gleichnisse im dritten Gesang seines Messias. Salem, der Schutzgeist des Johannes, schildert dem andern Seraphim den Charakter des Lieblingsjüngers Jesu. Er selbst liegt und schläft, — die Engel stehen um ihn her:

Also stehen drey Brüder um eine geliebteste Schwester
Zärtlich herum, wenn sie auf weich verbreiteten Blumen
Unbesorgt schläft, und in blühender Jugend Unsterblichen gleichet.
Ach, sie weiß es noch nicht, daß ihrem redlichen Vater
Seiner Tugenden Ende sich naht. Ihr dieses zu sagen
Kommen die Brüder, allein sie stehen sie schweigend und schweigen.

§. 203.

Name und Aufschrift dieses Epos heißt Gottesreich. Der ewige Vater der Menschen sendet auf die Erde seinen geliebten Sohn, um es zu gründen, und dem ganzen Menschengeschlecht ein Retter von Sünden und Finsterniß zu werden. Die Keime dieser sich stetig und allmählig entfaltenden göttlichen und himmlischen Pflanze lagen schon in der alten israelitischen Theokratie, aber es waren nur Keime ohne bestimmte Gestaltung. Jesus wird geboren, und Johannes verkündet, daß es nahe sey! das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu worden! Mit der Taufe Jesu im Jordan beginnt der Anbruch des neuen Gottesreiches, und die Entwickelung des Keimes, der seine Hülle durchbricht, und diese der allmähligen Verwesung übergiebt, obgleich noch fast alle Zeitgenossen an der alten Hülle hängen, und der neuen schönen Keime Gestaltung nicht sehen und begreifen wollen. Das Reich Gottes bricht mit Gewalt herein.

Jesu Apostelwahl aus dem einfältigen niedern Volke, seine Verklärung, seine Aussendung der siebzig Jünger, sein Tod, seine Auferstehung — und nach seinem Tode die Sen-

---

Rührend schön drückt dieses Gleichniß nicht blos das Herumleben der Engel um einen geliebten Edlen aus, sondern es deutet zugleich den Trennungsschmerz an, der dem Liebling und Freunde durch die folgende fortschreitende Begebenheit bevorstehet. Eben so erhält das schreckliche Gleichniß: Also naht sich die Pest in mitternächtlicher Stunde ꝛc., welches zunächst das leise Herannahen und Wirken Satans versinnlicht, erst seine volle Bedeutsamkeit durch die Vollbringung der schrecklichen That des Judas. Der Untergang seiner Tugend und sittlichen Würde wird den Verwüstungen einer Pest gegenüber gestellt. Jene Bemerkungen über das epische Gleichniß scheinen mir um deste anwendbarer, je geistiger das Epos selbst ist, wie z. B. Klopstocks Messias. Aber auch die Homerischen Gleichnisse haben nicht selten den Zweck, die Entwickelung vorzubereiten.

dung des Paraklets und die Berufung des großen Heidenapostels, sind die wichtigen großen Momente der Entfaltung der göttlichen Handlung. So wie neben diesen hohen und großen Begebenheiten die gutmüthigen und kindlichgesinnten Jünger, als Theilnehmer derselben und mithandelnde Personen, einher wandeln und Jesum begleiten; so wandelt neben der göttlichen und himmlischen Lehre Jesu die einfache bescheidene Parabel. Und so wie Jesus in die Seelen der Jünger dasjenige mit leiser Hand legte, was sie künftig des geistigen Unterrichts des Paraklets fähig machte; so legte er in die schlichte Parabel die Geschichte der künftigen Entwickelung seines Reiches.

Sie gehören also als durchaus wesentlich zum Evangelium vom Reiche Gottes, nicht blos als Lehre, sondern als fortschreitende Entwickelung. Sie beziehen sich auf bestimmte einzelne Perioden in demselben, und sobald diese Perioden vollendet sind, verlieren sie sich in der Vollendung selbst, nämlich als selbstständige Theile des Epos betrachtet, und stehen nur noch für uns als Bilder und Buchstaben da. Sie hatten für die Apostel, so wie manche andere Vorschriften*) Jesu, eine bestimmte, lebendige individuelle Bedeutung, für uns nur noch eine symbolische. Jesus selbst giebt auch die nämliche Idee von seinen Parabeln (Matth. 8, 10 ff.). Er nennt die Lehre vom Gottesreiche ein Mysterion, — also eine Kenntniß, die nur den Eingeweiheten zu Theil wird, er unterscheidet ausdrücklich die Adepten, seine Jünger, von den Exoterischen Zuhörern (Marc. 4, 11.); sie, die Jünger, seyen ersehen, jene Mysterien zu erkennen und eine deutliche Ansicht davon zu erlangen, ihre Erkenntniß würde fortschrei-

*) Z. B. Nimmt dir Jemand den Rock, so gieb ihm den Mantel dazu ꝛc. Kein Haar fällt von eurem Haupte ꝛc. Sorget nicht für den andern Morgen ꝛc. u. s. w.

tend vermehrt werden — jenen aber geschehe nur alles in der Parabel; sie schaueten, aber sie sähen nicht; sie horchten, aber sie hörten und verstänben nicht; und da sie sich nicht wollten bilden lassen, so würden die Begebenheiten der Folgezeit sie nur noch mehr verwirren, und selbst in der Erkenntniß, die sie gehabt hätten, irre machen. Das geschehe aber absichtlich, setzt Marcus und auch Lucas hinzu (Marc. V. 12, Luc. V. 10. ἵνα), denn vielleicht konnte dieser Zustand der Ungewißheit und Uneinigkeit mit sich selbst sie bewegen, sich umzuwenden, und — die erste Bedingung der Bürgerschaft in dem neuen Gottesreich! — sich ihrer Irrthümer und Sünden (ἁμαρτήματα) zu entledigen. — „Ihr aber seyd glücklich, setzt Jesus hinzu, — ihr sehet, ihr höret, was die Propheten und Edlen der Nation schon längst zu sehen und zu hören sich gesehnt haben!“ — Es wäre höchst sonderbar, wenn Jesus hier moralische Lehren im Sinne gehabt hätte! Diese hätten den ἔξω ja durch die Parabel eben deutlich gemacht werden müssen, und Jesus legt seinen Parabeln ein Dunkel bey, ein Mystisches, das nur den Eingeweiheten klar werden würde, — er redet von einem Sehen und Verstehen lernen. Alles dieses wird deutlich, sobald man einsiehet, daß das Reich Gottes eine moralische und religiöse Anstalt Gottes auf Erden ist, welche durch besondere Leitung Gottes sich entwickelt, eine Handlung, in ästhetischem Sinne, deren Stufen die Parabel zum Voraus darstellt, als Bilder der Zukunft und der noch zu erwartenden moralischen und religiösen Ereignisse der Folgezeit. —

§. 204.

Auf diese moralisch religiöse, oder göttliche Anstalt des Gottesreiches beziehet sich also vorzüglich der parabolische Unterricht Jesu, und zunächst fast alle Parabeln, die Jesus seinen Jüngern vortrug. Sie sind also nicht eigentlich moralisch. Schon der Beruf der Jünger zur Stiftung eines

göttlichen Reichs setzte Reinheit des Herzens (καθαρα καρδια και αγαθη Luc. 8, 15.) voraus. Der feste Hinblick auf das Gottesreich, das sie gründen sollten, und die innige Verbindung mit Jesu, dem vom Vater erkohrnen Stifter dieses Reiches, die (Joh. 15, 1.) so schön und passend durch das Bild des Weinstocks und der Reben ausgedruckt wird. Dieses war die einzige und beste moralische Bildung für diese seine Auserwählten. — Der moralischgute Wille war ein solches Grundbedingniß ihres Apostelberufs, daß Jesus selbst zu ihnen sagte: „Ihr seyd das Salz der Erde — verlöre das Salz seine Kraft, wodurch sollte ihm die Würze wieder gegeben werden? Und eben so fährt er es als das auffallendste Kennzeichen der falschen Propheten auf, daß sie diese an ihren Früchten, an moralischen Handlungen und Gesinnungen, erkennen könnten. — Darum begann auch Jesus sein Lehramt, nachdem er sich seine Jünger gewählt hatte, damit, daß er ihnen in der sogenannten Bergrede die moralische Constitutionsacte, als eine nothwendige Grundlage des neuen Gottesreichs, vorerst mittheilte, und seine erhabene schöne und vollständige Sittenlehre, aber auch durchweg im Beziehung auf das Gottesreich, vortrug*).

Dieses erklärte er selbst für die nothwendige Grundlage des neuen göttlichen Gebäudes. „Wer diese meine Reden hört und befolgt, ist dem Manne gleich, der sein Haus auf Felsen gründet. Kein Regenguß, kein Sturm und

*) Hieraus folgt nicht, daß diese Sittenlehre selbst auch partiell und local sey. Eben so wenig als das Gottesreich und die Religion Jesu blos für die Apostel bestimmt war. Nur das, was das Apostelamt und die Aussendung der Jünger betrift, ist partiell, würde es aber aufhoren zu seyn, sobald wir den Beruf empfangen, eben so wie sie das Reich der Wahrheit und Tugend zu verbreiten. Auch dann würde das „Sorget nicht, was ihr reden werdet!“ uns gelten.

Strom vermag es zu erschüttern, denn es ruhet auf Felsengrunde!“ Also nicht das Gebäude selbst war diese Sittenlehre, sondern die Grundlage desselben. Ein göttliches Reich, eine Vereinigung und ein Bund der Edlen auf Erden, der in das andere bessere Leben hinüberreicht, das war das Gebäude, Tugend und Menschenliebe das Fundament, Jesus Christus der Erbauer! —

Wäre es Jesu Endzweck gewesen, blos als moralischer Lehrer aufzutreten, so müßte es doch sehr befremdend seyn, daß er so selten auf solche moralische Vorschriften zurückkommt, wie wir sie in der Bergrede finden. Er scheint vielmehr mit dieser seinen moralischen Unterricht beendet zu haben. — Freylich hat er wohl höchstwahrscheinlich die in demselben enthaltenen vortreflichen Lehren mehrmals seinen Jüngern wiederholt, aber wahrscheinlich auch nur wiederholt, und zwar in der nämlichen oder ähnlichen Form (§. 84.); denn gewiß würden die Evangelisten jeden in anderer Form gegebenen moralischen Unterricht nicht unaufgezeichnet gelassen haben. Aber Jesus wollte nicht als ein philosophisch-moralischer Lehrer angesehen seyn, sondern — ein Reich, einen göttlichen Bund stiften. Dazu bedurfte es der concentrirten, concreten Idee eines Gottesreichs — und dieses hatte wieder seine eigene Geschichte und seine eigene Pflichten. Diese entwickeln die Parabeln, sie machen folglich einen Haupttheil des Evangeliums und der Lehre Jesu aus. Damals, als Jesus sie vortrug, war also noch — wenn man es so nennen darf — das mystische Zeitalter des Christenthums, welches dem Eingeweiheten die Wahrheit zum Theil in bildlichem Gewande mittheilte. Ihm folgte das Zeitalter des Geistes — die Apostel empfiengen eine bestimmtere, deutlichere Belehrung, und darum ist auch in ihren Schriften keine Spur von jenen Parabeln, die Jesus mit solcher Sorgfalt vortrug.

§. 205.

Diese parabolische Darstellung des neuen Gottesreiches beginnt schon gewissermaßen mit der Erzählung der Taufe Jesu durch Johannes, wodurch und in welcher Er als derjenige, der da kommen sollte, als der geliebte Gottessohn, verkündigt und sichtbarlich erklärt wird. Der verschlossene Himmel (Luc. 4, 25.) öffnet sich — und Gottes Geist kommt hernieder in Taubengestalt auf den geliebten Sohn, und bleibet auf ihm. Eben hierhin gehört auch die Versuchungsgeschichte, in welcher der künftige Stifter des Gottesreiches im Kampf mit dem Oberhaupt des Satansreiches historisch dargestellt, und beyde Reiche in ihren Zwecken und Tendenzen sich einander entgegengesetzt werden (s. Matth. 13, 19. Marc. 4, 15.). Das Geistige und Göttliche wird in beyden in sinnlicher Form und Gestaltung, menschlich dargestellt (vergl. §. 50 f.). Dieses sind parabolische Darstellungen wirklicher Ereignisse, in menschlicher nationaler Form, wozu ebenfalls die Verklärung und die Mittheilung des H. Geistes am Pfingstfeste gehört. Für uns sind nur die Folgen und Resultate und die Wahrheit, nicht aber das Wesen und die Art und Weise dieser Begebenheiten begreiflich, eben so wenig als wie das zarte Band, das unsere Erde an die Sonne, und unsern Geist an unsern Körper binden, begreifen und erklären können. Wollten wir hier in die innere Werkstätte dringen, so würden wir das Göttliche in den gemeinen Kreis des Irdischen herabziehen.

§. 206.

Die Parabeln, welche Jesus selbst seinen Jüngern und Vertrauten vorträgt, sind theils historisch, theils didaktisch, oder sie beziehen sich theils auf die Oekonomie, Beschaffenheit und zukünftige Entwickelung des Gottesreiches, theils auf die Pflichten, die den Aposteln und Jüngern Jesu,

als Bürgern und Ausbreitern dieses Reiches, obtagen, und auf ihr Verhältniß zu Jesu und dem neuen Gottesbunde, wozu denn auch die Belohnungen gehören, die ihnen bey treuer Erfüllung ihrer Pflichten zu Theil werden sollen.

Wenn man nun gleich von den Evangelisten keine chronologische Ordnung in der Stellung der Parabeln nach der Zeitfolge, wie Jesus sie sprach, und bey vielen nicht einmal eine bestimmte Angabe der Veranlassung, bey welcher Jesus sie vortrug, erwarten darf; so läßt sich dennoch nicht läugnen, daß in der Stellung und Folge derselben doch eine gewisse natürliche, gleichsam von selbst entstandene, Ordnung obwalte, welche andeutet, wie Jesus nach und nach in der Ausbildung seiner Jünger zum Gottesreich weiter schritt, und sie in seinen Parabeln zur Ansicht nicht nur seines Todes, sondern selbst eines künftigen Lebens führte. Die spätern Parabeln dringen stärker auf die vorzüglichen Apostelpflichten, und nehmen überhaupt einen ernstern Ton an, und die letzte schildert sogar ein allgemeines Weltgericht.

Daß übrigens nicht alle Parabeln, welche Jesus seinen Jüngern vortrug, eben so wenig, wie alle seine Reden, von den Evangelisten aufbewahrt wurden, beweiset das Beyspiel des Lucas, dem wir die Aufbewahrung so mancher schönen Parabel verdanken. Auch beweiset dieses Verfahren des Lucas, daß die mündlich vorgetragenen Parabeln Jesu nicht mit dem Ton seiner Stimme verhallten, sondern von seinem Zeitalter bewahrt, und als Zeugnisse und Gleichnisse der großen Begebenheit und Palingenesie aufbewahrt, und ihre Bedeutung und Wichtigkeit vielleicht späterhin, da sich das Christenthum immer mehr entwickelte, mehr, als da Jesus sie sprach, anerkannt wurde. Auch Johannes hat einige besondere Parabeln in sein Evangelium aufgenommen, in so fern sie dem besondern Zweck desselben entsprachen, deren Vortrefflichkeit und liebliche Rundung hinlänglich zeigt, wie Jesus alle

Verhältnisse des Gottesreiches so schön und einfach in Bildern und Gleichnissen darzustellen wußte. —

§. 207.

Ordnung und Stellung der Parabeln.

Wenn man also einen bestimmten Gang der Parabeln in den Evangelien annehmen wollte, so würde er etwa folgender seyn: Es ist wohl mit Grund anzunehmen, daß Jesus seinen Jüngern und erwählten Aposteln nicht lange nach ihrer Wahl, in der sogenannten Bergrede die moralischen Fundamentalgesetze seines zu gründenden Reiches vortrug. Die Form derselben ist schon durchaus parabolisch und bildlich — entweder ein schöner und kräftiger Maschal — oder ein lieblicher Parallelismus — oder die schönsten und wahrsten Bilder aus der Natur und dem menschlichen Leben! Einfacher, kürzer und vollständiger, und zugleich fröhlicher, sind nie die ernsten Gebote der Sittenlehre vorgetragen worden. Jesus beschließt diesen seinen Vortrag mit einer eigentlichen Parabel, in welcher er diese Lehren und Vorschriften, und die treue Befolgung derselben, für das Fundament seines Religionsgebäudes erklärt. Ohne dieses habe alles andere, so glänzend und scheinbar es sey, keinen Werth (Matth. 7, 22. 23.). Mit diesen ernsten, strengen Aufforderungen zur strengsten Pflichterfüllung, und zu den größten Aufopferungen und Selbstüberkämpfungen begann Jesus die Gründung seines Gottesreichs. Ja er machte die Moralität der Gesinnungen und Handlungen zum Hauptkriterium der falschen Messiasse und Propheten. Wo ist hier ein Schimmer von irdischem Lohn —? —

Die nächstfolgenden Parabeln geben schon eine nähere Ansicht des neuen Gottesreichs. Jesus zeigt sich mit Vorsatz auffallend in seinen öffentlichen Handlungen, er wählt sich einen Zollbeamten zum Apostel, und speiset in der Gesellschaft dieser sogenannten schlechten Menschen (ἁμαρτωλοί)

λοι), unter denen es aber treffliche Menschen gab, wie überhaupt im Mittelstande der Kern der Menschheit zu suchen ist. Die Pharisäer finden dadurch den Lehrerstand beschimpft; — Er, der angesehene Volkslehrer, dessen Beredsamkeit das Volk hinriß, speiset mit solchen verächtlichen Menschen!" — Jesus antwortet parabolisch: „Nicht die Gesunden, sondern die Kranken bedürfen des Arztes. Gehet hin und lernet, was es heiße: Menschenliebe will ich, nicht Opfer!" Wenn also diese Menschen die elendesten sind, und am meisten der Hülfe bedürfen, so haben sie auch den ersten Anspruch darauf *). — Welche große und weitumfassende Ansicht, die Jesus hier seinen Jüngern in That und Leben gab, und die er nicht müde wurde, ihnen zu wiederholen! Aus dem einfacheren Mittelstande und den Gedrückten im Volke wollte er die ersten Genossen seines heiligen Bundes sammeln!

Jesus genießt, ganz der Sitte der gewöhnlichen Propheten entgegen, — welche der äußern Autorität und Auszeichnung in Kleidung und einer anachoretischen Enthaltsamkeit von den Freuden des Lebens, um das Ansehen des Volks zu gewinnen, bedurften, — mit seinen Jüngern ohne Unterschied Speise und Trank, ohne zu fasten und Gebetsübungen anzustellen (s. Matth. 11, 19.). Selbst die Johannisjünger finden dies auffallend. Jesus antwortet mit einer Parabel, wodurch er das zarte und schöne Verhältniß seiner Jünger zu ihm ausdrückt — und sich selbst als den Bräutigam, seine Vertrauten als die Begleiter des Bräutigams darstellt. So lange er bei ihnen sey, gezieme ihnen Fröhlichkeit. Es würden Tage kommen, wo die Vermählte ihnen entrissen werden würde — dann sey die Zeit des Fastens und Trau-

*) Jesus nimmt hier das ἁμαρτωλοὶ, Sünder, in anderer Bedeutung, als die Pharisäer. So gestaltete der große Reformator auch die Wörter und Sprache seines Zeitalters und mit ihnen den Geist desselben und ihre Bedeutung um.

rens! — Er trete nun in ein ganz neues Verhältniß ein. Hier deutet er ihnen durch eine schöne Parabel an, daß es nicht sein Zweck sey, die bisherige religiöse Verfassung stehen zu lassen und nur einiges Mangelhafte in derselben auszubessern, — auf ein altes Kleid einen neuen Lappen zu setzen und den neuen Wein in einen alten Schlauch zu füllen, — sondern alles müsse neu werden! Eine kühne, aber in der bescheidenen Bildersprache des gemeinen Lebens gekleidete Idee! Jesus nimmt hier die Axt, von welcher Johannes sagte, daß sie an der Wurzel des unfruchtbaren Baumes ruge! Aber Jesus nimmt sie nicht mit zürnendem Blick, sondern mit der fröhlichen und ruhigen Miene eines Gärtners, der an die Stelle des schon halb verdorrten, auszurottenden, einen schönen fruchtbringenden Baum zu pflanzen denkt. Welche Lehre lag für die Johannisjünger und die Schüler Jesu in dieser Handlungsweise und den Reden Jesu! Auch die alten Formen sollten gänzlich aufgehoben werden! Neuer Wein in neuen Schläuchen!

Lucas fügt der Parabel noch ein anderes, vielleicht später gesprochenes, wenigstens durch die spätere Geschichte des Gottesreiches mannigfaltig bestätigtes Wort Jesu bey: „Niemand, der des alten (ehemaligen) Weines gewohnt ist, will sogleich den neuen, er sagt: der alte ist lieblicher!“ — Jesus stellt hier die Wahrheit auf: Das Gottesreich erscheint! in fröhlicher, heiterer Gestalt! zum Wohl der Menschheit! — Es ist nicht Verbesserung des Alten! Alles muß neu werden und das Alte zerfallen! — Man kann also diese Parabeln, die, so wie alle andere, aus dem Leben und den Umgebungen Jesu geschöpft waren, und sein fortschreitendes Lehramt gleichsam begleiteten, als die Eröffnung und erste Dämmerung des Gottesreiches ankündigend betrachten. —

§. 208.

Als schon das Reich Gottes mächtiglich sich zu verbreiten, und das Volk, welches sich um Jesum drängte, für dasselbe empfänglich und zur Annahme desselben geneigt und bereit schien — (Matth. 13. Marc. 4. Luc. 8), und da unstreitig auch Jesu Jünger die schönsten Hoffnungen und Erwartungen hegten (denn sie erzählen gern von einer großen Volksmenge) — da mäßigt Jesus ihre sanguinischen Erwartungen und Hoffnungen, indem er ihnen sagt, daß nicht alle, die es scheinen — sondern nur wenige unter den vielen Bürger des neuen Reichs werden würden! — Er stellt ihnen diese Erscheinung und Wahrheit, die die guten Jünger kräftig aus eigener Erfahrung lernen sollten, in dem einfachsten und natürlichsten Gemälde eines Saemanns dar, der seinen Samen ausstreut. Einiges fällt auf die Straße und die Vögel verzehren es — also unter die gewöhnlichen Menschen, auf welche der böse Zeitgeist (ὁ πονηρος, Satanas) seine Gewalt äußert — anderes auf felsigten Boden, Menschen ohne Charakter und Kraft, die dem Neuen eben deßhalb um desto bereitwilliger ihr Herz öffnen, und es gewissermaßen mit Enthusiasmus ergreifen, weil sie ohne Selbstständigkeit und Kraft sind. Aber — es werden Aufopferungen gefordert, es kommen Drangsale, und je schneller das Samenkorn aufkeimte, um desto schneller verdorrt es — es hatte keine Tiefe; selbst die Sonne, die seinen Wachsthum befördern sollte, — Leiden und Prüfungen — versengt es. — Anderes unter Dornen, Menschen, welche nach Reichthum, sinnlichen Vergnügungen, Ehre und andern irdischen Dingen streben. Das Samenkorn erstickt in seinem Keimen. Und nur einiges endlich findet guten Boden, ein für das Gute und Schöne empfängliches Herz, er tragt Frucht im Ausharren (Luc. 8, 15.) —

Sonderbar ist es, daß Jesus seinen Vertrauten diese so einfache und sinnvolle Parabel weitläufig auslegen muß. Es läßt sich dieses nicht anders erklären, als dadurch, daß man

annimmt, — daß die Jünger, voll sinnlicher Erwartungen, sogleich diesen Gottesbund und seine Seligkeiten in völliger Blüthe glaubten *). — Ihr versteht diese Parabel nicht, sagt Jesus deßhalb (Marc. 4, 13.), wie werdet ihr denn alle Parabeln, — die folgenden, die noch mehr euern Erwartungen widersprechen werden, — verstehen lernen? Zugleich ein Beweis, wie sehr die Jünger des heitern parabolischen Unterrichts bedurften, wenn es ihnen nicht ergehen sollte wie dem Samen, der auf den betretenen Pfad fiel! — und mit welchen Schwierigkeiten der Stifter des Gottesbundes zu kämpfen hatte! —

In der bey Marcus und Lucas folgenden Parabel vertheidigt Jesus gewissermaßen seinen parabolischen Vortrag und dessen Dunkelheit dadurch, daß er sagt, derselbe würde ihnen nicht immer dunkel bleiben, sondern einst klar werden. „Niemand zündet ein Licht an, um es unter einen Scheffel zu setzen. Was noch verborgen und dunkel ist, wird hell und klar werden! Höret nur mit Sorgfalt! So wie ihr einmesset, so wird euch zugemessen werden! Wer einiges Licht (richtige Ansicht) hat und festhält, dem wird immer mehr zu Theil werden — wer aber nichts hat, dem wird auch die Einsicht, welche er zu haben meint, genommen werden!“ Hier deutet also Jesus auf eine Stufenfolge in ihrer Erkenntniß, welche ihnen durch die Folge der Begebenheiten und der diesen zur Seite wandelnden Gleichnisse solle gegeben werden. —

§. 209.

An jene erste Parabel vom Samen schließt sich genau die andere von der Zizania, welche der boshafte Feind des Landmanns in der Nacht unter den Weizen säete, an, die uns

*) Ein Zug eines kindlichen Gemüths. S. des Verfassers Parabeln n. 26.

blos Matthäus aufbehalten hat *). Sie beantwortet den Jüngern gewissermaßen die Frage: Aber, wenn nun so viele unächte Mitglieder sich dem neuen Gottesreiche anschließen, wie haben wir uns dabey zu verhalten? Jesus verweiset sie — auf die „Vollendung des Zeitlaufes," wo das Edle vom Unedlen sich scheiden würde, und wo der Messias seine Boten **) senden wird, um die Frevler zu bestrafen und die Edlen zu belohnen. Jesus leitet hier den Blick der Jünger in eine weite Ferne; so lange noch allerley Skandale, Widerspruch, Feindschaft und Unmoralität sie umgab, wo noch an jene Vollendung des Zeitlaufs nicht zu denken; es war aber die einzige Idee, die sie aufrecht und standhaft erhalten konnte, wenn der böse Geist der Zeit die Oberhand gewann. — Eben der Anblick des überhand nehmenden Unkrauts mußte in ihnen um destomehr den Wunsch erregen, zu dem erlesenen Weizen zu gehören; und je mehr sie zunahmen im Guten, um desto inniger mußten sie dieses fühlen, und um desto standhafter ihren Plan verfolgen, ohne in demselben gestört zu werden durch den Haß gegen ihre Widersacher und durch Rachbegierde gegen ihre Verfolger, oder durch die langsamen Fortschritte und kalte Aufnahme ihres Evangeliums. Sie wußten, daß der böse Geist des Zeitalters aufhören würde, und

*) Auch die Parabel vom Fischfange und dem Netze (Cap. 13, 47. f.) gehört zu der nämlichen Gattung.

**) Das Wort Engel hat bei uns, die wir mehr an die körperlichere griechische, als an die hebräische Mythologie gewöhnt sind, auch einen beschränktern Sinn, als, wenigstens bey dem ältern, Hebräer, dem auch Winde und Feuerflammen, Pest und Erdbeben Boten und Engel Gottes sind. Auch fehlte den Hebräern durchaus die plastische Kunst, den Menschen an Versinnlichung jedes Geistigen, mehr als man denkt, gewohnt, und den Sinn für das Schöne oft auf Unkosten des Sinnes für das Erhabene einseitig ausbildet.

wenn sie auf Erden wirkten und duldeten, dann sah ihr Auge den Himmel offen und des Menschensohn sitzen zur Rechten des ewigen Vaters.

Die Parabel und ihre schöne Erklärung zeichnet sich aus durch die scharfen Antithesen des Geistigen und Irdischen, Weizen und Unkraut, Erde und Himmel, Saat und Ernte, Gottessohn und Satanas, Tugend und Laster, Lohn und Strafe. Ihr Text ist aus der Natur hergenommen, der Commentar liegt in der Dichtersprache der jüdischen Volksreligion — sinnliche Anschauung und Phantasie! — —

§. 210.

Jegliches Gute keimet und wächst langsam und unmerklich einher, und eben so sehr, als es der sorgsamen und kräftigen Pflege zu seinem Aufkommen bedarf, eben so nothwendig ist Geduld und stilles Harren des moralischen Pflanzers. — Mit der regen Kraft und dem lebendigen Muthe, der zur Gründung einer wohlthätigen Anstalt nothwendig ist, verbindet sich immer zugleich eine lebhafte Phantasie und ein gewisses ungeduldiges Streben nach dem Ziel, welches oftmals das mit Kraft gegründete Gute im nächsten Augenblick zerstört und vor der Blüthe vernichtet. Lebendige Kraft und Muth für alles Gute, verbunden mit stiller Besonnenheit und ruhiger Standhaftigkeit ist der Gipfel menschlicher Größe. Im Charakter Jesu war beides auf das innigste und schönste vereinigt, das zarteste und lebhafteste Gefühl mit der größten Energie! Er wählte sich seine vorzüglichsten Apostel aus dem kräftigen und lebhaften Volke der Galiläer, und die vorzüglichsten derselben, Petrus und die Zebedaiden, zeichneten sich aus durch Energie und Lebhaftigkeit, aber auch eben so sehr durch ein ungeduldiges Streben zu einem Ziel, das ihnen ihre sinnlichen Nationalerwartungen als sehr reizend und glänzend darstellten, und welches sie kaum erwarten konnten. Welch ein großes Unternehmen war es, die Phantasie dieser Men-

schen zu zügeln, ohne ihre Kraft zu schwächen, und ihre Erwartungen und Streben auf das Geistige, Moralische und Unsichtbare zu lenken, ohne denselben ihre Stärke zu benehmen!

Dies konnte nur das Werk einer leisen, langsamen, nachgiebigen und vorsichtigen Bildung seyn, die damit beginnen mußte, ihre feurigen Erwartungen zu beschränken, und durch lebendige Anschauungen ihnen von der einen Seite das langsame Fortschreiten des Guten, aber auch von der andern die Vortrefflichkeit desselben zu zeigen, und ihnen zugleich die angenehme Perspective zu gewähren, daß am Ende trotz aller Verzögerung die Sache Gottes triumphiren würde.

Die Parabel ward auch hier wieder die Lehrerin, die Natur das Lesebuch (Marc. 4, 26.). Das Reich Gottes verhält sich so, als wenn ein Mann seinen Samen in die Erde streut. Dann schläft er und stehet auf Nacht und Tag, und der Same keimet und gehet auf, er weiß nicht wie. Denn die Erde bringt von selbst ihre Frucht, erst das Gras, dann den Halm, und endlich das vollkommne Getreide in der Aehre. Und wenn nun die reife Frucht sich zeigt, dann sendet er die Sichel, und der Erntetag ist da! — Von der nämlichen Art und Tendenz sind die Parabeln vom Senfkorn, das zum hohen Baum emporwächst, unter dessen Zweigen sich die Vögel versammeln, und von dem Sauerteige, den ein Frau in drey Scheffel Mehl verbirgt und der die ganze Masse durchsäuert. Schöne Bilder von der stillen, durchgreifenden Wirksamkeit und Entfaltung der Religion Jesu! (Matth. 13, 31. Marc. 4, 30. Luc. 13, 18.).

Eben so sehr auf die Ansager und ihre subjective Denk- und Empfindungsweise berechnet sind andere Parabeln, welche die Vortrefflichkeit des Gottesreiches darstellen, z. B. wenn Jesus das Himmelreich mit einem im Acker verborgenen Schatz vergleicht, oder einer kostbaren Perle, für deren Besitz der Finder sein ganzes Vermögen aufopfert. So wie das Bild

ihre Phantaſie reizte und ihren Erwartungen entſprach, ſo lag doch zugleich in demſelben der Aufruf zu Aufopferungen für daſſelbe. Unſtreitig hatte wohl Jeſus zu jeder einzelnen Parabel beſondere Veranlaſſungen, und wahrſcheinlich begleitete er ſie mit andern Reden und Entwickelungen, deren Hauptinhalt und Text die Parabel war. Dieſe behielten die Jünger leicht in Gedächtniß, und knüpften daran die Empfindungen und Gedanken, welche bei dem Vortrag derſelben in ihrer Seele entſtanden, und in derſelben lebten, aber nicht wieder ſo leicht in Worte, als in That und Handlungen übergingen. —

§. 211.

Paränetiſche Parabeln.

Mehrere Parabeln Jeſu ſind didactiſch oder paränetiſch. Durch dieſe bildete Jeſus ſeine vertrauten Jünger und Apoſtel zur Gründung des Gottesreiches, und entwickelte ihnen in denſelben diejenigen Pflichten, die ſie in ihrem künftigen großen Beruf und in Beziehung auf ihre zu erwartenden Schickſale würden auszuüben haben. Schon die Darſtellung des Gottesreichs ſelbſt in bildlicher, poetiſcher Hülle erforderte die nämliche Einkleidung der Ermahnungen und Vorſchriften, die er ihnen, den erſten Boten dieſes göttlichen Reiches mittheilte. Sie waren auf das innigſte mit dieſem Reiche vereinigt, Glieder, Theile und Stützen deſſelben; ſchon darum durfte der Vortrag an ſie keine andere Form haben, wenn ſie auch in anderer Hinſicht eben dieſer Form nicht ſo ſehr bedurft hätten (§. 199 f.). Manches Gebot, das Jeſus ſeinen Jüngern in dieſer Einkleidung gab, möchte ſich auch ſchwerlich in anderer Form ſo ſchicklich und kraftig ſagen laſſen. Wenn man alſo ſagt, daß Jeſus dieſe Art des Vortrags liebte, ſo heißt dies nichts anders, als daß er ſie für die ſchicklichſte und für nothwendig hielt. „Wer, indem er ſeine Hand auf den Pflug legt, rückwärts blickt, taugt nicht zum Gottesreich“

(Luc. 9, 62.). Sollten nicht seine ächten Jünger sich stark genug fühlen, auf Eltern, Weib und Kinder, Vermögen und Leben Verzicht zu thun? (Luc. 14, 26. Matth. 10, 37.) Jesus wollte durch sie und mit ihnen ein Reich, eine Freyheit gründen. Dazu bedurfte Er Männer und Helden; und sie selbst der bestimmten Vorschrift und Anweisung ihres erhabenen Anführers. Schon in der Bergrede trägt er ihnen seine Vorschriften und Gebote in starken, oft paradox klingenden Bildern und Sätzen vor. Sie sollten sich eher das rechte Auge ausreißen, die rechte Hand abhauen, als sich von diesen zum Abfall von der Sache Gottes verleiten lassen; wenn sie auf den rechten Backen geschlagen würden, lieber auch den linken darreichen, als sich dem gemeinen Zeitgeiste gleichstellen. Er nahm auch hier hier seine Bilder aus dem Ackerbau, Weinbau, Fischergewerbe, Hirtenleben und den sie umgebenden täglichen Naturerscheinungen, damit sie sich in ihrem Wirken für das Gottesreich nicht als in ein fremdes Land versetzt, sondern wie in ihrem heimathlichen Kreise und Arbeiten fühlen möchten, und bezeichnete ihnen alle die nothwendigen großen Eigenschaften, die ihr künftiges wichtiges Amt von ihnen fordern würde, in der einfachsten Darstellung, so wie Er selbst das Höchste und Größte in einfacher Weise und ohne äußere Gebehrde in seinem großen Herzen trug (Phil. 2, 7.). —

§. 212.

Zu den vorzüglich nothwendigen Eigenschaften und Tugenden, welche die Jünger zur Verbreitung des Gottesreiches als Apostel bedurften, gehörte vor allem der feste, unverwandte Blick auf Gott, den Herrn des himmlischen Reichs auf Erden, den Vater des großen Familienbundes. Daher fordert Jesus seine Bekenner in vielfachen schönen Bildern auf zum Vertrauen auf die Gottheit in Rücksicht ihrer irdischen Bedürfnisse. Er führt sie hier in die sichtbare Haushaltung des großen Vaters, in die Natur. „Er

gab von selbst das Wichtigere, Größere, das Leben, das Daseyn, den Körper — wie sollte er nicht das Kleinere, den Unterhalt, die Kleidung, geben? Sehet den großen Hausvater! er nähret und pflegt und kleidet — die Raben, den Sperling, die Feldlilie, das Gras! Wie sollte er seine Diener, seine Lieblinge versäumen! Weg denn mit jedem Gedanken an das Irdische! Den Heiden ist dieses zu verzeihen. Euer Blick sey gerichtet auf das Gottesreich und dessen Ordnung, Wahrheit ꝛc. (δικαιοσυνη)!" *)

Hieraus folgt schon von selbst die Geringschätzung aller irdischen Güter — eine nothwendige Forderung an jeden, der das Göttliche, — Licht, Wahrheit und Tugend — auf Erden befördern will. Er muß der Gottheit, als deren Bote er auftritt, ähnlich seyn, und nichts wollen, als Liebe, Zutrauen, Folgsamkeit. Reichthümer und Schätze kommen von unten aus der Erde, „wo die finstern Mächte hausen," — die Motte und der Rost verzehrt sie, der Dieb gräbt darnach; — Wahrheit und jegliches Gute kommt von oben, vom Vater des Lichts! In der Höhe muß der Schatz seyn, wohin das Auge blickt — dann ist das Auge einfach und hell — und der ganze Mensch ist es! (Marc. 6, 19. f.) — Alles dieses ist schon Parabel, wenn gleich nicht der Form, doch dem Wesen nach. In der einfachen Parabel von dem Dienst zweyer Herren drängt er alles jene zusammen: „Niemand kann zweyen Herren dienen, u. s. w. Ihr könnet nicht zugleich Gott dienen und dem Mammon! der Gottheit und einem Götzen!" — Begierde nach zeitlichen Gütern stellt die Parabel als Götzendienst dar, und für Menschen, die ein solches Ziel haben, als Jesu Apostel, was war es anders! — „Sie verließen alles und folgten ihm!" (Luc. 5, 11.) — sind die wenigen, aber vielsagenden Worte, womit die Evangelisten den Uebergang der Jünger zur Sache Gottes andeuten!

*) Matth. 6, 25. f. Luc. 12, 22. f.

— Jesus ging ihnen auch hier mit seinem Beyspiel voran: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel ihre Nester. Der Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegt," — sagt er zu einem, der sich zu seinem Jünger anbietet.

Diesen Sinn wollte Jesus durch die strengen Vorschriften, auf welche Art sie ihre Reisen anstellen sollten, ohne Silber, ohne Geld, ohne Erz, ohne Reisevorrath, ohne mehr als einen Rock und ein Paar Sandalen ꝛc. — ihnen einpflanzen. Hierhin zielt die schöne Parabel (Luc. 12, 16. ff.) von dem reichen Mann und seinen Planen, dem Gott in dem Augenblick, da er alle Plane des Genusses entworfen hat, das Leben abfordert — und die Jesus so auf seine Jünger anwendet, als ob dies immer der Fall sey.

Zu der nämlichen Gattung von Parabeln möchte auch die so mannigfach erklärte Parabel vom ungerechten Haushalter gehören. Jesus hält diese Parabel nicht an seine vertrauten Apostel, sondern vielmehr an angehende Jünger, die er zu künftigen Verkündern oder doch zu ächten Bekennern des Evangeliums machen wollte. Er bedient sich eines Beyspiels aus dem gewöhnlichen Weltlauf, aus welchem hervorgeht, daß selbst schlechtdenkende, ungerechte Menschen es für klüger und besser halten, gute Freunde in der Noth zu besitzen, als Geld. Dieses ist so anerkannt wahr, daß selbst der betrogene Herr nicht umhin kann, seinen treulosen Haushalter zu loben. Denn, setzt Jesus hinzu, die Weltmenschen benehmen sich klüger, urtheilen richtiger in Sachen, die ihres Gleichen, Menschen von ihrer Denkungsart, betreffen, als die Kinder des Lichts. Sie verstehen sich besser auf ihren irdischen Vortheil — denn selbst der betrogene Herr lobt den Betrüger, der auf eine kluge Weise, obgleich zu seinem (des Herrn) Schaden, diesen Grundsatz befolgt, und sich lieber Freunde als Geld verschaffen will. (Denn er konnte ja von den Schuldnern sich auch Geld geben lassen.) Folget auch ihr diesem Grundsatze im Geistigen, als Söhne des Lichts. Er-

werbet euch Freunde — und zwar auf eine entgegengesetzte Art — nicht Geldfreunde, sondern, indem ihr euch von dem trüglichen Mammon entfernt *), der Geldbegierde gänzlich entsagt, und als Kinder des Lichts nur nach dem Licht, den Gaben von Oben, trachtet, Gott euch weihet. Machet euch die Himmlischen zu Freunden. Ewige Wohnungen werden dafür euer Lohn seyn. Die erste Bedingung und der erste Schritt dazu ist Entsagung aller irdischen Vortheile, gänzliche Lossagung von dem Götzen der Zeit, dem Mammon. Dies aber ist nur das Negative, das Geringere. — Wer hierin ächt und treu ist, wird es auch in dem Großen seyn, und umgekehrt! Entsagung alles Irdischen war die erste Probe, ob jemand tauglich sey zum Gottesreich [εὔθετος εἰς τὴν βασιλ. τ. θεοῦ] **). Wenn ihr aber in Beziehung ***) auf den Zeitgötzen nicht

*) ἐκ τοῦ μαμωνᾶ τῆς ἀδικίας übersetzt man gewöhnlich: Durch den ungerechten oder trüglichen Mammon, und meint, Jesus habe gesagt: Vertheilet euer Geld unter die Armen, u. s. w. Allein Mammon ist nicht Geld und Gut selbst, sondern der Götze des Geldes, also eine Prosopopöie, eine Personification. Es wäre doch ein eigenes Paradoxon, wenn Jesus ihnen geboten hätte, sich durch diesen Götzen die Gottheit zum Freunde zu machen. Es müßte auch dann heißen: ἐκ τοῦ μ. Jesus sprach etwa so: מִן הַמָּמוֹן אַחֵר Das מִן bezeichnet hier aber prae. Machet euch andere, bessere Freunde, als — außerhalb des Gebietes des Götzen Mammon, solche, die euch die Aufnahme in die künftigen, ewigen Wohnungen zusichern können. Wenn die gewöhnliche Uebersetzung Statt haben sollte, so müßte statt μαμωνᾶ πλάττ oder χρυσοῦ stehen. Wenn Jesus gesagt hätte, suchet euch durch mildthätige Anwendung eures Reichthums an Arme den Himmel zu verschaffen, so sehe ich nicht ein, wie die Pharisäer darüber hätten spotten können (V. 14.).

**) Vgl. die Geschichte des reichen Jünglings Matth. 19.

***) Es ist bekannt, wie vielerley Verhältnisse und Beziehungen das hebräische ב ausdrückt.

ächt und treu gewesen seyd (γενεσθε), also die erste Probe nicht bestanden habet), wer wird euch denn das Aechte, das Reingute vertrauen? Und wenn ihr in Rücksicht des Fremden, Außerwesentlichen nicht treu waret, wer wird euch denn das euch Bestimmte, das Edlere, geben, — das Gottesreich? Das Folgende, wo Gott und Mammon sich entgegengesetzt werden — stimmt auch besser mit diesem Sinn und der Forderung, dem Irdischen ganz zu entsagen. —

Unstreitig hat die Parabel vom reichen Mann und armen Lazarus, außer andern, vorzugsweise auch diesen nämlichen Zweck, den Unwerth des Reichthums und des irdischen Wohllebens in kräftigen Contrasten darzustellen. Zugleich ist es auffallend, daß Jesus in dieser schönen Parabel gar nicht des moralischen Zustandes weder des reichen noch des armen Mannes erwähnt, sondern blos mit wenigen, aber äußerst starken Zügen, den Reichthum des erstern und den dürftigen, hülflosen Zustand des andern malt, und sie dann eben so contrastirend in die andere Welt versetzt, als ob er hier wieder als Regel den Satz des Plato aufstellen und versinnlichen wollte: „So wie das Ansehen der Reichthümer zunimmt, muß das Ansehen der Tugend sich vermindern. Gold und Tugend sind die zwey Gewichte in einer Wage; das eine kann nicht steigen, wenn nicht das andere sinkt.“ *)

*) Storr (de Parabolis Christi, §. 6. not. 19.) macht die feine Bemerkung, Jesus habe den Reichen durch V. 28—30 als einen solchen schildern wollen, der den religiösen Schriften seines Volkes keinen sonderlichen Werth beilegte. Man kann diese Bemerkung mit Grund noch weiter ausdehnen, und behaupten, daß Jesus durch diesen Zug auf den Mangel und die Abgestorbenheit des moralischen und religiösen Gefühls solcher Menschen habe deuten wollen. Blos auf das Aeußere einen Werth setzend, verlangen sie heftige Erschütterungen von außen, um in ihrem Innern eine Regung und ein Streben nach dem Höhern, Geistigen zu fühlen. Todte sollen erscheinen, um die Le-

§. 213.

Ein anderes vorzügliches Mittel, wodurch Jesus bei seinen Jüngern jenen festen Hinblick auf Gott und die Sache der Gottheit gründen und befestigen wollte, war das Gebet und der daraus entspringende, damit verbundene Glaube, daß Gott es erhören und überhaupt alle ihre Bemühungen für den Gottesbund segnen und unterstützen würde. Jesus kann nicht Ausdrücke genug finden, um ihnen dieses in aller Stärke anzuempfehlen. Er wählt auch hiezu die Sprache der Poesie, Bild und Parabel, und erklärt das Gebet für ein durchaus nothwendiges Mittel zu dem Zweck, den sie erreichen sollten. Er sagt deßhalb schon in der Bergrede: Eben so nothwendig als zum Aufmachen der Thür das Klopfen, zum Finden das Suchen sey, so müsse der Gabe das Gebet vorhergehen. Und welche Stärke in den Bildern! Und wer unter euch, der Vater ist, wird seinem Sohn, welcher ihn um Brod bittet, einen Stein, und wenn er ihn um Fisch bittet, eine Natter geben? Um wie vielmehr wird euer himmlischer Vater, der Erhabene, euch alles Gute — den heiligen Geist, euch geben! *)

Als versinnlichende Beyspiele und Commentar zu diesen Kernaussprüchen Jesu sind die beyden Parabeln Luc. 11, 5. f. und 18, 1. f. zu betrachten. Sie sind eine ganz eigene Art

---

benden zu erschüttern. Man kann auch diese Parabel als nähere Bestimmung der vorigen vom ungerechten Haushalter betrachten. — —

*) Matthäus hat: „alles Gute“ (ἀγαθα), Lucas: „den heiligen Geist.“ — Man erkennt daraus den frühern und spätern Schriftsteller oder vielmehr das Fortschreiten des Christenthums. Der Ausdruck: Heiliger Geist, gehört zu den sinn- und bedeutungsvollsten des Neuen Testaments, den aber die unchristlichen Streitigkeiten und dogmatischen Zerspaltungen mehrmals schändlich entweiht haben.

Parabeln, wie sie unter den Jüdischen Lehrern nicht ungewöhnlich waren, ein Schluß vom Kleinern auf Größere, vom Niedrigen, Unvollkommnen auf das Vollkommne, Höhere, von schwachen oder bösartigen Menschen auf Gott. Von schwachen oder bösen Menschen darf man schon in diesen und jenen Fällen einen glücklichen Erfolg und Erreichung seines Zwecks erwarten — wie vielmehr von Gott, dem himmlischen Vater? Es ist also in diesen Parabeln eben der contrastirende Parallelismus, wie in den oben angeführten Anpreisungen des Gebets (Matth. 7, 7. Luc. 11, 9.). Unstreitig die beste Manier, um alles Mißtrauen und kleinmüthiges Zweifeln (Matth. 14, 21. Jacob. 1, 6.) blos durch den Gedanken an Gott zu zerstören *). Ein Freund, den ihr um Mitternacht aufklopfet, um von ihm drey Brode zu leihen, womit ihr den plötzlich angekommenen Gastfreund bewirthen wollt (also zu edlen Zwecken!) — wird zwar von innen heraus euch zurufen: Ach! laß mich in Ruhe! Die Thür ist schon verschlossen, meine Sklaven sind, so wie ich, schon im Bette. Ich kann unmöglich aufstehen; aber er wird, auf euer anhaltendes Bitten, und wäre er auch nicht freundschaftlich gegen euch gesinnt, aufstehen, und geben, so viel ihr wollt. Um wievielmehr der, der nicht schläft, der Vater! — Wie einfach, malerisch und wahr ist dieses kleine Bild! wie erheiternd, wenn man es aus dem rechten Standpunct betrachtet!

Eben so die andere Parabel, in der ein böser, weder Gott noch Menschen scheuender Richter einer Wittwe gegen ihre Unterdrücker Recht schafft, um nicht von ihr überlaufen

*) Die hebräische Nation liebte, vermöge ihrer Bildung, auch verzüglich starke Contraste, die sich leichter zum Erhabenen, als zum Schönen gesellen. Daher auch die schrecklichen Ausmalungen des Unglücks im Gegensatz eines glücklichen Zustandes, Licht und Finsterniß, Heulen und Zähnklappen ꝛc. Der Grieche verschmelzt die Contraste durch sanfte Verschattungen und Uebergänge.

zu werden! Wie vielmehr wird Gott — dies ist das Epimythion — sich eurer gerechten, edlen Sache, ohne Zögern (ἐν τάχει) annehmen! — Solcher Parabeln und Bilder bedurften die Jünger in solchen Fällen, wo sie zweifelnd sich Gott als jenen gemächlichen oder zaudernden Hausherrn oder den säumenden Richter sich denken mochten! —

In eben so kräftigen Bildern und Gleichnissen empfahl ihnen Jesus das, worauf das Gelingen ihres großen und edlen Zweckes durchaus beruhte, den festen Glauben an die Gottheit, an sich selbst und ihre Sache. Den wahren Satz: Der weise, gute Mensch kann alles, was er will! drückt Jesus aus: Wenn ihr einen Glauben habt, wie ein Senfkorn — [immer wachsend und sich entwickelnd (Matth. 13, 31. 32.)], so werdet ihr zu einem Berge sagen können: Hebe dich von hinnen, und es wird geschehen! Nichts wird euch unmöglich seyn! *)

§. 214.

Eine andere Eigenschaft, welche Jesus den Verkündern des Gottesreiches mit vorzüglichem Nachdruck zu empfehlen und in ihnen auszubilden suchte, war die Demuth oder eine richtige Würdigung ihres Verhältnisses zu Gott, von dem sie zur Ausführung der wohlthätigsten Zwecke berufen waren; zu Jesu, dessen Lehre, Beispiel und Tod sie verkünden sollten; — zu ihrem großen und wichtigen Amt, welches sie verpflichtete, in alle Welt zu gehen, und allen Völkern das Evangelium von Jesu, dem Gottessohn, zu verkünden; und endlich zu ihren Mitarbeitern und zu andern Menschen, verbunden mit einer richtigen Schätzung ihrer, zu solchen großen Zwecken nicht zureichenden, der höhern Unterstützung bedürftigen Kräfte. Diese liebenswürdige Eigenschaft, welche jeder guten

*) Wieder ein starker poetischer Contrast, Senfkorn und Berg.

guten und edlen Handlung ihren Reiz und Schönheit giebt, ja ohne welche die schönste That aufhört Tugend zu seyn, und zur glänzenden That herabsinkt — mußte vor allen Dingen das Eigenthum der Apostel werden, sowohl um ihres nationellen als individuellen Charakters willen! — denn es lag in der Nationalbildung der Juden, als Volkes Gottes, gleich nach Vollbringung der Pflicht den Lohn von Gott zu erwarten. Wie sehr auch die Jünger, diese sanguinischen Galiläer, in diesem Fall waren, beweiset hinlänglich die evangelische Geschichte, z. B. ihre Fragen: Herr, was wird uns für das alles? und die schonende Rücksicht, welche Jesus in diesem Puncte auf sie nahm. Wenn Jesus daher ihnen das größte Vertrauen zu Gott, dem Vater, der alle ihre Bedürfnisse kenne, und was unbemerkt von Menschen geschehe, öffentlich vergelten werde, einflößt, und sie durch die Vorstellung, zu welchen wichtigen und großen Zwecken sie von Gott bestimmt und berufen seyen, zu einem edlen Stolz und Selbstgefühl erhebt, sie das Salz und das Licht der Welt nennet, u. s. w.; so empfiehlt er ihnen von der andern Seite die größte Demuth und das lebendige Gefühl der Abhängigkeit von Gott. Ferne von ihnen sollte jedes Schaugepränge mit guten Handlungen seyn, ihr Gebet zu Gott im verschlossenen Kämmerlein geschehen, die Wohlthat der rechten Hand solle die linke nicht gewähr werden. Dadurch, daß man selbst einen Werth darauf setze, verliere die Handlung allen Werth vor Gott. Er versinnlicht ihnen dieses nach seiner eigenen Weise in einer schönen Parabel (Luc. 17, 7.). Nachdem er ihnen ein stets zunehmendes Wachsthum im Vertrauen und Glauben zur Gottheit empfohlen hat, fügt er hinzu: Gesetzt, es hätte einer von euch einen Ackerknecht oder Hirten. Wird er zu diesem, sobald er von seiner Arbeit kommt, sagen: Komm und setze dich! Er wird ihm vielmehr befehlen, vorher ihm das Essen aufzutragen und ihm aufzuwarten. Dann erst wird er ihm erlauben zu essen und zu trinken. Was meint ihr, sollte

er seinem Knecht wohl Dank schuldig seyn, daß dieser seine Pflicht gethan hat? So auch ihr! Wenn ihr alles gethan habt, was eure Pflicht fordert, so denkt: Wir können von dem Herrn keinen Dank und Lohn fordern. Wir thaten nur unsere Schuldigkeit!

Hierhin gehört auch die Parabel vom Pharisäer und Zöllner (Luc. 18, 10.), worin ihnen Jesus zugleich in dem pharisäischen Dünkel, den sie lebendig vor Augen hatten, ein abschreckendes Bild von dem, was sie nicht seyn sollten, darstellt, und das ernste, auch schon von der kindlichen Vernunft des Alterthums*) als wahr anerkannte Epiphonem hinzufügt: Der Stolze wird erniedrigt, der Demüthige erhöhet werden! —

Eben so sollten sie gewissermaßen ihre eigene Persönlichkeit — wenn man so sagen kann — verlieren, und ganz in Jesu, d. h. in seinem Plan, in seinem Geist und in seiner Lehre leben und weben. Dieses drückt die Parabel des Johannes vom Weinstock und der Rebe (Cap. 15, 1 f.) sehr kräftig und schön aus. Aus diesem allen folgte schon von selbst die Entfernung aller Eifersucht und alles Neides der Apostel unter und gegen einander, wodurch freylich die wohlthätigen Absichten Jesu durchaus vereitelt werden mußten. Aber Jesus kannte seine Jünger zu gut; er wußte es zu genau, wie sehr sie für jeden einzelnen Fall auch der einzelnen und speciellen Vorschrift und Lehre bedurften, als daß er nicht hätte diesem bey seinem Leben schon mehrmals sich äußernden, nach seinem Abschied zu befürchtenden, der Religion der Liebe durchaus widerstrebenden Uebel aufs kräftigste entgegen arbeiten sollen.

---

*) Hesiods W. u. T., s. auch Creuzer über die histor. Kunst der Griechen. S. 97.

Es war ihm nicht genug, ihnen dieſes Gebot durch die kräftigſten Vorſchriften, z. B. Joh. 13, 34., einzuſchärfen, und es zum unterſcheidenden Charakter ihrer ächten Jüngerſchaft zu machen, — er ſuchte es ihnen zugleich durch Beyſpiel und Parabel zu verſinnlichen. Er wählte dazu gewiſſe ſymboliſche Handlungen, die man lebendige Parabeln nennen könnte, als das Fußwaſchen, welches Johannes Cap. 13. ſo maleriſch erzählt, die Hinſtellung und Segnung des Kindes in ihrer Mitte (Matth. 18 u. a. m. *). In der Parabel von den Arbeitern im Weinberg (Matth. 20 f.) bekämpft Jeſus allen Rangſtreit und Lohnſucht der Jünger. Auch kann man mit Recht der Parabel Luc. 14, V. 7 ff. den nämlichen Zweck zuſchreiben. Jeſus tadelt in derſelben, in dem auffallenden Trachten der Phariſäer nach den Ehrenſitzen bey der Tafel, überhaupt die Unbeſcheidenheit und den Hochmuth dieſer Menſchenklaſſe, und empfiehlt die Beſcheidenheit und das Zurückziehn bey ſolchen äußerlichen, im Grunde geringfügigen

*) Zu dieſen in Leben und That dargeſtellten Parabeln können auch vielleicht manche andere Handlungen Jeſu gezählt werden, die er wahrſcheinlich mit Hinſicht auf ſeine Jünger unternahm. So kann freylich die Sitte Jeſu, bey den Gaſtmälern der Jünger die Stelle des Hausvaters zu vertreten, und das Brod zu brechen, als etwas, das ihm von ſelbſt zuſtand, angeſehen werden, aber Jeſus gewöhnte doch auch dadurch ſeine Jünger, ihn als Familienvater, ſich ſelbſt als ſeine Kinder zu betrachten. Auch das letzte Abendmahl Jeſu war zugleich ein Bundesmahl der Jünger unter einander. Was iſt die Taufe anders als eine ſolche parabeliſche Handlung? Vielleicht hatte auch das Austreiben der Käufer und Verkäufer aus den Tempelhallen einen ſolchen ſymboliſchen Zweck. Die Hebräer waren an ihren Propheten ſolche auffallende ſymboliſche Handlungen gewohnt, wodurch ſie ihre Vorträge verſtärkten. Auch die Verfluchung des Feigenbaums (Matth. 21. u. Marc. 11.) könnte vielleicht den prophetiſch-paraboliſchen Handlungen beygeſellt werden. —

Gelegenheiten, um im Allgemeinen das Gebot der Bescheidenheit und Demuth ihnen einzuprägen. Es ist auch hier eine Ermahnung von Kleinern zum Größern; eine Bemerkung aus dem gemeinen Leben, deren auffallende Wahrheit aber leicht eine moralische Deutung zuließ und vorbereitete, und durch den Doppelsinn des Epiphonems V. 11. die moralische Bedeutung verstärkte und fühlbarer machte.

§. 215.

Diese Demuth und Bescheidenheit, dieses Gefühl der Abhängigkeit von dem erhabenen himmlischen Vater, verbunden mit kindlichem Vertrauen zu ihm, und das innige Familienband, welches dadurch zwischen Jesu und seinen Vertrauten und wiederum zwischen den Jüngern unter einander, als Reben eines Stammes, geknüpft wurde, — dies war der Stamm, auf welchem alle andere schöne Blüthen und Früchte des Christenthums wachsen sollten. Alles Gute und Schöne entsprang von jeher aus dem schönsten menschlichen Verhältnisse, nämlich dem zarten Familienbande. Von der nämlichen Art war das zarte Band, welches Jesus mit seinen Vertrauten, und diese wieder unter einander vereinigte. Gott der unsichtbare liebevolle Vater, Jesus der Erstgeborne, der einige, vielgeliebte Sohn, und dadurch zwar der Herr, aber zugleich der zärtliche Bruder seiner Vertrauten (Joh. 15, 15.), sie alle zusammen verschlungen in und zu einem Bunde, dem Gottesreich! Diese Familie war aber nicht geschlossen, sondern sollte alle Edlen des ganzen Menschengeschlechts umfassen, alle verirrten Kinder des großen Vaters sollten wieder mit derselben vereinigt werden. Eine jede Aufnahme, auch nur eines einzelnen Menschen, war ein Gewinn für das Gottesreich. — Die Himmel und die Engel nehmen den innigsten Antheil an einem solchen Gewinn, und freuen sich darüber *).

*) Luc. 15, 7 u. 10. Welch ein schönes Band zwischen Himmel und Erde, Engeln und Menschen! Wie konnte die

Wie einfach und schön stellet Jesus dieses dar in der Parabel von dem verlornen und glücklich wiedergefundenen Einen Schäfchen, das sich von den hundert verloren hatte! Der Landmann nimmt es auf seine Schultern, trägt es in sein Haus, ruft Freunde und Nachbarn zusammen, und sagt: „Freuet euch mit mir, ich habe mein Schäfchen wieder gefunden, das verlorne!“ Lucas, der so innigen und thätigen Antheil an der Erweiterung des großen Familienbandes nahm, fügt dieser noch die andere gleichen Sinnes von der verlornen Drachme bey. —

Freylich war auch dieses wieder gänzlich dem jüdischen Nationalstolz und ihren mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheilen entgegen. Nur Abrahams Kinder waren das Volk Gottes; der jüdische Gesetzlehrer zu Jesu Zeiten hielt es für ein Verbrechen, mit einem Nichtabrahamiten auch nur zu Tische zu sitzen und Umgang zu haben. Sie predigten ein Odium generis humani. — Wenn auch diese grellen Vorurtheile noch nicht so sehr in der bessern und vernünftigen Mittelklasse der Juden, bey welchen der gesunde Menschenverstand am längsten seine Rechte und seinen Sitz behauptete, um sich gegriffen hatte, und wenn jene crassen und menschenfeindlichen Grundsätze bald in dem vertrauten, liebevollen Umgang Jesu von selbst verschwinden mußten; so konnte desto leichter von der andern Seite eine Art Esprit de Corps, oder Secretengeist daraus entstehen, daß sie gewürdigt wurden, die Schüler des erhabensten Lehrers und Propheten zu seyn. Es konnte leicht eine Art Stolz sich in ihnen erzeugen, der sie gerade von derjenigen Menschenklasse am meisten entfernte, unter welcher Jesus zuerst sein göttliches Reich gründen wollte,

---

hohe Tendenz des göttlichen Reiches auf Erden sinnlich schöner und würdiger angedeutet werden, als durch eine solche, dimmlischen Wesen geziemende Theilnahme an den kleinscheinenden Ereignissen der Erde?

weil ſie am lebhafteſten das Bedürfniß der religiöſen und moraliſchen Reform und Umwandlung (μετανοια) fühlten. — Daher ſuchte ihnen Jeſus durch Beyſpiel und Lehre Achtung der Menſchheit überhaupt einzuflößen. Er gieng ſelbſt mit „Zöllnern und Sündern“ um, und nannte ſie diejenigen, die des Arztes am meiſten bedürften, am ſtärkſten das Bedürfniß nach demſelben fühlten — dieſe einzuladen, ſey ſein Zweck; dies ſey Erfüllung des göttlichen Gebotes. Menſchenliebe will ich, nicht Opfer! (Matth. 9, 12 ff.) — Nirgends drückt er ſich kraftvoller und edler aus, als wenn er dem rabbiniſchen: Du ſollſt deinen Nächſten (den Juden) lieben, aber deinen Feind (den Nichtjuden) ſollſt du haſſen! ſein erhabenes Gebot der allgemeinen Menſchen- ja Feindesliebe entgegenſetzt, und ſie auf das Beyſpiel des himmliſchen Vaters, der ſeine Sonne allen ſcheinen, allen regnen läßt, verweiſet! Hierauf bezieht ſich das Gebot, gern jeden ſeine Fehler zu vergeben und nicht zu verdammen, nicht zu richten, ſondern in ſtiller Demuth und Gottergebenheit ihre Pflichten zu erfüllen, und allen Völkern das Evangelium zu verkünden, unbekümmert um den Erfolg, und mit dem Bewußtſeyn, daß ihnen der Vater die Verbreitung des Himmelreichs aufgetragen habe.

§. 216.

Aus dieſem Geſichtspunct müſſen mehrere Parabeln Jeſu betrachtet werden. Sie enthalten dann zugleich das Bild der künftigen Geſchichte der Ausbreitung des Gottesreiches, und Winke und Fingerzeige für die Jünger und Apoſtel, wie ſie ſich zu benehmen haben würden. In der Parabel von dem großen Gaſtmahl (Luc. 14, 16 ff.) ſchildert Jeſus einen Theil der Schickſale des Evangeliums unter dem erfreulichen Bilde einer Feſtmahlzeit. Viele werden zu derſelben eingeladen. Alle bleiben aus, und bey der wiederholten Einladung entſchuldigen ſie ſich mit nichtigen Gründen. Es ſind die Angeſehenen, die Geſetzlehrer und Vorſteher des jüdiſchen Volks,

die längſt mit dem Munde geſagt hatten: Wohl denen, die Theil haben am Himmelreich (V. 15.), und von denen man wohl zuerſt den thätigen Beytritt zur religiöſen Reform ihres Volkes hätte erwarten ſollen! Darauf ergehet das Gebot des Herrn an ſeine Diener: Führet die Armen, die Krüppel, die Lahmen, die Blinden von den Straßen, und wo ihr ſie findet, hinein! — Hier lehrt alſo Jeſus ſie, daß nicht unter den Weiſen und Großen, ſondern unter den Verachteten, Geringen und Einfältigen ihr vorzüglicher Wirkungskreis ſeyn würde (vergl. Matth. 21, 28 f.). Aber auch hier wird die Zahl es nicht ausmachen — nur wenige werden ſeyn, die den Forderungen des Gottesreichs werden Genüge thun. — Hierauf bezieht ſich wohl zunächſt die gleich hieran geknüpfte paradoxe Aufforderung Jeſu zu den größten Aufopferungen für das Gottesreich, das ohne dieſe nicht Statt finden könne, und die Parabel vom Thurmbau und Krieg — ſo wie auch das Schickſal des einen Gaſtes, der das Feſtkleid nicht angelegt hatte, welches Matthäus bey einer ähnlichen Einladungsparabel erzählt (Matth. 22, 1.), und welcher letztere Umſtand eine paraboliſche Verſinnlichung des Gebots iſt, das Jeſus an andern Orten in bildlicher Sprache ſeinen Jüngern giebt: „Werfet das Kleinod nicht vor die Hunde, noch die Perlen vor die Säue!“ wodurch ihnen Jeſus ein edles Gefühl ihrer Würde einzuflößen ſucht, und ſie zugleich bey einer ſchlechten Behandlung unwürdiger Menſchen, die den Verkündern des Evangeliums bevorſtand, gegen Muthloſigkeit ſichert. Auf eine ähnliche Art, wie wenn er ihnen ſagte: Will man euch nicht aufnehmen, ſo ſchüttelt den Staub von euren Füßen und — gehet weiter!

§. 217.

So müſſen alle Parabeln Jeſu wenigſtens zunächſt in der ſpeziellen Beziehung auf das Gottesreich und deſſen Verkünder gedeutet werden, obgleich ſie auch von weiterm Umfange ſeyn können und es wirklich ſind, in ſo fern das

Gottesreich zugleich das Reich der Wahrheit und Tugend ist, und dieser moralische Bund unter den Edlen des Menschengeschlechts fortdauert und ewig fortdauern und sich erweitern soll*). Daher ist man auch seit jeher in der Erklärung der Parabeln sehr von einander abgewichen, indem man sie entweder unter einen allgemeinen moralischen, oder besondern, auf die Jünger und ihre Lage zunächst sich beziehenden, Gesichtspunct brachte. Es ist schon oben gezeigt worden, daß die letztere specielle Ansicht die richtigere sey, wonach man die Parabeln als solche Dichtungen betrachtet, in welchen Jesus den Aposteln den Elementarunterricht vom Reiche Gottes und dessen Verbreitung mittheilt, niederlegt und aufbewahrt. Diese Bemerkung wird auch noch dadurch begründet, daß in dem Aufblühen des Gottesreiches, als die Apostel schon Gemeinden unter allen Völkern gegründet hatten, und überall sich Juden und Heiden zum Evangelium bekannten, gar dieses parabolischen Unterrichts Jesu weiter nicht gedacht, und gar kein Gebrauch von demselben gemacht wird. Wir finden in den Briefen der Apostel nirgends eine Hinweisung auf Jesu Parabeln, welches in dem Fall, wenn sie eigentlich moralisch waren, doch wohl zu erwarten wäre. Sie wurden damals also gleichsam als schon erfüllt angesehen, der Zweck derselben war erreicht, der Inhalt hinlänglich begründet, und die Form also unnöthig geworden.

*) Eben so haben die moralischen Vorschriften Jesu zunächst den Zweck, die Jünger zu bilden und sie für ihr Amt vorzubereiten. Sie waren die ältesten Söhne der zukünftigen großen Familie; — diese sollte durch sie gebildet, also ihnen die nämlichen Grundsätze, in so fern sie allgemeingültig, und nicht blos local oder temporär sind, welches sich leicht erkennen läßt, mitgetheilt werden. Diese specielle erste Bestimmung für die Jünger erhellt auch daraus, daß die localen und temporären Vorschriften nirgends von den allgemeingültigen moralischen unterschieden werden.

Die Bekenner des Evangeliums bildeten schon einen Körper, dessen anerkanntes Haupt Jesus Christus war. Es bedurfte also nun nicht mehr der entwickelnden, sondern nur der befestigenden, die Glieder in der Verbindung erhaltenden, auf ihren jetzigen Zustand und dessen Natur und Zweck sie verweisenden Parabeln*). Wenn man also den Parabeln

*) Man kann also sagen, das dieses Aufhören der Parabel in dem Fortschreiten des christlichen Zeitalters seinen Grund hatte. Die Periode der Jugendbildung des Christenthums war vorüber, Jesus „der Menschensohn" hatte alles hineingelegt, was die Vollendung desselben zu einem vollkommnen Körper entwickeln konnte; er kehrte nun zu dem Vater des heiligen Bundes zurück, und ist jetzt nur geistig, als Jesus Christus, der „Gottessohn", in demselben gegenwärtig. So erscheint er in den Apostelbriefen; sein Beyspiel wird blos in allgemeinen Zügen angedeutet, und seine eigenen Worte werden nirgends angeführt. Der Geist, nicht der Buchstabe Jesu, ist wirksam; seine Bekenner haben sich zu einem religiösen Körper gebildet, Jesus Christus ist das unsichtbare Oberhaupt desselben. Wozu hätte es also jetzt noch der Parabel, des Schattens, bedurft? Jesus Christus selbst, sein Leben, Tod und Verherrlichung war die einzige lebendige Parabel geworden. Sie lautet so, wie Paulus sie Kolossi. 2. und mehrmals in andern Briefen anführt, folgendermaßen: Jesus Christus starb — auch ihr entsaget eurer ehemaligen Denk- und Sinnesart (die erste Bedingung, um der Aufnahme in das Gottesreich würdig zu werden); Er ward begraben, — so verschwand bey der Aufnahme in den heiligen Bund in der Taufe euer „alter Mensch"; Er ward auferweckt, — auch ihr empfienget ein „neues Leben"; Er wurde erhöhet, — auch ihr werdet durch seinen göttlichen Geist zu höherer Vollendung in Kenntniß und Tugend emporgehoben; Er gieng zum Vater, — auch euer Sinn strebet nur nach dem, was dort oben ist; Er ist nun im Himmel in inniger Vereinigung mit dem Vater (zur Rechten Gottes), — so ist auch euer stilles Leben (Kol. 3, 3. συνεκρυπται συν τω Χριστω εν τω Θεω) ein Leben in Gott, ein göttliches Leben, wie das der Himmlischen. (Vergl. Philip. 3, 20.). Einst wird Jesus Christus im Glanz

Jesu einen allgemeinen moralisch-didaktischen Zweck beylegt, so läßt sich dieses wohl in so weit rechtfertigen, als auch der Zweck des Gottesreiches kein anderer als ein moralisch-religiöser ist, und in so fern auch die Lehren derselben, blos das Locale und Temporelle abgerechnet, auch jetzt noch wahr und wichtig sind. Allein, wenn man sich auf diese Ansicht allein beschränkt, so entfernt man sich von der richtigen Ansicht der ersten Bildung der Jünger, und der allmähligen Entwickelung des Christenthums, und erschwert sich die nächste und richtigste Erklärung derselben. —

§. 218.

Ein Beyspiel zu den aufgestellten Bemerkungen giebt die Parabel vom verlornen Sohn, unstreitig eine der schönsten in Rücksicht der vollendeten Darstellung. Die gewöhnliche moralische Erklärung findet in derselben die Lehre: Gott ist liebevoll und gnädig gegen den sündigen Menschen, der seinen bisherigen sündlichen Lebenswandel bereuet und den festen Vorsatz der Besserung in sich aufnimmt, — einem solchen ist Gott geneigt, seine bisherigen Sünden zu erlassen. — Herr Paulus will die Parabel ächte Sinnesänderung überschreiben. Nach dieser Ansicht bezeichnet der Hausvater die Gottheit, der jüngste Sohn ist ein gefallener, aber vom Fall aufgestandener und eben dadurch selbstkundiger und milder geworderner Mensch. Der ältere stellt den strenggesetzlichen, einseitigen, zwar rechtschaffenen und schätzbaren, aber nicht eigentlich moralisch-religiösen Mann dar.

Allerdings ist auch diese Ansicht wahr — sie liegt der Parabel zum Grunde, sie ist das Fundament, worauf sie beru-

---

erscheinen, — was ihr im Stillen thatet und duldetet, wird Er öffentlich vergelten. — Die Paulinische Parabel 1 Cor. 12, 12 ff. macht einen Theil dieser größern Parabel aus, und gehört zu den befestigenden.

het, und ohne welches sie nicht im Ganzen wahr seyn könnte — Aber diese Erklärung ist zu allgemein und zu weit, — so wie hingegen die andere Ansicht, daß Jesus blos den Zweck gehabt habe, den ächtreuigen zu schildern, zu enge ist. Der Sinn ist vielmehr: So wie Gott den ächtreuigen, wahrhaft seinen Sinn ändernden, nach moralischer Veredlung begierigen ehemaligen Sünder gern aufnimmt, so auch ich als der Hausvater im Gottesreich auf Erden jeden Heilsbegierigen — und so auch ihr künftig! —

Die äußere Veranlassung zu der Parabel, wie das Zubringen der sogenannten „Zöllner und Sünder" und die Vorwürfe, welche die Pharisäer und Gesetzlehrer Jesu über die gütige Aufnahme derselben machten. Jesus beantwortet sie zuerst mit der Parabel von dem Mann, der sein Schäfchen wieder findet, — und fügt dann diese Parabel hinzu.

Wenn man diese Dichtung liefet, so muß man sie nicht so gleich beym Lesen dadurch — gleichsam vernichten, daß man sogleich sie allegorisirt und den moralischen Sinn hineinträgt; sondern man muß sie als Geschichte, was sie ist, betrachten, und dann erst darf man das Resultat herausziehen. Die Begebenheit selbst ist in sich so ästhetisch wahr, daß ein jeder edler, gefühlvoller Vater eben so handeln wird. Man frage sich selbst, ob man in einem ähnlichen Fall nicht eben so gegen sein geliebtes verirrtes Kind verfahren würde? — Wir können also mit Recht folgern, daß der himmlische Vater gegen jedes seiner Kinder, das verloren war und sich wieder findet, eben so gesinnet seyn werde. Dies ist das Allgemeine, das sich daraus mit Recht folgern läßt. Allein, dies zu lehren, ist nicht der Zweck der Parabel, sondern vielmehr eine vorausgesetzte Wahrheit, auf und durch welche Jesus sein Verfahren als Stifter des Gottesreichs und Stellvertreter des Vaters gründet und rechtfertiget. Als solchen, der die Stelle Gottes vertrat, und gekommen war, um die Sünder einzuladen (Matth. 9, 13.), stellt die Parabel Jesum selbst un-

ter dem Bilde des Hausvaters dar. Mit andern Worten: Jesus rechtfertiget durch diese Parabel, in welcher er die Gesinnung der Gottheit darstellt, sein Verfahren, daß er die verachtete und verirrte Menschenklasse vor allen andern zur Theilnahme an dem Reiche Gottes einlud. Der eine rechtlich gesinnte Bruder ist der rechtgläubige Israelit, der streng auf Herkommen, auf seinen alten Adel, und die alte Oeconomie hält, und aus redlicher Absicht die Vorschriften desselben erfüllt, und zwar ein schätzbarer, aber auch zugleich, wie Herr Paulus es passend ausdrückt, ein einseitiger Mensch geworden ist. Diese Einseitigkeit war ein Hauptcharakterzug der jüdischen Nation, nur mit dem Unterschiede, daß sie bey den Gutgesinnten nicht in directe Lieblosigkeit, Härte oder ein Odium generis humani ausartete*). In diesem extra ecclesiam non datur salus lag der Grund des Hasses der Samariter, des Abscheues gegen die Heiden, und der Verachtung aller derer, die mit den Heiden in einiger Verbindung standen oder ihnen dienten, der Zöllner — so wie auch die Geringschätzung aller Laien und des gemeinen Volks, von denen, welche dem geistlichen Aristokratismus und Adel angehörten, Pharisäer, Priester, Schriftgelehrten und Rabbinen. —

Jesus der Davidssohn, der Prophet und Messias, gehörte vermöge seiner Abstammung und seines Amtes zu dem Adel des jüdischen Volks, und seine Jünger wurden dadurch, daß sie seine Schüler waren, ebenfalls zu dieser Würde erhos

*) Diese Unduldsamkeit, weshalb auch die Juden bey andern Völkern so verhaßt waren, war übrigens keinesweges ein nothwendiges Product ihrer Nationalbildung, sondern vielmehr dem Geiste des ächten Israelitismus durchaus fremd. Es war vielmehr eine Ausartung des Monotheismus — eine Ueberschreitung der Gränzlinie, ein Ismael, der sich in das väterliche Haus eingeschlichen hatte und sich gegen den Vater auflehnte; aber freylich damals Nationalzug des Judaismus.

ben, und konnten künftig, sobald sie aufhörten, Lehrjünger zu seyn, auf den Ehrennamen Rabbi*) Anspruch machen. Daß sie mit dieser Standeserhöhung auch gern die vermeintlichen Vorrechte und den Stolz dieser Adelspartei angenommen hätten, läßt sich nicht anders von dem natürlichen Ehrgeiz der Jünger erwarten. Aber Jesus verhinderte dieses durch seine weise Bildung und durch sein Beyspiel. Jene verachtete Menschenklassen nannte Jesus theils mit den Worten und in dem Sinn des geistlichen Adels, theils aber auch, weil sie es wirklich waren — die Verirrten, aber zu gleicher Zeit mit dem mildernden Zusatz — Schafe des Hauses Israels, und hier das verirrte Kind, so wie sonst: Arme, die der Hülfe, Kranke, die des Arztes bedürfen ꝛc. Der moralische Verfall, in welchem zu Jesu Zeiten das jüdische Volk sich befand, war eine natürliche Folge des Verfalls aller eigentlichen Religiösität, welche durch den Druck, die Raubgier und Verfinsterungssucht der Pharisäer und Priesterklasse bewirkt und befördert wurde, und sich im geringern Volk, wie dieses gewöhnlich der Fall ist, mehr in Leichtsinn und Sinnlichkeit, als in einem eigentlichen Lastersinn, wie bey dem Adel, zeigte**). In dem letztern war das sittliche Gefühl ers

*) In dem Gebote Jesu (Matth. 23, 8.), daß sie diesen Ehrentitel nicht führen sollten, lag wohl nicht blos eine Empfehlung der Bescheidenheit, sondern vielmehr eine weise Rücksicht auf jene Scheidewand zwischen Volk und Lehrer, welche künftig ganz zerfallen sollte, und auch bald gänzlich zerfiel. Kein Apostel nannte sich Rabbi — in den Apostelbriefen kommt die Benennung kein einziges Mal vor. Auch ist es eigen, daß dies Wort kein einziges Mal im Lucas sich findet. —

**) Auch die Menge der Nervenkranken zu Jesu Zeiten scheint ein Beweis dieser Herrschaft der Sinnlichkeit zu seyn. Wie sehr die Apostel dagegen zu kämpfen hatten, zeigt sich hinlänglich in ihren Briefen.

stickt und erstorben, in dem Volke nur aus Mangel an reli-
giöser Bildung verdunkelt! Es hatte noch nicht wie jener die
moralische Reproductionskraft verloren, und bedurfte nur ei-
nes neuen religiösen Anstoßes, um sich wieder empor zu he-
ben. Auch pflegt sich bey dem überhandnehmenden Sitten-
verfall eines Volkes, bey vielen desselben, in welchen das mo-
ralische Gefühl noch nicht erstorben ist, dieses bey einer Er-
weckung und einem Anstoß von außen desto stärker zu regen,
und oft, bey dem Mangel an Leitung, entweder in Bigotterie
oder in Schwärmerey auszuarten, und selbst manche von den-
jenigen, welche von dem Strom der Immoralität mit fortge-
rissen wurden, pflegen dann wohl mit der lebhaften Reue
einer Maria Magdalena auf die verlassene Bahn des Guten
zurück zu kehren. Wohl ihnen, wenn sie dann einen sanft-
müthigen und helldenkenden Führer finden, wie Jesus sich ih-
nen anbot!

Aber unstreitig nicht blos die verirrten Schafe des Hau-
ses Israel, die ohne Hirten umhergiengen, begriff Jesus un-
ter der Benennung des verlorenen und zurückkehrenden Soh-
nes, sondern auch alle, welche sich vom Hause Jakobs
entfernt hatten, Samariter und Heiden. Auch diese sollten
sich der fröhlichen und freundlichen Aufnahme des allgemei-
nen Vaters zu erfreuen haben. Dieses wollte Jesus den künf-
tigen Haushaltern des Gottesreiches lehren, und wie sehr sie
dieser Lehre bedurften, beweiset unter andern, selbst nach der
Mittheilung des Geistes, das Beyspiel des Petrus*).

§. 219.

Eine andere Eigenschaft, welche Jesus in seinen Para-
beln dringend den Jüngern anempfahl, war die Wachsam-

*) Apostelgesch. 10. In dieser Begebenheit liegt auch noch ein Nachtrag zu der §. 72. gegebenen Charakteristik des Petrus.

keit, oder Tapferkeit. Um die ſinnlichen Einkleidungen, in welchen Jeſus ihnen dieſe Tugend anprieſs, aus dem rechten Geſichtspuncte anzuſehen, muſs man bemerken, 1) daſs die Benennung Reich Gottes ein bildlicher Ausdruck iſt, und folglich auch bildliche Attribute erfordert; 2) daſs es nur mit mannigfaltigen Aufopferungen und mit dem Widerſtande der Feinde deſſelben, welche den groſsen Haufen ausmachten, gegründet werden konnte; 3) daſs es folglich eher einen kämpfenden, als triumphirenden Zuſtand deſſelben geben muſste. Jenen ſchildert Jeſus oftmals mit kräftigen und ſcharfen Zügen — „man wird euch aufs bitterſte verfolgen, man wird euch verleumden und jegliches Böſe von euch ſagen, euch nachſtellen, der Obrigkeit überantworten, tödten u. ſ. w. Ich bin nicht gekommen, Friede der Erde zu bringen, ſondern Feuer und Schwerdt u. ſ. w.“ In dieſer Periode des Gottesreiches waren alſo die Jünger wie die Angegriffenen, in defenſiver und offenſiver Stellung, von Feinden umzingelt, von Laurern umgeben*). Nichts war gefährlicher für dieſe gutmüthigen Menſchen, denen es noch ſo ſehr an Feſtigkeit des Charakters fehlte, wie das Beyſpiel des Petrus ſo auffallend beweiſet, als ſolche Lagen, in welche ſie ſo häufig geraethen muſsten. Sie bedurften dann am meiſten des feſten Hinblicks auf den Stifter und Herrn des göttlichen Bundes unter den Menſchen, auf den Herrn des Himmelreichs, der nicht mehr unter ihnen war, und ſie ermuntern und ihnen Muth einflöſsen konnte.

Jeſus gab ihnen dadurch ein Gegengewicht gegen ihre

*) Daher auch die häufigen Bilder des Apoſtels Paulus vom Krieg hergenommen, ſeine Anſpielungen auf Wettkämpfe und gymnaſtiſche Uebungen, kriegeriſche Stellung, Rüſtung u. a., die er mit eben ſo vieler Gewandtheit als Liebe und Geſchmack in ſeinen gedankenreichen Briefen anzubringen weiſs.

Schwachheit, daß er sie auf sein und des Gottesreichs Kommen verwies, und sie zur immerwährenden Aufmerksamkeit auf sich selbst und ihrem Zweck, zur steten Wachsamkeit aufforderte. Er bedient sich, um diese Pflicht den Jüngern zu empfehlen, durchaus der sanftern Bilder aus dem häuslichen Leben*). Der Hausherr ist auf einem Gastmahl, wo er lange verweilt. Die Diener des Hauses führen so lange die Aufsicht über das Hauswesen, die Kleider zur Arbeit aufgeschürzt; die Lichter brennen. Daß vor allen Dingen dem klopfenden Herrn sogleich eröffnet werde, und er alles in Ordnung finde! daß sie vor allen sich nicht ein Ansehn über Sklaven und Sklavinnen anmaßen! nicht essen und trinken und sich berauschen! Wehe dem Diener, der nicht treu erfunden wird! (Luc. 12, 35 ff.). Nachher empfiehlt er ihnen diese nämliche Tugend durch die Parabel von den zehn Jungfrauen, die mit brennenden Lampen den Bräutigam, dessen Ankunft sie nicht wissen, begleiten sollen, von welchen nur fünfe ihre Pflicht thun; oder mit dem Bilde eines Herrn, der vor seiner Abreise jedem seiner Diener einen größern oder kleinern Theil seines Vermögens anvertraute, um damit klüglich zu wirthschaften, und bey seiner unerwarteten Ankunft Rechenschaft fordert, und denjenigen, der ungenutzt das Capital liegen ließ, strenge bestrafte.

Die Einfachheit, Wahrheit und ästhetische Schönheit dieser Dichtungen bedarf keiner Entwickelung. Sie sind die einfachste Lehrpoesie, die sich denken läßt, und durchaus dem Zweck angemessen, den sie erreichen sollten. Auch liegt in ihnen keinesweges die Versicherung einer sichtbaren glänzenden Er-

*) Nicht der Paulinischen Bilder aus dem Kriegeswesen. Diese hätten den noch nicht hinlänglich gezügelten, raschen Galiläern gefährlich werden und sie zu gewaltsamen Maasregeln verleiten können. Die Kriegesmusik der Spartaner war der sanfte Ton der Flöte. —

Erſcheinung Jeſu zur Stiftung ſeines triumphirenden Reichs auf Erden. Aber freylich redet das Bild von einem Kommen des Hausvaters — des Bräutigams u. ſ. w. Und wie ſollte es anders reden? — Hier iſt es nichts anders, als eine äſthetiſch-nothwendige Ausführung des Lehrbildes, das ihnen die Wachſamkeit empfiehlt. —

§. 220.

Indeſſen iſt es nicht zu läugnen, daß Jeſus hiebey zugleich auf die in ſeinen Jüngern herrſchende Idee einer ſichtbaren Erſcheinung auf Erden Rückſicht nimmt, und eben deßhalb auch in dieſen Bildern ſie zur Wachſamkeit auffordert. Eben dieſe Idee konnte leicht die Jünger veranlaſſen, muthlos zu werden, wenn ſich dieſe Ankunft zu lange verzog und ihre Hoffnungen ſie zu täuſchen ſchienen. Sie waren bey weitem noch nicht hinlänglich gebildet und fortgeſchritten, um ſich zu einer reingeiſtigen Anſicht des Gottesreichs zu erheben. Sie konnten noch manches nicht tragen; der Lehrer und Tröſter, den ihnen Jeſus zu ſenden verſprach, der Paraklet, ſollte ſie weiter führen. Was ſie waren, waren ſie in Jeſu und durch ihn. Sie bedurften noch der Lehre in Bildern und des Glaubens in Bildern.

Auch ſchon die bildliche Sprache des Landes und der poetiſche und ſymboliſche Geiſt der Nation konnte ſich gewiſſermaßen nicht anders ausſprechen und nicht anders empfinden. Jede außerordentliche Wirkung der Vorſehung hieß ein Kommen Gottes, ein Herabſchauen, eine Sendung ſeiner Boten, ein Reden, Stimme Gottes, u. ſ. w. Zu dem Sterbenden kam der Tod; ihn ſah, ſchmeckte er. Boten Gottes ſchlugen den plötzlich ſeines Lebens beraubten Tyrannen; ſie ſprengen die Kerkerthore, u. ſ. w. Und Er, den die Nation vorzugsweiſe den „Kommenden“ (ὁ ἐρχόμενος, הַבָּא) nannte, er ſollte nur in Knechtsgeſtalt gekommen ſeyn, und nicht in Herrlichkeit erſcheinen?

Und seine Geliebten und Treuen sollten sich dieser Ankunft nicht entgegensehnen? Man müßte eine plötzliche Umschaffung und Verwandlung der Seelen der Jünger annehmen, wenn man von ihnen verlangen wollte, daß sie diese Vorstellung, mit allen ihren sinnlichen Attributen, nicht hätten haben sollen.

Jesus ließ ihnen also das Wort und die Poesie, die ihnen die Wahrheit im faßlichen und liebgewonnenen Gewande darstellte, ihnen zum Ersatz für die tausendfältigen Aufopferungen, die sie blos aus Liebe zu Ihm und auf sein Wort für das Beste der Menschheit darbrachten, ehe sie noch, aus sich selbst, zu der erhabenen und helleren Moralität sich erhoben hatten, die sie predigten, und — wunderbar genug! — im Namen des Gekreuzigten ausübten. Jesus ließ ihnen, den Jünglingen im Reiche Gottes — diese zur Bildung des Jünglingsalters nothwendige Poesie; aber er sorgte dafür, daß sie nicht über die zarte Gränzlinie schweifte und in Schwärmerey ausartete. — Er knüpfte erstens das Gottesreich nicht an die Erde und das kurze Leben des Menschen. Es sollte ein triumphirender Zustand für die Glieder des heiligen Bundes erscheinen; aber die Zeit, wann? bestimmte er nicht, ja er gestand selbst, er wisse es nicht (Marc. 13, 36.). Was konnte ihnen auch an Zeit und Stunde gelegen seyn? War nicht die ganze Ewigkeit ihnen? — Er sagte ferner, sein Kommen würde unversehens und unerwartet seyn, wie des Diebes in der Nacht, wie ein Blitz — also seyd wachsam immerdar! — Auch bediente er sich des Ausdrucks: Kommen, in vielfacher, unbestimmter Bedeutung; bald augenscheinlich von dem Untergange des jüdischen Staats und Cultus; bald von einem künftigen Kommen zum Weltgericht; bald von einem geistigen Verweilen unter seinen Verehrern, oder von augenscheinlicher Unterstützung (Joh. 14, 18. ff.).

Endlich, wie konnten die Jünger nach Jesu Worten ein solches sichtbares, baldiges Erscheinen auf Erden

erwarten? Er forderte nicht blos von ihnen Entsagung aller irdischen Vortheile und Güter, verkündete ihnen nicht blos Verfolgung, Haß und Feindschaft der Welt, die etwa nur eine kurze Zeit dauern würde, vorher, sondern verlangte von ihnen in den deutlichsten und stärksten Ausdrücken eine freye, willige Aufopferung ihres Lebens, und sagte ihnen oft genug und unverhohlen, daß ihnen das nämliche Schicksal, wie ihm, ein gewaltsamer Tod, bevorstünde. — Wenn also auch anfangs noch dieses Wiederkommen des geliebten Freundes und Herrn von den Jüngern nach ihren noch nicht hinlänglich geläuterten, sondern sinnlichen Begriffen, sinnlich gedacht, und in der gewohnten nationalen Form benannt und ausgesprochen wurde, (wie könnte es anders seyn?) und wenn Jesus ihnen hierin — nicht bestimmte, sondern nur schonend sich gegen sie bewies: so mußten doch bald, bey höherer und fortschreitender Bildung, sich diese Ideen und ihre Bezeichnung vergeistigen und veredlen, und zugleich mit den sinnlich-jüdischen Begriffen von dem Gottesreiche diese sinnlichen Erwartungen verschwinden und sich zu dem schönen und wohlthuenden Wunsche einer Wiedervereinigung mit dem geliebten Oberhaupte des heiligen Bundes in einer künftigen, bessern Welt emporläutern *).

*) Daß die Erwartung einer sichtbaren Erscheinung Christi auch noch spaterhin bey den Christen fortdauerte, zeigen vorzüglich 1. Thess. 4, 13 — 18. und 2. Petr. 3. Dieser Glaube scheint in manchen ersten, Christengemeinden sich stark geäußert zu haben. Sie waren dann in dem nämlichen Fall und in derselben Lage und Bildungsstufe, wie die Jünger, und bedurften der nämlichen schonenden Behandlung. Es lag auf jeden Fall die wichtige Wahrheit darin: Es wird ein moralisches Gericht über die Menschen gehalten, und ihnen nach ihren Werken vergolten werden! Paulus läßt diese jüdische versinnlichende Vorstellung stehen, — er vereinigt sie aber mit der Unsterblichkeitslehre, und giebt selbst den Verstorbenen, die diese Wiederkunft nicht erleben könnten, den Vorzug vor den Lebenden.

§. 221.

Die letzten Parabeln Jesu.

Die letzten Parabeln Jesu, die uns die Evangelisten aufbewahrt haben, und welche er kurz vor seinem Tode seinen

---

Eben so, wie Jesus, verwirft er alle Zeitbestimmungen. — Uebrigens muß man die Lehre von einem allgemeinen Weltgericht nicht mit der Idee der als nahe bevorstehend erwarteten sinnlichen Parusie verwechseln. Ein solches Gericht durch Jesum Christum ist allerdings Lehre des Neuen Testaments und nicht blos Accommodation nach Zeitbegriffen. Selbst in seiner trefflichen Rede an die Athener (Apostg. 17.) verkündet Paulus die nämliche Wahrheit. — Was jene baldige sinnliche Parusie betrift, so läßt sich, da wir den Zustand jener Gemeinen nicht genau kennen, nicht völlig bestimmen, in wie fern Paulus und der Verfasser des zweyten Briefes Petri sich nach ihren Lehrlingen bequemten oder selbst eine solche Erscheinung erwarteten. Aber ohne Zweifel ließen sie 1) die Sache auf sich selbst beruhen und legten keinen Werth auf diese Erwartung in ihrer sinnlichen Form. Sie selbst bedurften dieses sinnlichen Glaubens keineswegs. Sie erwarteten ihren Tod (s. 2. Tim. 4, 6. und 2. Petr. 1, 14.) und giengen demselben getrost entgegen. 2) Sie wollten durchaus keine Zeit jener Parusie bestimmen, sondern sagten, tausend Jahre seyen vor Gott wie Ein Tag, und ein Tag wie tausend Jahre. Also das irdische Leben komme in keine Betrachtung und Gott sey nicht an Zeit und Stunde gebunden (2. Petr. 3, 8.). 3) Sie benutzten diese Vorstellung des Volksglaubens zur Befestigung der Wankelmüthigen in Zeiten der Drangsale und Verfolgung und zur Beruhigung ihrer Zwistigkeiten in dem Hinblick auf die Entscheidung der Gottheit und zu desto fleißiger Ausübung der Christenpflichten. Die wachsende Frömmigkeit und Tugendliebe sollte die Grundlage ihres Glaubens an eine Vergeltung werden, und aus dieser Quelle jene Stille des Geistes hervorgehen, die alles Sehnen und Harren nach baldiger Wiedervergeltung von selbst aufhob. Daher fügen beyde Apostel die kräftigsten Aufforderungen zu

Jüngern vortrug, gehen wieder durchaus parallel mit der Gemüthsstimmung und Lage, in welcher er sich damals befand. Lehre und Geschichte derselben bekommen einen ernstern Ton und Charakter. Der Inhalt derselben bezieht sich theils auf seinen nahen Abschied, theils auf die Schicksale, die dem jüdischen Staat und den Widersachern des neuen Gottesreichs bevorstehen, theils auf den Lohn, den seine standhaften Bekenner zu erwarten haben würden. Um desto ernster und eindringlicher werden die Aufforderungen zur Wachsamkeit, Tapferkeit und Berufstreue in der göttlichen Sache.

Als er sich Jerusalem näherte und seine Jünger meinten, „das Reich Gottes solle alsbald offenbar werden," (Luc. 19, 11.) erzählt er ihnen die Geschichte von dem angesehenen Mann, der eine Reise in ein fernes Land unternahm, um seine Königswürde dort zu empfangen, und während dieses Zeitraums seinen Dienern die Verwaltung seines Vermögens, jedem nach Maßgabe seiner Fähigkeit, übergiebt, um damit Geschäfte zu machen. Der Herr ist bey seiner Rückkunft unerbittlich strenge; er belohnt den treuen Diener nach Würden; aber der Nachlässige wird eben so hart bestraft, und die Unterthanen, die ihn nicht als ihren Oberherrn anerkennen wollen, werden dem Tode übergeben. Die Parabel, so wie sie Lucas hat, der zugleich die Verreisung des Herrn motivirt, enthält zugleich eine Schilderung des Verhaltens der jüdischen Nation gegen den Messias, dessen Würde sie nicht anerkennen wollten, also der Widerspänstigen, und im Gegensatz eine Schilderung seiner Bekenner und Apostel, und der Forderungen, die an sie gemacht wurden. Aber die Haupttendenz derselben ist, die Jünger zur Standhaftigkeit und zum Eifer für die Sache Gottes, wenn Jesus nicht mehr unter ihnen seyn würde, einzuflößen, und sie auf künftige Catastrophen, vor-

---

christlichen Tugend, Thätigkeit, Standhaftigkeit u. s. f. hinzu. —

züglich solche, die dem jüdischen Staate bevorstunden, vorzubereiten *).

Einen ähnlichen Zweck hat auch die Parabel von dem Besitzer des Weinbergs, dessen zum Empfang der Frucht abgesandte Diener, und sogar dessen eigener Sohn, von den Winzern getödtet werden. Sie enthält die Geschichte der moralischen Cultur des hebräischen Volks, oder der Veranstaltungen, die Gott zur Veredlung desselben traf, welche aber bey dem größten Theil der Nation ihren Endzweck verfehlten, weil es die Männer, welche die Vorsehung ihnen zu Lehrern und Propheten sandte, und am Ende selbst den Edelsten und Weisesten, den Messias, verwarf und verfolgte. Aber mit dem Hauptstein, den die Bauleute verwarfen, wird das Gebäude selbst einstürzen, und er wird der Hauptstein eines neuen Gebäudes werden. Das Gottesreich wird der Nation genommen, und den Völkern, wo es besser gedeihen und Früchte bringen wird, gegeben werden. — In der Parabel liegt also augenscheinlich die Bezeichnung einer Handlung, die von den Repräsentanten und Vorstehern der jüdischen Nation, und freylich auch in dem Geiste der letztern verübt, alle Hoffnung und Erwartungen eines dieser Nation bevorstehenden

*) Es scheint, als ob Lucas hier zwey Parabeln in eins verbunden, und den Lohn treuer Jünger der Bestrafung widerspänstiger Juden entgegengesetzt hätte. Oder vielmehr, es liegt eine Verweisung auf spätere, künftige Zeiten der Vergeltung darin und eine Hinsicht auf die raschen Erwartungen (das παραχρημα, V. 11) der Jünger. Wenn auch die Parabeln des Matthäus und Lucas sich in ihrer gemeinschaftlichen Tendenz sehr ähnlich sind, so können sie doch beyde zu verschiedenen Zeiten von Jesu gesprochen und auch ihre nächste Absicht verschieden gewesen seyn. Im Matthäus ist sie blos paränetisch — sie steht auch so bey ihm am rechten Ort, gleich vor der parabolischen Darstellung des großen Gerichtstages; beym Lucas ist sie didaktisch und wurde früher gesprochen.

messianischen Gottesreiches gänzlich vernichtet und antiquirt. Es waren bis auf Jesu Erscheinung viele von Gott gesandte, mit Gottes Geist ausgerüstete Männer aufgetreten, um die religiöse und moralische Erziehung und Reform dieses Volkes fortzuführen und zu vollenden — aber umsonst! Die Nation widersetzte sich und vernichtete den weisen Plan der Gottheit *). Alle diese Vorgänger, von Elias bis Johannes dem Täufer, bildeten nur eine Reihe; alle erregten Aufsehen, aber richteten nichts aus. Endlich kommt auch noch der Vorzüglichste von allen, Jesus, der Gottessohn. Seine Anhänger erwarten den Anbruch des himmlischen Reichs für die jüdische Nation. Jesus sagt ihnen in Gegenwart der Priester und Pharisäer oder ihrer Abgeordneten, daß sich die Nation der beglückenden Palingenesie unwürdig mache, und daß sie nun auch noch den Sohn, — so wie seine Vorgänger — verfolgen und aus dem Wege räumen würden.

Durch den Tod Jesu mußten also alle nationalen jüdisch-messianischen Erwartungen von selbst zerfallen. Der Weinberg konnte nicht länger das Eigenthum dieser Nation bleiben, und eine Wunderkraft des Messias zu ihnen konnte folglich nur als eine strafende gedacht werden, als Auflösung und Untergang des Staats! Darin mußte seine Parusie erkannt und mit derselben identificirt werden. Von einer solchen Parusie redet Jesus in den Fragmenten Matth. 24 in den kräftigsten Ausdrücken.

Durch den Tod Jesu wurden alle Bande und Umzäunungen vernichtet, welche die Bekenner seiner Lehre noch mit den Juden, als Nation, vereinigte. Mit ihm zerriß der Vorhang, der die Menschheit trennte, und der Tempel und Nationalpallast Jehovens mußte von selbst zerfallen. Als Menschen werden die Juden künftig den Heiden gleichgeschätzt (Röm. 10, 12. Gal. 3, 28. u. a. O.); aber als Nation hat-

*) Luc. 7, 30. ἀθετοῦντες τὴν βουλὴν Θεοῦ.

ten sie sich als Feinde Jesu gezeigt und den Messias verworfen. Mit dieser Verwerfung des letzten und größten göttlichen Gesandten ist zugleich der Plan der Gottheit, daß von der jüdischen Nation die religiöse und moralische Umschaffung der Menschheit ausgehen und in ihr beginnen sollte, vernichtet, und von diesem Zeitpunct an wird der religiöse und moralische Verfall dieser Nation immer größer werden. Es werden falsche Messiasse und Propheten auftreten (Matth. 24, 5. 23. f.), nachdem sie die wahren verschmähet haben; Zwietracht und Verwirrung werden überhand nehmen; man wird die Redlichen und Guten verfolgen; alle Eintracht und Liebe wird aus den Familien verschwinden; die Laster werden sich vervielfältigen und die Liebe verschwinden. Zu diesem Aase werden sich die Geyer versammeln, und durch diesen Zustand und Verfall der Dinge herbeygeführt, wird der Greuel der Verwüstung der heiligen Stäte sich nahen, und die Ankunft wird seyn, wie des Blitzes. — Muthig und wachsam stehe dann sein treuer Bekenner auf seinem Posten! Wer ausharrt bis ans Ende, dem wird sein Lohn werden. —

§. 222.

Unstreitig ist diese Parabel eine der umfassendsten und bedeutsamsten, aber auch zugleich eine der bittersten für das „Volk Jehovens." In kräftigen Zügen stellt sie die Erziehung, den moralischen Charakter, und das künftige, selbstverschuldete Schicksal einer Nation dar, für welche alles geschah, die aber jede Blüthe in sich selbst vernichtete. Der große herzerhebende Paulinische Universalismus liegt in diesem Bilde. Die Parabel war um desto treffender, da Jesus sich hier eines allgemein bekannten Nationalbildes bediente. Unter dem schönen Bilde eines Weinstocks besang schon Asaph (Ps. 80) — die hohe Würde und Bestimmung des Volkes Israel; und Jesaias (Cap. 5) stellt in dem nämlichen Gemälde den sittlichen Verfall seiner Nation und die Fol-

gen deſſelben dar. Jeder Zuhörer mußte ſich ſogleich an de großen Seher der Zukunft und ſeine gewaltige und zermalmende Strafrede erinnern *). Die Parabel Jeſu erhielt eben hiedurch einen prophetiſchen Charakter — den ſie haben ſollte. Es iſt eine wahrhaft prophetiſche Parabel.

Daher auch der ſtarke Eindruck, den die Parabel machte, ſowohl auf das Volk, als die Phariſäer und Prieſter. Lucas bemerkt ausdrücklich, daß er ſie dem Volke (προς τον λαον) vortrug, alſo in der Stellung eines Propheten ſie ausſprach. Derſelbe Evangeliſt bezeichnet den Eindruck, den ſie auf das Volk machte, durch den Ausruf deſſelben: Das wolle Gott verhüten! (μη γενοιτο, V. 16) welcher Ausruf ſich nicht auf die gerechte Beſtrafung der Winzer, ſondern auf das letzte Glied des vorhergehenden Verſes: „Er wird den Weinberg andern geben!“ beziehet, und beweiſet, daß ſie die Tendenz der Parabel wohl begriffen. Alle drey Evangeliſten ſchildern den Eindruck, den Jeſu Rede auf ſeine erklärten Feinde machte. Sie hätten ihn gern in der Stunde, auf der Stelle getödtet, wenn ſie nicht das Volk geſcheut hätten. Von nun an verdoppeln ſie ihre Fallſtricke und Nachſtellungen. Die Wahrheit hat keine Herberge mehr, wo ſie Ruhe finden könnte. Merkwürdig iſt es auch, daß Lucas mit dieſer ſinnvollen Parabel die Reihe der von ihm aufbewahrten Parabeln Jeſu ſchließt. Sie iſt das trefflichſte Emblem und die Andeutung deſſen, was dem in chriſtlicher Bildung ſchon vorgeſchrittenen Pauliniſchen Jünger das Wichtigſte ſeyn mußte — nämlich das gänzliche Aufhören des engherzigen, beſchränkten Juden-

*) Hat jemals ein Dichter oder Weltweiſer der alten Welt ſo kräftig, erhaben und gotteswürdig von Tugend und Sittlichkeit geredet, als die Propheten des Alten Teſtaments? Die Propheten dieſes verachteten Volks! Woher dieſes? Es iſt ſonderbar, daß man dieſes fragen muß; aber es iſt nöthig — und ſteht mit dem Obengeſagten in genauer Verbindung.

thums, und der Entstehung der Ecclesia, des Bundes der Auserkornen aus allen Völkern der Erde, der aus dem Verfall des sinnlichen Mosaismus (σαρξ) sich erhebenden geistigen Gemeinde Gottes (πνευμα). — Die Idee einer solchen göttlichen Gemeinde, in welcher die Namen Jude und Heide, Grieche und Scythe, Sklave und Freyer verschwinden, und alle nur Einen Körper und Eine Seele bildeten, — dies war die erhabene und herrliche Idee des Paulinischen Zeitalters oder der durch den Paraklet zur schönen Blüthe entwickelten Periode des Christenthums. — Lucas war ein Gehülfe und Augenzeuge der Thätigkeit des kraftvollen, wirksamen Arbeiters in diesem Weinberge; er sah die Zweige der Bäume saftig werden und Knospen gewinnen, er sah den Anbruch des Sommers und die Nähe des Gottesreiches [Luc. 21, 29. f.] *).

§. 223.

Matthäus führt noch außerdem einige Parabeln an, die ihm eigenthümlich sind, und seinen Cyklus vollenden. Dahin gehört das große Gastmahl, das ein König seinem Sohne zu Ehren anstellet. Die eingeladenen Gäste wollen sich nicht einfinden; einige sogar tödten die einladenden Diener. Der König sendet sein Heer und läßt die Mörder sammt ihren Städten verderben. — Darauf gebietet er den Dienern, einzuladen, welche sie finden. Der Saal füllet sich mit Gästen; der König besieht sie; aber er findet einen, der es versäumt hat, das Festkleid, — den Kaftan, der nach morgenländischer Sitte den Gästen gereicht wurde — anzuziehen. Er wird ohne Barmherzigkeit hinausgeworfen. — Die Parabel

*) Diese ist keine für sich bestehende Parabel, sondern gleichsam ein Corollarium, eine Zugabe zu der Parabel vom Weinberge. Eine Antwort auf die Frage: Wann wird die große Crisis anbeben? Die Antwort ist eine Hinweisung auf die Natur, wo sich alles allmählig entwickelt. Also auch das Gottesreich — also auch die große Crisis des Zeitlaufs. —

gehört zu den zuſammengeſetzten. Sie hat theils den nämlichen Zweck, wie die vom Weinberge, indem ſie in den zuerſt eingeladenen Gäſten, „die es nicht werth ſind,“ die Hartnäckigkeit und das Betragen der jüdiſchen Nation gegen ihre Lehrer und Reformatoren darſtellt; theils ſchildert ſie die Allgemeinheit des Gottesreichs in dem Gebot an die Diener, alles, was ſie fänden, einzuladen — beſchränkt aber auch zugleich dieſe allgemeine Aufnahme durch das Schickſal des Mannes, der nicht feſtlich gekleidet war. Es kam nicht auf Herkunft, Stand und äußere Vorzüge an, wohl aber auf Würde, Ehrerbietigkeit und Anſtand, d. h. im moraliſchen Sinn und nach Paulinischem Ausdruck: „Anziehen des neuen Menſchen.“ — Dieſe Parabel konnte und mußte gewiſſermaßen in dem Cyklus des Lucas wegfallen. Die zuerſt angeführte Tendenz derſelben iſt noch kräftiger und bedeutſamer in der Parabel vom Weinberge enthalten, und die letztere Beſchränkung gehört mehr für die erſtern Jünger, als für die Apoſtel des ſchon fortgeſchrittenen chriſtlichen Zeitalters *). — Die allgemeine Einladung ſammt den Entſchuldigungen der Zuerſteingeladenen hatte Lucas ſchon in einer andern Parabel Jeſu (14, 16. f.) noch kräftiger veranſchaulicht. Ja, die Parabel des Matthäus ſcheint ſelbſt die nämliche zu ſeyn, die nur von Jeſu ein andermal von neuem vorgetragen, aber zugleich näher beſtimmt und erweitert wurde. Die nähere Beſtimmung lag darin, daß zwar alle Menſchen ohne Unterſchied freundlich ſollten eingeladen, aber zugleich die Unwürdigen mit unerbittlicher Strenge ſollten abgewieſen werden; die Erweiterung derſelben war die Andeutung der Verfolgungen, die

*) So hat auch Lucas nicht die Parabel von den zu verſchiedenen Stunden gedungenen Arbeitern (Matth. 20), die mit ihrem Lohn unzufrieden ſind. Sie iſt gegen die ſich anfangs ſo oft äußernde [illegible], die von pathologiſcher Liebe unzertrennliche Eiferſucht der erſten Jünger gerichtet. —

ſelbſt den einladenden Dienern bevorſtunden, und der Strafe, welche die zuerſt eingeladenen boshaften Menſchen zu erwarten hatten.

Dann folgen noch bey Matthäus die beyden paränetiſchen Parabeln von den zehn Jungfrauen, worin alles Grübeln über die Ankunft des großen Tages unterſagt und Wachſamkeit und Thätigkeit empfohlen wird *). Dieſe letzte Ermahnung wird auch noch durch die Parabel von den Talenten verſtärkt, welche Jeſus unſtreitig wohl mehrmals vortrug. Und an dieſe ſchließt ſich dann die treffliche parabolische Darſtellung des großen Tages, der Erſcheinung des Gottesſohns zum moraliſchen Weltgericht. Wohlthätigkeit, Menſchenliebe — auch nur gegen Einen der Geringſten, wird als etwas Aeußeres und Sinnlich-Bemerkbares in der ſchönen Poeſie zum Maßſtab angenommen. Auch hier werden Gott und Satanas, Leben und Tod, Lohn und Strafe einander entgegengeſetzt, und ſelbſt die kleinſte, unbemerkteſte Handlung auf Erden tritt hervor bey der großen Scheidung und in der Eröffnung und dem Uebergang in ein anderes Leben. So wird der Anfang des triumphirenden Gottesreiches auf eine würdige Weiſe eingeleitet; der Menſchenſohn, der das kämpfende auf Erden begann und für daſſelbe ſein Leben aufopferte, eröffnet im Glanz ſeiner Herrlichkeit die Thore des himmliſchen. — So ſchließt ſich der Kreis der Parabeln des

*) So empfiehlt Paulus den Theſſalonichern, unter welchen vorzüglich über die Paruſie viel geredet und geſchwärmt wurde, nicht blos thätiges Chriſtenthum und Fortſchreiten in der chriſtlichen Tugend, ſondern warnt ſie auch nachdrücklichſt vor Müſſiggang und ermahnt ſie zur treuen und thätigen Ausübung ihres Berufes. S. 1. B. 2 Theſſ. 3, 6. f. Unſtreitig iſt bürgerliche und moraliſche Thätigkeit das beſte Mittel, allen Grübeleyen und Entartungen des Geiſtigen in das Sinnliche vorzubeugen. Eben ſo 2 Petr. 1, 5 — 8. — —

Matthäus in ſchöner eigentlicher Rundung bey ihm mit dem Triumph des Gottesreichs im Himmel; beym Lucas, dem Hiſtoriker, mit dem Triumph des Gottesreichs auf Erden! —

§. 224.

Ueber den äſthetiſchen Werth der Parabeln Jeſu.

Jetzt noch zum Schluß einige Bemerkungen über den äſthetiſchen Werth der Parabeln Jeſu. Es iſt ſeit einiger Zeit Sitte geworden, die Schriftſteller des Neuen Teſtaments in Rückſicht ihrer Schreibart und Darſtellung zu ganz gemeinen Menſchen herabzuwürdigen, und in ihrer Simplicität und kunſtloſen Weiſe, Einfalt (im neueren Sinn) und Rohheit zu finden *). Solche Behauptungen ſind der kurzen Zeit nicht werth, die man auf eine Widerlegung verwenden würde. So dachten nicht die trefflichen Männer, die, mit

*) Sollte man es glauben, daß in einer neuern Schrift: „dem Schriftforſcher, 1. St., über den Charakter des Apoſtels Paulus," behauptet wird: „Ein ungeübter Schulknabe, der in der ihm noch nicht bekannten lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache Aufſätze fertige, und ein gemeiner Soldat oder ungebildeter Handwerker, der gezwungen die Feder ergreife, würden faſt eben dieſelben Erſcheinungen, wie die meiſten Pauliniſchen Schriften, darbieten." — Wahrlich, es hält ſchwer, bey ſolchen Paradoxieen den Gleichmuth nicht zu verlieren. Freylich findet man nicht die Sprache eines Plato und Demoſthenes in den Pauliniſchen Schriften; und wer wird dieſe darin ſuchen und vermiſſen? Aber wenn von Gedrängtheit der Gedanken, Feinheit und Stärke des Ausdrucks, lebendiger und zarter Darſtellung der Empfindungen die Rede iſt, ſo wird man Stellen genug finden, die den ſchönſten Stellen jener Schriftſteller, in ſo fern ſie mit ihnen verglichen werden können, gleichkommen, und manche andere, die ſchwerlich in den beſten griechiſchen Schriftſtellern ihres gleichen haben möchten. Den Beweis gedenkt der Verfaſſer dieſer Schrift anderswo zu führen. —

dem Geiſte des claſſiſchen Alterthums genähret, es nicht unter ihrer Würde fanden, den Schatz ihrer geſammelten Kenntniſſe zur Erklärung und Entwickelung eines Buches anzuwenden, das in ungeſchmückter Einfalt die höchſte Wahrheit verbirgt.

Ganz anders verhält es ſich mit denjenigen Männern, welche die Parabeln des Neuen Teſtaments als zweckmäßige und ſelbſt ſchöne Mittel zur Belehrung betrachten, aber doch in ihrer Form und Darſtellung manches vermiſſen. Zu dieſen gehöret auch Herr Conz *); er behauptet, man dürfe die Parabeln Jeſu nicht in äſthetiſcher Hinſicht nach ſolchen Regeln beurtheilen, die von vollendeten Muſtern dieſer Gattung abgezogen wären, wenn man ſie als Kunſtwerke würdigen wollte. Das ſeyen ſie nicht, und könnten es nicht ſeyn. Die hohe pathetiſche Sprache der Dichter ſey zu Jeſu Zeiten längſt verklungen geweſen, und man habe von den damaligen Zeiten nichts Beſſeres erwarten dürfen.

Nach äſthetiſchen Regeln wurden freylich die Parabeln Jeſu nicht gebildet. Aber auch Homers und Oſſians Geſänge und die hohen Geſänge der Propheten und Pſalmiſten, und Jothams und Nathans Fabel eben ſo wenig, und jedes freye Geiſteswerk eines genialiſchen und originellen Dichters eben ſo wenig. Aber dennoch müſſen ſie ſich einer Beurtheilung *unterwerfen nach Regeln, die von vollendeten Muſtern abgezogen* ſind. — Aber welche ſollen denn nun dieſe vollendeten Muſter ſeyn? Doch wohl keinesweges die äſopiſche Fabel? Die Verſchiedenheit der Parabel und äſopiſchen Fabel iſt ſchon oben hinlänglich gezeigt worden. Dies Haupterforderniß der letztern iſt nach den äſthetiſchen Grundſätzen der Alten und nach dem Weſen dieſer Dichtung ſelbſt die äußerſte Präciſion; ſie hält ſich nirgends mit Beſchreibungen auf, ſie kommt ſogleich zur Sache und eilt mit jedem Worte näher

*) Morgenländiſche Apologen ꝛc. p. LXXII. u. a. O.

zum Ende. Die Kürze ist die Seele der Fabel und es darf nur Eine Lehre in ihr zur Anschauung gebracht werden. Deßhalb rechneten auch die Alten die Fabel nicht zum Gebiete der Poesie, sondern der Philosophie *). Hieraus ergiebt sich von selbst der Styl und Ton der Fabel.

Die Parabel ist eine durchaus verschiedene Dichtungsart; ihre Form ist episch, oder, wenn man dieses lieber hört, historisch, nämlich hebräisch-historisch. Ihr Charakter ist nicht die Präcision und Kürze der Fabel, sondern ein verweilendes Fortschreiten, eine sinnlichbelebende Umständlichkeit und die Einfalt des häuslichen Tons und Lebens. Die Fabel dient, die Parabel hat ein eigenes Leben, das in Freyheit und Einfalt sich entwickelt und fortschreitet. Die pathetische Sprache der alten Propheten würde hier also eben so übel angebracht seyn, als wenn man im Homer die Kürze und Gedrängtheit eines Tacitus verlangen und vermissen wollte. Mochte also die Sprache der Propheten immerhin verklungen seyn! Was geht dieses dem selbstschaffenden Geist des spätern Propheten an! Daß in Jesu der edle Geist des Alterthums nicht verklungen war, erweisen hinlänglich seine eigenen prophetischen Aussprüche, seine antipharisäischen Reden und seine moralischen Religionsvorträge. Und man vergleiche die Parabeln Jesu mit denen des Nathan, des Jesaias (5), des Ezechiel (17), stehen sie diesen nach? Wenn ihnen die affectvollen Epiphoneme der Propheten fehlen, so wehet dagegen in ihnen der sanfte und freundliche Geist des Evangeliums, der sich von selbst ausspricht.

---

*) Lessings Abhandl. IV. Er selbst sagt: „Ich hatte mein Augenmerk nur immer auf diese oder jene Sittenlehre, die ich, meistens zu meiner eigenen Erbauung, gern in besondern Fällen übersehen wollte: und zu diesem Erforderniß glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufschreiben zu können."

§. 225.

So richtig also auch die Bemerkung ist, daß man nicht jeden einzelnen Umstand der Parabel urgiren, herausheben, und mystisch oder prophetisch oder dramatisch deuten müsse *), denn dieses widerspricht durchaus dem Wesen und der Natur dieser Dichtung, — so wenig läßt sich auch von der andern Seite die Behauptung zugeben, daß in ästhetischer Hinsicht in Jesu Parabeln etwas Müssiges, Ueberflüssiges oder gar dem Zwecke derselben Unangemessenes vorkomme. Eine solche Ueppigkeit, welche die ächte Kunst durchaus verschmähet, und die nur den Halbgebildeten oder Verbildeten mehr anzieht, als die schlichte Einfalt, läßt sich schon nicht von dem stillen und tiefen Geist Jesu, und eben so wenig von den Verfassern der evangelischen Geschichte erwarten. Auch konnte dieser Vorwurf nur daraus entstehen, daß man die oben angeführten Gesetze der äsopischen Fabel auf die Parabel anwenden wollte. Man richte aber die Parabel nach ihren eigenen und nicht nach fremden Gesetzen und nach hebräischem Geist und dem ächten und eigenthümlichen Ton der hebräischen Geschichte und ihrer epischen Form **).

Eben

*) Storr de Parab. §. 15 — 17.

**) Bey manchem entspringt auch die Geringschätzung des Aesthetisch-Schonen, dessen sich im Neuen Testament so vieles findet, daraus, daß die Sprache desselben nicht die classisch-griechische, sondern die sogenannte hellenistische oder jüdisch-griechische ist. Dies ist aber doch in Wahrheit eine Art Pedanterey und Vornehmthun. Man soll ja nicht das Griechische aus dem Neuen Testament lernen! Und warum denn auch das Hellenistische mit dem Classisch-Griechischen grammatisch und philologisch vergleichen! Vergleicht man doch auch nicht das Neugriechische mit dem classischen, um das erstere herabzusetzen, oder das Italienische mit dem Lateinischen. Es sind auch Griechisch und Hellenistisch zwey

Eben diese epische oder historische Gestaltung fordert eine Umständlichkeit, die der Fabel zum Vorwurf gereichen würde. Jeder Umstand und Zug, der die Lebendigkeit des ganzen Gemäldes und die fortschreitende Beweglichkeit desselben befördert, erhöhet den ästhetischen Werth der Parabel und begründet ihre Wahrheit. Schwerlich wird man in allen Parabeln Jesu einen Zug finden, den man überflüssig oder üppig nennen könnte. Man nehme z. B. die erste Matth. 7, 24—27., die den Bau des Gottesreichs auf die christliche Tugend gründet, und frage sich, was man hier weglassen könnte. Es heißt: Der Platzregen fiel, die Ströme kamen, die Winde wehten und stießen auf das Haus; aber es fiel nicht. Denn es war auf einen Felsen gegründet. Wie viel würde die Parabel durch die Weglassung eines dieser Züge an Lebendigkeit verlieren! *).

---

verschiedene, wenn gleich ähnliche Sprachen. Ja, das Christenthum — könnte man sagen — forderte eine solche Sprache, in welcher noch der Geist der hebräischen fortlebte, so wie es nur aus dem Israelitismus entspringen und hervorgehen konnte. Solöcismen und Barbarismen sind auch nur da, wenn man das Reingriechische zur Norm annimmt; und wer wird einem Kinde Solöcismen vorwerfen? Auch Homer hat deren. Der neue Zeitlauf bedurfte auch seiner eigenen Sprache, und wohlthätig war die Veranstaltung der Vorsehung, daß sich diese an die allgemein gangbare anschloß. Und war denn dieses Hellenistisch-Griechische nicht überall verständlich? Wo hätte man sich in Athen, Corinth ꝛc. darüber beschwert, daß man den Apostel Paulus nicht verstand? — Wer nicht so einseitig und engherzig ist, daß er die Classicität verlangt, wo sie nicht seyn sollte und kann, der wird in der Sprache des Neuen Testaments selbst eine gewisse Kindlichkeit nicht verkennen, die ihn anziehet. In den Parabeln ist dieses vorzüglich fühlbar, und für diese konnte nur die hebräische Sprache der Genesis oder etwa das kindliche Lallen des frühern Jonismus oder Dorismus gleich passend seyn. —

*) Beym Lucas ist die nämliche Parabel anders gestellt. Bei

Welche lebendige und einfache Darstellung ist in dem kleinen Bilde, das die Nichtigkeit des irdischen Strebens darstellt! (Luc. 12, 16.) Der Reiche geht mit sich zu Rathe und macht seine Plane. Die alte Scheune will er niederreißen, die neue geräumige aufbauen; alle Erzeugnisse und die lieben Güter (ἀγαθα) da hinschaffen, und dann zu sich selber sagen: Thue dir Gutes, liebe Seele, iß, trink, freue dich! — als Gott ihm in die Rede fällt, ihm ankündigend: Diese Nacht wird man dir dein Leben abfordern! und fragend: Wem wird es werden, was du gesammelt hast? — Mit welcher idyllischen Einfalt und Naivetät schildert die Parabel Marc. 4, 26. das leise Emporwachsen des Gottesreichs mit solchen wahren Zügen aus der Natur, die das Gemüth so ansprechen, als wenn Homer zu der Milch das Beywort: „die weiße," oder: „die süße," setzt. Was könnte der Geschichte des barmherzigen Samariters an Wahrheit, Fülle und Angemessenheit gleichgestellt werden? Was fehlt der Parabel vom verlornen Sohn an ästhetischer Vollendung? Wie fein sind die Charaktere gehalten! Welche rührende Natur und Poesie in der Scene des Wiedersehens und der Rede des Vaters! Auch dadurch gewinnen die Parabeln an Lebendigkeit, daß die Personen immer, so wie hier, in directer Rede sprechend, dramatisch, oder auch plastisch, wie z. B. der Pharisäer und Zöllner (Luc. 18, 10. f.), aufgeführt werden. In der Parabel vom reichen Mann und Lazarus geschieht alles in jüdischem

---

ihm ist das feste Bauen der Hauptmoment derselben (daher die Häufung des ἐσπαρε, ἐβαθυνε, ἐθηκε δομ. und hernach der simple Gegensatz: οἰκοδομ.); bei Matthäus die Festigkeit des schon vollendeten Gebäudes. Daher bey ihm Platzregen, Ströme, Winde. Wahrscheinlich erzählte Jesus mit Matthäus Worten, und die spätere Zeit legte das Gewicht auf das Bauen selbst, ohne daß die Parabel eine andere wurde. —

Costüm. Selbst die kleinsten Parabeln Jesu haben eine Vollendung, die sie zu wahren Kunstwerken erheben, z. B. die von dem verlornen und wiedergefundenen Schäfchen (Luc. 15, 4 — 6.). Es ist eine Homerische Kindlichkeit darin, die nur dem gemüthvollen, innigen Freund der Natur und Menschen eigen ist, dessen helles Auge mit freundlichem Lächeln ein verirrtes und wiedergefundenes Lamm betrachtet, und dessen Herz auch noch an einem Feigenbaum hängt, der drey Jahre lang keine Frucht trug und nun umgehauen werden soll (Luc. 13, 6.). Wer müßte nicht dem Manne mit inniger Liebe geneigt werden, der so seinen stillen und tiefen Sinn auch in seinen Parabeln ausspricht!

Anzeige einiger Druckfehler.

S. 4. Z. 14. v. u. statt bey der neuen Nation lies: bey den neueren Nationen.
S. 15. Z. 3. st. festlicher l. fastlicher.
S. 20. in der Anm. st. Niedrige l. Niedrig; st. zu Klopst. l. in Klopst.; st. Tiresius l. Tiresias.
S. 21. Anm. Z. 4. v. u. st. mehr l. nur.
S. 22. Anm. st. Heiligdunkeln l. Helldunkeln.
S. 27. Anm. Z. 1. muß nicht wegfallen.
S. 28. Anm. Z. 3. st. alten l. allen.
S. 30. Anm. Z. 3. st. sie diesen l. denselben; ebendaselbst st. Isaac l. Elieser.
S. 34. Anm. Z. 4. st. Kritiker l. Kirchenväter.
S. 41. Z. 9. st. schon l. von.
S. 53. Z. 19. fällt so weg.
S. 72. Anm. Z. 3 v. u. st. ländliche l. kindliche.
S. 74. Z. 9. v. u. l. empirischen.
S. 75. letzte Z. st. Becker l. Kleuker.
S. 79. Z. 14. v. u. st. und l. sonder u.
S. 83. Z. 7. st. noch l. auch.
S. 88. Z. 4. st. einmüthig l. kleinmüthig.
S. 104. Z. 10. st. wie l. worin.
S. 105. Z. 14. v. u. st. in der l. in die.
S. 109. Z. 5. st. überhaben l. überholen.
S. 110. Z. 15. st. Hie l. Sie.
S. 115. Z. 8. v. u. st. fortschreitenden l. hartscheinenden.
S. 129. Z. 8. st. ihm l. ihnen, und Z. 7 v. u. st. Pfeile l. Phiale.
S. 141. Z. 4. v. u. st. was l. wie.
S. 162. Z. 8 v. u. st. obschon l. obgleich.
S. 248. Z. 15. st. desselben l. derselben; und Z. 18. st. Wahrheit l. Menschheit.
S. 265. Z. 18. st. nun hatte l. umfaßte.
S. 267. Z. 10 v. u. l. seine Schüler brachten.
S. 279. Anm. st. Topke l. Kopke, st. Tulbrad l. Tulband.
S. 280. Z. 3 v. u. st. nur l. nun.
S. 289. Z. 12 v. u. l. Zwölfe st. Zwölfer, wie mehrmals vorkommt.
S. 295. Z. 16. st. über ihr l. aus ihrem.
S. 300. Z. 6 v. u. st. Jesus l. Judas.
S. 308. Z. 2. st. Begeisterung l. Begrüßung.
S. 316. Z. 11. st. von l. vor.
S. 326. Z. 17. st. noch besser l. nachbessern.
S. 338. letzte Z. muß nach Jesu eingeschaltet werden den Umfang derselben.
S. 342. Z. 21. st. nicht l. nur.
S. 344. letzte Z. st. V. l. II.
S. 352. letzte Z. st. zicht l. recht.
S. 360. Z. 3. l. „Auch Er ꝛc.“
S. 367. Z. 4. st. ohne l. um, und in der Anm. st. große Vorst. l. erasse.

Andere kleinere Fehler, und diejenigen, welche etwa in den letztern Bogen, die der Verf. wegen der Entfernung nicht zu Gesichte bekommen konnte, wird der geneigte Leser selbst verbessern.

Bei dem Verleger dieſes Werkes ſind auch folgende neue Werke erſchienen:

Die praktiſche Lebensweisheit. Ein Handbuch für Aufgeklärte, von Friedrich Ehrenberg. 1ſter Band. 8. Leipzig 1805, bey Joh. Ambroſ. Barth. 1 Rthlr. 12 gr.

Man findet hier die Grundſätze der praktiſchen Weisheit, in ihrer Anwendung auf das Leben und die merkwürdigſten Situationen deſſelben, in einer einfachen, lichtvollen und ſchönen Sprache entwickelt. Das Buch iſt für Denker aus allen Klaſſen. Der gebildete Menſch erhält hier Unterſuchungen über die intereſſanteſten Gegenſtände, an welchen er um ſo lieber Theil nimmt, da ſie leicht, faßlich und aus ſolchen Geſichtspuncten, welche alles zu berückſichtigende bald überſehen laſſen, geführt, und überall mit anziehenden Darſtellungen aus dem Leben verwebt ſind. Der gelehrte Kenner der praktiſchen Philoſophie wird es dem Verfaſſer zugeſtehen, daß er überall ſeinen eignen Gang geht, die Wiſſenſchaft in einer faſt durchaus neuen Geſtalt darſtellt, alles hierhin Gehörige, ſo weit es die Gränzen, die er ſich ſetzte, geſtatteten, erſchöpft — was noch bei keiner bisherigen Schrift in dieſem Fache der Fall war, — und nebenbei die Anthropologie mit vielen Bemerkungen und Anſichten bereichert hat. Mehr bedarf es hierüber nicht, da der Verf. durch mehrere, mit allgemeinem Beyfall aufgenommene Schriften dem gebildeten Publikum hinlänglich bekannt iſt.

Verſuch einer ſyſtematiſchen Entwickelung der in der Dogmatik vorkommenden Begriffe nach den ſymboliſchen Büchern der proteſtantiſch-lutheriſchen Kirche und im Geiſte derſelben; nebſt der Literatur, vorzüglich der neuern, über alle Theile der Dogmatik. Von Carl Gottlieb Bretſchneider, Adjunkt der philoſoph. Fakultät und Privatlehrer der Philoſophie auf der Univerſität Wittenberg. gr. 8. Leipzig, bey Joh. Ambr. Barth 1805. 1 Rthlr. 18 gr.

Der Titel giebt den Inhalt und Zweck des Buches genau an; nämlich eine deutliche Entwickelung der ſämmtlichen in der Dogmatik vorkommenden Begriffe zu liefern, nicht aus dem Stande-

punkt des biblischen Theologen, sondern im Geist des protestantischen Lehrbegriffs gefaßt, und in ihm begründet. Rein-dogmatische Begriffe sind aus den symbolischen Büchern unserer Kirche selbst geschöpft; der philosophische Theil derselben hingegen ist nach Grundsätzen der Vernunft entwickelt, wobei öfters auf das, was nach einer richtigen Consequenz aus dem kirchlichen Systeme für diese Begriffe resultirt, Rücksicht genommen worden ist. An diese Darstellung schließen sich dann die Erklärungen mehrerer Lehrer unsrer Kirche an, namentlich Baumgarten, Buddeus, Seiler, Morus, Doderlein, Reinhard, Henke, Ammon, Ständlin, Eckermann und Schmidt.

Hiermit ist zugleich verbunden eine Literatur über alle Theile der Dogmatik, sowohl älterer Schriften, als vorzüglich neuerer, deren Inhalt und Geist, wo es nöthig schien, mit einigen Worten bezeichnet ist.

Ueber den Nutzen dieses Werks will ich nichts erinnern, da es gewiß ist, daß der protestantische Theolog mit den Begriffen der Dogmatik überhaupt, und der Dogmatik seiner Kirche insbesondere, so wie auch mit der Literatur dieser Wissenschaft, welche die Grundzüge zu einer Geschichte derselben enthält, bekannt seyn muß.

Liturgisches Handbuch für Prediger zum kirchlichen Gebrauch in den gewöhnlichen Amtsvorfällen, von Chr. Phil. Gutbier, Archidiac. in Ohrdruff. gr. 8. Leipzig 1805, bey Joh. Ambr. Barth. 1 Rthl. 12 gr.

Die Formulare, Intonationen und Gebete, welche der Verf. ganz in dem Geiste eines aufgeklärten Theologen, nicht gesammelt, sondern eigen ausgearbeitet hat, deren Zweckmäßigkeit und herzlich eindringend belehrender Ton jeder gottesdienstlichen Handlung gewiß Würde und aufmerksames Nachdenken verschafft, verbreiten sich über alle Amtsverrichtungen, wobei vorzüglich auf Abwechselung gesehen worden ist. Alles ist in eine zweckmäßige Ordnung gebracht und zum Kirchengebrauch zunächst eingerichtet; jeder Prediger wird aber zugleich mehrere Materialien hier verarbeitet finden, die auf noch verschiedene Weise benutzt werden können. — Auch sind Exemplare auf Schreibpapier in Quart besonders, à 3 Rthlr., abgedruckt.

Die

Kinderwelt.

Ein Gedicht in vier Gesängen

von

F. A. Krummacher.

Nebst einem Kupfer.

Duisburg und Essen,
bei Baedeker und Comp., Universitätsbuchh.
1806.

Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend
Lockichte Scheitel, es zieht Freude die Frühlichen an.
Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseeligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut.
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele
In das bescheidne Gefäs schliefsen sie Göttliches ein.

SCHILLER.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Prolog

und

Dedications - Epistel

des

siebenjährigen Emils

an seinen

siebenzigjährigen Grofsvater. *)

„ Ecce non sunt sua quasi crepundia, quibus lenire refocillareque animum gravioribus curis complexum? "

HEDWIG Hist. Musc.

Als du — ja, Ehle nur, du lieber Grofspapa,
Wir kennen wohl dein kindlich frommes Leben,
Und deine Freuden; siehe wir umschweben
Im Geiste dich, und sind dir immer nah — —

*) Der kindliche Sinn des Greises, an den die Epistel gerichtet ist, (Herrn Commissionsrath und Bür.

IV

Als du zur Frühlingszeit bei deinen Bäumchen
standest,
Den schwachen Stamm an seine Stütze bandest —
— — Nicht wahr? — ich sah es wohl — erst
wandest
Du um das Bäumchen weiches Moos,
Und knüpftest dann die Binse leis' und los — —
Die neugepflanzten Kindlein überzähltest,
Dem einen jetzt sein künftig Plätzchen wähltest,
Und andere mit eigner Hand vermähltest —
— — Wohl lächelte die freundliche Natur,
Da wurdest du mit klarem Sinn gebohren,
Drum hat sie Dich auf ihrer stillen Flur

germeister Möller zu Hamm), seine Liebe zur Pflanzenwelt und sein unermüdeter Eifer, die Cultur derselben zu befördern und öde Gegenden urbar zu machen, sind seinen nähern Freunden hinlänglich bekannt. Die letztere Zeit bemühte er sich vorzüglich, die Cultur des Hopfens in Westphalen zu veredeln und allgemeiner zu machen.

V

Zum Hohenpriester auserkohren — — *)
Als heiterlächelnd du und liebevoll
In deinen Schöpfungen rings um dich blicktest,
Dich dann zum jungen Hopfensprösling bücktest —
— — Denn dieser, so erzählt man, soll
Vor allen doch dein liebster Pflegling sein —
Ich glaub' es kaum, du liebst und pflegest ja
Mit Zärtlichkeit die Pflänzchen grofs und klein,
Als wär' ein jedes dir ein Enkelein,
Und du sein lieber Grofspapa — —
Du wolltest nur den schwachen Reben
(Sie können ja nicht ohne Stütze leben)
An ihrem Stab bequemeres Gedeihn,
Und frische Kraft, zur Höh' emporzustreben,
Durch Lieb' und Freundschaft, geben.

*) Quem — nascentem placido lumine viderit, illum non labor Isthmius clarabit — sed quae Tibur' aquae fertile perfluunt.

HORAT.

Drum nahmest du, o liebevoller Mann,
Erbarmend dich der schwachen Hälmchen an. —
— — Ach, läg's an dir, es hätte jede Noth
Bequemen Stab, die Armuth Wein und Brod,
Und o! wie würd' in Feldern, Wald und Flur
Ein jedes Kind der freundlichen Natur
In Fröhlichkeit zu Blüth' und Frucht gedeihen,
Und alle, alle Welt sich freuen! —
Du bist so lieb und gut, du lieber Grofspapa . .
Drum will ich dir getrost auch alles sagen,
Was mir der Vater aufgetragen —
— — Grofsväterchen mufs nur nicht übelnehmen —
Der Vater sagte ja dabei,
Wenn es ein solches Thierchen sei,
Wie unsre Klepperchen, da brauchten wir
Uns seiner nicht im mindesten zu schämen —
Es sei wohl leicht so gut, wie Alexanders Thier,
Das nannte sich — ich glaube, Bucephal,

VII

Und war von Haupt und Antlitz wie ein Stier,
Und hat mit ihm in Kriegen sonder Zahl
Der Welt viel Leid gebracht und Blut vergossen.
Das hatt' es denn mit andern stolzen Rossen
Der Potentaten so gemein.
Gewifs, ich möchte doch kein Bucephal,
Und auch kein Alexander Magnus sein. — —
Ihr Alten hättet, sagt der Vater, wie wir Knaben —
O, rath' einmal, was solltet ihr denn haben —
Ihr hättet . . . auch . . . ein . . . Steckenpferd! —
Ja, denk', es sei sogar vom Himmel euch bescheert
Auf eurem Weg durchs Erdenleben, —
Der sei oft höckericht, voll Stein' und Maulwurfshügel,
Da nähmt ihr fein des Steckenröfsleins Zügel,
Und thätet so hinüberschweben —

Und sieh, Grofsväterchen, das sei es eben
Warum — — indessen du in deinem Gärtchen
standest,
Und mancherlei erwogest und erfandest,
In schöner Frühligszeit, wenn auf den Bäumen
Der Vöglein Chor sein lustig Liedchen singt
Und junges Laub und Blüthenknospen keimen,
Wenn selbst der harte Fels und jeder Erdenklos,
Sein Contingentchen, — wär's auch nur
Ein Hälmchen oder zwei, ein Tröddelchen von
Moos —
Der lieben freundlichen Natur
Zum wohlgemeinten Angebinde bringt — —
Warum auch wir — das hast du nimmermehr
gedacht —
Ein schönes neues Lied gemacht.
Nicht wahr? Da siehet man, was zwei ver-
mögen,
Wenn sie vereint die muntern Schwingen regen

IX

Dies neue schöne Lied — es heißt die Kinderwelt —
— — Hör, Großpapa, wir hatten eine Reise —
Du lächelst; weißt du denn wohin? —
Zu einem lieben jugendlichen Greise,
Und seiner kleinen Pflanzenwelt im Sinn —
Denn, sieh, sobald der Saft ins Mark der Bäume steigt,
Da geht es uns nach Kranichsweise —
Es wird uns eng im Schloß, — wir müssen über Feld.
Jetzt aber hatten wir — wie es denn leicht
Uns beide trifft — ei nun, des Himmels Gaben
Sind mannigfach vertheilt, man kann nicht alles haben —;
Mehr Reiselust, als Reisegeld.
Da saßen wir — allein was Geld und Gut
Oft nicht vermag, vollbringt ein frischer Muth.

Wir nahmen nun das Pferdchen Wohlbekannt
— — Hat man es sich an seine Hand
Fein ordentlich gewöhnt, da setzt das flinke Wesen
Mit einem Sprung weg aus der kalten,
Alltäglichkeit, und führt uns in ein Zauberland
Von lauter lustgen Parenthesen,
Und rosenfarbigen Gestalten —
Und was das schönste ist, versteht man es zu leiten,
So kann mans auch im Zimmer reiten. — —
Wir sattelten die kleinen Hypogryphen,
Und setzten uns darauf, und siehe da! sie liefen
Bald im Galopp und bald im Doppelschritt
(Ich ritt voran, der Vater mußte mit)
Durch alle Stadien der Kinderwelt —
So schwebt' Ulyss zur Todten-Welt hernieder
Wir schwebten zur lebendigen empor;

Und wie Ulysses Farth des blinden Greises Lieder,
So soll auch unser Lied (dies sag' ich dir ins Ohr)
Verewigen die Wunderfahrt, die wir
In unser Zauberland gethan. — Ich bring' es dir,
Du lieber Grofspapa, zum neuen Jahr,
Ein kindlich Opfer dar. —
O nimm es freundlich an! es handelt nur von mir
Und Miana, Julchen, Fritz und Eduard,
Und was wir denn nach unsrer Art
So treiben — kurz, von lauter kleinen Sachen —
Doch nein! den Schneemann und den Drachen,
Die nehm' ich aus; denn das sind grofse Wesen —
Ei nun, es steht im Büchlein alles da,
Wie jedes sich begab — hier lieber Grofspapa
Magst du es nach der Ordnung lesen. —
Was nun besonders lustig klingt,

Ur[illegible] dich, du freundlicher, zum Lächeln
zwingt —
— — Der Vater sagt: fein herzlich lachen,
Sei gar ein köstlich Ding und gut zu vielen
Sachen;
Es macht den Leib gesund, die Seele klug.
Ach! möchte, setzt' er seufzend dann hinzu,
Das teutsche Volk nur öfter herzlich lachen!
Es würde manches besser machen. —
Ich, lieber Grofspapa, ich lache oft genug —
Wo nun das Lied so schön und lustig klingt,
Da denke nur: das hat Emil gesungen!
Und ist ein Jamb' aus seiner Bahn gesprungen;
Dann gieb getrost nur meiner Ungeduld
Und meinem Pegasus die Schuld.
Denn so bedächtiglich den Fuß zu heben,
Als wär' es ein leibhaftiger Molofs *),

*) Molossus, ein Versfuss aus drei langen Sylben ist ernst und gravitätisch; ein Dactylus aus

XIII

Das ward der Kindheit nicht gegeben;
Wir tummeln lieber unser kleines Roſs
In lustigen Trochäen und Dactylen;
— — Die alte Welt benennt es lächelnd Spielen,
Und wähnt, mit ihrem keichenden Gespann
Von Jamben flöge sie zum Himmel.
Nein umgekehrt! sie trabt im Staubgewimmel
Der niedern Welt; wir schweben himmelan —
Doch weil ich mit dem ernsten Vater ritt,
Muſst' ich mich wohl zusammennehmen
Und mich samt meinem Roſs bezähmen
Zum ernsten Jambengang und Männerschritt —
So ward die Farth durchs goldne Jugendland
Kindlich — und männlich auch, — vollendet! —
Wenn aber unser Lied sich von der kleinen Welt
Und ihrem Spiel zum Ernst der großen wendet

---

einer langen und zwei kurzen, ist hüpfend, ein Trochäus aus einer langen und kurzen, ist laufend. Ein Jambus aus einer kurzen und langen, ist schreitend und handelnd.

XIV

(Was mir nicht stets absonderlich gefällt)
Das sind des Vaters Poesieen —
Zuweilen sah er zürnend dabei aus,
Ihm glühte sein Gesicht, er zog die Stirne
kraus —
Man hätte mögen vor ihm fliehen —
Ich aber letzte dann mich am Geräusel
Des Frühlingslüftchens, trieb den bunten Kreisel,
Begann ein Sommervögelein zu jagen —
So wurde mir die Zeit nicht lang,
Allein drum weifs ich dir auch nichts zu sagen
Von dem, was er in seinem Ernste sang. —
Auch bin ich wohl gewifs du lieber Grofspapa
Es wird dir doch am besten und vor allen
Das kleine Lied des Enkelchens gefallen —
Denn sieh, du liebst und pflegest ja
Das Pflänzchen schon in seinen Keimen,
Und standest zwischen jungen Bäumen,
Als ich mein Liedchen sang — du lieber Mann!

XV

Neigst du dich nicht mit freundlichem Gemüthe
Zum zarten Flachs und schauest seine Blüthe,
Wenn sie im klaren Morgenthau,
Ein blaues Flämmchen, schwimmt — so wie des Himmels Blau,
Und seiner Sterne Glanz, mit gleichem Lächeln an? — —
— — Wer nicht das Kleine liebet, was im Schoofse
Der mütterlichen Erde keimt und blüht,
Dem geht auch nicht zu Herzen jenes Grofse,
Was in des Himmels Räumen glüht! — —
Sieh, lieber Grofspapa, drum weihet dir und bringt
Dein Enkelchen das Lied, das unsern Flug
Durchs goldne Land der Kindheit singt —
O könnten wir — dein Geist ist jugendlich genug —
Auch dir zu deinem schönen Leben

XVI

Der Jugend Kraft und Blüthe geben!
Und möchte dann zugleich die Welt
— Denn, wie der Vater seufzt, beginnt sie zu veralten —
So wie durch deine Hand so manches öde Feld,
Nach deinem Sinn sich umgestalten! —
Das ist mein Wunsch zum Neuen Jahr!
Und höre Großpapa, wenn, wie dein Silberhaar,
Die Bäumchen stehn im weißen Blüthenkleide,
Dann geht es wirklich über Feld,
Dann kommen wir — nicht blos wir beide —
Nein eine ganze Kinderwelt —
Auch nicht wie jetzt im Druck und auf Papier!
Nein, ein lebendig, wimmelnd Chor, —
O freu dich, Großpapa, dann sing ich dir,
Das ganze Lied noch einmal vor.

DIE KINDERWELT.

ERSTER GESANG.

DER FRÜHLING.

Inhalt des ersten Gesanges.

Einleitung. Kinderliebe vorzüglicher Menschen. Spiel der Natur — der Kunst. Ordnung und Kreislauf der Kinderspiele. Anfang des Frühlings in der Kinderwelt. Der Kreisel. Bedeutung des Spiels. Der Hohlkreisel. Nichts bewundern. Mädchenreigen. Fortschritt der Natur, Kampf des Winters und Frühlings. Knallbüchsen. Soldatenspiel. Der Krieg. Blumenlese. Kindliche Feier der befruchtenden Natur. Ballspiel. Die alte Burg. Die weisse Jungfrau. Ordnung und Gang des Ballspiels. Die dumpfe Schule. Leiden der Kindheit. Das Kindergärtchen. Die Kindermahlzeit. Fortschreiten des Frühlings. Der blinde Greis und sein Enkel. Der Genesende. Stiller Wandel der Natur. Die Mädchen und Knaben im Felde. Die Schmetterlinge. Der Fischer. Der Hirt. Vogelnester. Liebe zu den Thieren. Der Hühnerhof. Das Lamm. Schluss. —

ERSTER GESANG.

DER FRÜHLING.

Vernehmt! ich will des Lebens goldne Zeit
Verherrlichen, die uns so schnell entflieht!
Der frommen Einfalt süßen Morgentraum
Will ich euch singen und ihr frommes Spiel!
Schnell steigt des Lebens ernster Tag empor,
Hernieder strömt des Mittags schwüle Gluth,
Und sehnend schaut der Wandrer dann zurück
Zu jenen Höh'n, allwo im kühlen Hauch
Des jungen Tags sein frischer Lauf begann,
Als aus des Nebels wallendem Gedüft
Sich das Gebirg erhob, und ihm, vom Glanz

Der Früh' umstrahlt, in göttlicher Gestalt
Der Hain erschien und die erwachte Flur!
Itzt wandelt er durch helle Mittagsgluth
Im Schweifs des Angesichts, bis mühevoll
Sein matter Fufs des Weges Ziel erreicht.

So blick auch ich, du schöne Zeit, auf dich,
Du meines Lebens Dämmerung zurück.
Der Lindenplan, der heimathliche Heerd
Und selbst die Trümmer der verfallnen Burg,
Wo ich der Kindheit leisen Traum geträumt,
Erglänzen mir im heitern Rosenlicht.

Mit süfser Wehmuth, freudetrunken, ruht
Mein Auge dann auf meiner kleinen Welt,
Die mich umkreist. Nur hier vergifst mein Herz
Des strengen Lebens kalten Ernst, den Groll
Der Völker und des Krieges Raserei,
Der Ehrsucht Hohn, des Eigennutzes Raub —
Auch deiner Schmach, mein teutsches Vaterland,
Gedenk ich dann nicht mehr — mein Blick verfolgt
Der kleinen Einfalt unschuldvolles Spiel;
Ich werd' ein Kind mit Kindern und es dreht
Sich nun der flinke Kreisel auch vor mir.

O spottet nicht, ihr Klügler, die ihr nur
In der Systeme Irrgewinden lebt,
Und mühsam sucht, was vor euch offen liegt.
Wohl wär' auch euch die Wahrheit nicht so fern,
Vermöchtet ihr mit kindlich offnem Sinn
Im Leben selbst das Leben anzuschaun,
Und von der keckerbauten Schwindelhöh
Herabzusteigen in das stille Thal,
Wo jedes Blümchen euch belehren kann,
Dafs bei der Einfalt nur die Weisheit wohnt.

Seht Lacedämons Helden, * dem umsonst
Der Weltmonarch die stolze Rechte bot —
Im Kreis der Kinder wird er selbst ein Kind!
Am Nagel hängt das schwere Rächerschwerdt,
Ihm von der ernsten Nemesis vertraut,
Sein Schlachtrofs ruht, ihn trägt ein schlankes Rohr
Und auf der Erde glänzt sein blanker Helm,
Itat seiner Kleinen und des Königs Spiel!

O seht den Weisen, * der den Todeskelch
Mit sanftem stillem Geist im Kerker trank —
Wie er vom Anschaun des Unendlichen
Heimkehrend mit verklärtem Angesicht

Zur kleinen Welt der Kindlein sich gesellt,
Und unter ihnen nun die Armbrust spannt,
Und scherzend dann den Ernst des Lebens lehrt. –

Erfrischte nicht Zeus und Alkmene's Sohn *
Im Spiel der Kindheit jenen Muth, womit
Er Ungeheu'r und Frevel überwand,
Und sich zum Sitz der Himmlischen erhob? —

Verkennet nicht die Weisheit der Natur,
Wie sie zum Ernste mischt das zarte Spiel!
Nicht immer braust und wogt der Ocean,
Oft hebt die Well' im Tanz ihr grünes Haupt,
Und Funken blitzen aus der nassen Fluth.
Nicht immer deckt des Wetters schwarzes Graun
Den Himmel; oft umlagert ihn ein Heer
Von Wölkchen, wolligt, gleich der Lämmertrift,
Und lächelnd schmückt des Mondes Silberstrahl
Das zarte Völkchen. Mit der Biene schuf
Die Schöpferin der Schmetterlinge Volk,
Das gaukelnd um die Blume zwecklos spielt
Und seiner Flügel Gold und Purpur zeigt! —
Ja selbst die Kunst, des Himmels Tochter, spielt
Sie nicht mit Marmor, Worten, Farb' und Ton?
Athene blickt nicht immer ernst; Apoll

Vertauschet gern sein silbernes Geschoss
Mit Saitenklang, und Amors süsses Spiel
Erhält das Reich, das Zeus mit Ernst regiert.
Ja, Ceres selbst flicht in den Aehrenkranz
Cyanen und des Mohnes Purpurhaupt.

Ihr Menschen ach! was ist denn euer Ernst?
Was eures Lebens dunkele Gestalt?
Ist denn des kurzen Schauspiels erster Akt
Nicht des Beschauens werth? Hat nur die Frucht
Nicht auch die Knosp' und Blüthe holden Reiz?
Führt euer Grübeln, eure finstre Stirn
Euch näher zu dem Sitz der Seligkeit,
Als jene kleine Welt das frohe Spiel,
Wo sich der Scherz mit Muth und Kraft vermählt?
Liegt nur in eurer Plane Kunstgebäu,
Nicht in der Kindheit Spielen auch ein Sinn?
Des Zephirs Gaukeln zieht den Frühling auf,
Im Scherz des Lenzes liegt des Sommers Frucht,
Und ohne ihn erschiene kahl und leer
Das Herbstgefild! Im leichten Spiel erzieht
Und bildet die Natur das Grosse aus.
Im heitern Lächeln birgt die Göttliche
Den stillen Ernst erhabner Schöpfungskraft.
Im Spiel des Kindes winkt sie den Beruf

Des Mannes an. Der Knabe Cato * zeigt,
Auf des Latiners Arm mit Dräun gewiegt,
Dafs eines ganzen Römischen Senats
Beharrlichkeit in seinem Busen wohnt!

Was bildete die edle Hellas aus
Zur Bildnerin der Menschheit? Saget, war's
Der finsteren Orbilien steife Schaar?
Der Schule Staub? Des Meisters düstre Stirn?
Sein Stab und Dräun? Das dumpfe Buch? —
O nein!
Die Wellen des tonischen Gesangs
Umgaukelten der Kindheit zarte Brust!
Im Spiel erwuchs des Knaben freier Geist.
So bildete, sich selbst gestaltend, dann
Zum ernsten Epos sich das Leben aus!

Ach, dafs nur noch im kalten Buchgeräb
Die edle Zeit der Griechenwelt uns lebt!
Uns ruft kein Delphi; kein Olympia
Reicht uns den Lorbeer und den Epheukranz.
Kein Wagen rollt um das erstrebte Ziel;
Kein ehrenvoller Staub und Schweifs bedeckt
Den schlanken Leib, und lehret uns im Kampf
Für Heerd und Freiheit, Recht und Vaterland

Mit frohem Sinn in Einfalt unser Blut
Verspritzen und des göttlichen Geschenks
Des Lebens werth zu sein! — Im freien Spiel
Der Jugend lebt nur noch die alte Zeit!
Nur hier bewegt und regt sich die Natur
In frischer Kraft. Das träge Alter fleucht
Die Stäte, wo der Kindheit Knospe sich
Kraftvoll zur Blüth' entfaltet, und enteilt
In dumpfe Kammern, nimmt das kalte Blatt,
Und blickt sich schielend, gleich dem Neide,
an,
Erkauft am Farotisch, in bitterm Grimm,*
Verzweiflung, Gram und seiner Freuden Tod. —

Ich eile fort, und flüchte mich hinaus
Zu einer bessern, zu der kleinen Welt,
Das frohe Spiel der Unschuld anzuschaun!
Und darf ich auch — (die hohe Welt verdammt
Das Spiel der Unschuld) — nicht mit eigner
Hand
Den Kreisel drehn, des Balles hohen Flug
Mit Jubelschrei begrüßen — nun, wohlan!
So will ich sie belauschend mich erfreun
Und sie besingen! Süße Poesie
Du schaffest mich zu einem Kinde um!

Vernehmet denn, ihr, denen die Natur
Ein kindlich Herz und zarten Sinn verlieh:
Die ihr in jedem Wesen, das sie schuf,
Die Mutter ehrt, ein brüderlich Geschöpf
In jeder Blum' und jedem Bäumchen liebt —
Vernehmt mein kleines Lied! Dem Finsterling,
Der von der Gloss' und Syllogismen trieft,
Dem sing' ich nicht, was mich die Muse lehrt.

Bemerkt vorerst, was einst ein weiser Mann
Gesagt: Ein jedes Ding hat seine Zeit!
Ihr denket wohl, das sei von eurem Baun,
Von eurem Steine-sammeln und zerstreun
Nur so gemeint. O nein, die Kinderwelt
Befolget auch das ewige Gesetz
Der Ordnung. Jedes Spiel hat seine Zeit! —
So wie das Jahr in ew'gem Wechsel kreist,
Und wiederkehrt in nehmlicher Gestalt,
Des Lenzes Pracht, des Sommers Gluth, der Herbst
Mit tausend Gaben und des Winters Frost;
So wechselt auch in abgemefsnem Kreis
Der Kindheit Spiel, ein wunderbarer Gang!

Gleichwie des Kranichs und der Wachteln Zug

Zugleich beginnt. Es sagt kein Manifest
Und kein Trompetenstoß den Aufbruch an,
Doch ziehn sie allesamt; im dunkeln Bau'r
Zerstößt die Wachtel sich ihr braunes Haupt
Voll reger Lust zu wandern. Also auch
Der Knaben Spiel. Es treibt sie überall
Ein ungebundner Trieb zu gleicher Lust,
Und tausend Kreisel drehen sich zugleich,
Und tausend Bälle fliegen durch die Luft,
Ein Heer von Drachen steigt zum Himmel auf,
Aus lockerm Schnee erhebt in jeder Stadt
Und jedem Dorf sich plötzlich ein Senat. —

Sobald des Frühlings warme Lüftchen wehn,
Wenn schon die Meis' ihr Liedlein quinkelirt,
Der Lerche Gruss aus hoher Luft ertönt,
Und sich am Bach auf zarten Beinchen schlank
Das Ackermännchen dreht; wenn in der Schlucht
Versteckt noch hie und da vom letzten Schnee
Ein grauer Klumpen liegt, und sich der Pfad
Erhärtet, sieht dann lockt der junge Lenz
Mit leisem Wink die kleine Welt hinaus.
Da kommt das Knäblein, das der Herbst gebahr,
Zum erstenmal ins freie Tageslicht.
Es staunt und guckt umher; ihm dünkt die Welt

Gar grofs und weit, doch schirmt ein Hütchen ihm
Die Aeuglein noch, dafs nicht der Sonne Strahl
Sie blend'; an seiner Amme Brust geschmiegt
Tritt es hinaus, im freundlichen Geleit
Der Mutter; sorgsam legt und ordnet sie
Des Kleides Fältchen, hängt von Elfenbein
Das Klapperchen, mit Silberglöckchen dran,
(Archytas hiefs der Mann, der es erfand; *
Unsterblichkeit ward ihm dafür zu Theil!)
Dem Kleinen um den Hals. Daneben trabt
Ein Mägdlein, zart und schön, der Mutter Bild,
Und trägt im Arm, mit bestem Staat geschmückt,
Die Pupp' hinaus, dafs sie der warmen Luft,
Des Sonnenlichts und Frühlings sich mit ihr
Erfreuen mag. So bildet die Natur
Im Mägdlein schon das mütterliche Weib,
Zum Heben, Tragen, Gehn mit stillem Geist
Erkohren; anders ist der Knaben Art.

Sie sammeln sich, wo sie die breite Bahn
Vom Fufs des Wandelnden geebnet sehn,
Und jeder zieht den Kreisel nun hervor,
Den wohlbewufst des baldigen Gebrauchs
Aus glattem Bux der kluge Künstler schuf, *

Mit schönen Kreisen ringsumher versehn,
Und sieben Farben, lustig anzuschaun!

Mit ernstem Blick, und kräftig windet er
Den Faden um den Bux. Weg aus der Hand
Entfleucht der Kreisel rasch. Die Peitsche schnellt
Ihn hin und her! Das knallt und kreist und
saust! —

Bedeutungsvoll! — Ihm selber unbewufst
Nachahmet er den Kreislauf der Natur
Und ihrer Kräfte, die im Winterfrost
Gebunden, itzt des Frühlings Hauch befreit.
Auch in dem Knaben wirkt des Himmels Kraft!
Wie sich zur neuen Bahn die Sonn' erhebt
Und neues Leben jauchzend sie begrüfst,
So drehet sich und rollt auf seinem Wink
Die eigne Welt, das Werk der Meiselkunst —
Und nicht umsonst! es bildet sich im Spiel
Der schlanke Leib, mit ihm zugleich der Geist!

Bist du nicht auch verborgner Kräfte Spiel
Erwachsne Welt? — Im Dienste der Natur
Durchwühlest du der Erde Schoofs, durchgrübst
Des Stromes Bett, vermählst den Weinstock mit

Der Ulme, giebst dem schwachen Hopfenreis
Die Stütze, reudest Wälder aus: der Sumpf
Wird festes Land, der Busch ein lust'ger Park
Die Haid' ein Saatenfeld. Wo einst des Ur
Gebrüll erscholl, da blöckt das fromme Lamm,
Da tönt der Heerden Glockenmelodie;
Die dumpfen Nebel fliehn, der Himmel selbst
Verwandelt sich, und milderes Gefühl
Durchströmt des Menschen Herz. So bildet er
Den Boden, der ihn trägt und nährt; zum Lohn
Entwickelt dankbar die Natur ihn selbst.
Er läutert sich des Sonnenlichtes Strom,
Und in dem reinern Lichte hebt sein Geist
Almählig aus dem Chaos sich empor.

Zwar meint der Mensch, ihn treibe nur zum Schweifs
Des Angesichts und sorgenvoller Müh
Das Machtgebot des Magens, der schon längst
Gebieterisch die Menschenwelt bewegt,
Des eigenen Vergnügens süfser Reiz,
Der Wunsch nach fremdem Lob, die Ehrbegier, —
Doch diese sind die Unterdiener nur
Im grofsen Plan der weisen Bildnerin;
Nur Schergen, die den spielentwöhnten Mann

Zum regen Spiel der Kräfte zwingen, daſs
Nicht stock' in ihm des Lebens träger Gang!

So spielt denn auch — wenn sich die Knabenwelt
Im Frühling regt, — der groſse Erdensohn
Was er sich dünke, nur sein altes Spiel!
Im alten Gleise dreht sich, wie zuvor
Ein jeder auf und um sich selbst herum,
Dem Kreisel gleich. — Wohl denket er, es geh
Ins weit' hinaus, er schreit' in neuem Raum,
Allein es ist doch nur die alte Bahn! —
Wohl ihm, wenn auch des Lebens stetig Rad
Den Diamant in seinem Innern schleift,
Indeſs die Aussenseite sich zerreibt! —

Horch! während sich in schäckigem Gewühl
Gleichförmig hundert Kreisel drehn, erhebt
Ein groſser Tiegel auf dem glatten Damm
Die tiefe Stimm' und heulet. Also heult
Der Sturm, wenn sich vom Pic des Vorgebirgs*
Das Ochsenauge trennt, und übers Meer
Hintobt. Der kühne Steuermann erblaſst
Und zitternd hört das Schiffsvolk den Orkan.
So steht erstaunt der Knaben lauter Schwarm,

Die Peitsche sinkt, das Heer der Kreisel ruht,
Und nur allein der hohle Heultopf brüllt!

Wie wenn die dumpfe Schule sich erfüllt
Mit Knaben, eh der strenge Meister kommt,
Und dann ein Lärm gewaltig sich erhebt
Und alle Stimmen durch einander schrein,
Bis nun herein der finstre Meister tritt.
Sein Aug', umhüllt von langen Brauen, blickt
Mit fürchterlichem Ernst, die dürre Hand
Zuckt nach dem Stab; und alles, alles schweigt.
So schweigt der Schwarm bewundernd. Aber bald
Beginnt das Spiel mit neuer Lust und Kraft,
Und auch der kleinste Kreisel wirbelt kühn
Zur Seite dem gewalt'gen Wirbeltopf,
Der sich auf langem Einem Beine dreht.

Lern hier du grosse von der kleinen Welt
Das Wort des weisen Dichters an den Freund:
„Nichts anzustaunen!“ oder, — denn das ist
Der Lehre Sinn, — zu rechter Zeit und bald
Im Staunen aufzuhören! — Nur zu oft
Erhob sich auch im Kreis der Bürgerwelt
Ein Brummer, hohl und dick, mit Gravität.

Das Pöbelvölklein staunt' ihn an und sah
Aus seinem Staub gebückt zu ihm empor.
So schuf es sich die Dionyse selbst,
Die es zerfleischten; und Philippus Sohn *
Ward ein gehörnter Zeus, — nicht durch sich selbst,
Der Schmeichler und Schmarotzer kriechend Heer
Erhob zum Gott den Wüstling, gab der Stirn
Das Horn, der Hand zum Schwerdt den Donnerkeil.

O Schand'! im Staub sich wälzend küsst' ein Volk
Selbst eines Marats blutbefleckte Faust —
Es segnete das Gift, das ihr entfloss,
Und nannte knieend einen Teufel Gott! —
Da trat hervor ein Mägdlein, nahm den Dolch
Der Nemesis und rächete den Hohn
Der Menschheit, schlug den Drachengott, und starb. —
O Schand' und Spott dem feigen Sklavenvolk!
Es schuf sich nun statt eines Belials
Fünf andre — zu den Fünfen noch ein Heer! — —
Hinweg von dieser Schmach zur Kinderwelt!
Sie ist der Weisheit und der Freiheit Sitz!

Indefs sich auf des Dammes glattem Plan
Der Knabenschwarm mit seinen Kreiseln dreht,
Bewegt sich sympathetisch dort ein Chor
Von Mädchen Hand in Hand, und mit Gesang
Dreht sich der Reigen; in der Mitte steht
Ein blühend Kind und schaut den schönen Kranz,
Der wechselnd und lebendig sie umkreist. —
So fliegt am Himmel der Planeten Heer
Um eine Sonn', und Sphärenmelodie
Beseelt den Himmelstanz zum raschen Flug.
So drehet sich der Jahreszeiten Ring,
Der Monden steter Kreis, um das Gestirn,
Das nur allein der Teutschen dankbar Volk
Mit mütterlichem Namen kindlich nennt. *

Also begrüfst der Mädchen Reigentanz
Des holden Lenzes leise Wiederkehr.
Schneeglöckchen schmücken sittsam Brust und Haar
Und gelber Krokus; lieblich tönt das Lied
Der Mädchen, gleich der Aeolsharfe Laut,
Ins stürmende Gewühl der Knabenwelt.

Bald ändert sich der Schauplatz. Wie ein Traum

Verschwindet groſs und klein der Kreisel Schwarm.
So wie der Frühling, also auch die Welt
Der Kinder! Sie gebiert mit jedem Tag
Die neue Lust. Der launigte April
Rückt itzt heran, die wunderliche Zeit,
Wo oft zugleich der Himmel lacht und weint.
Ein Kampf beginnt. Der düstre Winter will
Nicht gern des langgewohnten Regiments,
Obwohl er muſs, entbehren. Sträubend kommt
Er oft zurück, der Sturm ist sein Gespann,
Die Flur erschrickt, er aber tobt und flicht
Des Lenzes Blüth' um seine düstre Stirn,
Und wirft mit Schlossen grausam um sich her.
Umsonst! Des jungen Lenzes stille Kraft
Besiegt die wilde Wuth. So überwand
Athene einst die lärmende Gewalt
Des Ares. Schrecklich schrie der Würgegott,
So wie zehntausend Menschenstimmen schrein,
Und schwand hinweg, ein düsteres Gewölk. —*

So auch besiegt der Lenz das Ungethüm
Des Winters. Während es am Himmel tobt,
Ahnt unbesorgt der Knaben Spiel den Kampf
Der Elemente nach. Sie gehn hinaus

Und finden bald den kahlen Fliederbaum,
Der unansehnlich, aber leicht erkannt
In Wald und Hecken steht. Der Landmann rühmt
Der Blüth' und Beeren Heilsamkeit. Jedoch,
Was kümmert dies des Knaben frohen Sinn?
Sein reines Blut verschmäht die Arzenei. —
Sie schneiden sich des Flieders schlanken Ast,
Den glatt, nicht runzlicht, noch die Rind' umgiebt,
Und bohren nun das weiche Mark daraus.
So wird der stille Zweig ein tönend Rohr.
Wie wenn aus kaltem Erz, das einst der Schoofs
Der Erde barg, ein brauner Waffenschmidt
Die Doppelbüchse dreht. Bald brüllt ihr Schlund
In Wald und im Gebirg: der Hirsch erliegt
Dem schnellen Blitz, der dem Geschoofs entströmt. —

Hier lallet nur die Unschuld das Geschoofs
Mit Lust. Sie sucht gefesselt und gepreßt
Der Freiheit Weg; ein Knall verheißt den Sieg;
Und weiter nichts verlangt des Knaben Lust.
Welch ein Getös, ein Knallen und Geschrei!
Der Pfropfen Kugelsaat fliegt himmelan,
Die Erd' ertönt von fröhlichem Gewühl! —

Oft nahet sich dem Mädchen, welches still
In sich gekehrt, die neue Puppe schmückt,
Ein Bub' auf leisen Zehn. Urplötzlich knallt
Der Flieder. Dem erschrocknen Kind' entfällt
Das Püppchen, und der Schalk entflieht und lacht.

Ach! noch ergreift ein Schauder mein Gebein
Gedenkt mein Herz des Unsterns, der mich traf! —
Noch steht des Amtmanns Wohnung, und ihr hoch
Gewölbter Gang vor meinem Geiste! — Da,
So dacht' ich in mir selbst, da knallt gewiſs
Gedoppelt stark des Fliederbaumes Rohr!
Erstaunen wird die Amtmannin. Am Heerd
Stand sie vertieft und buck. Ich kam, und sah,
Und zielte nach der Scheiben hellem Glas.
Dumpf klang der Schuſs, die helle Scheibe brach
Und hin zur Erd' entfiel der zarten Hand
Des frisch gebacknen Kuchens runde Pracht. —
O weh! wie ward mir, als am andern Tag
Des Meisters Stirn voll Finsterniſs erschien,
Und nun der Hasel des Holunders Schuld
Entsetzlich rächt'; ich aber fand den Trost
In meiner treuen Büchse, und vergaſs
Der Schwielen bald bei ihrem schönen Klang,

Vergaß des Meisters Stirn, der Schule Qualm
In freier Luft. So ist der Knaben Sinn! —

Oft sammelt sich ein fröhliches Gewühl
Auf einer Wiese weitem Raum, und formt
Ein doppelt Heer. Der saft'ge Weidenstamm
Giebt seinen Bast zu Pfeifen, drunter tobt
Der Trommel dumpfer Ruf. Auf Stöcken trabt
Die Reuterei. Der hurtige Husar
Erkennbar an der Mütze von Papier
Mit Hahnenfedern stattlich aufgeputzt
Und an des schwarzen Schnurrbarts weitem
Schweif,
Flankirt voran: ein ernstes Batalion
Von Grenadieren schreitet hinterher!
Die Büchse knallt, die scharfe Pfeife gellt,
Die Schlacht beginnt, die Anhöh wird erstürmt:
Das schreit und tobt und stürmet, bis zuletzt
Der Ruf zum Rückzug tönet und „Triumph!“
Von der bestürmten Höh frohlockend schallt.

Auf einen Speer von Weidenholz gelehnt,
Wischt sich ein zarter Diomed * den Schweiß
Vom glüh'nden Angesicht. Er ragt hervor
An kühnem Sinn und göttlicher Gestalt,

Darum ersah des kleinen Völkchens Mund
Einstimmig ihn zum Feldherrn. Im Gebiet
Der Kindheit gilt noch stets der alte Spruch: "
„Dem Edelsten gebührt der Fürstenthron!"
Ihm horchen sie! Er winkt, der Kampf beginnt,
Er regt die Hand, und das Getümmel schweigt. —

So stellt im Spiel die Kinderwelt den Kampf
Der Elemente dar, der eh dem Lenz
Des Winters Zürnen weicht, den Himmel trübt,
Was von des Krieges Bitterkeit und Wuth
Uns die Geschichte Schreckliches erzählt
— (Sie sagt es uns, sonst glaubte man es kaum) —
Das ahndet noch die fromme Einfalt nicht!
Wie um ein Stückchen Erdreich Menschen sich
Zerfleischen! wie mit blinder Raserei
Die wilden Schaaren ziehn, ein schrecklich
Heer! —
Da wo es hinzeucht trauert das Gefild,
Die Flur erstirbt, der Landmann steht und weint
Am ofnen Scheunenthor, der matte Greis
Sinkt hin am Pflug', indefs sein hungernd Rofs
Die junge Saat verzehrt! Ins Waldgebirg
Entflieht das Weib, und birgt ins Felsgeklüft
Den Säugling und der Jungfrau zarten Reiz. —

Dann stellen sich die ungeheuren Reihn
Zur Schlacht —, die Erd' erbebt, und himmelan
Steigt das Gewinsel. Ach! der Bruder wühlt
Mit kaltem Stahl in seines Bruders Brust;
Zerrissne Menschen decken das Gefild,
Und Ströme Bluts .... Wohin, o Phantasie
Entführst du mich? Hinweg vom blut'gen Blatt!
Noch kennet es die fromme Unschuld nicht!
Sie ahndet nicht das Schreckliche! — O sieh,
Der Knaben Spiel! sie kämpfen nur aus Lust,
Ihr Auge glüht vor Freude, und dem Kampf
Folgt süsse Rast und Schlummer! Saget mir
Verbleibt denn nicht dem Mann derselbe Geist,
Der in der Kindheit Spielen ihn beseelt? —
Wie redet denn der Weltgeschichten Buch
So ernst und schrecklich, wie der kalte Tod?
Hinweg von ihm zur frommen Kinderwelt!
Wo sich das Leben frisch und fröhlich regt,
Da is dein Schauplatz, holde Poësie!

Sieh! unterdess der Knabe Wald und Feld
Beraubt, den Fliederast sich zum Geschoss
Gestaltend, und den Zweig des Weidenstamms
Zu Schwerdt und Ross, empfängt das Mädchen
auch

Von den Geschenken, die den Kindern itzt
Der Frühling beut, jedoch von andrer Art.
Es spüret bald das zarte Veilchen auf,
Das an den Hügeln seinen Wohlgeruch
Dem mütterlichen Lenz im Stillen weiht.
Ein zartes Bild des frommen Kindersinns!
Es bindet sie zu einem Strauſs, und träget
Frohlockend nun das duftende Geschenk
Zur Heimath und empfängt zum süſsen Lohn
Des frommen Sinns der Mutter Kuſs und Dank.

Bald nahet sich ein andrer schöner Zug
Von Mädchen, bunt mit Knäblein untermischt.
Sie kehren vom Gefild; ein jedes hält
Den Zweig empor mit Lämmchen... Also nennt
Die Kinderwelt der Blüthen gelb Gewächs,
Das weich und zart wie Sämm'rin groſser Zahl
Am Zweig der Weide schwankt. Oft hauchr der West
Darein, und wälzt ein leichtes Staubgewölk
Ins Thal hinab. Itzt färbt der gelbe Dunst
Der kleinen Träger Rosenwang' und Haar,
Und Festgesang umtönt den Feierzug.
Die Unschuld feiert das Vermählungsfest

Der keuschen allbefruchtenden Natur!
O fromme Orgien! * — Das Veilchen schmiegt
Sich an des Mägdleins Busen, frisches Laub
Bekränzt des Knaben blondgeringelt Haar,
Zum Thyrsus wird der Weide Blüthenzweig! —

Wer feierte nicht itzt dein Fest, Natur,
Mit lautem Jubel und geheimer Lust,
Wenn du der Erde Wohlgestalt verjüngst?
Das junge Gras, ein grüner Teppich, deckt
Den Anger schon, Maasliebchen schmücken ihn
Und tausend Blümchen hell und bunt, auf daſs
Der Erde Grün, so wie des Himmels Blau,
Nicht ohne Schmuck und helle Sternlein sei.
O welch ein Glanz! Die Erd' ein Brautgemach!
Des Himmels Zelt darüber ausgespannt!
Wer mag itzt noch in winkelichter Wand,
Und wäre sie von Raphael bemahlt,
Verweilen? Wer entflöhe nicht hinaus
Zur runden, weiten Welt, wo alles kreist
Und alles sich bewegt und wölbt? Fürwahr!
Der Geiz, die Ehrsucht und der hagre Neid
Verschlieſse sich in Ecken, eckigt selbst! —
Die Freud' und Unschuld nicht! die Freud' ist
rund!

Sie ist der Kindheit süfses Eigenthum,
Und regt den schlanken Leib zum freien Spiel.

Nicht unbeweglich starr und sinnend steht
Der Knab' und schaut auf einen Fleck, wie wenn
Von seinem Pult und staubigtem Contor
Der Stubenmensch hinaus ins Freie tritt,
Und jenem dann des Cirkels Quadratur,
Und seiner Hypothesen schwerer Wust,
Dem andern aber die Assekuranz
Des Indienfahrers, und des Kornes Preis
Das Herz verengt. Wohl schreitet er daher,
Allein sein Aug' und Ohr lies er daheim;
So stieret er, als hieng ein Mühlenstein
Ihm an dem Hals. Ganz anders ist
Des Knaben Weis' und Art. Die Frühlingsluft
Umspült nicht blos die Hüfte ihm, ihr Strom
Und Balsamhauch durchdringt ihm Seel' und Leib,
So wallet er mit kühnem Sinn daher,
In Thätigkeit, und sucht ein rasches Spiel.

Und ihm gewährt der Ball des Herzens Wunsch!
Ein Spiel der Helden! Lacedämon * strit
Mit Sicyon um des Erfinders Preis.

Lykurg erzog durch ihn den Männerstamm,
Der bei Thermopylä preiswürdig starb.
Selbst Roms Catone übten ihre Kraft
Im Kampfe mit des Balles schnellem Flug.
Der Arm des kühnen Kriegers, der die Welt
Erschütternd griff, erstarkt' in diesem Kampf.

Drum ehrt das Heldenspiel! die ihr vom Wahn
Der Afterweisheit aufgebläht, die Welt
Zu lenken meint; im dumpfen Bücherstaub
Systeme brütet, Unverstand gebährt,
Und mit verbifsnem Grimm dem freien Gang
Des Geistes zürnt! Fürwahr, es wär' euch gut,
Wenn ihr in freier Luft und offnem Raum
Die Glieder salbtet mit dem Lebensstrom
Des frischen Aethers, statt ihr, selbst ver-
schrumpft,
Verschrumpftes nur und kränkelndes erzeugt!

Und du, entnervtes, abgeschliffnes Volk,
Das in dem kahlen ungestalten Blatt,
Mit roth und schwarz bepinselt, doch umsonst,
Die Zeit zu tödten strebt—, ihr Thoren kommt
Ins Feld hinaus, ergreifet doch, wofern
Euch nicht des Arms entwöhnte Kraft versagt,

Die Keul' und spielt das schöne Männerspiel!
Da herrscht die Ordnung, und mit leichtem Sinn
Beginnt der Kampf. Sein Lohn ist Kraftgefühl
Und der Gesundheit goldnes Gut. — Umsonst!
Das Schöne floh zur frohen Kinderwelt;
Des Mannes Leben schließt die falsche Zier
In sein verbleichend dumpfig Treibhaus ein.

Wie gern gedenk ich dein, o Jugendzeit,
Als auch vor mir, vom schlanken Arm geschnellt,
Den weiten Raum der rasche Ball durchflog!
Ein lauter Jubel stieg zu ihm empor
Eh' er zur Erd' in weiter Ferne sank!
So schießt und sinkt ein Stern in stiller Nacht
Am Himmel hin in ungemeßnem Schwung;
Die Schauenden errathen, wo er fiel! —
Dann hob erfüllt vom süßen Ehrgefühl
Im Jubel auch das Herz sich hoch empor.
Die Knabenwelt ertheilet sonder Neid
Dem Ehr' und Lob, wem Ehr' und Lob gebührt.
Wer's recht und gut macht, ist der Held des Spiels!
Ach! anders klingt des ältern Lebens Spruch.

Drum weil' ich auch, du meiner Kindheit Lenz,

So gern in dir! Da rief der erste Strahl
Des Morgens uns zur alten Ritterburg,
Einst Herrscherinn des Landes weit umher. *
So schaut sie noch von stolzer Höh hinab.
Vorzeiten trotzte sie dem keckem Dom,
Der in der Fern' aus flachem Sande glänzt
Und seine Thürm' in trägem Stolz erhebt —
Was will ein Thurm vor eines Berges Haupt?

Ach! Raub und Trug hat deine Felsenwand
O Tecklenburg, zertrümmert! Wehe! rief,
So sagt die Kunde, dreimal Wehe! rief
Ein dumpfer Laut in stiller Mitternacht,
Und durch des Schlosses Marmorsäle scholl
Der bange Ruf. Kein lustiges Getön
Des Saitenspiels, kein wilder Becherklang
Vertrieb den Schauder, der beim Weheruf
Das Herz durchfuhr. Es klebt' unschuldig Blut
Am prächtigen Gemäuer. Drum versank
Die stolze Burg. Aus Prunkgemächern ward
Ein Kerker, wo des Frevels Kette klirrt,
Und stierer Wahnsinn brüllt. Vom Altan weht
Der Hagedorn hinab, die Raut' entwächst
Dem berstenden Gesimms', und vom Gewölb
Des Gothenbaues hängt der Stalaktit, *

Das Maas der Zeit, die hier in ew'ger Nacht,
Von keines Menschen Laut und Tritt gestört,
Vorüberschleicht. — Oft wallt im Mondenlicht
Und Dämmerung — mir schaudert mein Gebein
Ich sah sie selbst — die weisse Jungfrau hier:
Ein Schlüsselbund klirrt ihr zur Seite, weiſs
Ist ihr Gewand — ihr Gang voll Majestät,
So wandelt sie, die Nemesis der Burg,*
Und warnt den Uebermuth, bis strafend sie
Die alte Schuld vergolten hat. So büſst
Der Frevel seine Lust. Selbst die Natur
Entsetzet sich vor ihm, die Felsenwand
Reiſst aus den Fugen, der Pallast versinkt,
Den eine Unthat baut: den Marmor sprengt
Das Blut der Unschuld, das an ihm verspritzt.

In welches Feld hast du, o Phantasie
Mich hingeführt? Du holde Gauklerin!
Sobald du winkst, ersteht der Kindheit Traum
Von neuem vor des Mannes ernstem Blick,
Ein Schattenheer verschwundner Freuden steigt
Lebendig aus umblümter Gruft hervor,
Und gaukelt um uns her. Der Schauder selbst
Empfängt von dir geheimen Reiz und Lust:
Wir meinen wohl, wir tändelten mit dir —

Du spielst mit uns, du holde Künstlerinn!
Gern folg ich deiner Bahn. Geleite dann
Mich nun zurück zu meiner Kindheit Spiel.

Am frühen Morgen stieg der Schwarm hinauf
Zur alten Burg. Die ersten stellten sich
Auf eines Thurms verfallner Spitze, sahn
Hinaus, da wo auf bläulichem Gebirg
Des Himmels Wölbung ruht. Der Knabe liebt
Den weiten Blick ins Freie, darum klimmt
Er gern und kühn zur steilen Höh empor,
Auch wenn es unterm Fuss ihm wankt und bebt.
So wallten wir auf morscher Wand entlang
Und überhüpften fröhlich das Geklüft,
An einem Sprung hieng Leben oder Tod.

So springt der Gemshirt, wenn ihn nicht zu-
rück
Zur Alpe führt der Steig, auf dem er kam,
Den kecken Sprung von einem Felsenstück
Zum andern hin. Zu seinen Füßen gähnt
Mit offnem Rachen bodenlos die Kluft.
Ihm gleicht des Knaben kühner Muth. Erstarkt
In frischer Bergluft, wagt er unbesorgt
Den kühnen Gang, und was er wagt gelingt.

Indeſs erfüllt sich bald der frohe Schwarm
Der Ausersehnen und das Spiel beginnt.
Ein weiter Platz, von Mauren rings umkränzt,
Wo sich von altem Moos ein Teppich bläht,
So eben, wie des Pflasters glatter Stein,
Der unter dieser Decke tief versteckt,
So sagt die Kunde, unbetreten ruht
Empfängt die Spielenden. Alsbald erkiest
Des unbestochnen Völkchens kluge Wahl
Zwei Häupter seines Spiels. Die Stimme ruft
Den Edelsten, dem in dem schlanken Leib
Sich auch der Geist geschlank und kühn bewegt.

Sie treten ab, ein Hector und Achill,
Ein jeder auf die Keule hingelehnt,
Die, von der Eiche festen Stamm getrennt,
Und ihres zähen Splints beraubt, den Ball
Schon oft gen Himmel trieb. So stehn gefaſst
Die Führer da. Ein jeder wählt sich nun
Die Edelsten des Schwarms zu Streitern aus.
Sie reihen sich, sobald der Ruf ertönt,
Dem Führer an, bis sich das Heer erfüllt.
Oft hat sich wohl ein Knäblein zugesellt,
Den will kein einz'ger. Traurend steht er da,
An einer Trümmer, und die Thräne rinnt

Ihm ungesehn von heifser Wang' hinab,
Bis ihn aus Mitleid und Barmherzigkeit
Das stolze Volk herbei zum Spiele ruft;
Noch theilt er nicht mit andern gleichen Ruhm
Auch wird er nicht den Streitern zugesellt.
Beiläufer nennt man ihn; er holt den Ball,
Wenn ihn ein schiefer Schwung zur Seite warf,
Herbei; so lernet er des Spieles Gang!
Da hilft kein Stäuben, ja, und wäre auch
Sein Grospapa Schlofshauptmann, und der Burg
Verfallenes Revier sein Eigenthum!
Da gilt kein hoher Rang und kein Diplom;
Der Ahnen Zahl, altadliches Geblüt,
Hat in der Knabenwelt nicht Ehr' und Werth.
Nur das Geblüt, das in den Adern itzt
Sich muthig regt, die Wange färbt, den Arm
Mit Kraft erfüllt, hat Gnade hier und Gunst.

Wohl ihm, dem Lehrling, wenn der Ehre Trieb
In seiner Brust lebendiger erwacht
Und ihn zur That und frohem Muth entflammt!
Dann wird auch ihm der herrliche Triumph
Sich selbst dereinst als Hektor anerkannt
Und als Achill im kühnen Spiel zu schaun.
Des Spieles Erster lenkt er dann den Kampf!

Die Ehr' ist süfs, wenn unser Herz uns sagt,
Dafs unserm Haupt der Ehre Kranz gebührt!

Nun steht gerüstet da das Doppelheer.
Die Führer wählen klüglich Burg und Mahl.*
Ein Trümmerstück vom alten Säulenschaft
Bezeichnet hier die Burg, ein morscher Tuf
Der Rennbahn Ziel. So ist das Stadium
Begränzt. Itzt wirft der jugendliche Leib
Weg das Gewand, das seinen Gang beschwert,
Und die Gelenk' in knappe Aermel zwängt.
Am Hügel liegt der Röcke bunt Gemisch.
Der Wind umspielt des Knaben nackte Brust,
Ein neu Geschlecht durchwühlt den grünen Plan,
Die Augen funkeln! Also strahlt der Blick
Der Schlange, wenn nach langem Winterschlaf
Sie neubelebt, im hellen Sonnenglanz
Die Haut abstreift. Sie dreht sich hin und her,
Bis sie verjüngt entschlüpft und wie ein Held
Im neuen Harnisch glänzt; von Kraft durchströmt
Hebt sie das Haupt und spielet mit dem Halm,
Die Augen glühn, ein Diamantenpaar. —
So auch der Knaben Schwarm auf grünem Plan.

Halloh! Halloh! — so schallt es durch die Burg

Und am Gemäuer, wo der Kinder Lust,
Die Echo wohnet, prallt der Ruf zurück.
Der Eine schnellt den flücht'gen Ball empor;
Ein andrer streckt, erzitternd vor Begier
Und rücklings hingebougt, die hohle Hand
Dem fallenden entgegen; jener läuft
Mit Blitzeseil das Stadium hinab;
Ihm saust der Ball um's Ohr, er aber krümmt
Den schlanken Leib zur Erd', ein andrer fängt
Das fehlende Geschofs, er wirft und trifft
Des Flüchtlings nackte Brust, die Brust ertönt
Vom raschen Wurf! Triumphgeschrei erschallt;
Held Hektor weicht mit seiner Schaar zurück,
Achilles schwingt die Keule und betritt
Mit stolzem Gang die schwer errung'ne Bahn.

So wechselt Sieg um Sieg in stetem Kreis.
Wie in der grofsen Welt, so ist auch hier
Des einen Sieg des andern Untergang!
So fiel einst Troja durch der Griechen Schwerdt
Und aus den Trümmern Ilions entsprang
Das Römervolk, und durch des Römers Trug
Fiel Hellas. Doch dem Trojer folgte Fluch:
Die Freiheit Roms ward der Tyrannen Spott. —
Jetzt wohnt auf Roma's aufgethürmtem Schutt

Ein Sklavenvolk, entnervt und arm. Byzanz
Ist träger Türken Sitz; Athene's Burg
Umschleicht ein dumm Geschlecht. Doch nicht also
Der Wechselkampf und Sieg der Knabenwelt!
Da fließt kein Blut, dem Ueberwundnen schärft
Selbst sein Verlust den Blick, und mehrt die Kraft,
Die erst zum Jüngling fest und kühn, und dann
Zum Mann und Ernst des Lebens ihn erzieht.

Zwar wohl vergißt bei seinem runden Ball
Der Knabe oft das leidige Quadrat,
Das nur Vokabeln steif und ungelenk
In sich verschließt. Oft tanzt vor seinem Blick,
In Ungebühr, um Nepos Heldenschaar
Der flinke Ball, allein die Zunge stockt,
Bis sie des Schulregenten Herrscherstab
In Regung setzt. Es lebt doch auf der Welt
Kein Glück und Heil, es hat sein Ungemach!
Der Kinderwelt ward auch ihr Leidenmaaß,
Allein, vor allem ist des Meisters Stab
Sein Blick und Schelten doch die schlimmste Qual.
Sie hat auch mir das Leben oft vergällt.
Zwar wohl erhob sich unter uns geheim

Ein Melchthal, Stauffacher und Walter Fürst,
Und fluchte dem verhaßten Sklavenfrohn,
Der uns, aus unsrer freien Welt verbannt,
Zum fernen Pontus ins Exil verwies
Und zu des Naso trocknen Elegie'n!
Oft regte sich der freie Sinn; fürwahr
Es wäre wohl dem düsteren Orbil
Das Loos gefallen, welches einst in Prag
Den kecken Slawata und Martinitz *
Und dann zuletzt den leichten Secretär
Von oben auf den Mist hinunterwarf —
Allein des Knaben Seel' erduldet leicht
Die Schmach und Unbill; er verbeißt den Schmerz
Des Augenblicks, verschwitzt in freirer Luft
Den innern Gram! Auch ist es heilsam ihm,
Wenn dann und wann ein kleines Sturmgewölk
Auch seinen Himmel trübt. So lernt er früh,
Des höhern Lebens ernsten Gang und Maaß!
Das Wölkchen, das den Morgenhimmel trübt,
Macht auf des Wetters Toben ihn gefaßt,
Das, ehe sich der Tag des Lebens neigt,
Oft unversehns hinauf am Himmel rollt,
Und Kühlung zwar, allein auch Donner bringt.

So bringt auch ihm sein Leiden Heil, jedoch
Der ungerechte Hohn und bitt're Schmach
Vergällt sein Herz. So wie im Frost der Nacht
Der Blüthe Keim erstirbt; in schwarzen Staub
Verwandelt sie der Sonne Glanz. So kocht
Im Herzen ihm das Unrecht bittern Groll;
Verstummend geht er dann mit dumpfem Sinn,
Im Lehrer sieht er nur den Satanas,
Der ihm das Reich der Fröhligkeit zerstört.
In ihm erwächst der Menschheit nun ein Feind.
Den bittern Hohn verschmerzt er nie; jedoch
Der allgemeinen Zucht beschiednes Theil
Nimmt er geduldig hin, und denkt, es sei
Der Schule Fug und Recht, und bald entzückt
Von neuem ihn der Ball; vor allem, wenn
Vom Hügel her den Kampf ein Mädchenschwarm
Aufmerksam schaut, und ein verstohlner Blick,
Obwohl der Wimper eiligst ihn verbirgt,
Den raschen Schlag und Wurf mit Beifall krönt. —
So harrte einst im stattlichen Turnier
Der Rittersmann des süfsen Lohns und Winks.
Der Frauen-Dank verlieh im Speergewirr
Ihm Muth und Kraft. Im Spiel der Knaben lebt
Allein nur noch das alte Ritterthum,
Die andre Welt ist niedrer Knappen Art! —

Indeſs sich so der Knab' im kühnen Spiel
Die Glieder stärkt, ist auch der Kindlein Schaar,
Der Bübchen und der Mägdlein zart Gewächs
Nicht müſsig. Nein, ein Gärtchen wird gebaut
Mit Reisern rings umzäunt und abgesteckt.
Das Gärtchen ist nur klein und schmal; Ein Schritt,
So ist man drüber hin! Allein, es deucht
Den Kindern doch geraum und weit genug.
Die Einfalt ist mit Wenigem vergnügt,
Das Viel' und Groſse macht es ja nicht aus.
Das Knäbchen pflanzt, das Dirnlein aber reich
Ihm Pflänzchen dar, fünf Stengelchen Salat,
Die sorgsam es auf beiden Händen trägt. —
Das Zart' und Kleine zart zu pflegen ist
Des Weibes Art. — Das blonde Büblein faſst
Sie härter an und pflanzet sie in Reihn,
Und gräbt gewaltig mit dem scharfen Spahn,
Und stöhnt dann. Für seine Müh empfängt
Er bald darauf ein köstliches Regal.
Sorgfältig aufgeschürzt bereitet sie,
(Sie stellet itzt die kluge Hausfrau vor)
Aus rothem Mörtel, aus dem gelben Sand,
Aus Erd' und Kraut und allerlei Gestein
Ihm viel Gerichte, lieblich anzuschaun!

Denn sie genießen freilich nicht davon.
Ein Zwieback nur und Apfel, lang erspart
Wird in unzähl'gen Brosamlein zertheilt
Und auf den kleinen Schüsselchen verlegt.
Das ist des Haushalts reicher Ueberfluß!
Was braucht es mehr? Sie sind vergnügt und froh,
Und tragen es von aussen nicht herein,
Die Freude strahlt aus ihnen selbst hervor,
Vergoldend auch das irrdene Geschirr.
Denn wo die Unschuld samt der Einfalt wohnt,
Da glänzt, wie wenn ein Götterpaar erscheint,
Das dunkle Hüttchen selbst vom Rosenlicht. *

Ihr Thoren, die ihr mit dem blut'gen Raub
Entfernter Welten euren Tisch beschwert,
Die ihr in Luft und Meer, Wald und Gehölz
Den Tod verbreitet, sagt, verschaffet ihr
Dadurch der Lust das Leben? — Und entsteigt
Dem vollen Magen nun der heitre Sinn? . . . .
Verblendete, ihr spielt ein Trauerspiel
Wobei ihr gähnt! Der Götterfunken, der
In eurem kalten Busen glimmt, erlischt
Im Todesdunst! O, lernt der Einfalt Werth
Vom Kind', und seht! auf seiner Wange glüht

Der goldenen Gesundheit Morgenroth:
Schlank regt es sich, kein feister Wanst beschwert
Den leichten Gang. Ei! prahlet noch und rühme
Des hohen Lebens glatte Politur,
Und Hochgeschmack! Wollt ihr im Conterfei
Das hohe Glück der glatten Bildung schaun? . .
Seht eure Gans! Zum Flug vermag sie nicht
Sich zu erheben, gehen kann sie nicht,
Sie wackelt nur; ihr Nahm' ist Spott; sie schaut
Auch nicht hinauf zu ihrer Schwestern Schaar,
Die sich mit Flügelklang zur Region
Des Himmels schwingt und auf den Wogen tanzt!
Seht dort das Conterfei der feinen Welt,
Und hier das Bild der kräftigen Natur!

Bald nach dem Mahl ergehen Arm in Arm
Die Kindlein sich — sie spielen Mann und Frau,
Auch fehlt es ihnen am Gesinde nicht —
Zum Gärtchen gehn sie froher Hofnung voll,
Und reden ernstlich von dem Ueberfluss,
Der ihnen draus erwachsen wird, und wie
Der Mutter auch ein köstliches Geschenk
Von der fünf Stenglein reichlichem Ertrag
Bald werden solle. Schön und milde glänzt
Der Lieb' und Hofnung und des Glaubens Schein

Im lautern Quell der frommen Kinderwelt.
Ach! dafs so oft der Jahre rauher Tritt
Des stillen Börnleins klaren Spiegel trübt!....

Nun steht der Lenz in seiner vollen Pracht,
Er blickt umher auf seiner Hände Werk,
Und spricht: so ist es gut! — Der Bäume Laub
Hat sich entfaltet, alles grünt und blüht,
Und tausend Stimmen klingen durch den Hain,
Es lebt und webt allhier und überall.

Der blinde Greis — ihn hielt das ganze Jahr
In dunkler Kammer. Ach! es ist für ihn
Die ganze Welt ein finstres Kämmerlein;
Voll Sehnsucht harret er des Augenblicks,
Wo ihm die Bind' entsinken, und dann frei
Das Licht sich fühlen wird, das itzt versperrt,
In seinem Innern strahlt! — der blinde Greis,
Auch er tritt nun, von seines Enkels Hand
Geführt, hinaus ins offne Lenzgefild. —
Auf seinen Stab gelehnt, fühlt er die Kraft
Des Frühlings, hebt sein dunkles Angesicht
Gen Himmel! ach! es ist, als sänken ihm
Die Schuppen itzt vom Aug', indessen zeigt
Sein kleiner Führer ihm mit frohem Ruf

Den Schmetterling, der seiner Flügel Gold
Entfaltend, sich auf einer Blume wiegt.
„O, sieh ihn, Grofspapa! wie schön! wie schön!
O, sieh ihn doch!“ So rufet ihm das Kind
In Unschuld zu. Des Greises Lippe regt
Zum Lächeln sich, und nach des Knaben Haupt
Tappt seine Hand .... Ihm dünkt des Kindes Wort
Des Todesengels Ruf, der ihm nun bald
Die Binde lösen wird mit sanfter Hand —
So wandelt selbst der blinde Greis hinaus
Und stiller wird sein Sehnen nach dem Licht.

Der Kranke, der nach langem Siechbett itzt
In sich des süfsen Lebens Wiederkehr
Empfindet, schlürft des Frühlings Balsamhauch
Mit Wonne ein. Ihm dünket die Natur
Itzt schöner, als er je empfand. Er schaut
Mit Dank sie an; drum dünkt sie ihm so schön.

So eilt der Greis, der Kranke, Mann und Weib
Zum Lenz hinaus. Doch still und ruhig gehn
Die Schauenden. Ein jedes Herz erfüllt
Bewunderung, ein stilles Hochgefühl
Und Ehrfurcht vor dem Antlitz der Natur.

Sie selber wandelt still und mütterlich,
Und streut den Samen tausendfacher Lust
Mit leiser Hand. Das Lied der Nachtigall,
Wenn heller es im dunkeln Hain' erklingt
Und schmelzender, — des Lüftchens Säuselhauch,
Des Laubes Zittern kündiget den Gang
Der holden Mutter an. So wandelt sie. —

Und sieh! auch leiser wird der Jugend Spiel.
Der Mägdlein fromme Schaar hüpft nun hinaus,
Und pflückt sich Blumen, reihet sie zum Kranz,
Und windet ihn holdlächelnd in das Haar.
Das Lied der Amsel und der Nachtigall
Erweckt auch sie zum fröhligen Gesang,
Der zart und lieblich durch die Schatten tönt.
Dann schlüpfen sie zum klaren Silberquell;
Darüber hingeneigt beschauen sie
Ihr Antlitz nun, und schöner fügt der Kranz
Sich um das Lockenhaar. Doch plötzlich regt
Sich eine Schlang' im Laub', und schnell entflieht
Mit lautem Schrei das schüchterne Geschlecht.
Gemeinsam wohnt in holder Mädchenbrust

Des Schmuckes Trieb, der freundlich zu sich lockt,
Und zarte Scheu zugleich, die schüchtern flieht,
Wo die Gefahr der frommen Unschuld droht. —

Dem Knaben ward ein kühner Sinn zu Theil.
Oft kommt er aus dem tiefen Wald' hervor
Mit seinem Raub. Die glatte Schlang' umflicht
Ihm Arm und Hals mit buntem Ring', es flieh'n
Den Anblick Frau'n und Mädchen, Männer gar,
Er aber steht ein junger Äskulap
Und lächelt ihrer Furcht. So steht's ihm an!
Herakles in der Wiege überwand
Das Drachenpaar. Drumm krümmte sich vor ihm,
Dem Mann, des Lernasumpfes Ungeheur! — *
Zart sei das Weib, der Mann sei kühn und stark!
So reget sich im Knaben die Natur! —
Des Balles Spiel hat er verlassen, itzt
Durchwandelt er frohlockend Berg und Thal,
Und schaut umher mit hellem Angesicht.
Bald locket ihn des Schmetterlinges Flug
Von seiner Bahn. Den dummen Weißling, der
Ein fräßig Heer gemeiner Raupen zeugt,

Das Laub und Blüthen jämmerlich zernagt,
Erhascht er auf der Distel rothem Haupt,
Und aus der Luft, zerstört das Pöbelvolk *
Das zahllos schwärmt. Des edleren Geschlechts
Der Ritter achtet er, und schonet sein,
Nachdem er an des Fittigs Herrlichkeit
Sich satt geschaut. Zwar mancher Knabe eilt
Hinaus mit dünnem Netz am Stab', umstrickt
Das bunte Thier und trägt es säuberlich
Zur Heimath. Acht! da wird es ausgespannt
Und haucht gespießt sein zartes Leben aus.
Auf todten Brettern glänzt bewegungslos,
Was die Natur für Luft und Licht erkohr —
Apoll, Machaon, Iris, Galathe, **
Io, Aglaja, Mars und Paphia,
Elpenor, Atalant' und Atropos,
Und andre göttliche Gestalten stehn
Hier ausgespreizt, ihr Flügelglanz verbleicht —
So steht Apoll in Damm's Mythologie,
Ein andrer kam der Hehre vom Olymp.

Nicht die Natur, noch auch der eigne Sinn
Erschuf der Jugendwelt dies Todesspiel.
Ihr Spiel ist Leben: Freiheit ihre Lust.
Sie sah die Kunst des Sistematikers

Und seinen Raub; ihm ahmt sie nach: so stirbt
Ach! Psyche's zarter Vöglein durch die Hand
Des Knaben, und es zeigt sein grausam Spiel
Die kalte Lust des älteren Geschlechts.

Genügt's euch nicht, ihr Unersättlichen,
Dafs die Natur bei jedem Tritt die Welt
Mit Glanz euch schmückt? Dafs sich der Erde Schoos,
Euch öffnet, und ihr farbigtes Gestein,
Und ihrer Pflanzen Blut' euch reicht, womit
Ihr eure Wand belebet? Mufs auch noch
Tod und Verwesung euer Prunkgemach
Verzieren? Wird es hiedurch zur Natur
Sich umgestalten? Eil so stellt doch auch
In euren Sälen, neben dem Apoll
Von Belvedere und Antinous,
Die steifen Mumien Aegyptens auf!
Lehrt euren Sohn in dumpfer Todtengruft
Das Leben kennen! Hat er wird euch bald
Entflieh'n ins offne Feld, wo frank und frei
Rings um ihn her das Leben sich bewegt.

Hier lockt ihn des Bächleins Wellenspiel,
Wo die Forell', ein buntes Völkchen, schwimmt.

Er schaut sie lächelnd an. Oft kommt er auch,
Die Angelruthe schwankt in seiner Hand,
Er lagert sich im kühlen Moos, und lockt
Des freien Fischleins thörigte Begier.
Die Angel zuckt, die Ruthe schwankt empor,
Und zappelnd hängt der Sklav' an seiner
Schnur. —

Ein warnend Bild dem Kleinen, und wohl auch
Dem Größeren! — Hat nicht der Nautilus
Die kühne Kunst der Schiffarth ihn gelehrt? *
Das Fischlein lehret ihn, wofern er's merkt,
Die größere, auf seiner Lebensfahrt
Das Felsenriff und den Sirenensang
Der blinden Lust und Leidenschaft zu fliehn!
Umsonst ersehnet er, von ihr umstrickt,
Den goldnen Tag der Freiheit sich zurück!

Frohlockend trägt er nun die Beute heim.
Ihm neidet wohl der kleine Rinderhirt,
Der von den Hügeln, wo sein träges Vieh
Behaglich grast, den Fischer hüpfen sieht.
Itzt fühlet er des Zwanges Bitterkeit,
Der an die Heerd' ihn fesselt. — Wer hat nie
Des eigenen Berufes Glück verkannt?

Wer sieht dem Seinen nicht das Ferne vor? —
Doch bald vergifst der kleine Rinderhirt
In seiner Welt die fremde. Ihm gehorcht
Die Rinderschaar; sie kennet ihn, er nennt
Mit schönen Namen, die er selbst erfand,
Jedweden Unterthan. Die Nachtigall*
Kommt, wenn er ruft; er winkt dem Morgenstern,
Der Morgenstern verläfst die kecke Bahn,
Die zum verbotnen Waizenfelde führt —
So schafft er sich durch eigne Poesie
Mit einem Wort in seiner kleinen Welt
Das Glänzendste, und was sein Herz begehrt.
Er dünket sich ein Fürst, und — sieh! er ist's;
Das Ziegenlamm, das ihm zur Seite hüpft,
Ist sein vertrauter Günstling, und sein Hund
Sitzt als Vezier am Ruder seines Staats,
Der sich nomadisch hin und her bewegt. —

Indefs die Kinderwelt des Lenzes Pracht
In vollen Zügen trinkt und jeder Tag
An Freuden reich vor ihr vorübereilt,
Bewegt sich auch der Schöpfung leiser Gang
Fortschreitend stets. Der Nachtigallen Lied
Tönt lauter durch den Hain. Das Männchen singt

Nicht fern vom kühlen strauchbedeckten Nest,
Wo brütend nun das stille Weibchen sitzt;
Des Gatten Jubellied verkündet ihr
Der zarten Kindlein baldige Geburt,
Die noch das Ei in grüner Schaal' umschleußt.
So kürzet er die mühevolle Zeit
Der Mutter durch Gesang. Wehmüthig klagt
Das Männchen, wenn ein ausgelaßner Schwarm
Von Knaben sich dem stillen Wohnort naht,
Der ihrer Hofnung süßen Keim verbirgt. —
Des Hagedorns verschlung'ne Stachelburg,
Des Epheu's dicht Geflecht, der Ulme Moos,
Des Schilfs Gesinsel, und des Ginsters Gold,
Ja selbst des Birnbaums ausgehölter Stamm,
Und der geborstnen Mauer krummer Gang
Verhehlt umsonst der Zeugung Heiligthum
Dem hellen Blick des Spähers. Er entdeckt
Das tief versteckte dunkele Asyl,
Wo aus dem Nest das braune Köpfchen ragt,
Und angstvoll sich der Mutter Aeuglein drehn. —
Er naht hinzu; die Brütende entfleucht
Mit schwerem Flug. Des Sitzens Ungemach
Hat sie ermattet; zögernd blicket sie
Auf das verlaßne Eigenthum zurück,
Und jammernd tönt des Pärchens Klagelaut —

Das rührt das Herz der Knaben; sie beschaun
Aufmerksam itzt des Nestchens zarten Bau,
Der runden Eier liebliche Gestalt,
Und wundern sich, wie aus der Schale wohl
Ein lebend Vöglein kommen möge! So
Enthüllt dem frommen Kinde die Natur
In keuscher Weis' und lieblichster Gestalt
Ihr zartes und geheimstes Heiligthum.

Bald findet auch der Knaben Späherblick
Tief in des Waldes dunkelstem Revier
Ein Turteltauben-Nest mit flücker Brut.
Sie nehmen nun das gelbbeflaumte Paar,
Und bringen es der kleinen Schwester mit.
Sie freuet sich des köstlichen Geschenks,
Reicht ihren Mund den zarten Täubchen dar,
Und zieht sie auf mit mütterlichem Sinn,
Indefs im Hain verwaist die Mutter girrt
Und bald ein ander Nest versteckter baut.

Zuweilen auch kommt aus dem Saatenfeld,
Das hoch und voll in jungen Aehren wogt,
Des braunen Rebhuhns flinke Zucht hervor.
Ein Heer von zwanzig Hühnlein! Manches trägt,
Possierlich anzusehn! am braunen Schweif

Die halbe Welt, aus welcher es entsprang. *
So, rennt es flink daher. Der Knabenschwarm
Umzingelt sie, und schreit und hascht — umsonst!
Die Alte glückt; ihr folgt das ganze Heer
Ins Korn hinein, die Knaben stehn beschämt,
Und harrend — doch es kehret keins zurück!

Fürwahr es ist erbaulich anzuschaun,
Wie die Natur des Kleinen sich erbarmt!
Mit grünen Windeln schmückt sie und umhüllt
Das Rosenknöspchen, dafs kein kalter Hauch
Es kränken mag. Der liederreichen Brust
Des Vögleins flößte sie ein Theilchen ein
Vom eignen Geiste zarter Lieb' und Kunst.
So bilden sie des Nestes feinen Bau,
Und polstern es mit Flaum und weichem Moos.

Wer säh' es an, du heilige Natur,
Und würde dir nicht herzlich zugethan?
Wem wäre nicht die böse Brut verhafst,
Die unbarmherzig Gottes Welt zerwühlt,
Und im Gebüsch und Feldern schrecklich haust,
Den zarten Bau der Mutterliebe stört,
Das Nest beraubt, die Mutter selbst umschlingt
Und grausam ist aus Lust? Ach, es erstarkt

In solcher That der kalte Bösewicht!
Einst wird er Menschen quälen, wo er kann,
So wie er nun mit frevelhafter Hand
Geschöpfe quält! Athens Areopag
Sprach Tod dem Buben, der mit blinder Wuth
Das süfse Augenlicht der Wachtel nahm. —

O, ihr Erlesnen, welche Gott erkohr
Der Menschheit Blüth' und Hoffnung zu erziehn,
Ach, hegt und pflegt den stillen zarten Keim
Der Menschlichkeit im weichen Herzen! Wirkt
Und sinn't nur halb so viel, als man seither
Ersann und that, um Würger zu erziehn!

Weg mit der Schule kaltem dumpfen Pferch,
Aus dem mit dumpfen abgestumpften Sinn
Der Knab' enteilt! Ihm sei die Schul' ein Spiel,
Wo er zur künft'gen Lebens-Harmonie
Die Stimmung rein empfingt! Was nützet ihm
Der Katechismen dürrer Zwang? was sein
Buchstabengott? Er schau ihn lebend an
In seiner Welt und ehr' im Rosenstrauch
Und in dem Würmchen, das am Boden glänzt,
Mit Kindessinn des grofsen Vaters Hand,

Und brüderlich das Mitgeschöpf, dem auch
Ein Leben quoll aus ihm, der Liebe Born!

So sah die Einfalt jener Kinderwelt,
Die uns das Lied des Mäoniden singt,
In jedem Quell, in jedem Baum und Thier
Der Götter Wohnsitz oder Lieblingskind,
Und neben Nestor steht in gleicher Ehr'
Der süßen Tettix kleine Wohlgestalt —
Und Gesners Hirt, der einer Eiche pflegt,
Erflehet von der Dryas sich zum Lohn
Des kranken Nachbars Heil. Am Kleinen lernt
Die Kindheit Großes. Sieh! ein frommer Dienst
Dem Baum erwiesen führt zur Menschlichkeit. —

Im Hühnerhof, umwimmelt vom Gewühl
Des bunten Völkchens lernt das Mägdlein mehr,
Als in der Schulen Dunst und Qualm, wohin
Mit Schneckengang der Knabe zögernd schleicht. —
Um ihn ist Tod; des Lebens Fülle blickt
Zu ihr hinauf; ein Körbchen in der Hand,
Genießt sie des Waizens goldne Fluth umher.
Der stolze Hahn, der Hühner bunt Gewühl,
Und sanfter Täubchen schillerndes Geschlecht,
Umdrängt das holde Kind. Dann bringt sie noch

Der Brütenden im Stall das eigne Mahl.
Wenn diese bald mit vierzehn Küchlein kommt,
Dann theilt sie auch der Henne Pfleg' und Müh,
Und eilt von da zum Wiegenbettchen, wo
Im süfsen Schlaf, von weifsem Flor umhüllt,
Das Brüderchen mit rothen Bäckchen ruht,
Und wiegt und singt und scheucht den Fliegen-
schwarm.

So bildet die Natur mit leiser Hand
Im Mägdlein schon den mütterlichen Sinn.

Zuweilen auch umhüpft ein junges Lamm
Das fromme Kind. An ihre Hand gewöhnt
Verfolgt es sie auf jedem Tritt, empfängt
Aus ihrem Schoofs den zarten Klee und schaut
Sie dankbar an. Mit rothem Bändchen schmückt
Sie ihm den weifsen Hals, und pfleget sein
Und fühlt sich glücklich, liebend und geliebt. —

So fliefst der Tag dahin, der Abend kommt,
Und Kühlung treuft aus lauer Luft herab;
Der Käfer summt, des Feuerwürmchens Schein
Glänzt durch die Hecken, oftmals auch im Haar
Des holden Mägdleins. So wie Hesperus
Mit schwächerm Glanz das Abendroth bestrahlt;

So schimmert auf des Kindes Angesicht
Des Würmchens Feuerschein. Itzt sammelt sich
Im Lindenplan die fromme Kinderwelt.
Des Mondes Silberglanz fleußt durch das Laub
Zur Erd' hinab, balsamisches Gedüft
Umschwebt den Lindenhain; im stillen Kreis
Ertönt ein Abendlied von Claudius und Voss,
Auch wird von Philoteknos und Spirit,
Und Robinson gar mancherlei erzählt.
Dann kommt die Nacht, der süße Schlummer ruft
Die kleine Welt ins stille Kämmerlein.

So schließt der Tag, so endet sich der Lenz.

Anmerkungen

zum ersten Gesange.

Pag. 5. Lacedämons Helden. Agesilaus, König von Lacedämon, besiegte den König von Persien, Artaxerxes Mnemon und schützte die Freiheit der asiatischen Griechen. Der persische Monarch bot ihm seine Freundschaft an. Agesilaus antwortete: der König möchte der Freund seines Vaterlandes werden, so würde er auch sein Freund sein. Denn er sei nur ein Theil seines Vaterlandes. (Aelian X. 20). Plutarch und Aelian erzählen von ihm das nehmliche, was man von Heinrich IV. sagt. Er wurde überrascht, als er eben mit seinen Kindern spielte und auf einem Stock mit ihnen ritt. Er sagte zu dem Hereintretenden, er solle solange nicht davon reden, bis er selbst Vater wäre.

Pag. 5. Den Weisen, der den Todeskelch etc. Sokrates. Aelian, Valerius Maximus und Seneca erzählen, dafs er oft mit den Kindern

gespielt habe. S. das Titelkupfer, wo Alcibiades ihn überrascht. Auch erzählt die Geschichte vom Sokrates, dafs er einst einen ganzen Tag und eine ganze Nacht in Betrachtung versunken, und durch die aufgehende Sonne aus derselben erweckt worden sei. Hierauf bezieht sich der Ausdruck „vom Anschaun des Unendlichen."

Pag. 6. Zeus und Alkmene's Sohn. Hercules erholte sich, nach der Aussage der Alten, von seinen Heldenthaten im Spiele mit Kindern. So stellte ihn Euripides, (nach Aelian XII, 15), in einem Schauspiele dar, mit einem Kindlein auf dem Arm.

Pag 8. Der Knabe Cato. Der kleine Cato wurde in dem Hause seines Oheims M. Drusus erzogen. Die Latiner schickten eine Gesandschaft, um sich vom Senat das Bürgerrecht zu erbitten. Der Latinerfürst, Quintus Poppedius, ein Gastfreund des Drusus, bat den kleinen Cato, er möge die Bitte seines Volks bei dem Oheim unterstützen. Cato weigerte sich standhaft. Poppedius wiederholte seine Bitte mehrmals und mit hinzugefügten Drohungen, aber immer mit gleichem Erfolg. Endlich trug ihn der Latinerfürst oben aufs Haus, und drohete dem Knaben, ihn herunter zu werfen, wenn er nicht verspräche, seinen Bitten nachzugeben. Aber der Knabe blieb unerschütterlich. Poppedius sagte darauf: wir Latiner haben uns Glück zu wünschen, dafs er noch so klein ist. Säfse er im Senat, so wür-

den wir das Bürgerrecht nicht einmal hoffen dürfen. Val. Max. III. 1.

Pag. 9. In bitterm Grimm. In Aachen verlohr ein Spieler mit der letzten Karte den Rest seines Vermögens. Ein Zuschauer bezeugte ihm seine Verwunderung über seine Gelassenheit. Gelassen?! — antwortete er — und riss die Weste auf, unter welcher er während des Spiels seine Hand versteckt hatte — und seine ganze Seite war mit Blut benetzt. — Er hatte sich selbst zerfleischt.

Pag. 12. Archytas war ein berühmter Staatsmann und Philosoph zu Tarent, ein Zeitgenosse und Freund des Plato. Athenäus erzählt von ihm, er habe sich oft im Spiel mit den Kindern seiner Sklaven belus igt. Aristoteles erzählt (Polit. VIII, 6.) dass er die Kinderklapper, (πλαταγη) die sogar nach ihm genannt wurde, erfunden habe. Man kann auch noch beiläufig daraus lernen, dass man in der alten Welt nicht so vornehm that, als in der neuen.

Pag. 13. Aus glattem Bux. Persius nennt den Kreisel buxus qui flagello torquetur. „Der Buxus, den die Peitsche schnellt."

Pag. 15. Das Ochsenauge. Auf der Spitze des Tafelberges auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung bildet sich zuweilen ein kleines Wölkchen, welches die Bewohner und Schiffer das Ochsenauge

nennen. Anfangs scheint es oft nicht größer als eine Nuss, aber bald vergrößert es sich, läßt sich hernieder und verbreitet den entsetzlichsten Orkan.

Pag. 16. Des weisen Dichters, nehmlich Horaz, in der 6ten Epistel des 1sten Buchs „Nil admirari etc.

Pag. 17. Dionyse — Tyrannen von Sicilien. Ein gehörnter Zeus. Alexander d. G. liefs sich von den Priestern des Jupiter Ammon für einen Gott erklären, und wollte deshalb nur als Jupiter Ammon, nemlich mit Hörnern abgebildet werden „die schöne Menschengestalt schändend mit einem Horn" sagt Clemens von Alexandrien. Les extrêmes se touchent könnte man sagen. Gott und Thier, Nebukadnezar und Ochs, die Göttin der Vernunft und . . . .

Pag. 18. mit mütterlichem Nahmen. Die deutsche Sprache nennt allein die Sonne weiblich, alle anderen Sprachen männlich.

Pag. 19. 3. Th. V. 665. Voss übersetzt die Stelle so:

Jetzo wie hoch aus Wolken umnachtetes Dunkel erscheinet,
Wenn nach drückender Schwül' ein Donnersturm sich erhebet:
Also dem Held Diomedes erschien der eherne Ares,
Als er in Wolken gehüllt auffuhr zum erhabenen Himmel.

Pag. 22. **Diomedes**, einer der tapfersten und zugleich der beredtsamsten unter den griechischen Helden vor Troja.

Pag. 25. **Der alte Spruch.** Man vergl. die Stelle beim Horaz. Ep. I. 1. 55. f. wo der Dichter dem damaligen Geldadel den Grundsatz der spielenden Knaben entgegensetzt.

Pag. 26. **Orgien.** So hießen zwar eigentlich die Feste des Bachus, allein man legte diese Benennung doch auch andern enthusiastischen Festen bei. Die Alten hatten mehrere Feste, die der Zeugungskraft der Natur geweiht waren, und dieselbe symbolisch darstellten. **Thyrsus**, eigentlich ein Stab mit Reben und Epheu umwunden, den die Bachanten trugen.

Pag. 27. Man sehe Guttmuts Spiele, namentlich das **Ballspiel.**

Pag. 30. **Einst Herrscherinn.** Die Grafen von Bentheim-Tekleuburg gehörten in den Fehdezeiten zu den mächtigsten in Westphalen. Vorzüglich ängsteten sie oft die Bischöfe von Münster. Man sehe Holsche Gesch. von Tekleuburg. Den Verfall der Burg leitet die Volkssage von dem Uebermuth und einer Freveltat der Grafen her.

Pag. 50. **Der Stalaktit** oder Tropfstein, der in Zacken an den Decken der Hölen und auch an

verschütteten Gewölben herabhängt, und sich aus dem herabtraufelnden Kalkwasser bildet. Man will aus ihrer Gestalt und Größe ihr Alter bestimmen.

Pag. 51. Die Nemesis der Burg. Die Griechen schrieben bekanntlich dieser Göttin die Bestrafung des Uebermuths und die Wiedervergeltung zu. In unserer Volkssage vertritt allerdings die weiße Jungfrau gewissermaaßen ihre Stelle. Daher findet man sie auch gewöhnlich zwischen den Trümmern ehemaliger Größe.

Pag. 35. Burg nennet der Knabe den Anfang der Bahn, wo der Ball geschlagen wird, und wo die Rennbahn anfängt. Mahl, das Ziel der Rennbahn, von wo er wieder zur Burg zurückkehrt. Trifft ihn in dem Raum zwischen beiden ein Wurf, so hat er, samt seiner Parthey, das Spiel verlohren, und sie müssen nun der siegenden dienen. Stadium nannten die Römer ihre Rennbahn.

Pag 58. Slawata u. Martinitz. Die Nahmen der kaiserlichen Räthe, welche die böhmischen Landesstände auf Anstiften des Grafen Thurn im Jahr 1618 am 23 Mai, und hinterdrein den Sekretär Fabricius, nach landüblichem Gebrauch, aus den Fenstern des königlichen Schlosses zu Prag 80 Fuß tief in den Schloßgraben herabstürzten, wo sie übrigens auf einem Misthaufen wohlbehalten ankamen. Man sehe Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges. 1 B.

Pag. 41. Rosenlicht. Die Erscheinungen der Götter waren nach der Dichtung der Griechen von einem sanften Schimmer begleitet. S. Theokrit Id. 24, 33.

Pag. 46. Heraklea. Juno sandte, so erzählt die Mythologie, zween Drachen, um den jungen Hercules zu tödten. Er griff und erwürgte sie. Das Ungeheuer des Lernasumpfes, ist die verwüstende Lernäische Schlange, die Herkules tödtete. Das Symbol des Aeskulap, des Gottes der Arzneikunde, war eine Schlange, die sich um seinen Stab windet.

Pag. 45. Pöbelvolk, — Ritter. Linné theilte das Geschlecht der Tagvögel in fünf Phalangen oder Familien, davon heißt die erste die Ritter (equites), die letzte der Pöbel (plebeji).

Pag. 47. Sind hier Nahmen von Schmetterlingen.

Pag 49. Der Papiernautilus, eine Conchylie mit sehr dünner Schaale. Das Thier, welches darin wohnt, schwimmt vermittelst eines ausgespannten häutigen Segels auf der Oberfläche des Meers. Deßhalb hat man gesagt, es habe dem Menschen die Veranlassung zur Erfindung der Schiffarth gegeben. Auch Pope in seinem Versuch über den Menschen benutzt diese Sage.

Pag. 50. Nachtigall, Morgenstern — diese Nahmen sind aus dem Munde eines solchen

Rinderhirten genommen. Er hatte noch mehrere andere nicht minder glänzende Nahmen für jeden seiner Untergebenen; und diese kannten ihre werthen Nahmen und Ehrentitel recht gut. Auch die Hirten des Theokrita legen ihren Rindern besondere Nahmen bei.

Pag. 52. Reicht ihren Mund. Bekanntlich müssen die Tauben mit dem Munde aufgefuttert werden.

Pag. 53. Die halbe Welt. Die Rebhühner, Wachteln und andere Vögel aus dem Hühnergeschlecht, die sogleich nach dem Ausschliefen laufen können, tragen zuweilen noch die halbe Eierschaale auf dem Schweife mit sich herum.

Pag. 55. Und neben Nestor. Homer vergleicht den alten Nestor, den weisesten und beredtesten unter den griechischen Helden vor Troja, mit einer Tettix, oder der bei den Alten so sehr beliebten und gepriesenen Cikade. Die Männchen dieser Thiere geben durch ein ganz eigenes in ihrer Bauchhöle befindliches Organ eine dem Schwirren der Heuschrecken ähnlichen, aber weit anmuthigern, Laut von sich. Daher die Vergleichung derselben mit den Rednern. Wegen ihres musikalischen Talents waren sie dem Apollo geheiligt. Sie wohnen nur in den wärmeren Ländern, Griechenland, Italien u. a. Wer kennet nicht das anmuthige Liedchen des Anakreons (Od. 43), worin er dieses Thier-

chen besingt? Er nennt es das Vöglein der Musen, und vergleicht sein Leben mit dem der Götter. Sokrates beim Plato meint, es seien die Seelen ehemaliger Sänger in sie übergegangen. In der alten Zeit stand das Göttliche, Menschliche und die Natur in enger Verbindung.

Pag. 55. **Gesners Hirt.** S. Gesners Idylle: **Amyntas.** Ein Bach hatte die Wurzeln einer jungen Eiche entblößt. Sie drohte zu sinken. Amyntas bedeckte die Wurzeln mit frischer Erde, und baute von den Stäben, die er sich zu einem Zaune geholt hatte, einen Damm um den Baum. Da rief die Dryas ihm zu: „sollte ich unbelohnt dich weglassen? gütiger Hirt! Sage mir, was wünschest du zur Belohnung? Ich weiß, daß du arm bist und nur fünf Schaafe zur Weide führest? — O! wenn du mir zu bitten vergönnest, Nymphe! so sprach der arme Hirt, mein Nachbar Palemon ist seit der Aernte schon krank, laß ihn gesund werden!" — Dryas, und Dryaden hießen die Nymphen der Bäume bey den Griechen.

DIE KINDERWELT.

ZWEITER GESANG.

DER SOMMER.

Inhalt des zweiten Gesangs.

Uebergang des Frühlings zum Sommer. Gint des Sommers. Die Schule. Die Knaben im Heu. Das Radschlagen. Selbstsucht. Kampf. Heueinfahren. Knabenfuhrwerk. Freiheit und Gleichheit. Kleobis und Biton. Das Kind mit dem Kärrchen. Das Schaukelpferd. Steckenpferd. Bockgespann. Bachus und Silen. Hundegespann. Die Kraft der Jugendwelt. Die Kirchmeis, und ihre Musik. Lob Nürnbergs. Freude der kindlichen Einfalt. Kindliche Nachahmung der Kirchmeis. Das Handelspiel. Das Steinchen - Spiel. Die Blattern - Pest und Schutzblattern. Der Kirschenschmaus. Der Knabe auf dem Kirschbaum; die andern darunter. Kinderliebe. Das Waldbeeren - Sammeln. Der Wald. Der Kobold. Der Erdbeerkranz. Heimgang. Lob der Genügsamkeit; Folgen der Schwelgerei. Roms Verfall; Alexander; neue Zeit. Lob der Einfalt und kindlichen Freude. Der schlafende Knabe. Das Gewitter. Wasserspiel. Der Regenbogen. Schwüle Hitze. Der Federball. Die Schaukel. Das Bad, der Knaben — der Mädchen. Die Aernte. Lob kindlicher Bildung. Die Aehrenleser. Die Seifenblasen. Schluss.

ZWEITER GESANG.

DER SOMMER.

So wie der Kindheit schöne Blüthenzeit
Allmählich schwindet — leis' und unbemerkt
Bräunt sich das Haar, der Stimme zarter Laut
Schwebt ungewiſs, bis männlich sie ertönt,
Der leichte Fuſs erstarkt zum festen Schritt;
Mit dunklerm Ernste glüht des Auges Strahl
Und sieh! es steht der Jüngling da, ein Mann
In seiner Kraft; die Jugend ist entflohn. —
So folgt dem Lenz in leisem Uebergang
Des Sommers Gluth. Im Hauch des Wonnemonds

Verblich des Pfirsichs röthliches Gewand,
Das Blüthenblättchen kreist zur Erd hinab:
Eins folgt dem andern, um des Baumes Fuſs
Dehnt sich ein Teppich aus; der zarte Kelch
Schwillt allgemach empor zu ernster Frucht.
Fest steht das Jahr; des Waldes Feierlied
Begrüſst nicht mehr die wandelnde Natur.
Dem Kuckuck selbst, des Knaben Lust und Spott,
Der nur am warmen Strahl des Sonnenlichts,
Im kalten Blut des Lebens Regung spürt,
Dünkt itzt der Tag zu schwül, ihm stockt sein Ruf.
Eintönig rauscht das gelbe Aehrenfeld,
Des Ginsters Schale knirrt am dürren Pfad,
Am Hügel zirpt der Grille heiſsrer Laut.

Nie hat mir doch die heiſse Sommerzeit,
Des Jahres Stand, behagt, wo die Natur
Nur kocht und reift, und gar nichts Neues schafft.
Es ist ein träges Ding! Die Sonne bläst
Nur eitel Hitze von sich; gleich dem Krebs,
Mit dem sie sich am Himmel itzt vermählt,
So schleicht auch alles einen trägen Gang.

Vor allem war der Schulen schwüler Qualm
Mir dann verhaßt. Dem Meister selbst entfiel
Der Zepter und das trockne Pflichtenbuch
Des Cicero. Im traurigen Gesumm
Der Flieg' entschlief die Schule nun mit ihm. —
Allein es folgte bald der schwülen Ruh,
Ein schwer Gewitter! Ach! der strenge Zeus
Vertrieb sich selbst mit seinem Donnerkeil,
Und dann auch uns der Schmerz den süßen
Schlaf.

So regt sich, wenn am schwülen Aerntetag
Des dunkeln Wetters rollendes Gewölk
Die Luft erfrischt, des Schnitters müder Arm
Mit neuer Lust, und neues Werk beginnt.

Jedoch nicht stockt, obwohl selbst die Natur
Zu ruhen scheint, des Knaben Lust und Spiel
Er wirft hinweg das engende Gewand,
Und eilt, nicht achtend, ob der Sonne Gluth
Ihm bräune Stirn und Brust, er eilt hinaus,
Da wo das Heu in duft'gen Hügeln steht.
Hier wälzt er sich und schlägt auf weichem Plan
Ein künstlich Rad, verfolgt und flieht sich
selbst. *

So dreht im Tartarus, der Selbstsucht Bild,
Ixion stets sich um sich selbst herum. —
So wirbelt oft die rasende Begier
Nach Ehr und Gold der Erde stolzen Sohn
Im eignen Staub; — er wähnet wohl, der Thor!
Es folge seinem Wink und Machtgebot
Das ausersohrne Rad; — er selber ist
Das Rad; ihn selber treibt die Leidenschaft. —
Bergauf, bergab, trieb sie den tollen Sohn
Olympia's bis an den Ocean.
Da stand er nun und sah zum Mond hinauf,
Und weinte laut — verzognen Buben gleich,
Der nach dem goldnen Knopf des Kirchenthurms
Die Hände streckt, und heulend ihn verlangt. —

Fürwahr, im freien Spiel der Kindheit liegt
Der wahre Ernst! Willst du ein Possenspiel —
So lies, was Tacitus erzürnend schrieb —
Nein! schau nur um dich her — noch immer
ehr
Die Gaukelbud' und unterm Mond geschieht
Nichts Neues — doch! entfleuch dem öden Markt
Der Alltagswelt, und komm! — die Poesie
Geleitet uns zur fröhlichen zurück.
Die grose quält den alten steifen Gang

Prosaisch fort, und ekelnder Bombast
Begleitet sie. Schau wie die Kinderwelt
Sich in der Wiese regt! Ein Schwarm erklimmt
Den runden Schober, schwankt auf seiner Höh
Und taumelt nun mit Jubelschrei hinab —
Dort kämpft und ringt ein zweiter und zerzaust
Das Heu und wirft mit angestrengtem Arm
Die ganze Last dem Gegner auf das Haupt.
So warf einst POLYPHEM, des Augenlichts *
Beraubt, ein Felsenstück ins Meer; das Schiff
Des Griechen tanzt' und schwankt' im Wellendrang,
Und sank und hob dann triefend sich empor.
So schwindet und erscheint im Heugewühl
Der laute Schwarm; von jeder Stirne treuft
Der Schweiss, vom Jubel tönt der Aernteplatz!

Bald kracht des Landmanns Wagen, der die Last
Des duftenden Geschenks der Wiesemath
Zur Tenne führt. Ein dampfendes Gespann
Stöhnt an dem Deichselbaum, hinunterblickt
Vom aufgethürmten schwankenden Gewölb
Der braune Mäher und die rüst'ge Dirn.

Schnell wimmelt auch – so ahmt des Knaben Spiel

Des Lebens Mühen scherzend nach; sein Geist
Ermüdet nicht im Schaffen; es entsteht
Wie er gebeut, vor seinem Angesicht
Ein Ackerfeld und ein Olympia —.
Bald wimmelt auch die Strafs' und das Gefild
Vom Fuhrwerk mancher Art. Aus seiner Welt
Erwirbt sich itzt der Knabe ein Gespann,
Und bändigt vier Gespielen unters Joch.
Er selbst besteigt, ein Held, den Wagensitz
Und fafst die schlanken Zügel; vor ihm trabt
Sein Viergespann. Es bäumet sich und wirft
Sein blondes Haar, die Mähn', empor, und stampft
Mit zartem Fufs, dafs dumpf der Boden dröhnt. —

So rennen sie zum Ziel — und sieh! es springt
Der Lenker nun vom Wagensitz, und spannt
Sich selbst ins Joch; ein andrer Cincinnat*
Vertauscht er gern die Scholle mit dem Thron
Und zieht am Joch, das er vorher gelenkt. —
Ein andrer Held besteigt den leeren Sitz
Und rollt daher in fröhlichem Triumph.

Die ihr von Freiheit und von Gleichheit schwatzt,

Ihr Thoren, kommt, vergleichet dieser Welt
Die Eure, euren Dunst und Possenspiel!
Sprecht noch von Freiheit —! Euer Sklavensinn
Entweihe nicht das heil'ge Wort! — Nein, kehrt
Erst zur Natur zurück, die ihr verhöhnt!
Erst zeuch des Kindes Einfalt an, dann sprich
Von Freiheit — itzt verstumm' o Sklavenvolk,
Hinweg von hier! Hier ist geweihter Grund!

Oft führet auch, gar lieblich anzuschaun,
Ein Brüderpaar, ein freundliches Gespann,
Das Schwesterchen auf weichem Polstersitz
Von zartem Heu im Lindenplan umher,
Erst langsam, schneller dann, nun im Galopp:
Das Mägdlein fasst sich bänglich an, und flieht,
Bis es zuletzt des raschen Flugs sich freut.

Ach Kleonis und Biton, schon als Kind
Hat eure schöne That mich oft entzückt! *
Mit stillem Lächeln nahmen sie das Joch —
Und zogen nun mit frommem Kindersinn
Die Hochgeliebte zu dem Heiligthum.
Mit süßem Stolz erfleht das Mutterherz
Den Kindern Gotteslohn. Ermattet sinkt
Das Pärchen hin. Der Schlummergott erquickt

Die Müden, und sein holder Bruder löst
Mit leisem Hauch der Seelen zartes Band.
So schweben sie, im freundlichen Geleit
Der beiden Genien, in jugendlicher Kraft,
Bevor der Kindheit Blüthe ihnen sank,
Unsterblich zu den Himmlischen empor.
So lohnet Gott der Liebe fromme That. —

Indessen rollt in froher Kinderwelt,
Bemerkt es wohl! gar mancherlei Gefährt!
Der Knab' auch liebt die wechselnde Gestalt
Doch fesselt ihn nicht Modezier und Zwang;
Nein, die Natur ist seine Leiterinn. —

Das Knäblein selbst, das kaum mit festem Tritt
Sich fortbewegt, führt doch an zartem Zwirn
Sein buntbemaltes Kärrchen hinterher,
Und ladet stöhnend Gras und Steinchen drauf.
Das zarte Mägdlein führt vorsichtiglich
Sein Püppchen, schaut sich oftmal ängstlich um
Und legt das Kleidchen sorgsam ihm zurecht.

Hier schwankt das Schaukelroß. Der Reiter schlägt
Gewaltig drauf, und sporat; ihm saust das Haar;

Auch sparet er der Bitt' und Drohung nicht —
Allein umsonst, er bleibt auf Einem Fleck.
Bedächt' er doch, dafs seinem Schaukelthier
Der Fufs gebricht! — So fodert und verlangt,
Ein reicher Dunz, sein parfümirter Sohn
Soll weiser sein, als seines Nachbars Kind —
Aus seinem Klotz soll ein Apoll erstehn —
Das zwinge, denkt er, leichtlich Gold und Lohn,
Der Mifswachs sei allein des Lehrers Schuld. —

Ein andrer taumelt dort sein Steckenpferd,
Die Peitsche knallt, und wunderbar! ihn trägt
Das gute Thier, wohin sein Herz verlangt,
Eh' ihm sein Fufs, der sträubende, gesteht,
Dafs er zugleich, in eigener Person,
Rofs und Bereiter war. Der Vater schaut
Den Unverstand, und schüttelt drob sein Haupt,
Bald legt er selbst die Stirn in Falten, und
Ersinnt sogleich ein nagelneu System,
Treibt auf dem Ich und Nicht-Ich sich
herum,
Macht Gold und Luftsalz, oder construirt
Sich seinen Gott, wie der sein Steckenpferd.

Horch! welch ein Lärm! des Staunens tiefer Laut

Steigt mit dem Schrei der Fröhlichen empor!
Ein neu Geführ rollt, vom Gewühl umjauchzt;
Es trabt davor ein trotziges Gespann,
Zween Ziegenböck' im stattlichen Geschirr!
Hoch ragt der Hörner Schmuck, das Bild der Kraft,
Tief unten schwebt die ehrenfeste Zier
Des langen Barts. Doch hat trotz beiden sie
Des Knaben Muth, die Stolzen! unterjocht.

Also bezwang der junge Rebengott
Der Löwen Wuth. Sie ziehen im Triumph
Den Fröhlichen, die helle Cymbel tönt,
Und Evoeh! in tausend Stimmen schallt,
Mänaden drehn sich taumelnd um ihn her,
Indefs Silen mit grauem Haupt und Bart,
Von fern mit Müh auf seinem Eselein,
Von Wanst und Schlauch beschwert, dem Zögling folgt. —
Sieh hier des Alters, dort der Jugend Bild! —

O neue Lust, es folgt dem Bockgespann
Ein anderes! ein kräftig Hundepaar
Trabt kühn daher und holt mit raschem Zug
Die Gravität der ernsten Böcke ein.

Auch diese nun beschleunigen den Schritt.

So rollt' in Delphi und Olympia
Die edle Hellas zum ersehnten Ziel.
Und Pindus Leier sang des Siegers Lob. —
Bewundr' auch hier und schau im Kinderspiel
Das Bild der Jugendwelt! — Wer hat den Stier
Zuerst ins Joch gespannt, mit seiner Stirn
Am blanken Pflug der Erde Schooſs durchwühlt? —
Wer hat zuerst des Rosses Kraft gezähmt?
Vor seiner Nase Schnauben sich gestellt?
Des stolzen Nackens Wölbung ihm gebeugt,
Daſs er, ein Lamm, dem Herrn der Schöpfung steht? —
Die Jugendwelt, der Mensch, als er ein Kind *
Noch war, voll Muth und Einfalt —, o Natur,
Dein Pflegesohn! — da hat er es vollbracht!

Das lern' auch itzt von deiner Kinderwelt
Du Sohn der Kunst und Weichlichkeit! Sie zeigt
Dir scherzend, was der Kräftige vermag,
Eh' Künstelei und Luxus ihn entnervt!
Im Bild und Leben stellt sie spielend dir

Das kühne Urgeschlecht der Menschheit dar,
Enthüllet, was die Sage selbst verschweigt,
Was keine Schrift, kein alter Marmor lehrt. —

Beinah, fürwahr hätt' ich das frohe Fest
Der Kirchmeß ganz vergessen. Sie beginnt
Sobald des Feldes Arbeit gänzlich ruht
Und wenn das Korn der Aernt' entgegenreift.
Ein lichter Punkt im trägen Gang der Zeit!
Der Landmann zählt darnach; das Fest durch-
läuft
Die Gegend ringsumher, von Dorf zu Dorf.
Das Ackerstädtchen, wo der Magistrat,
Wie Curius sich selbst die Rüben brät,*
Hat es nicht viel, es hat doch seine Kirms.
Im kalten Steingemäuer, Stadt benannt,
Da giebt's nur Messen, Send und Markt voll
Gold-
Und Silberprunk; das einzige Cement,
Das hier die Menschen an einander fügt. —
Im Dörflein ruft die Freude sie. Da glänzt
Kein Steingewölb und Auersbacher Hof. —*
Die Bude hebt, von weisser Leinewand
Umschleiert, sich empor, das Lüftchen spielt
Darein, der Teppich wallt. Die Maie schmückt

Mit hellem Grün des Landmanns kleine Thür.
Das Völkchen grofs und klein im Sonntagsstaat
Geht hin und her mit frohem Angesicht.
Im luft'gen Krug ertönt das Hackebrett
Und mancher staunt der Hämmer Wunderkraft
Gedankenlos an, indefs in schwerem Tanz
Sich Knecht und Dirne regt. Die Geige klingt,
Der Brumbass poltert drein, und draussen schallt
Die Gegend ringsumher vom Kinderspiel,
Das durchs Gesumm der Männer laut erklingt.
Sie wählen sich die eigene Musik.
Das Pfennigpfeifchen gellt; der Kuckuck ruft,
Die Trommel schallet dumpf; die Saite klirrt
Im bunten Schrein, auf dem ein Ziegenpaar
Mit seinen Hörnern drohend sich begrüfst,
Doch niemals sich das Horn dem Horne naht.

So streiten um des Es'leins Schemen sich
Zween Dialectiker — ein reizbar Volk —
Sie wissen selbst nicht, was sie wollen; doch
Erheben sie gehörnt von fern ihr Haupt.
Nicht Wahrheit, — nein! des Nachruhms
Silberton
Lockt sie zum Kampf. Auch haben sie ihr Ziel,
Man schaut sie lachend an, und so wie dort

Zum Kampf der Böck' im Kästchen —, also klirrt
Den Kämpfenden des Ruhmes Silberton!

Nein, es behagt mir mehr denn Schulgezänk
Und der Systeme Kartenbau, die Kunst
Der Frankenstadt! Sie schafft mit regem Fleifs
Dem leichten Sinn der frohen Unschuldwelt
Des Spieles Stoff in tausendfacher Form,
Und eine neue Welt entsteigt dem Nichts.
Die ihr in Sevres, Dresden und Berlin
Den zähen Thon zu Kunstgebilden formt,
Die nur des reichen Nabobs Gold erkauft —
Du Scheldestadt, die du den Zaserstoff
Zu dünnen Nebeln in einander webst,
Und du Lion, die eines Wurms Gespinst
Verwandelst in der Höfe Prunkgewand,
Was seid ihr, wenn man euch der Pegnitzstadt,
Der herrlichen Erfinderinn, vergleicht! —
Hat eure stolze Kunst samt ihrem Prunk
Wohl ein Herz mit solcher Freud' erfüllt,
Wie wenn am Kirchmefstag und heil'gen Christ
Des Kindes Blick die Herrlichkeit beschaut,
Din glänzend ihm und bunt entgegenblinkt!

Empfindungslos, gleich seinem Marmorbild,
Erblickt nur sich und seine Eitelkeit
Der Egoist im bunten Prunkgemach
Und in den Schätzen der erkauften Kunst:
Die Freud' entflieht; sie ist der Jugendwelt,
Der reinen Einfalt Loos und Eigenthum

Sie wohnet in des Kindes zarter Brust,
Der Unschuld Herz ist dieser Psyche Sitz, *
Ihr Tempel und Altar. Des leisen Winks
Bedarf es nur, und sieh! es schwebt von selbst
Die Göttliche auf bunter Schwing' empor.
So braucht sie nicht des Marmors Kunstgebild,
Des Teppichs Mosaik, der Vasen Pracht.
Dem leichten Sinn genüget leichter Tand!
Der Einfalt wird ihr frommer Wunsch gewährt,
Die Kirchmefs hilft für lange Zeiten aus.

Drum tönet auch des Dörfleins Feiertag
Noch lange nach im Spiel der kleinen Welt.
Denn bald erhebt sich auf dem Kirchhofsplan
Der kleinen Buden winzige Gestalt,
Vier Stäbchen und ein Tüchlein drüberher.
Darinnen sitzt ein Bübchen und verkauft
Für Indiens besten Zitz — ein welkes Blatt,

Für seidnes Band — des Grases breiten Halm,
Auch Zimmt — den trocknen Bast vom Lindenbaum,
Und Waaren mancherlei, von Kalk und Sand.
Er sitzt voll Ernst; ein Eichelpfeifchen schwankt
In seinem Mund. Auch dies gehört dazu,
Und mehrt den Ernst des wichtigen Geschäfts.

Ein Dirnlein tritt herzu, betastet den Kram,
Und feilscht und feilscht — am Ende dann empfängt
Sie Indiens feinen Zitz, und zahlt dafür
Den schwerbedungnen Preis in blankem Glas. —
Ein Krämer geht vorbei; er lacht des Spiels
Und dünkt sich ein Grossist —; auch hat er Recht;
Nur die Vergleichung macht den Handelstolz.
Wie er das Kind, so schaut ein andrer ihn!
Ins Grofs' und Weite geht es anderwo,
Im Kleinen hier; das ist der Unterschied!
Ein Stückchen Glas belebt das Handelspiel
Der Kinderwelt; mit Muschelchen erkauft
Der Neger, der im goldnen Lande wohnt,
Sein täglich Brod; Brittaniens stolzer Sohn
Frucht, Schweifs und Blut der nah'n und fernen Welt
Mit runden Stückchen Erz und mit Papier.

Glas, Muscheln, Erz, Papier — ein jedes wird
Was Menschen wollen; oft auch wird der Mensch,
Was jenes will. Papier und Erz regiert
Die feile Welt. Der Tugend Schaale steigt
So wie des Goldes sinkt! O schöne Zeit,
Als für den Pflug des Künstlers Fleifs ein Schaaf,
Der Nachbar für sein Rofs den Stier empfieng!
Als noch das Gold im Schoofs der Erde schlief;
Da war die goldne Zeit der Welt. Entflohn,
Entflohn ist sie! Der spät're Menschenstamm
Ward ehern selbst, und wird von Erz beherrscht. *
Die goldne Zeit lebt nur im Kinderspiel!
Geleite mich, o Poesie, dahin!

Dort hüpft ein Schwarm um einen Leichenstein,
Der Freude Ruf umtönt das stille Grab,
Und schönumlockt, in blühender Gestalt
Umtanzt des Lebens Fülle um die Gruft,
Allwo der Greis, des Dörfleins Schulze, ruht.
Hier hüpft und rollt, von zarter Hand geschnellt,
Der Marmor und Agat, gar schön geformt
Zu runden Küglein; und gleich ihnen dreht

Die kleine Welt im Kreise sich herum.

Wer weiſs wie lange noch? Bald schläft vielleicht
Ach! manches theure Haupt, itzt noch umlockt
Vom krausen Haar, — des Todes früher Raub,
Um diesen Stein, wo nun sein Küglein rollt.
Bald nahet sich vielleicht um Mitternacht
Der Kindheit Pest dem Dörflein! Sie entsproſs
Dem Lande, das der Nattern schwarzes Gift *
Und Krokodil' erzeugt. Dem Aussatz gleich,
Entstellte sie des Menschen Angesicht;
In Schwären welkt der Wange Rosenroth,
Das Aug' erlischt, dem Born des Lichts entquillt
Ein Eiterstrom. Des Mundes Lächeln starrt
In bitterm Schmerz, der Lippe Reiz vernarbt —
Mit Thränen kommt der junge Tag, mit Angst
Die dunkle Nacht. An jedem Morgen fehlt
Dem Vater ach! ein vielgeliebtes Lamm
Der kleinen Schaar; die treue Mutter birgt
Ihr weinend Antlitz vor dem Jammerbild,
Das sie neun Monden unterm Herzen trug,
Und nicht mehr kennt in seiner Ungestalt; —
Dem zarten Wurm, dem sie mit eignem Blut
Das Leben gab, erfleht sie jetzt den Tod!

Der Todesengel weint! Mit jedem Tag
Erhebt sich aus des Gottesackers Moos
Ein Hüglein mehr; der Kindheit Spielplatz schwillt
Von zarten Leichen, ach! nicht mehr umweht
Das Todtenkränzlein und kein Flitterband
Die kleinen Gräber. Ueberall ist Tod
Und Schweigen! Also schleicht der Kindheit Pest
Einher mit Riesenschritt! Ihr Fuſs zermalmt
Des Lebens ersten Keim — —

Doch nein, Triumph!*
Triumph dem Menschenretter! ihn gebahr
Brittania! — du Howards Vaterland
Und Penn's, sei stolz auf ihn! Er nahm
Der Pest den Raub, entriſs der Würgerin
Den Giftpokal! Dir flammt, o Menschenfreund
In Mutterherzen, in der Väter Brust
Ein Dankaltar! Des Säuglings Lallen singt
Dein Lob, o Held! Wohl führte die Natur
Dich in ihr Heiligthum, vertraute dir
Ihr köstliches Geschenk, der Menschheit Heil. —

Auf grüner Trift, da wo dem Lebensborn

Des frommen Thiers der süfse Saft entquillt,
Den Philemon und Baucis Göttern gab,*
Da wies sie ihm der Seuche Gegengift,
Die, ferner Zonen scheufsliche Geburt,
Der Menschheit Blüth' entstellte und verdarb.

Jetzt stört nicht mehr des Würgedämons Wuth
Der Kindheit Freuden. Unversehrt und froh
Wallt nun die Jugend ihre Rosenbahn.
Bald wird man auch auf keinem Antlitz mehr
Die Narbenspur der gift'gen Kralle schaun!

O, welche Wonne für der Eltern Herz,
Wenn angeschickt, zum frohen Kirschenschmaus
Hinauszugehn, ihr Auge um sich blickt
Im Kreis des kleinen wimmelnden Geschlechts,
Und dann der Zahl kein einzig Köpflein fehlt!

Ein strohern Hütchen — glänzt es nicht wie Gold?
Doch drunter schöner strahlt der Bäckchen Roth! —
Beschirmt des Mägdleins Antlitz — Also will
Die Mutter es — indefs vor Sonnenstich
Den zarten Arm das weiche Leder schützt.

So geht es sinnig an der Mutter Hand.
Allein vorab mit lautem Jubelschrei
Enteilt und hüpft der braune Knabenschwarm,
Und sympathetisch tanzt um sie der Hund.
So kommen sie zum frohen Kirschenschmaus.

Hoch ragt der Baum: es neiget sich zum Mund
Hinab der volle Zweig; in leisem Wehn
Des Sommerlüftchens schwankt das volle Reis,
Und röthlich aus des Laubes Hülle blinkt
Des Baumes süfse Frucht im Ueberflufs.
Wer sie beschaut, dem lechzet wohl der Gaum,
Doch wer geniefst, dem ist es Labekost,
Vom Druck der Zunge schmilzt das zarte Fleisch.

Wie bist du doch so mütterlich, Natur!
Du giebst soviel, und giebst zu rechter Zeit!
Du kühlst des Sommers Gluth mit milder Frucht
Und eh' im Winterfrost die Erd' erstarrt
Bereitest du des Weines Göttertrank,
Das Menschenherz erwärmend zu erfreun.

Sieh! itzt erklimmt des Knaben kühne Kraft
Des Baumes Höh' und gleich dem Wiedewall *
Miaut und singt er pflückend, und erzählt

Dabei von Robinson, wie dieser einst
Auf einem Zweig geschlafen und geträumt
Und nun Hals über Kopf hinunterfiel!
Dann zieht er aus dem Mährlein die Moral:
Zum Schlafen sei das Bett und nicht der Baum
Drum müsse man auf Bäumen wacker sein.

Indefs, wie fröhlich auch des Knaben Lust
Im Kirschbaum lacht und predigt; sorgenvoll
Sitzt doch im Gras die Mutter, schaut hinauf
Voll Angst und Unruh, warnt und fleht — umsonst!
Ihn kümmert nicht im höhern Element
Der Mutter Angst. So ist des Knaben Art!
Er strebt empor und will ins Weit' hinaus.
Das Büblein selbst, das wackelnd kaum sich regt,
Klimmt unbemerkt auf Stuhl und Tisch und ruft
Frohlockend dann der zitternden Mama:
„So grofs bin ich!" indefs auf ebnem Grund
Das Schwesterchen sein liebes Döldlein schmückt.

Ein wackrer Muth und kühner Sinn geziemt
Dem Knaben wohl und steht ihm an! Zur Höh
Führt ihn sein Trieb, von jäher Felsenwand

Schaut er hinab mit festem Blick und hüpft
Von Schlucht zu Schlucht. So bildet die Natur
Im Hochgebirg den hohen festen Sinn.
Aus Bergen quillt der Ströme stolze Fluth;
Um Alpen weht der Freiheit reiner Hauch,
Von Höhen stieg zur Menschheit sie hinab;
In Felsgeklüften fand sie ihr Asyl;
Im Rütlithal entstand der Schweitzerbund; *
Der kühne Mönch war des Gebirges Sohn.

So führt den Knaben auch die Bildnerin
Natur zu ihren Höhn. — Geleitet ihn
Besonnenheit auf seiner Bahn, nur dann
Erstarkt in ihm der Mensch. Der kecke Thor
Entstürzt dem stolzen Flug in schwerem Fall.
So schwebte Icarus, umsonst gewarnt, *
Sich Phöbus dünkend, auf zur Sonnenbahn;
Da schmolz sein Fittich. Keine Region
Des Himmels, kein Gestirn benennet man
Nach ihm; des Meeres Schlund, der ihn verschlang
Führt seinen Namen. Also stürze hin
Wer auf der Menschheit Trümmern sich erhebt,
Hin in den Staub, den sein Gesindel leckt!

Den Knaben lockt der Berge reiner Hauch,
So reizet ihn des Baumes süfse Frucht;
Hernieder sinkt, gepflückt von seiner Hand,
Das volle Reis. Die Mägdlein raffen flink
Des Bruders Wurf. Oft füllt ein voller Zweig
Auf ihren Kopf, die Kirschen sprüh'n umher!
Das lacht und schäkert! Siehe! abwärts sitzt
In tiefem Ernst das Büblein ganz allein
Und pflückt und nascht. Ihm fleufst der rothe Saft
Der süfsen Frucht um Wang und Kinn; gefärbt
Mit Purpurroth erscheint sein Angesicht
Possierlich anzuschaun! der Vater lacht
Und mahlet ihm mit dunklem Kirschenblut
Den Zwickelbart. So sitzt er, ein Husar,
Und alle schaun ihn mit Gelächter an.

Es ist doch nichts in aller Welt so schön
Als wenn ein Kreis von Kindlein, grofs und klein,
Und mannigfach an Wesen und Gestalt,
Den Vater und die Mutter froh umkreist,
Und dann der lieben Aeltern Scherz und Ernst
Mit ihrer Kindlein Spielen sich vermählt!

98

Wer nicht die Kindlein und ihr Wesen liebt, —
In seinem Herzen wohnt die Einfalt nicht,
Die Freude nicht, für ihn verhallt umsonst
Des Lebens schönster Laut; nie tönet ihm,
Er hoff' es nicht! — der Sphären Harmonie!
Ihm sing' ich nicht! Er wälze sich im Staub
Des Alltaglebens, wühl' in seinem Gold
Und dumpfigen Gewölb', bis unbeweint
Des Sarges Blei den Bleiernen verschließt! —

Entwich sogar die Fluth des Tiberstroms *
Mit heil'ger Scheu dem zarten Zwillingspaar,
Das ein Tyrann, nicht kühn genug, den Mord
Der Unschuld anzuschaun, der Wogen Wuth
Zur Beute gab. Vergaß bei ihrem Flehn
Doch selbst die Wölfin ihres Grimms und nahm
Erbarmend sich der kleinen Waisen an.
Sieht! wie der Strom, der Krokodile nährt,
Der alte Nil auf seinem Riesenarm
Das zarte Knäblein wiegt, das ein Despot
Ihm zu verschlingen gab. Des Sumpfes Rohr
Verneigt sein Haupt und säuselt es in Schlaf.

Hinweg von mir, wer nicht die Kindlein liebt,
Kalt ist sein Herz, erstorben ist in ihm

Das Göttliche! Nie schlinge sich um ihn
Des Weibes Arm! nie töne seinem Ohr
Des ersten Lallens süsse Melodie!
Er höre nicht des Vaternamens Ruf!
Er sei mein Freund nicht! fleuch hinweg von ihm,
Du mein Gesang, und führe mich zurück
Zu meiner Welt! du singest sie nicht ihm! —

Viel anders noch und mancherlei Genuss
Hat die Natur in heisser Sommerzeit
Den Kindern aufgespart. Wer zählte sie,
Der Gaben Menge, die sie freundlich reicht?
Für alle Wesen sorgt sie, und verbirgt
Die Mutterhand, womit sie Gutes thut.
Sie hieng nicht blos an Bäumen schlank und hoch
Der Kirsch' und Birnen mancherlei Gewächs
Uns überm Haupt. Zu unsern Füssen blinkt
Der duft'gen Erdbeer rothe Perlenfrucht;
Die zarte Himbeer schwankt am niedern Strauch,
Und rabenschwarz erglänzet der Myrtill. *

Itzt führe mich zurück, o Phantasie!
Zu meiner Kindheit Traum! — Ein froher Schwarm

Von Brüdern und von Schwestern — unser Herz,
Nicht die Geburt allein, verschwistert' uns —
Enteilten wir zum dunklen Eichenforst.
Des stillen Waldes weiter Dom erscholl
Vom lauten Chorgesang. Mit heil'ger Scheu
Betraten wir des Dickichts Schattennacht,
Wo durch das dicht verschlungene Geflecht
Der Eber barst. Auf einem Hügel stand
Der Hirsche braunes Volk; des Jahres Brut
Umgab das schlanke Paar, mit stolzem Schritt
Hob vor dem Schwarm das zackigte Geweih
Der Hirsch und blickt' uns an. Ein lauter Ruf
Begrüßte sie, dann schwebt' im raschen Gang
Das edle Volk den stillen Wald hinab,
Und durchs Gebüsch hin rauscht' ihr kühner Lauf.

Oft auch belauschten wir mit süßer Angst
Des kleinen Kobolds leisen Weg. Da wo,
Vom Hagedorn und Epheu wild umrankt,
Im Walde sich ein schroffes Felsgeklüft
Erhebt, da ist des Kobolds stilles Haus.
Hier wühlet er den unterirrd'schen Gang,
Und schaffet Erz. Doch steigt er dann und wann

Zu Tag. Man sieht ihn selten. Dann verräth
Des Laubes Rieseln seinen Gang: wie wenn
Der grüne Molch den dürren Halm bewegt.
Zugleich umweht, mit schaurigem Geseufz
Ein kaltes Lüftchen aus dem Steingeklüft
Den Lauschenden. Ein Schauder kommt ihm an.
Dem Landmann ist es wohl bekannt; er nennt
Erdmännchen ihn. Klein ist er von Gestalt,
Gleich einem Zwerg; doch thut er Kindern nichts.
Sie wollen nicht sein glänzendes Metall
Und suchen nur des Waldes süfse Frucht.

Wo hoch und glatt die schlanken Buchen stehn,
Und buntgemischt durchs Laub des Sonnenlicht
Herniederfällt und auf dem Boden hüpft,
Da hebt im Wald' ein Wäldchen sich empor,
Myrtillen nennt die schöne Hirtenwelt,
Die Theokrit und Gessner uns besang,
Das niedliche Gewächs. Auch ahmet es
Der Myrthe Blatt, obwohl im Kleinen, nach
Und steht gedrängt und grün; doch kaum erreicht
Sein höchster Wuchs des Knaben rundes Knie.

So wandelt er in seinem Walde, schaut
Von oben auf den kleinen Hain herab,
Und bücket sich hernieder zu der Frucht.

Dem Ebenholz an schwarzem Glanze gleich
Hängt Beer' an Beer' im grünen Blatt versteckt,
Sie löst sich leichtlich ab, zerschmilzt im Mund'
Und bläut der Lippe zarten Purpursaum.

Nicht fern davon, wo hell und hügelicht
Ein offner Raum im Walde sich erhebt,
Kriecht ringsumher der niedre Erdbeerstrauch
Und beut die rothe Frucht, Korallen gleich;
Auch reihen sie die Mägdlein an den Halm,
Der hoch und schlank, im Gras der Schatten wankt,
Und winden sich den neuen Perlenschmuck
Um Brust und Haar. So wie der Aehrenkranz
Um Ceres Haupt, dem Pflüger, der sie ehrt,
Der milden Göttinn goldne Frucht verheißt;
So kündet hier die schöne Perlenschnur
Geheimnißvoll dem Blick des Knaben an,
Wo ihm die schönste Frucht des Lebens blüht;
Und lächelnd schaut er das bekränzte Kind! ...

So wallten wir im Forst hinauf, hinab,
Und athmeten die kühle Lebensluft,
Die ringsumher aus Laub' und Kräutern strömt.

Bald füllte nun, gepflückt mit frohem Fleifs,
Des Waldes Frucht in buntem Ueberfluss *
Der reinen Körbchen zierliches Geflecht
Bis an den Rand. Der zarte Mirtenstrauch,
Der uns die Körblein füllete, verbarg
Nun auch den süßen Schatz. Dann zog die Schaar
Frohlockend heim. Schon dämmerte der Wald
Und heimwärts wandelnd aus der Ferne scholl
Der Heerden Klang und fröhliges Gebrüll.
Wir wandelten im leisen Chorgesang. —

Bald brachten wir dem kleinen Gast daheim,
Und auch der Mutter unsrer Früchte Schatz.
Sie gab uns gern die süfse Milch dazu,
Und es begann ein köstlich Abendmal.

Nichts schmecket doch so unvergleichlich schön,
Als was man sich durch eigne Hand erwirbt,
Und dann in Einfalt und Genügsamkeit
Mit andern theilt und selber auch genieſst!

Den Kindlein nur und wer mit Kindessinn
Und stillem Geist den Pfad des Lebens wallt,
Ist dieses kund! Vor dir ist es verhehlt,
Versunkenes Geschlecht, das seinen Bauch
Zum Götzen macht und durch den Gährungsstoff
Der fernen Welt und stechendes Gewürz
Vom trägen Gott umsonst die Lethargie
Und Fäulnifs zu verscheuchen strebt! — Wohlan!
Weiht Küch und Keller ihm zum Heiligthum!
Erwählt Apizien zum Priesterchor *
An eurem Heerd! Verschlinget Zung und Hirn
Der Nachtigall! vielleicht erwacht dadurch
Ein froher Laut in eurer Seelen Nacht!
Entlediget — euch lehrt das Fürstenvolk
Am Tiberstrom die Kunst! — den Magengott,
Und füllet ihn von neuem an! Vielleicht
Erstarkt er dann zur Freude. Ja, verfolgt,
Verfolget eure Bahn — sie führt zum Ziel, —
Und mästet nun noch den Muränenteich
Mit Sklavenblut! Dann wünscht, mit ihm genährt,
Zu guter letzt der Menschheit — Einen Hals!

Du schauderst, Freund! Ach! wär's nur ein Phantom

Was dich erschreckt! Vernimm, das grofse Volk,
Aus dem ein Curius und Cincinnat
Ein Scipio und Regulus entsprang —
Dies Volk gieng diesen Weg! Dies Volk verliefs
Der alten Einfalt still' und grade Bahn,
Und wandelte den Steig, der weg von ihr,
Abschüssig zum Verderben führt. Da ward
Der alten Roma stolze Hügelburg
Ein fauler Sumpf, dem ein Neronenheer, —
Statt Kraft und Tugend ein verpestend Gift,
Statt Menschen eine Natterbrut entquoll! — —

Sieh, Philipps Sohn, den Knaben! Er besteigt, —
Sein Vater bebt — den stolzen Bucephal *
Und zähmt, allein von Tausenden, das Rofs. —
Sieh Philipps Sohn, den Mann! von seinem Speer
Sinkt Klitus hin, sein Freund! Des Göttersohns
Pokal erwürgt die kühne Heldenschaar,
Die tausend Schlachten schlug! — ihn selbst, den Gott,
Der eine Welt bezwang, — ihn selbst erwürgt,
Den Sklaven schnöder Lust, sein eigner Schlund!

Schau an der Seine dort die Würgerschaar!
Dem blut'gen Dolch und Henkerschwerdt vermählt
Sie den Pockal — von vollen Bechern treuft
Der Unschuld Blut! .... Hinweg! Selbst Klio stampft
Erzürnt den Fuſs, und gräbt mit finsterm Blick
Der Menshheit Schand' in ihre Rollen ein.
Zerreiſs' es nur, das wahre Schandlibell!
Was hilft es dir? die neue Menschheit geht
Die alte Bahn! Drum flüchte dich, bevor
Die groſse Welt ihr kraftertödtend Gift
Der kleinen in die Seele haucht, zu ihr!
Hier ist des Frohsinns und der Einfalt Sitz,
Der Unschuld und Genügsamkeit Asyl!
Kein Eckel und kein selbsterschaffner Gram
Beschleicht der Kindheit fröhligen Genuſs.
Kein Aufruhr trübt des Lebens Morgenroth.
Mit sanfter Hand und süſsem Lächeln führt
Der Freude Genius sein Lieblingskind,
Die Unschuld, durch das bunte Blumenfeld,
Das, nie verwelkend, ihren Weg umblüht.
Ihr naht sich nicht der Eumeniden Heer,
Das schnöder Lust die breite Bahn vertritt,
Nein aus der Hand des Freudengenius

Empfängt der holde Gott des Schlummers sie
Und hauchet ihr des Lebens Balsam ein.

Sieh! dort am Hügel, unterm Apfelbaum,
Schläft, hingelehnt auf seinen runden Arm,
Ein holder Knab' in lieblicher Gestalt.
Sein Haupt umhüllt das blonde Lockenhaar,
Und Gras und Blumen duften um ihn her.
So schläft im Blumenkelch ein Schmetterling,
Vom weiten Flug ermattet. Also schlief
Endymion; des Mondes Silberglanz
Umfloss sein Antlitz; selbst Diana neigt'
Sich über ihn und blickt' mit Wonn' ihn an.

Urplötzlich rollt, von schwüler Hitz' erzeugt
Ein schwarz Gewölk empor; der Donner kracht:
Mag in der Wolken hehrem Wetterruf
Der Frevelnde das ernste Richterwort
Der Himmlischen, der Gottheit lauten Zorn
Vernehmen und vom Blitzesstrahl erhellt
Des eignen Herzens Finsternifs erschaun!
Die Unschuld zittert nicht. — Der Knab' erwacht,
Erhebt sich, schaut umher; ein Regenguss
Umrauscht sein Haupt, er rafft sein Körbchen auf
Und flieht; von Wasser treuft sein lockigt Haar,

Und wie des Feldes Au, so glüht auch ihm
Noch frischer itzt der Wange Purpurroth.
So tritt er lächelnd, wie Anakreons
Durchnäfster Eros, in der Heimath Schirm,
Den triefenden belacht aus Herzenslust
Des Hauses kleine Schaar; dann horchen sie
Dem Wettersturm, der schnell vorüberzieht.
Die Mutter warnt, nicht in den Blitz zu sehn,
Es kränkt sein scharfer Strahl das Augenlicht.

Oft fragt dann auch die kleine Wifsbegier,
Warum der Himmlische da droben rollt
Und wie er's macht? Sie meint es sei nur Spiel!
Es denkt sich ja der zarte Kindersinn
Die höchste Welt der eignen kleinen gleich,
Das Göttliche in kindlicher Gestalt.
Der grofse Mensch belächelt es und meint
Er red' allein gerecht und würdevoll,
Und Newton ist den Himmlischen ein Kind. —

Nicht lang' ergrübelnd forscht des Kindes Geist
Was wohl des Donners Weise sei? Hinaus
In frische Luft enteilt der Schwarm, und schlürft
Den Balsamhauch, der nun der Erd' entquillt.
Vom Berge strömt das Bächlein wild herab.

Das ist der Knaben Lust, da wird gedämmt,
Kanäle ausgehölt! Die wilde Fluth,
Sträubt sich umsonst; der feste Knabenbund
Bekämpft sie bald. So ward bei Ilion
Des Simois und des Skamanderstroms
Empörungswuth gezähmt. Bald steht ein See
Das Bächlein da, von Rasen ringsumdämmt,
Und wunderbar! so wirkt die Schöpferkraft,
Die in der Brust des Menschen ruht! es schwimmt
Die Flott', ein Segel schwillt und Wimpel wehn!

Die Schachtel, die den vielumlockten Schmuck
Des väterlichen Hauptes lang' umschlofs,
Wird nun, ein Kriegesschiff, der Wellen Spiel.
So furcht der Fichtenwald des Hochgebirgs
Den Ocean. — Das Brett des Bücherschafts
Bewegt sich itzt in flinkem Kreis' umher
Daneben weht aus Lampens Gnadenbund
Ein Blatt als Wimpel, und als Segel blüht
Am Mastbaum sich des Meisters Musterschrift —
Kühn wallt die Flott' einher — doch sieh! es reifst
Der Damm entzwei; — die Flotte sinkt! — so sank

Die Armada des stolzen Spaniers;
So ward der Batterien laut Gebrüll
Zu Wasser vor der Britten Felsenschloss. *

Indefs sich so die Knabenwelt zerplagt
Am Teiche, schaut der Mägdlein fromme Schaar
Des Regenbogens schöngewölbte Pracht
Und wünscht, bewundernd, sich die Schüsselchen *
Von Edelstein und Gold, worauf er ruht.
Das Büblein gar, das auf der Mutter Arm
Ihn siehet, streckt die Hände beid' empor
Und hätte gern das bunte Luftgebild.

Wohl blickt auch oft der Mensch in Weite hin,
Und sehnet sich nach buntem Farbenspiel,
Sein Herz zerquälend. — Glanz und Schimmer letzt
Wohl auch der Kindlein Herz; hier sind sie gleich;
Doch ohne Qual; da liegt der Unterschied! —

Stets heifser glühet nun der Sommertag,
Und dürrt das Aehrenfeld. Der Waizenhalm
Neigt schon sein Haupt und rauschet; über ihm
Erzittert, gleich des Feuerofens Gluth,

Die Luft und wallt; kein froher Laut ertönt.
Das Heimchen schwirrt, und ewig wiederholt
Der Emmerling sein traurig Einerlei,
Und alles sucht das schattige Gebüsch.
Das träge Rind steht träumend, und vergifst
Den Wiesenklee, sein dürrer Schweif allein,
Der gleich dem Perpendikel an der Uhr
Ohn Unterlafs, nach beiden Seiten schwankt,
Verkündet noch des Lebens trägen Gang.
Auch dieser stockte wohl, bewegt' ihn nicht
Des unverschämten Bremsenvolks Gesumm.

So ruht das Sommerfeld. Vom Himmel strömt
Nur Gluth hinab. Sie kochet und verdickt
Der Pflanze Saft zum festen Kerne, reift
Des Herbstes Frucht, und schafft die Winterkost.
Von aussen strömt die träge Gluth hinein,
Die inn're Kraft und eigne Regung stockt.

Nicht so die Kinderwelt. Nicht ihr gerinnt
Und stockt des Lebens Kraft und Poesie,
Obwohl auch sie des Schattens Kühle sucht.

Hier in der Scheune räumigen Bezirk

Hüpft auf und ab, vom straffen Darm geprellt,
Der Federball. Er drehet sich und schwebt,
Und will so gern zur Erd hinab, allein
Vermag es nicht. Mit schlanker Wendung schnellt
Von neuem die Rakete ihn empor,
Und lustig wirbelt des Gefieders Kreis.
So spielt ein Zephyr scherzend mit dem Bart
Der Distel und des gelben Löwenmauls;
Durch Feld und Wiesen hüpft der zarte Flaum. —
So kräuselt sich des Dichterlings Bombast
Zur Höh empor; ihn hebt sein Ungehalt,
Doch fällt er bald auf platten Grund zurück. —

Dort unterm Dach der kühlen Bäume schwebt,
Leicht wie ein Federball, in freier Luft,
Die kleine Welt. Am Ast befestigt fliegt
Die Schaukel hin und her. Der Knabe schwingt
Den Knaben rasch empor. Stets kehret und entfleucht
Der Schwebende, — die blonde Locke sauft. —
Dann wechseln sie den Sitz. Bald locken sie
Das Mägdlein auch hinein. Wohl sträubt es sich

Und zögert scheu — mit ernstem Blick gelobt
Der kleine Schalk, nur leis' und allgemach
Die Schwebende zu drehn, bis sie zuletzt,
Doch sträubend noch, den luft'gen Sitz erklimmt.
Des RöckchensFältchen ordnend, schwebt sie nun
In leisem Schwung hinauf, hinab. So schwebt
Der Liebe Königin um Amathunt
Auf ihrem Muschelsitz, den Täubchen ziehn,
Vor ihr verneiget sich der Blumen Chor. —

Allmählig wächst ihr Muth, und rascher regt
Die Schaukel sich: das faltige Gewand
Rauscht sich im flinken Zug, und höher schnellt
Der Knaben Kraft die Schwebende empor!
Sie ruft und fleht! ... Wer möchte solchem Flehn
Sein Ohr entziehn? Mit Ehrfurcht tritt die Schaar
Zurück. Sie stehn in halbem Kreis umher
Und schaun mit süßer Lust. Der rasche Schwung
Wird leis' und leiser stets, bis er erstirbt. . .

Also verhallt der Aeolsharfe Laut,
Noch kurz vorher ein stürmender Akord,
Der Wind verschwebt, mit ihm der Saiten Ton,

Und schweigend stehn die Horchenden umher. —

So badet sich im kühlen Strom der Luft
Die frische Kraft der Jugend, und bewegt
Das stille Meer des Aethers um sich her,
Daſs es ihm wogigt Brust und Hüft' umspült. —

Doch voller strömet ihr der Kühlung Born
Im klaren Bach. Von Erl' und Weid' umkränzt
Fleuſst er dahin, in mancher Krümmung; hell
Und bunt erglänzt des Bodens reiner Kies,
Kein Dunkel birgt den tückischen Abyſs,
Das ist des Meers und alter Ströme Art;
Da lauert Scylla und Charybdis Wuth *
Und der Polypen hundertarmig Volk —
Im jungen Bach, wie in des Kindes Herz,
Da wohnt kein Trug; man schaut bis auf den Grund
Und über Kiesel rollt das Wellenspiel.

Bald lockt des Bächleins liebliches Geschwätz
Die Jugendwelt zum stärkenden Genuſs,
Des reinen Elements! Hier schöpfte sich
Der alten Hellas jugendliches Volk
Die schlanke Kraft, und weihete dem Strom

Des Kampfes Staub; Eurotas kalte Fluth
Erzog die Schaar, die mit Leonidas,
Dem Vaterland gehorsam, siegt' und starb.
Itzt rauscht umsonst dem schwächlichen Geschlecht
Der kühle Bach, nur noch der Knaben Spiel. —

Sie lagern sich und schaun mit Lüsternheit
Der Wellen rasche Flucht, der Fische Tanz,
Des Schilfes Wanken. Endlich zögernd fällt
Das lästige Gewand. Denn so gebeut
Der Nymphe heil'ge Scheu. Den Kühlen nur
Umarmt sie gern, die Kühle! Ihm nur reicht
Sie der Gesundheit Kelch. Wer ohne Scheu,
Mit Schweiss bedeckt, dem Heiligthum sich naht,
Den straft ihr Zorn mit Krankheit oder Tod. —

Itzt stehn sie nackend da, Athleten gleich,
Des Lebens Fülle glänzt im Gliederbau,
Der rund und schlank und kräftig sich bewegt.
Entschlossen springt vom hohen Uferrand
Die Schaar hinab; das Wasser braust und schlägt
Zusammen über sie, doch bald erstehn
Sie wieder Haupt an Haupt, die Triefenden,
Tritonen gleich, die um Poseidaon

Sich scherzend drehn. Aus jedem Munde strömt
Die klare Fluth mit rauschendem Getös',
Und bald beginnt der Schwimmer schlanke Kunst;
In mannigfalt'ger Windung auf und ab
Durchkreuzet sich das fröhlige Gewühl. —

Oft auch erhebt sich mitten in der Fluth
Ein wilder Kampf, entsetzlich anzuschaun!
Als wär' es Ernst, so tobt das wilde Spiel!
Der Bach zerspaltet sich, und Leib an Leib,
In dichten Reihn geschlossen, schwimmt das Heer,
Und Well' auf Well' entstürzt der holen Hand
Hin auf das Haupt des Gegners. So entrollt
Dem Rhenus-Gott auf seinem Alpensitz
Der teutsche Strom. Itzt greift der Mann den Mann,
Und enterndringt, und wälzet sich der Schwarm
Hinauf, hinab! So tost' um Abuckir
Die Brittenschlacht. Der kühne Kors' erschrack;
Und schäumend warf des Meer's empörte Wuth,
Zerrißne Leichen, Schutt und Trümmer aus,
Und Todtenstille folgte dem Gewühl . .

Nicht also hier! Ein laut Frohlocken schliefst
Den Wasserkampf; der stillen Fluth entsteigt
Gestärkt an Geist und Gliedern itzt der Schwarm,
Gediegner quillt der Muskel Kraft empor.
So wallt das Völklein heimwärts Arm in Arm,
Und kräftig schallt des Frohsinns heller Laut. —

Bald schleichen auch, im Umweg und geheim
Die Schwesterchen, ein liebes Chor, zum Bach,
Und wählen sich ein dunkles Plätzchen aus,
Da wo sich unter ragendem Gebüsch,
Entfernt vom Pfad, der stille Bach versteckt
Und seichter fliefst, — da stehen sie und spähn
Mit scheuem Blick und lauschend um sich her,
Und leiser tönt das kindliche Geschwätz.
Bald löset sich des Strümpfchens zierlich Band
Und nackt erscheint der Füschen Wohlgestalt.

Erst prüfen sie mit scheuem Fufs den Saum
Des Baches und beschauen dann gebückt
Des Bodens Kies. Im klaren Spiegel neigt
Zu ihnen sich ihr eignes holdes Bild.
So werden sie dem Bächlein bald vertraut. —
Sie wandeln auf und ab im kühlen Strom,

Die Welle kräuselt plätschernd um sie her
Und hebt ihr Haupt, das schöne Spiel zu schaun.

Gefaßt wird ein Entschluß! — Die Kühlung winkt
Und lockend tönt das süße Wellenspiel.
Rasch sinket das Gewand — die Unschuld steht
Enthüllt, in vollem Reiz! erzitternd taucht
Die zarte Brust sich in die helle Fluth.
Das Bächlein fühlt ihr Beben; säumend spielt
In sanftem Kreis' die Silberwell' umher,
Und lüstern wiegt sich ein Libellenpaar
Auf schlankem Schilf. Der Flügel goldner Saum
Neigt zitternd sich hernieder und verhüllt
Mit leiser Scheu den himmelblauen Leib.

Horch, ein Geräusch! die Bachforelle warf
Sich taumelnd aus der Fluth, die Fluth erscholl!
Es stutzt der Mägdlein Chor, und rasch entschlüpft
Der schlanke Leib ins schattige Gebüsch. —

So Anadyomene, standest du*
Am Meergestad', in Anmuth, unverhüllt,
Die Grazien und Horen um dich her. — —

Behende schmiegt das leichte Sommerkleid
Sich nun dem runden Leib von neuem an,
Und hurtig wallen sie der Heimath zu;
Melodisch tönt der Lippen Harmonie
Zum leichten Tanz auf glattem Sommerpfad,
Den rauschender Gefilde Gold umwogt.

Bald rauscht nicht mehr der Aehren gelbe Saat,
Der Schnitter eilt hinaus, die Sense klingt,
Und ringsumher ertönt durchs Stoppelfeld
Der Garbenbinder fröhliges Gewühl;
Der Wagen kracht, beschwert von goldner Frucht.

Dann eilet auch hinaus ins Aerntefeld
Des Landmanns kleine Schaar. Das Mägdlein liest
Zerstreute Aehren auf. Die Sparsamkeit
Sah es der Mutter ab; sie ist das Eigenthum
Der weiblichen Natur. — Der Knabe schleppt
Die schwere Garb' und schwingt mit raschem Wurf
Zum Wagen sie empor, er selber stürzt
Rücklings, von eigner Kraft geschnellt, dahin.
Ein laut Gelächter schallt: doch er beginnt

Von neuem itzt den Kampf; er steht und siegt!
Dafür wird ihm des Beifalls Ruf zu Theil. —
„Der wird fürwahr! — so ruft der braune Knecht
Herab vom Wagen — schlägt er an den Pflug
Die Hand dereinst, die Furchen grade ziehn,
Wie nach der Schnur!“ — Ein solches Wort behagt
Dem Vater wohl. Dem Knaben aber pocht
Das Herz und heller strahlt sein Angesicht.

Glückselig Volk! dem sein ererbtes Land,
Sein Acker, Wiese, Wald und Aehrenfeld
Der Kampfplatz ist, wo seine Kraft erstarkt!
Die Welt, die seine Ruhmbegier umgränzt! —
Wo es, die Hand auf seinen Pflug gelehnt,
Nicht rückwärts schaut! Hier bildet sich der Mensch
Zum Menschen aus! Der Eiche gleich, die stark
Die Erd' umfaßt, das Haupt gen Himmel hebt,
Erwächst das Kind zum Mann. — Es nah' ihm nicht
Der stolze Weichling! Wie vor seiner Axt
Die Eiche fällt, so sinkt der Sklavensohn
Vor seinem Blick. So sank das Räubervolk

Mit seinen Adlern in der Herrmannschlacht!

O Vaterland! der Fremde Gold und Gift
Hat dich entnervt! Ha! drang nicht ungestraft
Der kecke Fremdling in dein Herz? Zernagt'
Er nicht mit Hohn dein Mark, und säete
Der Zwietracht Saamen, gleich dem Räuberheer,

Das, wie sein Aftergott im Kapitol,
Nur Blitze schwang? Zu seiner Seite schielt'
Der Aar nach Raub, auf den sein Donner fiel.
O Sempach! Murten! Tell und Winkelried!

Warum erglänzt auf ewig euer Ruhm?.....
Ein braunes Landvolk, seines Bodens Sohn
Und Zögling — kämpfte für das Mutterland,
In dem es aufwuchs. — Wer mit stolzer Kraft
Die Sense führt, der schwinget auch den Speer
Mit stolzer Kraft! Mit unverwandtem Blick
Sah Waelty Tell des Vaters Pfeil, und trug*
Frohlockend ihn! — Ein solcher Sinn erwächst
Nur da, wo Eichen stehn, die Heerde brüllt,
Der Pflug im Boden wühlt, das Saatfeld wogt, —
Hier weilten selbst die Himmlischen so gern,
Als noch voll Einfalt aus der Mutter Schoos

Der Mensch des Lebens Frucht und Blüthe nähm.
Im dumpfigen Gewühl der Städte steht
In Tempeln nur ihr kaltes Marmorbild. —
O Poesie, du Tochter der Natur,
Geleite mich ins Aerntefeld zurück!

Bald zieht der Rosse Kraft den Segen fort,
Die Scheuer füllet sich bis oben an;
Das Feld wird leer. Mit langen Schenkeln hüpft
Das Heupferd auf den Stoppeln flink umher,
Und schwirrt dazu. Das Mägdlein schaut von fern
Mit banger Lust die trotzige Gestalt
Des grünen Thiers, und ruft den Bruder her,
Der fasset kühn und trägt die Beute fort.

Dann kommt auch noch der armen Nachbarin,
Der Wittwe, Zwillingspaar, ein fromm Geschlecht
Und liest die Aehren auf. Sie finden viel,
Und freuen sich. — Der reiche Ackersmann
Gebot den Schnittern, eingedenk zu sein
Der blöden Armuth, die im Stillen gern,
So viel sie mag, mit eigner Hand und Fleifs
Das Brod gewinnt und nicht im Müssiggang
Die Tage lebt. Darum gebot der Herr

Der Aernt', am frohen Tag vor allen auch
Des Zwillingpärchens eingedenk zu sein.
Wohl endet er, bevor der Winter naht,
Geheim und still der frommen Nachbarinn
Im Hüttchen Korn genug. — Sie weifs es nicht
Von wem es kommt, doch ahndet sie es wohl,
Und leis' ertönt dafür im Kämmerlein
Ihr Dankgebet mit Freudenthränen. Drum
Gedeiht ihm auch das liebe Korn so schön, —
Jedoch er will zugleich mit weiser Huld,
Dafs eigner Fleifs und eigener Erwerb
Der Kindlein Herz erfreun und bilden soll.
So kommt das arme Pärchen dann hinaus,
Und füget Aehr' an Aehre, bis mit Müh
Die kleine Faust das Gärbchen kaum umspannt. —
Von ferne sieht des Landmanns rascher Sohn
Die Sammelnden; er hüpft hinan und birgt
Sein Heupferd unterm Hut, die Schwester legt
Ihr Blumenkränzchen hin. Nun sammeln sie
Und füllen bald — ein lieblicher Verein!
Das kleine Kärrchen mit der Aehren Gold.

Sei mir gegrüfst, du fromme Kinderwelt!
In dir, in dir allein, herrscht kein Metall!
Da trennet nicht die ehrne Scheidewand

Das Menschenherz, das unterm Kittel schlägt,
Vom Herzen, das des Wurms Gespinnst umhüllt!
Da wird zum Menschen nicht sein schimmernd Gold
Und sein Gespann gezählt. Da gilt der Mensch!—
Bei dir, o Einfalt, weil' ich gern, obwohl
Du Kleines nur vollbringst. Das Kleine wird
Durch zarten Sinn geheiligt und geweiht!

Das Zwillingsknäblein hebt mit Freude nun
Die Last empor und schiebt, das Mägdlein zieht.
Wie wird, so denkt ihr Herz, die Mutter sich
Des Anblicks freun! So wandeln sie vergnügt
Dem Dörflein zu, wo noch das Schnittervolk
In Garben wühlt. Bald wird ein frohes Mahl
Am runden Tisch sie laben und erfreun,
Und dann der Abendhauch! — Schon neiget sich
Die Sonne röthlich, an den Hügeln ruht
Die müde Kinderwelt. Doch reizet sie
Der Sonne Glanz zum Spiel. Pausbäckig bläst
Der kleine Schwarm die Seifenblas' empor!
Dem Halm entquillt in buntem Farbenspiel
Des zarten Globen strahlender Krystall;
Des Odems Hülle, wächst er stets und schwillt,
Bis er, vom Halm sich lösend, selber schwebt.

Ihn trägt und hebt des Lüftchens sanfter Hauch
In leisem Flug und herrlich fleußt das Gold
Der Abendsonn' um ihn; er glänzt und wogt.
Frohlockend schaut der Kindlein Schwarm empor
Zu seines Odems glänzendem Geschöpf,
Bis es zerplatzt — — der Erdefreuden Bild!

Ach! so zerrinnt des Lebens flücht'ger Traum,
Die goldne Zeit der Jugend strömt dahin,
Dem Tage folgt die Nacht! — Die Sonne sank,
Der Vollmond steigt empor, sein milder Strahl
Umfleußt das Kämmerlein, wo leis' und sanft
Im Arm des Schlafs die müde Unschuld ruht.

So schließt der Sommertag. Der Herbst beginnt.

Anmerkungen

zum dritten Gesange.

Pag. 71. **Verfolgt und flieht sich selbst.** Ovidius sagt von Ixion: Volvitur Ixion et se sequiturque fugitque.

Pag. 72. **Den tollen Sohn Olympias.** Alexander von Macedonien. Er weinte bekanntlich darüber, dafs er nach der Ueberwindung der Erde nicht auch den Mond bekriegen könne. —

Pag. 75. **Polyphem**, ein Riese auf Sicilien, dem Odysseus mit seinen Gefährten in der Betrunkenheit sein einziges Auge ausbohrte, der aber dagegen den fortschiffenden Griechen „den Gipfel des hohen Gebirges" in die Fluth nachwarf. Siehe Homers Odyssee von Voſs. IX Gesang.

Pag. 56. Cincinnat. Ein edler Römer. Als der Staat in grofser Gefahr schwebte, erwählte ihn der Senat zum Dictator. Die Abgeordneten fanden ihn pflügend auf seinem kleinen Acker. Er nahm die ihm übertragene höchste Staatswürde an, rettete das Vaterland, und kehrte zu seinem Pflug zurück. —

Pag. 56. Kleobis und Biton. Die Mutter war Priesterin zu Argos. Die Rinder, die sie zu dem entlegenen Tempel führen sollten, blieben aus, und ihre Knaben spannten sich in das Joch und zogen sie hin. Sie erflehete ihnen dafür der Gottheit Segen, und sie starben im Schlaf.

Pag. 58. Der junge Rebengott. Bacchus ward als ein blühender, reizender Knabe auf einem von Löwen gezogenem Wagen dargestellt. Mänaden hiefs das weibliche Gefolge, das ihn mit Musik und begeisterten Gesängen begleitete. Silen war sein alter, feister Lehrer, der trunken und auf einem Esel im reitend abgebildet wurde.

Pag 59. Die Jugendwelt, der Mensch, als er ein Kind noch war: die Kindheitsperiode des Menschengeschlechts. Die Zähmung der Hausthiere fällt in die Periode der Menschengeschichte, die nicht geschrieben steht, aus dem Grunde, weil man in derselben noch nicht schrieb.

Pag. 80. Wie Curius. Ein römischer Feldherr. Die Samniter kamen mit Gold, um ihn zu bestechen. Sie fanden ihn am Heerd, sich zu seinem Mittagsmal selbst die Rüben bratend. Da giengen die Gesandten und nahmen ihr Gold mit heim.

Pag. 80. Auerbacher Hof — in Leipzig, wo zur Messezeit die Gold- und Silberwaaren etc. aufgestellt werden.

Pag. 83. Psyche, ein symbolisches Wesen, welches das Geistige im Menschen, oder seine Seele, insofern sie unsterblich ist, andeutet. Sie wird mit Schmetterlings-Flügeln abgebildet. In dieser Hinsicht wird hier die Freude eine Psyche genannt. —

Pag. 84. Mit Muschelchen erkauft. Die Muschelmünze, oder Kauri, eine Art Porcellanschnecke, deren sich die Neger auf der Goldküste, und verschiedene Indische Völker statt des Geldes bedienen. (Cypraea moneta).

Pag. 85. Ward ehern etc. Auf das goldene Weltalter folgte nach den Dichtungen der Alten das silberne, und dann das eherne. In diesem leben wir. Dann wird folgen das hölzerne oder papierne, worin gar kein Klang noch Sang mehr sein wird.

Pag. 86. Dem Lande, das der Nattern Gift. D. i. Afrika, wohin man den Ursprung der Kinderblattern versezt.

Pag. 87. Menschenretter. Jenner, Erfinder der Schutzblattern.

Pag. 88. Philemon und Baucis, ein altes frommes Ehepaar. Jupiter und Merkur reiseten als Pilger, um die Tugenden der Menschen zu erproben. Sie wurden überall abgewiesen, blos dieses alte Paar nahm sie gastfreundlich auf und bewirthete die Götter auf patriotische Weise mit einfachen Speisen, als Milch u. s. w. S. Vofs Idyllen. —

Pag. 89. Wiedewall, oder die Golddrossel (Oriolus), ein sehr schöner Vogel, der vorzüglich gerne Kirschen ißt, und ein katzenartiges Geschrei macht.

Pag. 91. Rütli heißt das Thal, wo die ersten Stifter der helvetischen Eidgenossenschaft sich versammelten. Der kühne Mönch ist Luther, eines Bergknappen Sohn.

Pag. 91. Ikarus. Er entfloh mit seinem Vater aus der Gefangenschaft zu Kreta vermittelst wich-

serner Flügel. Der Sohn nahete sich, ungeachtet der Warnungen seines Vaters, so sehr der Sonne, dafs seine Fittiche zerschmolzen und er in das Meer stürzte, welches nach ihm das Ikarische genannt wurde.

Pag. 92. Die Fluth des Tiberstroms. Es ist die Rede von Romulus und Remus, welche ihr Oheim Amulius sogleich nach ihrer Geburt an der Tiber aussetzen liefs, die aber nach der Sage von einer Wölfin gesäugt wurden. Das gleich darauf folgende bezieht sich auf Moses.

Pag. 94. Myrtill, d. i. die Heidel- oder Waldbeere; eigentlich, eine kleine Myrte. Das Blatt der Pflanze ähnelt dem Myrtenlaube. —

Pag. 99. Apizien. Es gab drei Menschen dieses Nahmens bey den Römern, die sich alle dadurch auszeichneten, dafs sie ihren ganzen Verstand und ihr Leben der Kochkunst widmeten, und diese in ein ordentliches System brachten. Horaz und Juvenal haben sie in ihren Satiren gezüchtigt. — Dafs man in jene schwelgerischen Zeiten den erschlafften und erstorbenen Appetit durch allerley kostbare und seltene Speisen, wie die Zungen und das Gehirn der seltensten Vögel, zu reizen suchte, ist aus der Kaisergeschichte dieses versunkenen Volks bekannt. Eben

so gehörte es zum Hofton, daſs man den vollen Magen — horribile dictu — mit Gewalt ausleerte, um von neuem essen zu können. Ein römischer Unmensch lieſs seine Sklaven, wenn sie etwa ein Gefäſs zerbrochen hatten, in Stücken hauen und mit ihrem Fleisch seine Fische futtern. Der Kaiser Caligula wünschte dem römischen Volke Einen Hals, um es mit Einem Hieb vernichten zu können.

Pag. 100. Bucephal. So hieſs ein unbändiges Pferd, das dem König Philippus von Macedonien zum Geschenk gegeben wurde. Keiner vermochte es zu zähmen. Der junge Alexander bändigte und ritt es nachher in allen seinen Schlachten. — Bey einem Gastmal erstach Alexander seinen Freund und Feldherrn Klitus, der ihm mehrmals das Leben gerettet hatte. Er selbst wurde ein Opfer seiner Schwelgerey zu Babylon. —

Pag. 103. Anakreons durchnäſster Eros. M. v. die bekannte (3.) Ode dieses Dichters, worin Eros, als vom Regen durchnäſst und um Mitternacht zu ihm kommend, dargestellt wird. —

Pag. 105. Armada ist die sogenannte unüberwindliche Flotte der Spanier, die jedoch von Stürmen und von der Flotte der Königin Elisabeth gänzlich zu Grunde gerichtet wurde. — Der Britten Felsen-

schloſs — Gibraltar von Elliot vertheidigt, und die schwimmenden Batterien.

Pag. 106. Die Schüsselchen von Edelstein und Gold. Darauf ruhen, nach der Volkssage, die äussersten Enden des Regenbogens.

Pag. 106. Der Emmerling, auch die Gelbgans genannt (Emberiza Citronella), ein Vogel, der vorzüglich zu heiſsen Sommertagen sein kurzes eintöniges Lied unaufhörlich wiederholt.

Pag. 108. Der Liebe Königin. Venus. Zu Amathunt, auf der Insel Cypern, wurde sie vorzüglich verehrt, und daher auch die Göttin und Königin von Amathunt genannt. Sie fuhr auf einem Muschelwagen, den Tauben zogen. —

Pag. 109. Scylla und Charybdis. Erstere eine Klippe, letzterer ein Meerstrudel gegen einander über, zwischen Sicilien und Italien, bey den Alten als sehr gefährlich für die Schiffarth berüchtigt. S. die dichterische Beschreibung in Homers Odyssee v. Voſs. 12 Gesang. 120 f.

Pag. 110. Eurotas. Der Nahme eines sehr kalten Flusses bey Lacedämon, worin sich die jungen Spartaner baden mulsten.

Pag. 110. **Poseidaon** ist der griechische Nahme des Neptun — **Tritonen** sind die Meergötter, die ihn umgaben.

Pag. 113. **Anadyomene**, d. h. die Emporsteigende. So wurde die Göttin der Liebe genannt, in Rücksicht ihrer Geburt. Die Mythologie läßt sie nehmlich aus dem Schaum des Meers entstehen. Man hatte ein berühmtes Bild von Apelles, das die Emporsteigende darstellte.

Pag. 116. **Wälty Tell**, das schweizerische Diminutiv von Walther, Sohn Wilh. Tells, dem der Vater dem Apfel vom Kopfe schoß. S. Wilhelm Teß.

DIE KINDERWELT.

DRITTER GESANG.

DER HERBST.

Inhalt des dritten Gesangs.

Herbstbeginn. Der Reifen. Fortuna's Rad. Die Blumenkette, und ihre Bedeutung. Der Apfelbaum. — Schöne Form der Naturgaben; des Kindes. Lob des Herbstes. Der Nussbaum. Der Philosoph. Die Haselnuss. Das Eichhörnchen. Die Rennbahn. Die Uhr. Der Wettlauf. Mädchentanz. Mann und Weib. Das Ringen. Kastor und Pollux. Die Jagd. Phäeton. Das Pulver. Die Armbrust. Scheibenschiessen. Der Schützenkönig. Der Spatzenteufel; Geisler. Die Schleuder. Steinwerfen. Steinerollen. Nemesis. Die bunten Steinchen. Weibliche Ordnungsliebe. Fortschreiten des Herbstes. Rheingegenden. Die Weinlese. Der Most. Rausch der Kinder. Der wilde Jäger. Die Feuerriegel. Schattengestalten. Das Irrlicht. Schirm der Unschuld. Herbststurm. Klappermühle. — Zufriedenheit der Jugend mit vaterländischem Boden. Schöner Herbsttag. Sommerfäden. Spiel der Knaben und Mädchen damit. Zugvögel. Des Knaben Wunsch zu fliegen. Der Luftdrache. Erfindungskraft der Jugendwelt. Bau des Drachen. Sein Flug. Mancherlei Gestalten des Luftvogels. — Der Knabe und Jüngling. — Mystische Bedeutung des Drachenspiels. Spiel der Mädchen und Bübchen. Schluss.

DRITTER GESANG.

DER HERBST.

Der Herbst beginnt. Mit heiterm Angesicht
Durchwandelt er, des Jahres jüngstes Kind,
Gefild' und Höhn, und geußt sein Füllhorn aus.
Pomona und der jugendliche Gott,
Dem Epheulaub die schöne Stirn umkränzt,
Geleiten ihn. So wallt ein kräft'ger Sohn
Vor seiner Eltern Blick; des Vaters Kraft,
Der Mutter Freundlichkeit und Mild' umstrahlt
Sein Angesicht. Bei jedem Schritte schaun
Im Kinde sie der Liebe süße Frucht,
Der zarten Pflege Lohn. — So wallt der Herbst,
Des Frühlings und des Sommers Pflegesohn;
Sein lockigt Haupt umkränzet Rebenlaub,

Die volle Traube glänzt in seiner Hand,
Und still und schweigend wandelt er daher.

Dem Mann vergleichbar, dem Begeisterung
Und Hochgefühl des göttlichen Berufs
Die Seele füllt; er wandelt ernst, man sieht
Der hohen Einfalt nicht die Fülle an,
Die ihm ein Gott in seine Seele schlofs,
Bis er zur Harfe greift und seinem Mund
Gedank' und Wort, den Flocken gleich, entströmt.

So trägt der Herbst still und einfältiglich
Die reiche Frucht in seinem Schoofs und birgt,
Indem er giebt, die volle Segenshand.
Auch ihn umjauchzt die frohe Kinderwelt.

Auf ebner Bahn, mit hast'gen Schritten treibt
Der Knabe nun den Reifen vor sich her!
Fortunen gleich, der wankelmüthigen,
Die auch ihr schillernd Rad mit Eigensinn
Und Laune rollt, wohin es ihr behagt.
Nur da, wo Frucht aus festen Schollen quillt,
Und zu des hohen Berges Haupt empor,
Will es nicht fort. Im flachgetretnen Gleis

Der Alltagswelt erkiest sie ihre Bahn.
Die Kindische! nicht kindlich ist ihr Sinn.
Sie spendet nur beschwerendes Metall.

Nicht ihr geweihet ist des Knaben Spiel;
Er kennt sie nicht! Nein, seines Reifen Schwung
Bezeichnet, wunderbar! der Jahreszeit,
So auch des Lebens, raschen Gang und Flug!

Dem Rade gleich, so sang ANAKREON,
Entrollt des Lebens Lust. Wohlan, genieſst
Und grübelt nicht! Entnehmt mit Kindessinn
Der Mutterhand, die lächelnd ihn euch beut,
Der klaren Stunde Kelch, eh er verrinnt;
Ergreift mit Kraft, bevor er euch entflieht,
Den Augenblick, und schmücket ihn mit That!

Der Kindheit Spiel, gleich dem Eleusisfest
Und Mystentanz der jungen Welt, umhüllt *
Mysterien, und lehrt des Lebens Kunst.....
Sieh, wie der Reifen hüpft! im Rythmus tönt
Des Treibers rascher Schlag, und laut erklingt
Der Schellen hell Geläut, die ringsumher
Am innern Kreis die Kunst des Knaben hieng.
Auch schmückt er ihn mit Farben weiſs und roth,

Die schäckigt sich in stetem Wirbel dreht!

So schmückt die Einfalt ihre Freuden aus;
So hüpfen auch die Stunden vor ihr hin.
Des Fußes Tritt, des Auges Blick erstarkt,
Der Arm wird schlank, gelenkiger bewegt
Sich auch des Geistes Schwing' im schlanken
Leib.

Heil dir o Mensch, wenn im Mäandergang
Des Lebens dir die inn're Kraft erstarkt
Und du die Zeiten lenkst, nicht dich die Zeit!

Indessen sich im fröhligen Gewühl
Die Welt der Knaben auf und ab bewegt, —
Ein Bild des Menschenlebens —; sitzt im Kreis
Der Mädchen fromme Schaar; sie haben sich
Der Butterblume hohlen Halm gesucht;
Itzt bilden sie daraus ein zart Geflecht
Von Ketten, Ring in Ring; dann wandeln sie
Schalkinnig hin, die lange Kette schwankt
In ihren Händen. Rasch umschlungen stehn
Die Knaben da; die Reifen sinken hin —
Erzürnend schaun sie um sich her, bereit
Mit einem Sprung das zartgeflocht'ne Netz

Zu brechen..... Doch der Mägdlein holder Blick
Besiegt den Ernst der drohenden Gewalt —
So steht der Knab' in Fesseln, lächelnd schaut
Sein Aug' im Kreis' umher, sein Finger spielt
Im Kettgewirr; ein Ringeltanz beginnt. —

Sieh, tändelnd stellt des Lebens höchsten Ernst
Die Kinderwelt, ihr selber unbewufst,
Im Spiele dar! Einst wird der Sympathie
Und Liebe zartes Band das Herz, das itzt
Sich frei bewegt, umstricken! Die Natur
Flicht, stolzer Jüngling dich, obwohl du sträubst,
Durch zarter Jungfrau Hand und Blick besiegt,
In ihren Ring! — Dafür umkreist dich
Den Mann, die eigne Welt, und huldigt dir;
Ihr Vaterruf erhebet dich zum Gott.....
Mit frommer Sehnsucht schauet sie zu dir
Wie dort zum vollen Apfelbaum, empor,
Wo gelb und roth die runde Frucht den Zweig
Herniederbeugt. — Das kleine Häuflein streckt
Die Händchen ihm entgegen, nicht umsonst!
Der goldne Pepping löset sich von selbst
Und sinkt, umjauchzt vom fröhlichen Gewühl,
Ins weiche Moos. Bald fafst ein starker Arm

Den Ast, und gleich den Schlossen im April,
Entstürzt dem Baum die süfse Last, begrüfst
Vom lauten Jubelschrei der jungen Welt,
Die hurtig Mund und Hand und Körbe füllt. —

Wie bist du doch so freundlich, o Natur,
Für dich verlangst du blos den kleinen Kern,
Ihm knüpftest du der Schöpfung Leben an —
Das zarte Fleisch, das saftig ihn umgiebt,
Bestimmtest du, die Menschen zu erfreun
Und schmücktest es mit schönen Farben aus!
So ziertest du des Säuglings Angesicht
Mit holdem Reiz; gabst seinem Gliederbau
Die runde Wohlgestalt, dem kleinen Mund
Das süfse Lallen und des Lächelns Glanz,
Auf dafs der Mutter saure Pfleg' und Müh
Sich selber lohn' im hochentzückten Schaun
Des Engels, der an ihren Brüsten saugt,
Und wie ein Sternlein ihr am Busen ruht.

So schmücket die Natur, was sie uns schenkt,
Mit eignem Reiz. Doch gleicht von allem nichts
Dem zarten Kind' an lieblicher Gestalt.

Wohl ist der Herbst die schönste Jahreszeit

Der Kinderwelt. Da wandelt die Natur
Wie eine Mutter, die von Ferne kommt,
Und mitzubringen mancherlei, versprach.
Sie kommt zurück. Die Kindlein sehen sie
Von Weitem schon; sie hüpfen mit Geschrei
Auf ihren Pfad, umschlingen Knie und Hals
Der zärtlichen, die freundlich sie begrüßt.
Dann theilet sie die frohen Gaben aus,
Und öfnet auch das Körblein noch daheim.

So auch der Herbst. Er giebt unendlich viel,
Und was der kleinen Welt das liebste ist.
Wer zählte wohl die Mannigfaltigkeit
Der Aepfel und der Birnen allzumahl?
Gar manche nennt der Teutschen dankbar Volk,
Das auch des Fremdlings Wohlthat gern erkennt,
Mit fremdem Wort; so ist des Teutschen Art. —
Der Knabe merket sich den Nahmen bald,
Er prüft genau der Früchte Wohlgeschmack,
Und was er liebt und preist, benennt er gern.

Sieh! drüben ragt am mosigen Gestein
Der Nußbaum hoch empor. Sein duftend Blatt
Glänzt auf dem weißen Stamm wie Epheulaub

Doch mehr beinah, als seiner Blätter Zahl,
Hängt an den Zweigen traubenweis gedrängt
Die runde Frucht. Da giebt es Spiel und Kampf!

Mit ernstem Blick stellt sich der Knabenschwarm
Umher und späht. So naht sich einer Stadt
Ein kühnes Heer, bereit zum Kampf und Sturm. —
Itzt suchen sie vom morschen Steingeklüft
Die Waffen und mit Muth beginnt der Streit.
Und Stöck' und Steine fliegen hoch empor,
Ein jeder harrt und duket niederwärts,
Wenn durch die Zweig' hinab der Stein sich wühlt.
Nun traf der Wurf: es rasseln durch das Laub
Die Nüfs', es stürzt der Schwarm darüberher
Blindlings: sie raffen; einer fällt, es wälzt
Mann über Mann! Ein tobendes Gewühl!
Dann steht die Schaar, und wer die Nufs errang,
Hebt mit Triumpfgeschrei die Beut' empor!

Ein Philosoph beschaut, mit Gravität,
Auf seines Stabes Bernsteinknopf gelehnt,
Das wüthige Gekämpf. Wohl schüttelt er
Sein schwerumlocktes Haupt, dafs ein Gewölk

Von weifsem Mehl sein düstres Angesicht
Umstäubt; so wandelt er mit Zorn vorbei
Und schmählt der Knaben tollen Lärm und Kampf
Um eine Nufs —, uneingedenk des Lärms,
Der nur zu oft in seiner besten Welt
Um eine taube Nufs gewaltig tobt. —

Bald eilet nun der Knaben frohes Heer, —
Und Mägdlein auch gesellen sich dazu, —
Zum dunkeln Forst, wo in der kühlen Schlucht
Die Haselstaude steht; ein bös Gesträuch,
Das in der Schule Herzeleid gebiert,
Doch bringt es itzt den Knaben eitel Lust.
Schön bräunlich hängt, von grüner Schaal' umhüllt
Die Haselnufs am zartbehaarten Stiel.
Oft schwankt an einem Aestlein dichtgedrängt
Ein ganz Gesipp von Nüssen. O! das sehn
Die Kindlein gern! Mit flinken Fingern wird
Der Wintervorrath eingepflückt; der Wald
Erklingt vom lauten Jubel und Gejauchz!

Zuweilen auch erscheint im Nufsgesträuch
Ein andrer Pflücker, lustig von Gemüth:
Des braunen Eichhorn's drollige Gestalt,

Den breiten Schweif entfaltend sitzt und schwankt
Es auf dem Ast; die Vorderpfötchen drehn
Die braune Nuſs; die Schaale knarrt am Zahn;
Bald trifft das Züngelchen den süſsen Kern,
Die schwarzen Aeuglein glühn vor Lust; dann guckt
Es flink umher und sieht den Lauscherschwarm,
Und springt hinab. Schnell regt sich hinter ihm
Die Knabenwelt. Allein zur Eiche klimmt
Es rasch empor und schaut in Sicherheit
Von oben auf die Keuchenden hinab.

Wohl war es ihm gerathen! denn fürwahr
Der Freiheit goldnes Gut stand auf dem Spiel,
Und kein Erbarmen hätt' es je erlöst!
Im engen Pferch auf ewig eingesperrt
Müſst' es, Ixion gleich, sein Rädchen drehn!
Zwar hätte wohl kein Schnee und Wintersturm
Sein Haus umbraust, wohl zwar gebrich' ihm nie
Der Nüsse Vorrath, selbst der Mandelkern
Und bessre Kost, als sie der Wald verleiht.
Allein was frommt der Erde höchster Glanz
Wo Freiheit, du nicht weilst, du Himmelskind?
Im Goldpallast der Sklaverei — da kann

Kein Leben blühn! Nur in der Freiheit Hauch
Entwickelt sich der Kraft und Tugend Keim! —

Vernehmet itzt der Kämpfe wildes Spiel,
Die von des Herbstes frischer Luft gestärkt
Die Knabenwelt beginnt! Zum Kampfplatz wird
Das flache Feld; die Bahn wird abgesteckt,
Die Renner schicken sich zum Wettlauf an;
Am Boden ruht das lästige Gewand,
Und in der Fern' am frohen Ziele winkt
Der Siegespreis — nicht eine Uhr von Gold,
Wie sie der Gallier, im eiteln Sinn,
Des Griechen Affe, statt der Palme beut. *
Was nutzt dem Knaben auch das Ei von Erz,
Das Peter Hell in Nürenberg erfand?
Verhaßt ist ihm mit Recht die Klügelei,
Die sich zuerst vermaß, die rasche Bahn
Der Zeit zerstückelnd, sie in harten Zwang
Zu zirkeln, und die Stundenuhr ersann!
Da, Ding voll Wankelmuth! Im frohen Spiel —
Da ist's ein Sputen! eine Stunde rennt
Mit Blitzeseil der andern nach. — Allein
Des Schulstaubs Sklaven und dem Hungrigen
Schleicht sie den trägen Gang, der Schnecke gleich,
Bevor vom Thurm der unterjochten Welt

Ihr Ruf ertönt. Drum ist dem Knabensinn
Das Uhr- und Stundenwerk mit Recht verhaßt.
Auch liebt der Schwächling nur, der feinen Welt
Verzognes Kind, das bunte Klapperzeug,
Das an der Hüfte hin und her ihm klirrt.
Beschwerlich ist's dem Sohne der Natur.

Er wählet sich des Herbstes goldne Frucht
Zum Siegespreis. Ein jeder Renner legt
Sein Antheil hin; sie stehn und harr'n des Winks!
Der Stab des Richters zuckt. In raschem Flug
Enteilen sie den Schranken. Also lief
Einst Atalanta; unter ihrem Tritt
Bog sich die Aehre kaum; der Staub empfieng
Die Spur des Fußes nicht. Hippomenes
Besiegte sie durch seiner Aepfel Gold. —*
Hier winkt am Ziel der goldnen Aepfel Glanz
Und triumphirend steht, wer sie errang;
Mit schwerem Keuchen schnaubt sein Athemzug.
Bald tritt ein frischer Kämpfer in die Bahn
Mit kühnem Schritt. Ein neuer Lauf beginnt.

In solcher Schul' erlernte Griechenland
Die hohe Weisheit, schön und stark zugleich
Des Lebens Bahn zu wandeln. Nennet nicht

Homer den Helden, der in Lauf und That
Der schnellste war, den göttlichen Achill? *
Wer rasch und muthig Hand und Fuſs bewegt,
Dem regt sich auch die Seele schlank und kühn! —
Dem Kampfe schaut ein blühend Mädchenchor
Bewundernd zu, und stolzer glänzt der Blick
Des Rennens, der den Siegerpreis errang.
Er theilt ihn freundlich aus, dafür empfängt
Er Frauendank und Lob zum süſsen Lohn.

Doch bald enteilt das zartere Geschlecht
Dem Kampfgewühl. Zum Mädchen-Reigen schlingt
Sich Hand in Hand, und hüpfend wallt und schwebt
Der Füſschen holdes Spiel auf glattem Plan
Im runden Kreis umher. Begleitend tönt
Der süſsen Stimmen lieblicher Gesang
Zum Tanz, indeſs im pfeilgeraden Lauf
Die Knabenwelt dem Ziel' entgegenstrebt.

So ziemt es ihm. Es strebt in grader Bahn
Der Mann zum Ziel. Des zarten Weibes Gang
Ist Gehn und Kommen! stete Wiederkehr!

In runden Kreisen schwebt ihr leiser Tritt
Um Haus und Garten, und den süfsen Schlaf
Des Säuglings. So erscheint im Ringeltanz
Des Mädchenchors die holde Weiblichkeit.
So schwebt der Grazien und Nymphen Chor
Auf grüner Flur in lieblichem Verein.
Der Horen Tanz umhüpft den jungen Tag; *
Wenn ernst wie Nachtgraun wandelnd vom Olymp
Apollo steigt; an seiner Schulter klingt
Der Köcher, und sein silbernes Geschofs. *
Zum Webstuhl kommt und geht Penelope,
Indefs Ulyss der Meere Pfad sich bahnt. — —

Sieh wo sich dort, wie Sammet, weiches Moos
Elastisch bläht, dem Teppich von Damask
Vergleichbar; schlank und majestätisch strebt
Die Buch' empor und wölbt den hehren Dom,
Von dem das Licht gedämpft herniederströmt —;
Hier übt ein andrer Schwarm die stille Kraft,
Mann gegen Mann. Sie ringen; muthig tritt
Ein Knab' hervor, er blickt voll Trotz umher
Und schwingt die nackten Arme. So durchsägt
Ein armer Wicht, der in der Bretterwelt
Den Hamlet spielen soll, die leere Luft.

Man lacht ihn aus; sein Flackerwerk verräth
Den Mangel inn'rer Gluth. Nicht also hier;
Die Knabenwelt verschmäht den eiteln Dunst;
Aufruf zum Kampf ist sein Gebährdenspiel.

Bald tritt ein Ringer auf. Der Kampf beginnt
Es stemmt sich Brust an Brust, und Leib an Leib,
Den Arm durchkreuzt der Arm, der Fuss den Fuss;
Der Boden bebt. Sie stehn, zwo Tannen gleich,
Die auf des Berges Gipfel ein Orkan
Gewaltig fasst; oft schwankt ihr dunkles Laub
Hinab, hinauf; des Sturmes Brausen wächst,
Und plötzlich kracht ihr Sturz den Schlund her-
ab. —

So übte einst das fromme Zwillingspaar
Der Dioskuren ringend seine Kraft.
Drum scheuten sie als Männer das Gebrüll
Des Meeres nicht. — Der frevelnde Pirat
Von ihrer Hand gezähmt, verliefs den Raub,
Zum Stöhnen zwang ihr Knie das wilde Rofs,
Und selbst die Woge sank vor ihrem Dräun;
Ihr frommer Bund entrifs dem Fürstensohn
Die Schwester, und mit seinem Bruder theilt
Der edle Pollux die Unsterblichkeit. —

Der Schiffer fleht vom strahlenden Gestirn
Im Sturm sein Heil! — Sieh, hier der Jugend Frucht,
Wenn sie im Schweifs zu Männerthaten reift! —

So lockt das Herbstes kräftige Natur
Die Knabenwelt zu kühnem Spiel und Kampf.

Itzt langt der Weidmann auch sein blank Geschofs
Vom Nagel, in den Wäldern tobt die Jagd.
Den borst'gen Eber samt dem stolzen Hirsch
Erreicht das schnelle Blei; der Widerhall
Erwacht im Thal vom donnernden Geschütz.

Wohl regt sich dann auch in des Knaben Brust
Ein kühner Trieb, der Männer ernstes Spiel
Zu theilen, und den Blitz und Donnerkeil
Aufs scheue Wild zu schleudern. Lächelnd hört
Der Vater seinen Wunsch und hängt das Rohr
Ihm auf die Schulter. Stolz und ernsthaft geht
Der Knab' einher; itzt legt er das Geschofs
An seine Wang', allein zur Erde sinkt
Der Doppellauf, und stöhnend reicht er nun

Dem Vater es zurück und seufzet schwer,
Und wünscht mit Ungeduld, ein Mann zu sein. --

So forderte im kecken Uebermuth
Einst Phaëton das muthige Gespann
Des Vaters und ihm ward sein Wunsch gewährt. *
Doch bald entfiel der Zügel seiner Hand
Die Erd' entbrannt' und bis zum Himmel schlug
Die Flamm' empor. Den kecken Knaben warf
Zeus Donnerstrahl ins Todtenreich hinab.

Drum strebe nicht des Knaben toller Wahn
Das zu vollbringen, was der Männerkraft
Gebührt. Er büßet schwer den Uebermuth.
Oft hat der schwarze Saamen, den ein Mönch *
Des Höllengottes finsterm Reich' entzog,
Dem Leichtsinn und dem kecken Unverstand
Des Todes und Verderbens Frucht gebracht.
Selbst in des Mannes fester Hand verräth
Er seines Ursprungs tückische Natur. —
Verderben drohet, was in tiefer Nacht
Die Erd' erzeugt, von oben kommt das Licht! --

Die Armbrust ist das fröhliche Gewehr
Der Jugendwelt. Ein fester Eichenast

Wird ausgehölt. Der schlanke Bogen krümmt
Sich drüber hin, vom zähen Eichenbaum
Geformt. Die Sehne schwirrt, und schnellt den
Pfeil.

Mit ihm bewaffnet eilt der frohe Schwarm,
Ein rüstig Volk, zum Stoppelfeld hinaus.
Vor ihnen wandelt, schwarz und weiss bemahlt,
Die runde Scheib', in jedem Auge glänzt
Die Siegeslust und muthige Begier,
Als Fürst des Kampfes bald begrüßt zu seyn.

Die Mägdlein hüpfen fröhlich mit in's Feld,
Den Kampf zu schaun. Auch flechten sie den
Kranz
Von Epheuranken für des Königs Haupt.
Sie sammeln von dem wilden Rosenstrauch
Der Hagebutten rothe Perlenfrucht,
Und reihen sie, die Nädel in der Hand,
Auf eine Schnur und winden um den Kranz
Die Perlenreih'; aus dunklem Grün erglänzt
Das helle Roth. Oft hebt ein zarter Arm
Die Kron' empor; dem kleinen Schützen glüht
Die Stirn; er zielt — die Sehne schwirrt, der
Pfeil
Erreicht den Mittelpunkt! Triumph ertönt.

Die Krone ziert des Königs lockicht Haupt
Und jeder bringt Geschenk' und Huldigung.

Zur Heimath wallt frohlockend mit Gesang
Der Feierzug! Ein blonder Knappe hebt
Die Scheib' empor, das ganze Haus begrüßt
Den kleinen König; sieh! der Mutter glänzt
Die Freudenthrän' im Aug' ob solchem Sohn,
Und bald beginnt ein köstliches Bankett.
Des Festes Fürst empfängt den Ehrenplatz
Im bunten Kreis, und setzt sich obenan.
Auf einem Schemel ruht sein zarter Fuß,
Und fröhlich schmaust die blonde Majestät.
So ist die Weis' im Reich der Kinderwelt!
Hier wird allein der Würdige belohnt,
Und wer es recht macht, der empfängt den Kranz.
Kein armer Wicht besteigt den Herrscherthron. —
So bildete Lykurg das Fürstenvolk
Lakoniens; mit Speer und Pfeil gewann
Der Knabe sich sein kärglich Mittagsmahl.

Die Armbrust übt des Knaben Blick und Arm;
Zuweilen auch erzielet sein Geschoß
Den frechen Spatz, der von des Daches Höh'

Nach Beute spähend tschirpt. Er sinkt hinab
Und dunkler Tod umhüllt den geilen Blick. —

So sank des edlen Schweizervolks Despot
Der feige Vogt, vom Pfeile Wilhelm Tells.
Die Senne klang! Mit ihrem Klang erscholl
Der Freiheit kühner Ruf durchs Alpenthal,
Auf Uri's Höhen glomm, Tyrannentod
Verkündend, nun des Bundes-Meteor! *
Gestählt im Kampf der Jugend schlug die Schaar
Des nackten Völkchens ein bepanzert Heer! — —

Noch andre Kämpfe mannigfach und kühn
Beginnen, eh' der Herbst vorübereilt.
Die Luft erhärtet sich, die Schwüle schwand,
Und rascher regt sich itzt der schlanke Leib,
Als in der Fiebergluth des Sommertags.

Bald schwingen sie, ein Balearenheer, *
Die Schleuder um das Haupt, der Kiesel flieht
Empor und heult. So wimmert im Gewölk
Um Cromla's Höhen des Erwürgten Geist! — *
Oft gilt der kühne Wurf dem Wetterhahn,
Der auf des Thurmes Spitze, in stolzer Ruh

Sich brüstend, glänzt; der Kiesel trillt
Ihn dreimal durch das windige Revier
Der Ros' umher. Er schaut von seiner Höh
Bestürzt hinab. So stutzte der Tetrarch *
Auf seinem Thron, als sein bekröntes Haupt
Und glimmernd Goldgewand mit schwerem Flug
Die Eul' umschwirrte — Was in stolzer Höh'
Nur glänzt und prunket, reizt des Kühnen Pfeil. —
Am Fuss des Thurmes tobt der Knaben Lärm.

Itzt werfen sie aus freier Hand den Stein.
Des Teiches Spiegel ist das ferne Ziel.
Der dumpfe Fall, der Wellen Zirkeltanz,
Der weiter stets und weiter aus sich dehnt,
Verkündet, wer den Preis gewann. So warf
Mit fester Hand der Griechen spielend Volk
Den Diskus und gewann die schlanke Kraft.
Itzt naht dem Ufer sich die frohe Schaar
Und wählt zum Spiel den platten Kieselstein.
Von schlanker Hand in schrägem Wurf geschnellt
Hüpft er in leichtem Tanz den Teich hinab,
Mit lautem Ruf wird jeder Sprung gezählt,
Bis er zuletzt ermattet niedersinkt.
Doch unerschöpft beginnt von neuem stets
Das muntre Spiel, und reget Brust und Arm

So quillt aus hartem Kies der Kinderwelt
Ein Born der Lust. Ihr Glücklichen! gewährt
Derschimmernde Juwelenschmuck euch mehr?—

Oft rollet von des Berges jäher Wand,
Von Knabenhand dem Abhang zugewälzt,
Ein Klumpen Tuf und runder Säulenschaft,
Ehmals die Zier der stolzen Ritterburg,
Die nun, — des Frevels Schuld! — verödet steht:
In dunkler Halle wohnt der finstre Kauz —
Ihr Prachtgemäuer ward zum Kinderspott. —

Erkennet hier die Hand der Nemesis!
So strafet sie. Zuweilen braust ihr Zorn
Im Sturm daher, Nachtgraun ist ihr Gewand,
Der Blitz ihr Schwerdt. Oft wandelt sie verhüllt
Und unsichtbar. Im schäumenden Pokal
Erschien die Rächerin dem Königssohn,
Durch dessen Schwerdt sie Persis Uebermuth
Zu Boden warf und eine Welt bezwang. —
Sieh! hier vollzieht der Unschuld frohes Spiel
Der Göttin Richterspruch; durch Knabenhand
Zerstreuet sie das frevelnde Gemäu'r
Das einst Jahrhunderten zu trotzen schien.

Hinunter rollt mit polterndem Getös
Der Trümmerblock; es zittert Berg und Thal,
Und schweigend harrt und schaut der Knaben-
schwarm,
Bis schneller sich der Stein dem Sumpfe naht
Am Fuss des Bergs. Mit dumpfem Krachen stürzt
Er in den Abgrund, faulender Morast
Sprüht kochend über ihn. Das ist sein Grab.

So rollt der Frevel seine jähe Bahn:
Mit jedem Schritt verdoppelt sich sein Lauf,
Bis gähnend ihn der tiefe Schlund empfängt —
Indefs in reiner Höh' die Unschuld wallt,
Des Lebens Hauch umweht ihr Angesicht. — —

Sieh dort am Hügel ruht im Sonnenschein
Ein Kreis von Mägdlein. An des Stromes Rand
Erspähten sie der Steinchen bunt Gemisch
Und wählten sich die allerschönsten aus.
Auch Schneckenhäuschen, niedlich von Gestalt
Und feinumringelt, fand ihr Fleiss; dazu
Des Spillbaums rothe Frucht, die Preisselbeer',
Die Hagebuttenperl' und allerlei,
Was rund erwächst, und hell und farbigt glänzt.
Itzt forschen sie, was sich zusammenschickt

Und fügen es in eins mit kluger Wahl.
Die zarten Stämmchen tönen stets darein,
Bis wohlgefügt das Werk, ein Ganzes, steht. —
Gleichwie aus Stückchen Marmor und Agat
Die Künstlerhand ein Blumenkörbchen schafft;
Darüber schwebt ein bunter Schmetterling,
Musivisch auch von Marmor eingelegt!
Und wer es sieht, verwundert sich der Kunst. —

O holdes Weib! in deiner zarten Brust
Ertönt der Ordnung süfse Harmonie,
Und Reinlichkeit ist dein geliebter Schmuck!
Mit reger Hand hebst du das Kleine auf
Und stellst es hin in lieblichem Verein.
Da glänzet alles hell und klar, und lacht,
Das Hüttchen wird zum freundlichen Pallast,
Der stille Heerd ein glänzender Altar.
O du der Ordnung leise Harmonie,
Entweiche nicht der zartgewölbten Brust,
Die Gott zum Heiligthum der Lieb' erkohr;
Das jeden Makel scheut, des Weibes Schmuck! —

Der Herbst enteilt; noch schmücket die Natur
Bevor sie geht, den Hain mit buntem Laub,
Und lustig glänzt das farbige Gemisch

Der Blätter, eh' es welk herniedersinke.
Sieh dort den Kirschbaum! Gelb und purpurroth
Erglüht sein Laub. Mit Dank' und Wonne blickt
Die fromme Kinderwelt zu ihm empor.
Bei seinem Farbenspiel gedenket sie
Der süßen Frucht, die er so reichlich gab;
Die Zunge fühlt der Kirsche Wohlgeschmack
Von neuem itzt. — O, holde Phantasie,
Du Schöpferinn! auf deinem Wink erwacht
Vom Todesschlaf der Freude Genius.
Verschwund'ne Welten rufest du hervor!
Melodisch, wie der Flöte Silberton
Im Abendwind' auf Zephyrsflügeln schwebt —
Ist deiner Stimmen leise Harmonie!

Du Freundliche! o nimm auch meinen Dank! —
Durchwandl' ich nicht, bevor der Herbst auch mir
Des Lebens Sommerglanz und Blüthe raubt,
An deiner Hand der Kindheit holden Lenz?
Du, Göttliche in kindlicher Gestalt,
Verliehest mir, dem Mann, ein kindlich Herz,
Der Einfalt stillen Sinn. Mit Wonn' umfaßt
Mein Blick des Lenzes Halm und Blüthenblatt
So wie des Herbstes buntgestreiften Wald! . . .

Doch nicht allein mit buntem Farbenspiel
Schmückt die Natur das herbstliche Gefild;
Rings auf den Bergen glüht der Trauben Gold,
Der Trauben Purpur! O, wer nennt die Pracht,
Die überschwenglich deinen Pfad umgiebt?
Wer preiset dich, du milde Geberinn,
Genug? Wer zählt die Wunder deiner Huld?
Bevor du scheidest, krönest du das Land
Mit deinem Segen, dafs der Mensch, dein Sohn,
Nicht zweifl' an deiner mütterlichen Huld,
Die gebend nun die Wiederkunft verheifst.

Mit Wehmuth blick' ich auf die Wonnezeit
Zurück, — o ihr Geliebten, als mit euch
Mein freudetrunkner Blick das Traubenland,
Die Rebenhügel, und das Paradies
Am edlen Rhein, — mit euch, ihr Guten, sah!
Von deinen Trümmern, alte Godesburg,*
Beschauten wir das reizende Gefild,
Das weit umher, ein Garten Gottes, ruht,
Und hohe Lust erfüllte jedes Herz!
Durch Traubenhügel wand sich unser Pfad,
Vom Jubelschrei der Winzer rings umjauchzt! —
Ach! gleich der Kindheit süfsem Traumgebild,
Steht nun das schöne Land vor meinem Geist!

Ein lebend Bild, fest wie der Liebe Bund;
Ihn stöhret nicht der Jahre schneller Flug!

O holder Herbst! wenn du, mit Rebenlaub
Die Stirn bekränzt, die Traub' in deiner Hand,
Hinwandelst, segenschwer, auch dich begrüßt
Nicht blos der Winzer; auch des Kindes Mund
Besingt dein Lob; ein jugendliches Chor
Hüpft jauchzend um dich her, die Traube schwankt
In seiner Hand, das Winzerlied erschallt!
Im kleinen Schälchen schäumt auch ihm der Most!

Scheu netzet mit dem trügerischen Saft
Des Fittichs Saum die zarte Phantasie,
Und schwebt empor; der lose Muthwill tanzt
In kleinen Sprüngen gaukelnd hin und her,
Und schafft Gebild' in schäckigter Gestalt.
Die Hefe färbt des Knäbleins Antlitz roth,
Und birgt der Wange Milch- und Rosenglanz.

Hinweg von ihm! im süßen Schaume gährt
Ein böser Geist! Wer ihm verwegen naht,
Dem raubet er die menschliche Gestalt,
Entwürdigt ihn zum wilden Thier herab.

So schlich um Circe's trügerischen Kelch
Im zottigen Gewand der Bärenhaut,
Und mit des Schweines Borsten angethan,
Entmenscht das niedre Volk. Ulyss allein,
Dem nüchternen, verblieb der Gottheit Bild
In unentweihter, menschlicher Gestalt. —
Dem Kinde beut die Reb' ihr schillernd Gold,
Dem ernsten Mann des Weines Göttertrank!

Bald neiget sich der Herbst, es rauschet schon
Des Winters kalter Hauch. Im Walde sinkt
Das welke Laub. Oft, wenn der Abendstern
Aus dem Gewölk sein strahlend Haupt erhebt,
Weht durch den Hain ein schauriges Geseufs,
Und wirbelnd kreist und hüpft das dürre Laub.
Bedeutungsvoll! denn, siehe, bald beginnt
Des wilden Jägers sausender Galopp
In öder Luft! der Hunde matt Geheul
Umwimmert ihn — der Wandrer hört's und bebt. —
Oft hab' auch ich gezittert, wenn sein Flug
Vorüberzog! — Mir schaudert mein Gebein! —
Schnell schwieg der Knaben Spiel; wir drängten uns
Dicht an einander, bis das schaurige Phantom

Allmählich schwand. Nun erst begann das Wort
Der alten Sag': Es war ein stolzer Graf —
Verwittert sind die Trümmer seiner Burg —
Die Jagd war seine Lust; sein tobend Spiel
Zertrat des Landmanns Hoffnung, und sein Wild
Verschlang mit blinder Gier des Landes Fett.
Am heil'gen Tag durchschnob sein Ungestüm
Die junge Saat. Auf ihren Knieen lag
Ein armes Weib vor ihrem Acker, hob
Erbarmung flehend Händ' und Blick empor,
Und sieben Waisen flehten um sie her,
Die sie im Hüttchen mit des Ackers Frucht
Ernährte — „Ach! Erbarmung, edler Graf!
„Dafs Gott sich dein erbarme!" — flehten sie.
Er aber rieb die düstre Stirn und schnob —
Die Wittwe sank vor seinem Mordgeschofs —
Er schnob den Wald hinein — im Wald erscholl
Ein Weheruf mit schaurigem Geseufz; —
Das Jagdgetümmel schwieg — am Abend war
Der stolze Graf nicht mehr; die Burg versank —.
Den Frevel büfsend heult seit diesem Tag
Die wilde Jagd im öden Luftrevier,
Dann, wenn das Laub des Waldes welkend fällt,
Und sich der Herbst dem trüben Winter naht. —

Dann schwebt auch oft ein schrecklich Meteor
In stiller Nacht am Himmel; Funken sprühn
Wohin es schweift. Es ist ein luftig Spiel,
Gleich Wasserblasen nur aus Dunst gewebt.
Der Knabe sieht es gern, das Flackerwerk,
Und ahmt es spielend nach. Der Kürbiskopf,
Der sich am schwachen Reis gewaltig bläht,
Wird ausgehöhlt, und ein entsetzlich Maul
Ihm eingekerbt, dazu die Nase noch
Und zweier Augen schreckliche Gestalt.
Bald flammt ein Licht im holen Kopf und haucht
Ihm Leben ein, und wer ihn sieht, erschrickt.
So trägt Minerva das Gorgonen Haupt;
Wer es erschauet, starrt zu kaltem Stein. —

Auch treibt alsdann ein wunderliches Heer
Von Schattenwesen auf der Wiese Plan
Im Mondenschein sein seltsam Gaukelspiel.
Da wo am Flötzgebirg die Wiese sich
Ein schmaler Streich, um graue Felsen dehnt —
Des Stroms Gemurmel rauscht von ferneher,
Der Mond umstrahlt die Fenster der Abtei —
Und düster steht der alte Kattenthurm —;
Da sammelt sich der Knaben kühne Schaar,
Wohl wissend, daſs ein kalter Schauder sie

Ergreifen wird; allein es ist ihr Wunsch;
Es offenbart der Jugend sich im Graun
Und banger Scheu geheimer Kräfte Spiel,
Und das Erschütternde gewährt ihr Lust.

So stehn sie Arm in Arm; der Nebelduft
Wogt leis' empor, und an den Hügeln schwebt
Ein Schattenheer in feierlichem Zug,
Am Wuchs den Riesen gleich, doch ist ihr Leib
Nur Nebeldunst; der Sterne flimmernd Licht
Fleußt ungeschwächt hindurch, und Seufzer wehn
Um das Geklüft — ein Schauder überläuft
Die Horchenden; sie wandeln schweigend heim . . . .

Noch sehen sie am Weg' im trägen Sumpf
Der Wiedumlichter Tück' und Gaukelei,
Die trügerisch sich um Moräste drehn,
Den Wandrer zu bethören. Doch umsonst!
Der Knabe kennt den Trug und spottet sein.

Der frommen Unschuld schadet das Gezücht
Der Tiefe nicht, das aus dem faulen Sumpf
Und kaltem Schlucht bei Nacht und Nebel steigt,

Und Sternenglanz, so wie das süſse Licht
Der Heimath nachzuahmen sich vermiſst,
Doch bald zerplatzt. Der Unschuld stillen Pfad
Beschirmt ein holder Geist, der ungesehn
Sie warnend, heil'ge Scheu ihr in das Herz,
So wie den Purpur auf die Wangen haucht.
Ach! wehe dem, der seinen Schirm und Wink
Verschmäht!.. Die Wang' erblaſst, dem Herzen tönt
Der Freude Ruf nicht mehr! Sein Angesicht
Verhüllend flieht der Genius und weint. — —

Bald scheint der Herbst, vom Winter fast besiegt,
Auf immer zu entfliehn. Der Sommerpfad
Wird öd' und leer, und Wolk' auf Wolke thürmt
Am Himmel sich, es strömt ein Regenguſs
Vom Berg hinab, und kalte Winde wehn. —

Kaum wagt der Knabe noch den raschen Schritt
Zur Thür hinaus. Er trägt ein Kunstgebild
In seiner Hand. Ein kleiner Archimed
Schnitzt' er daheim, den Gang der trägen Zeit
Verkürzend, sich den simpeln Automat,
Ein Mühlchen, fein geformt! Vier Flügel drehn
Sich flink herum; am andern Ende tanzt
Ein drolligt Paar, zween bunte Harlekins

Ohn' Unterlafs. Sobald der Wind sich hebt,
Erhebt sich auch das Zwillingspaar zum Tanz
Und ihr Geklapper dröhnt, dafs ungesäumt
Hals über Kopf der Vögelschwarm entflieht.

Wie wenn ein Schwätzerpaar die Zungen regt,
Und der Ardelionen Eitig Volk *
Um eitel Nichts und leeren Schaum sich dreht,
Wer sie gewahrt, entfleucht mit schneller Hast;
So lärmt und tobt die Klappermühl' im Sturm,
Des Knaben Lust! — Vergebens weht und stürmt
Die Windesbraut durchs herbstliche Gefild —
Ihn zwingt sie nicht in dunkle Kammern ein,
Wo schlaff und gähnend die Empfindelei
Des Lebens alten Wechselgang beklagt,
Und seufzend sich nach mildern Zonen sehnt,
Wo ewiglich die Pomeranzen blühn. —

Uneingedenk der lauen Fern' umfängt
Die Jugendwelt das rauhe Vaterland
Mit Lieb' und Kraft, der teutschen Eiche gleich,
Die ihren Fufs um Felsen schlingt, das Haupt
Gen Himmel hebt. Der kühne Knabe blickt
Dem feuchten Sturm, der ihm das Haar zerzaust
Ins Angesicht; er pflanzt sein Mühlchen auf.

So wandelt er des Herbstes trüben Ernst
In frohen Scherz, und rythmisch führt, wenn auch
In klappernden Daktylen, ihm der Sturm
Die flüchtigen Minuten nun vorbei,
Bevor des Herbstes trüben Wankelmuth
Des Wintertags gediegne Kraft verdrängt. —

Jedoch noch einmal kehrt der Sonnenschein
Ins herbstliche Gefild' und heiter glänzt
Der blaue Himmel wie ein Sommertag.
Der Morgen strahlt mit reinem stillen Glanz,
Des Berges Haupt umhüllet grauer Dampf,
Wie von Altären wallt der Nebelduft
Hinauf und schwindet: glänzendes Gespinst
Bedeckt das Feld mit zartem Silberflaum,
Und schwankt und schwebt im hellen Sonnenlicht.
Den flieh'nden Sommer nennt der Ackersmann,
Dies letzte Spiel der scheidenden Natur.
Noch einmal schmückt sie tändelnd das Gefild,
Bevor es sich zum Winterschlummer neigt.

Hinaus enteilt die frohe Kinderwelt:
Mit kühnem Sprung' erhascht des Knaben Arm

Das schwebende Gedüft aus hoher Luft
Im Flug, und mifst des Sprunges Höh', indefs
Ein Mädchenschwarm auf ebnem Boden tanzt,
Und mit dem zarten Flaum sich selbst umflicht,
Belachend, wie der Schleier silberweifs
Auf braunem Haar in tausend Fäden glänzt,
Und kitzelnd auch die rothe Wang' umspinnt. —

Hoch in der Luft ertönet Flügelklang!
Der Kranich zeucht in fernes Land, ein Heer
Von hunderten! Sie ziehn in langen Reihn,
Erforschend mit Geschrei des Himmels Bahn,
Die zu des Strymons klarer Fluth sie führt. *
Tief unter ihnen tönt der Knaben Ruf,
Der Mägdlein Reigen singt das Kranichlied;
So tönet der Pygmäen Schlachtgesang
Wenn Tod und Jammer drohend sich der Zug
Hernieder senkt auf Asiens Lilliput.

Ach sie verkünden, dafs nun bald der Herbst
Vorüberzieht. Zwar lächelnd blickt er noch
Vom klaren Himmel auf die Erd' herab;
Allein es ist sein letzter Scheidegrufs —
Das welke Laub des kahlen Hains verräth
Den leisen Gang der zögernden Natur.

Im reinen Aether schwimmt der Vögel Heer
Zum Frühlingsland' am fernen Ocean.

Gern schwänge auch der kühne Knabe sich
Zum hohen Strom der reinen Himmelsluft
Empor. Oft neidet er den raschen Schwung
Des frommen Taubenvolks, vor allem wenn
Der Tummler sich mit hellem Flügelklang
Muthwillig dreht und in den Wolken wälzt;
Wie wenn er auf der bunten Leinewand
Den Liebesgott, von Lange's Schöpferhauch*
Beseelet, Paphos Höhn umschweben sieht,
In kindlicher Gestalt; der Köcher blinkt
Auf seiner zarten Schulter; — o, dann klopft
Auch ihm das Herz. — So streckt er auch itzt
Die Arm' und schwingt sich aufwärts, — aber ach!
Er merket bald der Erde stärkern Zug,
Ein Maulwurfshügel hemmt den kühnen Schwung
So stürzt er längelang ins Gras dahin,
Und wälzt sich lächelnd nun auf ebnem Grund.

Jedoch entsinkt mit nichten ihm der Muth!
Was er nicht selbst vermag, vollendet nun
Ein Wesen, das mit künstlerischer Hand

Er sich erschuf. Er bildet ein Geschöpf,
Das wunderbar! von seiner Hand gelenkt
Mit kühnem Flug sich zu den Himmelshöhn
Erhebt, und auf den grauen Wolken tanzt.
Ihn selber trägt die rege Phantasie
Zugleich mit seinem Kunstgebild' empor!

Mit stolzem Nahmen nennt die Knabenwelt
Das kühne Werk den Himmels-Drachen!
— — Borg
Nicht auch des Drachen feurige Gestalt
Der Donnergott, bevor Olympia *
Zeus Ebenbild, den Heldensohn, gebahr?
Zog nicht ein Drachenpaar, die Zauberinn
Medea, durch das zitternde Gewölk? —
Zuweilen auch, den Knaben wohlbekannt,
Schwebt durch das düstre Graun der Mitternacht
In Drachenform ein flammendes Phantom *
Und schüttet, von der Nemesis gesandt,
Ins dumpfige Gewölb', allwo der Geiz
In todten Schätzen wühlt, verruchtes Gold,
Auf dass sein Maass sich fülle, bis erstickt
Vom Gold' ihn selbst der Erebus verschlingt.

Der Knabe flicht das dunkle Geisterreich,
Das in des Volkes Sag' und Ahndung lebt,
Und in der Luft und tiefen Räumen wohnt,
Gern in den Thatengang der eignen Welt.
So ward dem Luftgebilde seiner Hand,
Zum kühnen Flug zugleich das kühne Wort.

Wer war der Luftpilot der Kinderwelt,
Der sich zuerst vermafs, sein kühnes Schiff
Hinauf zu senden in die Region
Der Wind' und Donner? Seinen Ruhm erhebt
Nicht Marmorschrift und kein Annalenbuch!
Wozu der Jugendwelt das todte Blatt?
Der kalte Stein? — In jeglichem Geschlecht
Lebt sie von neuem auf! Die Gegenwart
Ist ihr der Vorzeit Marmorschrift und Buch!
Ihr blüht, wofern es nicht die grofse Welt
Verkrüppelt, stets das Leben jung und schön,
Ein Götterkind, in unverwelkter Kraft, —
Sieh! Ganymed und Hebe altern nicht!

Den Pflug und Karst, den vor Jahrtausenden
Die Jugendwelt ersann, erfindet sie
Mit jedem Tag von neuem. Wer zuerst
Das starre Schwerdt, der Menschen Qual, erschuf,

Nur diesen nennt der Weltgeschichte Mund. —
Im Reich der Einfalt gilt nicht Nahm' und Zahl,
Sie hafst den schweren abgemessnen Gang
Der Zeiten, die im ringsumzäunten Raum
Der Aeren und Epochen steif sich drehn.
Nur Heut und Gestern nennt die Jugendwelt
Die Gegenwart und die Vergangenheit,
Und tausend Jahre sind vor ihr ein Tag. —

O schöne Zeit, wo noch der süsse Schlaf
Und Morgengruss der Tage Zahl bestimmt!
Wo man nach Blüthen, Festgesang und Spiel
Die Wiederkehr der ernsten Jahre misst,
Und was die Stunde bringt, mit Lust empfängt,
Uneingedenk wer dies und das ersann!

Voll reger Schöpfungskraft, wie die Natur,
Ersinnt die Jugendwelt das Neue nicht, —
Ihr Götterwort erschafft und bringt hervor;
So wird durch ihre Hand das Alte neu.
Und was der Jugend Geist ins Dasein rief,
Gestaltet dann der ältere Verstand
Zum Nützlichen. Des Kreisels rascher Lauf
Bezeichnete des Mühlenrades Schwung:
Eh um das Ziel des Rennars Wagen flog,

Wetteiferte der Reifen schneller Tanz.
Erstieg nicht mit dem Drachen von Papier
Franklin, der Mann, die hohe Wolkenburg *
Des Wetters? Zog er nicht den Blitz herab,
Und zeichnete dem Donner seine Bahn?
Entsprang nicht auch dein Ernst, Harmonika,
Der zu dem Sphärenchor den Geist erhebt,
Dem leichten Scherz des frohen Kinderspiels?—
Drum achte nicht gering die Tändelei
Der zarten Kindeshand und ihre Kunst!
So wie sie spielend itzt den Drachen schafft,
Der zu den Lüften herrlich sich erhebt,
So schuf sie einst mit leichtem Sinn den Pflug,
Der nun den Schoos der Erde dir durchwühlt;—
So wölbte sie des Schiffes kühnen Bau,
Das tanzend dich durch weite Meere trägt!

Wohlan betracht' auch itzt den leichten Ernst,
Womit des Knaben angebohrne Kunst
Sein Luftschiff baut. Den zähen Weidenast
Und Haselstab erkiest er zum Gerüpp
Des Drachen! Sieh! in spitzem Winkel dehnt
Der Schnabel sich, gleichwie des Haien Schlund
Hervor. Nun wird ihm Brustbein, Schulter-

blatt

Und Rückgrat angeformt, im Ebenmaſs
Und strengsten Gleichgewicht. Darüber schmiegt
Sich von Papier, des Drachen Fleisch und Haut.
Noch fehlt der Schweif: der Mutter Näheschrank,
Des Vaters Bücherpult wird durchgewühlt,
Bis endlich dann des kleinen Schöpfers Ruf:
So ist es gut! erschallt. Der Drache steht
Vollendet! Sieh, er birgt den Knaben, der
Ihn schuf und trägt; so raget er empor!
Zween andren wird der lange Schweif vertraut,
Der gleich dem Lindwurm sich entsetzlich dehnt
Und ausgeschmückt mit Flittern stattlich
rauscht. —

Wie im erbaulichen Exempelbuch
Des frommen Hübners, lustig anzuschaun,
Die Königinn, Frau Esther zu dem Thron
Des Ahasverus geht, ein Zofenpaar
Geleitet sie, zwo andre tragen ihr
Des prächtigen Gewandes Schleppe nach;
So zeucht nun auch in festlichem Geleit
Der Drach' ins Feld, und Jubel tönt umher!

Jetzt wird genau des Windes Gang erforscht.
Entgegen hält der eine ihm die Brust

Des Luftgebildes, harrend bis der Hauch
Gewaltiger sich hebt: ein andrer faſst
Die Schnur; und aufgerollt am Boden liegt
Ein dicker Kneul: des hohen Wolkenflugs
Verkünder! Also stehn und harren sie!

Schnell thut der Wind sich auf, und prasselnd schwankt
Des Drachen Flügel, so wie wenn ein Schiff
Eh es den letzten Anker lichtet, schon
Ein Segel spannt; es strebt hinaus, noch hält
Des Eisens krummer Zahn das flüchtige,
Bis frei und kühn es durch die Wogen rauscht.
So schwebt gewaltig nun der Drach' empor;
Gen Himmel steigt mit ihm der Jubel auf!
Und alle schaun und starren seinen Flug
Und seines Schweifs gewaltig Schwanken an.

So starrt das Volk, wenn plötzlich ein Komet
Am Himmel strahlt, und spricht von böser Zeit
Und Krieg, und schaut, des Sternes Feuerschweif
Ermessend, ihn mit Wonn' und Zittern an.

Bald folgt dem Drachen nun ein Drachenheer
Von mancherlei Gestalt. Hier rauschet kühn

Ein Aar empor; dort ein Medusenhaupt
Mit glüh'ndem Aug' und schwarzem Schlangenhaar,
Der Wange Menigroth umschliefst das Maul,
Das aufgereckt den blut'gen Rachen zeigt.
Ein laut Gelichter folgt der Ungestalt,
Bis sie beschämt sich im Gewölk verbirgt. —
Darneben schwankt und schwebt mit leichtem Flug
Ein Mädchenbild; die Sonne strahlt hindurch,
So wie der Mond durch Morven's Geisterheer.—*

Hier steigt ein ganzer Bildersaal empor!
Ehrwürd'ge Häupter, die des Glaubens Zwang
Zu Dordrecht und Trient verfochten, hat
Die Knabenhand mit Basil' und Gnottus
Alhier vereint: so schweben sie hinauf
In Fried' und Lust zur höhern Region,
Wo aller Zwist und Unterschied zerfleufst, —

Horch! heulend flieget dort ein Drachenbild;
Der Wind, der es erhob, beseelt zugleich,
So will des Knaben Kunst, sein hohes Maul,
Und gleich dem windigen Phantasten pfeift
Es durch die öde Luft, und wird verlacht.

Sieh! hier beginnt mit mächtigem Geräusch
Ein Luftgebild den hohen Aetherflug,
Und voll Erwartung stehn die Schauenden!
Allein es dreht sich wackelnd dreimal um
Dann schießt es schnell und häuptlings niederwärts
Und wühlt den Kopf in eine Maulwurfsgruft;
Gelächter schallt und höhnendes Gespött.

So stürzt ein Dichterling, der sich vermaß
Es gleich zu thun dem kühnen Adlerschwung
Des Hermannssängers! — Sausender Bombast
Verkündet seinen Flug: man harrt, er streckt,
Als schwebt' er schon auf des Parnassus Höhn,
Die Arm' empor zur Himmelskönigin —
Und er umarmt das kriechende Gewürm. —

So lebt und waltet auf der Wiese Plan
Bevor der Herbst entfleucht, die Jugendwelt.
Vereint mit seinem Kunstgebild' erhebt
Die Phantasie den Knaben himmelan,
Des Windes Fittich trägt zur Region
Der Donner ihn empor; sein leichter Sinn
Vergißt der Erde staubigtes Gewühl.
Oft wünscht sein Herz des Adlers kühnen Flug,

Er flög hinauf zur hohen Sonnenbahn,
Setzt' auf des Mondes Scheibe seinen Fuß,
Und flöchte sich die Sternen um sein Haupt! —

Denn, sieh! er wähnt, das ewige Gestirn
Durchflattr' im Spiel, wie sein Papiergerüst
Den Himmelsraum; der hehre Sonnenball
Durchschwebe, wie sein Drache, leicht gezähmt,
Den lichten Weg zum fernen Ocean.
So wähnet er, bis ihm, dem Jüngling, einst
Des Sehers Rohr den fernen Blick vergönnt
Ins Unermeßliche! — Dann staunet er,
Und ernster blickt sein dunkles Aug' empor;
In seinem Innern geht bedeutungsvoll
Und dämmernd ihm ein neues Weltall auf. — —

Dem Knaben ward ein solches nicht gewährt!
Noch selbst ein Spiel der spielenden Natur,
Begränzt die nied're Luft und sein Phantom,
Das er aus leichtem Stoff' erschuf, den Kreis,
In dem sein Geist und Leib, noch unzertheilt
Und engverwebt, gemeinsam sich bewegt. — —

Doch nicht bedeutungslos und ohne Sinn
Schwankt in der Luft die neue Drachenwelt,

Von Knabenhand erschaffen und gelenkt!
Wohl deutet er des Jahres schnellen Flug,
Pomona's Flucht, und Flora's Wiederkehr
Zum Himmel an. So schwebet sein Gebild
Mit ihnen und verfolgt, so fern es mag,
Den Aetherflug der Himmlischen. Das ist
Des Spiels Bedeutung und geheimer Sinn!

Die Mägdlein schaun mit Neugier dem Gewühl
Der Knaben zu; ihr Reigen hüpft im Thal,
Ein Herbstlied tönt im Chor; die eine pflückt
Des Spillbaums rothe Frucht, die andre sucht
Aus Spätlingsblümchen sich den letzten Strauss,
Und lächelt ihn mit stiller Wonne an.
Dort auf dem Hügel haucht ein bunter Schwarm
Von Bübchen und der Mägdlein zart Geschlecht
Den silberweißen Bart des Löwenzahns
Vom Stengel; lachend folgt der ganze Schwarm
Und tanzt den Flöckchen nach, ins Thal hinab.
Ein Andrer bläst ein Federchen empor.
So wie des Windes Säuseln es erhebt,
Begrüsset er frohlockend seinen Flug,
Uneingedenk, dass auch mit jedem Schwung
Ein Theil der goldnen Kindheit ihm entflieht! —

Nicht lange währet mehr das frohe Spiel
In freier Luft. Am klaren Himmel thürmt
Ein grau Gewölk sich auf, der Sturm durch-
braust
Den Wald, und streut das welke Laub umher!
Der Tag enteilt, ihm folgt mit schnellem Schritt
Die Dämm'rung; schaurig weht der Abendhauch
Im Lichtenhain und durch die Trümmerkluft
Der alten Burg; im dürren Schilfe seufzt
Ein Klageton; der Pilger hört's und eilt,
Der Ackersmann verläßt das öde Feld. —

Die Kinderwelt versammelt sich am Heerd
Der stillen Heimath. So entfleucht der Herbst.

Anmerkungen
zum dritten Gesange.

Pag. 133. **Eleusisfest**, oder die Eleusinischen Geheimnisse, die bey den Griechen und Römern in grofsem Ansehen standen, waren eine politisch-religiöse Anstalt, wo Sagen und Begebenheiten der Volksreligion dramatisch und mimisch dargestellt, und vielleicht auch mystisch erklärt wurden.

Pag. 137. **Gar manche nennt.** Bekanntlich hat Teutschland von Frankreich viele edle Obstarten empfangen. Daher auch noch so viele französische Nahmen der edleren Aepfel und Birnen.

Pag. 141. **Der Gallier.** Die Neufranzosen wollten mehrmals die Olympischen und andere griechischen Kampfspiele nachahmen. Sie trafen auch wirklich das Aeussere ziemlich gut und natürlich, aber es fehlte ihnen der griechische Geist. Auch schon der Umstand, dafs der Kampfpreis unter andern in

goldenen und silbernen Taschenuhren bestand, war ziemlich modern und französisch.

Pag. 142. Atalanta, war so leichtfüfsig, dafs wenn sie über ein reifes Kornfeld lief, die Spitzen der Aehren sich nicht umbogen. Sie überwand die besten Renner im Wettlauf, und die Besiegten mufsten ihre Kühnheit mit dem Leben bufsen. Hippomenes liefs während des Wettrennens einige goldene Aepfel in die Laufbahn fallen; Atalante zögerte, um sie aufzunehmen, und ward überwunden und ihre Hand die Beute des Siegers.

Pag. 143. Den göttlichen Achill. Die Beiwörter schnellfüfsig und göttlich sind diejenigen, die Homer dem Achilleus abwechselnd beilegt.

Pag. 144. Die Horen waren die Göttinnen der Jahres- und Tageszeiten und Stunden; auch der schönen Ordnung.

Pag. 144. Apollo etc. bezieht sich auf die bekannte Schilderung des vom Olympos wandelnden Apollo. Il. 1, 44. Nach Vofs.

„ Schnell von den Höhn des Olympos enteilet' er zürnendes Herzens
Auf der Schulter den Bogen und ringsverschlossenen Köcher.
Laut erschollen die Pfeile zugleich an des Zürnenden Schulter,

Als er einher sich bewegt'; er wandelte düster, wie Nachtgraun.

Pag. 145. Dioskuren. Die Zwillingsbrüder Kastor und Pollux; sie zeichneten sich aus durch ihre Geschicklichkeit im Ringen und andern Kämpfen, befreiten das Meer von Seeräubern, entrissen ihre Schwester Helena dem Perseus, der sie geraubt hatte, und als Kastor starb, bat Pollux den Zeus, dass er die ihm gewährte Unsterblichkeit mit seinem Bruder theilen dürfe. Seitdem starben und lebten sie abwechselnd. Vorzüglich flehten die Schiffer in Gefahren das Zwillingsgestirn der Brüder an. —

Pag. 147. Phaeton war ein Sohn Phöbus Apollons. Er erbat sich von diesem, nur ein einzigesmahl den Sonnenwagen fahren zu dürfen, was aber nicht gelang.

Pag. 147. Der schwarze Saamen etc. Das Schiesspulver, das der Mönch Berthold Schwarz erfunden haben soll.

Pag. 150. Bundesmeteor, d. i. die Lärmfeuer. Das Folgende bezieht sich vornehmlich auf die Schlacht bey Sempach, wo die Eidgenossen, nur mit Lanzen, Baumrinden, Stöcken u. s. w. bewaffnet, ihre bepanzerten Feinde besiegten.

Pag. 150. Belearenheer. Die Bewohner der Balearischen Inseln (Majorka, Minorka etc.) zeichne-

ten sich ehemals als die geschicktesten Schleuderer aus. —

Pag. 150. Cromla — ein Berg im Ossian. Die Geisterwelt des Dichters lebt mehrentheils in der Luft, wo sie klagen, Stürme erregen u. s. w. —

Pag. 151. Der Tetrarch oder Fürst von Galiläa, Herodes Agrippa. Als er im prächtigen Goldgewande öffentlich sich dem Volke zeigte und dieses ihn zum Gott anrief, setzte sich plötzlich eine Eule auf den Thron, der Tyrann verfiel in eine schreckliche Krankheit, woran er starb etc.

Pag. 152. Königssohn, Alexander der Macedonier. Ihn tödtete der unmäßige Genuß des Weins. Persien hatte Griechenland oft mit ungerechtem Hohn behandelt. Alexandern war die Rache vorbehalten. —

Pag. 156. Die Godesburg auf dem Godesberg unweit Bonn. Sie eröffnet den Eingang in die unvergleichlich herrlichen Rheingegenden. Dieses bezieht sich auf eine Rheinreise im Jahr 1801, und soll der Begleitung des Dichters gewidmet sein.

Pag. 158. Circe, eine Zauberin in Homers Odyssee, verwandelte die Gefährten des Ulysses durch ihren Zaubertrank in wilde Thiere. Nur Ulysses widerstand ihr.

Pag. 158. **Der wilde Jäger.** Nach einem bekannten Volksmythus jagt er mit seinen Hunden in der Luft. Vorzüglich hört man ihn zur Herbstzeit. Vielleicht ein Luftphänomen, oder das Schwirren der Nachtvögel gaben die Veranlassung zu dieser Sage. Die Einbildungskraft und das moralische Gefühl bildeten sie zu einem Mythus aus. —

Pag. 160. **Meteor** — die Feuerkugel, vorzüglich häufig im Herbst.

Pag. 160. Die hier geschilderte Gegend, ist das schöne Ruhrthal zwischen Kettwich und Werden. Daher die Abtei und der Kattenthurm. In bergigten und romantischen Gegenden finden sich die mehrsten poetischen Volkssagen. Die hier genannte Erscheinung *bilden wahrscheinlich* Nebelsäulen, die aus den schmalen von Gebirg und Wald eingeschlossenen Wiesen, in einzelnen Gestalten emporsteigen.

Pag. 161. **Wiedumlichter,** — so nennt man in Westphalen hie und da die **Irrlichter.** Wiedum — kommt wohl von **Weihen, Wiedmen.**

Pag. 163. **Ardelionen** sind geschäftige Müssiggänger. Ehemals ein kleines Volk; jetzt ein grosses.

Pag. 165. **Strymon,** ein Fluss in Asien, wohin nach der Meinung der Alten die Kraniche wanderten. Für die kindliche alte Welt hatte die Natur mehr Interesse, als für die feine neuere. Unsere

Kinderwelt singt noch ihre Kranichlieder, worin wie in manchen neueren, blos nothdürftiger Reim, aber nicht viel Sinn ist. — Zu Homers Zeiten glaubte man, die Kraniche führten Krieg mit einem Lilliputer-Volkchen in Asien.

Pag. 166. Langer, in Düsseldorf. Wer seine reizenden Amor-Bilder gesehen hat, wird begreifen, warum Er hier vor allen andern genannt wird.

Pag. 167. Zeus soll der Mutter Alexanders in Gestalt eines Drachen erschienen sein. Medea's Wagen war mit Drachen bespannt, als sie nach ihrer Unthat von Corinth entfloh. — In der neuern Volkssage erscheint auch zuweilen ein Drache in der Luft, und bringt dem Habsuchtigen, zu seiner Strafe — Gold. So spielt der Drache seine Rolle in allem, was kühn, oder was böse ist. —

Pag. 168. Ganymed und Hebe, — die Symbole der ewigen Jugend.

Pag. 169. Lamech wird als Erfinder des Schwerdtes in den mosaischen Urkunden genannt.

Pag. 170. Durch Versuche mit dem Luftdrachen lernte Franklin die Natur des Blitzes kennen, und erfand die Blitzableiter. Das Spiel, in welchem man mit Kork aus den Gläsern Töne lockt, veranlaßte die Erfindung der Harmonika.

Pag. 173. Morven, das Vaterland Fingals und Ossians. In diesem Dichter sind die Geister von so zartem Gewebe, dals der Mond und die Sterne hindurch flimmern.

Pag. 176. Löwenzahn oder die Butterblume.

DIE KINDERWELT.

VIERTER GESANG.

DER WINTER.

Inhalt des vierten Gesangs.

Anrede an den Heerd. Des Menschen Herrschaft über das Feuer. Beschreibung des Heerds. Räthsel; Geschichtserzählung; Ammenmährchen; der alte Krieger. Die Familie am Heerd. Mutterliebe. Geburtstagsfeier. Das erste Zähnchen. Einladung dazu. Rußlands Alexander. Sanct Nicolas. Der heil'ge Christ. Die Freude. Der erste Schnee. Kinderspiele: Blindekuh; die Verwandlung; Plumpsackspiel; die Verkleidung. Viele Nahmen der Kinder. Neujahrkuchen. Die magische Laterne. Neujahrsgruß. Die Schule; die höhere Bildungsanstalt; die Bürgerschule; die Dorfschule. Pestalozzi. Die Pflegeanstalt; Pauline. Findelhäuser. Taubstummen- und Blindenanstalt. Der Reif. Der Eislauf. Lob des Eislaufs. Die Herrmannschlacht. Winterstürme. Der Zaunkönig. Die Schlittenfahrt; vom Berge herab. Die neueste Zeit. Die Puppe. Gesprächigkeit der Kinder. Knaben, Mädchen. Müßiggang und Thätigkeit. Kernsammeln. Der Kinderolymp. Zimmern; Zeichnen; Papparbeit; Bauhölzer. Gefrorne Scheiben. Das Canarienvögelchen. Gesang der Kinder. Der Leichenzug. Lob der Tonkunst. Familiengesang. Schneeballe. Der Schneemann. Schluß des Winters.

VIERTER GESANG.

DER WINTER.

So sei mir denn gegrüßt, vertrauter Heerd!
Mit dir beginnt mein Lied, du Hochaltar
Im Heiligthum des lieblichsten Vereins!
Ein frommes Paar, vom blühenden Geschlecht
Der Kindlein rings umschlungen, walter hier
Des Hohenpriesteramts. Die Loh' umglüht
Des Vaters Ernst, der Mutter süßen Blick,
Und wie vom Strahlenkranz verklärt, erscheint
Das Menschliche in göttlicher Gestalt. —

Ja, stiller Heerd, in deinem Schimmer blüht
Die fromme Jugendwelt der goldnen Zeit
Von neuem auf! bei dir gedeiht und sproßt

Der Weisheit stiller Keim, die holde Scham,
Der fromme Sinn, das Blümchen Wunderhold,
Das mit verborgnem Reiz die Tugend schmückt;
In deinem Schirm erwächst der hohe Muth,
Der still und groß die Welt und Zeiten lenkt.

Drum galtest du der jungen Menschheit einst
Ein Heiligthum. Die keusche Vesta stand
Am blanken Heerd, hier flammte ihr Altar. —*
„Altar und Heerd!“ so klang das heil'ge Wort,
Das einst zum Schlachtgewühl die fromme Welt
Der Väter rief. Frohlockend brachte ihm
Der Heldenstamm sein Blut zum Opfer dar.

Und preist nicht auch des Menschen Majestät
Sein stiller Heerd? Erhöht er nicht zum Gott
Den Sterblichen, dem hier sein Opfer flammt?
Wem ward, wie ihm, des Feuers Gluth vertraut?
Er nur entlockt dem Kiesel Funken; zähmt
Der Flamme Wuth! Gehorsam seinem Wink
Bereitet sie die Nahrung ihm: zerschmelzt
Metalle, sprengt der Tiefe Felsengrund
Und ebnet ihm den Pfad durch Wüsteneien! —
Bald hellet sie sein Hüttchen und erwärmt,
Ihm huldigend voll Demuth, seinen Leib,

Und spiegelt sich im blinkenden Geräth:
Bald strömet sie, ein Blitz, aus seiner Hand
Und ahmet kühn des Donners Stimme nach:
So preiset sie des Menschen Götterkraft! —

Der kluge Hund, dem auch nach altem Recht
Ein Plätzchen angehört am warmen Heerd,
Vermafs sich nicht, dem stolzen Element,
Das nur dem Menschen huldigend, von ihm
Befehl und Gaben nimmt, — ein dürres Reis
Zu opfern. Selbst der weise Elephant
Tritt vor der Flamme ehrfurchtsvoll zurück,
Indefs ein zartes Mägdlein sie beherrscht
Und mit dem dürren Halm die Gluth ernährt.

Dem Menschen ward die göttliche Gewalt;
Durch diese ihm sein Obdach ein Olymp!
Sein Heerd vertritt der Sonne milden Schein,
Wenn Schneegewölk die Himmlische verhüllt;
Hier sprieset ihm der Freuden Ueberfluſs
Sobald der Wintersturm und Frost sich naht.
Hier sammelt sich die frohe Kinderwelt.

Geleite mich, o holde Phantasie,
Auch itzt zu meiner Kindheit Heerd zurück!

Mein Auge sieht die hohe Eisenwand,
Mit Wunderdingen angefüllt, wovon
Des Tobi - Büchleins Einfalt uns erzählt.
Zuerst der Schwalben Unart und dabei
Das Ziegenlamm im Stall, den grofsen Fisch,
DasHündlein auch, als wedelt's mit dem Schwanz.
Also natürlich stand's im Eisenguls. —
Und dann zuletzt den Jüngling fein und grofs,
Azarias genannt, — und wie er nun
Urplötzlich steht, der Engel Raphael —
Die Feuerloh' umstrahlte sein Gesicht. —
O, welche Lust, wenn nun der Mutter Mund
Erzählte, wie ein jedes sich begab!
Wohl staunten wir, jedoch ward unser Herz
Der Schwalben und Asmodis Tücken gram.

Oft seh ich noch das gelbe Löwenpaar
Von Mefsing stolz und trotzig vor dem Heerd
Als Feuerruthen stehn mit blankem Glanz;
Den Sphinxen gleich, die in dem Wunderland
Des Nils am Eingang hoher Tempel ruhn —
Ich höre noch der Hausuhr Doppelschlag,
Des Perpendikels abgemefsenen Gang,
Der heisern Grill' eintöniges Gezirp

Am warmen Heerd, des Reiserholzes Knall,
Das weitumher die hellen Funken sprüht.

So sprühte, während oben im Kamin
Der Sturmwind tobte, hier der leichte Witz
Des kleinen Kreises, dem im Wiederschein
Das Antlitz glühte, wie vom Abendroth.
Das Räthsel sprang im rohgeformten Reim
Hervor, und foderte zur Lösung auf —
Ein kleiner Simson warf es hin. — Umsonst
Beut er die Nufs dem Finder: Alles sinnt
Voll Ernst, bis endlich einer das Gewirr
Frohlockend löst. Ein laut Gelächter schallt
Und jeder wundert sich, dafs er's nicht fand. —

Alsdann durchläuft der Reihe nach den Kreis
Der kleinen Welt die Mähr' und Wunderthat
Der alten Zeit. Ulyss und Polyphem,
Die Arche Noah, samt dem grofsen Pferd
Vor Ilion, der Riese Goliath
Mit seinem Weberbaum und Tressenhut,
Der Wallfisch Jona's, Arions Delphin,
Herakles Löwenkampf und Abentheur — —
Das alles hüpft in Worten und Gesang
Beflügelt um den Heerd, und gläubig faſst

Der kleinen Hörer Kreis mit Herz und Ohr
Ein jedes Wörtlein auf. Zuletzt umschliefst
Das Feenmährchen, zart wie Blumenduft,
Und einem Kranz von Arabesken gleich,
Die ernste Gallerie der alten Welt.

Oft thut sich auch der Amme Fabelmund
Zu Wundermährchen auf. Voll Staunens horcht
Die ganze Schaar und schweigt. Denn sie erzählt,
Was sich zu ihrer Ur - Grofsmutter Zeit
Auf öder Burg erläuget, vom Verlies,
Vom glänzenden Turnier und Vehmgericht,
Und wie zu Zeiten noch in dunkler Nacht
Des Rittersaals gemahlte Fenster glühn,
Und ein Geklirr und Murmeln sich erhebt — —
Dann schaudert es die Kinder im Gebein,
Doch werden sie des Hörens nimmer satt.

Zuweilen auch, vom ganzen Schwarm begrüfst,
Erscheint im Dämmerlicht am trauten Heerd,
Der Nachbar, ein ergrauter Held. Man räumt
Das wärmste Eckchen ihm, und er erzählt
Vom GROSSEN FRITZ: — wie er als Grenadier
Wohl tausendmal vor seinem Zelte stand —
Von Rofsbach, Leuthen, Kunersdorf und Prag —

Und schimpft der Franzen und Croaten Volk —
Das klingt dem Knaben herrlich in das Ohr,
Er hält das Blasrohr an den Mund und stößt
In die Trompete, schultert als Gewehr
Die Feuerzang', indeſs der Krückenstab
Des alten Kriegers in der Aschengluth
Die Batterien und Heeresstellung weist. —
Und wenn im schwarzen Ruſs das wilde Feu'r
In tausend Fünckchen durch einander rennt,
Da sieht der Knabe gleich das Schlachtgefild,
Und nimmt Parthei. Der Franzmann wird be-
siegt
Und ziehet aus von Roſsbach bis zum Rhein.

Wie gern umschwebest du o Phantasie
Den heimathlichen Heerd, den, wie ein Kranz
Von goldnen Aehren mit des Purpurmohn's
Und fröhlicher Cyanen Glanz durchwebt,
Ein frommes Aeltern paar, — an sie gereiht
Der Kindlein Schwarm, umschlingt! Der Vater
streut
Die weise Lehr' in sanftem Ernste aus
Und spricht entzückt von Tugend, Gott, Natur —
Und jedes Wörtlein fällt, ein Saamenkorn,
Ins weiche Herz der frommen Kinderwelt. —

Die Mutter schaut indefs mit süfser Lust
Den Säugling an, der ihr am Busen ruht,
Und dann den Kreis der Kleinen ringsumher.
O, sie beginnt mit sanftem Silberton
Und honigsüfs entfleufst das zarte Wort
Der Lippe, und des Beispiels stille Kraft,
Und Gleichnifse, wie Lemuel sie einst
Aus seiner Mutter süfsem Mund' empfieng,
Vermählen sich dem Ernst des Vaterworts.
So netzt in stiller Sommernacht der Thau
Das Samenkorn; es keimt und blüht empor.

O Mutterliebe! ja, du bist der Born,
Aus dem der Kindheit Freud' und Leben quillt!
Wenn, an dein klopfend warmes Herz geschmiegt,
Des Busens Nektarquell den Säugling tränkt,
Dann geufst dein Angesicht von oben her
Des Lächelns holden Glanz auf ihn herab,
Wie wenn im Lenz der Morgensonne Gold
Auf die bethaute Flur herniederfleufst
Und aus dem Halm die Blüthenknospe ruft;
So auch entströmt geheime Wunderkraft
Dem süfsen Blick der Liebe in das Herz
Des Kindleins! sieh! es läfst die Mutterbrust,
Des Lächelns Glanz umstrahlt sein Angesicht,

So blickt es auf und weiht der Säugenden,
Den Erstlingsblüthen-Duft der Menschlichkeit.

O Mutterliebe, ja du bist der Born,
Aus dem der Kindheit Freud' und Leben quillt!
Du pflegst in ihr durch Reinlichkeit und Schmuck
Den reinen Sinn; in deinem stillen Schoos
Entfaltet, ungestört vom Weltgewühl,
Die Unschuld ihren Keim und blüht empor
Zur schönen Frucht. Dein honigsüfses Wort
Schmiegt leis' und sanft sich in des Kindes Herz. —
Wie deines Busens Born und Nektartrank
Die Wang' ihm färbt, und Eros Wohlgestalt
Dem runden Wuchs des Blühenden verleiht:
So bildet ihm dein holder Muttermund
Zur göttlichen Gestalt den zarten Geist.

Glückselig, wer der Kindheit Rosensteig
An deiner Hand durchwandelt! Ihn umschlingt
Die Schlange nicht, die auf des Jünglings Pfad
Verrätherisch den sichern Fufs bedräut!
Ihn lockt umsonst der Lust Sirenenlied!
Dein längst verklungnes Wort und leiser Ruf
Umlispelt ihn; er lächelt der Gefahr,
Und wandelt, ein Apoll, die grade Bahn.

O sei auch mir gesegnet, Mutterherz!
Auch ich empfand die reine, warme Gluth,
Die dich durchströmt, so wie das Abendroth
Das Lenzgefild' in goldner Wog' umfleußt.
Sei mir gegrüßt, du heimathlicher Heerd!
In deinem Glanz erstarket unbelauscht
Der Menschheit Kern. Hier zog PENELOPE
ATHENE's Liebling auf; hier bildete
CORNELIA der GRACCHEN Heldenpaar.
O du der Einfalt Sitz, vertrauter Heerd!
Wer weilt nicht gern in deinem milden Glanz?

Oft feiert hier des Hauses kleine Welt
Ein stilles Fest, wie ASMUS davon schreibt,
Wenn irgend sich ein sond'rer Fall ergiebt,
Den freilich die Historie verschweigt.
Sie redet nur von dem, was im Pallast
Und Schlachtgefilden tobt. Den Säuselhauch
Des Heimathlebens kennt sie nicht, obwohl
Im Säuseln nur der gute Geist erscheint.

Wenn ein Geburtstag unvermerkt sich naht
Dann kränzt der Mirte Blatt und Immergrün
Den Festpokal, vom kleinen Schwarm umjauchzt,
Mit leisem Tritt und süßem Lächeln geht

Die Mutter hin, und langt aus ihrem Schatz
Viel Köstliches an Speis' und Trank hervor.
Wenn nun der Feier Hauptmoment erscheint,
Dann flammt der Kindlein wohlverhohl'ne Lust
Lebendig auf, gleichwie vom Opferheerd
Die heil'ge Loh' empor zum Himmel wallt —
Und dem Gefeierten, den jubelnd nun
Des Hauses Schwarm begrüßt, wirds wundersam
Im Herzen; er beschaut des Festes Glanz
Mit holder Schaam und süßem Hochgefühl, —
Und faßt es nicht, daß ihm so vieles ward.

Und wenn dem Brüderchen der Erstlingzahn
Entkeimet — sieh! im rothen Purpursaum
Des Mündchens glänzt er ihm wie Elfenbein,
Sobald zum Lachen sich die Lippe regt, —
Und lächeln muß das Büblein immerfort;
Wer sähe sonst des Perlenzähnchens Glanz? —
Dann wird ein neues Freudenfest am Heerd!

Wohl lüd ich nicht dazu den Hagestolz,
Der gähnend sich auf seinem Polster dehnt, —
Den kalten Klügling, der im Mittelpunct,
Der Spinne gleich, des Kunstsystemes sitzt

Und von der Gloss' und Syllogismen treuft —
Den lüd' ich nicht zu meinem Festchen ein.
Nein! er begreift es nicht! Es wär' umsonst!
Er hat nur blos für die Entwickelung
Des eignen Machwerks Sinn. Was die Natur
Dem Keim' entlockt, — des Erstling-Zähnchens Wuchs, —
Des Kindes Lust, dann wenn sein erster Gang, —
Sein Hochgefühl, wenn ihm das erste Wort,
Dem Lallenden, der Mutterruf gelingt,
Das ist dem Klügling Aergerniß und Spott! —
Ihn kümmert nicht der leise Stufengang
Des Kleinen zur Vollendung. Höhnend blickt
Er auf mein Fest und meine Kinderwelt.
Ei immerhin! umschließ' ihn sein Gespinnst,
Den Afterweisen —! nie erhebt er sich
Aus seinem Staub auf Psyche's Schwing' empor.
Er bleib im Staub! — — Den Musiden — ja!
Ihn lüd ich wohl. Belauschte nicht sein Ohr
Der Biene Flug, so wie der Sphären Tanz?
Beschaut er nur der Männer Helden-Kampf
Mit Wonne? Hängt nicht auch des Greises Blick
Am Kindlein, das vor seines Vaters Helm
Erzitternd, an die Mutterbrust sich schmiegt?

Umfafset nicht sein Herz voll Mitgefühl
Andromache, das holde Weib, indefs
Der Lächelnden die Thrän' im Auge blinkt? *
Ja, Göttlicher! du kamest, und mit dir
Der teutsche Mann, der uns Homeros Lied
Mit Luthers Kraft in Luthers Sprache gab,
Auf dem der Geist des Mäoniden ruht —
Mit dir der Barde, der die Hermannschlacht
Besang, und um das Frühlingswürmchen weint,
Das neben ihm mit goldnem Schimmer spielt. *
Euch, Gessner, Gleim, Jacobi, Mathison —
Ja selber dich, o Göthe, lüd' ich ein!
Erscheinet nicht der Gott, der dich erfüllt,
Wenn dir des Liedes goldner Strom entwogt,
Apollo selbst in kindlicher Gestalt? —
Ja! wen der Einfalt Blüthenknospe freut,
Dem ward der Menschheit Heiligthum enthüllt!
Ihm reicht Apollo selbst den Lorbeerkranz
Und Braga schmückt sein Haupt mit Eichenlaub!

Drum schmähet nicht mein Fest, wo Groſs und Klein
Des ersten Zähnchens Perlenglanz begrüfst! —
Seid ihr der Einfalt hold und ihrem Spiel —
So kommt herein! Auch hier ist heil'ger Grund.

Mit Aepfeln und Castanien gefüllt
Erscheint ein Korb; der Heerd wird angeschürt,
Der Apfel brät und zischet in der Glut,
Und pfeift, als thät' es ihm gewaltig weh;
Indefs der braunen Nufs das Aschenbad
Den Panzer knallend sprengt. Nun wird gezehrt!
Das Mägdlein reicht dem kleinen Hochzeitmann
Auf seinen neuen Zahn vom Aepfelsaft.
Allein es zieht das rothe Mündlein kraus,
Die saure Kost verschmähend, und empfängt
Dafür ein Zuckerböhnchen. Darnach streckt
Er schon von fern die beiden Aermchen aus,
Und alles lacht und rufet: Zuckerzahn! —
So schwindet wonnevoll ein Wintertag
Am stillen Heerd, wie sehr es draussen stürmt. —

Wer deines Heiligthums verborgnen Schatz
Du stille Heimath, kennt, — wer Weib und Kind,
Und dich, Natur und deine Einfalt liebt,
Vertauschet nicht den eignen goldnen Heerd
Mit Lustaltären und dem bunten Glanz
Des Weltgetümmels; nicht sein Kinderfest
Mit des Tyrannen Pracht und Gallatag;
Allwo des edlen Wahrheitsfreundes Haupt

Erblaſst und blutend nur erscheinen darf, —
Wo von der Schmeichler Weihrauchdampf betäubt,
Der schwelgende Despot im ehr'nen Schirm
Der Söldner vor dem Schwerdt der Nemesis
Geschützt sich wähnt, indeſs im Purpurkleid
Und Harnisch ihn vor den Erschlagenen
Und ihren Geistern, ein Herodes, graut,
Und statt des leisen Schlafs auf weichem Pfühl
Ein Schreckenstraum im Blutgewand erscheint. —

Dem Fürsten, dem, wie Russiens Trajan
In fester Brust ein zarter Kindersinn,
Und bei der Weisheit hohe Einfalt wohnt, —
Dem glänzet auch im goldenen Pallast
Ein frommer Heerd! Ihm ist sein weites Reich
Ein Kreis von Kindern, und ihr Vater Er! —
In jedem Herzen flammt ihm ein Altar,
In jeder Heimath ihm ein Opferheerd!

Dich, Alexander! nennt mein frommes Lied
Im Kreis der Kindlein ohne Scheu: Dir schallt
Im Reich der Unschuld millionenmal
Der zarten Lippen Lob! — ein schöner Lob
Als doppelzüngiger Posaunen-Ton!

Sieh, aus dem Blüthenkelch der Menschheit wallt
Dir, ihrem Pfleger, stiller Duft empor.
O gieb auch ihm, dem Freundlichen, Natur!
Was aus der Fern' ihm lächelt überall!
Verleihe ihm zum Diadem den Kranz,
Der seinen Heerd und Knie umschlingend, ihm
Liebkosend sag' im süfsen Vaterruf,
Wie ihn sein Volk — wie ihn die Menschheit nennt!...

Von wannen dir, mein Lied, der kühne Flug
Vom niedern Heerd empor zum Fürstenthron?...
Darfst du dem Höchsten dich und Gröfsten nahn?
Fürwahr! du darfst! Dir ward, o Poesie,
Ein kindlich Aug' und Herz! du wägest nicht
Der Dinge Werth nach Menschenwahn und Gunst —
Dir ist das Schöne schön, das Gute gut;
Der Thron ein goldner Stuhl, der Fürst ein Mensch;
Der Himmel selbst ein schöner bunter Saal,
Mit Sternenglanz gar wundersam verziert.
Schwebt nicht der Jonier an deiner Hand
Zum Göttersitz, sobald er will, empor,

Und vom Olymp zum schwarzberußten Heerd
Penelope's und ihrem Weberstuhl?
Geleite denn auch mich vom Glanz des Throns
Zum süßen Schein des trauten Heerds zurück.

Wer nennet mir der Freuden reiche Saat,
Die, wenn der Wintersturm den Himmel trübt,
Der Kinderwelt in stiller Heimath blüht? —
Vor allen strahlt die Freud' in jedem Blick
Am frühen Morgen, wenn der Kinderfreund,
Sanct Nikolas, bei dunkler Mitternacht
Ins stille Kämmerlein sich schleichend, hier
Gar mancherlei Bescherung niederlegt.
Wohl zählet man die Tage eh er kommt,
Und schaut gen Himmel, wenn das Abendroth
Wie Flammen strahlt. Das ist des Ofens Gluth,
Worin er schon die mancherlei Gebild'
Und süßen Gaben formt, bevor er sie
Herniederbringt. — Der Freundliche! Man legt
Nur für sein Pferd ein wenig Heu zurecht. —
Auf einem Schimmelchen, das weiß man wohl,
Durchreitet er das Land und prüft genau,
Der Kindlein Art und Weis' und frommen Sinn,
Dann mißt er jeglichem das Seine zu,

Und eilt davon. Er spendet stets, jedoch
Oft ruht dabei, aus bittrem Birkenreis
Geflochten, ach! die Zuchtverkünderin,
Der bösen Ruth' entsetzliche Gestalt. —
Die Unart schämt sich heimlich und beschaut
Der Gaben Schimmer mit verwirrtem Blick. —
Wie wenn des Nordlichts wundersamer Strahl
In hellgestirnter Nacht am Himmel wallt;
Es flammt ein Meteor, der Ruthe Bild,
Krieg drohend, durch der Himmelslichter Glanz,
Und zitternd schaut das bange Volk empor. —

Wer mahlet mir die Wonn' und Herrlichkeit
Der kleinen Welt, wenn in geweihter Nacht
Das Christuskindlein insgeheim erscheint,
Und mildiglich die blanken Schüsseln füllt?
Nur fromme Kindlein sehen es im Traum.
Es lächelt lieblich, und geringelt fleufst
Sein goldnes Lockenhaar um Wang' und Stirn;
Sein Auge glänzt, wie wenn der Abendstern
Sich aus den Wellen hebt. — Sein lockigt Haupt
Umschlingt ein Kranz von mildem Rosenschein,
Der rings umher das Kämmerlein erhellt;
Wie wenn mit leisem Strahl das Morgenroth
Die Winteran und den bereiften Wald

Umseufzt. So glänzt des Kindleins Strahlenkranz,
Im Traum gesehn. — Frühmorgens, eh der Tag
Vom Himmel steigt, erwacht die junge Welt —
Erwartungsvoll; — es waltet überall
Ein heilig Schweigen, nur vom leisen Tritt
Und heimlichen Geflüster kaum gestört.
Dann öfnet sich das dunkle Kämmerlein
Und, wunderbar! es flammt ein Himmel auf
In tausend Lichtern, sieh! der Fichtenwald,
Mit Aepfeln, Zuckerbrod und goldner Frucht
Beladen, glänzt ein Hesperidenland!
Des Baumes Zweig und Blatt, sogar das Ei
Verwandelt sich in Gold, und ringsumher
Erscheint dem Aug' in strahlendem Gemisch
Der Schätze buntes Heer! Wer zählet sie?
Und welcher Pinsel mahlt das Hochgefühl,
Das itzt aus jedem Blick verklärter strahlt,
Und jedes Herz mit hoher Wonn' erfüllt? —
Eh mahlet er der Morgensonne Gold —
Den bunten Schmelz, der im bethauten Kelch
Der Nelk' und Rose schwimmt, — das Farbenspiel
Am Taubenhals im Strahl des Sonnenlichts! —

Schön ist der Rose Duft und Purpurglanz
Des Himmels Blau, der Wiese zartes Grün;

Doch schöner noch ein menschlich Angesicht,
Auf dem die Freud' in stillem Glanze thront!
Melodisch tönt das Lied der Nachtigall
Und wunderbar der Aeolsharfe Laut —
Doch lieblicher ist deine Melodie,
Wenn, Freude du, zum festlichen Gesang,
Zum leisen Dank und lauten Jubelruf
Ein Menschenherz, du Himmlische, beseelst!
Es schwebt im Wellentanz dein Gang daher;
Und zur Umarmung winkt dein holder Blick! —
Die Thräne selbst, die dir im Auge blinkt —
Sie überglänzt Aurorens Perlenthau!

Ach wehe! wem du Holdin ganz entflohst! —
Verscheucht entfliehst du nur. Im Busen, wo
Die Sünde wohnt von Finsternifs umhüllt,
Da weilt dein Flügel nicht: dich lockt umsonst
Des Frevels Glanz und schäumender Pokal;
Megären stehn am blutbefleckten Thron *
Der Tyrannei, aus weichem Polster zischt
Ihr Schlangenheer, der Schlummer fleucht, indefs
Auf hohem Mast, von Wog und Sturm gewiegt,
Des Knaben Unschuld süfs und ruhig schläft. —

Ja auch dem Schmerz erhellt, wenn Freude da
Dich zu ihm neigst, dein Hauch die düstre Stirn.
Du wandelst ihn in Wehmuth; es zerschmilzt
Sein Jammerlaut in süße Melodie.
Mit Wonn' und Wehmuth sang der blinde Greis
In dunkler Halle Colma's Lieb' und Tod
Und seiner Jugend Kraft und Herrlichkeit.
Umschwebt nicht auch Ophelia's Gesang,
Mariens Abendlied ein Sterbelaut
Des süßen, ach! verstimmten, Glockenspiels,
Das, Freude, du im Menschenherzen regst?
Du schmückst der Liebe Grab mit buntem Kranz
Selbst in Cypressen weht dein Säuselhauch.

Doch nirgend weilst du lieber als im Kreis
Der frommen Einfalt, die mein Lied besingt!
O du der Unschuld zartgebohrnes Kind,
Wer sah nicht gern dein kindlich frommes Spiel,
In deiner Welt, wo du unsterblich wohnst?

Mag immerhin des Winters Nebeldunst
Die Luft verfinstern, Freude, du entfliehst
Dem Liebling nicht. Wenn aus dem Graugewölk
Der erste Schnee in tausend Flocken fällt, —
Ein seltsam Spiel, darob das Herz erstaunt! —

Als wärens eitel Vöglein, also schwebt
Und wimmelt es in lustigem Gewühl —
Auch dann begrüfst die jugendliche Welt
Des Jahres neue Frucht. Hinaus enteilt
Der Schwarm, und taumelt, ein Mänadenchor,
Das Luftgespinnst durchkreuzend, hin und her,
Erhascht mit flinkem Sprung das Flockenspiel
Als wärs ein Blüthentanz im holden Mai,
Und wundert sich, entzückt, dafs alle Welt
Ein buntes Kleid, wie ehmals Joseph, trägt.
So ist der Freud' ein jegliches gerecht,
Was ihr Natur und Zeit bescheert; sie zieht,
Der Biene gleich, aus jeder Gegenwart
Das lieblichste, und wandelt auch den Ernst
Des Zeitenlaufs in ein erfreulich Spiel;
Ihr kommt der Winter gleich dem jungen Lenz;
Sie scherzt mit ihm; und wenn er tobt und stürmt
Dann findet sie im Herzen ihr Gezelt,
Und ihren Lieblingssitz am trauten Heerd.
Hier sinnet sie auf Spiel und Zeitvertreib.

Wer nennet wohl die tausendfache Zahl
Und wechselnde Gestalt des leichten Spiels,
An dem die Welt seit Ayrs grauer Zeit *

Erfand und sann? — In stetem Wechsel kreist
Der Mode Zwang und leere Tändelei. —
Nicht so der Kindheit Spiel! In fester Norm
Durchwandelt es Jahrtausende und lebt,
Ein Götterkind, in ew'ger Jugendkraft. —

Der ehrne Fliegenfang, das Blendespiel
Der teutschen Jugend, das zur Winterzeit,
Ein jedes Haus, wo kein Orbil regiert,
Mit Freud, und Jauchzen füllt, ergötzte schon
Die Jugendwelt des alten Griechenvolks! *
Ein lustig Spiel! in weiter Kammer steht
Des Völkchens froher Kreis; das Loos erkiest
Den Fänger; sieh, ein Mägdlein tritt hervor,
Und bindet ihm den Schleier um das Haupt,
Und schwarze Nacht umhüllt sein Angesicht! —

Verödet tappt er nun, wie Polyphem *
In seiner Grotte —, hebt den Blick nicht mehr
Gen Himmel auf, — darum, als hätt' er gar
Sein Menschenrecht, das köstliche, verscherzt,
Wird er ein Thier benannt, das träg' und dumm *
Sein schweres Haupt hinab zur Erde neigt —;

So übt das Wort der Kindheit strenges Recht —
Er aber — voll Begier nach freiem Licht,
Und Rache drohend jedem der sich naht, —
Er steht, ein kleiner Gott, ein Enos, da! —

Itzt tappt er um sich her mit Ungestüm,
Und alles fleucht; dann steht er lauschend still,
Bis unterm leisen Tritt ein Körnchen knirrt
Und sich der Mägdlein Kickern ihm verräth —
Nun greift er hastig zu — ein lauter Schrei
Verkündet ihm den Sieg; die Binde fällt. —

Ein Mädchen war des flinken Enos Raub.
Ach, armes Kind, kein Lächeln und kein Flehn
Errettet dich! Auch deiner Aeuglein Glanz
Und Himmelsbläue wird mit Nacht umhüllt!
Sie steht voll Ernst und Würde, Themis Bild!
Mit Ehrerbietung tritt der Schwarm zurück,
Sein Haupt verneigend schleicht der Knab' einher. —

So ward schon oft — vernehmt den weisen Spruch! —
Ein frommes Kind des wilden Blendlings Raub,
Von seinem Pfeil erreicht empfieng sie zwar

Die Binde gern, und gieng an Hymen's Hand
Geduldig, wie ein Lamm, zum Heerd; — doch bald
Verwandelte sie Amors Rosenband
In Themis Bind', ergriff der Göttin Schwerdt,
Dazu die Waag', und wog dem armen Mann
Die Stunden dar und seiner Freuden Maafs.
Ernst funkelte das Schwerdt, die Waage klang...

Heil dir! du kennst, o fromme Kinderwelt
Nicht Eros Pfeil, nicht Themis Waag' und Schwerdt!
Du stellest nur — dir selber unbewufst —
Das Leid des Sokrates im Bilde dar; *
Lebendig aber regt sich in dir selbst
Zu Tanz und Spiel ein Charitinnen-Chor,
So, wie der Sohn des Sophroniskus sie,
Noch fesselfrei, aus Paros Marmor schuf. — —

Itzt auch beginnt des Backspiels froher Scherz.
Ein laut Gelächter schallt aus jeder Brust,
Wenn unverhofft dem Säumenden ein Schlag
Herniedersaust; dafs ihm der Rücken drühnt.
So kam vor Alters in Arkadien *

Von hintenher der Ziegenfüßler Pan,
Auf leisen Zeh'n, zum trägen Hirten, der
Im Grase nickend safs. Mit breiter Faust
Versetzt' er nun der Schulter einen Hieb,
Dafs rings der Wald erscholl. Der Geifshirt blickt
Bestürzt umher; — der Hirtengott verschwand —
Den Schalk verbirgt ein morscher Eichenstamm,
Und schmunzelnd lauscht er durch des Baumes Spalt,
Bis auch der Hirt des eiteln Schreckens lacht
Und dem Entflohenen Vergeltung dräut. —

O, heitre Jugendwelt, nicht Bitterkeit
Ist deiner Scherze Ziel! hier keimet nicht
Der Drachenzähne Saat — kein scheeler Neid
Vergiftet hier mit seinem Natternhauch
Der Einfalt stilles Glück; hier spitzet nicht
Der zischenden Verläumdung Schlangenbrut
Die giftgeschwollne Zunge und benagt
Der Unschuld Heiligthum, das sie umkreucht,
In Nacht verhüllt, — ein schleichendes Gewürm! —
Das ist nur deine Brut, du Afterwelt
Der Künstelei, entartetes Geschlecht! —

Hinweg von mir! ich kehre, o Natur,
Zu dir und deinen Lieblingen zurück!

Welch' ein Gewühl! Ein laut Getös erschallt!
Neugierig hebt sich Kopf an Kopf empor,
Ein Pärchen anzuschaun, das, wunderbar!
Verwandelt itzt und unerkannt sich naht. —
So tobt und summt, wenn auf der Bretterwelt
Ein Geist erscheint, das Volk der Gallerie. —
Ein kleiner Türk tritt auf: sein stolzes Haupt
Umhüllt ein Tulband, knapp umschließt den Leib
Ein rother Dollmann, an der Hüfte klirrt
Der Damascener, ihm zur Seite geht
Ein Mägdlein aus Tscherkassien, es deckt
Ein Schleier ihr Gesicht. Ein Bube streckt
Die kühne Hand zum Schleier: zitternd greift
Der Türk an seinen Säbel — furchtbar blitzt
Das Mordgewehr — doch ach! er selber sieht
Es schüchtern an, — die scharfe Kling' entsinkt
Der zarten Hand, der Moslem steht entdeckt
Ein Mägdlein hold und lieblich anzusehn. —

So standest Colmar du vor Ossian!*
Der Speer entsank der Hand; die Brust entquoll
Dem Harnisch — sanft erröthend stand sie da.

Nun hüpft der Schwarm frohlockend um sie her,
Auch die Osmanin schliefst sich an und springt
Mit Ungestüm; ihr Schleier schwebt zurück
Und zeigt des Bruders männliche Gestalt.
Gesang und Tanz begrüfst das Paar und lockt
Die Mutter samt dem Vater nun herbei;
Vergnügt belächeln sie den frohen Scherz
Und heimlich rühmt der mütterliche Mund
Der Kindlein schlanken Wuchs und Wohlgestalt.
Das Mägdlein möcht' ein niedlich Knäbchen sein,
Der Bub' ein Mädchen, zart und wunderschön! —
So meinet sie, und spricht es lächelnd aus.

Was wäre nicht dem holden Muttersinn
Ihr kleiner Sprößling? — Sieht sie nicht in ihm,
Was Erd' und Himmel schönes hat, vereint? —
Mit tausend Nahmen nennt ihr süfser Mund
Den kleinen Liebling, der in ihrem Schoofs
Holdlächelnd ruht. Wenn er mit süfsem Blick

Ins Mutterantlitz schaut, dann ist er ihr
Ein Sternlein schön und hell, ein Diamant —
Und alles, was die Mutterliebe will.
Das Händchen, das die Wang' ihr kosend streicht,
Ist eines Engels Hand; — im Wieglein schläft
Ein Christusbild — auf buntem Teppich kriecht
Ein frommes Lamm; ein flinkes Mäuschen hüpft
Um ihre Knie, und goldne Täubchen stehn
Und harren, wenn sie kommt. — So spiegelt sich
Im klaren, stillen Quell der Mutterbrust
Des Sprößlings Wohlgestalt. — Sie schaut in ihm
Ein Ebenbild von jeder Herrlichkeit. —
Wie im Krystall des Bächleins sich der Glanz
Des Himmels mit der Blume Bild vereint,
Die an des Börnleins kühlem Ufer schwankt;
In Einfalt fleußt es selber durch das Thal,
Uneingedenk, daß es in seinem Schooß
Des Himmels Glanz, der Erde Blumen trägt.
Wohl gleichet ihm der Mutterliebe Pfad:
Wohl breitet sich ein Himmel um sie aus
Und Blumen blühn und sprießen um sie her.

Sieh, es erscheint, bevor das Stundenglas
Des alten Jahr's verrinnt, zu guter Letzt
Ein Abend festlich schön! — Die kleine Welt
Umschlingt den Heerd; die Mutter mischt den Teig
Zum Kuchenfest; die Lohe wallt empor;
Das Kucheneisen trieft von Oel und Fett,
Und dichter schliefst der Kreis sich um den Heerd.
Das Eisen thut sich gähnend auf, empfängt
Den Honigteig, und pfeift in heisser Glut,
Und sieh! im Nu entspringt — als wäre hier
Hefaistos Esse, wo mit jedem Schlag
Ein Helm und Schwerdt, und was er will, entsteht, —
So springt hervor das köstliche Gebäck,
Dünn wie ein Blatt und bräunlich von Gestalt!
Rings um den Heerd steigt Opferdampf empor,
Der kleinen Schaar ein lieblicher Geruch!

Wohl fein gelang es hier der schlauen Kunst
Das Schöne mit dem Nützlichen, den Ernst
Mit Scherz zu mischen! Sieh, das Eisen giebt
Dem süfsen Schaustück, das die Mutter schlägt
Auch sein Gepräg': auf einer Seit' erhebt

Der Isait sich gegen Goliath!
Die Hirtenschleuder droht dem Riesenschwerdt!
Und auf der andern glänzt ein festes Haupt
Und D. MARTINUS LUTHER liest man da
In grofsen Lettern um des Kuchen Rand. —
Also begegnen sich die alte und —
Die neue Zeit im süfsen Honigseim.
Allein die Knabenwelt verzehrt getrost
Den Körperriesen samt dem Heldenpaar! —
Wohl wär' es gut, erstünden auch in ihr
Der Hirt und Knappensohn! An Goliaths
Gebricht es nicht in allerneuster Zeit!

Zwar liegt ein ernster Sinn im Kuchenfest! —
Es ist ein Scheidegrufs, dem alten Jahr,
Das unersetzlich nun entflieht, geweiht —!
Jedoch, das kümmert nicht die Jugendwelt.
Sie überläfst der Jahr' und Monden Maafs
Der alten klugen Welt, die immer zählt,
Und, gleich der Null, nur durch die Ziffer
lebt;
Des JANUS Ungestalt und Doppelhaupt, *
Der hinter sich und vorwärts blickt, behagt
Der Kindheit nicht. Sie spottet des Idols,
Ihr dünket nur die Einfalt wahr und schön! —

Bevor es ganz entflieht, begrüfset noch
Ein frohes Spiel das Jahr. Sieh' es erscheint
Die magische Laterne! — An der Wand
Zeigt wunderbar! sich eine Schattenwelt
Aus neuer Zeit. Es tritt nicht auf in ihr
Ein Held wie Fingal, Hektor und Achill —
O nein! ein ganzer Schwarm von Harlekins
In mancherlei Gestalt, bewegt und regt,
Die Haupt- und Staatsaction des Narrenspiels.
Drum heifst es auch mit Recht „die Neuste
Zeit!"
Bajazzo kommt, ein prahlender Thersit;
Anstatt der bunten Schellenkappe glüht
Blutroth die Freiheitsmütz' auf seinem Haupt.
Ei schaut! man pflanzt den wurzellosen Baum!
Ein andrer Nayr posaunt die Gleichheit aus!
Und Gleichheit wird! Es wimmelt um ihn her
Von Narren grofs und klein; — so sind sie gleich.

Im purpurnem Gewand' erscheinen nun
Fünf Narren; — von erhabenem Gerüst
Posaunt ihr Mund der Freiheit Glück, und rühmt
Marktschreierisch die goldne Panaze! —
Weh dem, wer sie verschmäht! — Ihn trifft zum
Lohn

Gespött' und Fluch! — Sieh nach Cayenne trägt
Ein volles Schiff den Murrsinn! — Horch! itzt preist,
Was noch den Thron umgiebt, sich hochbeglückt!
Also entsprießt der Menschheit Heil dem Wink
Der fünf bekrönten Narren auf dem Thron,
Den ein Vampyr mit schwarzem Fittich deckt. —
Frohlockend hüpft der Herrscherschwarm, und leert
Dem hochbeglückten Volk die Taschen! — Sieh!
Europa kommt, ein Weib voll Majestät!
Ein kleiner Gaukler buhlt um ihre Gunst,
Faßt ihr Gewand und streckt die Händ' empor
Nach ihres Hauptes Schmuck, er schmeichelt, dräut —
Er möchte gern den Eichenkranz, dafür
Reicht ihr der Schalk die Schellenkappe hin —
Noch will sie nicht — zwar ruht ihr mächtger Arm —
Noch runzelt sie die Stirn! — Schau Morpheus kommt
Und beut der Zögernden den Schlummertrank,*
Enyo streut der Zwietracht Saamen aus —
Schon wankt der Eichenkranz — schon greift....
o weh!

Die Gluth zersprengt das zauberische Glas —
Das Schattenreich verschwand, und ringsumher
Erseufzt die kleine Schaar; das Spiel ist aus.
Mit ihm der Kindlein Wachsamkeit und Lust.

Itzt winkt der Schlummergott die müde Welt
Ins Kämmerlein, bis sie der Morgengruſs
Des neuen Jahrs zu neuen Freuden weckt.
Mit Wonne zählt der frommen Eltern Blick
Die kleinen Schaar, — die jauchzend sie umgiebt
Der süſsen Heerde fehlt kein einzig Lamm;
Wie Orgelflöten stehn sie Haupt an Haupt,
Und süſser tönt, denn Orgelmelodie,
Dem frohen Paar ihr Gruſs und Festgesang!
Mit zärtlicher Umarmung lohnt ihr Kuſs
Der Kindlein Lieb' und Dank, dem Vater selbst
Entsinkt geheim die Freudenthrän' und netzt
Den holden Kreis, der seine Knie umschlingt. —

So flieſst der Tag, so flieſst das Jahr dahin! —
Doch nicht allein im Lachen und im Scherz —.
Der Jugendwelt ward auch ein ernster Spiel —
Die Schule; so benennt des Teutschen Mund
Sie mit des Griechen Wort; sie hieſs sogar
Dem finstern Volk' am Tiberstrom ein Spiel.*

Zum Ernst des Lebens soll die Jugendwelt
In ihr erstarken, übend lernt allhier
Der junge Geist den Schwung zum Licht empor!

Auf einem Hügel, rings vom reinen Hauch
Der Luft umweht, und ferne vom Geräusch
Der dumpfen Straße, steht das Gotteszelt,
Dem ernsten Spiel der weisen Zucht geweiht!
Ein freier Raum umgiebt das Heiligthum,
Es strebet kühn ein Pappelhain empor
Und hüllet es in hehre Schatten ein. —
„Ihm nahe kein Befleckter!“ — so gebot
Athen's Gesetz, — „Verderben dem, und Tod,
„Der freventlich das Heiligthum entweiht,
„Wo man der Menschheit Keim' und Blüthe
pflegt!“ *

Hier glänzt die Reinlichkeit, die Führerin
Zur höheren Entfaltung — hier ertönt
Der Ordnung festes Maafs und Harmonie!
Die stumme Wand selbst wird zur Lehrerinn,
Von Phidia's und Zeuxis Kunst beseelt
Stellt in unsterblichen Heroen sie
Des Menschheit Würd' und Götteradel auf.
So standen in des Römers Hallen einst

Die Ahnen seines Stamms! der Knabe sah
Zum ernsten Marmorbild' empor; und ward,
Im Geist ein Regulus und Cincinnat.

Der Lehrer selbst erscheinet! Milder Ernst
Und Würde thront auf seinem Angesicht.
Der Knab' und Jüngling grüßet ihn, den Mann,
Mit Wonn' und Ehrfurcht. Also stand im Kreis
Der Jünger einst der Weise von Athen;
So wandelte in Akademus Hain
Der Göttliche, den auf Hymettus Höhn
Die Bienen säugten! — Seinem Mund' entströmt
Die Weisheit, wie auf Hermons Haupt der Thau
Des Himmels träuft; — an seinen Lippen hängt
Die Jugendwelt. Er öffnet Gräciens
Und Roma's Heiligthum. Homer's Gesang
Ertönt lebendig, ewig jung und schön;
Der Harfensturm des heil'gen Landes rauscht
Voll Majestät zum süßen Wellenspiel
Des Mäonidenlieds — der Jüngling fühlt
Daſs überall in auserkohrner Brust
Die Gottheit lebt, das Heilige entsprießt...

Heil dem Beglückten, der in solchem Spiel,
Geführt von mildem Ernst, zum Mann' erwächst,

Und zu des Geistes kühnem Flug sich hebt! —
Ihn gängelt nicht die schaale Afterkunst
Im Labyrinth des Klügelns hin und her,
Wo Aberwitz und fader Dünkel sproßt
Und aufgedunsne Wisserei sich blüht. —
Da sitzt der Knab' an seine Bank geleimt,
Ihn fesselt nur des Zwanges düstre Stirn;
Dem hundertarmigen Polypen gleich
Verschlingt er nur, doch es gedeiht ihm nicht
Zu Blut und Saft; ein niedrer Sklavensinn,
Ist die Geburt des düstern Zwanges, nicht
Der freie Blick, das offne Angesicht,
Des Mannes Zierd' und Stolz! — Ganz anders reift
Ihm dort sein Geist! Von weiser Hand gelenkt
Gräbt er voll Muth sich in des Alterthums
Geweihten Boden ein, und streifet hier
Durch eigne Kraft die Hülle ab und schwingt
Mit kühnem Flug, ein Vogel Psyche's, sich
Lebendig zu des Himmels Höfin empor.

Sieh, auch der Kleinern frohes Häuflein ruft
Zur Schule jetzt des Glöckchens Silberton.
Mit heiterm Gruß und mancherlei Geschwätz
Verlassen sie den heimathlichen Heerd

Und hüpfen fort. Jedoch noch öfter schaut
Der kleine Schwarm zurück, und winkt von fern
Der lieben Mutter Grüfs' und Mäulchen zu,
Die an der Thüre steht und lächelnd dankt,
Und sinnend auch noch dann der Kindlein Pfad
Verfolgt, wenn schon die Krümmung sie ver-
birgt. —
Bald kommt die kleine Welt frohlockend heim,
Und jeder weifs des Schönen o, so viel!
Der eine zeigt die Mappe, wo gar fein
Die Zeichnung glänzt, ein anderes erzählt
Histörchen wunderlieb; dazu ertönt
Des neu erlernten Liedchens Melodie.
Holdlächelnd steht die Mutter in dem Kreis
Und hört und schaut — wie die Natur im Lenz
Wenn um sie her ein Chor von Vöglein singt,
Und ihren Fufs des Veilchens Duft umhaucht. —

Jetzt freut sich auch des Dörfleins kleiner Hirt,
Der Aehrenleser, und das fromme Kind,
Das seines Brüderchens so treu gepflegt,
Indefs aufs Ackerfeld die Mutter gieng.
Sie dürfen nun zur neuen Schule gehn. —
Der gute Herr des Dorfs, ein Kinderfreund
Wie Rochow, hat sie herrlich aufgebaut. —

Da hören sie entzückt den süßen Laut
Des Lehrers; schaun sein freundlich Angesicht,
Womit er dankend gern den Gruß empfängt,
Der ihm aus jedem Aug' entgegen winkt.

So wie ein Bienenschwarm im Lindenhain,
Wenn ihn die Blüthezeit mit Duft umhüllt,
Und um ihn her das Sommerlüftchen schwebt,
Melodisch summt: an jeder Blüthe schwankt
Ein Bienchen, und beladen eilt es dann
Der Heimath zu, wo ihm balsamisches
Gedüft entgegen haucht: So dränget sich
Des Dörfleins kleine Schaar zur Schule hin,
So hüpft sie hochbeglückt und jauchzend heim. —

Ward ihnen nicht das Köstlichste zu Theil? —
Deshalb umschwebt sie noch des Lehrers Bild
Und süßes Wort. Im kleinen Kreise stand
Der Freundliche, und hob mit sanfter Kraft
Den zarten Geist empor, und flößte ihm
Des Lebens Odem ein. — So, allgemach
Und mit geheimer Wunderkraft erhebt
Des Frühling-Himmels ruhiger Krystall
Aus niederm Keim den Halm zu sich hinauf,
Bis er die Blüthe bringt und dann die Frucht!

Preis dir und Dank, du edler Kinderfreund —
Mit heil'ger Ehrfurcht nennet dich mein Lied, —
O Pestalozzi! Held und Gottesmann!
Wer hat wie du der Kindlein sich erbarmt? —
Dir ward verliehn, mit tiefem Seherblick
Der Menschheit Heiligthum enthüllt zu schaun.
Wie die Natur, umschwebest du, ihr Sohn,
Mit hohem Ernst und milder Freundlichkeit,
Die stillen Frühlingsaun der Jugendwelt! —
Dem hohen Ernst, der deine Stirn' umwölkt,
Entquillt, den Keim belebend milder Thau,
Und deiner Liebe Hauch und Sonnenglanz
Erfüllt die junge Flur mit Licht und Kraft. —
O rauscht' auch dir das goldne Aehrenfeld,
Das aus zerknickten Halmen du erhubst,
Eh dir des Lebens mühevoller Tag
Zum Niedergang sich neiget, und dein Haupt
Der ew'gen Jugend Blüthenkranz umstrahlt! — —

O sieh' auch dort im schönen warmen Saal *
Die kleinen Kindlein! Manches wagt erst itzt
Den ersten Schritt, von sanfter Hand geführt,
Und manches lallet kaum sein erstes Wort.
Gleich einer Zucht von muntern Vögelein
Die, eben flück, das warme Nest verliefs —

Sie hüpfen auf und ab im niedern Strauch,
Doch wagt noch keins den kühnen, weiten Flug
Zum nächsten Baum empor. Das dünkt ihm gleich
Der Wüst' Arabiens. Bis endlich fliegt
Die Mutter vor; ihr folgt der ganze Schwarm
Und jeden wird ein Körnlein nun zum Lohn. —
So übt im schönen Saal die kleine Welt
Ihr erstes Kraftgefühl. Ein Bübchen dort
Besteigt voll Muth sein erstes Steckenpferd,
Und reitet stolz die lange Flur hinab,
Indefs ein Mägdlein sich im Wirbel dreht,
Und nun beim Stillestehn verwundert sieht,
Wie alle Welt nachahmend, sie umkreist. —
O sieh auch drüben, wie vom bunten Kranz
Der Horchenden umhüpft die Pflegerinn
So freundlich spricht, und süfse Liedchen singt!
Welch ein Gewimmel! alles lebt und webt
Im bunten Kittelchen, das allesamt
Mit gleichen Farben schmückt! O sag, wem sind
Die Kindlein denn? Und wo die Mütter? Ist
Der Saal die Heimath aller? Welcher Gott
Verlieh der Unschuld diesen Sitz? Wer ist
Die Edle dort? — Mit mütterlichem Blick
Schaut sie die Kindlein an, und doch umstrahlt
Der Fürstin Würd' und Huld ihr Angesicht? —

Paulina — ja! sie selbst, die Schöpferinn
Der Kinderfreuden! ach, mit Mutterhuld
Nimmt sie der zarten Sprößlinge sich an,
Daſs sie nicht weinen, wenn von Wieg' und Heerd,
Ob sträubend wohl, die Arbeit in das Feld
Die Mutter ruft! — Wer so der Kindlein sich
Erbarmt, fürwahr! dem ward, auch ohne Thron
Das Größere — ihm ward ein fürstlich Herz!

O! könnt', ihr Edlen, alle euch mein Lied
Verherrlichen, die ihr mit zartem Sinn
Und leiser Hand der kleinen Unschuld pflegt! —
Der armen Waisen herzlich euch erbarmt
Und mütterlich die Mutterlosen nährt! —
Die ihr den Säugling des entarteten
Geschlechts — — der Tiger selbst vergißt
Nicht seiner Brut, die Löwinn wehklagt
Um ihrer Jungen Raub'. Der Mensch allein —
Ein tiefversunkner Sklavensohn der Lust,
Verwirft sein eigen Blut... Drum Heil euch, Heil!
Die ihr des armen Würmchens euch erbarmt,
Wie eine Perl' es auf den Händen tragt,

Und der verschmähten Unschuld ein Asyl
Im giftgen Dunst entnervter Städte baut! —

Mir hochgepriesen sei der Menschenfreund,
Der mit erhabnem Muth und göttlichem
Erbarmen sich der öden Stäte naht,
Wo des Gehörs und Schauens süfser Sinn
Versperrt, in dunkler Nacht und Fesseln, ruht! —
Er wecket ihn im stillen Heiligthum
Des Geistes auf — die Hand des Blinden sieht; —
Aus seinen Fingern strömt das Augenlicht
Der Seele; — sieh, des Tauben Hörkraft bahnt
Sich einen Weg durch's Auge und vernimmt
Der Lippe süfsen Gruſs — des Stummen Mund
Eröfnet sich zu tiefgefühltem Dank — —
O! heil'ger Dank! — Wie pries', o Menschenfreund,
Dich würdiglich des Liedes schwacher Laut,
Wo dich des Blinden Gruſs, des Stummen Lob
Und mehr als Lied und Lob dein Herz belohnt?..

Verstumme, mein Gesang, und kehre jetzt
Zur kleinen Welt und ihrem Spiel zurück! —
Das Kleine nur besingt mein kindlich Lied
Das Groſs' umhüpft es kaum in leichtem Spiel. —

Nicht blos am Heerd und in den Kammern lebt
Die Kinderwelt den Wintertag; nicht stets
Verhüllt Gewölk und kalter Nebeldunst
Den Himmel! oft auch leuchtet sein Gewand
Hell wie Sapphir, der Sonne Antlitz strahlt
Mit neuer Kraft und millionenmahl
Erglänzt ihr Bild in Feldern und im Hain,
Und im Krystall gefrorner Silberfluth;
Am Halm und Zweiglein blinkt, wie Diamant,
Der Winterreif. Wer hat ihn, wunderbar!
In einer Nacht gestreut? — Wohl wissen es
Die Kindlein! Sieh, bevor das Morgenroth
Den Tag verkündet, kommt mit leisem Flug
Ein zarter Engel, schmückt mit weifsem Reif
Die Bäum' und Büschelt; darnach geht er fort.
Am Morgen wallt die kleine Welt hinaus,
Begrüfst der neuen Blüthe Wohlgestalt,
Die wunderschön am kahlen Zweiglein hängt,
Und singt entzückt dem Winterreif sein Lied,
Wie Claudius, der Kinderfreund, es sang:
Und dankbar schmückt der reine Morgenhauch
Das kleine Sängerchor mit seinem Reif.

Sieh, an der Kindlein goldnem Lockenhaar
Hängt kraus und silberweis der zarte Duft —

Der eine schaut des andern Löckchen an
Und rühmet ohne Neid den schönen Schmuck.

Sanft weht die Luft; ihr reiner Odem haucht
Gesundheit um den jugendlichen Leib,
Ins Angesicht den Glanz des Morgenroths;
Des Knaben Auge glüht — er steht und schaut
Die Ebne des krystallnen Stroms, enteilt
Zur Heimath, und beflügelt seinen Fuss
Durch Thalrs Kunst mit stählernem Kothurn. *

Bald füllt den blanken Strom die Jugendwelt,
Ein kühner Tanz beginnt, beflügelt schwebt
Des Knaben Kraft; — so schwebte Majas Sohn,
Der Göttliche! so wandelte Apoll —
Und unterm Stahl des Fusses klingt das Eis;
Im Silberspiegel fliegt sein kühnes Bild
Mit ihm daher; des Ufers Rohr verneigt
Sein Haupt vor seinem Flug. — Sieh! Hand in Hand
Enteilet dort ein Tyndariden-Paar, *
Hier tanzt ein Chor. — Es bildet sich die Kraft
Im schönen Tanz und Rythmus, selbst der Geist
Hebt muthiger die Adlerschwing' empor
Als höb' auch ihn des Stahls Beflügelung.

So schwang im Eislauf sich zum Aetherflug
Des Hermannssängers hoher Geist empor
Und im unsterblichen Gesang ertönt
Die Harmonie des blinkenden Kothurns.*
In leiser Frühe, wenn der junge Tag
Das Schneegebirg in Blüthenschimmer hüllt,
Bis in die Nacht, wo über seinem Haupt,
Und unter ihm im Spiegel des Krystalls
Ein Sternenhimmel und der Vollmond strahlt,
Erklingt melodisch seines Fußes Schwung,
Und weit hinunter hallt des Frostes Ruf,
Den Strom zerspaltend. — Ohne Furcht vernimmt
Des Renners Ohr den fürchterlichen Laut
Des Donners, der zu seinen Füßen rollt.
Er hat des Eises trügerische Bahn
Genau erforscht. Sie trug des Rosses Huf,
Es krachten Karren schon darüber hin,
Und nirgend quillt ein unterwühlend Feur.

So schwebt sein Lauf in sich'rer Bahn daher.
Jedoch noch mehr erfreuet ihn der Ruf,
Der vom Gestad' aus holder Mägdlein Mund
Den Schwebenden begrüßt. — Er rauscht hinan
Im leichten Bogenschwung und ladet sie
Auf seinen Schlittenstuhl, und nicht umsonst!

Zwar zögert anfangs wohl die zarte Scheu,
Doch er gelobt, nur leis' und allgemach
Den Stuhl zu lenken, beut mit süßem Wort
Die Hand ihr lächelnd dar; und sie betritt
Mit scheuem Fuſs die glatte Bahn; nun schwebt
Das holde Kind süſslächelnd vor ihm her. —
Also vermählt die Anmuth sich der Kraft!
Ein schöner Bund! So klang der Silberton
Malvinas in des Barden Harfensturm. *

Oft auch beginnt auf spiegelglatter Bahn
Ein Wettlauf, groſs und kühn, wie Pindars Lied
Ihn nicht besang, Olympia nicht sah.
Des Rosses Lauf, des Adlers Wolkenflug
Rauscht schneller nicht und tönender daher. —
So fliegen sie zum Ziel, den Sieger krönt
Des Beifalls Ruf; ihm dampft sein glühend
Haupt.

Sei mir gegrüſst, du edles teutsches Spiel!
Dich priesen schon die Barden Wittekinds,
Und kühner sang es Teutschlands Barde nach.
In dir erstarkt die frohe Jugendwelt
Des festen Nordens zur gediegnen Kraft,
Zur Kraft der Väter, und der Hermannschlacht.

Wie schlug auch mir, dem Jüngling, einst das Herz
Beim Nahmen Hermannschlacht? — Verwandelt stand
Vor meiner Phanthasie der Eichenforst
Ein Teutoburger Wald! — Siegprangend kam
Das Räubervolk daher vom teutschen Strom.
Hier stand gedankenvoll aufs Schwerdt gelehnt
Der Held Germaniens; die Schlacht begann,
Vom Felsgeklüft ins Thal hinunter scholl
Der Barden Siegeslied und Schilderklang,
Die Keule traf das stolze Adlerbild
Des Weltenräubers, und am Felsendamm
Des teutschen Bundes brach die wilde Fluth,
Die unaufhaltsam, wie ein Ocean,
Der Völker Heiligthum und Heerd verschlang! —
Und Römerleichen deckten das Gefild. — —
Oft auch erschien mir dann im Dämmerlicht
Vom Nebelduft umhüllt ein Schattenheer
Des Heldenvolks; der Felsenkluft entquoll
Ein Klagelaut wie Aeolsharfenton. —

Ach! dafs nur noch im grauen Nebelduft,
Wie Lego's Geisterchor, die Heldenschaar
Des teutschen Bundes, — nur im Bardensang

Der Geist der alten Männertugend lebt! —
Germania, wird niemals deinen Heerd
Und deiner Freiheit heiligen Altar
Ein andres Rom bedräun?... Schon fließt dein
Strom
Getheilt dahin! Was Vater Hermann dir
Und was sein Ursohn Luther dir gewann,
Das freie Wort, der Sprache stolzen Schritt
Beneiden sie ..... drum feiert mein Gesang
Das kühne Spiel, in dem die Muskelkraft
Des Jünglings und sein freier Geist erstahlt
Zu kühner That und Kampf fürs Vaterland!

So wie im Lanzentanz zur Römerschlacht *
Der Knab' erwuchs, und Hermanns großem Sinn,
So bilde sich durch Tialf's kühne Kunst
Des Jünglings Kraft! Sie werde stark und schnell,
Dem Stahle gleich, der unterm Fuß ihm blinkt, —
Gleich dem Krystall, auf dem er schwebt, sein
Geist!
Dann mag der Fremdling drohn — er droht
umsonst!

Wohlan, so übt das edle Spiel, bevor
Die Bahn zergeht, der heitre Tag entflieht.

Schon steigt Gewölk empor, es tobt und stürmt,
Der Schnee verhüllt den Pfad, der Fichtenast
Krümmt sich zur Erd' hinab, die Eiche kracht,
Und zu Gebirgen wälzet ihn der Sturm.
Bestürzt vernimmt der Hirsch das Ungethüm
Und birgt sein ästig Haupt in tiefer Schlucht,
Erzitternd drängt das Weibchen samt der Brut
Sich dicht ihm an, hoch ragt sein Haupt hervor
Und schüttelt vom Geweih den Flockenstaub. —
Das Eichhorn tanzt behend in seinen Ast
Und freut sich hier des Schatzes, den es klug
In guter Zeit der bösen aufgespart.
Kein Vogel hüpft im Hain. Der Auerhahn
Erschrickt, im alten Burggemäuer bläst
Minerven's Vogel, zweifelnd ob es Tag
Ob Nacht es sei; dem sinnt und grübelt er
Tiefseufzend nach, und bleibt in seiner Kluft.

So regt sich nur die Windsbraut und das Spiel
Der Flocken weit umher — Doch nein! es tönt
Dir, o Natur, auch itzt ein Freudenlied!
Ein Vögelein erhebt, wenn alle Welt
Verstummt, des Stimmchens hellen Klang und
singt
Dem Sturm und Ungestüm ins Angesicht! —

Auf! preis es mein Gesang! Besingst du nicht
Das Kleine nur? den frohen Scherz und Muth
Der kleinen Welt, und was in zarter Brust
Der Kindersinn und die Natur erzeugt?
Wohlan verkünde denn des Vögleins Lob,
Das, teutscher Art und bräunlich an Gestalt,
Sich über Sturm und Schneegewirr erhebt,
Und mit Gesang die Kinderwelt erfreut,
Die gern das Lied des kleinen Kehlchens hört.
Wohl ist es nicht ein bunter Colibri,
Der nur um süßen Duft und Blüthen summt —
Das ist fürwahr auch keine Kunst! — O nein,
Dann, wenn vom Frost die Eich' und Buche
kracht,
Erklingt im Hain sein liebliches Getön,
Und wenn der Westwind heulend um das Haus,
Die Flocken weht; dann schwingt es sich empor
Zur Wetterfahne, grüßt die weite Welt
Mit lustigem Gemüth, und singt dazu:
„Wie ist mein Herz so frisch und wohlge-
muth!“
Drum hat einmüthig auch des Volkes Mund,
Obwohl dem kleinsten Vöglein an Gestalt,
Des Winterkönigs Nahmen ihm ertheilt
Dem hohen Sinn zum wohlverdienten Lohn;

Volksstimm' ist Götterspruch. Sie täuscht
kein Glanz! —

So sei mir denn gegrüfst im Schneegewühl,
Du kleiner Sänger! Bist du nicht das Bild
Des edlen Muthes, den kein Unfall trübt? —
So wie des kleinen Völkchens, das entzückt
Im Winterreif des Frühlings Blüthe schaut,
Und auch dem Sturm und Frost die Stirne
beut! —

Sobald die Bahn sich ebnet; eilt hinaus
Der frohe Schwarm; die Schlittenfarth
beginnt.
Zween Knaben ziehn den dritten; ihn umstäubt
Ein Schneegewölk, und pfeifend knarrt die
Bahn.
Dem Schlitten folgt ein ganzes Schlittenheer.
Melodisch klingt der Schellen hell Getön
Zum raschen Zug; die schlanke Peitsche knallt. —

Behende tritt der Städter vom Kamin
Zum Fenster hin — doch schleicht er bald zurück.
Er meinte wohl, die grofse Welt zu schaun
In Tigerbälg' und Zobel eingehüllt —

Und zürnend sah er nur der Knabenlust. —
Er will nur Larven, Puppenspiel und Tand
Und grosse Welt — der Wange Rosenroth,
Der frohen Einfalt Spiel und frischer Muth.
Ergötzet ihn nicht mehr, denn mein Gesang.
Er letzet sein Gemüth an Voltärs Dirn' *
Und Schillers Jungfrau heitzet ihm den Heerd! . . .

Itzt geht der Weg des Knaben zu dem Berg,
Wo jäher sich die Bahn herniederkrümmt —
Da rauscht der Schlitten mit gewalt'gem Schwung
Hinunterpolternd, in das Thal herab,
Die tiefe Schlucht durchkreuzt ein bunt Gewühl
Und im Geklüft erwacht der Wiederhall. —
Nur im Gebirg gedeihet solche Lust,
Dem platten Land' entsprosst kein kühnes Spiel.

Oft schwebt mir noch ein süfses Traumgebild
Der Kindheit vor; — ein bess'rer Traum für-wahr,
Als der nur schnödes Gold und Silber täuscht! —
Ich seh den blank gestählten Schlitten-Flug;
Die Locke saust dem Lenker, hinter ihm
Schmiegt sich ein Mägdlein; rasch hinunter rollt

Das muthige Gefährt. So schwebte einst
Von Enna's Höhn, an Plutons Brust ge-
schmiegt,
Persephone zur Unterwelt hinab. *
Zuweilen schwankt das flüchtige Gefährt
Aus seinem Gleichgewicht auf krummer Bahn,
Und hingeschleudert wälzen sich im Schnee
Der Fuhrmann und sein zitternder Genoss:
Auf diese stürzt der nächste, jenem folgt
Ein dritter; durcheinander rollt zuletzt
Der ganze Zug: ein wundersam Gewirr!
Dann rafft die Schaar sich auf, Gelächter schallt,
Und jeder sucht, vom Kleid' und feuchtem Haar
Das Schneegestäub abschüttelnd, sein Gefährt,
Das rücklings hingestreckt tief unten liegt.
Von neuem nun beginnt die kühne Fahrt.

So war es einst! — Der Jugend goldne Zeit
Verschwand! Vielleicht mit ihr das frohe
Spiel! . . . .
Hat nicht des Lebens fröhliche Gestalt
Die neue Zeit, die blutige, entstellt?
Verscheuchte nicht des Krieges düstrer Hohn
Den leichten Scherz? Ach selbst dem Alpenthal,
Das Wilhelm Tell und Winkelried gebahr,

Wo rings umströmt von reiner Himmelsluft,
Der heil'gen Einfalt Heerd und Tempel stand —
Wo nur der Heerden Glockenmelodie,
Das Hirtenhorn, der frohe Reigen scholl . . . .
Auch ihm hat sich die wilde Wuth genaht —
Und scheeler Neid den zarten Keim vertilgt,
Aus dem allein des Lebens Baum entsprießt,
Und Freiheit du, nicht des zertretnen Sumpfs
Der Alltagswelt und ihres Frevels Frucht! —
Wo steht ein Heiligthum, das nicht dein Fuß
Zertrat, verfluchter Zwist? Wo ist das Land,
Dem nicht dein Pesthauch Fried' und Freude nahm?
Auf Gegenden, verschont vor deinem Blitz,
Fiel deines Mundes Gift und Honigthau,
Und in den Blüthenaun des Friedens keimt,
Von dir gesät, der Zwietracht bittrer Lolch. . .
Weg vom entweihten Schauplatz — Soll ich denn,
O Phanthasie, mein Haupt verhüllend, hier
Verstummen? . . . Nein, ich wandl' an deiner Hand
Ja gern zurück zum längst vertrauten Heerd,
Den itzt, indeß der Knaben kühner Schwarm
Den Schnee durchwühlt, die kleine Welt umkreist,

Der Knäbchen und der Mägdlein zart Geschlecht.

Vor allen sing', o du mein kleines Lied,
Der Puppe Lob! Mit zarter Liebe hänget
An ihr des Mädchens Herz und stiller Sinn,
Und gern umschwebest du o Poesie
Der Unschuld kleines Spiel und Eigenthum.
Du selber kamst zuerst zur Kinderwelt
Der goldnen Urzeit vom Olymp herab! — *

Gleich wie die Mutter sich des Säuglings freut,
Und seiner hegt und pflegt ohn' Unterlaſs,
Itzt lächelnd ihn an ihren Busen drückt,
Dann auf den Armen wiegelt, hoch empor
Ihn schüttelnd hält, ihn dann mit Bändern schmückt,
Liebkosend mit ihm lallet, lacht und scherzt —
So ahmt das Töchterlein am Wachsgebild
Ein jedes nach, legt itzt der Löckchen Bau
In Ordnung, putzt das glänzende Gesicht,
Und zieht ohn' Unterlaſs es aus und an —
Auch wird die weis' Ermahnung nicht gespart
Und Artigkeit mit vielem Ernst gelehrt,
Und viel erzählt: vom Schäfchen, Prinz Libu

Und Robinson und dem verwünschten Schloſs. —
Dann fallen ihm — das ist des Kindes Wort —
Die Aeuglein zu vom Schlaf, der Sandmann kommt; *
Auf leisen Zeh'n und surrend trägt es nun
Die Pupp' ins kleine Bett; ein Wiegenlied:
Schlaf Kindlein süſs, Popeia!, tönt dazu.

Indeſs das Püppchen schläft, beschickt das Kind
Des kleinen Wesens Schmuck und Hausbedarf
Und schafft und wirkt mit stiller Häuslichkeit;
Die Nadel blinkt, das Bügeleisen klirrt —
Ein jedes Stück wird sorgsam hingelegt,
Nicht schweigend — Nein! der Seele zartes Spiel
Wird gleich zu Wort und Laut; und niemahls steht
Das Züngelchen im kleinen Munde still.

Die Kindheit ist beredt. Wie wenn der Lenz,
In kindlicher Gestalt, vom Himmel kommt;
Dann regt sich überall ein süſs Geschwätz,
Im Hain und auf der Flur. Im Sommer schweigt
Das schwüle Feld, wenn nicht von oben her
Des Donners Stimme rauh und männlich tönt. —

So wars auch einst, als noch die Jugendwelt
Der Menschheit lebte, kindlicher gesinnt;
Da redete der Mensch sich niemals aus,
Und wußte viel: da floß das leichte Wort
Geflügelt ihm von seiner Lippen Saum,
Und rundete den jonischen Gesang.
Gastfreundlich ist die jugendliche Welt;
So wie des Obdachs Schirm und Wein und Brod,
So theilt sie auch im ungeschminkten Wort
Mit Jedem gern des Geistes Blüth' und Frucht. *

Sieh, auch der Knab' erzählt dem treuen Hund,
Was er im Herzen denkt; das Mägdlein spricht
Zu ihrem Püppchen oder mit sich selbst.

So bildet sich schon in des Säuglings Mund
Zuerst das Lallen, dann der junge Laut,
Bis, durch des Odems Schöpferhauch beseelt,
Gedank' und Wort — des Geistes Werk und Bild —
Beflügelt von der Lippe Saum sich löst
Und auf des Wohllauts Schwingen zum Gehör
Des Kindes schwebt in kindlicher Gestalt. —
Mit Lust vernimmt sein Ohr den süßen Laut
Des eignen Mundes, und von neuem stets

Erscheint vor ihm das kindliche Geschöpf.

Ward wohl der Puppe selbst der süfse Hauch
Des Lebens nicht gewährt, doch bildet sie
Des Kindes Geist und zartes Leben aus,
Der Ordnung Harmonie, die Häuslichkeit,
Des Schmuckes Trieb, erwächst im kleinen Spiel
Allmählig, und die süfse Tändelei
Entfaltet in des Mägdleins Busen schon
Den ersten Keim des heiligen Berufs,
Dem die Natur das Zarteste vertraut.

Ach! oftmals wird die Freude ihr gestört,
Wenn sich das Brüderchen der Wiege naht.
Er greift hinein mit hartem Ungestüm
Und hält an einem Fufs die Pupp' empor,
So ungeschickt, dafs über ihrem Haupt
In schrecklicher Verwirrung Kleid und Hemd
Zusammenschlägt. Die Schwester—? fleht und weint
Umsonst! — Die Mutter eilt geschwind herbei,
Und ruft der Bleisoldaten ganzes Heer
Zu Hülf', und sieht der kleine Räuber läfst
Die Puppe los, und wird — ein Kriegsheld.
Also verliefs der göttliche Achill

Die Spindel samt der Mädchen Spiel und Tand,
Sobald er Helm und Lanze blinken sah. —

Das Mägdlein liebt, was Pfleg' und Schmuck bedarf
Der Knabe nur, was Muth und Kraft ihm übt,
Er, was ihm dient; sie, wem sie dienen mag.
So lebt und webt in steter Thätigkeit
Die kleine Welt. Wohl ihr, wenn ihrem Trieb
Und innerm Leben nie der Stoff gebricht,
Woran die junge Kraft sich spielend übt! —
Die Qual des Müssiggangs ist ihr verhaßt.
Den Polster brüten, auf dem Lotterbett
Sich gähnend dehnen und gedankenlos
Die Stunden tödten — nein, das nur vermag
Die große Welt; dem faulen Sumpfe gleich —
Die kleine gleicht dem Bächlein, das behend
Durch Wiesen hüpft, den glatten Kiesel wälzt
Und mit des Schilfs Gesäusel kosend spielt.

Wer Stillestand der regen Kraft gebeut,
Gebeut umsonst; — sie bricht sich selbst die Bahn
Aus eignem Trieb, und wird das Gute ihr
Versagt, so wählt sie sich die böse That. —

Der Kindheit frei gebohrene Natur
Erduldet nicht das ungerechte Joch
Des Drängers, der des Lebens frischen Wuchs
Beschneidend, es in steife Fesseln zwängt.
Ach! wehe, wenn der eingesperrte Geist
Die Bande sprengt, und mit den Banden auch
Das Herrliche, das ihn umgiebt, zermalmt!
Wie wenn der Rhein dem herben Winter zürnt,
Der ihn in Fesseln schlug, und dann sein Grimm
Die grünenden Gestade rings verheert! —
Und weh' auch, wenn des Lebens reger Trieb
Im faulen Sumpf verbotner Lust erspäht,
Was ihm in freier Welt der Zwang versagt.
Ein finstrer Heuchler schleicht der Knab' einher,
Das Köstlichste, was die Natur ihm gab,
Der freie Sinn, der Trieb nach Luft und Spiel,
Wird, Seel' und Leib entnervend, ihm ein
Gift. — —

O ihr, die Gott zu Bildnern auserkohr,
Verehrt der Jugend göttliche Natur
Und Schöpferkraft! gewährt und gönnet ihr
Die eigne Welt, das freigewählte Werk:
Erweckt und reist zur Thätigkeit den Keim,
Der in ihr schläft! Mit ihm erwacht zugleich

Das Hochgefühl der eignen Schöpferkraft,
Die auch das fremde Werk verehrt und liebt,
Und ohne Zwang das Schwerste gern vollbringt —
Und jeden Tag mit neuer Schöpfung krönt, —

Wer selbst mit eigner Hand ein Bäumchen zog
Und sein mit Liebe pflegt, wird nimmermehr
Den Baum verletzen, der in Unschuld steht,
Und dankbar Blüthe, Frucht und Kühlung beut.
Wer selbst sein Gärtchen baut und Blumen zieht,
Betrübet nicht des Nachbars Blumenbeet,
Und ehret auch das Hälmchen auf der Flur.

Seht doch die Kindlein an! Schon sammeln sie
Vom saft'gen Fleisch der goldnen Frucht erquickt,
Des Apfels braunen Kern; mit Sorgsamkeit
Wird jedes aufgehegt, und kommt der Lenz,
Dann werden sie in Reihen hingepflanzt.
O welche Freud' und Lust, wenn einst der Kern
Ein Bäumchen treibt, und dieses schlank erwächst;
Und wenn mit eigner Hand der Knab' es dann

Dem edlen Zweig vermählt, und aus dem Blatt
Die Blüthe quillt. — — Er steht, ein kleiner Gott,
Vor seinem Blüthenbaum; — die Phanthasie
Geleitet ihn dahin, er sieht sein Bild
In seiner Schwester, die den Rosenstrauch
In Scherben zog, und nun mit hoher Luss
Die erste Ros' im zarten Knöspchen spührt.

O, übt die Kraft, die sich im Kinde regt,
An edlem Stoff und leitet sie! Fürwahr
Nicht zum Verderben gab ihm die Natur, —
Die Göttliche! was sie verleiht ist gut! —
Begier zu wirken. Nur der Müssiggang
Gebiert die Freveltat, gleichwie der Rost
Im trägen Dunst den blanken Stahl verzehrt!

Gieb nur dem Kind' ein Werkzeug und den Stoff,
Und schaue dann, was es sich selbst erschafft!
Wer sähe nicht die kleine Werkstatt gern,
Wo mancherlei Gebild' im Nu! entstehn?
Ja! gäbst du ihnen selbst den Tartarus
Der grossen Welt, der Karten bunt Gewühl, —
Am runden Tisch, den wie ein Blumenkranz
Die kleine Welt umschlingt, entsteht daraus

Ein Schauplatz neuer Schöpfung — ein Olymp!
Sieh hier den kleinen Zeus! — Sein Zepter ist
Die Scheer' in seiner Hand; er ruft damit
Aus buntem Blatt ein Fürstenheer hervor.
Er stellt sie drohend auf, sein Zepter zuckt,
Und Könige versinken in den Staub.
Ein Ares dort, — doch friedsam ist sein Blick —
Erschafft ein Lager; zu Gezelten fügt
Sich Blatt an Blatt, die Fahnen flattern hoch,
Und Bleisoldaten stehn in Reih und Glied. —
Ein lockicht Pärchen, Hermes und Apoll,
Erbaut ein neues Troja: zum Pallast
Fügt Eckstein sich an Eckstein, As an As,
Der Bauer trägt das schwankende Gesimms,
Worauf, nichts tragend, Dam' und König, ruhn.
Man schaut mit Lust die lange Strafs hinab,
Und Kreuz und Herzen schimmern überall.
So steht der Wunderbau gefügt, wie einst
Semiramis hochschwebender Pallast
Und Ninive, die Königsstadt! — Itzt winkt
Ein kleiner Erderschütternder Neptun
Vom hocherhabnen Kinderstuhl, — ihm wallt
Vorwärts vom Haupt sein blondgeringelt Haar,

Er streckt den Arm, und sieh Olympos Höhn
Erbeben; rasselnd stürzt der Wunderbau;
Verwirrung herrscht; die Götterschaar erschrickt!

Doch, sieh auch hier! in niedrer Region
Am Boden sitzt ein weiblicher Olymp —
Ein klein Minervchen regt die Hand; es wird
Ein Netzchen aus Papier, so zart und fein
Wie Spinngeweb; sobald ein Faden bricht,
Zerreifst das Kunstgeflecht, wie ein System
Des Afterweisen, dem die Göttinn zürnt;
Er wähnt, Athene selbst begeistre ihn,
Indefs ihr finstrer Kauz sein Hirn erwärmt. —
Dort ein Dionchen schafft aus zähem Wachs
Ein Turteltäubchen Paar — ihr eignes Bild!
Und eine Ceres, blondgelocket, flicht
Aus buntem Stroh ein Körbchen wunderschön.
Horch drüben tobts, als wäre selbst Vulkans
Berufste Ess' im Gang; Cyklopen gleich
Umstehn die Knaben hämmernd ein Gerüst,
Und strecken mit Gewalt die Arm' empor,
Bis neugefügt daher ein Wagen rollt.

Dort wimmelt es, als wär ein Heliken

In voller Arbeit. Ein Antinous
Von Marmor ragt empor, bedächtlich blickt
Der Knab' ihn an und trägt das Heldenhaupt
Auf seine Roll'; ein Mägdlein neben ihm,
Erschaffet, Flora gleich, ein Blumenfeld,
Und lächelt nun die eigne Schöpfung an,
Indefs das Bübchen auf dem Schieferblau
Im Nu ein Menschenheer ins Dasein ruft
Und vielerlei Gethier; das gilt ihm gleich!
Vier Strichlein nur, da hat er Kopf und Rumpf,
Vier Strichlein noch, da regt sich Arm und Bein;
Zuletzt erscheint auch Näslein, Aug' und Mund,
Nun setzt er noch sorgfältiglich hinzu,
Was jedes sei — so mangelt nichts daran.
Sieh, hier im Winkel abgesondert sitzt
Ein kleiner Künstler vor sich hingebückt,
Und sinnend — anders nicht, als sollte bald
Ein neu trojanisch Pferd durch ihn entstehn. —
In Pappendeckel wühlend, wirft er oft
Unwillig sein geringelt Haar zurück,
Das spielend auf des Denkers ernste Stirn,
Herniederwallt; urplötzlich läuft ein Schiff
Mit Mast und Segel, Flagg und Wimpel dran,
Vom Werft! Das Steuer lenkt ein Palinur *
Aus Wachs, Aeneas steht am Mast gelehnt

Mit ausgespreizten Beinen, ihn umwallt
Tabago's duftend Kraut, — denn so geziemts
Dem edlen Schiffspatron; — ein bunt Gewühl
Von Schachteln, Kist' und Kasten, mannigfalt
An Form und Farben, liegt zerstreut umher,
Als wären sie zur Ladung ausersehn.
Man wundert sich mit Recht, wie doch die Kunst
Und Menschenwitz so mancherlei ersinnt! —
Sieh, dort erhebt aus Hölzern groß und klein
Ein neu Karthago sich; der Münsterthurm
Ragt schon empor, Paläste groß und hehr
Umdrängen ihn; die Arbeit gährt;
Zuletzt, auf daß dem städtischen Verein
Nichts mangeln mög' am Nöthigen, erbaut
Ein dritter noch den schlimmen Unglücksbaum,
Der oft auf Teutschlands Höhn weitschencklich steht;
Ein Pappen-Haman schwankt an seinem Ast.

Also erhebt die grämliche Kritik
Ein Ausrufzeichen in Parenthesi,
Zur Warnung jedermann — ihm, dem es gilt,
Zum Herzeleid und heimlichen Verdruß. —

So eilt geschmückt vom schöpferischen Fleiſs
Der Wintertag dahin; der warme Saal
Wird wie ein Lenzgefild; auch fehlt ihm nicht,
Trotz Schneegewühl und Frost, der Blumenflor.
An Fensterscheiben blüht ein neuer Lenz;
Hier sucht und findet sich die Kinderwelt
Levkoj' und Nelken, Rosen und Jasmin,
Den Blüthenstrauch und grünen Hain heraus;
Beglückter als der frostige Blumist,
Der sich zum schwer erkauften Feuerfax,
Liebäugelnd bückt, und seinen Preis erwägt. —

Auch schallt der Saal vom fröhlichen Gesang
Der Vöglein, wie ein Wald zur Frühlingszeit.
Im Drathgeflecht des bunten Käfigs hüpft
Ein zierliches Serinchen, gelb wie Gold,
Ein schwarzes Häubchen schmückt des Vögleins Kopf,
Und munter strahlt der Aeuglein helles Paar,
So hüpft es auf und ab. Sein kleines Herz
Empfand ja nie der Freiheit süſsen Tag,
Sein kleiner Zwinger ist sein Vaterland. —
Es weiſs nicht, daſs auch seinem Urgeschlecht
Ein goldnes Alter blühte und verschwand;
Es kennet nicht der Väter Paradies

Das Inselland der Seeligen, allwo *
Kein Schnee und Regen war, und kein Orkan;
Vom Ocean gesendet wehte dort
Der Thier' und Menschen ruhigem Geschlecht
Ein ew'ger West die sanfte Kühlung zu —

Entflohen ist die goldne Zeit; das Land
Der seel'gen Inseln ward dem Erdensohn
Versperrt, mit ihm der Thiere treuem Volk,
Das sein Geschicke theilt. — Von dannen stammt
Der gelben Vöglein fröhliches Gesipp,
Das überall in weiter Welt zerstreut
Nun mit dem Menschen gern die Tage lebt,
Und durch Gesang sein traurend Herz erfrischt.
Als flöße noch um sein vergittert Haus
Balsamisches Gedüft Elysiums,
So heiter tönt sein unvergleichlich Lied.
Sieh, es empfängt dafür, aus Mädchens Hand
Die Honigfrucht, die einst von selbst dem Fels
Und Eichenstamm der goldnen Zeit entquoll. —
Ach, itzt gedeiht sie nur in bitterm Schweiß
Und Thränenfluth dem seufzenden Geschlecht. —*

Wohl gern empfäht des kleinen Sängers Mund

Der Heimath süſse Kost. Sie schmeidigt ihm
Die Stimme; bald ertönt mit hellem Klang
Sein dankend Lied der holden Geberin,
Und sympathetisch weckt des Vögleins Lied
Die kleine Welt zu lieblichem Gesang.

Dann tönet es: „Wenn ich ein Vöglein wär!“
Und andre Lieder, zart und wunderschön,
Von Hölty, Bürger, Gleim und Hagedorn,
Aus Mildheims Buch und Reinhardts Liederspiel,
Und wie der Geist aus angebohrnem Trieb
Und freier Brust sie selber sich erzeugt.
Horch! es beginnt ein festlicher Choral!
Und seltsam tönt die ernste Melodie
Zum leichten Puls und Schritt der kleinen Welt.
Auch so ergötzt ein kräftiger Contrast;
Des höhern Lebens Ahndung stellt in ihm
Lebendiger dem innern Blick sich dar ...
Drum ahmt sie gern des Lebens höchsten Ernst
Und feierlichen Gang im Spiele nach.

Vom festlich ernsten Ton geleitet schliefst
Die kleine Welt den Kreis. Ach, es beginnt
Ein Leichenzug! — Ein doppelt Trägerpaar

Erhebt des Sarges Bild, von schwarzem Tuch
Umhüllt; darüber ruht ein Blumenkranz,
Ein künstlicher, mit Flittergold durchwebt.
Ihm schliefst der Zug der Traurenden sich an.
Tiefschweigend mit verhülltem Angesicht,
Als läge Hörry's Röschen in dem Sarg,
Stehn sie umher und harren stumm des Rufs. —
Von ferne tönt ein dumpfes Grabgeläut,
Des Flügels tiefster Bafs. — Das Todtenlied
Hebt an und langsam wallt der schwarze Zug
Den Saal hinab, versenkt den kleinen Sarg
Und schmückt das Grab mit buntem Flitterkranz. —

Dem wehmuthvollen Spiel schaut unbemerkt
Die Mutter zu; auf ihren Busen treuft
Ein Thränenstrom. — Mit Schmerzen ach! gedenkt
Sie ihres Lieblings, den die Blatternpest
In schönster Blüthe grausam hingerafft,
Eh die Natur dem sterblichen Geschlecht
Das freundliche Geheimnifs ihrer Kunst
Vertraute. Ach! itzt ruft der Kindlein Spiel
Das Schmerzensbild von neuem in ihr Herz;
Ein Thränenstrom benetat die zarte Brust,

Die ihn gesäugt, an der er lallend hieng. —

Doch schaut sie bald getrost das Häuflein an
Das vor ihr hüpft, und wie ein Blumenkranz
Sie noch umschlingt. — Sie naht der Harfe sich,
Greift in die Saiten — horch! ein Jubellied
Erschallt, der Kinder Chor fällt jauchzend ein,
Und um das Grab ertönt ein Hochgesang
Dir, holde Lieb', und Hoffnung, dir geweiht! —
Durch süsse Thränen quillt der Freude Glanz
Im Mutterauge; — also glänzt das Bild
Der Sonn' im Morgenthau. — Ja, auch das Herz
Der Kindlein fühlt mit Wehmuth, dafs ein Geist
Im Busen wohnt, der über Grab und Staub
Sich zu erhöhn mit Engelsflug vermag . . .

O, heil'ge Tonkunst, dürft' auch ich dein Lob
Verkünden! — ach! mein kleines Lied vermag
Und wagt es nicht — du Himmlische, bedarfst
Der Menschenzunge nicht! bist du nicht selbst
Der Gottheit Mund und Wort? — Bald schwebest du,
Ein Sturm daher, es neiget sich der Wald,
Wie Wogen braust der Harfen Melodie!
Bald trift dein schneller Laut, ein Wetterstrahl,

Des Hörers Ohr und Herz; der Boden wankt
Von deinem Donnerruf, die Erd' erbebt.
Im stillen Säuseln schwebst du dann einher,
Des Friedens Bogen neigt sich unter dir!

Oft tönt in dir ein leiser Geisterlaut,
Aus ferner Welt; wie wenn in Ossians
Gewölbter Hall' am mosigen Gestein
Des Barden Harfe stand — in leisem Hauch
Erzitterten die Saiten, tief erscholl
Der Harfe Ton — prophetisch sah und sang
Der blinde Seher dann des Freundes Tod,
Und Fingals Flammengeist und milden Sinn! ..

Ergofs nicht, tausendfach getheilt, dein Strom,
O Harmonie, sich in der Schöpfung Raum?
Ertönet nicht im Fächlein, das den Hain
Umhüpft, dein sanft Gelispel? Säuselnd dankt
Der stille Hain; — dem Turteltäubchen ward
Ein süßer Laut, er spricht das Hochgefühl
Der treuen Lieb' in Einfalt girrend aus;
Die Terrix schwirrt, umhüllt von Myrtenlaub,
Des heitern Himmels Lob, der Himmel selbst
Erquickt die zarte Sängerinn mit Thau.
Bardalo schwebt frohlockend himmelan,

Und Philomelens Lied erfüllt den Hain,
In stiller Nacht, indefs die Harmonie
Des Sternenchörs, — ein kindliches Gewühl, —
Dich holde Mutter, o Natur, umkreist!

Ja, was in Unschuld fröhlich sich bewegt,
Dem quillt aus freier Brust ein süfser Laut! . . .
Doch keinem nahst du dich, o Harmonie,
Wie ihm, des Himmels Liebling — du erhebst
Sein Haupt zum Aether; unbeachtet kreist
Der Erde Staubgewühl um seinen Fufs.

Als noch in Einfalt, unverkünstelt sie,
Dem frischen Menschenstamm der Jugendwelt
Aus Orpheus und Amphions Leier klang,
Da neigte sich vor ihr der Eichenwald,
Von Bergen kam der Fels hinab, der Strom
Stand horchend still, und gelbe Löwen sahn
Anbetend zu dem Sterblichen hinauf,
Aus dessen Mund' ein wunderbarer Hauch,
Gebein und Herz mit Macht durchströmend,
quoll. —

Auch in der kleinen Welt der Kindlein schwebt
Ihr holder Laut; des Säuglings Lallen klingt

Dem Mutterherzen süfs wie Harfenton.
Dafür umtönt ihr leises Schlummerlied
Des Kindleins Wieg', und von der Melodie
Der Mutterlipp' umhaucht, eröfnet sich
Das Heiligthum des Geistes; ihm entfleufst
Vom süfsen Ton erweckt, ein holder Strahl
Des Lächelns auf des Kindes Angesicht,
Die Dämmerung des inneren Gefühls
Verkündend. So umschwebt des Zephyrs Hauch
Im Lenzbeginn der Erde Mutterschoofs;
Das Blüthenblatt blickt durch der Knospe Spalt
Und Krokus quillt aus dichter Scholl' empor. —
Wer Gutes giebt mit mütterlichem Sinn
Empfäht dafür das Kindliche zum Lohn.

Wie an des Bächleins freundlichem Geschwätz
Die Vöglein gern sich sammeln und ihr Lied
Zum Klang der Wellen fröhlicher ertönt;
So bildet auch der Mutter Melodie
Ein ganzes Chor von Sängern um sich her.
Das Lallen selbst wird Rythmus und Gesang,
Und Flöten, Harf' und Flügel tönen drein.

Ja herrlich ist es, wenn das Morgenroth
Ein Chorgesang der kleinen Welt begrüfst,

Der leicht und fröhlich durch die Kammern
rollt;
Und herrlich; wenn am Schluſs des Tagewerks,
Das mühsam oft und unmelodisch schleicht,
Vom Abendlied des frohen Schwarms umtönt,
Die ernste Stirn des Vaters sich entwölkt.
Wohl freut er sich der schönen Hausmusik,
Die vierfach ihn begrüſst, und blickt mit Lust
Den kleinen Stammler an auf seinem Knie,
Der schon das Mündchen rundet, — und im
Schooſs
Des Mütterchens den Säugling: er gedenkt,
Daſs ihm in diesen auch Gesang erwächst, —
So lächelt er und singt den ersten Baſs
Zum Silberlaut des blondumlockten Chors. —
So saſs in alter Zeit der Gottesmann,
Der kühn und groſs, im hellen Tageslicht,
Der Menschheit und der Wahrheit Recht ver-
focht,
Dann, wenn der Abend kam, am trauten Heerd
Im kleinen Kreis der Singenden und sang. —

Vor allem herrlich tönt der Chorgesang
Der kleinen Welt, wann ein Geburtstagfest
Im Haus' erscheint. Schon lange ward zuvor

Viel insgeheim berathen, und ein Lied
Verschwiegentlich geübt. Dann endlich kommt
Der langersehnte Tag. Kaum reget sich
Die Dämmerung, so stehn sie schon bereit:
Mit leisen Tritten stellt im halben Kreis
Der kleine Chor sich vor das Kämmerlein
Und es beginnt ein lieblicher Gesang.
In sanften Tönen schwebt der Liebe Gruſs,
Das zarte Dankgefühl, der fromme Wunsch
Der frohen Unschuld — tief gerührt erhebt
Der Vater seinen Blick, die Mutter weint
Voll süſser Wonn' an seine Brust geschmiegt —
Bis lauter nun und fröhlicher das Lied
Der Kinder rollt, wie wenn mit Chorgesang
Den jungen Lenz Amphion - Haydn grüſst.

So fliefset unter Klang und süſsem Spiel
Der Winter, wie ein Frühlings - Tag dahin,
Bald auch entweicht der rauhe Winter selbst.
Blafsröthlich sank die Sonne; grau Gewölk
Umhüllte sie, ein warmer Westwind weht,
Und locker ballet sich der feuchte Schnee.
Das merkt der Knabe bald; er flieht den Heerd.
Sie stehen da, ein kühnes Doppelheer
Und fodern sich zum neuen Kampf heraus.

Ein Goliath, den Schneeball in der Faust
Pocht trotziglich und spricht Israel Hohn.
Ein kleiner David schnellt mit schlanker Hand
Den festgedrehten Ball ihm an das Haupt,
Daſs Flock' und Wasser ihm die Stirn' umstäubt.
Das war das Schlachtsignal! Mit Feldgeschrei
Beginnt der Kampf. So scholl zum Schilderklang
Der Söhne Teuts der dumpfe Ruf der Schlacht.
Welch' ein Gewühl! Welch' eine Kugelsaat
Durchsaust die Luft! Stets näher rückt das Heer
Dem Heere, sichrer trifft der Mann den Mann,
Und lauter tönt der Wurf. Hier fliegt ein Hut,
Und dort ein Helm empor; allmählig weicht
Der Feind. — Ein kleiner Paris selbst vermag
Nicht länger blos zu schauen; er vergiſst
Der Löckchen zarten Bau, zum Galatag
Vom Kräusler fein gedreht; vergiſst den Duft,
Der seine Stirn umhaucht, und ballt den Schnee
Mit zarten Fingerchen. Nun reiht er sich
Dem kühnen Heer der Kämpfer an und wirft;
So hat der Dünkel ihm sein Herz bethört.
Fürwahr! es wär' ihm besser am Kamin
Und bei des Ofens blinkender Gestalt,
Auf dem Athene warm in Bronze strahlt,

Als wo lebendig sie im Kampf sich regt.
Denn sieh! es saust ein fürchterlicher Ball
Ihm in das Kräuselwerk des Lockenhaus,
Verwüstend — wie, wenn in berennter Stadt
Die wohlversehne duftge Officin
Des Feindes Bombe trifft, und nun zerplatzt,
Und durch einander Büchs' und Schachtel klirrt;
Es duftet rings; der Apotheker bebt. —
Also dem kleinen Paris. Dumpf erklingt
Sein Ohr vom raschen Wurf, sein Aug' umflirrt
Des Puders zart Gestäub mit Schnee vermengt,
Er heult und schreit und schaut bestürzt und bläst
Die halberstarrte Hand. So rennet er
Hin zur Mama, und klagt sein Herzeleid, —
Indefs voran des Kampfes Strom sich wälzt.
Man sieht kein End' — es neiget sich der Sieg
Zur einen itzt und dann zur andern Schaar
Die goldne Waag' in Nikes Händen schwankt,
Und keine Schaale schwebt zum Balken auf.

Bis endlich tritt ein Heldenpaar hervor,
Dem Ares jener gleich an Kraft und Wuth,
Athene dieser an gewandtem Ernst.
So stehn sie da und schaun sich zürnend an;

Ersenfzend hebt ein jeder einen Berg
Von Schnee empor zu Globen festgeballt —
So steht das Schreckhorn und das Wetterhorn *
Ihr Haupt gehüllt in Wolken, vor der Brust
Lauin' und Gletscher drohend aufgethürmt. —
So stehen sie, die Schaar der Kämpfer ruht,
Den Kampf zu schaun. — So stand bei Ilion
Der Griechen Heer und Troer, wenn den Kampf
Ein Heldenpaar begann. — Mit blinder Wuth
Tritt Ares Liebling vor; er wirft und schwankt
Zurück vom Wurf; mit schlanker Biegung weicht
Athene's Günstling aus, und schnellt zugleich
Dem Schwankenden des Ball's gewalt'ge Last
Hin auf die Brust, — da wo der Busenstreif
Sich um die West' in krausen Fältchen schmiegt;
Die Brust erdröhnt; es flirrt ihm um die Stirn
Und rücklings stürzt er in den Schnee. — So sank
Der düstre Swaran einst von Fingals Arm,
Der Berg erbebt', es riß aus hohem Sitz
Der Fels sich donnernd los, der Wald erschrack. — *
Triumph erschallt, ein frohes Lachen tönt
Dem Sieger und Besiegten. So beschließt

Die ritterliche Jugendwelt den Kampf! —

Darauf beginnt ein andres grofses Werk!
Ein Vorsatz wird gefafst und ausgeführt. —
Gesagt, gethan! — das ist der Jugend Art;
Und was sie will geschieht; denn, was sie kann,
Das will sie nur: drum ist ihr nichts versagt!
So gleichet sie den Göttern im Olymp.

Ein Schneemann wird gebaut! Dem Winter selbst
Ein Monument, bevor er ganz enteilt.
Des Hügels Haupt erklimmt der frohe Schwarm
Lautjubelnd; jeder formt sich einen Ball,
Und rollt ihn vor sich her, der Klumpen wächst
Mit jedem Schritt und schwillt zum Hügel auf,
Und stöhnend schiebt der kleine Sisyphus
Ihn bis zum Abhang — Schnell entrollt er nun
Mit donnerndem Getös ins Thal herab.
Oft reifst sein Schwung den Knaben mit sich fort,
Dafs sausend ihm das Haar empor sich sträubt.
So donnern von beeister Alpenhöh'
Lauinen in das Thal; dem alten Sitz
Entrissen tanzt ein grauer Felsenblock
Um ihre Bahn, das Hochgebirg erbebt. —

In Kurzem ruhn die weifsen Massen da,
Wie Erins Felsen, oder wie wenn sich
Von Cromla's Höhn ein weifser Nebel senkt,
Und nun im Thal, wie ein Gebirge, ruht.
Ein Geisterheer umschwebet seinen Saum;
So wühlt und wirkt die Knabenwelt im Schnee.

Zuerst entsteht ein kräftig Fufsgestell
Aus festem Schnee; wohl billig staunt das Herz
Ob solcher Kraft, die solche Massen regt. —
Mit raschen Tritten stampft, als hämmerten
Cyklopen drauf, der Schwarm ihn felsenhart.
Itzt erst beginnt am mächtigen Kolofs
Des Wintergötzen selbst, die Kunst ihr Werk.
Erst wird der Bein' entsetzlich Säulenpaar
Gebildet rund und fest; der breite Fufs
Verkündet schon des Riesen Kraft und Trutz.
Er häuft sich Block auf Block, und Last auf Last,
Bis zu des Bauchs erstaunendem Gebäu ....
Nun ruht das Werk — still und gedankenvoll
Steht itzt der Kreis und denkt dem kühnen Plan
Tiefsinnend nach, bedenklich schauen sie
Einander an, und dann das grofse Werk.

Ach! welche Kraft wird itzt zur Hilfe' empor
Den Schneefels heben? Wer das Schulterblatt
Dem ungeheuren Rumpf anfügen? Wer
Das Riesenhaupt zu seinem Sitz erhöhn? — —

So denkt man schweigend, bis zuletzt beginnt
Das laute Wort und zwanzig Stimmen schrein
Mit solchem Lärm, dafs man nicht eine hört —
Wie im fünfhundertköpfigen Senat
Am Seinestrom sich ein Getös erhob,
Bevor das wichtige Dekret ergieng:
Es soll' im Himmel doch ein Herrscher sein!
So schreien sie. Nun tritt ein Nestor auf;
Die Jugend hat, zum Ayax und Achill,
Auch ihren Nestor; statt des grauen Haars
Gilt ihr die Weisheit und ein kluger Rath —
Er tritt hervor; des Sprüchleins eingedenk,
Das einst aus niederm Schlamm und feuchtem Moor,
Das Reich Bataviens, die Amstelstadt
Sammt ihrer Curie erhob, und jetzt
Noch immerdar — auf ihrem Golde steht, —
Erhebt er sich und ruft zur Eintracht auf
Und sieht auch itzt gebieret sie die Macht. —
Ein ganzes Heer von Händen fafst vereint

Den gröfsten Block, erhebet ächzend ihn
Empor; so ruht gewölbt des Bauches Wucht.
Nicht ohne Schweifs verlieh der kühne Schwarm
Dem Schneekoloss auch diese Majestät,
Die doch absonderlich den Herrscher ziert.

Nun hebt sich auch — der blonde Nero lenkt
Das ganze Werk und schaffet ein Gerüst —
Erst auf den Bauch die Brust und Schulter, dann
Ein Nacken, fest und rund, wie ein Athletenhals,
Die Muskel strotzt, die Sehne quillt empor.
Nun wird zuletzt des Hauptes runde Zier
Mit sonderm Fleifs vom feinsten Schnee, geformt,
Rund, gleich dem Mond, wenn in der Sommernacht
Er aus dem Meer mit rothem Antlitz steigt;
Das Meer erglänzt, die muntre Welle wirft
Sein schimmernd Licht der Welle spielend zu.
So wimmelt hochentzückt der Knabenschwarm
Schon um das Haupt, bevor es an den Leib
Gefügt aus hoher Luft herniederschaut. —
Auch wird, des Blickes Würde zu erhöhn

Gar nichts gespart; vor allen aber strahlt
Das Augenpaar von grünem Glas, der Mund
Von Scharlach, drüber schwebt ein Musterbild
Von Habichtsnas' und um den Scheitel lockt
Sich krauses Moos. — So steht er, ein NEPTUN,
Auch führet er den Dreizack in der Hand,
Und streckt die Link' hinaus aufs Schneegefild,
Zum Zeichen, wie sein strenges Regiment
Das Land mit Frost, die Fluth mit Eis bezähmt.

Er ragt empor, wie ehmals der Kolofs *
Von Rhodos; und wie dort das Orlogschiff
Durch seine Schenkel fuhr, so tanzet hier
Ein Knabenheer um seine Knie und jauchzt
Rings um ihn her. Das Alter selbst beschaut
Mit Staunen und Verwunderung das Werk
Der Knabenwelt, dabei gedenkt es gern
Der eignen Jugendkraft und mancher That,
Die einst auch ihm gelungen, und vergifst
Des trüben Wintertags, den itzt es lebt,
Und seines Scheitels Schnee. Es hofft getrost
Vom neuen Lenz Verjüngung seiner Kraft.
Drum dünkt das Knabenspiel dem Greise schön,
Und schnell enträthselt er des Spieles Sinn.
Verheifst ihm nicht das Fest des Schnee-Idols

Des Winters Flucht, des Frühlings Wiederkehr?
Des warmen Tags erquickend Sonnenbad,
Das auch den Greis mit neuer Kraft durchströmt? —
So sieht sein froher Blick im Schneegebild
Trophä'n von Feindes Wehr dem Sieg' erbaut. —

Empfang' auch Du, o süße Hofnung, itzt
Des Liedes frommen Gruſs! Umsäuselt nicht
Dein Flügel auch die stillen Frühlingsaun
Der Jugendwelt? Umschwebtest du nicht schon
Des neugebohrnen Säuglings ersten Schlaf,
Und pfleg'test sein im sanften Mutterschoofs?
Da sprachst Du, Göttliche, in jedem Zug
Des kleinen Angesichts, im matten Strahl
Der Aeuglein, und des Mundes schwachem Laut
Dem Mutterherzen Trost und Friede zu,
Und kürztest ihr die schlummerlose Nacht.
Mit Lieb und Glauben schwesterlich vereint
Verläfst Du nie die fromme kleine Welt.
An deiner Hand enthüpft mit leichtem Schritt
Der Mägdlein Chor ins Lenzgefild, und sucht
Den ersten Veilchenstrauſs, ihr köstlicher
Denn Perlenschmuck des reichen Orients,

Den aus des Meeres Grund der Taucher holt.
In kindlicher Gestalt umgaukelst du
Den Knaben, wenn sein Arm die Erd' umwühlt
Und aus dem Kern das Pflänzchen, an dem Baum
Die Knosp' erscheint, wie wenn zu Spiel und Kampf
Wetteifernd ihm sich Leib und Seele regt.

Und wenn zum stillen Kreis der Thätigen,
Dem bis zur Hälfte schon das Werk gelang,
Der Eltern und des Lehrers Blick sich neigt,
Dann flößest, Hoffnung, du der zarten Brust
Leisathmend Freude ein und Vorgefühl
Des süßen Lohns aus frommer Liebe Mund;
Die zarte Ehrbegier, von dir geweckt,
Entfaltet nun ihr buntes Flügelpaar. —
Wer kennet nicht dein holdes Gaukelspiel,
Wenn bald der heil'ge Christ und Nikolas
Erscheinen soll? O, dann umschwebest du
Die Harrenden in Iris Farbenglanz,
Und zauberst vor der Kindheit Phanthasie
Die Wirklichkeit in glänzender Gestalt,
Verdoppelend den seeligen Genuss. —
Nie täuschte sie dein freundliches Phantom;

Denn nicht zum Wunsch des Fernen lenkest du
Des Kindes Herz — von deiner Hand geführt
Erscheint ihm nur der nahen Stunde Bild
In göttlicher Gestalt; — ein Strahlenkranz
Von Rosenlicht umfleußt ihr lockigt Haupt.

Dem Alter nahest Du dich im Gewand
Der ernsten Pythia; es schauet nicht
Dein Antlitz; nur aus trüber Gegenwart
Erahndet es der Zukunft bessern Gang. —
So stehn die Greis' erzitternd am Kolofs
Der Knabenwelt, und reden itzt vom Lenz,
Der neue Kraft verleihen soll, wenn erst
Vom warmen West umhaucht, des Winters Bild
Verschwindet — ach! vielleicht zerfleußt mit ihm
Ihr Leben selbst im ersten Frühlingshauch.

O sieh, auch Mägdlein lockte das Gewühl
Der Knabenwelt herbei, die neue Lust
Zu schaun; sie stehn von Fern', allein es dünkt
Der Schneemann ihnen doch zu ungestalt,
Und ängstlich schmiegt das zarte Mägdlein sich
Der Schwester an und wünschet sich daheim —
So eilen sie zurück; sie lieben nur

Das Niedliche, und was sich flink bewegt;
Der stille Heerd ist ihrer Freuden Sitz.
Die kleinste pflegt des Püppchens und erzählt
Umständlich ihm vom weifsen grofsen Mann,
Und spricht: „Sei nur nicht angst, er thut dir nichts!“
Und drückt dabei das Döcklein an die Brust;
Indefs die Schwester, der vom innern Lenz
Des Lebens schon des Busens Knöspchen schwillt,
Das Brüderchen aus seiner Wiege hebt,
Liebkosend dann und tändelnd es umarmt
Mit tausend Küssen, dafs es kickernd lacht. —

Bald nun umweht des Thauwinds warmer Hauch
Den lockern Schnee; des Dörfleins Ziegeldach
Erglänzt mit hellem Roth in weifser Au
Und auf den Wassern kracht das blanke Eis.
Sogar dem fest geballten Schneeko oft
Entströmt die klare Fluth. — Also entstürzt
Dem alten Atlas aus beeistem Bart
Ein Stromgewühl, wenn sein bewölktes Haupt
Der West umtobt und Regen ihn umstürmt. —

Allmählig schmilzt vom lauen Frühlingshauch,
Der übers Meer hinschwebt und brausend oft

Den Frost bekämpft, die weiße Ungestalt,
Der Faust entsinkt der Dreizack, und sein Arm,
Den hochgebietend er ins Weite streckt,
Verkürzt sich allgemach und kündet an,
Dafs nun sein Regiment zu Ende eilt.

An jedem Morgen drängt der kühne Schwarm,
Der ihn erbaut, sich um das Fufsgestell,
Den Schneekolofs beäugelnd, und verlacht
Die schmächtige Gestalt, bis er versinkt.

So sinke, wer mit höhnender Gewalt
Und kaltem Stolz der Unschuld Rechte kränkt,
Und auf der Menschheit Trümmern seinen Thron
Erbauend, ihr der Freiheit goldnen Tag,
Das kühne Wort und freien Gang, verwehrt! —

Also entflieht des Winters trübe Zeit
Der frommen Kinderwelt in Freud' und Lust,

Anmerkungen
zum vierten Gesange.

Pag. 188. **Vesta** oder **Hestia** war bei den Griechen und Römern die Göttin der häuslichen Glückseligkeit und Sittsamkeit. In jedem Hause wurde ihr ein Altar und der Heerd geweiht. **Für Altar und Heerd streiten**, war ein gewöhnlicher Ausdruck bei den Alten statt für Freiheit und Religion kämpfen.

Pag. 196. **Athene's Liebling — Telemach**, der Sohn des Odysseus und der Penelope. **Athene** begleitete ihn in der Gestalt des alten **Mentes** (**Mentor** in Fenelons Telemach), auf seinen Reisen, um seinen Vater aufzusuchen. — **Cornelia** die Mutter der beiden Gracchen, berühmt wegen ihres Geistes und der Erziehung, die sie ihren Söhnen gab.

Pag. 193. **Der Lächelnden die Thrän' im Auge blinkt.** Dies bezieht sich auf die unbeschreiblich schöne Abschiedsscene in der Ilias, wo Hektor von seiner Gattin Andromache und seinem Kinde sich trennt, um in die Schlacht zu eilen. S. den Schluß des VI Gesanges der Ilias. Ebend. **der Barde —**

spielt. Man sehe Klopstocks Ode: Die Frühlingsfeier, die sechste und folgende Strophen.

Pag. 201. Herodes — mit dem Zunahmen Antipas, der Mörder des Johannes; ein feiger Despot, von dem Josephus erzählt, daß er in seinem Schlosse Machärus in unaufhörlicher Angst lebte, ermordet zu werden. Auch die heilige Geschichte schildert ihn so. —

Pag. 206. Megären, d. i. Furien, die Rächerinnen des Frevels, — Megära die des Mordes und der Wuth; Schlangen umgeben ihr Haupt. Das folgende ist nach Shakespears Monolog Heinrich's IV.

Pag. 207. Ophelias Gesang etc. S. Shakespear's Hamlet und Yorik's Maria von Moulines. Ophelia nennt die Geistesverrüttung des Hamlet sweet-bells jangled, ein verstimmtes Glockenspiel. —

Pag. 209. Die Jugendwelt des alten Griechenvolks. Unser Blindekuhspiel war auch schon den alten Griechen unter dem Nahmen die schwere Fliege bekannt. S. Gutsmuth's Spiele dieses Spiel.

Ebendas. Nachdem Odysseus und seine Gefärthen dem betrunkenen Polyphen das Auge ausgebohrt hatten, tappte der Riese in seiner verschlossenen Höhle, um sich an ihnen zu rächen.

Ebend. Wird er ein Thier benannt etc. — nehmlich die blinde Kuh.

Pag. 211. **Das Leid des Sokrates**, d. i. sein Ehekreuz, das ihm, der Sage nach, Xantippe bereitete. — Als Jüngling hatte Sokrates die Grazien vortrefflich in Marmor gebildet. Nachher verliefs er die Bildhauerkunst und wurde ein Sittenlehrer.

Ebend. **Arkadien.** In diesem Hirtenlande wurde vorzüglich Pan verehrt. Er und die Faunen übten mancherlei lustige Streiche aus. Einen plötzlichen Schreck nannte man einen panischen.

Pag. 216. **So standest Colmal du etc.** Colmal, die Geliebte Calthons begleitete unerkannt in kriegerischer Rüstung Ossian in einen Krieg, der die Befreiung Calthons zum Zweck hatte. Als die Schlacht beginnen sollte, entfiel der Speer ihrer Hand. Ossian, über ihre Weichlichkeit entrüstet, reifst ihr den Harnisch von der Schulter, und ihr schneeweifser Busen und ihr erröthendes Antlitz entdeckt ihm Colmal, das Mädchen. —

Pag. 219. **Des Janus Ungestalt und Doppelhaupt.** Janus, eine römische Gottheit, der das Jahr geweiht war, und von welchem der erste Monat desselben den Nahmen hat, wurde mit einem doppelten Gesicht abgebildet.

Pag. 220. **Thersites** — war der häfslichste Mann und der gröfste Schwätzer und Prahler von allen Griechen, die vor Ilion zogen. *Ø.* sein Bild Ilias 2, 211. *H.*

Pag. 221. **Morpheus** der Gott des Schlummers, und der Träume, ein Sohn der Nacht. **Enyo**,

Schwester des Ares oder Mars, Krieg- und Zwietracht-Stifterin. —

Pag. 222. Dem finstern Volk — ein Spiel. Bei den Römern heißt die Schule ludus d. i. Spiel. Das Wort Schola, das aus dem Griechischen stammt und wovon unsere teutsche Benennung kommt, heißt eigentlich: Feier, Muße — und wenn die Ableitung von Heimathhaus gelten soll, — das, was uns recht inniglich einnimmt und mit Herzenslust beschäftigt. —

Pag. 225. Athens Gesetz. Solon hatte das Gesetz gegeben, daß man die Schule als ein Heiligthum betrachten sollte. Er hatte Todesstrafe darauf gesetzt, wenn jemand sie durch Unfug und Störung entweihen würde. — Unsere Schulen verlangen von der Gesetzgebung nur etwas mehr Licht und Luft, als ihnen gewöhnlich vergönnet wird. —

Pag. 228. Pestalozzi — wem es nicht unbekannt ist, was der edle Schweitzer für die Bildung der Armen im Volke that und aufopferte, dem wird — auch wenn er von der Methode nicht alles erwartet, was Pestalozzi davon verheißt — das Gesagte nicht zu viel dünken. Ernst und Liebe sind die beiden Hauptzüge, die sowohl aus seiner Physiognomie als seinen Schriften hervorleuchten, Gewölk und Licht. —

Ebend. O sieh auch dort im schönen warmen Saal etc. Es ist die Rede von einer Anstalt, welche eine der edelsten Frauen Teutschlands, die regierende Fürstinn von Lippe-Detmold nach Detmold verpflanzt hat. Sie selbst hat die Veranlas-

sung und den Zweck derselben mit zartem Sinn beschrieben in v. Göllin's Vorschlägen und Versuchen zur Beförderung des Menschenwohls.

Pag. 283. Tialfa Kunst — Tialf, Begleiter des Gottes Thorr, war nach der altdeutschen Mythologie der schnellste Schlittschuhläufer. Braga, der deutsche Dichtergott, hatte ihn die Kunst gelehrt., S. Klopstocks Ode Braga.

Ebendas. Ein Tyndariden-Paar. Die Brüder Kastor und Pollux. Vgl. Anm. S. 180, die Dioskuren.

Pag. 283. Und im unsterblichen Gesang ertönt etc. Klopstock bildete, wie er selbst sagt, das Sylbenmaafs der Ode „Braga" auf dem Eise nach seinen Bewegungen im Schlittschuhlauf.

Pag. 283. So klang — Harfensturm. Malwina war die Geliebte Oscars, des Sohnes Ossians. Nach dem Tode ihres Geliebten war sie oft bei Ossian und beklagte mit ihm den jungen gefallenen Helden.

Pag. 283. Wie Lego's Geisterchor. Lego ein See in Connaught, dessen Ossian sehr oft erwähnt. In dem Nebel, der gewöhnlich auf diesem See lag, schweben nach der Idee der Ossianischen Dichterwelt die Geister verstorbener Helden. —

Pag. 287. So wie im Lanzentanz etc. Tacitus erzählt von den Teutschen: bei jeder Versammlung haben sie ein und dasselbe Schauspiel. Nackte Jünglinge, denen dies ein Spiel ist, werfen sich tanzend

Zwischen Schwerdter und drohende Lanzen. Die Uebung giebt Gewandtheit, die Gewandtheit Anmuth. Es geschieht nicht um Sold und Gewinn. Des kühnen Spieles Lohn ist das Vergnügen der Schauenden. —

Pag. 241. An Voltärs Dirn. Sein schmutziges Gedicht la Pucelle d'Orleans.

Pag. 242. Persephone, oder Proserpina wurde von Pluto in Sicilien in der Gegend von Enna geraubt und zur Unterwelt entführt. —

Pag. 244. Du selber kamst — herab. Bekanntlich ist Poesie früher als Prose; so wie bei dem Kinde früher die Phanthasie erwacht, als der Verstand. Völker, die noch in der Kindheitsperiode leben, reden nicht Prosa sondern Poesie. Die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts in der Genesis, so wie Homers Gesänge, sind aus einem solchen Zeitalter der Kindheit.

Pag. 245. Der Sandmann, ein in der Volks- und Kindersprache gewöhnliche Benennung des Schlafs, der den Kindern Sand auf die Augenlieder streuen soll, wodurch sie zufallen; eben so wie der griechische Hypnos oder Morpheus seinen Mohnsaamen.

Pag. 248. So theilt — des Geistes Blüth' und Frucht. Die Hospitalität der alten Welt ist aus der Genesis und Homers Odyssee bekannt. Drei

Tage wird der Fremdling in Homer bewirthet, und dann erst nach seinem Nahmen gefragt. Wie gesprächsam diese Welt ist, zeigt ebenfalls die Odyssee.

Pag. 248. Also verlies's der göttliche Achill etc. der junge Achill hatte sich, als die Griechen gegen Ilion ziehen wollten, in ein Mädchen verkleidet, bei den Töchtern des Lykomedes auf Scyros versteckt. Der kluge Ulysses entdeckte ihn, indem er allerlei Spielzeug, und unter diesem Kriegs-waffen hinwarf. Achill verrieth sich dadurch, dafs er nach Speer und Helm griff.

Pag. 254. Palinur hiefs der Steuermann auf dem Schiffe des Aeneas.

Pag. 262. Das Inselland der Seeligen. So nannten die Alten die Canarischen Inseln. Hieher versetzten sie auch das Elysium. Die Beschreibung desselben ist nach Homers Odyssee IV. Gesang. vs. 566 f.

Ebendas. Die Honigfrucht, d. i. der Zucker. Im goldnen Zeitalter flofs, nach den Beschreibungen der Dichter, Honig aus Felsen und Eichen. Jetzt gewinnen wir unsern Zucker durch den Schweifs unserer armen schwarzen Brüder.

Pag. 262. Wenn die Saiten auf Ossians Harfe von selbst erzitterten, so erkannte der blinde Sänger darin einen Aufruf, die Thaten verstorbener Helden zu besingen. Unter diesen war sein Vater Fingal der

erste. Er war, sagt Ossian, dem widerstrebenden Feinde ein Wetterstrahl, dem überwundenen ein sanftes Säuseln.

Ebend. Die Tettix etc. S. Anmerk. S. 65. Man glaubte, dieses Insekt lebe vom Thau. — Bardale, die Lerche.

Pag. 264. Der Gottesmann u. s. w. Luther liebte sehr die Musik. Des Abends wurde gewöhnlich in seinem Hause eine musicalische Unterhaltung veranstaltet. Das Lied „vom Himmel hoch da komm ich her" dichtete er für seine Kinder zum heiligen Christ.

Pag. 267. Die goldne Waag' in Nikes Händen schwankt." Nike, die Göttin des Sieges, die Victoria der Römer. Die Stelle ist nach Homer, da wo Zeus in goldener Wage das Schiksal der Troer und Griechen abwägt. Il. XXII. 210.

Pag. 268. Schreckhorn und Wetterhorn. Sind Berge in der Schweitz.

Ebend. Swaran. Vergl. den Kampf der beiden Helden im Fingal V. Gesang.

Pag. 275. Der Kolofs von Rhodos, eine Statue von Erz, so groß, daß Schiffe mit vollen Segeln durch seine Beine fahren konnten.

Verbesserungen.

Seite 6. Zeile 5. statt rich liefs sich
— 16. — 16. — sturmet l. Turmet
— 33. — 14. — freirer l. freier
— 40. — 12. — reich l. reicht
— 42. — 15. — Wald und Gehöfd l. Gehöfd und Wald
— 72. — 12. — verzognen l. verzognem
— 74. — 18. — vorher l. zavor.
— 77. — 10. — taumelt l. tummelt
— 79. — 4. — Pindus l. Pindars
— 81. — 8. — Brumbass l. Brummbass
— 82. — 19. — wohl ein Herz l. wohl je ein Herz
— 80. — 16. — um die Gruft l. nun die Gruft
— 86. — 10. — Enstellte sie l. entstellet
— 96. — 7. — ist es l. ist er
— 102. — 11. — bei neigt', und blickt' fällt der Apostroph weg
— 103. — 5. — Herzenslust l. Herzensgrund
— 107. — 14. lies: Selbst wie ein F und ohne Comma
— 116. — 8. nach schielt fällt der Apostroph weg
— 131. — 15. statt Feuertiegel l. Feuerkugel.
— 135. — 13. l. umkreiset dich
— 148. — 9. statt Eichenbaum l. Eibenbaum
— 160. — 19. — streich l. streif
— 161. letzte Zeile statt kaltem lies kalter
— 187. Zeile 8. statt Borg lies Barg
— — — 10. lies Olympias
— 199. — 4. statt du kamest l. du kämest
— 201. — 9. — es zieht l. er zieht
— 215. — 13. — es deckt l. es birgt.
— 216. — 1. — l. COLMAR
— 227. — 1. — den sufsen Laut l. das süfse Wort.
— 229. — 6. — jeden l. jedem
— 241. — 13. l. der b gest. Schlitten Flug.
— 247. — 17. fällt das t weg.

Bey den Verlegern dieses Werks sind auch unter andern erschienen:

Krummacher, Parabeln. 1805. br. 20 Ggr.

Natorp, B. C. L., Grundriss zur Organisation allgemeiner Stadtschulen. 1804. 1 Rth.

Dessen Verzeichniss auserlesener Schriften zur Anlegung einer Elementarschul-Bibliothek. 2te verb. Ausg. 1805. 6 Ggr.

Dessen kleine Bibel. 1. 2. Thl. 1802. 20 Ggr.
in Quantitäten 12 Ggr.

Dessen Erinnerungen über den Gebrauch der kleinen Bibel. 3 Ggr.

Quartalschrift für Religionslehrer. Bearbeitet von einer Gesellschaft westph. Gelehrten und herausgegeben von B. C. L. Natorp, mit 1 Kupf. Jahrgang 1804. 2 Rth. 16 Ggr.

Desselben Werks Jahrgang 1805. mit 1 Kupfer. 2 Rth. 16 Ggr.

Hoogen, P. J. J., Beyträge zur Beförderung der Humanität, und insbesondere eines reinmenschlichen Wohlwollens zwischen den verschiedenen christlichen Religionspartheyen. 1805. 20 Ggr.

Osthoff, Dr. H. E. A., kleine Beiträge zur Erweiterung des medizinischen Wissens. Erstes Bändchen. 1804. 20 Ggr.

Bädeker, F. G. H. J., kurzer und fasslicher Unterricht in der einfachen Obstbaumzucht für die Landjugend. 1802. 12 Ggr.

Busch, J. J., Untersuchungen über die Natur und Behandlung der Lungenschwindsucht. Aus dem Französ. übersetzt. 1805. 12 Ggr.

Tappe, allgemeine Uebungen im freyen Zeichnen. Mit 100 Kupf. in Futteral. 1805. 3 R. 4 G.

Dessen Vorübungen im Schreiben und Zeichnen. 10 Ggr.

Portrait des verstorbenen Hrn. Priors J. J. Hoogen, gest. von Thelott. 8 Ggr.

Portrait des Hrn. Consistorialraths und Profess. Möller zu Münster; gest. v. Thelott. 8 G.

Reche, Dr., Erinnerungen an wichtige Wahrheiten und Lebensregeln, in einer Sammlung von Religionsvorträgen. 1r Bd. 1805. 1 R. 12 G.

Scheuerlein, C. W., Rede, gehalten zum feyerlichen Andenken des am 12. Sept. 1804 gestorbenen hochw. Br. Joh. Friedr. Zöllner zu Berlin. 1805. 3 Ggr.

Möller, Dr. A. W. P., die Abzweckung des Christenthums auf Vereinigung der Menschen durch den schönsten und edelsten Herzensbund; vorgestellt in seiner Antrittspredigt zu Münster am 18. Aug. 1805. 4 Ggr.

Hoogen, die Volksschulen, keine kirchliche, sondern allgemeine Staatsinstitute. 1805. 5 Ggr.

Auf folgendes Werk, welches ebenfalls in unserm Verlage erscheinen wird, wird bis zur Michaelismesse 1806. Subscription angenommen:

Heynemeyer, D. U., Das gelehrte Batavien, oder Lexicon der Schriftsteller der batavischen Republick und der niederländischen Colonien in Asien, Afrika und Amerika, vom Jahr 1760 bis 1805.

In allen guten Buchhandlungen Deutschlands und Hollands findet man eine weitläufige Subscriptionsanzeige dieses Werks.

Essen,
gedruckt bey G. D. Baedeker, Hofbuchdr.

P. o. germ. 777

Apologen und Paramythien

von

D. F. A. Krummacher.

Duisburg und Essen,
bey Bädeker und Kürzel, Universitätsbuchh.
1810.

147

Vorbericht.

Hiemit erscheinet ein Hundert Dichtungen, die wir Apologen und Paramythien genannt haben, weil wir sie nicht anders zu nennen wußten. Und wenn ein verehrtes Publikum nichts gegen die Entstehung, Gestalt und Bildung dieser kleinen poetischen Wesen einzuwenden hat, so wird es sich ja gerne die unschuldigen Nahmen gefallen lassen; vor allen, da der letztere von einem Manne stammt, dessen wir Deutsche mit Freude und auch mit Wehmuth gedenken. Die Verlagshandlung meinte, der Titel würde für viele unverständlich seyn. Es ließ sich nach des Verfassers Meinung nichts bes-

seres und leichteres darauf antworten, als: tant pis pour eux et tant mieux pour Vous! Eine Antwort, die eben so sehr alles weitere Fragen und Antworten abschneidet, als sie schlechterdings unübersetzbar ist. Uebrigens heißt Apologen soviel als Fabeln; und Paramythien sind Paramythien. — Man findet sie in diesem Büchlein von verschiedener Art, und verschiedenem Styl; gereimt und ungereimt.

Ich wollte wir könnten es deutlich sagen, was wir mit diesen Dichtungen wollen und wollten. — Sie sind größtentheils von selbst entstanden, wie die Parabeln; einigen, die einen andern Ursprung haben, wird man es schon ansehen.

Herder sagt, die Fabel wolle durch die darin handelnden Naturwesen die moralischen Gesetze der Schöpfung in ihrer innern Nothwendigkeit zeigen — und es sey in der Fabel, als ob der Schöpfer durch alle Stimmen der Natur geböte, was schon der Mensch sich selber gebietet. — Dies ist

auch meine Meinung und Ansicht. — Es war auch unstreitig die Meinung der Alten, obwohl sie dieselbe mehr fühlten, als deutlich dachten und vielweniger Vorberichte darüber schrieben. So wie der höchste Zweck aller Kunst Darstellung des Uebersinnlichen ist, so ist es auch der Zweck der Fabel. Die Fabel ist gleichsam die Exposition eines Drama, welches die Erhabenheit der Freiheit über die Naturgesetze darstellet. —

Die Natur zeigt in allen ihren Erscheinungen überall das Gesetz der Nothwendigkeit, dem sie dienet, — insofern wir nehmlich die Erzeugnisse der Natur mit dem Nahmen der Schöpferin selbst belegen, wie gewöhnlich geschieht. Trennen wir aber die Schöpferin von dem Geschöpf vermittelst der Phantasie, welche dem Todten Leben, der Materie Geist verleihet, — denken wir die Natur als ein Wesen, das alles hervorbringt, auferzieht und besaamet; so erblicken wir in allen ihren Erscheinungen neben der Nothwendigkeit die Freiheit. Sie zeiget

dieſe zuweilen in ſolchem Maaße, daß es Uebermaaß und Willkühr ſcheinen könnte — oder es iſt vielmehr ein Kampf gegen — und ein Triumph über die Nothwendigkeit, die ſie in ihren Feſſeln zu halten ſucht. Wenn wir Blüthen, Früchte und Blätter unter einander vergleichen, ſo ſehen wir, daß die Natur nicht blos das Ungleichartigſte zuſammenſtellt, ſondern auch aus einander hervorbringt. Aus dem ſtachlichten Roſenſtrauche zwiſchen den gezackten Blättern wächſt die Roſe; aus der weißen Blume die rothe Erdbeere; zwiſchen den glatten Nadeln der Tanne der rauhe Tannzapfen. Wenn es nicht das tägliche Anſchauen dieſes ewig wiederkehrenden Geſetzes der Nothwendigkeit wäre, ſo würden wir über dieſe Freiheit erſtaunen.

Sirach hat Recht, wenn er ſagt, es ſey immer eins gegen eins, und zwei gegen zwei. In der Natur iſt ein unaufhörliches Kämpfen — die entgegenſtrebenden Kräfte bringen ein drittes hervor. Es iſt Kampf

der Nothwendigkeit und Freiheit — die höhere Entwickelung kann nur durch Gewalt geſchehen. Dies zeiget ſich ſchon im Keim der Pflanze, welcher die Hülſe zerſprengt, zuweilen ſie wie eine Exuvie emporhält, und immer vernichtet. — Die Bildung jedes Blatts iſt ein neuer Sieg über die widerſtrebende Centripetalkraft der irdiſchen Pflanze; die Bildung der Knoſpe und Blüthe der Triumph des Pflanzenlebens. Wie viele Kräfte von innen und auſſen müſſen würkſam ſeyn, ehe ſie dieſes gewinnt! So iſt es auch mit dem Menſchen. Ehe er ſich ſelbſt zu dem Höchſten auf Erden, zur ſittlichen Würde und Freiheit erheben kann, muß die Natur ihren Kampf beſtanden haben — ſie muß durch einen wunderbaren Streit der Säfte die Periode der Mannbarkeit herbeigeführt haben. Es brauſet und gähret in dem Jüngling, ſelbſt die Stimme ſchwebet bald hoch, bald niedrig, — zwei Stimmen kämpfen mit einander, bis die ernſtere den Sieg gewinnet. Wo Kampf iſt,

da ist auch Freiheit, und Freiheit ohne Kampf ist in irdischen Wesen nicht gedenkbar.

Diese Freiheit der Natur — ein Analogon der sittlichen — zeigt sich auch darin, daß die Natur oft, gleichsam spielend und scherzend, von ihren festbestimmtscheinenden Gesetzen abweicht, blos um davon abzuweichen. So macht sie es bei einigen Pflanzen unmöglich, daß der Blumenstaub zur Pistille gelange. Sie gebraucht aber, damit er dennoch dahin gelange, die Hülfe und den Dienst gewisser Insekten, die ihn dahin fördern müssen, sie mögen wollen oder nicht. Ebenso muß jeder Vogel sein eigenthümliches Nest bauen, als ob dadurch die vielseitige Kunstfertigkeit der alten holden Mutter beurkundet werden sollte.

So ist in der Natur neben der Nothwendigkeit die Freiheit, und diese zusammen erzeugen die Zweckmäßigkeit der äußern Form ihrer Erzeugnisse und Erscheinungen, oder ihre Schicklichkeit. Die Farbe des Himmels und der Erde und der Morgenröthe

beruhet auf eben ſo ewigen und unabänder-
lichen geiſtigen Geſetzen, als das harmoni-
ſche und disharmoniſche Verhältniß gewiſſer
Töne. Und ſo wie im Großen, ſo auch in
dem Kleinen und Einzelnen der Natur. Ue-
berall eine abgemeſſene und richtige Tonge-
bung in Farbe und Geſtalt. Der Schönheits-
ſinn der Menſchen hat in allen Zeiten die Ro-
ſe als eins der ſchönſten Naturerzeugniſſe im
Pflanzenreich anerkannt. Aber nicht blos
die Blume iſt ſchön, ſondern auch der ganze
Strauch hat eine Beziehung auf die Blume,
eben den Charakter, den er haben mußte.
Eben das dunkle Grün der Blätter ſchickt ſich
am beſten zu dem ſanften Roth der Blüthe,
ſo wie auch die blaſſer gefärbte Roſe hellere
und gleichſam gefirnißte Strauchblätter hat.
Das hie und da hervorſchimmernde matte
und grasartige Roth an den Zweigen und
Stacheln verkündet, wie eine Morgenröthe, das
aufblühende Leben der Blume. Der zart-
gezackte Rand und die ganze Form des Blatts
contraſtirt ſanft mit der runden Form der

Blumenblätter, und die ſpitzen ſchön geſtalteten Stacheln mit der Unſchuld der Blume. Man denke, ob ſich wohl etwas daran verſchönern ließe, und frage dann, ob nicht ihr Charakter darunter leiden würde? Und ſo iſt es mit allen Blumen. So ſteht auch der Geruch der Blumen ſicherlich in einem eigenen Verhältniſſe zu ihrem Charakter — er iſt mancher Blume das, was der Geſang den Vögeln. —

In den Gewächſen und auch gröſtentheils im Thierreich ſpricht die Natur durch die Geſtalten. Dieſe ſind immer wahr, angemeſſen und charakteriſtiſch. So haben die Giftpflanzen eine auffallende Geſtalt. Der dicke Stamm des Stechapfels hat eine ſchmutzige Stahlfarbe, wie ein Schlangenbauch; der Hyoſciamus in ſeinen behaarten Blättern und in der Blüthe ein heuchleriſches, lichtſcheues Anſehen. Der Eichbaum verſchmähet eine auffallende Blüthe, ſeine Frucht hat eine ſchöne, wie gegoſſene, derbe Geſtalt. Die Blüthe des Weinſtocks verliehrt ſich um

ter den großen Blättern, und verräth ſich nur durch den zarten lieblichen Duft. Die künſtliche Frucht iſt das Große, was der ſchwache Stamm im Stillen hervorbringen will. Darum verhüllet er die Blüthe. — So auch im Thierreich. Wenn die Phantaſie einen König des Thierreichs zu bilden hätte, ſie würde einen Löwen mit Mähnen und Schweif bilden. Dem Tiger und Panther ſtehen die Flecken wohl, und dem Iltis und Marder die lange ſchleichende Geſtalt.

Auf eine andere Weiſe gab die Natur ihren Geſchöpfen ein beſonderes Gepräge durch die Töne, die ſie aus ihnen hervorgehen läßt. Ein einfacher und unartikulirter Laut erregt ſchon eine dunkle Vorſtellung von dem Charakter des Weſens, aus welchem er kommt. Selbſt die Pflanzenwelt hat in dieſer Hinſicht eine Art von Sprache. Das zitternde Säuſeln der Pappel oder Eſpe hat etwas eigenes, was auch das lateiniſche Populus und deutſche Pappel durch den Laut andeutet. Was von dem Volke gilt — mobilis tur-

ha — läßt ſich auf den Baum gleiches Nahmens anwenden, ſo wie im Deutſchen Wolke und Volk einen ähnlichen Laut haben, in welchem Bezeichnung liegt. Wie ſchön paßt das gleichtönige Säuſeln der Fichte zu der melancholiſchen Geſtalt dieſes Baumes. Ein geübtes Ohr würde die meiſten Bäume an dem Säuſeln ihres Laubes erkennen.

Aber noch viel charakteriſtiſcher iſt der Laut der empfindenden Geſchöpfe, der Thiere. Das Quaken der Fröſche iſt ganz dem Wohnort und Weſen dieſer Thiere angemeſſen. Und mit welcher Mühe wird ihre Waſſerpoeſie hervorgebracht! Die Natur läßt ſie, wie zum Spott, zwei groſe Blaſen, gleich Diſtillirkolben aus dem Munde hervortreiben, um dadurch ihr unkünſtleriſches Getön zu bewerkſtelligen. Zu ſolcher Liebe paßt freilich ſolcher Geſang. Aus dumpfigen Sümpfen und Löchern tönet das Geſeufz der Unke, ein trübſeeliger, banger Laut. Beſonders zeichnet ſich unter den Amphibien die Schlange durch ihr Ziſchen aus. Dieſes eigene Thier

ist seit den ältesten Zeiten als Symbol der List, Klugheit und Falschheit angesehen, und mehr gefürchtet als verehrt worden. Die Natur gab demselben zu seiner seltsamen Bewegung — welche in der Wellenlinie des Bauchs und dem Vorstrecken des Kopfs die List mit der Kraft verbunden andeutet — die spitze schwarze pfeilförmige Zunge, die es zitternd, wie eine Flamme, hin und herbewegt, und dadurch den zischenden Laut. In diesem Zischlaut liegt etwas auffallend significatives, Spott und Hohn — der Charakter der listigen Bosheit, die ihres Zieles gewiß ist. — Wunderbar ist die Laune der Natur, womit sie der Klapperschlange noch außerdem das rasselnde Gewächs an den Schweif schuf. Ueberhaupt ist das Volk der Amphibien ein häßliches, mag es noch so sehr mit bunten Farben geschmückt seyn — und wenn es die Absicht der Natur wäre, nur das Schöne hervorzubringen, so möchte man in Linne's Vorwurf einstimmen, daß sie sich dieser Geschöpfe nicht sonderlich zu rühmen habe. Aber sie

wollte alle Arten von Leben und Charakteren darstellen.

Die Insecten sind mehrentheils stumme Thiere. Sie sind auch größtentheils von den untersten Dienern der Natur, die meist an der Zerstörung arbeiten. So geziemet ihnen die stumme Arbeit. Nur einige sind hiervon ausgenommen. Die Schmetterlinge — ein schönes Symbol der veredelnden Natur — sind mit herrlichen Farben geschmückt. Sie sind zu geistige Wesen, als daß ihnen ein Laut angemessen wäre. Den Arbeitern im Holzwerk (den Termiten) gab die Natur einen Laut zu ihrer Arbeit, mit abgemessenem Rythmus, weßhalb das Volk einen Wahrsagergeist in ihnen ahndet (Todtenührchen). Merkwürdig ist, daß die Natur den Insecten, die aus den Blumen Wachs und Honig bilden und in einem wundersamen Staatenverein leben, mehrere besondere Laute verlieh, welche die besondere Ereignisse ihres Staates andeuten. Es ist bekannt, daß die Bienen, wenn sie z. B. schwärmen wollen,

oder wenn ein Krieg beginnt, dieſes durch eigenthümliche Laute ankündigen. Unſtreitig haben ſie noch mehrere Laute, die ihnen in ihrem Gemeinleben ſtatt der Sprache dienen, oder vielmehr ihre wirkliche Mutterſprache ausmachen. Ihr Summen z. B. in einem blühenden Lindenbaum iſt wie ein ſtillfröhlicher Päan, der die Arbeit beflügelt.

In wärmern Gegenden lebt das Inſekt, welches die Griechen Tettix nennen, eine Cikadenart, die im Laube der Bäume verſteckt einen angenehmen Laut von ſich giebt. Anakreon nennt ſie die Geliebte der Muſen und des Apollon, und beinah den Göttern gleich. Sie lebt vom Thau, ſagen die Alten, und iſt eine Freundin der Ackerleute, die ihr kein Leides thun, die ſüße Prophetin des Sommers. Homer vergleicht die liebliche Stimme Neſtors mit dem Laut der Cikade. — Die Natur gab dieſem Thierchen in ſeiner zarten Stimme, die es ohne Eigennutz zur Freude der Menſchen und um ihrer ſelbſt willen, ertönen läßt, etwas Göttliches und

Idealiſches, was die kindlichen Menſchen des Alterthums richtig auffaßten.

Vor allen merkwürdig in Rückſicht der Töne, die die Natur den Thieren verlieh, ſind die Vögel. Welche unendliche Abſtufungen zwiſchen dem Gekrächz des Raben bis zum Geſang der Nachtigall! Die Raubvögel haben einen widerlichen, oft furchtbaren Ruf. Es iſt die Stimme blinder Leidenſchaft. Der Uhu, dieſe ſeltſame gravitätiſche Nachtgeſtalt, hat zu ſeinem heulenden und quickenden Geſchrei noch das wunderliche Blaſen empfangen, wodurch er ſeinen einſamen Sitz im verfallenen Gemäuer nicht ohne Grauſen kund thut. Es paßt zu der ganzen Figur des Lieblings der Minerva. Die Krähen, Dohlen, Elſtern und ihres Gleichen charakteriſiren ſich durch ihr Gekrächz und Geſchwätz als gemeine Thiere, wie ſie denn auch billig von alters her dafür geachtet worden. Welch ein Unterſchied zwiſchen dem Girren der Turteltaube, dem Tſchirpen des unzüchtigen Sperlings und dem dummen Geſchnatter der Ente! Tauſends

fach ſind die Laute in dieſem Gebiete des Thierreichs, überall ſprechend und voll Bedeutung dem der die Sprache der Thiere verſteht.

Vor allen hat die Natur die Stimme der Singvögel zu ſchönem Geſang veredelt. Auch hier ſind viele Abſtufungen. Einigen gab ſie nur einen einzelnen melodiſchen Laut, oder einen einfachen muſikaliſchen Satz, den ſie unaufhörlich recitiren; z. B. der Meiſe, die damit den Frühling ankündiget und zugleich ihr eigenes lebhaftes und flüchtiges Weſen; andern verlieh ſie ein fröhliches ungeordnetes Geſchwätz; der Amſel den kräftigen Waldgeſang; der Lerche die beſondere Kraft, himmelanſtrebend in den Wolken ein Jubellied zu ſingen. — Und welche Wundermelodie vertraute ſie der zarten Bruſt der Nachtigall? In keinen andern Vogel legte ſie des Göttlichen ſo viel. Seine Laute ſind wie Töne aus einer andern Welt. Darum bekleidete auch die Natur dieſes Vöglein mit keinem Schmuck; ſeine Geſtalt und Farbe ſind die einfachſten, und ſein Aufenthalt das dunkle Geſträuch-

Es iſt als ob die Natur den beſtimmten Vorſatz oder Eigenwillen gehabt hätte, hier in der reinen Stimme, dem zarteſten ihrer Erzeugniſſe neben dem Lichte, das Göttliche ohne alle Zuthat auszuſprechen. — Sonderbar iſt es auch, daß die Natur dem kleinſten deutſchen Vöglein, dem Winterkönig, einen ſehr hellen Geſang verlieh, welchen es in Regen und Sturm, ja im ſtärkſten Froſt und Schneegeſtöber abſingt, wobei es ſich mit in die Höhe gerichtetem Schwänzlein auf den Spitzen der Häuſer und Bäume luſtig herumdrehet. Es ſoll den Muth in kleiner Bruſt andeuten, daher auch die Volksſtimme ſeit Alters her ſagt, es ſtreite mit dem Adler. Die Laute des Vögleins ſind muthig und getroſt und ſeinem Weſen beſonders angemeſſen. Und ſo iſt es mit allen Vogelſtimmen. Wie ſollte es anders ſeyn? Die Natur erſchaffet nichts ohne beſondere Abſichten, und es iſt immer in ihren Schöpfungen und Gaben ein wohlberechneter Zuſammenhang, wenn auch das menſchliche Auge aus Unachtſamkeit oder aus Schwä-

die denſelben nicht überall und ſogleich erkennet.

Ueberhaupt jedes Thier hat ſeinen beſtimmten Charakter, oder irgend einen Charakterzug, den wir ihm ausſchließlich und vorzugsweiſe beilegen. Ja dieſer Zug iſt oft ſo beſtimmt, daß alle Völker ſeit den älteſten Zeiten ſich nicht kürzer glaubten ausdrücken zu können, als wenn ſie einen Menſchen mit einem Thiernahmen bezeichneten. So hieß Nero ein Tiger, Herodes ein Fuchs. — Die Benennung Hund und Hundegeſicht war eben ſo gut in dem Munde der homeriſchen Helden als unſers Volks. Der Löwe war ſelbſt in den Weiſſagungen der Propheten das Bild der höchſten Kraft und Großmuth. —

Vor allen bezeichnet die Geſtalt und das Weſen der Säugethiere einen hervorragenden Charakterzug, z. B. der Löwe Kraft mit Kühnheit und Großmuth, der Elephant Kraft mit Milde und Weisheit, das Roß Kraft mit Schnelligkeit und edlem Anſtand und

Muth, der Tiger Kraft mit Grausamkeit, der Stier Kraft von Wuth aufgeregt ohne Besonnenheit, der Wolf Kraft mit niedrem Eigennutz und List u. s. w. Hiezu denke man sich die Gestalt, den Blick und das Angesicht, die Mähne und den Schweif des Löwen — die Brust und den Hals des Pferdes, den gestreiften oder fleckigen Pelz des Tigers und Leoparden, bis zu der schmächtigen und schleichenden Schlangenfigur des Iltis und Marders. Das Einzelne vereint sich zu dem Ganzen, um jenen bestimmten Ausdruck zu vollenden, den Jeder leicht auffaßt und empfindet, wenn er ihn auch nicht in Worten darzulegen weiß.

Daß nun aber auch die Natur von diesen den innern Charakter bezeichnenden Zügen die Stimme nicht ausgeschlossen habe, läßt sich erwarten. Man kann den Laut keines einzigen Landthiers schön nennen, wie dieses bei den Lufttheieren der Fall ist — aus dem Grunde, den Platon im Timäus anführet, weil überhaupt die Landthiere ein unedleres

Geſchlecht ſind, deren Seelen ehemals irdiſch geſinnt waren, weßhalb ſie auch ihre Häupter abwärts zur Erde neigen und vielfüßig ſind. So iſt auch die Stimme keines einzigen Landthieres ſchön oder angenehm zu nennen, wohl aber iſt ſie dem Naturell jedes Thieres angemeſſen. Das erſchütternde Gebrüll des Löwen verkündet den König der Thiere. Wie ſollte aus der plumpen Maſſe, die den Leib des ſchwarzblutigen Bären ausmacht, etwas anders als ein dumpfes Brummen hervorkommen können? Das Wiehern des Roſſes, des edelſten unter allen Thieren, gehört zu den ſprechendſten und kräftigſten Lauten der thieriſchen Bruſt. Es bezeichnet den fröhlichſten Muth und ein kräftiges Lebensgefühl. In der Höhe mit Jubiliren beginnend, endet es mit einem erſchütternden tiefen Laut aus dem Innern der Bruſt. Es iſt dem Menſchen ein eigenes Gefühl, hinter dem aufgehobenen Haupt deſſelben das Zittern ſeines Geſchrei's in allen Gliedern zu fühlen! — Neben dem Pferde ſchuf die Natur, gleichſam zum

Spott oder dem Roß zu Ehren — den verächtlichen Esel, ein zwar sehr nützliches, aber in allen Körperverhältnissen, äusserst mißgestaltetes, und von Gemüth träges und heimtückisches Thier. Zu dem Häßlichen seiner Figur gab ihm die Natur das häßlichste Geschrei, das mit Gewalt und Anstrengung herausgepreßt Jedermanns Ohr aufs höchste beleidigt und woran kein Ende ist. So begabte sie hinwiederum das unsaubere gefräßige Schwein, — dessen Gestalt und Bildung in den Anfängen der einzelnen Gliedmaßen etwas verspricht, und in der Vollendung nichts leistet, — mit dem grunzenden Nasenlaut und gellendem Gequick. Die gutmüthige Kuh spricht ihr phlegmatisches Naturell in dem tiefen empfindungslosen Gebrüll aus, und das klagende Geblök des Schaafes deutet seine Schwächlichkeit an, so wie das Mäckern des Geisbocks seinem albernen Muthwillen wohl anstehet. Kurz, man wird überall finden, daß die Natur in der Wahl dieser Töne nicht ohne Rücksichten verfuhr, sondern sie jedes

mal dem Instrument, aus welchem sie kommen, wohl und weislich anpaßte.

Und so hat denn die Natur die höchste aller Ideen, nehmlich die Freiheit, symbolisch in Wesen dargestellt, die derselben nicht empfänglich sind, sondern unter dem Zwang einer unerbittlichen Nothwendigkeit stehen. Und so sind diese symbolische Wesen nun fähig, in der Welt der Phantasie als handelnde Personen aufzutreten und ihre Rollen zu spielen. — Freilich aber nur in der Welt der Phantasie. Denn diese, nicht minder Schöpferin als die Natur selbst, identificirt sich in den apologischen Dichtungen mit der Natur, als mit einem gleichfalls geistigen und göttlichen Wesen, — und betrachtet (um es den Verständigen kurz zu sagen) die Form als eine silberne Schale, die nothwendig den goldenen Apfel enthalten und ihm sich anschließen muß. Hierin liegt der Grund der innern Nothwendigkeit der Lehre, welche die apologischen Dichtungen anschaulich machen, und

die Herder als ihren Hauptcharakter und Vorzug angiebt.

Aber darin bin ich nicht mehr Herders, noch auch meiner eigenen (in der Vorrede zu den Parabeln und an einem andern Ort*) geäußerten) Meinung, daß die Fabel nur einen allgemeinen Erfahrungssatz oder eine praktische Lehre anschaulich machen könne. Ich glaube, daß sie auch das höchste geistige Leben darstellen kann, da sie ja die Blüthe alles geistigen Lebens, die Freiheit, darzustellen vermag. Und eben darum mein' ich auch, die Fabel wieder in ihre poetischen Rechte eingesetzt zu haben, die Aristoteles und Lessing ihr versagen wollten.

Merkwürdig ist es, daß die Apologen vor allen in solchen Zeiten gedichtet und geliebt wurden, wo es dem Menschen noth that, sich seiner Freiheit bewußt zu werden. Darum beziehen sich so viele Apologen auf Politik.

*) Ueber den Geist und die Form der evangelischen Geschichte.

Man nehme die Fabel Jothams (Richter 9, 8.), die des Propheten Nathan, des Hesiodus u. a. Aesop war ein phrygischer Sclave. Sokrates übertrug im Gefängniß die Apologen Aesops in ihr ursprüngliches rythmisches Maaß. Die Fabel des Menenius Agrippa entstand im Tumult des ersten römischen Bürgerzwistes; Phädrus lebte zur Zeit des Tiberius und Sejanus, und Luthers Lieblingslectüre waren Aesops Fabeln. — Es ist, als ob ihnen die Welt der Fabeln als ein Asyl erschienen wäre, wo die Idee der Freiheit unantastbar von der Nothwendigkeit bewahrt würde.

Zu dieser Welt der Fabeln gehören alle von der Natur oder von der Phantasie erzeugte Wesen, so lange sie nemlich noch in ihrer Herrschaft und Beschränkung leben. Auch hier berühren sich die äußersten Enden; — die Naturreiche und das Reich der Phantasie, Pflanzen und Thiere — und Götter. Wo letztere handeln, heißt die Dichtung eine Paramythie. In der Mitte zwi-

schen beiden stehen Kinder und rohe Menschen, bei welchen die Freiheit noch nicht zum Bewußtseyn gelangt ist. Denn wo dieses statt hat, da fällt die Nothwendigkeit weg, und so können nicht diese, wohl aber jene als handelnde Personen in den Apologen auftreten. Jam satis. Das Büchlein sah mich an, als ob es nach einer Vorrede verlangt hätte. Ich habe ihm mehr als zuviel gegeben. Kettwig, im Sept. 1809.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
1.	Der Hamſter und die Lerche	1
2.	Die Nelke und die Lilie	5
3.	Der junge Adler	5
4.	Die Salzquelle	7
5.	Die beiden Eichen zu Dodona	9
6.	Helios und der Schmetterling	11
7.	Zeus und das Schaaf	13
8.	Der Marder, der Iltis und die Henne	14
9.	Die Wölfin mit den Zwillingen	16
10.	Der Negerſclave und die Larve	20
11.	Der Froſch und der Schwan	21
12.	Der himmliſche und der irdiſche Adler	22
13.	Der Löwe und der Fuchs	25
14.	Der Pfau und der Haushahn	27
15.	Der Ziegenbock und der Hofhund	29
16.	Der Schmetterling und das Johanniswürmchen	31
17.	Der Kuckuk und die Turteltaube	33
18.	Der Reiche und die Cikade	35
19.	Der Affe und das Eichhorn	37
20.	Der Löwe und der Eſel in der Gefangenſchaft	40
21.	Die alte und die junge Eiche	41

		Seite
22.	Zeus Adler und der Lämmergeier	43
23.	Die Königswahl der Thiere	46
24.	Die großen und die kleinen Raubthiere	49
25.	Der Vampyr und der Haushahn	61
26.	Die Zedern auf Libanon	53
27.	Der Nil und der Maulwurf	57
28.	Flora, Pomona und Zeus	59
29.	Ceres und die Erde	62
30.	Flora und die Menschen	66
31.	Die Hirtin und der Rosenkranz	70
32.	Aesop und der Esel	73
33.	Die Frosch-Bildung	76
34.	Der Seekrebs und der Affe	80
35.	Der Laubfrosch und die Nachtigall	82
36.	Der Adler, das Kaninchen und die Lerche	84
37.	Die Maus und der Dreßler	86
38.	Die Gänse, die Enten und der Schwan	88
39.	Der Rhein und der Bach	90
40.	Die Frösche und die Nachtigall	95
41.	Die Taube und die Schlange	96
42.	Der Jagdhund, der Schäferhund und der Schäfer	98
43.	Der Hund und das Pferd	102
44.	Die Dohlen und die Nüsse	103
45.	Der Floh und der Hund	105
46.	Frau und die Sonne	106
47.	Die Hummel und die Biene	107
48.	Der Gärtnerknabe und die Schneeglöckchen	109
49.	Das Käulein und die Schwalben	112
50.	Die Nachtigallen und die Pfauen	114
51.	Der Sturmvogel und die Schiffenden	116
52.	Der Falk und der Reiher	119
53.	Der Knabe und die Eidechse	121
54.	Die Natur, Flora und der Todtenkopf	123

Seite

65. Die Raupe und der Schmetterling . . . 126
66. Der Rhein und das Bachlein 128
67. Der Elephant, das Pferd und der Esel . . 131
68. Zeus und das Reich der Vögel 132
69. Der Hund und die Katze 136
70. Der Affe und der Hund 139
71. Der Knabe und die Quelle 141
72. Das Rind und die Ziege 143
73. Die Schwalben und die Philosophen . . . 144
74. Zeus und der Adler 146
75. Der Britte und der Indier 148
76. Das erste Gewitter 150
77. Jupiter, Minerva und Bacchus 153
78. Die Flöte 156
79. Der Fels und der Apfelbaum 158
80. Das Turteltauben-Nest 160
81. Die Raupe und die Spinne 163
82. Der Wiedhopf, der Kuckuck und die Vögel . 165
83. Luna und Aurora 167
84. Der Uebermuth und die Dummheit . . . 169
85. Zeus und die Löwin 172
86. Boreas und Zephir im Wettkampf . . . 175
87. Das Wachtel-Nest 178
88. Die Henne mit den Küchlein und der Habicht . 180
89. Die alte und die junge Forelle 182
90. Die alte und die junge Wachtel 185
91. Flora und die Nymphe des Felsen . . . 187
92. Die Blumenknospen 191
93. Die Bremse und die Bienen 193
94. Der Tiger, der Leopard und der Löwe . . 195
95. Die beiden Hunde 197
96. Der Dornstrauch 199
97. Der Kranzstop und der Schädel 201
98. Ceres und die Kornblumen 203

Seite
89. Der Fuchs und der Iltis 205
90. Der Affe und der Indianer 207
91. Penn und der Britte 209
92. Der Buchfink, der Hänfling und der Laubfrosch 211
93. Phöbus und Luna 213
94. Die Tauben und der Sperling 214
95. Der Knabe und der Landmann 216
96. Der Maulwurf und die Landleute 218
97. Das bittere Blümchen 220
98. Die Rose und die Hirtin 222
99. Die Schwalben 225
100. Der Ziegenhirt und die Wespen 227
101. Die Schlosse und die Perle 229
102. Der Schmetterling und die Biene 231
103. Das Blümchen 234
104. Ceres und die Aehren 238
105. Der Epheu 241
106. Die Muse, die Rose und der Hirt 244
107. Die Nymphe und die Nachtigall 245

Verbesserungen.

S. 42. Z. 2. statt nach l. noch
S. 44. Z. 5. l. Entschwebt
S. 55. Z. 8. l. Wir denn und sie
S. 70. Z. 7. st. dein l. sein
S. 140. Z. 14. l. Star
S. 145. Z. 7. 8. l. Ein andrer schwört: Ich sah sie selber streichen,
Sie ziehen fort ꝛc.
S. 174. Z. 10. l. Eines
S. 201. Z. 1. l. Kranioskop

1.

Der Hamſter und die Lerche.

Ein Ungewitter zog mit Donner, Sturm und Schloſſen
Daher; es lag zerknickt die hohe Halmenſaat,
Und banges Schweigen ruht' auf Höhen und Gefilden,
Doch im Gewölk erſcholl der Lerche wirbelnd Lied,

Und ſingend ſchwebte ſie aufs Saatenfeld hernieder.
Da kam aus ſeiner Höl' ein Hamſter und begann:
Sprich, wie vermagſt du noch in ſolcher Zeit zu ſingen?

Verderben ſiehſt du hier: die Zukunft dräuet
Noth —.—

Die Lerche ſprach: vom Staub uns Himmelan zu heben,
Ward uns Geſang und Flügelſchwung gegeben —
Sieh, durch die Wolken bricht des Himmels Strahl hervor.
So ſang die Lerch' und ſchwang von neuem ſich empor.

2.

Die Nelke und Lilie.

Die rothe Nelk' und weiße Lilie blühten
Auf Einem Blumenbeet. — Die Nelke ſprach:
Du ſollteſt zu den Deinen dich geſellen!
Wir haben nichts gemein. Was will dein blaſſer Kelch
Zu meinem Farbenglanz? Dein Duft betäubet;
Gewürzig ſteigt mein Wohlgeruch empor.
Und doch erhebſt du dich ſtolzirend neben mir! —

Die Lilie ſprach darauf: Des Gartens Herr
Hat hier uns beid' auf Einem Beet vereinet.
Mein weißer Kelch ſoll deinen Glanz erheben,

Dein dunkles Roth mein einfach weißes Licht.
Ich soll von fern das Aug' erfreun; drum wurde
Mir zu dem hohen Wuchs der strenge Duft verliehn.
Gewürzig lockt dein Wohlgeruch zum nahen
Beschaun den Blick. Dann labet und ergötzt
Auch ihn dein Kleid und seiner Farben Schmelz.

So stehn wir streitend doch im Wechselbunde.
O, laß gemeinsam uns in Frieden blühn!

3.

Der junge Adler.

Es wollt' einmal ein junger Adler ſich
In ſeiner Herrſcherwürde ſehen.
Er ließ demnach ſofort ein königlich
Edikt durch ſein Gebiet ergehen,
Worin bei ſchwerer Pön befohlen ward,
Daß alle Vögel nur auf eine Art
Nach einer Weiſe ſollten ſingen.

Man ſtaunte und begann. — Es wollte nicht
gelingen.
Mein Himmel! rief ein aufgeklärter Staar,
Der weit und breit gereiſet war,

Wie kann der König unſern Kehlen
So etwas Tolles anbefehlen?
Fürwahr er macht uns noch Geſang und Luſt zur Plage,
Und — ſingt doch ſelber nicht! —

Freund, fiel die Amſel ein,
Das möchte wohl auf deine Frage
Die allerbeſte Antwort ſeyn. —

4.

Die Salzquelle.

Gedrückt von Durſt und Hitze hatt' ein Wanderer
Die Wüſtenei zurückgelegt. Erquicklich
Erſchienen endlich ihm des Landes Bäume. —

Nur noch ein Quell! ſo ſeufzt' er. Nicht vergebens.
Aus Hügeln quoll ein Bächlein. O geſegnet,
Sey mir die langerſehnte ſüße Labung!

Er ſprachs und legte ſich aufs Knie und ſchlürfte
Aus holer Hand des Baches milde Gabe. —

Doch ſchneller noch entſtrömte ſeinen Lippen
Der bittre Trank. — Er rief mit wildem Zürnen
Verwünſchte Fluth! mich lockte deine Täuſchung,
Und jetzt erfüllſt du mir den Mund mit Ekel!
Auf ewig müſſe dir dein Born verſiegen!

Und im Kryſtallgewölb vernahm die Nymphe
Den harten Fluch. Sie trat hervor und ſagte:
Verwünſche deinen Unmuth, nicht die Quelle!

Des Salzes Born iſt dieſes Landes Segen.

5.

Die beiden Eichen zu Dodona.

Als man noch im Geſäuſel heil'ger Blätter
Der Weisheit ſtillen Ruf vernahm,
Und aus Dodona's Hain das Wort der Götter
Zu Sterblichen hernieder kam,
Erhob ſich aus dem niederen Geſträuche
Ein junger Baum am Fuß der heil'gen Eiche.

Wird mir, ſo ſprach der Sprößling, nun auch bald
Das Heil von Jovis Odem wiederfahren,
Daß auch aus mir, wie dir ſeit tauſend Jahren,
Das Wort verborgner Weisheit ſchalle?

Und daß voll Ehrfurcht auch zu mir die Frommen
Aus Hellas Stamm mich zu befragen kommen?

Da säuselten der heil'gen Eiche Blätter,
Und im Gesäusel tönt' ihr Wunderspruch:
Seit Troja fiel, verschmähn sie ihre Retter,
Und dünken sich nun selber stark genug.
Es schwand ihr frommer Sinn, und nicht mehr wallen
Die Treuigen zu uns — wir werden fallen!

Bald wird auch uns die kühne Axt zerhauen,
Sie werden nur aus todtem Holz und Stein
Den Göttern kalte Tempelkerker bauen,
Und sie verscheuchen aus dem heil'gen Hain.
Denn mit der Einfalt ist für ihre Ohren
Das leise Wort des heil'gen Hains verlohren.

6.

Helios und der Schmetterling.

Weshalb ward mir bei meiner Schwingen Pracht
Der Laut verſagt, der tönend und von ferne
Der Biene Flug im Bluthenbaum verkündet?
So klagt' ein Schmetterling dem Sonnengott. —

Sanftlächelnd ſprach der heitre Helios:
Minervens Vöglein und dem regen Fleiß
Geziemet wohl das tönende Geſumm
Zur Arbeit in der Blume und dem Stock.
Dem geiſtigen Gebilde Pſyche's ziemt
Der leiſe Flug im ſtillen Meer des Lichts.

7.

Zeus und das Schaaf.

Vollendet hatte Zeus das Schöpfungswerk.
Auf seiner Tatze lag der Löw' und schlief,
Der Elephant hob drohend seinen Rüssel,
Ein Eber wetzte seinen Zahn; der Stier
Wies seines Hornes Kraft mit wildem Blick,
Rings um den Igel starrt' ein Stachelwald.

Nur flehend hob das neugebohrne Lamm
Den Blick zu Jovis Thron. — Was fehlet dir?
Sprach Vater Zeus, du scheinst zu klagen, rede!
Da sprach das fromme Lamm: Was soll uns schützen?
Nur mir allein ward keine Waff' und Wehr. —

In deinen Augen ruht der Unschuld Blick,
Leicht kräuselt sich der Wolle weißes Vließ
In tausend Löckchen um den runden Leib.
So stehest du in Unschuld schön. Getrost!
Ein höher Herz nimmt Deiner wohl sich an. —

So sprach der Wesen Vater. — Sieh es kam
Das erste Menschenpaar. Sie sahn das Lamm,
Und trugen es auf sanftem Arm zur Hütte,
Bereiteten ein Lager ihm und sagten:
Das hat gewißlich Zeus uns zugedacht,
Drum hat er ihm die Unschuld angebildet. —

So ward der Mensch des Lammes Schirm und Wehr.
Der Menschenunschuld Schirm und Wehr ist Gott.

8.

Der Marder, der Iltis und die Henne.

Ein Marder ſchlich ſich in die Tenne,
Und raubte tückiſch einer Henne,
Die ſich zum Brüten fertig machte,
Zwei dutzend Eier, gieng und lachte
Der armen Henn' in ihrer Noth,
Und fraß den Raub zum Morgenbrod.

Nur eines hatt' er nicht genommen.
Sie ſah es an und ſprach beklommen:
Nun iſt mein ganzer Troſt zerſtöret!
So ſeufzte ſie. Ein Iltis höret

Die Henne klagen, ſchleicht hinzu,
Und ſpricht: Was, Liebe, weineſt du?

Die Henne klagt' ihm ihre Leiden.
Der Heuchler ſprach: Es fehlt an Freuden
Dem Frommen nie. Du mußt dich faſſen!
Der Himmel wird dich nicht verlaſſen.
Getroſt! Auch Trübſal eilt vorbei! —
Er ſprachs und nahm das letzte Ei.

Da rief erfüllt von bitterm Grimme
Das arme Huhn mit lauter Stimme:
Nun ſoll kein Tröſter mich mehr plagen!
Das, ſprach der Schalk, hat nichts zu ſagen!
Jetzt geht dich alle Welt vorbei,
Ich habe ja dein letztes Ei.

9.

Die Wölfin mit den Zwillingen.

Eh Roma sich, die Weltbeherrscherin,
Auf sieben Hügeln himmelan erhob,
Da floß die Tiberis durch wild Gestrüpp
Und dichten Wald dahin, und rings erscholl
Der wilden Thiere Kämpfen und Geheul.

Nur eine Stelle war am königlichen Strom
Befreit von ihrer Wuth, vom hohen Wald
umkränzt
War Still' und Schweigen hier. Ein schmaler
Pfad
Geleitete zu diesem Sitz der Ruh,
Und keiner durfte sich dem Pfade nahn.

Denn eine Wölfin, furchtbargroß und hehr,
Stand vor dem Eingang und ihr Flammenblick
Bedräute ſchweigend jeden mit dem Tod,
Wer ihrem Sitz zu nahen ſich vermaß.

Gemeine Wölf', Hyänen, Füchſe ſahn
Von fern die Eine wandeln oder ſtehn,
Und fragten ſich mit kleiner Neubegier:
Was mag ſie denn bewachen im Aſyl?

Wahrſcheinlich hat, ſprach ein Hyänenthier
Die Tibris eine Schaar von todtem Vieh,
Hirſch' oder Büffel, oder auch ein Heer
Von Menſchen, deren Schiff die Fluth verſchlang,
An jenen Ort geſpült. Die Wölfin hat
Für Monden ſatt. Doch ſcheut ihr Eigennutz
Und Argwohn, daß ein andrer ihr ſich naht,
So zehret ſie den fetten Raub allein.

Ich meine, ſprach ein Fuchs, ſie ſinnt vielmehr
Auf Herrſchaft über uns. Dort ſammelt ſie
Ein Heer von Kämpfern, bildet ſie zum Streit,

Und eh wir denken, dringt mit blinder Wuth
Die Uebermacht gewaltig auf uns ein,
Macht uns gesamt zum Sklavenvolk, beherrscht
Und unterjocht das ganze Land umher.
Erwäget denn mein Wort und die Gefahr! —

Bewachet sie, nahm itzt ein Luchs das Wort,
Vielleicht auch einen Schatz, ein golden Vließ,
Und was es sonst mag seyn. Ihr Drachenblick
Verräth mir, irr' ich nicht, des Drachen Sinn.

Ein Geier ließ jetzt rauschend sich hinab.
Ihr irret euch, so hub er an, vernehmt!
Als vom Soraktes ich zum Aventin
Hinüberflog, da sah mein scharfer Blick
Der Wölfin Lust, die sie uns schlau verbirgt.
Es kam ein Mensch, woher, das weiß ich nicht,
Zwei zarte Knäblein trug er auf dem Arm,
Er legte auf der Tibris Strand sie hin
Und gieng davon. Gern hätt' ich eins gehabt;
Ich flog hinzu. Da trat mit scheelem Blick

Die Wölfin vor sie hin, und fraß allein
Mit wilder Gier den Leckerbissen. Jetzt
Hat sie vielleicht zwei andre, deren Fleisch
Sie für den ersten Hunger sich erspart.
Durch welchen Zauber sie zu diesem Schoß
Des Landes Herrscher zwingt, das weiß ich nicht.
Das weiß ich wohl: ein junges zartes Lamm,
Noch mehr ein zartes Kind ist Götterkost.

So sprach das Pöbelvolk am Tibrisstrand.
Ein jeder sprach nach seines Herzens Art.
Die Wölfin aber säugete mit Lust
Das Zwillingspaar, von Göttern ihr vertraut.

10.

Der Negersklave und die Larve.

Ein Negersklav' auf einem Kirchhof fand
Einst eine Larve. Lange stand
Er sinnend da. Zuletzt mit scheuer Hand
Hob er sie auf und sprach: Wo kommst du her?
So glatt, so grinsend und so leer — —
Ei doch, es wird — nun fällt's mir ein —
Es muß des Pflanzers Schädel seyn!
Er war nicht Bein von unserm Bein —
Ha! wie er noch der Qualen lacht,
Die seine Geißel uns gemacht! —
Still, daß er nicht vom Tod' erwacht!

Der Schwarze sprachs, und warf mit Graus
Die Larve in das Schädelhaus.

II.

Der Frosch und der Schwan.

„Uns allein und einzig von den Thieren,
„Die nach alter Sitt' auf allen Vieren
„Gehen, hüpfen, schleichen, springen,
„Und den Kopf zur Erde neigen,
„Uns allein von allen ist es eigen,
„Obwohl vierbeinig, doch zu singen!"

So rühmt' ein Frosch dem Schwan. Apollons
Vogel sprach:
Ihr singet auch darnach.

12

Der himmliſche und irdiſche Adler.

Zeus Adler kam vom Thron zur Erde einſt hernieder,
Und ſaß auf Idas Höhn. Da trat zum Göttervogel
Ein irdiſcher, und ſah ihn ſtaunend an und ſchweigend.

Weß wunderſt du dich? frug der kühne Donnerträger.

Da ſprach der Erdenaar: Ich ſeh an deinem Weſen

Nichts, das dich eigens hebt vor unserem Geschlechte.
Dein Schnabel, Kral' und Farb' und Größe und Gefieder,
Ein jedes ward auch dir nach angebohrner Weise.

Wie könnt' ich ohne dies ein Aar zu seyn mich rühmen?
Sprach jener, und wie kann denn dieses dich befremden?

Des andern Antwort war: Bist du nicht, der von diesem
Gebirg den Königssohn durch Wolken bis zum Throne
Des Herrschers trug? Und hält nicht deine kühne Kralle
Den Bliz? — O sprich, woher dir solcher Muth und Stärke
In solcher Einfalt und gewöhnlicher Gebehrde?

Antwortend sagte nun der edle Göttervogel:
Wie kannst du meiner Kraft und meines Muths dich wundern?
Ich weil' in Joris Näh' und schaue stets sein Antlitz.
So ward ich zum Gefäß des Göttlichen erkohren.
Nicht ich, der Gott in mir vollbringt die Götterwerke.

15.

Der Löwe und der Fuchs.

Ein kranker Löwe, der sonst nie
An Stomachal und Magen dachte,
Verschmähte alle Speisen, die
Sein Küchenmeister Fuchs ihm brachte.
Und dieser sucht' ihm doch zu jedem Schmaus
Die besten Leckerbissen aus.
Bald bracht' er Wild, bald junge Ziegen
Und Lämmer, Gäns' und Auerhahn —
Umsonst! der Löwe ließ die Speise liegen,
Und grinste seinen Truchseß an.

Ei! rief zuletzt voll Ungeduld
Der Fuchs, das mag, wer will, ertragen!
Dein Ekel ist nicht meine Schuld,
Der Fehler steckt in deinem Magen. —

14.

Der Pfau und der Haushahn.

Ein eitler Pfau sprach einst zu einem Hahn:
Ein jeder schaut mich mit Bewundrung an;
Allein, wer hätte nicht auch etwas auszusetzen?
Der eine tadelt mein Geschrei,
Ein anderer sagt, mein Schenkel sey
Nicht schön, anstatt am Glanz sich zu ergötzen,
Womit mein Schweif im Sonnenschein
So herrlich prangt. Wie kann man so vermessen
Und ungerecht in seinem Urtheil seyn?
Man sollte dankbar sich des Schönen freun!

Mein lieber Pfau, fiel ihm der Hausthahn ein,
Man würde gern Geschrei und Fuß vergessen,
Allein du willst gepriesen seyn,
Und jedem mit Gewalt gefallen,
Und so, mein Freund, mißfällst du allen.

15.

Der Ziegenbock und der Hofhund.

Ein Ziegenbock betrat mit hoher Gravität
Den Meierhof, wo schon das andre Vieh
Versammelt war, und wie ein Völkerhirt
Des Griechenheeres schritt er auf und ab.

Man sah ihn schweigend an. Er aber that
Sein wohlbehaartes Mundwerk auf und sprach:
Ich wäre wohl des Hofes Herr und Fürst,
Wenn dem Verdienst der Ehrenkranz gebührt.
Seht hier an meiner Stirn den hohen Hörner-
schmuck,
Der Krone gleich, ein Zeichen meiner Kraft.

An meinem Kinne schaut den langen weißen
Bart,
Der Würd' und Weisheit sicheres Symbol!
Leicht ist mein Schritt, und wenn der Lenz er-
scheint,
Die hohe Zeit, wo alles sich vermehrt
Dann duft' ich lieblich, gleich wie
Eigenlob!
Fiel ihm der Hofhund ein, und faßt' am Bart
Den Helden. Dieser ließ des Kinnes halbe Zier
Zurück und floh zum Stall. Der Hof erscholl
Von lautem Beifall um des Barts zerfauften
Rauh.

Das Räucherwerk, das man sich selber streut,
Wird doch zuletzt und immer zu Gestank.
Das zeiget euch der Fabel weises Wort.

16.

Der Schmetterling und das Johanniswürmchen.

Aus einem Blumenkelch ſah einſt mit Ruh
Ein Schmetterling den luſt'gen Tänzen
Von einem Schwarm Johanniswürmchen zu.

So ſolltet ihr bei hellem Tage glänzen,
Begann der Schmetterling, fürwahr,
Dann würd' euch lauter Beifall kränzen!

O nein, antwortete vergnügt der Tänzer Schaar,
Muß nicht der Sonne hohem Glanz und Pracht

Sogar das Heer der Himmelslichter weichen?
So würd' auch unser Licht vor ihrem Licht
erbleichen.
Drum tanzen wir bei Sternenschein und Nacht!

So sprach der Schwarm, und strebte mit den
Schwänzen
Stets glänzender zu glänzen. —

Der Demuth und Bescheidenheit
Gewand ist oft des Dünkels Feierkleid

17.

Der Kuckuck und die Turteltaube.

Der Kuckuck klagte einſt im Rath der Vögel:
Mich achtet man gering, man ſchmähet meines Rufs,
Der nur mich ſelber nennt. Und ſeht, die Turteltaube,
Die gleiches thut, iſt doch bei aller Welt beliebt.
Drum ſchaffet mir Gerechtigkeit und Ehre!

Der Adler ſprach darauf: Die Turteltaube girret
Im dunkeln Wald ihr wehmuthvolles Lied,
Wie es in Einfalt ihr des Herzens treue Liebe
Gebeut. Dir aber ward kein liebend Herz.

Selbſtſüchtig ſchreieſt du dich ſelber aus,
Und nennſt der Straße deinen Nahmen. —
Ihr gab die Liebe ſelbſt nach ihrem frommen
Liede
Den Namen. Siehe, Freund, den Unterſchied.

18.

Der Reiche und die Cikade.

Von Elfenbein und feinem Golde ließ
Ein Reicher zu Korinth sich einen Käfig baun,
Zum neuen Schmuck in seinem Prunkgemach.
Und in des Käfigs glänzendem Gegitter
Ward sorgsam ein Cikadenpaar verschlossen,
Und ein Gefäß von Gold und Alabaster,
Erfüllet mit Hymettus duft'gem Honig,
Hineingestellt, den kleinen Sängerinnen
Zur Kost und Labung. Also stand der Käfig,
Ein kleiner Tempel, an Gestalt und Schönheit
Latonens Dom, dem weltberühmten, ähnlich.

Chrysanthes — also hieß des Reichen Nahme —
Erlauschte nun mit seinen Tischgenossen
Der Musenvöglein süße Stimm' und Lieder.
Allein umsonst! Sie saßen stumm und traurend.

Da zürnte sehr der reiche Mann und sagte:
Weshalb verschmäht ihr, uns mit euren Tönen,
Gleichwie des Landvolks Ohren, zu erquicken?
Hab' ich nicht einen Pallast euch erbauet,
Von Göttern selbst bewohnt zu werden, würdig?
Was kann euch mangeln? Sagt, was soll ich thun?

Nun öffneten die Vöglein ihre Lippen
Und sangen leis' in trauervollen Tönen:
Es fehlet uns der goldne Tag der Freiheit.
Wir sollen dienend dir den Saal nur schmücken.
Willst du Gesang von uns, so pflanze Myrthen,
Und birg dich horchend in des Wäldchens Schatten.

19.

Der Affe und das Eichhorn.

Ein feiſter Affe ſah in träger Ruh
Von einem Erker eines Eichhorns Sprüngen
Auf einer nahen Eiche zu.
Wie müßt' es dir, ſo hub er ſtaunend an,
Bei dieſer deiner Kunſt gelingen,
Zum höchſten Glück dich ſchnell emporzuſchwingen,
Wenn du nur wollteſt! — Drum verlaß die kühne Bahn,
Und ſchone deiner ſchlanken Glieder,
Eh dich ein Unglück trifft, mein Bruder, komm hernieder.
Ich ſpeiſe von des Herren Tiſche
Tagtäglich Braten, Wildpret, Fiſche

Und tauſend andre ſchöne Gaben!
Das ſollſt auch Du, mein Lieber, haben.

Ei! ſprach das Eichhorn, ſage mir
Zuvor, womit verdienſt Du dir
Dies ſeltne Glück? Mußt Du des Herrn Sachen
Vor Dieben bei der Nacht bewachen?

Bewachen? ſagte Pelz, mein ſchönen Dank!
Von Wachen wird man müd' und krank.

Vielleicht, fuhr jenes fort zu fragen,
Mußt du des Herrn Gepäcke tragen?

Gar tragen? ſprach der Grinſer, — Nein!
Sein Laſtthier mag ein andrer ſeyn!
Ich hab es beſſer: Poſſen machen,
Verlacht von andern, ſelber lachen,

Das ist die Kunst, die mich ernährt,
Und ohne Mühe sich von selber lehrt.
Freund, nichts soll deinem Glücke fehlen —
So komm hinab! — Kannst du noch lange
wählen?

Das Eichhorn sprach: Ich wähle nicht.
Mich jammert dein, du armer Wicht!

20.

Der Löwe und der Esel in der Gefangenschaft.

In Fesseln ward ein Löwe fortgezerrt,
Und neben ihm ein Esel eingesperrt.
Verzweiflung flammte aus des Löwen Blicken,
Er stieß sein Haupt und schlug den gelben Rücken.

Befremdet schaute ihn sein träger Nachbar an
Und sprach: Mein Freund, was man nicht ändern kann,
Das sollte man geduldig tragen.
Was frommet dir dein Zürnen und dein Klagen?

Dir mangelt nichts; man kommt dich zu besehn;
Man staunt dich an; man nennt dich groß und schön,
Und reichet dir des besten Fleisches Fülle. — —

Verstumme! sprach darauf des Löwen Zorngebrülle,
Wer, unterjocht, der Freiheit nicht begehrt,
Ist auch der Antwort nicht des Freien werth!
Wie Sklavengeist zum Sklaventhum gebohren,
Geht ihm der Sinn des Würdigen verlohren!

21.

Die alte und die junge Eiche.

„Verächtlich Pöbelvolk, du grünst und blühest nach!“
Rief zürnend eine junge Eiche
Zu eines Brombeerstrauches blühendem Gesträuche,
Das tief zu ihren Füßen kroch.

Die Alte sprach: In unsern Höhen
Muß man das Niedrige nicht sehen!

22.

Zeus Adler und der Lämmergeier.

Einst ließ sich vom Olymp zur Erde Jovis Adler
Hernieder, sein Geschlecht, das irdische zu kennen.
In stiller Majestät auf einer Alpenspitze
Gelagert schaute nun sein Blick in weite Fernen.

Ein Lämmergeier sah den heil'gen Vogel, schwebte
Zu ihm hinauf, und als er nun den Zweck erforschet,
Weßhalb er vom Olymp zur Erd' hinabgekommen,

Da sprach der Geier: Sieh, ich bin von deinem Blute,
Und göttliches Geschlechts. Das zeuget meine Kralle.
Doch soll es dir auch jetzt die kühne That beweisen.

Er sprach's, und wie ein Sturm, auf rauschendem Gefieder
Entschwebt ins niedre Thal der stolze Lämmergeier,
Allwo auf grüner Trift die Schaafe sich des Frühlings
Erfreuten, doch noch mehr der neugebohrnen Lämmer,
Die wolligt, schlank und froh die Mütter schon umhüpften.

Doch plötzlich kam die Wuth des Geiers auf sie nieder.

Er riß ein frommes Lamm von ſeiner Mutter Seite,
Und trug es durch die Luft bis zu der Alpe Koppen.
Hier legt' er ſeinen Raub, den blut'gen, zu den Füßen
Des Adlers, ſchon zuvor des Beifalls ſich erfreuend,
Womit die ſtolze That Zeus Liebling krönen ſollte.
Doch dieſer wandte zürnend hinweg ſein ernſtes Antlitz,
Und ſchwebt' empor zur heitern Himmelswohnung.

23.

Die Königswahl der Thiere.

Der König Löwe starb; da kamen um zu wählen
Die Reichsmagnaten all' aus ihren Hölen
In Afrika zum Thiersenat.
Ein Urangutang hielt dem König eine Rede,
Erzählte seinen Ruhm, und sprach von mancher Fehde
Und mancher großen edlen That.

Jedoch — so fuhr er fort, seit langen Jahren haben

Nur Löwen uns beherrscht; sind denn Regenten-
gaben
Allein ein Vorrecht seiner Art?
Berechtigt Muth und Kraft und scharfe Klaun
und Zähne
Nicht ebenwohl zum Thron den Tiger, die
Hyäne,
Den Panther, Bär und Leopard?

Der Schmeichler fand Gehör; man nahm dem
Löwensohne
Das Recht zum Thron, und gab dem Leopard
die Krone;
Der Elephant nur widersprach.
Wahr ists, ihr habt des Löwen Zähn' und
Krallen! —
Allein euch hat des Schmeichlers Wort gefallen —
So stehe ihr ihm an Weisheit nach.

Wie mögen die des Staates Ruder lenken,
Die einem Affen Lob und Beifall schenken?

So sprach der weiſe Elephant.
Man höhnte ſein, jedoch nach wenig Wochen
Ward über ihn der Bannfluch ausgeſprochen,
Und unterm Druck erlag das Land.

24.

Die großen und die kleinen Raubthiere.

Der König Löw' und Herzog Leopard,
Fürst Tiger, Panther und Hyäne,
Graf Luchs und Bär und andre ihrer Art,
Kurz, die Gewaltigen der Krallen und der Zähne
Befahlen einst den kleinern Thieren,
In ihren Ländern und Revieren
Sich künftighin des Raubens zu enthalten,
Und niemals mehr, von schnöder Gier und Wuth
Getrieben, mit dem Gut und Blut
Der Schwächeren so frevenlich zu schalten,
Wie sie bisthero sonder Fug und Recht
Sich angemaßt — —

Erlaubet eurem Knecht,
Hub jetzt ein Hamster an, demüthiglich zu fragen,
Warum ihr Mächtigen uns Kleineren geruht,
Das allergnädigst zu versagen,
Was ihr doch selber täglich thut?
Verzeiht, wenn euer Knecht den Grund nicht sieht,
Warum man uns denn ausgeschlossen? —

Was? brummt ein Bär ihn an, wir treiben es im Großen,
Und darin liegt der Unterschied.

25.

Der Vampyr und der Haushahn.

Was mag dich doch in aller Welt bewegen,
Wenn alles auf dem Erdenrunde
Verstumme und schläft, in banger Geisterstunde
Mit lautem Ruf die Fittiche zu regen?

So sprach zum Haushahn ein Vampyr,
Als jener auf dem Hof in dunkler Nachtzeit
krähte.

Mein Ruf und Flügelschlag verkündet Mensch
und Thier
Antwortete der Hahn, — die neue Morgenröthe.

Mißfällt dir das? — Jedoch wie sollt' es nicht?
Mit deines Fittichs Wehn verschließest du die Augen,
Und wehrest lichtscheu jedem Licht,
Um ungestöret Blut zu saugen.

26.

Die Zedern auf Libanon.

Zwölf Männer zogen, mit des Eisens Schärfe
Gerüstet auf des Libans hohen Gipfel.
Sie wählten sich der Tannen höchst' und standen
Umher. Beschlossen ward der Zeder Fall,
Die manch Jahrhundert schon dem Sturm getrotzet.

Da tönte aus den Wipfeln eine Stimme:
Verwegne, ehrt ihr nicht mein hohes Alter
Und meine Kraft, die durch die Wolken strebt?

Dieß eben ists, antworteten die Männer,
Was jetzt des Schicksals höhere Gewalt

Auf dich hernieder ruft. Willst du allein
Ihm trotzend stehn, ein kühner Sport des Wechsels,
Der über Rom und Babylon gewaltet?
Erfahr auch du des Geistes Uebermacht,
Der mit des dunkeln Erzes Kraft sich rüstet.

* * *

Gewaltsam trafen jetzt des Eisens Schläge
Den alten Stamm. Die hohen Gipfel wankten.
Erschrocken stand die Schaar der jungen Zedern,
Und tiefer drang ins Mark des Erzes Wuth.
Da fiel der Baum, zerschmettert sanken rings
Der Zedern junges Volk, der Berg erbebte,
Und weithin scholl das donnernde Getose.

So bleibt im Fall dem Großen noch die Größe.

* * *

Dem Sturze folgte Schweigen. Ein Gewimmer
Ertönte aus der jungen Zedern Wipfel,

Die mit zerrißnen Aesten standen', seufzend:
Wie trauert nun des Libans öde Seite
Worauf sie fiel, des Waldes Königin!
Zerschmettert liegt der hohen Schwestern Blüthe,
Die schlank und schön die Königin bedienten,
Und uns umhänge verderrend das Gezweige,
Das sie zerschlug! Ihr Götter sagt, was haben
Wir und sie denn gefehlet und verbrochen?

Verbrochen! war die Antwort, wollt ihr denn
Des Schicksals tiefen Rath so kindisch richten,
Und seinen Schluß nach eurer Höhe messen!
Zu nah dem Großen ohne eigne Größe
Traf euch sein Fall. Zu klein um des Geschickes
Gewalt und Schluß mit hohem Muth zu tragen,
Sey euch vergönnt, nur euer Loos zu klagen!

* * *

Da klagten sie: Wie hat des Libans Königin
Ihr Haupt umsonst zum Himmelszelt erhoben!
Die Götterstimm' antwortete: Umsonst?

Hat sie euch nicht ein ewig Bild gegeben,
Gleich ihr, in Majestät gen Himmel euch zu heben!

* * *

Sie fiel! erscholl die Klage, ach, sie fiel!
Ihr Stamm bedeckt des Berges hohen Rücken,
Und niederwärts im Staube ruht ihr Haupt!

Die Stimme sprach: Nicht blinder Stürme Wuth,
Des Geistes Kraft und Kunst hat sie bezwungen!
So wird der Geist auch wieder sie erhöhn,
Mag sie hinschweben auf des Meeres dunklen Wogen
Und Flagg' und Segel sie umwehn;
Mag sie aufstrebend zu der hohen Wölbung Bogen,
Des Tempels Zier und Stütze stehn. —
Was groß zu seyn vom Himmel ward erkohren,
Bleibt ewig im Gebiet des Geistes unverlohren.

27.

Der Nil und der Maulwurf.

Aus seinen Ufern trat der Nil und überschwemmte
Aegyptens Land, befruchtend, weit umher.
Sein Strom, den keine Kraft in seiner Laufbahn hemmte,
Stand auf der Fläche, wie ein Meer.

Ein Maulwurf, der vorsichtig eine Höhe
Zu seiner Wohnung sich erkohr,
Vernahm des Stromes Brausen in der Nähe,
Und kroch ans Tageslicht hervor.

Ach! rief er aus, wie manche Maulwurfshöle,
Zerstört jetzt deine Wuth, Tyrann!
Und — hat von uns die jemals eine Seele
Das Mindeste zu Leid gethan?

28.

Flora, Pomona und Zeus.

In den Olymp trat Flora und Pomone,
Mit ihnen kam ein ganzes Nymphenchor.
Voll Ehrfurcht traten sie zum hohen Strahlenthrone,
Und baten Vater Zeus um ein geneigtes Ohr.

Wir kommen, sprachen sie, o Vater, von der Erde
Dich anzuflehen, daß der launigte April
Aus unserm Lenz verbannet werde!

Er tobt und stürmt und rast, wie er will,
Hub Flora zürnend an, verderbt mir Laub und Blüthen,

Macht plötzlich dann den trüben Himmel klar,
Und locket mich mit meiner Blumenschaar
Ins Feld, um grimmiger zu wüthen.

Ja, fiel Pomona ein, und meine armen Bäume
Zerknickt er, kommts ihm in den Sinn,
Wälzt sich in Blumenstaub, und alle meine Träume
Von goldnen Herbsten sind dahin!
Der Trotzige! Die Zweige stehn entlaubt,
Und lachend flicht er sich die Blüthen um das Haupt! —
Kein Wunder, daß ihn Venus sich erkohr
Zum Lieblingsmond, er gleicht dem kühnen Cyprior. —

Zeus lächelte von seines Thrones Höhn
Und sprach: Ihr seyd zur stillen Pfleg' ersehn;
Er aber ward mit kühner Kraft gebohren.
Drum hab ich ihn zum Kampf erkohrn,
Des Winters Wuth und Stürme zu bestehn.

Bald siegt der Winter und gebieret Sturm und
Wetter,
Bald triumphirt der Lenz und schmücket Wald
und Flur,
Bis jener ganz entflieht. Dann blühen Knosp'
und Blätter,
Des Frühlings Hauch durch strömet die Natur.
Der Mai wird nun das Fest des Friedens, milde Weste
Umgaukeln ihn, ihm dankt der Hain, der
Mensch, der Wurm — —
Sagt, wollet ihr des Maien Friedensfeste? —
Wohlan, so duldet erst den Sturm.

* * *

Der Weise sieht verheerend über Trümmer
Den Wettersturm der Zeiten wehn —
Er schweigt und hofft: Wird auch mit neuem
Schimmer
Aus dunkler Gegenwart die Zukunft auferstehn!

29.

Ceres und die Erde.

Von Schmerz erfüllt um Proserpinens Raub,
Der Erde weiten Raum umsonst durchspähend,
Kam Ceres endlich traurend in Eleusis
Gefilden an. Des frommen Keleus Hütte
Empfieng die Göttin gern. Das bracht' ihm
Segen.

Noch lag die Erde wüst und ungebaut,
Nur Gras und Moos und wild Gesträuch bedeckte
Der Mutter Schooß; kein goldnes Aehrenfeld
Umrauschte sie. Da trat aus Keleus Hütte

Die Göttin in das Feld, an ihrer Hand
Triptolemos, des frommen Mannes Sohn,
Geleitend, und sie gab dem kühnen Jüngling
Die Art; es sank vor ihm des Waldes Dickicht.
Bei jedem Schlag, der ihre Kinder traf,
Erseufzte still und traurend Mutter Erde.

Nun reichte Ceres ihm des Pfluges Schar,
Am Joche stand gezähmt des Büffels Kraft,
Und wühlend drang des Eisens scharfer Zahn
Tief in der Erde Busen. Tellus hob
Ihr Haupt empor und sprach mit bittrer Trauer:
Ach! muß, sogar von deiner Hand gelehrt,
Der Erde Sohn, o Göttin, meinen Schooß,
Der ihn gebahr und nährt, durchwühlen?
Sprich,
Was ist denn meine Schuld; daß mich der Zorn
Der Himmlischen verwundet und zerreißt?
Still ohne Glanz durchwandl' ich meine Bahn,
Und pflog in meinem Schooß der Kinder Schaar,

Und du empörst mein eigenes Geschlecht
Nun gegen mich! — Was hab ich denn gethan,
Daß sich an mir dein Gram, o Göttin, rächt?

So klagt' und jammerte die Mutter Erde,
Indeß der Pflug die tiefen Furchen zog.

Die Göttin schwieg und reichte Waizenkörner
Dem Jüngling und gebot, die goldne Saat
Ins aufgerißne kühle Land zu streun.
Das Werk vollbringend schritt er durch die Furchen,
Doch Ceres war aus seinem Blick verschwunden.

Bald keimte nun die Saat, ein grüner Mantel
Umwallten Halmen bald der Erde Schooß,
Und aus dem Halm erwuchs die volle Aehre,
Goldfarbig wogt' im Glanz der milden Sonne

Das Erndtefeld, durchflochten mit Cyanen.
Da lächelte die neugeschmückte Erde,
Und sprach: Verzeih, o Ceres, meine Klagen.
Im Schmerz der Wunde, die dein Pflug mir
gab,
Vermocht' ich nicht zu hoffen, daß der Kranz,
Der deine Schläfe ziert, den Busen mir
Einst schmücken sollt'! — O Göttin habe Dank! —

29.

Flora und die Menschen.

In jener goldnen Zeit der Jugendwelt,
Als noch die Menschen auf der Erde sahn
Die Götter wandeln, und bei ihrem Schaffen
Zuschauten kindlich, oft auch kindisch wohl
Darein zu reden sich erkühnten; sah
Ein munteres Volk der Blumengöttin zu,
Als sie des Frühlings stumme Kinder schuf.

Gleichwie ein Kind, wenn es das Gute hat,
Das Neue will, so sprach das Völkchen
auch

Zur Blumengöttin: Alle andern Götter
Erſchufen auch noch zum Empfindungsloſen,
Das ſie beherrſchen, andre neue Weſen.
Neptun rief aus des Meeres Ungeſtüm
Das edle Roß, und Here ſchuf den Pfau,
Diene bildete der Tauben ſanft Geſchlecht. —
So pfleg' auch du nicht blos der Pflanzenwelt,
Laß auch ein Leben irgendwo erblühen,
Das frei und mit Gefühl ſich ſelbſt bewegt. —

Die Göttin neigte lächelnd ihren Blick
Zur Erde hin. Da wölbte ſich der Staub,
Und eine Raupe wand ſich los und kroch.

Seht, eine Wurzel lebt und kriechet! rief das Volk,
Zur Hälfte erſtaunt, zur Hälfte ſpöttelnd. Flora
Verließ die Spottenden. Die Raupe fraß
Mit träger Gier der Pflanzen grünen Schmuck.

O, rief das Volk, nun hat sie sich sogar
Verderben selbst in eigner Welt bereitet!

Bald lag die Raup' erstorben im Gehäuse.
Man stand umher und schüttelte den Kopf.
Ein Weiser sprach: Gebt acht, aus diesem Balg
Wird bald ein großes Raupenheer entspringen,
Zum Untergang der Blumenwelt. Erschuf
Nicht auch der Kriegesgott den grimmen Wolf? —
Drß ist der Vorwitz Schuld. Die Göttin schwand,
Wird jemals uns ihr Antlitz wiederkehren?

Er sprachs, und traurend stand das Volk umher.
Da kam zum Zweitenmal die Blumengöttin,
Ihr sanfter Fuß berührte das Gehäuse,
Da spaltete sich schnell das runde Grab,
Und neues Leben quoll hervor ans Licht.
Ein Leben wunderbar! Ein Götterkind!
Der schönsten Blume glich sein Schwingenpaar,

Im Kopfe glänzten Augen wie Krystall,
Statt des Gebisses bog in schlanker Windung
Sich eine Nektarröhre um die Brust —
So schwebt' empor das neugebohrne Wesen,
Sein Flügel glüht' in Purpurglanz und Gold,
Es ließ sich auf der Blumen schönste nieder,
Die Blume bot ihm ihren Saft und Duft. —

Erstaunt sah itzt das Volk den Schmetterling
Und rief: Was erst der niedern Wurzel glich,
Schwebt nun, der Blumen Genius, empor?

Und Flora sprach: Vermeßt euch künftig nicht,
Der Götter Werk nach Menschenart zu richten.
Der Mensch ist blind, die Götter handeln stets
Nach eignem Rath und tief verborg'nem Wesen.

Seitdem ward Flora niemals mehr gesehen.
Ihr Herold ist des Sommervogels Flug.

30.

Die Hirten und der Rosenstrauch.

Ein Hirtenmädchen stand vor einem Rosenstrauch,
Bewundernd seine schönen Kinder.
Sie lächelte; die Lüftchen wehten linder,
Und hüllten sie in Duft und Blüthenhauch.

So, sprach sie, blühet mir Amynt, er ist mir gut!
Dein Herz bleibt ewig mir verbunden! —
Sie pflückte nun zwey Rosen, und zwei Wunden
Gab ihr der Rose Dorn, da quoll das Blut.

Der Blumenstraus entfiel der Hirtin Hand,
voll Zorn
Sah sie die hingeworfnen Rosen.
Verwünscht, begann sie, sey dein falsches
Kosen!
Wozu bei deiner Wohlgestalt der Dorn?

Dieselbe Kraft, mein Kind, erwiederte der
Strauch,
Der meinen Stamm mit Stacheln schützet,
Und deine Hand, die kühne, blutig ritzet,
Erfreuet dich in meines Duftes Hauch.

* * *

Jetzt kam Amynt, der Hirt, mit leisem Tritt
gegangen,
Indeß, den Blick auf ihren Straus gewandt,
Die Hirtin stumm und sinnend stand,
Ihm schlug das Herz vor freudigem Ver-
langen.

Sieh, es umfloß ein Hauch aus heißem Munde
Des Mägdleins Stirn — Sie wandt' und sträubte sich
Erzürnend, und im Sträuben gab ein Stich
Des Rosendorns dem Jüngling eine Wunde.

Der Jüngling lächelte und sprach: Verdient mein Kosen
Und meiner Liebe Sehnsucht diesen Zorn?
Umlagert denn sogar ein spitzer Dorn
Auch dieser Wangen Duft und Rosen? —

Sie sprach: Dieselbe Kraft, die gegen dich sich sträubet,
Bewahret, wie der Dorn am Rosenstrauch,
Der Lieb' und Unschuld zarten Hauch,
Daß er dir blühet und dir bleibet!

32.

Aesop und der Esel.

Zu jenem Phryger, dem die seltne Göttergabe
Verliehen ward, den Sinn der Thiere zu ergründen,
Und das in tiefer Brust verschloßne Wort zu deuten,
Trat selbstgenüglich einst ein alter grauer Esel.
Ich komm', o weiser Mann, begann er, meines Volkes
Bewunderung und Dank und Ehrfurcht dir zu zeugen,
Daß du, der Annalist des großen Thiergeschlechtes
Und seiner Thaten, auch der unsrigen gedachtest.
Wenn irgendwo d[illegible]ch dich der Muth des Löwen glänzet;

Wo stolz und kühn der Hirsch sein ästiges Geweihe
Erhebt, der Adler rauscht, das Roß den Boden stampfet,
Der Hund die Heerde schützt, da handelt und erscheinet
Fast immer auch ein Glied von unserm hochgeehrten
Gesirr. Das thut uns wohl in unserm stillen Leben,
Drum bring ich dir den Dank im Nahmen meines Volkes.

Ich mag nicht eures Danks, antwortete Aesopus,
Viel lieber wär' es mir, ich brauchte euch nie zu nennen.
Allein, wenn irgendwo das Treffliche sich zeiget,
Begegnet stets in euch und andern eures Gleichen
Mir die Erbärmlichkeit zugleich auf allen Wegen.

33.

Die Frosch-Bildung.

Ein alter kahler Frosch bestieg sein Schilfkatheder,
Ihm schwoll der Bauch, ihm strotzte das Geäder,
Die Frösche horchten ringsh, er öffnete den Mund
Den holen, breiten, und that männiglichen kund:

Geneigte Brüder, leiht mir euer günstig Ohr!
Auf daß ihr lernt, euch selbst nach Würden ehren,
Will ich euch jetzt der Ordnung nach belehren:

Wie die Natur vor andern uns erkohr
Zu ihrem Lieblingsvolk. — Bemerket denn zuvor:
Aus Eiern in der Fluth wie Perlen hingegossen
Sind wir, den Schwänen gleich, entsprossen;
Doch seltsam! ohne Glieder drehten
Wir uns, geschwänzt gleich himmlischen Kometen,
Im Wasser hin und her, und auf und ab; es klang
Im Röhrigt noch kein Froschgesang!

Natur wie gut bist du! Sie schuf euch nun zwei kleine,
Zwek Aermchen an die Brust, man nennt sie Vorderbeine.
So schwammt ihr, reitzenden Sirenen völlig gleich,
Halb Frösch' und halbgeschwänzt im Teich.

Noch war der Mund geschlossen; es erklang
Im Röhrigt noch kein Froschgesang!

Soll denn mein Lieblingsvolk, dem ich die hol-
den Gaben
Des Sangs bestimmte, nur zwei Vorderbein-
chen haben?
So sprach die Schöpferin Natur, und wunder-
bar!
Sie schuf zum ersten euch ein zweites Beinchen-
paar!
Vierbeinig und geschwänzt — so schwammt ihr,
wie im Nil
Das Götterthier, das große Krokodil.
Noch wart ihr stumm, wie jenes; es erklang
Im Röhrigt noch kein Froschgesang!

Vergnügt sah die Natur euch jetzt im Wasser
schweben —

Nein, sprach sie, schlanker soll mein Völkchen sich erheben.
Dies hindert nur der Schweif, der hinterher sich krümmt.
Mein Volk ist zum Gesang bestimmt!

Sie sprachs und es geschah; ihr schwammt nun ohne Schweife,
Geglättet und gefeilt. — So kamet ihr zur Reife.
Allein noch war es still im Teich, und es erklang
Im Röhrigt noch kein Froschgesang!

Nachdem sie mütterlich euch nun die Hintertheile
Gerundet und polirt, da legte sie die Feile
Auch an das Vordertheil, und schuf in euren Schlund

Zwei Blasen, wunderbar! daß euer Sängermund
Des Lenzes Wiederkehr, den Glanz der Abendröthe,
Die Sommernacht im Schilf besing' und ausposaunete.
So ward das große Werk vollendet; es erklang
Melodisch nun der Frösche Chorgesang." —

So sprach der alte Frosch, und Brekekex erklang
Im Röhrigt Beifall ihm und lauter Froschgesang.

34.

Der Seekrebs und der Robbe.

Ein plumper Seekrebs kroch am Meere
Im Sande hin und her, und machte mit der Scheere
Viel wunderſame Züge und Geſtalten.

Ihn ſah' ein Robb' und ſprach: Darf ich dich fragen
Worauf du ſinnſt? — Das will ich dir wohl ſagen,
Antwortete der Krebs, ich mach' ein Lobgedicht
Dem Könige des Oceans zu Ehren —
Du ſpotteſt mein! wer will es mir verwehren? —

Nicht doch, erwiederte der Robbe, armer Wicht!
Ich glaub' es gern. Ihr pfleget ja den Magen
Im Kopf zu tragen!

35.

Der Laubfrosch und die Nachtigall.

Ein Laubfrosch saß auf einem Baum,
Und blies sich auf und schrie aus voller Kehle.
Im kühlen Erlenstrauch versteckt sang Philomele
Ihr hohes Lied, und merkte jenen kaum.
Allein der grüne Schwätzer schrie,
Als ob es um ein Reich gegolten hätte,
Und zwar, so wähnt' er, um die Wette
Mit Philomelens Melodie.

Am Ende ward die Nachtigall
Des häßlichen Geräusches müde,

Sie wählte ſich zu ihrem Liede
Des fernen Bächleins Waſſerfall.

Ei! rief der Froſch mit hohem Muth
Und quäkte noch einmal ſo helle,
Sie flieht dieſe ſchöne Stelle!
Was doch der ſcheele Neid nicht thut!

* * *

Der Weiſe trifft im fernſten Winkel
Sich ſelbſt, und mehr bedarf er nicht.
Die gütige Natur! ſie gab zum Gleichgewicht
Dem Thoren Eigendünkel.

36.

Der Adler, das Kaninchen und die Lerche.

Auf hohem Fels erbaut' ein Adler sich sein Nest,
Und ein Kaninchen wohnt' am Fuß' in dunkler Kluft.
O, welche Kühnheit, sprachs, auf solchem Schwindelhöhen
Den Sitz erbaun! Gehört auch dies zum Königthum,
Ich möcht' um solchen Preis fürwahr nicht König heißen.

Der Adler hatte nun den kühnen Bau vollendet.

Der junge Lenz erschien, die Sonne strahlte milder,
Hoch im Gewölk erscholl der Lerche Freudenlied.

Da hob der Aar sich auf von seiner Felsenwohnung,
Sein Flügelschlag erklang durchs thauende Gewölk,
An dessen goldnem Saum die Lerche hieng. Sie sah
Des Adlers kühnen Flug gen Himmel. Ihr Gesang
Verstummte. Schweigend sank sie nieder in die Saat.

57.

Die Maus und der Priester.

In einem Heiligthum Apollons stand
Des Gottes Bild von eines Meisters Hand
Mit zarter Kunst aus feinem Holz geschnitten.
Ein Mäuslein, das schon lange Noth gelitten,
Erklomm das schöne Götterbild,
Um mit verwegnem Zahn es zu benagen.

Kaum aber hatt' es seinen Magen
Mit einer Lock' Apollons angefüllt,
Da that die Thür sich auf — es trat
Ein Priester in das Gotteshaus.

Er kam und sah und griff die Maus. —
„Verwegne stirb!“ — Da flehete und bat
Das Thier um Gnad'! ach hub es zitternd an,
Ich fand sonst nichts für meinen Zahn —
Und das Benagen ist so unsere Natur.
So schone denn noch einmal meines Lebens!
Allein das Mäuslein bat vergebens.
Und des Zerquetschten Seele fuhr —
Wohin? — brauch ich es dir zu sagen,
Verhaßtes krittelndes Geschlecht,
Das aufgeblähet von Dünkel sich erfrecht,
Mit keckem Zahn das Schönste zu benagen?

38.

Die Gänse, die Enten und der Schwan.

Ein Dutzend Gänse und Enten schwammen
Am Ufer eines Teichs beisammen,
Da ruderte auch ein weißer Schwan
In stiller Majestät heran.

Ei sehet doch, wie der sich brüstet!
Hub itzt ein Entchen an, mich lüstet,
Den Stolzen näher zu beschauen:

Wie dünkt er sich so wunderschön!
Als trotzt' er Goldfasan und Pfauen — —

O! zischt' ein Gänschen, laßt ihn gehn
Man kann ihn nur zur Hälfte sehn;
Doch weil ich's einmal sagen muß —
Was man nicht sieht, — ein Schwanenfuß — —

Ja, ja! fiel nun ein Entchen ein,
Sein Fuß muß zum Entsetzen seyn!
Ei! schnatterte die ganze Schaar,
Man sieht es ja ganz sonnenklar!

* * *

Wer andrer Ehre kühn benagt,
Und keck den frechsten Tadel wagt,
Braucht nicht um Beifall bang zu seyn;
Der große Haufe stimmt mit ein.

39.

Der Rhein und der Bach.

Ein kleiner Bach sprach einst zum Vater Rhein:
Du bist ein schöner Strom, das räumt der Neid dir ein,
Und stattlich wandelst du die lange Heldenbahn
Von Gotthards Hochgebirg zum Ocean.

Allein, wenn schäumend du mit Zorn und Brausen
Durchs Felsgeklüft dich wälzest, daß von Grausen
Ergriffen rings die bange Erd' erbebt — —
Vermeinst du, daß auch dieses dich erhebt? —

Es iſt, ſprach Vater Rhein, der friſchen Jugend eigen,
In kühner That die ſtolze Kraft zu zeigen,
Und in der That iſt auch ihr Ziel erreicht.
Sie kümmert nicht die Frucht, die jene zeugt. — —

Doch, iſt der Jugend That das ganze Leben? —
Betrachte mich als Mann! beſchaue meine Reben,
Die Wimpel, die auf meinen Wogen wehn,
Die Thäler um mich her, die Berge, Städte, Höh'n! —

Wohl! ſprach der Bach, allein wo bleibt denn deine Milde,
Wenn hochaufſchwellend deine Fluth
Den Damm zerreißt, die trauernden Gefilde
Und Hof und Haus zerſtört mit ungehemmter Wuth. . . .
Zuweilen laß auch ich aus meinem Schoos
Die kleinen muntern Wellen los —

Allein statt Dämm' und Eichen fortzuspülen,
Siehst du sie kaum ein Bäumchen unterwühlen —
Und dennoch preißt nur dich der Sänger Lied...

Ich bleibe selbst in meinen Fehlern groß,
Antwortete der Rhein, das ist der Unterschied.

40.

Die Frösche und die Nachtigall.

Des Moorgrunds Erlenwald versteckte
Die Nachtigall; sie sang ihr Frühlingslied.
Ein alter Frosch erblickte sie und reckte
Sein kahles Haupt empor. — Du bist umsonst bemüht!
Begann der Frosch, uns zu gefallen.
Am Abend wird auch unser Lied erschallen.
Wir haben ja so gut Gesang, wie du!

Nun! sprach die Nachtigall, so lasset mich in Ruh!

Sie sprachs und flog ins dunkle Heiligthum
Des Buchenhains und sang des Lenzes Ruhm.

* * *

Vergebens glaubte sich die Nachtigall in Friede
Und Sicherheit. — Wann wird ein Schwätzer müde;
Wer allen, wenn Bekehrungssucht ihn treibt?

Der Frosch erschien und bat, ein kluges Wort zu hören.
Ja, glaube, fuhr er fort, wir Frösche ehren
Dein helles Kehlchen; doch vermöchten wir
Zu unserm Chorgesang dich zu bewegen;
Du würdest, Schwester, glaub' es mir,
Dir mehr Bewunderung erregen.
Bedenke nur! Uns trifft man überall,
Wald, Flur und Wies' ertönt von unserm Schall.
Seit Weltbeginn ist dein Geschlecht viel kleiner.
Von eurem Volk sitzt hie und da nur Einer

Und singt. — Wie viel sind unsrer Sänger-
kehlen!
Wie Sand am Meer, wer kann sie zählen?
Wir singen häufiger und länger,
Wir sind die wahren Frühlingssänger!

Der Kahlkopf sprach's, da ließ in tausend Chören
Das Froschgeschlecht aus jedem Sumpf sich hören:
Wir singen häufiger und länger,
Wir sind die ächten Frühlingsänger!

Und Philomele flog zum stillen Heiligthum
Des Eichenhains und sang des Lenzes Ruhm.

41.

Die Taube und die Schlange.

Ein Täubchen saß auf einer Nelkenstange
Im Sonnenschein. Da regte sich der Strauch,
Es wand sich eine bunte Schlange
Hervor und sprach: Ei, freuest du dich auch,
Mein Schwesterchen, der süßen Sonnenstrahlen,
Die unser beider Hals mit goldnem Schein
Und buntem Farbenglanz bemahlen.
O komm und laß in traulichem Verein
Uns dieser Nelken Duft erfreun!

Ich, deine Schwester! sprach die Taube —
Du lezteſt dich am blut'gen Raube —
Wie könnten wir denn Freunde seyn?

O komm hinab, und ſieh und glaube!
Antwortete die Schlange, – ſchaue nur
Hier meinen Nacken! Hat nicht die Natur
Ihn eben ſo geſchmückt, wie deinen? Sieh den Glanz,
Der röthlichſchön aus unſern Augen funkelt,
Und den Rubin und Diamant verdunkelt!
Du biſt der Luft, und ich der Erde Kranz!
Der kleine Unterſchied, daß du gen Himmel fleuchſt . . .

Und daß – erwiederte die Taube,
Du Gift in deinem Zahne trägeſt,
Dich rückiſch unter Blumen legeſt,
Und mit dem Bauch im Staube kreuchſt!

Sie ſprachs. Der Hals des Drachen quoll
Von Zorn und ſchwarzem Gifte.
Des frommen Täubchens Flug erſcholl
Im hohen Reich der Lüfte.

42.

Der Jagdhund, der Schäferhund und der Schäfer.

Ein Jagdhund, dem sein harter Herr
Durch Schläg' und Qual das Leben trübte,
Und ihn dazu mit karger Kost
Im Hungerleiden täglich übte,
Begann bald trotz dem schlausten Raben
Zu stehlen, und die Beute zu vergraben.

Einst grub er einen Knochen ein,
Ein Schäferhund fand ihn beim Scharren,
Und trat hinzu. Doch jener fieng nun an
Den Fremdling grimmig anzuschnarren,

Gleich einer wüthenden Hyäne,
Wies er dem Fix die spitzen Zähne.

Der Hirt rief seinen Hund und sprach:
Vergönn' ihm seine Winkelfreuden!
Er glaubt, du würdest, wie sein Herr,
Ihm seinen Knochenraub beneiden.
Der Selbstsucht und des Argwohns Quelle,
Tyrannendruck, — ist seines Lebens Hölle.

43.

Der Hund und das Pferd.

Der gierigſte von allen Hunden,
Packan, ſo, glaub' ich, hieß man ihn,
Fand einen Haberſack gefunden.
Er legte ſich darüber hin.
Ein Gaul litt bittern Hunger — aber
Packan, der Filz, beſaß den Haber.

Ach, ſprach das magre Pferd zum Hunde,
Erbarme dich doch meiner Noth!
Hier ſteh' ich ſchon ſo manche Stunde,
Und habe weder Heu noch Brod! —

So bat der Gaul um Mitleid — aber
Packan verblieb auf seinem Haber.

Hat nicht der Mensch zum Ebenbilde
Der Treue dein Geschlecht ersehn?
Und sollte denn zu deiner Milde
Umsonst der arme Bruder flehn!
So schmeichelte der Klepper — aber
Packan umarmte seinen Haber.

Der Gaul fuhr fort: Ich weiß der Haber
Gehöret zwar, so wie es scheint,
Nach allem Rechte dir; wie aber,
Du issest ihn doch selbst nicht, Freund?
So bündig sprach der Arme — aber
Packan umfaßte seinen Haber.

Jetzt ward der Gaul des Bittens müde,
Und hub ergrimmt zu drohen an:

Verdammter Geiz! Krieg oder Friede!
Bedenk, daß ich dich tödten kann!
So drohete der Klepper — aber
Packan hielt fest an seinem Haber.

So blieb er starr und stierend liegen,
Und hütete des Pferdes Blick,
Und sah mit gierigem Vergnügen
Auf seinen vollen Sack zurück.
So pflegt' er seines Schatzes — aber
Bald lag er todt auf seinem Haber.

* * *

Suchst du die Habsucht zu bekehren,
Fluch und Enterbung ist dein Lohn —
Ihr sind der Weisheit heil'ge Lehren,
Natur und Gott ein Spott und Hohn. —
So laß dem Geiz sein Gold — es labe
Wofern es mag, ihn auch im Grabe!

44.

Die Dohle und die Nüſſe.

Eine karge Dohle ſtahl
Emſig eine Menge Nüſſe,
Pflückte Strauch und Bäume kahl,
Und verbarg die Beut' im Thal.

Und nun flog ſie Tag und Nacht
Um den eingeſcharrten Haufen,
Aber Mißgunſt und Verdacht
Quälten ſie bei Tag und Nacht.

Und was ſie mit Müh' erwarb,
Wagte ſie nicht zu genießen,
Und in Sorg und Angſt verdarb
Ihres Lebens Keim — ſie ſtarb.

Und die Nüsse fiengen an
Jetzt zum Baum emporzuwachsen,
Dieser bot dem Wandersmann
Kühlung, Frucht und Obdach an.

* * *

Harpax sammelt dürftiglich
Ohne selber zu genießen —
Laß dich dieses nicht verdrießen!
Sieh, er sammelt nicht für sich.

45.

Der Floh und der Hund.

Ein kecker Floh kroch einem Hund ins Ohr
Und trieb ein Ungethüm auf seinem Trommelfelle,
Daß er ein würdig Angstgebelle
Begann und schier Geduld und Kraft verlohr.
Zuletzt erschien das Bräunchen zart
Und wie auf einem Fürstensitze
Erholt' es sich hoch auf des Ohres Spitze,
Und räusperte und strich den Bart.

Wann, sprach der Springer, wird die Welt
Verdienst und Kraft nach Würden ehren?
Ich kann den Löwen brüllen lehren.
Gestehet es, ich bin ein Held!

46.

Zeus und die Sonne.

Die Sonne trat vor Jovis Thron
Und klagend hub sie an: Was ist mein Lohn,
O Vater Zeus, daß ich die dunkle Erde
An unsichtbaren Banden leite,
Und Licht und Leben ihr bereite? —
Wie selten blickt sie meine Strahlenbahn
Mit Dank und mit Bewundrung an!
Nur dann, o Zeus! wenn ich verfinstert werde,
Dann tummelt sich das träge Volk der Erde,
Dann starren Weiber, Kinder, Greise. — —

Geduldе dich, sprach Zeus, es ist so ihre Weise.

47.

Die Hummel und die Biene.

Dem regen Fleiß in einem Bienenſtock
Sah eine träge Hummel zu.
Ein Bienchen fragte ſie: Was ſchauest du?

Die Hummel ſprach: Ihr bildet euch wohl ein,
Daß ich euch euren Fleiß beneide,
Und euren großen Vorrath — Nein!
Ermattet von Genuß und Freude,
Bedurft' ich nur, ein wenig auszuruhn —

Die Biene ſprach: Das magſt du thun!
Jedoch wenn du dich nur nach Ruhe ſehneſt,
Und dich kein Neid und Mißgunſt quält,

Warum, mein lieber Freund, erwähnest
Du denn des Vorraths, der dir fehlt?
Ich glaub, es mangelt dir bei deinen Hochgenüssen
Was du vergeblich suchst, — die Ruhe im Gewissen.

48.

Der Gärtnerknabe und die Schneeglöckchen.

Zu den ersten Wintergloͤckchen,
Welche vor dem Fruͤhling bluͤhten,
Sprach der blonde Gaͤrtnerknabe:
O ihr verwegene, thoͤrigte Blumen
Seht, es bedecket ja
Schnee noch die Felder,
Und ihr erscheinet
Nackend in kalter
Eisgestalt bluͤhend!
Schmuͤckten der Tulpe
Brennende Farben,

Und der Nelken balsamische Düfte
Eure Kelche, so möchtet ihr immer
Wagen, vor andern
Andern des Lenzes
Euch zu erheben, verwegene Blumen!

Also sprach der Gärtnerknabe,
Zu den ersten Wintergästchen,
Welche vor dem Frühling blühten.

Ihm antworteten die Blumen:
Knabe, wir kommen
Nicht um zu glänzen
Unter den Blumen;
Nein, um des nahenden
Lenzes Glanz
Dir zu verkünden.
Siehe, drum tragen wir
Des trauernden Winters
Farbe, doch blühend
Auf grünenden Blättern. —

Ernſt und erfreulich
Stehen wir, deutend
Rauher Zeit Gränzen. —
Stille und Einfalt
Iſt unſer Weſen.
Denn die Natur erkohr
Uns zu Prophetinnen.

49.

Das Käuzlein und die Schwalben.

Ein Käuzlein kam beim ersten Dämmerlicht
Von seinem Flug zur alten Burg zurück,
Und suchte seinen Sitz in stiller Kluft.

Warum verbirgst du dich so ängstlich? sprach
Zur Todverkünderin ein Schwalbenpaar.
Wir singen unser Lied bei hellem Tag,
Und jeder freut sich unserer Wiederkehr.

Die Eule sprach: Das glaub' ich wohl, ihr singt
Des Frühlings Lust, des Sommers Wieder-
kehr. —
Mich aber hat des Schikſals dunkle Macht

Zu ſeiner Stimm' erſehn: Vergänglichkeit,
Und Tod und Trümmer iſt mein ernſtes Wort.
Wie Geiſter wandeln ſchwebt mein leiſer Flug,
Mein Klageruf ertönt wie Grabgeſang.
Der Wahrheit Wort vernimmt bei ſeiner Luſt
Der Menſch nicht gern; im luſtigen Gewand
Und halbverhüllt begehrt er ſie zu ſchaun.
So muß ich denn bei hellem Tageslicht
In dunkler Kluft mich ſeinem Blick entziehn,
Und nur im Dämmerſchein darf ſich mein Flug
Und kurzer Laut dem Sitz der Menſchen nahn.

Vernimmt denn auch der Menſch das ernſte Wort
Der Wahrheit? fragte jetzt das Schwalbenpaar.

Sie ſchlummern! ſprach der Kauz; — nur hie
und da
Ein Kranker hebt vom Pfühl ſein mattes Haupt,
Und hört den ernſten Ruf, erſchrickt und bebt. —
Der frühe Wandrer doppelt ſeinen Schritt,
Und ſehnend forſcht ſein Blick nach Morgenroth. —

50.

Die Nachtigallen und die Pfauen.

Um seinen Landsiz schuf ein reicher Mann
Sich einen Park von mancherlei Gehölz,
Ein murmelnd Bächlein floß im stillen Hain,
Doch hörte man seit langer Zeit nicht mehr
Der Nachtigall erfreulichen Gesang.
Denn im Gebüsch verdekt heimlich sie oft
Des Hofes Katzenvolk und würgte dann
Der Sänger frommes Paar zusammt der Brut.

Die Nachtigall entfloh. — Des Hofes Herr
Befahl dem Gärtner nun, mit Kunst und Fleiß
Die Sängerin zu locken ins Gebüsch.
Er ging und bot ihr Köder dar, und sprach:

Wo findeſt du ein kühleres Gehölz,
Als dieſen Park, das klare Bächlein heut
Dir ſeinen Trank, und Echo harret dein.

Umſonſt! die Nachtigall blieb unbewegt.
Denn im Gebiet der finſtern Tyrannei
Kann nicht des Liedes freie Kraft gedeihn. —

In ſeinem Park hielt ſich der Reiche nun
Der bunten Pfaun laut ſchreiendes Geſchlecht.

51.

Der Sturmvogel und die Schiffenden.

Ein Schiff durchschnitt des Meeres blaue Bahn,
Das Segel schwoll, die Wellen spielten
Sanftrauschend um den Kiel, Delphine wühlten
Und wälzten scherzend sich im Ocean.
Vom fernen Eiland trugen sanfte Lüfte
Des Zimmetwaldes Düfte.

Das Schiffvolk lag im milden Sonnenschein,
Und vom Verdeck ertönten Jubellieder,
Vermischt mit lautem Scherz, zum frohen Wein,
Und leiser plätscherten die Wogen.

Da kam ein Sturmfink hergeflogen,
Und ließ ſich auf das Steuer nieder.

Den Unglücksvogel ſah der Steuermann. Fürwahr!
Du Freudenſtörer, hub er an,
Du konnteſt nie uns ungelegner kommen!
Doch ſoll dir dein Prophetenamt nicht frommen.
Dir ſelbſt verkünde die Gefahr!

Er ſprachs, ergriff die Büchſe, traf
Des Vogels Bruſt; er fiel. Doch eh des Todes Schlaf
Sein Aug' umſchloß, erſcholl aus ſeinem Munde
Der ernſte Spruch: Ihr wähnet im Propheten
Der Wahrheit heilge Kraft zu tödten!
Umſonſt! es naht die ernſte Stunde,
Und euer Sträuben hemmt ſie nicht.
Dann wird ihr Wort zum Sturm, ihr ſtilles Licht
Wird ſich zu Feuerflammen röthen!" —

Er krachte, da floß sein Leben aus der Wunde.

Gewölk stieg auf, hoch schwoll im Sturm die Fluth.
Der Blitz zerriß den Mast, es scholl Gewimmer;
Des Oceans empörte Wuth
Verschlang des Schiffes Trümmer.

52.

Der Falk und der Reiher.

Ein Edelfalk bekämpft' in hoher Luft
Den Reiher. Endlich fiel gelähmt und blutend
Der letzte in des Jägers Hand. Da sagte
Der Reiher: Ach, wie kannst du deine edle
Natur so sehr verläugnen, daß du selbst
Dein eigen Volk bekämpfend, es der Herrschaft
Des Menschen übergiebst? Was hat dich denn
Zu solcher That und schnödem Sinn bewogen?

Der Falke seufzt' und sprach: Die eigne Knechtschaft!
Man fieng mich auf, man legte mich in Fesseln
Und blendete mein scharfes Augenlicht —

So mußt' ich nun im engen Dunkel hausen;
Mir schwand der Freiheit göttlich Hochgefühl
Und kühner Muth — an dessen Stelle trat
Der kleine Sinn und niedre Eigennutz,
Der nach Genuß und eitelm Lobe strebt.
Halbfrei entließ man mich zur ersten Beize;
Der Weidmann pries des Flugs gewandte Kraft
Mit feilem Wort; so kam ich tiefer stets
Ins Sklavenjoch — ach! höre auf zu fragen.

Der Reiher sah den Falken an, und sprach:
Wohlan, ermanne dich noch jetzt, zerbrich
Die schnöde Schmach der Knechtschaft! Auf, und wage
Nur frei zu seyn! dein Leben ist gewonnen.

Der Edelfalk stand schweigend. — Plötzlich scholl
Des Falkners Ruf — er zitterte; zum zweiten
Erscholl der Ruf. — Mit Blitzesschnell' entflog
Der Sklave nun zu neuem Fang und Mord.

53.

Der Knabe und die Eidechse.

Ein Knabe gieng zur Frühlingszeit im Walde,
Des neugebohrnen Lenzes sich zu freuen.
Entzückt beschaut' er Schmetterling und Blumen,
An ihrer Wohlgestalt sein Herz ergötzend.

Da regten sich des Brombeers welke Blätter,
Und sieh! es schlich geschmückt mit bunten Streifen
Ein glatter Molch hervor aus dürrem Laube.
Der Knab' entwich dem bunten Thier zur Seite.

Du schautest doch, begann das Thier zu reden,
Die Blumen und die bunten Sommervögel

Mit Wohlgefallen — sprich, weshalb entweichet
Dein schuer Fuß vor mir? Bin ich denn minder
Des Lenzes Kind, geschmückt mit schönen Farben?

Der Knabe sprach: Die Blumen blühn und duften
In stiller Kraft, die Sommervögel schweben;
Du aber wohnst versteckt im Laub und schleichest —
Drum macht dein bunter Schuppenglanz mich bange.
Die Unschuld, mein' ich, trägt ein andres Wesen. . . .

Ich bin so klein, wie könnt' ich dir denn schaden?
Antwortete des Thieres schwarze Zunge.

Der Knabe sprach: Deß müssen wir uns freuen.
Weh, denn du trägst des Krokodils Gebehrde!

54.

Die Natur, Flora und der Todtenkopf.

Als die Natur der Schmetterlinge Volk,
Ein schwebend Blumenreich im Reich der Luft,
Erschuf, und nun das fröhlich-bunte Heer
Auf tausendfach geschmückten Schwingen flog
Die Schöpferin umkreisend, schaute sie
Die neue Welt mit stiller Lust, und sprach:
Noch ein Geschöpf entstehe, das den Ernst,
So hab' ichs gern, der Fröhlichkeit vermählt!

Sieh, es entstand der wundersame Sphinx,
Der auf des Rückens Flaum das Schreckenbild
Des Todes trägt, des Todtenkopfs Gestalt.

So nennen auch die Menschen ihn, jedoch
Des Vogels Götternahm' ist Atropos.

Die Blumengöttin sah das düstre Mal
Des Abendvogels und erschrack und sprach:
Wie! du entstellst des Lebens frohes Reich
Durch solch ein Schreckgebild! Ist's nicht genug,
Daß, ach! wenn nur zu schnell der Lenz entfleucht,
Die Kindlein mir verblühen und vergehn!

Antwortend sprach die freundliche Natur:
Verblühen — nicht vergehn! Bewahr ich sie
Nicht treulich dir, mein Kind, in meinem Schooß,
Bis sie des Himmels milder Hauch und Strahl
Von neuem ruft? — Der Abendvogel trägt
Des Todes Bild nicht trauernd. Sieh, ich gab
Ihm ja der Schwingen Kraft, ein Doppelpaar!
So trägt er froh des Todes Bild empor,
Und trinkt getrost der Blumen Saft und Duft.

55.

Die Raupe und der Schmetterling.

Dicht an der Erd' auf dunklem Strauche saß
Eine rauhbehaarte Raup' und fraß
Das herbe Laub. Da schwebte auf leichtem Gefieder
Vom bläulichen Himmel ein Schmetterling nieder,
Ihn trugen die spielenden Wellen der Lüfte
Zur Blume, da trank er die würzigen Düfte.

Die Raup' erhob erstaunt vom dunklen Strauch
Ihr thierisch Haupt und seufzt': Auf niederm Bauch

Muß ich mich kriechend im Staube plagen,
Indeß den Vogel dort durch die heitere Luft
Vier goldgeschmückte Schwingen tragen.
Ihn nährt der Blumen Saft und Duft,
Und ich muß herbes Laub zernagen! —

Der Sommervogel sang: Getrost mein verklei-
deter Bruder, nicht immer
Wirst du dich plagen im rauhen Gewand;
Bald wird auch dich die freundliche Hand
Der Mutter bekleiden mit Schimmer!
Bald wird ein doppeltes Flügelpaar
Auch dich zum fröhlichen Leben erheben,
Den Staub abschüttelnd, verjüngt wie ein Aar,
Wirst du in den Lüften und Düften dann schwe-
ben. —
Drum glaube und harre der besseren Zeit,
Und trage geduldig dein staubigtes Kleid. —

So sang der Schmetterling. — Doch das be-
staubte

Gewürm erhob den ſchweren Kopf und ſchnaubte
Den Vogel an, und ließ die ſcharfen Klaun,
Gebiß und Borſtenhaar ihn ſchaun.
Drauf neigt' es die trägen Glieder
Zum halbzernagten Blatt hernieder.

Und Pfochens Vöglein auf goldenen Flügeln
Entſchwebte zu blühenden Thälern und Hügeln.

56.

Der Rhein und das Bächlein.

Irrend in des Kiesthals Krümme
Floß ein Bächlein, wehmuthvoll
Wie ein leiser Seufzer, scholl
Durch das Thal des Bächleins Stimme:
Trostlos wandl' ich meine Bahn,
Ach! wer nimmt sich meiner an?

Und des Bächleins banges Klagen
Tönt' in Vater Rhenus Ohr,
Und er hob sein Haupt empor
Freundlich, und begann zu fragen:
Trauernd Bächlein, sage mir
Woher kommst, was willt du hier?

Rieſelnd ſang des Bächleins Welle:
Drüben auf des Berges Höhn,
Wo die dunklen Eichen ſtehn,
Springt aus Felſen meine Quelle,
Hier mein Brünnlein hell und klar
Tränkt' ein Nachtigallenpaar. —

Und, wo auf des Berges Mitte
Im Gebüſch das Strohdach ruht,
Fließt verweilend meine Fluth
Um des armen Mannes Hütte,
Bis im Stillen angefüllt,
Ihm ſein Börnlein überquillt.

Tiefer, an dem Felſenſtege
Hängt ein wilder Roſenſtrauch,
Harrend, daß mit kühlem Hauch
Ich ihm Blatt und Knoſpen pflege.
Wenn die Röslein röthlich blühn,
Röthlich mir die Wellen glühn

Aber jetzt — verwaist und trübe
Irr' ich zwischen Kies und Sand,
Und das öde stumme Land
Hat nichts, was ich pfleg' und liebe.
Trostlos wandl' ich meine Bahn.
Ach! wer nimmt sich meiner an!

Vater Rhenus voll Erbarmen
Sah des armen Bächleins Schmerz,
Und ihm schlug sein Vaterherz,
Und er stand mit offnen Armen —
Vater Rhenus mild und groß
Nahm das Kind in seinen Schooß.

57.

Der Elephant, das Pferd und der Esel.

Ein Elephant erschien vor Rema's Thor
Mit einem Thurm auf breitem Rücken.
Bewundernd schaut' ein Roß zu ihm empor,
Mit edlem Stolz und Ruhe in den Blicken.

Da trat aus dichtem Schwarm ein Eselein hervor,
Und sah, und schien im Staunen ganz verlohren —
Woher, befragte ihn das kriegerische Roß,
Dein dumpfes Staunen und Entzücken?
Was hast du denn an diesem Thierkolos
Zum Augenmerk dir auserkohren?

Der Esel sprach: Die großen Ohren!

58.

Zeus und das Reich der Vögel.

Das Reich der Vögel ward von bitterm Zwist zerrüttet,
Es strebt' ein jeder nur nach eignem Zweck und Vortheil
Und eitlem Ruhm, beherrscht von schnöder Gier und Selbstsucht,
Nicht des gesamten Blut's und Vaterlands gedenkend.
So rissen bald der Zucht und Sitten heil'ge Bande.

Da nahte sich dem Thron des hohen Weltbeherrschers

Sein auserkohrner Aar und sprach die weisen Worte:
Dem irdischen Geschlecht entsprossen, liegt noch immer
Des alten Volkes Loos und Schicksal mir am Herzen.
Drum fleh ich dir, o Zeus, erbarme dich der Thoren,
Die jetzt mit Unverstand einander selbst zerfleischen!
Verleih Gesetz und Zwang, daß sie, der alten Würde
Gedenkend, sich zum Bund' ein eignes Volk, vereinen!

Zeus winkt' Erhörung und berief zum Herrscherthrone
Des Vogelreichs ein fremd Geschlecht, den grauen Vampyr.

Da stieg zu Joris Thron die allgemeine Klage:

Wie! soll ein fremd Gethier, bedeckt mit rauhen Zotten,
Das leichtbeschwingte Volk der Lüfte nun beherrschen?
O schaut, ein kahles Fell voll Runzeln ist sein Fittich,
So schwankt und wackelt es im Dunkel durch die Lüfte,
Kein Schweif noch Feder ziert den ungestalten Fremdling,
Ein unbekannter Laut ertönt von seinen Lippen —
O wohl uns, als wir noch vereint zu einem Volke,
Selbständig unsers Bunds gemeinsam uns erfreuten!

Zeus Aar vernahm der Luftbewohner Klag' und sagte:
Ich bat dich nur, o Zeus, dem Hader abzuhelfen —

Du aber haſt mit Spott der Armen Zwiſt vergolten!

Zeus lächelte und ſprach: Dies ſoll die Blinden heilen!
Jetzt lernen ſie zuvor des eignen Volkes Würde
Erkennen! Dann erſt mag das Selbſtgefühl des Werthes
Der edlen Freiheit Sinn in ihrer Bruſt erwecken.
Wird dem bethörten Volk des Lichts ſich würdig zeigen,
Dann wird aus dunkler Nacht der Tag hernieder ſteigen!

59.

Der Hund und die Katze.

Zum alten Hofhund sprach des Hauses Katze:
Komm, laß uns Freunde seyn! du gehest täglich
Zu andern deines Volks. Verschmäh nicht ferner
Die Hausgenossin, laß uns traulich leben!
Gern will ich dir die Zeit durch Spiel verkürzen.

So sprach die Katze schmeichelnd; doch der Alte
Bewegte stumm sein ernstes Haupt, und streckte
Sich gähnend auf die Flur des Hauses nieder.

Doch knurrend schlich mit aufgehobnem Schweife
Und rundem Rücken auf den leisen Tatzen

Die weiße Miß rings um den Hund und sagte:
So sprich doch auch zu mir ein freundlich Wörtchen!
Oft sah ich dich mit jungen Hündlein spielen.
Willst du die Hausgenossinn denn verschmähen?
Bin ich nicht weich, wie Sammet, und so reinlich
Gleichwie ein Lamm, gewaschen in der Schwemme;
Gewandt und klug dabei? Nicht blos die Mäuse,
Auch Tauben und Kaninchen kann ich jagen;
Ich will, mein Freund, dich pflegen und erwärmen,
Und jeden Raub getreulich mit dir theilen.

Da hob der Hund sein ernstes Haupt und sagte:
Laß mich in Ruh', ich mag nicht deine Freundschaft,
Obwohl du dich so mancher Tugend rühmest!
Zwei Dinge sind mir ewig unausstehlich:
Heimtückisch birgt dein Fuß die scharfen Tatzen,
Bis auf den Schlag, den du dem Feind versetzest,

Und wenn du ſchmeichelhaft den Schweif erhebeſt,
Dann ſinnt dein gierig Herz auf Blut und Tücke.
Entweihe nicht das Wort der Treu und Freundſchaft!
Wo Wahrheit fehlt, da kann ſie nimmer wohnen.
So ſprach der Hund und neigte ſich zur Ruh.

60.

Der Affe und der Hund.

Ein Urangutang hatte ſich
Mit Menſchenkleidung ſauberlich
Nach neuſter Mode aufgeſchmückt.
Den Hut in ſeine Stirn gedrückt
Trat er nun ſeine Wallfarth an,
Und zwar mit ſolchem Schaugepränge,
Als wär' er Sultan Soliman,
Und ihm die weite Welt zu enge.

Das Dörflein ſah den fremden Herrn,
Und wich ihm aus, und grüßte ihn von fern.
Doch als im ſeeligen Genuß
Der hohen Würde Petz zum Gruß
Den großen Hut vom Kopfe nahm,

Und man ihm in die Augen ſah,
Da hieß es: Seht den Narren da!
Man rief und ſchrie und ziſcht' ihn aus.

Pth aber lief voll Gram und Schaam;
Und als er nun nach Hauſe kam,
Sprach er zu Phylax ſeinem Freund:
Ich habe wunderfeſt gemeint,
Daß ich dem Herrn der Thiere glich,
Und ſiehe! man verſpottet mich,
Und treibt mich fort mit Ungeſtüm!

Ei! ſprach der Hund, du gleicheſt ihm
Aufs Haar; allein blos äuſſerlich
Deßhalb, mein Freund, verlacht man dich.

* * *

Der reiche Stox will auch ein Denker ſeyn.
Das Seyn iſt ſchwer; er wählt den Schein;
Sein Bilderſaal, ſein blanker Bücherſchrein
Verkünden dir den weiſen Mann,
Doch Jammer! Niemand glaubt daran.

61.

Der Knabe und die Quelle.

An eines Bächleins Quelle
Ein Knabe ſpielend ſtand,
Er trug ein Stäblein in der Hand
Und taucht' es in die Welle.
Und wenn es in die Welle ſank
Das Stäblein ſchien gebogen,
Und dann herausgezogen
Erſchien es wieder grad' und ſchlank.

Das deucht dem Knaben wunderbar.
Er ſprach erzürnt zur Quelle:
Du biſt zwar klar und helle,

Allein dein Börnlein hell und klar
Hat mich getäuſchet immerdar —
Du haſt mich ſchnöd belogen
Geh! bin dir nicht gewogen!

Da tönte fein und helle
Ein Stimmchen aus der Quelle:
Mein Kind, ich täuſch' und trüge nicht!
Dein eignes blödes Augenlicht
Vermag nicht, meiner Wellen Spiel
Vollkömmlich durchzuſchauen,
Drum ſollteſt künftig nicht zu viel
Dem eignen Blicke trauen.

62.

Das Rind und die Ziege.

Am Weg erhob ſich eine Schierlingspflanze.
Ein graſend Rind bemerkte ſie und ſprach:
Du lockeſt mich vergebens,
Du Feindin meines Lebens,
Hekates Kraut, dich treffe Fluch und Schmach!

Indeß kam eine kranke Ziege
Des Weges und verſchlang mit Gier
Das Unglückskraut. — O armes Thier!
Rief jetzt das Rind, Pan helfe dir!
Du ſtirbſt! — Verſpare dein Geſchrei,
Erwiederte getroſt die kranke Ziege,
Dir wär' es Gift, mir iſt es Arzenei!

63.

Die Schwalben und die Philoſophen.

Fürwahr, ſprach eine Schwalb', ich hätte nie gedacht,
Daß wir bei euch ſo hoch in Ehren
Und Anſehn ſtehn. Ihr diſputirt mit Macht,
Wie wir des Winters uns erwehren.
Der eine ſchreit: Sie ſchlafen in den Teichen!
Ein andrer ſchwört: Sie ziehen fort in großen Schwärmen —
Ich ſah ſie ſelber ſtreichen!
Kurz, ihr erhebt ein ſolches Lärmen
Um uns, daß wir aus eurem Streit
Jetzt eure Gunſt, und unſre Wichtigkeit
Mit Dank erkennen und verehren. —

Wie! fiel der Mensch der Tochter Progne's ein,
Ihr wähnt, daß wir um eurethalben
Uns streiten! — O ihr arme Schwalben!
Ob euer altes Volk und Reich
Sich selbst zernichte oder mehre,
Das gilt uns allen völlig gleich;
Denn unser Zweck ist einzig unsre Ehre.

64.

Zeus und der Adler.

Der Adler trat vor Jovis Thron und sagte:
Man nennet mich der Luftbewohner König,
Auch dringt mein Flug vor allen bis zur Sonne,
Es blicket mir kein sterblich Auge nach.
Allein dem König ziemt, in allen Dingen
Voranzustehn. Und doch, o Zeus, versagtest
Du mir die süße Kraft, womit du viele
Von meinem Volk geschmückt, des Liedes Gabe.
Nur wann der Erd' ich mich entschwinge, tönt
Mein Fittich; schweigend schwebe mein hoher Flug
Im weiten Raum der himmlischen Gefilde.

Zeus lächelte den Adler an und ſprach:
Dein Flügelſchwung, mein Kind, iſt dein Geſang,
Und wenn du droben ſchwebſt, dein ſtiller Flug.
Du haſt erreicht, was jene noch erflehn!

65.

Der Britte und der Indier.

Wo vom Gebirg und schroffem Felsgeklüfte
Der Niagarastrom durch die erschrocknen Lüfte
Mit Donnersturm hernieder schäumt und stäubt,
Daß sein Getös die Völker rings betäubt —
Hier stand ein Meer-durchspäh'nder Britte
Und sah des Stromes Sturz tiefsinnend an,
Da trat zu ihm aus seiner Hütte
Ein Indier und sprach: Willkommen, weißer Mann,
O laß auch mich die weisen Lehren,
Die jetzt dein kluges Herz dir sagt,
Ich bitte dich, von deinen Lippen hören!

Der Britte ſprach unwillig: Mir behagt
Nicht eures Stroms gewaltig Toben,
Das ihm die Bahn durch Felſen bricht.
Warum, anſtatt zerſtäubend hier von oben
Zu ſtürzen, ſchmiegt ſein harter Sinn ſich nicht
Vor dieſem Fels, und läßt zu ſeinen Füßen
Durchs ebne Thal ſein breites Waſſer fließen?
Dann prangten Schiff' in ſeiner ſtolzen Fluth,
Und brächten auch der Ferne Frucht und Gut. —

Doch betete auch dann, mein kluger Britte,
Vor ſeinem Strom des Landes freier Mann
Den großen Geiſt noch an? —
Antwortete der Wild' und gieng in ſeine Hütte.

66.

Das erste Gewitter.

Schwer auf dem Thale lag ein schwüler Qualm
Von Dünsten, Peſt und bleiche Seuchen brütend.
Beklemmt und keuchend gieng des Menſchen Odem,
Erkrankend ſchlich der Thiere träges Volk.

Da flehten laut die Sterblichen zum Himmel:
Ihr hohen Mächte helft und tilgt den Dunſt,
Der unſers Lebens Hauch vergiftend drückt!
Laßt neue Luft und Kühlung niederſtrömen!

Ihr Flehen ward erhört. Ein ſchwarz Gewölk
Umzog wie Nacht des Himmels blauen Raum,
Und harrend ſahn die Menſchen jetzt empor.
Im düſtern ſchwarzen Zelt, ſo ſprach man, wohnen
Des Himmels Mächte; harrt, ſie werden bald
Die Hüll' eröffnend, in das kranke Thal
Die reine Luft erquicklich niederſtrömen.

Jetzt neigte ſich der Wolken blauer Schwall,
Es zuckt' ein Wetterſtrahl, und krachend rollte
Des Donners ernſter Ruß von Thal zu Thal,
Blitz folgt' auf Blitz, die Höhn und Tiefen bebten,
Ein Sturm zerriß wie Flocken das Gewölk.

Die Menſchen flohn voll Angſt in Felsgeklüfte.
Da rauſcht' ein Regenguß, vom ſtetem Donner
Begleitet. Endlich ſchwieg das rollende Getöſe,
Mild ſäuſelte der Regen auf die Fluren,
Und lieblich duftend quoll des Feldes Hauch.

Die Menſchen traten nun zurück ins Leben,
Mit frohem Blick, doch halb beſtürzt und ſprachen:
Empfanget Dank, ihr ewig hohen Mächte,
Für eure Huld! — Allein weßhalb vereinet
Sich eure Gunſt mit Angſt und wildem Schrecken?

Aus dunkler Wolke kam darauf die Antwort:
Erſchaffend würkt des Himmels Kraft im Stillen;
Wenn ſie Verderben klagt auf tiefer Erde,
Kann rauſchend nur die hohe Macht ſich nahn.

Die Stimme ſchwieg — und in den Wolken ſtand
Mit ſtillem Glanz des Himmels hoher Bogen.

67.

Jupiter, Minerva und Bachus.

Von des Olympus Höhen sahn die Götter,
Versammelt um den alten Weltbeherrscher,
Zur Erd' hinab, der Thiere zahllos Heer
Und ihr Gewimmel rings umher betrachtend.

Da sprach zu Zeus die ernste weise Tochter:
Dürft' ich dein Werk zu tadeln mich erkühnen,
So bät ich dich, vertilge das Geschlecht,
Das von Arachne stammt, der frechen Dirne,
Die mir zum Trotz die zarten Fäden wob,
Den Himmlischen es gleich zu thun wähnend.
Vertilg', o Zeus, das schnöde Raubgewürm!

Verfolgt nicht ihre blinde Wuth
Mein fleißig Volk, die arbeitfrohen Bienen?
Entstellt nicht das Gespinnst der Brut
Altär' und Tempel, wo die Sterblichen uns dienen!

So zürnt' Athenä und der ewig heitre
Kronion schwieg und schaute die Versammlung.
Da trat hervor der jugendliche Bachus
Und sprach: Fürwahr da wären meine Reben
Von Fliegenschwärmen bald verheert —
Arachne's Kinder sollen leben!
Sie sind mir mehr als deine Bienen werth! —

So zürnten sie. Da lächelte der Vater
Und sprach: Ihr übertreibt auf beiden Seiten,
Du Tochter, deinen Haß; du, Sohn, den Schutz —
Athenä laße vom alten Groll sich leiten,
Und Evan, du vom Eigennutz.

Sagt, wollt ihr, ſtatt ihn klug zu ſichten,
Den Waizen mit dem Lolch verſtreun?
Man muß um andre recht zu richten,
Selbſt frei von Leidenſchaften ſeyn.

68.

Die Flöte.

Trauernd ſtand der Menſch und ſchaute
Auf der neuerſchaffnen Erde
Um ſich her die jungen Weſen,
Von der Hand der Himmelsmächte
Weiſ' und wunderſam geſtaltet.

O ihr ew'gen Herrſcher, rief er,
Habet ihr uns Menſchen ſpottend
Theile eures Lichts verliehen,
Daß wir, eure Werke ſchauend,
Euch die Schöpferkraft beneiden?

Wunderbar habt ihr das Ganze
Und das Einzelne gebildet.

Aber uns, den erſten Söhnen
Eurer Schöpfung, iſt verwehret,
Eigner Bildung zu gedenken.

Zeus vernahm des Menſchen Klage,
Und er ſandte ſeine Tochter
Pallas, auf die Erde nieder
Zu dem klagenden Geſchlechte,
Troſt und Weisheit ihm zu bringen.

Pallas lehrte nun die Menſchen,
Aus des Buchsbaums hartem Aſte
Künſtlich eine Flöte bilden,
Und mit ſeines Mundes Odem
Den getrennten Aſt beſeelen. -

Kenne, ſprach ſie zum erfreuten
Erdenſohn, nur deine Kräfte.
Zwar vermagſt du nicht zu ſchaffen —
Aber ſtrebe nach dem Höhern:
Das Erſchaffne zu begeiſtern.

69.

Der Fels und der Apfelbaum.

Am Wege ſtand ein Fels, des Berges Gränze,
Und hob ſein ernſtes Haupt bis in die Wolken.
Der Wandrer weilend ſah zu ihm hinauf
Und maß den Rieſenſtein mit bangem Staunen.

Ein Apfelbaum an ſeinem Fuße ſprach:
Dich preiſet Jedermann, obwohl du keinen
Genuß den Menſchen bringſt. Ja, es verwächſt
Und welkt mir oft die Frucht in deinem Schatten.
Und doch vergißt man mich und meine Gaben,
Man pflückt mich leer, und ſtaunet dich nur an.
Vermöchteſt du der Wurzel Saft in Frucht
Zu wandeln, gern vergönnt' ich dir den Preis.

Da sprach der Riesenstein: verlange nicht
Vom ernsten Fels des Baumes süße Frucht!
Sieh, meinem Fuß' entspringt des Baches Quelle
Und Wolken trägt mein Haupt.

70.

Das Turteltauben-Nest.

Zwei Knaben wandelten im Wald,
Ein Vogelnest zu suchen.
Da war ein Plätzgen schaurigstill
Im Dunkel junger Buchen.
Und in dem Dunkel saß ein Nest,
Gebaut von harten Stäben.
Das arme Thierchen! seufzten sie,
Und standen so darneben.

Da hob ein brütend Täubchen wohl
Die Aeuglein frisch und munter
Aus seinem Nest, und sah sie an,

Und ſprach vom Baum herunter:
Ihr lieben Knaben, denkt nur nicht,
Daß mirs ſo übel gienge!
Schaut meine Aeuglein! bin ich nicht
Vergnügt und guter Dinge?
Wenn mir die freundliche Natur
Solch ſchlechtes Bettlein giebet,
So gab ſie mir ein Männchen auch,
Das mich getreulich liebet.
Sie hat uns warmes Blut verliehn,
Und Herzen frei von Kummer.
Was ſie am Bettlein uns verſagt,
Erſetzet ſie am Schlummer.

71.

Die Raupe und die Spinne.

Im zähen Leimen grub sich eine Raupe
Ihr Sterbgehäus' und wob aus zarten Fäden
Sich ein Gespinst, das rings den Leib verhüllte,
Die schönere Verwandlung vorbereitend, —

Von ihrem luft'gen Sitz sah eine Spinne
Der Arbeit zu. Sie sprach: Was soll das Netz?
Anstatt zum klugen Fang es auszubreiten,
Webst du dir selbst, o Thörin, Tod und Grab!

Mags immer seyn! antwortete die Raupe,
Es ist Bedürfniß mir und reger Trieb,
Ein solches Lager jetzt mir zu bereiten,

Und dunkel ſchwebt um mich die leiſe Ahnung,
Als ſollt' ich einſt aus dieſem engen Grabe
Zu höherm Licht erſtehn und freiem Leben.

Erſtehen! ſprach mit Hohn die kluge Spinne;
Wirſt du denn je das zähe Netz zerreißen?
Und wenn du dies vermöchteſt, wirſt du auch
Der Erde harten Schooß durchwühlen können,
Das Grabgewölb zerſprengend? — Thörin, nein!
Was todt iſt, bleibet todt! — Wann ſahſt du je
Die Flieg' in meinem Netz vom Tod' erwachen?

So ſprach die kluge Spinn', indeſſen wob
Die Raup' ihr Todtenkleid und ſchlummert' ein.
Der Winter deckt' ihr Grab mit Schnee, die Spinne
Verträumt' im hohlen Aſt die rauhe Zeit.
Im Frühling ſpann ſie am gewohnten Zweig'
Ihr Netz und ſpähte rings nach Raub und Beute.

Da regte ſich der Staub, die Hülle ſprang,
Und aus des Leinens Spalt kam unverſehrt
Ein Vöglein zartbeſchwingt ans Tageslicht.
Es ließ ſich auf der Blumen ſchönſte nieder,
In ihrem Kelch der Flügel Gold entfaltend. —

Die Spinne ſah erſtaunt aus ihrem Netz. —
Das neugebohrne Kind des Lichtes ſprach:
Wie könnte wohl im engbeſchränkten Raum
Und trüglichen Geſpinſt der Eigenſucht
Das ſanfte Licht des Glaubens dir ſich nahn? —
Schau denn an mir; was die Natur verheißt,
Das hält ſie auch! — Dir gab ſie das Gewebe
Zum Raube, — mir zur höheren Entfaltung.
Dir hielt ſie Wort im irdiſchen Bedarf,
Wie könnte ſie im höhern denn mich täuſchen?

72.

Der Wiedehopf, der Kuckuk und die Vögel.

Dem Krönungstag des Adlers zu Ehren
Begiengen einſt die Vögel allzumahl
Im Wald' ein Feſt. Von ihren Jubelchören
Erſchollen ringsum Berg und Thal.
Kein Vogel blieb daheim, ſogar der Wiedehopf
Erſchien aus ſeiner ſtillen Wüſte;
Als aber freundlich ihn das Sängerchor begrüßte,
Da ſchüttelte ein Kuckuk ſeinen Kopf
Und ſprach: Wie ſie den Thoren preiſen!
Iſt nicht ſein Lied ein ewig Einerlei?

Und ſchleppt er nicht aus allen Wagengleiſen
Zu ſeinem Neſt den Schmutz herbei?

Ihn unterbrach mit Spott und Lachen
Der Waldbewohner buntes Chor:
Er ſelbſt vermag kein Neſt zu machen
Und ſein Geſchrei ermüdet jedes Ohr,
Und doch will er ſich unterwinden ....

Der Adler ſprach: Ei, gönnt dem blinden
Geſchlecht der Thorheit ſchnöde Frucht!
Das quälende Bewußtſein eigner Sünden
Erzeuget Schmäh- und Tadelſucht! —

73.

Luna und Aurora.

Selene trat einſt vor Aurorens Zelt
Und ſprach: Mit Wonne und Entzücken
Verehret dich die ganze Welt!
Kaum läßeſt du dein ſtrahlend Antlitz blicken,
So ſteigt zu dir, ein jubelnd Chor,
Des Menſchen Lobgeſang, der Vögel Lied empor.
Wer könnte auch die Opfer dir mißgönnen,
Die dankbar dir die Erde zollt,
Wenn überſtrömt von deinem Gold
Des Morgens offne Thore brennen!
Allein, laß mich auch dieſes wiſſen,
Weßhalb du vor der Sonn' entweichſt,
Und wenn die Nacht erſcheint, vor ihren Finſterniſſen

In dein Gezelt herniedersteigst.
Mich, wechsle auch mein Angesicht,
Vertreibt nicht Finsterniß, noch Sonn' und
Sternenlicht.

Ja sprach Aurora, darum eben
Zerstöret meinen Ruhm kein Neid.
Ich weiß durch Stolz ihn zu erheben,
Und schütz' ihn durch Bescheidenheit.
Ich fliehe nicht; wenn Phöbus naht, verhülle
Ich mich vor seinem Strahlenblick,
Und kommt die Nacht, dann wandl' ich in das stille
Gezelt des Uranus zurück.

74.

Der Uebermuth und die Dummheit.

Kaum war der Laster zahllos Heer
Pandorens Unheilsbüchs' entflogen,
So füllten sie den Erdkreis, und durchzogen
Ein bunt Gewimmel, Land und Meer.
Die Ehrsucht gründete Paläste,
Der Geiz bezog Gewölb' aus festem Stein,
Die Wollust lud zu ihren Mahlen Gäste,
Und zahllos fanden sie sich ein.

Die Dummheit nur, im nebelgrauen
Gewande, ließ sich nirgend schauen.
Sie birgt sich gern, so lange sie vermag.

So war beinah der ganze Unglückstag
Für sie unthätig hingeflossen. —
Da traf sie endlich den ersehnten Hausgenossen.

Der Uebermuth, von innen hohl und leer,
Von außen gleißend, kam daher. —
Kaum ward die Dummheit ihn gewahr.
So rannte sie voll Sehnsucht ihm entgegen.
Von nun an folg' ich dir auf deinen Wegen!
Sie sprach's. Da wurden sie ein Paar.

Nicht lange währt' es, da gebahr
Die Mutter einen Balg von wundersamer Art.
Der Vater glaubte Amors Selbstvertrauen,
Und Amors Kraft und Reiz in ihm zu schauen,
Die Mutter wähnt' in seinem Wesen
Minervens Weisheit und Verstand zu lesen.
So meinten sie, das liebe Kindlein sey
Ein Götterkind, und nannten's — Spötterei. —
Mit seines Vaters Wahn und Stolz begabet,

hält

Es sich geschickt, in Jovis Donnerzelt
Und Plutons Reich, mit keckem Blick zu
dringen.
So flattert auf der Mutter Eulenschwingen.
Das Zwitterwesen durch die Welt.

75.

Zeus und die Löwin.

Warum versagtest du, sprach eine Löwin, mir
Die gelbe Mähn', o Zeus, des Mannes Stolz und Zier?

Sie zeigt dir, sprach der Gott, des Gatten Kraft und Trutz,
Und bürgt dir seinen Schirm und Schutz.
So trägt er nur die Mähne dir zu Ehren. —
Dir ward das Größere verliehn:
Bemähnte Löwen zu gebähren
Ist dein Beruf und Werth. Wohlan denn, fühle ihn!

76.

Boreas und Zephyr im Wettkampf.

Einſt ſtritten um den Rang in Aeols Hallen
Der rauhe Nord und milde Süd.
Sahſt du, ſprach Boreas, je Fichten vor dir fallen
Und Eichen wanken? Vor mir fliehe
Der ſtolze Menſch, das kühne Wild;
Von meines Mundes Odem ſchwillt
Das Meer, mir zittert das Gefild!

Wahr iſts, hub Zephyr an, dein Ungeſtüm verheeret —

Doch ſieh auch meine Kraft! In meinem Odem blühe
Die ſtille Flur, die mich als ihren Vater ehret,
Wenn ſie dich zitternd kommen ſieht!
Und wenn durch mich die Roſenknoſpe ſchwillt
Und mir der fromme Hirt die Opferſchale füllt,
Dann jauchzen Haine und Gefild!

Der Winde Herr entſchied den Streit:
Die ſtille Kraft, die ein Geſchöpf erfreut,
Den zarten Keim verborgen hegt,
Und Emens Lebens ſorgſam pflegt,
Iſt mehr des Götterbeifalls werth,
Als die Gewalt, die Tauſende zerſtört.

B.

Wie ſollte Boreas die Schmach verſchmerzen,
Die ihm des Sieges Palm' abſprach?
Er ſchwieg und ſann mit tiefverbogtem Herzen
Der Rache und Vergeltung nach.
Der Lenz erſchien, der Schnee verſchwand,

Und Zephyr nahm den Zauberſtab und band
Die Flügel um; ſein harrete das Land.

Sieh, plötzlich ſtand der Nord gerüſtet ihm zur Seite,
Er trat erzürnend vor ihm hin,
Und ſprach: Wohlan, in unſerm Ehrenſtreite
Sey Flora jetzt Kampfrichterin!
Auch Roſen kann mein Hauch erziehn,
Bald ſoll mein Pflegling ſchöner blühn,
Und dir vor Schaam die Stirne glühn! —

Der zarte Zephyr ſchwieg, und Flora prieß,
Indem ſie ihm die Roſenſtaude wies,
Die Sanftmuth und Beſcheidenheit
Des Lieblings ihrer Blumenau.
Gefühl des eignen Werthes beut,
Sprach Flora, niemals ſich zur Schau.
Die Wahrheit ſchweigt — und wenn ſie ſpricht,
Umſtrahlt des innern Friedens Licht
Ihr ſanftes Wort und heiteres Angeſicht. —

* * *

Auf einer Höh an Rhodos Küste ſtanden
Zwei Roſenſtauden ſchlank und ſchön,
Zum Kampf beſtimmt. Olympier ſelbſt fanden
Sich ein, den Wettſtreit anzuſehn.

Ach, Florens zarte Kinder ſahn
Den finſtern Nord mit Zittern an,
Voll Furcht und ſchnellen Flugs entflohn
Vor ſeines dunkeln Auges Drohn
Die Sylphen. Jeder Kelch, einſt ihrer Liebe Thron,
Ward leer. Ach, ſeufzten ſie, im Streite
Der Starken ſind wir Schwachen ihre Beute! —

* * *

Nun öffnete der Nord den Mund, und Flora bebte
Um ihr geliebtes zartes Kind.
Die Staude krümmte ſich, die Knoſpe ſtrebte

Ihm zuLentgehn; umſonſt! der rauhe Wind
Zerriß mit Wuth Gezweig und Laub,
Und, ſeines kalten Odems Raub,
Lag Florens Hofnung nun im Staub.

Der Süd umhauchte jetzt die Staude, traulich ſchmiegte
Die Knospe ſich an ſeinen Schooß.
Er löſte ſie mit ſanfter Hand, und wiegte
Die ſchönen Kindlein alle groß.
Da blühten ſie mit voller Bruſt
Der Götter und der Menſchen Luſt,
Der eignen Schönheit unbewußt.

Der Zephyr ſah entzücke die Roſen blühn.
Die Götter pflückten ſie und kränzten ihn. —
O, ſprachen ſie, das Schöne nur entfaltet
Sich da, wo Kraft und Liebe waltet!

77.
Das Wachtel-Netz.

In einem Waizenfelde ſaß
Mit ſehnſuchtvollem Herzen
Ein Wachtelmännchen, und nicht aß
Noch trank vor Liebesſchmerzen.

Vom Morgen bis zum Abend klang
Sein Liedlein durch die Aehren,
Doch wollte viele Tage lang
Kein Weibchen ihn erhören.

Zuletzt in ſtiller Dämm'rung ſcholl
Ein Stimmchen aus der Ferne.
Ein Stimmchen ſüß und ſehnſuchtvoll!
Das hörte Männchen gerne.

Schnell ſchlüpft' es durch die Hälmlein hin
Mit Bangen und Verlangen;
Da ſaß es, mit verſtörtem Sinn,
Im Wachtelnetz gefangen.

O weh mir! — ſeufzt' es bitterlich
Vom ſeidnen Garn umzogen,
O wehe mir! wie hat man mich
So liſtiglich betrogen!

Ich ward bei ſüßen Melodein
Gefeſſelt und umwunden,
Und habe kaltes Elfenbein
Statt warmer Liebe funden!

O laßt, ihr Männchen allzumahl,
Durch Tön' euch nicht bethören! —
Er ſprachs; nur eine kleine Zahl
Vernahm des Vögleins Lehren!

78.

Die Henne mit den Küchlein und der Habicht.

Einſt führte eine Henne
Ihre Küchlein aus der Tenne
Auf das Feld, und ſorgenleer
Lief das Häuflein um ſie her
Und ſcharret' in dem gelben Sand
Voll Freuden, wenn's ein Körnlein fand.

Urplötzlich rief die Henne:
O ihr Kindlein kommt zur Tenne!
Hurtig! eilet! denn ich ſeh
Dort den Habicht in der Höh! —
Das Häuflein lief zum Scheunenthor
Und ſchaute in die Luft empor.

O! rief drauf das eine
Zu dem andern: Iſts das kleine
Pünktchen, das dort oben ſchwebt!
Und die Mutter drum erhebt
Solch Geſchrei! was fällt ihr ein?
Ein Käfer ſcheint es nur zu ſeyn!

Auf rauſchendem Gefieder
Schwang der Habicht ſich hernieder
Auf die kleine bange Schaar.
Nun erſt ſahn ſie die Gefahr.
Die Mutter gluchzte hier und dort.
Umſonſt, er riß zwei Küchlein fort.

Ihr lieben Mägdlein fliehet,
Wenn die Mutter warnt; ſie ſiehet
Heller die Gefahr von fern,
Und ihr ſehet ſie nicht gern —
Wenn ihr des Truges Kralle ſeht,
Ihr Mägdlein, ach! dann iſts zu ſpät!

79.
Die alte und die junge Forelle.

An eines Bächleins Quelle,
Das ſich in den Rhein ergoß,
Zog eine Steinforelle
Sich ein jung Forellchen groß.

Rings umzäunt von Dorngeflechte
Und von ſchroffen Steinen, ſahn
Beide weder Menſch noch Hechte
Sich dem ſtillen Börnlein nahn!

Söhnlein, laß dich nie verleiten
Sprach die Mutter, in den Bach,

Der dich lockt, hinabzugleiten!
Da iſt nichts, als Weh und Ach!

Daß dich nicht der Trug verderbe,
Der ſo manchen ſchon verdarb,
Kindlein bleib im kleinen Erbe!
Alſo ſagte ſie und ſtarb.

Und das Söhnlein ſah im kühlen
Bach von ferne eine Schaar
Fröhlicher Forellchen ſpielen
Sonder Jammer und Gefahr.

Und nun kam mit frohen Blicken
Der Gefängling auch hervor,
Tanzte auf des Bächleins Rücken,
Wälzte ſich im Schilf und Rohr.

Luſtig tummelt' er und fragte:
Wo ſind die Gefahren nun?

Keiner der Gesellen wagte
Es dem Kühnen gleich zu thun.

Ihm behage' es immer besser
In der neuen weiten Welt.
Weiter ward der Bach und größer,
Bis er in den Rheinstrom fällt.

Hier nun riß mit Wetterschnelle
Ihn des Stroms Gewalt entlang
Traurig blickt' er nach der Quelle,
Als ihn ach! ein Hecht verschlang.

80.

Die alte und die junge Wachtel.

Ein Wachtelchen, im Lenz gebohren,
Das noch die große Reise nicht gethan,
Kam zitternd zu der Mutter und hub an:
Ach Mutter, weißt du schon, wir sind verlohren!
Ach Mutter, Mutter, drüben stehn
Zwei Menschen im Gefild' und drehn
Zwei große Schwerdter hin und wieder,
Die Halme fallen rauschend nieder! — —

Die Mutter sprach: Mein Kind, die Menschen mähen.

Ach Mutter, rief das Kind, ſieh, wo ſie gehen,
Da wird der Boden glatt und kahl!

Bald, ſprach die Mutter, wird das ganze Thal
Statt Halmen dürre Stoppeln zeigen.

Das Kindlein ſah mit bangem Schweigen
Der Mutter Ruh und heitres Antlitz an.
Ach Mutter! ſeufzt' es, was ſoll dann
Uns arme ſchützen und ernähren,
Wenn vor der Sichel Halm' und Aehren
Gefallen ſind? — —

Die Mutter lächelte und ſprach: Mein liebes Kind,
Das wird die Zeit dich lehren.

81.

Flora und die Nymphe des Felsen.

Als Flora gieng, das Land zu schmücken,
Da trat zu ihr von eines Felsen Rücken
Die Nymphe des Gesteins. — O wandle nicht vorbei,
Bat sie — auch meine Wohnung sey
Ein Zeuge deiner schöpferischen Milde,
Womit du Aum und Gefilde
Verherrlichst! Laß auch mich auf diesen kahlen Höhn
Die Spuren deines Wandelns sehn!

Die Blumenschöpferin vernahm die fromme Bitte
Und gieng. Da sproß aus ihrem Tritte

Der Erdbeer niedres Kraut; aus hellem Grün
Sah man ein Blümchen, weiß wie Licht, er-
blühn.

Hier soll der Mensch, so sprach sie, an dem
grauen
Gestein des Himmels Pflege schauen.
Er lern' ihr traun! Wem sie sich segnend
naht,
Dem blühet auch der rauhe Pfad.

* * *

So stand der Fels geschmückt. — Die Dryade
bückte
Sich zu der neuen Schöpfung, und erblickte
Mit Lust in Blüth' und Blatt am zackigen Ge-
stein
Des Irdischen und Himmlischen Verein.

Doch sieh, es stieg in ihr ein neuer Wunsch
empor:

O möchte Flora nur die Blüthe höher heben,
Und ihr des Veilchens Düfte geben!
Dann tönt' um meines Felsen Fuß
Der Thalbewohner Freud und Gruß!

Und Flora sprach: Wo Licht und Unschuld wohnen,
Da muß die Gottheit weilen und belohnen. —
Um süßen Duft in reifer Frucht zu ziehn,
Läßt ohne Duft sie diese Kelche blühn —
Verbergen sind der Götter stille Pfade,
Drum harre nur des Ausgangs, Oreade!
Die gaben sie des Felsen stille Kluft
Zum Wohnsitz; — mir der Blume Duft.

* * *

Die Blumenzeit verschwand, der Erdbeer weiße Blüthe
Verwelkt' und immer röther glühte
Die zarte Frucht, als hüllte das Gefrein
Der Abendröthe Purpur ein.

Sanft gaukelten die Sommerlüfte
Und trugen durchs besonnte Thal
Der reifen Beeren Balsamdüfte,
Als lüden sie zu einem Freudenmahl.

Bald nahte nun ein Schwarm von Hirten und Hirtinnen,
Den Schmaus mit Dank und Jubel zu beginnen,
Den freundlich ihnen jetzt der Felsen bot,
Und ringsum tönten Freudenlieder.

Sanft lächelnd stieg die Oreas hernieder,
Und sah entzückt am zackigten Gestein,
Die Menschen sich der Göttergabe freun!

82.

Die Blumenknospen.

Sag Vater, warum hat die freundliche Natur
Das Knöspchen hier auf unsrer Blumenflur
So hart und enge eingehüllt?
Sieh, wie es aus den Spalten quillt,
Und zeigt der Farbe röthlichen Schein!
Und mögte gern frei und fröhlich seyn!
Was hindert, ich mache das Knöspchen auf?

So sprach das Kind. Der Vater sagte drauf:
Das mußt du, liebes Kind nicht thun!
Laß nur das rothe Knöspchen ruhn.
Es ist ja noch so zart und klein,

Drum muß es wohl verwahret ſeyn,
Und darf noch nicht ſehen den hellen Tag,
Daß Froſt und Wurm ihm nicht ſchaden mag.
Es ruht ja in Windeln weich und grün,
Noch braucht es der heimlichen Pflege,
Bald wird es am Wege
Uns lieblich duften und blühn.

83.

Die Bremse und die Bienen.

Es schwärmte eine Bremse
Mit Toben und Gesumm
Vor einem Bienenkorbe
Muthwilliglich herum.
Ein junges Bienlein wurde
Des Brummers kaum gewahr,
Da klagt' es voll Entsetzen
Der Mutter die Gefahr:
Ach, welch ein Ungeheuer!
Sein schrecklich Brüllen klang
Gleich eines Löwen Stimme,
Mir wurde angst und bang!

O Lindlein, ſprach die Alte,
Des eignen Kleinmuths Wahn
Hat dir die blinden Schrecken
Des Todes angethan.

Drauf tönten ihre Flügel
In frohem Siegeston.
Die Bremſe ſchrack und ſchwärmte
In wilder Eil davon.

84.

Der Tiger, der Leopard und der Löwe.

Der Tiger und der Leopard vereinten
Sich einſt, den Löwen zu beſtehn,
Und alle Thiere harreten und meinten,
Den Untergang des Löwenreichs zu ſehn.

Der Kampf begann. Die fürchterlichen Katzen
Beſtürmten ihn mit blinder Wuth.
Laut knirſchte das Gebiß, wild ſtarreten die Tatzen,
Die Zungen durſteten nach Blut. —

Der Löwe ſtand — ſein ernſter ſtiller Blick
Verkündete die Ruhe ſeiner Seele.
Die Feinde lagen mit zerſchmettertem Genick,
Er aber gieng in ſeine Höle.

Seht, ſprach ein Elephant, die ſtille Kraft
Verdient zu herrſchen und zu ſiegen!
Dem Geiſt gebührt der Preis. Die Leidenſchaft
Muß vor der Ruh' erliegen.

85.

Die beiden Hunde.

Fix und Beller, Nachbarshunde,
Haßten und verfolgten sich.
Beide trugen manche Wunde,
Beide kämpften ritterlich.

Fix schlief auf dem Scheurenböller,
Wo der Hausherr ihn verschloß,
Sieh, da machte Nachbar Beller
Sich aus seinem Kerker los.

Und befreit von seiner Kette
Bellt' er nun am Scheunenthor;

Ihr vernahm in seinem Bette
Seinen Feind, er sprang hervor,
Stürzte mit ergrimmtem Blicke
Aus der Söllerthür herab;
Sieh, er stürzte aufs Genicke,
Und sein Jähzorn ward sein Grab.

86.

Der Dornſtrauch.

Ein Landmann trat zu einem Dornenſtrauch,
Der kriechend an des Pfades Rand' ihm oft
Des Kleides Saum zerriß, und hob erzürnt
Das ſcharfe Beil, zu tilgen das Geſtrüpp.

Da ſprach der Strauch: Zurück mit deiner Art!
Hier iſt ein Heiligthum! Mein Schooß bewahrt
Ein Kleinod mir vertraut, die zarte Brut
Der Nachtigall, des Waldes Freud' und Lied.

Ich schone dein, antwortete der Mann,
Doch wähne nicht, du seyst ein Heiligthum,
Wenn auch dein Schooß das Heilige umschließt!
Du selber schleichst und kriechst am Boden hin,
Und nach dem Fuß des Wanderers zielt dein Dorn
Heimtückisch. — Drum erwarte deinen Lohn!
Bevor der Herbst erscheinet, naht dein Tag,
Aus deinem Schooße flammt die Loh' empor.

87.

Der Kraniſkop und der Schädel.

Ein Todtenkopf, der auf dem Tiſche
Vor einem Schädelſchauer lag,
Und den er oft mit tiefem Sinnen
Betrachtete, hub an und ſprach:
Ein jeder, der mich ſiehet, zittert
Vor meiner Ungeſtalt, und ſcheut
Sich mir zu nahn; mein Anblick mahnet
Mit Ernſt an Tod und Sterblichkeit.
Du aber trägſt mich auf den Händen
Und fühlſt geheime Luſt dabei,
Anſtatt mit Schaudern zu bedenken,
Daß deiner Zukunft Bild ich ſey.

Der Schädellehrer sagte lächelnd:
Du willst mich rühren! — Ei warum?
Bedenke doch, ich gehe täglich
Mit dir und deines Gleichen um.

88.

Ceres und die Kornblumen.

Die milde Ceres sah ein Aehrenfeld
Mit Lust, da sprach zu ihr, das Heer der blauen
Cyanen: Warum ließ dein Wink uns blühn,
O Ceres, wo das Land von Aehren starrt?
Des Segens Menge nur berechnet hier
Der Erde Sohn, uns schauet er nicht an.
So gieb auch uns ein kornbelastet Haupt —
Wo nicht, so laß uns einsam irgends blühn!

Nicht doch, ihr Kindlein! sprach der Göttin Mund,
Hier in der Aehren rauschendem Gewoge

Zu blühen, wurdet ihr von mir ersehn.
Des Nutzens ja bedarf es hier nicht mehr,
Viel höher ist, o Kindlein, euer Ruf.
Als Priester stehet ihr im Volk der Aehren,
Nicht rauschen sollt ihr, sondern fröhlich blühen,
Ein frommes Bild der stillen Heiterkeit;
Drum hab' ich euch ein himmlisch blaues Kleid
Zu eurem Priesterschmuck verliehen.
Frohlockend wird die Schnitterin euch pflücken,
Am Aerntetag die Stirn mit euch zu schmücken!

89.

Der Fuchs und der Iltis.

Einſt hatt' ein Iltis eine Gans gefangen,
Er trug ſie fort mit vieler Müh.
Zu rechter Zeit kam Reineke gegangen.
Ei, ſpeiſeſt du nun gar ſolch grobes Federvieh?
Sprach er den Räuber lächelnd an.
Ich meinte nur die zarte Taube
Sey deine Koſt. Fürwahr, ich glaube,
Du haſt zum Nothbehelf den Schreier abgethan.

Ja wollteſt du zwei Küchlein dafür geben,
Begann der Iltis, — gäb ich ſie wohl hin.

Freund, zwei! ich will dir fünfe geben,
Rief Meister Fuchs, so wahr ich ehrlich bin.
Mit Freuden ward der Vorschlag angenommen.
Und Meister Fuchs — er soll noch wiederkommen.

* * *

Wer schnell und mehr, als du verlangst, verspricht,
Hat Lug im Herzen — trau ihm nicht!

90.

Der Affe und der Indianer.

Eine Rotte Affen fand
Einen Baum, der im Gebiet
Eines armen Hindu ſtand.
Sie bekamen Appetit,
Und ein Urang klomm hinan.
Dieſer warf dem Nebenmann
Die geraubten Aepfel zu,
Der dem nächſten. So im Nu
Gieng es durch die Reihe fort
Bis zu einem ſichern Ort,
Wo ein alter Affe ſtand,
Der von ſeiner Brüder Schaar
Zum Empfang verordnet war.

Jetzt kam auch der Hindu, fand
Seinen lieben Baum faſt leer,
Flehte und bat den Räuber, der
Auf des Baumes Spitze ſaß.
Doch umſonſt! er pflückte und fraß
Ungeſtört, und höhnte ſein
Zähnefletſchend obendrein.

Hörſt du, ſprach der Hindu, nicht
Auf mein Flehen, Böſewicht,
Glaub' es nur, dann rächt' ich mich —
Dem Gebieter ſtrafe dich!

Narr! rief einer aus der Schaar,
Der zunächſt beim Führer war,
Narr, wo haſt du den Verſtand? —
Sieh! hier geht es Hand in Hand!

91.

Penn und der Britte.

Als Wilhelm Penn, von seinen Christenbrüdern
Verfolgt, Europens Henker floh,
Und nun Kolumbia den Biedern
Empfieng, und er beglückt und froh
Und segnend wie ein Gott, bei unerzognen Wilden
Die Vaterstelle übernahm,
Und sie zu Menschen umzubilden
Bemühet war, — Gott lohn' es ihm! — da kam
Frohlockend eines Tags ein Britte
Zu Vater Wilhelm, lacht' und sprach:
Ich kam an eines Wilden Hütte,

Ringsum in reicher Gegend lag
Sein Land, vier Meilen groß. Ich sprach: Verkauf es mir!
Gesagt, gethan! ich hatte meinen Willen — —
Und — fragte Penn, was gabest du dafür?
Der Dritte lacht' und sprach: Ein Dutzend Brillen!
Ihr lacht! fuhr Wilhelm fort, und dünkt euch höher
Als diese Einfalt! — Arme Europäer!
Gebt ihr nicht oft für schnöderen Gewinn
Des Herzens Fried' und Freude hin?
Erkauft ihr nicht ein Stückchen Land und Gut
Mit eurer Brüder Blut?

92.

Der Buchfink, der Hänfling und der Laubfrosch.

Ein Buchfink und ein Hänfling ſtritten
Voll Eifer um den Rang;
Schon wollten ſie zum Wettgeſang
Als Richterin die Lerche bitten,
Da hörte von des Baumes Spitze
Ein alter Laubfroſch ihren Streit.
Er rief von ſeinem dunklen Sitze:
Ach lebet doch in Einigkeit,
Und fliegt in Ruh zu eurem Neſte!
Denn Fried' und Eintracht iſt das Beſte.
Ihr wiſſet ja, wir Vögel haben
Ein jeder ſeine eignen Gaben!

Was! riefen Beide ihm entgegen,
Du zählst dich zu der Vögel Stamm?
Geh und verkrich dich in den Schlamm,
Dort deiner kalten Brut zu pflegen!

* * *

Wenn Agamemnon und Achill sich streiten,
Streckt ein Thersit den kahlen Kopf empor,
Sich, wie er wähnt, den Lorbeer zu bereiten.
Allein, wie täuschet sich der Thor!
Vorher gab Niemand auf ihn acht,
Nun wird er überall verlacht.

93.

Phöbus und Luna.

Zur keuſchen Luna ſprach in trauter Stunde
Einſt Phöbus: Schweſter, ſag' ſeit wann
Stehſt du mit meinem Dichtervolk im Bunde?
Wer nur ein Reimlein machen kann,
Weiht dir ein Lied, und ruft dich an,
Und zirpt und ſeufzt zu dir empor.
Ermüdet nicht dein keuſches Ohr? —

O, fiel ſie lächelnd ein, dem läßt ſich rathen.
Weiht mir ein Reimer ſein Gedicht,
So mach' ich es, wie andre Potentaten,
Ich hör' und leſ' es nicht.

94.

Die Tauben und der Sperling.

An einem Frühlingsmorgen sang
Im stillen Hain ein Nachtigallenchor,
Die ewig heitre Lerche schwang
Sich singend in die Luft empor.

Ein Taubenpärchen im Sonnenschein
Horcht' ihrem Gesängen schweigend zu.
Da trat ein frecher Spatz hinein
Und störte sie in ihrer Ruh.
Der Schwätzer sprach: Ihr staunt und habet Recht!
Der Nachtigall Gesang ist schön!
Doch weiß ich noch ein anderes Geschlecht —

Dem würdet ihr den Vorrang zugeſtehn —
Ihr kennt gewiß die zarten Vögelein,
Im Weſten iſt ihr Vaterland,
Goldgelb und glänzend wie ein Edelſtein,
Und nah, ganz nah mit uns verwandt —

Schweig, rief der Tauber, armer Wicht,
Weil es dir ſelbſt an Werth gebricht,
Verkleinerſt du gerechten Ruhm,
Und brüſteſt dich mit fremdem Eigenthum!

95.

Der Knabe und der Landmann.

Ein Knabe schüttelte die neubelaubten Buchen,
Und war daran, mit allem Fleiß
Die abgefall'nen Käfer aufzusuchen,
Die er zertrat. Da kam ein Ackersmann;
Recht so, mein Söhnlein! hub er an,
Zertritt das häßliche Geschmeiß.
Als Engerlinge schon verheeren
Sie unsre Saat, und wie verzehren
Sie jetzo Bluth und Blatt! Ja was noch schlimmer ist,
Daß sich die Raupen so vermehren
Ist ihre Schuld. Aus ihnen, wie ihr wißt,

Entſpringt die ungeheure Schaar
Von Raupen aller Art. —

Das letzte iſt nicht wahr!
Fiel ihm ein Käfer ein, wie kann der Menſch
es wagen,
Uns ſolche Lügen nachzuſagen!

Ereifre dich nur nicht, rief ihm der Landmann
zu,
Wenn es denn auch erdichtet wäre,
So ſeyd ihr doch, bei meiner Ehre,
Nach dem, was wir von euch ſchon wiſſen,
Bei weitem nicht zu gut dazu.

So pfleget oft der Menſch zu ſchließen.

96.

Der Maulwurf und die Landleute.

Ein Maulwurf gab sich alle Müh,
In einem Gartenbeet den Würmern nachzuspüren;
Je mehr er fand, je mehr verfolgt' er sie,
Und endlich ließ er sich verführen,
Der Oberfläche sich zu nahn.
Dies war sein Tod. Die Ackerleute sahn
Die Erd' und Pflanzen sich bewegen,
Sie stellten leise sich umher
Und warfen ihn heraus, verfolgten ihn mit Schlägen,
Und unser Maulwurf war nicht mehr.

Ach, rief er ſeufzend, eh' er ſtarb,
Wenn ich auch eures Beets Geſtalt verdarb,
Müßt ihr denn das ſo grauſam rächen?
Doch ach, ich kam auf eine Welt,
Wo man um einzelne Gebrechen
Das Urtheil der Verdammung fällt.
Wo man für alles Gut' erblindet,
Sobald man Einen Fehler findet.

97.

Das bittere Blümchen.

Ein röthlich zartes Blümchen ſtand
Am Weg, die kleine Minna fand
Das Blümchen, brach es freudig ab,
Pries ſeine Wohlgeſtalt und gab
Manch Mäulchen ihm und roch daran,
Und lächelte das Blümchen an.

Zuletzt ward ſie des alles ſatt,
Sie aß es nun, es ſchlüpfte glatt
Die Kehl' hinab, doch bald darnach
Kam Minna ſchnell mit Weh und Ach
Zur Mutter, ſchrie und weinte laut:

Das Blümlein hier hab ich gekaut!
Es sah so schön und lieblich aus,
Und zieht mir nun den Mund so kraus.
Pfui! wenn sie auch so garstig sind. —

Die Mutter sprach: Mein liebes Kind,
O laß des frommen Blümleins Huld
Nicht büßen deine eigne Schuld,
Es trägt die holde Wohlgestalt
Zu letzem Herz und Angesicht.
Ach, es verwelket ihm so bald
Des kleinen Kelches süßes Licht.
Man ißet ja die Blümchen nicht!

98.

Die Rose und die Hirtin.

Vor der Laube dunklen Bogen,
Von Chlorindens Hand erzogen,
Mischte zu des Geisblatts Hauch
Seinen Duft ein Rosenstrauch.

Mit des Bächleins Thau erquickte
Ihn Chlorinde; freundlich nickte
Auf bemooßter Rasenbank
Ihr die Staude Gruß und Dank.

Lieblich lächelte die Rose,
Wenn mit freundlichem Gekose

Zephyr um die Zweiglein flog,
Und die Knöspchen auferzog.

Und in stiller Abendkühle
Scholl von freudigem Gefühle
Und von Lieb' und Dank durchglüht
Ihr Chlorindens Abendlied.

In der Töne leisem Schweben
Sah sie dann die Rose beben.
Engel schwebten um sie her.
Ach, die Rose bebt nicht mehr!

Sieh, ein Mann im goldnen Kleide
Nahm Chlorinden ihre Freude:
Ei! die schöne Rose blüht,
Sprach er, wo sie Niemand sieht!

Nicht vom Seikblatt mehr umwunden
Stand am goldnen Pfahl gebunden

Nun die Rose, um sie her
Scholl Chlorindens Lied nicht mehr.

Ach, ihr Antlitz blaß und trübe
Sehnte sich umsonst nach Liebe —
Kunstverdorbner Menschen Raub
Welkt' ihr Purpurblatt im Staub.

99.
Die Schwalben.

In eines armen Mannes Haus
Kam lange Zeit von Jahr zu Jahr
Im Lenzbeginn ein Schwalbenpaar.
Mit Freuden nahm der arme Mann
Sie auf und schlug ein Brettchen an,
Worauf sie sich ihr Nest erbauten
Und frohes Muths herniederschauten.

Sie zogen fort. Der arme Mann
Ward unverhofft durch Erbschaft reich,
Nun ward das alte Haus sogleich
Zerstöret und neu aufgeführt,
Mit Marmorsäulen ausgeziert.

Das Schwalbenbrettchen riß man nieder.
Indeſſen kam das Pärchen wieder.

Sie zwitſcherten ihr Morgenlied.
Fort! rief der reiche Mann voll Wuth,
Vertilget mir die ſchnöde Brut! —
Und Progne's zarte Kinder flohn,
Und ſangen noch in frohem Ton:
Wir gehn! Wo Lieb' und Frohſinn weilen,
Bedarf es nicht der Marmorſäulen.

100.

Der Ziegenhirt und die Wespen.

Ein Ziegenhirt trieb ſeine Gäſte
Frühmorgens pfeifend auf die Flur.
Hier kam er einem Weſpenneſte
In einem Eichbaum auf die Spur.

Kaum ward der kecke Hirtenknabe
Das ſummende Geſchlecht gewahr,
So neckt' er ſie mit ſeinem Stabe,
Vergeſſend Ziegen und Gefahr.

Allein bald ſtrafte ſein Vergnügen
Des Weſpenvolks empörte Wuth.

Er nahm die Flucht, verließ die Ziegen,
Verlohr den Hirtenſtab und Hut.

Nun ſtürzte wüthend, 'ohn' Erbarmen,
Das losgebrochne Wespenheer
Mit tauſend Stacheln auf die armen
Zurückgelaßnen Ziegen her.

Ein Bock, der noch durch ſeine Schnelle
Mit einem blauen Aug' entrann,
Kam an des leeren Stalles Schwelle
Mit Aechzen und mit Jammern an.

Ihr Götter, rief er, ach, was haben
Wir Armen denn an euch verübt,
Daß euer Zorn uns einen Knaben,
Und ihm den Hirtenzepter giebt!

101.

Die Schlosse und die Perle.

In blitzenden Wettergewölk gebohren,
Fiel eine Schloß' ins Meer und sank
Die Tiefe hinab auf eine Perlenbank.'
O! rief die Schloß' — ich hielt mich für verlohren,
Ihr Glänzenden, empfanget meinen Dank,
Daß ihr in eurem Schooß mir meinen Sitz erlohren —
So nehmt mich auf, ich bin wie ihr
Den wallenden Wogen und Stürmen entsprossen —
Drum liebe Schwestern gebet mir

Auch euren Glanz als eurem Hausgenossen —
Ich bin des Himmels, ihr des Meeres Schlossen —

Die Perle sprach: Du bist des Getöses Kind,
Wir Perlen sind
Da wo die brandende Woge schweiget,
In tiefer Stille des Meeres erzeuget.

102.

Der Schmetterling und die Biene.

Ein Segelvogel ließ, gelockt von ſüßen Düften,
Sich auf der Blume Kelch im Sonnenſchein hernieder,
Mit ſeines Fittichs Glanz die Blumenkron' umhüllend.
Im tiefen Kelche ſaß geſchäftig eine Biene,
Den gelben Blumenſtaub für ihre Zellen ſammelnd.

Als nun die Blume ſich beſchattet neigt' und wankte,
Erhob die Sammlerin ihr ernſtes Haupt und ſagte:

Unthätig Volk du schwärmst und schwebst in Blumendüften,
Und nutzlos schwindet dir, und andern auch, dein Leben.
Betrachte mich, und nimm dir unsern Fleiß zum Muster!
Wir sammeln emsiglich aus Blüthen Wachs und Honig,
So geben wir dem Herrn der Erd' ein lebend Bildniß
Der regen Thätigkeit und eines Bürgerstaates,
Wo weise Ordnung herrscht und Kunstfleiß klüglich waltet!
Vermöchtet ihr, vereint das Nützliche zu wirken,
Und mit dem leichten Flug die Arbeit zu vereinen,
Ihr trügt nicht umsonst der Flügel Glanz und Schimmer!

Antwortend sprach darauf der leichte Segelvogel:

Wir sammeln nicht, wir sä'n und ärndten nicht, wir geben
Dem Sterblichen ein Bild von einem höhern Leben!

Er sprachs und hob sich nun auf ausgespannten Flügeln
Vom bunten Blumenkelch empor zur Himmelsbläue.

103.

Das Blümchen.

Ein himmelblaues Blümchen
Stand an des Bächleins Ufer,
Und blinkt' in seinen Wellen,
So wie ein klares Sternlein
Am blauen Himmel glänzet.

Des Thales Hirt und Hirtin
Beschaueten das Blümchen.
Da sprach die holde Chloe:
O hätte doch das Blümchen,
Das unser Bächlein schmücket,
Zu seiner stillen Schönheit
Auch Seel' und Red' empfangen!

Ich will ihm beides geben,
Antwortete Amyntas:
Vergißmeinnicht! soll's heißen,
Siehst du, nun kann es reden,
Wenn du mit frommen Augen
Es liebevoll anblickest.

Es ist nun, sagte Chloe,
Ein blühend Wort geworden.

* * *

Amyntas brach das Blümchen.
Ach! seufzte nun die Hirtin,
Wie konntest du so grausam
Das holde Blümchen trennen
Vom langvertrauten Bächlein?

Es ließ sich gerne pflücken,
Antwortete Amyntas,
Denn, Chloe, deine Seele
Gleicht ja dem stillen Bächlein

Und freundlich klaren Quellchen,
Woraus mir Liebe ſtrömet.
Gern wird es deinen Buſen,
Wie einſt das Börnlein, ſchmücken,
Und ſeinen Namen nennen.

Dann wird auch mir das Leben
In ſanftem Lichte glänzen.
So wie ſich einſt das Blümchen
Im klaren ſtillen Spiegel
Des reinen Quells verklärte.

* * *

Ach! wird es nicht, ſprach Chloe,
Am Buſen bald verwelken? —

Mags immer! ſprach Amyntas,
Es hat ja Geiſt und Rede
Von unſrer Lieb' empfangen.
So dien' es denn der Liebe!
Das Bächlein mag verſiegen,

Das Blümchen mag verwelken!
Was Liebe ſchuf, kann nimmer
Verſiegen noch verwelken.

104.

Ceres und die Aehren.

Von Aehren rings umrauscht ſtand Ceres einſt
Vor einem Waizenfeld' und ſah mit Luſt
Ihr göttlich Werk, der Halme wallend Heer.
Da ſchell erſeufzend in der Göttin Ohr
Ein Klagelaut; das Feld der Aehren ſprach:
Den Blumen ward, zum irdiſchen Beruf,
Ein geiſtig Werk und Leben anvertraut.
Die Roſe hauchet Lieb' in Farb' und Duft,
Die Lilie trägt der Unſchuld Feierkleid,
Das Veilchen blüht, der Demuth Prieſterin,
Der Oelzweig kündet Frieden, und des Ruhms

Prophet und Herold ist der Lorbeerbaum!
Uns aber ward das Höhere versagt,
Das Niedre nur, des Leibes Sättigung
Ward uns vertraut; wir stehn bedeutungs-
los —
Der Hoffnung Grün verwelket unserm Halm,
Sobald der Körner Last die Spitzen füllt,
Und unser Rauschen ruft die Sense nur!
Kein geistig Wort noch Bild ist uns verliehn!

So klagten sie, die milde Göttin sprach,
Und lächelnd blickte sie die Aehren an:
O Kindlein, hadert nicht, erkennet nur,
Was euch, der Demuth Preis, verliehen ward.
Zwar schmücket euch nicht bunter Farben-
Schmelz —
Der Sommerwind hebt eure Blüth' empor,
Ein Opferdampf entschwebt sie himmelan,
Ihr aber steht mit aufgehobnem Haupt,
Nach Licht euch sehnend — betend steht ihr
da!

Die Aehre schwillt gesegnet, und ihr senkt
Das volle Haupt, und — dankend steht ihr nun.
Zur goldnen Saite wird der reife Halm,
Und euer Rauschen Lobgesang und Psalm.

105.

Der Epheu.

Apollons Prieſter, der die ſtille Rede
Der Thiere und des Waldes verſtand,
Beſchaute ſinnend einſt das öde
Gemäuer des Tempels: Epheu wand,
Als wehrt' er ſtrebend ihrem Fallen,
Sich um die Trümmer ſeiner Hallen.

Die Lüfte ſpielten in die dunkeln Ranken
Des Epheus; in dem ſeufzenden Laut
Vernahm der grünen Strauches Gedanken.
Der Epheu ſprach: Nicht wahr, Apollons
Sohn dich graut

Vor meines dunkeln Laubes Düster
Und meiner Zweige trübem Geflüster?

Dort am Gebirge glänzt die Rebe.
Aus ihrer Frucht die Freude quillt,
Indeß mein trauerndes Gewebe
Nur fallendes Gestein umhüllt!
Sie füllt der Freude goldene Pokale,
Unfruchtbar schmück' ich Todtenmaale!

Apollons Priester sprach: Beneide nicht die Rebe
Um ihre Frucht und ihrer Traube Saft!
Die Götter haben dir das Höhere gegeben:
Du schlingst in unverwelkter Kraft
Dich um der Menschen Werk, des Tempels Hallen,
Stets jung und schön, wenn diese fallen!

So reichest du, gelehnt an öde Trümmer,
Dem Menschen mehr als Wein, ein hohes Götterwort,

Das Wort: Zerfallen mag der Menſchenwerke
Schimmer,
Das Werk der Götter dauert fort!
Drum ward dem Laub dem jungen Gott der
Reben
Zum Kranz um ſeine Stirn gegeben!

106.

Die Muſe, die Roſe und der Hirt.

Vor einem Roſenſtrauch ſtand Polyhymnia,
Bewundernd ſeiner Bluth' und Knospen Fülle.
Wie unvergleichlich, ſprach ſie, ſtehſt du da
In deiner hohen Kraft und Stille!
Mit Recht zur Königin des Blumenreichs erhoben
Wird ewig dich das Lied der Sänger loben!

Der holden Einfalt und der Unſchuld Bild
Im lieblich glänzenden Gewand der Freude,
Vom Duftgewölk des Wohlgeruchs umhüllt,
Biſt du der Menſchen Augenweide!
Wohl haben dich die Grazien und Horen
Zu ihrem Liebling, Roſe, dich erkohren.

Gieb ihr, o Muſe, hat des Thales Hirt,
Auch noch die Kraft zu reden und zu lehren
Zu ihrem Glanz und Wohlgeruch! Wer wird
Nicht ſehnſuchtsvoll das Wort der Weisheit hören?
Sah man nicht Hellas gen Dodonas Hallen
Zum Götterſpruch der heil'gen Eiche wallen?

Sanftlächelnd ſprach der Muſe Mund: O Thor,
Soll alles denn in Laut und Wort ſich zwingen?
Die Farbe tönen, und dem harten Ohr
Des Sterblichen der zarte Duft erklingen?
Das höchſte Wort gebohren aus der Fülle
Des Herzens ſchwebt zum Herzen ohne Hülle!

107.

Die Nymphe und die Nachtigall.

Warum tönt, o Philomele,
In des Haines ſtillen Schatten
Wehmuthvoll dein Lied und klagend?
Haben nicht vor allen Sängern
Dich die Muſen hochbegabet
Mit des Liedes heil'gen Tönen?
Warum tönt, o Philomele,
Wehmuthvoll dein Lied und klagend?

Alſo ſprach des Haines Nymphe.
Und die Königinn der Lieder
Sang in ſüßen Klagetönen:

In des Haines dunkeln Bogen,
Die erfreulich mich umblühen,
Wo die Himmlischen gewogen
Mir des Liedes Kraft verliehen,
Fühl ich nur in ihrer Nähe
Meine Fern, und ihre Höhe;
Und des Liedes leise Welle,
Die vom Himmel ich empfahen,
Wünscht, der ewig heitern Quelle
Alles Guten sich zu nahen.
Darum tönet, holde Nymphe,
Wehmuthvoll mein Lied und klagend.

Von dem Verfasser der Apologen und Paramythien sind noch folgende Schriften erschienen:

Parabeln. Erster Theil. 2te verbesserte Auflage. Zweiter Theil. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. 1809. brochirt. 2 Rthlr.

Die Kinderwelt. Ein Gedicht in 4 Gesängen. Mit 1 Kupfer. 1806. brochirt. 1 Rthlr. 12 Ggr.

Die Liebe. Ein Hymnus. 1809. broch. 10 Ggr.

Festbüchlein. Eine Schrift fürs Volk. Erstes Bändchen. Der Sonntag. Auf Druckpapier 9 Ggr. Auf Schreibpapier 12 Ggr.

NB. Hiervon ist die zweite Auflage unter der Presse. Das zweite Bändchen, welches das Christfest enthalten wird, wird nunmehr auch bald nachfolgen.

Gesänge und Lieder aus Krummachers Festbüchlein ein-, zwei-, drei- und vierstimmig mit Clavierbegleitung von J. A. Harder. Ein Beitrag zur Beförderung des einfachen Gesanges in Volks- und Bürgerschulen. 1809. 16 Ggr.

Ueber den Geist und die Form der evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht. Leipzig. 1805. 1 Rthlr. 16 Ggr.

Bildniß des Hrn. D. F. A. Krummacher, gezeichnet und gestochen von Thelott. 8 ggr.

Nachtrag von einigen anderen Verlags-artikeln, welche bei den Verlegern dieſes ebenfalls erſchienen ſind:

Agrikola, Jul., eine Biographie von C. C. Tacitus, lateiniſch und deutſch. Mit Anmerkungen von J. C. Schlüter 1808. 18 ggr.

Bädeker, F. W. H. J., kurzer und faßlicher Unterricht in der einfachen Obſtbaumzucht, für die Landjugend 1810. 12 ggr.

Bell, Dr. Andr., Schulmethodus. Ein Seitenſtück zu Lancaſters Schrift. Aus dem Engliſchen überſetzt von F. W. Eigenkamp. 1809. 12 ggr.

Busch, J. J., Unterſuchungen über die Natur und Behandlung der Lungenſchwindſucht. Aus dem Franz. 1806. 12 ggr.

Ehrenberg's, Friedr., Hofpredigers zu Berlin, Bildniß, geſtochen von Thelott. 8 ggr.

Engelß, J. A., über Papier und einige andere Gegenſtände der Induſtrie und Technologie. Mit 1 Kpf. von Thelott und Muſtern von neuen Papieren. broch. 1808. 1 Rthl. 8 ggr.

Flashoff, F. W., über das Apothekerweſen, vorzüglich in Hinſicht auf Apotheker-Examina und Apotheker-Viſitationen. broch. 1808. 6 ggr.

Geſänge zur Confirmationsfeyer, broch. 1808. 6 ggr.

— 100 Exemplare zuſammen für 5 Rthl. 12 ggr.

Hougen's, P. J. J., Bildniß, geſtochen von Thelott. 8 ggr.

— — Beyträge zur Beförderung der Humanität. 1805. 20 ggr.

— — die Volksſchulen, keine kirchliche, ſondern allgemeine Staatsinſtitute 1808. 5 ggr.

Lancaſter, Joſ., ein einziger Schulmeiſter unter tauſend Kindern in Einer Schule. Ein Beytrag zur Verbeſſerung der Lehrmethode und Schuldisciplin in niedern Volksſchulen. Aus dem Engliſchen ins Deut-

für Überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von D. C. L. Natorp. 1809. 1 Rthl. 4 ggr.

Lazarus von Bethanien, oder dramatiſche Poeſie. 1807. brosch. 6 ggr.

Müller, Dr. A. W. P., Winke für angehende Religionslehrer, die Wichtigkeit ihrer Beſtimmung in unſern Tagen betreffend. 16 ggr.

Müller, Dr., P. C., Verſuch über das ſchleichende Nervenfieber für angehende Aerzte. 1808. 9 ggr.

Natorp, D. C. L., Grundriß zur Organiſation allgemeiner Stadtſchulen. 1804. 1 Rthl.

— — Predigtentwürfe über die ſonn- und feſttäglichen Evangelien. 1806. 1 Rthl. 12 ggr.

— — Entwürfe zu Predigten über die ſonn- und feſttäglichen Epiſteln 1809. 1 Rth. 12 ggr.

— — das Confirmationsfeſt, mit der evangeliſch-lutheriſchen Gemeinde zu Eſſen am 25. April 1809 gefeiert. 4 ggr.

— — Schulbibliothek. Ein geordnetes Verzeichniß auserleſener Schriften für Lehrer in Elementar- und niedern Bürgerſchulen, mit beygefügten Beurtheilungen. Dritte ganz umgearbeitete Ausgabe. 1809 12 ggr.

Nonne, J. H. C., poetiſche Spaziergänge, oder Wanderungen durch Duisburgs Fluren. broch. 1807. 12 ggr.

Quartalſchrift für Religionslehrer. Bearbeitet von einer Geſellſchaft weltph. Gelehrten und herausgegeben von D. C. L. Natorp. Vier Jahrgänge mit Kupf. Jeder Jahrgang 2 Rthl. 16 ggr.

Roche, J. W., Erinnerungen an wichtige Wahrheiten und Lebensregeln, in einer Sammlung von Religionsvorträgen. 1806. 1 Rthl. 12 ggr.

Spieß, J. Ch., Verſuch einer proteſtantiſchen Kirchenordnung nach den Bedürfniſſen unſers Zeitalters. 1807. 1 Rthl. 16 ggr.

Tacitus Corn. Annalen, deutſch von J. C. Schlüter, Profeſſor auf der Univerſität zu Münſter. Erſter Band. 1809. 1 Rthl. 4 ggr.

Das Wörtlein
Und.

Eine Geburtstagsfeier.

Herausgegeben

von

F. A. Krummacher.

To write a book is like humming a song.
STERNE.

Duisburg und Essen,
bei Bädeker und Kürzel. 1811.

Seinem verehrten und geliebten Freunde

J. C. Spieß

widmet und überreicht

dieſes Wörtlein UND,

wie ein friſchaufgeſchoſſenes Frühlingsreis mit Blätter- und Blüthen-Knospen,

zum Zeichen

ſeiner Liebe und Freundſchaft

der Herausgeber.

Vorspiel.

„Ein Buch schreiben, ist — wie ein Lied zwischen den Zähnen brummen.“ — Dieses Motto umfaßt für den, der es versteht, alles, was vom Ursprung, Inhalt, Werth und Zweck dieses Werkchens, und für dasselbe kann gesagt werden. Der Leser muß aber in so fern musikalisch seyn, daß er irgend ein Liedchen oder Marsch oder Tanz zwischen den Zähnen brummen oder pfeifen nicht blos kann, sondern auch oftmals, z. B. im Dunkeln, oder in ernsten Angelegenheiten, oder indem er den Sternenhimmel ansiehet, würk-

lich brummt oder pfeift. — Bei solchen ist dem Wörtlein UND nicht bange.

„Geh — sagte der Onkel Toby eines Tages zu einer übergroßen Brummfliege, die lange um seine Nase gesummt und ihn während der ganzen Mahlzeit auf das grausamste gequält hatte — und die er nach unzähligen Versuchen endlich erhaschte — ich will dir nichts zu leide thun, sagte Onkel Toby, indem er sich von seinem Sessel erhob und durch die Stube gieng, die Fliege in der Hand — ich will dir kein Haar auf deinem Haupte krümmen — geh, sagte er, indem er das Fenster aufschob und die Hand öffnete — geh, armer Teufel, und mach dich fort, warum sollt' ich dir wehe thun? — diese Welt ist gewiß weit genug, um dich und mich zu fassen."

Aber die heimlichen Richter, welche überall auf rother und schwarzer teutscher Erde ihre Schöppenstühle haben, und wie die Spinnen ihre Netze um sich her ausspannen — werden dem Wörtlein UND auflauern, und

wenn auch aus keinem andern Grunde, als weil es teutscher Art ist, das „Wehe" darüber ausrufen. Ich halte es für meine Schuldigkeit, das kleine Geschöpf, das ich hervortreten lasse, in meinen Schutz zu nehmen und zu vertheidigen. Und wie könnte, nach den Erfahrungen neuester Kriegskunst, dieses besser geschehn, als dadurch, daß ich geradezu offensiv verfahre? Die Defensive der Antikritik kommt immer zu spät. Da ich nun selbst zu der Zahl der unsichtbaren Richter zu gehören die Ehre habe, und folglich ihre Positionen und schwache Seiten kenne, so will ich sie, was mir, wie ihnen, ein Leichtes wäre, nicht mit grobem Geschütz angreifen, sondern nur, nach strategischem Ausdruck, sie amüsiren. Ich will ihnen zuvorkommen und ihren ganzen Operationsplan aller Welt offen darlegen.

Wie Yorik in seinem Desobligeant die Reisenden, so kann ich eben so gut in meinem Lehnstuhl die heimlichen literarischen

Schöppen classificiren und auftreten lassen, um so mehr, da beide die Aehnlichkeit haben, daß sie auf fremdem Gebiet suchen, was ihnen selbst fehlt.

Es giebt demnach

Müßige (idle)
Spürende (inquisitive)
Lügende (lying)
Stolze (proud)
Eitle (vain)
Miltsüchtige (splenetic)
} Kunstrichter.

Dem müßigen Kritiker wird es ergehen, wie dem gleichbenahmten Reisenden bei Yorik, der sich wundert, wie eine Vorrede könne in einem Desobligeant geschrieben werden — er wird sich wundern, wie das Wörtchen UND mit solchem Gefolge und Gebehrden auftreten könne. Wollte ich ihm nun sagen, das Wörtlein UND sey vor dem Richterstuhl der Vernunft so gut wie jedes andre deutsche oder griechische Wort, wenn es auch mit noch so viel Sylben prange, — und, es sey noch strittig, wer

am besten für seine Unsterblichkeit gesorgt habe, ob der Alexandriner, der nichts weiter that, als daß er ein Strichelchen über einen Buchstaben in der Ilias setzte, oder der Architekt, der ein steinernes Ausrufungszeichen, nehmlich den Straßburger Münsterthurm auf dem Erdball hinpflanzte — alles dieses wird den müßigen Kritiker, der nur zum Zeitvertreibe richtelt, nicht bekehren. Genug, daß ich ihn abgewiesen habe.

Der spürende, inquisitorische Schöppe geht schärfer zu Werke. Er wird nach der Entstehung dieses exegetisch-psychologisch-moralisch-ästhetischen Werkes fragen. Er wird fragen: Ob Herausgeber etwa in früheren Zeiten Exegetica gelesen, seine ihm einwohnende Exegese aber, vielleicht durch die Zeitumstände in Ruhestand versetzt, bei herannahendem Sommersemester sich in ihm, wie ein gewisses Sehnen in der Rosinante des Ritters la Mancha, gereget, und endlich diese Wasserlohde hervorgetrieben habe. — Ist er in England gewesen und hat dort

die Hahnenkämpfe, das Pferderennen und das Certiren der fetten Ochsen unter dem Schutz des Herzogs von Bedford, oder gar in Newgate den Wettlauf der humanen Thierchen gesehen, die den Gefangenen bis in die finsterſten Kerker begleiten — ſo wird er ſagen: es iſt höchſt wahrſcheinlich eine Wette! — Oder fällt ihm die Bemerkung des Grafen Rumford ein, nach welcher aus einem Stückchen Eiſen, 1 Sous an Werth, 70,000 Spiralfedern, oder ein Geldwerth von 35,000 Guineen gewonnen werden kann; ſo wird er fragen, ob die Bearbeitung des Wörtleins UND vielleicht ein ähnlicher Verſuch ſey? — wogegen Herausgeber, bei gleichem Erfolg, nichts einzuwenden haben möchte. Und — wäre es denn eine größere Sünde und Schande, ein ſolches Wörtchen, als einige Millionen lebendiger Kokons in den glühenden Ofen zu ſtecken, abzuhaſpeln, auszuſpinnen und zuſammenzuweben, um — das irdiſche Leben damit zu kleiden und aufrecht

zu halten? Warum soll denn der Wortfabrikant nicht eben so gut wie der Wurmfabrikant sein Brod und seinen Wein verdienen, und der Mann von der Feder so gut wie der Mann vom Leder sein Metall samt Schlacken und Anhang zu Tage fördern dürfen? Soll der, dem die Natur Witz und Laune und Musik verlieh, nicht eben so gut eine Kopfsteuer verlangen dürfen, als der, der im Kopf und Herzen nur das Einmaleins trägt? Oder ist dem Geistes-, wie dem bürgerlichen Adel der Handel untersagt? Das würde für diesen kein Lob seyn, Herr Inquisitor! So muß man die Frägler abweisen.

Mit dem lügenden Kunstrichter mag ich nichts zu schaffen haben. Er wird die ganze Geburtstagsfeier für ein Mährchen, ja, Dichtung und Lüge für einerlei halten; er wird fragen, wo die Unkenburg liege, und wenn man ihm sagte, nahe bei dem Dörflein Ululbris; so wird er es doch nicht glauben, weil er sich selber nicht glaubt.

Auf eine Lüge, sagt ein altes Sprüchwort, gehört eine Ohrfeige, und diese, sagt man, habe die Eigenschaft, den Kopf zurecht zu setzen. Vielen unserer heimlichen Schöppen könnte man nichts besseres wünschen, als eine hülfreiche Hand, die ihnen diesen Dienst erwiese.

Der stolze Richter wird sich ereifern, daß einem so kleinen Wesen so viel Ehre angethan wird. Er wird keine Antwort hören wollen, und wir lassen ihn mit hoher Nase vorüberziehn.

Der eitele wird sagen, der Herausgeber habe seinen Witz, Scharfsinn und Gelehrsamkeit zeigen wollen, das sey aber keine Kunst, wenn man so auf seinem Steckenpferdchen in allen Weltgegenden und Fächern umhervagire. Ei nun! warum sollte es denn einem Autor versagt seyn, zuweilen eine Straußenfeder aufzustecken, oder eine Ausstellung seiner Kunstsachen zu veranstalten, wäre es auch nur, wie auf dem Berliner Christmarkt, Tand für Kinder, wenn

er nur Niemand zwingt, davon zu nehmen, was ihm mißfällt!

Der schlimmste Richter kommt zuletzt, der **milzsüchtige**, der aus „Körper- und Seelenschwäche" (infirmity of mind and body), um nach Tisch eine Gemüthsergötzung zu haben, sich auf den Schöppenstuhl setzt. Er wird alles ohne Ausnahme anders haben wollen, als es ist, und das Ganze für Unsinn erklären. Gut! Aber warum ereifert er sich darüber? Er bedenke doch, daß jede Messe durch irgend einen influxus physicus oder harmonia praestabilita ihr Contingent Nonsens liefern muß! Warum will er denn dem Wörtlein UND zürnen, daß eben aus diesem, sey es durch innere oder äußere Nothwendigkeit, der Knorren oder Schwamm hervorwachsen mußte. Ist er ein Naturphilosoph, so nehme er das Ganze für eine Blase, die das Universum hervorgetrieben, oder für eine Warze, die auf dem großen Weltthier, neben andern Beulen und Warzen, emporgewachsen ist!

Dann wird er sich nicht ärgern, und wir sind geschiedene Leute.

Den empfindsamen Kritiker, den harmlosesten von allen, der sich nur bei dem Worte Unkenburg und durch einige humoristische Einfälle gekränkt fühlt, wird hoffentlich das Ende besänftigen.

Und? — wie, wenn nun dieses ganze opus exegetico-philosophicum nur allein deßhalb und zu dem Zwecke geschrieben, gedruckt und dem ehrsamen Publicum übergeben worden wäre, um — bei dem angedroheten Untergang eines politischen Blattes — eine alte Presse und einen grauen Setzer bis zu ihrem beiderseitigen Ende in der süßen freundlichen Gewohnheit ihres harmlosen Wirkens zu erhalten? —

Im Jahr 1793.

Es war ein köstlicher Tag. Jammerschade, daß du ihn nicht mit uns genießen konntest, — oder vielmehr wolltest. Denn nicht deine Geschäfte, sondern dein unstätes — oder vielmehr dein zu sehr gereiztes, dein trauerndes und zürnendes Gemüth, hat dir das Roß gesattelt, und dich von uns und unserm Freudenmahl entfernt. Mit all deinem Trauren und Zürnen bringst du doch das Welt- und Menschen-Wesen in keinen andern Gang. Und du selbst wirst noch bei deinem ewigen Brüten über den Zeitereignissen — von den Beinen kommen. Ja du bist es schon würklich.

Denn entweder liegst du auf dem Sopha, den Kopf auf die Hand gestützt, wenn nicht etwa ein Fieberanfall deines Gemüths dich aus einer Stubenecke in die andere schleudert — oder du trabest mit deinem Rappen durch die weite Welt — aber die schwarze Sorge sitzt hinter dem Reiter (atra cura post equitem sedet.) —

Du bist noch immer krank an den Zeitereignissen. Wir sind genesen. Wir können dem Tohu Wabohu nicht wehren, aber wir getrösten uns, daß der Weltgeist auch über dieser Wüste und Leere schwebet, der schon zu seiner Zeit das Licht herbeirufen wird.

Siehe, das ist der Punct und die Höhe, worauf wir stehen. Und so bilden wir eine Opposition gegen die Welt. Wir haben allem leidenschaftlichen Einmischen in die Begebenheiten des Tages entsagt — wir bekümmern uns so wenig darum, als wir nur dürfen — wir behandeln die jetzige Geschichte, als ob es die der alten Babylonier und Assyrer wäre. Wir sagen: so stehen die

Sachen — und Dominus providebit. Er wirds wohl machen.

Wenn die Welt zerrissen ist durch Zwiespalt und Hader, so halten wir desto fester zusammen. Und um uns hierin zu befestigen und unseres Vorsatzes inniger bewußt zu werden, haben wir uns in eine geschlossene Gesellschaft, oder wenn du willst, in einen Orden vereinigt.

Einen Orden? — Ja, nichts weniger. Wir sind keinen Augenblick uneins gewesen, welcher es seyn sollte. Wir haben einen alten Orden unsers Vaterlandes wieder ins Leben zurückgerufen.

Doch wohl nicht den Narrenorden? — Und wenn es nun wäre? Ich dächte, Freund, wir dürfen uns weder des Nahmens, noch der Sache schämen. Denn ist der Orden nicht ein vaterländisches Product? — Und womit könnten wir unsere Opposition gegen das jetzige Weltwesen besser bezeichnen, als mit diesem Nahmen. Wurde nicht immer derjenige, der von der großen Heerstraße abgieng, ein Narr genannt. Hießen nicht Galiläi, Copernikus,

Tycho Brahe Narren, weil sie höher und tiefer blicken, als der große Haufe? War nicht die höchste Weisheit immer den Menschen ein Aergerniß und eine Narrheit? — Alcibiades verglich ja selbst seinen weisen Lehrer mit den närrischen Satyr-Figuren, welche den edelsten und schönsten Werken der Bildhauerkunst zu Gehäusen dienten. — Und was ist der Humor denn anders, als ein solches Silenförmiges Gehäuse, welches das Göttliche verbirgt! — Und wenn wir kein Bedenken trügen, das höchste innere Leben des Menschen — oder die Stimmung des Gemüthes, die das Endliche vernichtend das Unendliche zu ergreifen strebet, — Humor d. h. Feuchtigkeit d. h. gleichsam einen geistigen Catharr oder Schnupfen zu nennen — wie sollten wir denn uns des Nahmens der Narren schämen. — „Sie sind ein Narr" sagte mein Vater einst mit der größten Ruhe zu dem Herrn Regierungs-Director Baron von * * *, seinem Vorgesetzten. — Wie, Herr? — sagte dieser, indem er sich fester auf seinen golde-

nen Stockknopf lehnte, als ob Anstalten gemacht würden, ihn zu Falle zu bringen — Sie sind es so gut, wie ich und wie alle Menschen — antwortete mein Vater mit der größten Ruhe und Freundlichkeit. — Ja, wenn das ist, sagte der Baron. — Der Director fühlte wahrscheinlich in dem Augenblick seine Körper- und Seelen-Gebrechen. Mein Vater dachte aber an seine höhere Bestimmung und an die Ewigkeit. Mir selbst — ich war ein Knabe von 14 Jahren — hat seitdem der Nahme Narr — ungeachtet seiner humoristischen scharrenden, schnarrenden und narrenden Endbuchstaben allen widrigen Klang verlohren. Es gieng mir ein neues Licht auf über Diogenes und seine Tonne, und der Hofnarr Yorik mit allen seinen Brüdern, waren mir seitdem so ehrwürdig, als ob es Hofmarschälle gewesen wären. Tausendmal habe ich bei meinem Geschichtsstudium gewünscht, daß jene Hofcharge doch nicht unbesetzt geblieben seyn möchte. Trat nicht auch Solon einmal, als es darauf ankam, sein Vaterland zu retten, und

nachher, als er die Ehre hatte, dem König Cröſus aufzuwarten, in dieſer Rolle auf, und rettete dadurch ſein Vaterland und den König von Lydien? —

Als wir daher unſere Geſellſchaft conſtituirten — in der Zeit, wo die Geſelligkeit ſo ſehr gefährdet war — wo von nichts geredet wurde, als von Politik, vom Temple, von Fiſilladen, Royaden, Poiſſarden und Nationalgarden — wo die Gemüther ſich erhitzten und entzweiten, wo der Feinerfühlende ſich in ſeine vier Wände einſperrte, und der Vernünftige, der Gewohnheit halber doch Menſchen ſehen wollte, ſchweigend die Billiardkugeln vor ſich herſtieß oder die ſtummen Blätter von ſich warf — waren wir keinen Augenblick verlegen, wie wir unſeren Bund nennen ſollten. Wir nannten uns, ſo ſchlug ich es vor, die Geſellſchaft vom großen N. und der Nahme fand allgemeinen Beifall. Der Uneingeweihte mochte daraus ein Ne quid Nimis oder Nephilim oder Nabal oder Narr machen — das galt uns

gleich, und der Nebel oder Nimbus, der aus der Vieldeutigkeit entstand, war uns, wie allen Ordensmännern, desto angenehmer. Wir selbst wollten nur das Obbenannte. Jedes Mitglied gab wechselsweise die Tonne her zu unserer Versammlung, doch war sie nicht ganz so leer, wie die des Diogenes — wir hielten es hierin auch mit dem Stifter der Schule, mit dem Sokratischen Mahl und Becher. —

So war auch unser letztes Mahl auf der Unkenburg. Es war zugleich der Geburtstag unsers Freundes Bernhard. — Es gieng an diesem Tage etwas höher her — der alte reiche Vater hatte uns in seinen Garten eingeladen, und wir kamten unsere Kelche mit Rosen bekränzen.

Unser Bund war auch nicht ohne Schutzpatron. Wir haben deren drei — theils um der heiligen Zahl willen, theils weil die Gesellschaft, als sie sich constituirte, hierin das erste und letzte mahl uneins war, aber doch auch sogleich wieder dadurch sich vereinte, daß sie beschloß, alle drei zu Schutzpatronen anzunehmen. Und diese waren bei-

ne geringere, als Sokrates, Plato und Diogenes — Es stand nun Jedem frei, welchen von diesen er am meisten verehren wollte, nur durfte der Cynik er den Sokratiker oder Akademiker nicht verketzern. Konnte er dem letztern schicklicher Weise einen kahlen Hahn in die Schule einschieben, so wurd' es ihm als Verdienst angerechnet. —

Eines durfte niemals fehlen bei unserer Ordensversammlung — nehmlich das Gastmahl. Hier nenne ich nicht das grobe, fleischerne — dies wurde nicht verschmähet, wenn es da war, wie an dem heutigen Tage — aber auch nicht vermißt, wenn statt dessen nur Sokrates den Becher und Diogenes das Essen uns reichte. Aber ein Xenophontisches oder Platonisches Gastmahl d. h. ein geistiges Gespräch, durfte nicht fehlen, und wer die Tonne hergab, mußte auch den Gegenstand der gemeinsamen Verhandlung reichen, mochte er ihn hernehmen, woher er wollte — und mochte es Ernst oder Scherz seyn, und mit Pathos, oder Humor, oder lächelnd behandelt werden.

Noch lacht uns Jugend, Frohsinn und Freiheit, sagten wir. Wer weiß, wie bald alles uns verschwindet, und das Schicksal uns trennt. Darum lasset fröhlich die Stunde und die Rede hinströmen, und wäget nicht die Worte auf der Goldwage, so lange ein ungünstig Geschick sie euch nicht zuwägt. Einst wird euch die Erinnerung erfreuen. Meminisse juvabit! — Du sollst sehen, mein Freund, wie schön alles an mir erfüllet wurde, und ich hoffe, daß auch dich im Buchstaben erfreuen möge, was diesen Abend zu einem der schönsten meines Lebens machte.

Nachdem die Gesellschaft fröhlich den Kaffee zu sich genommen und in dem Garten sich theils in trauter Gesellschaft zu zweien, oder in größern Gruppen ergangen, und an der herrlichen Mailuft erquickt hatte, wurden alle eingeladen, sich in dem Gartensaale zu versammeln. Es wurden die schönsten Ananas-Erdbeeren aufgetragen, und darauf erschien in gewaltigen Pokalen mit Blumen bekränzt der duftende Maitrank. —

Man ließ dem fröhlichen Greis hoch leben, Kinder und Enkel und Freunde ſtrömten herbei, ihm ihre Freude von neuem zu bezeugen, und ihn mit Blumen zu kränzen; fröhliche Geſänge wurden angeſtimmt, ihm und dem Tage zu Ehren, und der Gartenſaal hatte das Anſehn eines Tempels der Liebe und Freude — auch des unſchuldigen Muthwillens, wenn man will. —

Da ſprach Herr Bernhard — das kann und darf den ganzen Abend ſo nicht fortgehen, und ich muß alſo wohl Maaß gebieten, — oder vielmehr zur Tagesordnung auffordern. Denn iſt nicht heute auch euer Tag, ihr Brüder vom großen N.? — Ihr habt euch einen bedeutſamen Ordensnahmen gewählt, fuhr er fort. Denn iſt nicht N der Mittelbuchſtabe des Alphabets, dem das M und O, Maaß und Ordnung, als Adjutanten zur Seite ſtehen, und der über alle andere Buchſtaben gebietet? — Darum, vermöge des Vorzugs und der Ehre, die ihr mir dadurch gewähret, daß ihr euch um meinen Geburtstag

verſammelt habt, fordere ich euch auf, daß ihr auch die Rechte eurer Geſellſchaft geltend machet, und mir vergönnet, euren Reden zuzuhören! —

Als darauf einige ſagten, der Gegenſtand des Geſpräches dürfe an dem heutigen Tage nicht gebunden werden durch das Geſetz, ſondern es müſſe frei aus dem Herzen ſtrömen, ſo erwiderte der Greis, daß er nicht der Meinung ſey. — Wäre doch auch bei dem platoniſchen Gaſtmal nicht die Rede geweſen von dem Siege, zu deſſen Andenken es gefeiert worden, ſondern man habe von einem Gegenſtande geredet, der mit der Feyer des Tages nicht in ſonderlicher Verbindung geſtanden. Und auch ihm, als dem Greiſe, gebühre, wenn ſein Geburtstag recht gefeiert werde ſolle, etwas zu hören, das den Verſtand oder das Gemüth in irgend eine Thätigkeit verſetze, die freier und nicht an die Ordnung des Tages gebunden ſey. Dadurch, meine er, gewinne die Feyer des Tages. Auch verſchmähe die Empfindung des höhern Alters die lebhaftere Strahlenbrechung, und kehre

gerne zu dem ruhigen Verstande zurück. Er verlange deßhalb, daß die Gesellschaft einen recht trocknen Gegenstand wählen möge, damit sie nachher deste größere Lust haben möchte, seinen alten Rudesheimer zu trinken.

Alle lachten und gaben dem muntern Greise ihren Beifall; zugleich forderten sie ihn auf, heute den Vorsitz zu übernehmen und ihnen den Gegenstand ihrer Verhandlung anzugeben.

Der Greis sagte darauf: Ich sehe Kinder, und Enkel, und Freunde jetzt um mich her versammelt — ein neuer Frühling schließet sich den verschwundenen an — zu dem Wein gesellen sich die Kräuter — um dem Becher schlingt sich die Rose und Levkoje — zu der Rede fügt sich der Gesang — ich gebiete, daß ihr reden sollet über — das Wörtlein UND. — Ein frohes Gelächter billigte die unerwartete Wahl.

Der Rector nahm zuerst das Wort und sprach: Diese Aufgabe wäre unsers, von Herder so hochgepriesenen aber bald vergessenen

Lehr-Dichters Withof würdig. Denn ich erinnere mich, daß er einſt in ſeinen Vorleſungen über die Beredſamkeit forderte, man müſſe auch über einen Nagel in der Wand eine Rede halten können. Und unſer UND hat nicht wenig Aehnlichkeit mit einem ſolchen Nagel. Wie der Betrug zwiſchen dem Käufer und Verkäufer, ſo ſtehet es zwiſchen zwei Wörtern und Begriffen, und gehöret beiden an, ohne daß man beſtimmen könnte, wem es am meiſten angehöre, und ſieht dabei ſo unſchuldig aus, als ob es keinem angienge. — Auſſerdem kann man daran hängen, was man will — und oftmals die diſparateſten Dinge dadurch verbinden — wie Rath und That — Geld und Gut — Leib und Seele — ja und nein — Bettler und König — Herr und Knecht — Chriſtus und Belial. — Ja die Läſterzunge kann das unſchuldiger ausſehende UND eben ſo gut, als das verdächtigere Aber gebrauchen, wie jene Heldinn den Nagel, den ſie dem Siſſera in die Schläfe hämmerte, während er ſchlief. Darum — fuhr der

Rector fort — wird auch in der älteſten Schrift-ſprache, die wir kennen, in der Hebräiſchen, das Bindewort und das ſpitze eiſerne Bindemittel mit einem und demſelben Laut bezeichnet, und erſteres hat in dieſer Sprache, ſo wie auch in der Arabiſchen, ſelbſt die Geſtalt und Form des letzteren. — Jedoch es ſollte mir beinahe gehen, wie jenem Mönche, von dem ich in meiner Jugend las, und welchen ich oftmals bewunderte und um ſein Redetalent beneidete. Das Buch führte den Titel: „Sünden nach dem Tode", und ich geſtehe gerne, daß ich damals nicht begreifen konnte, und auch noch nicht recht einſehe, wie dem armen Mönch ſeine Geſchicklichkeit darin zu einer Todſünde oder Sünde nach dem Tode konnte zugerechnet werden. Sein Verbrechen beſtand nehmlich darin, daß er 25 Predigten — alſo ungefähr einen halben Jahrgang — gehalten hatte über das erſte Wort der Bücher der Könige — über das Wörtlein UND. —

Der alte Herr B. war außnehmend vergnügt über dieſe Worte des Rectors, und dankte ihm

verbindlichſt, daß er die Wahl ſeines Gegenſtandes ſo ſchön gerechtfertigt habe.

Der Arzt, Herr Leonhard, erwiderte darauf, daß dieſe Wahl keineswegs einer Rechtfertigung bedürfe, und er vielmehr hoffe, daß der Rector jetzt ſeinen jugendlichen Wunſch und Ehrgeiz befriedigen, und der Geſellſchaft ſeine Schätze eröffnen werde, die er über das Wörtlein UND geſammelt habe. Gab uns doch Lyonnet — fuhr der Arzt fort — die Zergliederung einer Holzraupe und zeigte uns in derſelben eine Maſſe von 60000 Muskeln. Und was iſt eine Holzraupe gegen ein geiſtiges Wort, das, in der Sprache des Menſchen und in ſeinen Geiſteswerken überall lebet und webet, bindet und einet, ja ohne welches ſie nicht ſeyn und beſtehen könnte. Die Natur ſey in dem Kleinſten am größten — behauptet Plinius, und ich kann es mir wohl denken, wenn wir eine vollſtändige Naturgeſchichte und Zergliederung dieſes kleinen geiſtigen Geſchöpfes hätten, deſſen Leib der menſchliche Hauch iſt, — ich glau-

te wir würden das kleine Wesen mit der nehmlichen Bewunderung ansehen, womit wir eine Mücke unter dem Mikroskop betrachten.

Man würde das Wort genetisch, historisch, klimatisch, psychologisch und ästhetisch zergliedern müssen, sagte der Pfarrer, und es verlohnte sich der Mühe, dazu eine besondere Commission zu ernennen.

Sind wir denn nicht eine solche Commission, dazu ausdrücklich verordnet und jetzt in der That damit beschäftigt? sagte der Rector mit vielem Ernste. Und was hindert uns, allen unsern Scharfsinn aufzubieten, um dieses Ziel zu erreichen — etwa die bekränzten Kelche ausgenommen.

Nicht doch, sagte der alte B., sie sollen uns zu Clairvoyants machen, so daß wir sogar mit der Herzgrube lesen können. Darum lasset uns einige Tropfen Rebensaft und Kräuterduft darauf gießen!

Dieses geschah. Darauf sprach eine Stimme aus der Gesellschaft:

Aber soll denn nur blos das deutsche UND der Text seyn, über welchen wir reden?

Wie konnte der Deutsche, — rief Freund Helm — irgend etwas verhandeln, ohne die ganze Welt mit in seinen Kreis zu ziehen? Die Universalität ist sein Nationalcharakter So wie der alte Römer sich der Erde Grund und Boden herrschend zueignete, und auch sein späterer Nachfolger selbst eine Demarkationslinie durch noch unentdeckte Länder zog, so eignet sich der Deutsche die ganze geistige Welt an, nicht sowohl herrschend als vielmehr gehorchend —; der Römer auf alle mögliche Art durch Gewalt und List, Kraft und Trug; der Deutsche blos auf eine Art, in Einfalt und Treuherzigkeit. Darum hat auch der Römer — unter allen Nationen — die meisten Bindewörter, und alle von demselben unterjochte Völker, und die aus den Trümmern seines Reichs entstandenen Europäischen Reiche haben nur Ein Bindewort. Der alte Römer hat solcher Haken und Oesen fünfe — gleich als eben so viel Krallen und Finger, womit

er alles festhäle; ein Directorium und Quinquevirat, womit er die Welt nur zu lange gefaßt und gefesselt hat. — Er mußte aber auch die vielen URD's haben, um seiner Bestimmtheit willen, die ein Hauptzug seines Charakters ist, und welche der römische Consul Papirius, als der Repräsentant seiner Nation so schön durch den Winkel ausdrückte, den er um den ägyptischen König beschrieb. So hatte der Römer auch in seinem Sprachgebiet seine Bindungsartikel, wodurch er die kleinere Provinz mit der größern — und die größern wieder untereinander vereinigte. Sein Anhängsel URD (QUE), das sich dem Ende eines Wortes anfügt und es einen Schritt rückwärts zu seinem Vordermann drängt, ist wie ein Portd'epee oder eine Achselschnur, die den Unterofficier sogleich an seinen Officier und seine Cohorte hinweiset. So wenn wir Deutsche sagen: „Unterschied zwischen Reden und Briefen — und Geschichte" — so haben wir drei Glieder — die Subordination leidet Gefahr — der Römer aber hat nur zwei, und die

Cohorte ist sogleich in Reihe und Glied geordnet. Er sagt: Inter orationes epistolasque et historiam. Die beiden UND's treten hervor, als ein Paar Offiziere, aber von verschiedenem Rang. Der höhere (ET) gebietet die ganze Evolution — der geringere (QUE) hilft, daß sie in Ordnung geschehe, und alles in seiner gehörigen Ranglinie bleibe.

Als das römische Weltreich zerfiel, zerfiel auch und verschwand mit demselben billigerweise das Quinquevirat dieser Bindewörter. — Keines der aus der römischen Monarchie und ihren Trümmern gebildeten Reiche, kein aus der römischen Sprache entstandener Dialect rettete und erhielt sich die Bindewörter, ausser dem einzigen ET. Und auch dieses arme Bindewort mußte sich nun allerlei Bedrückungen gefallen lassen. Der Italiäner schnitt ihm das ächtrömische T, diesen harten und bestimmten Buchstaben, weg, und so stehet es da wie ein unschuldiges blökendes Lamm, oder wenn es in der Poesie und im Vocalgedränge nicht fortkann,

oder gar in Gefahr geräth, lebendig von einem Selbstlauter verschluckt zu werden, so wird ihm ein weiches, mitleidflehendes D angehängt, damit es sein Leben friste. Darum thaten die Päbste auch wohl daran, daß sie zu ihren Bullen nicht Roms jetzige Landessprache, sondern die alte verstorbene wählten. Und lange Zeit wurden die Friedens- und Conciliumbeschlüsse in der nehmlichen Sprache, nicht ohne Grund, verfaßt.

Die Spanier haben das Bindewort so ganz umgewandelt, daß es seiner ursprünglichen Gestalt gar nicht mehr ähnlich siehet — es ist bei ihnen ein Y — ein mehr jammernder als kräftiger Laut geworden. Und bei den Franzosen gehet zwar das ET noch in seiner alten Gestalt und Tracht einher, aber damit es desto leichter gehen und springen könne, läßt es immer in der Aussprache die Schleppe — oder wenn man will den Degen fallen, und darf ihn auch nicht einmal dem folgenden Vocal anbieten — stehet also hierin jedem andern mit einem Consonanten endenden nach. Muß

Einen das nicht jammern, da es ohnehin ein so schmales, und man darf sagen, anspruchloses, wenig Raum forderndes Wort ist, daß ihm von dieser freilich humanen, oft aber auch unbarmherzigen Nation so alles Terrain verschnitten und versagt werde? —

Wohl uns Deutschen dann, daß wir unser altes Bindewort unversehrt erhalten haben! Freilich, wir wären auch übel daran gewesen, wenn es uns ergangen wäre, wie den aus den römischen Monarchie-Trümmern entstandenen Reichen. Wir hatten ursprünglich nur das eine UND, und wäre uns dieses genommen worden, so wären wir noch unglücklicher gewesen, wenn uns zu der Sache — die uns seit Hermanns Zeiten fehlte, auch das Wort verlohren gegangen wäre. Das Verbinden und Aneinanderschließen ist niemals unsere Sache gewesen. So wie Tacitus erzählt, daß die alten Germanen zu ihren festgesetzten Tagfarthen nachlässig kamen, und der eine Tag und der zweite und dritte verstrichen, ehe die Glieder sich einfanden, so ists auch heuer. — —

Der Präsident des Tages klopfte auf den Tisch, und nahm sein Glas — die Gäste thaten dasselbe und so war jeder politischen Wendung der Weg versperrt. Man ließ das Wörtlein UND leben. —

Nun! sagte der alte Bernhard, das mag dem Wörtlein UND selten wiederfahren, daß seine Gesundheit ausgebracht wird!

Es ist der einfachste Toast, Vater, den man sich denken kann — und Sie sollen sehen, wir werden ihn heute noch öfter ausbringen — sagte der junge Bernhard. —

Es ist das unschuldigste Wort von der Welt, sagte Wolfgang, ohne alle Prätensionen, und wenn es auch alle Augenblicke wiederkommt und erscheinet, so wird es doch niemals lästig. Es ist so, wie wenn man in der Familie eines lieben Freundes ist, und dessen kleine Kindlein laufen Einem um oder auch wohl durch die Beine — das stört nicht, und man kann das ernsthafteste Gespräch dabei fortsetzen. Man spricht fort, und

reicht nebenbei dem kleinen Ding die Hand, oder wirft ihm einen freundlichen Blick zu — und es ist als ob das vertrauliche Band, das die beiden Redenden, den Hausvater und den angekommenen Freund, vereinet, mitten im Gespräch sichtbar würde, und die Unterhaltung belebt und erwärmt sich in eigener Ruhe und Stille.—

Die Hausfrau, die auf den Tischen einiges ordnete, lächelte, und als der alte Bernhard sie um die Ursache befragte, sprach sie scherzend: Ihr Männer lächelt, wenn ihr die Mädchen mit der Puppe, oder die größern mit Bändern oder deß Aehnlichen spielen sehet. Aber jetzt kommt ihr mir vor, als ob ihr euch, wie oftmals geschehen soll, in einem Wort eine Puppe gemacht hättet, so wie Kinder einen Schlüssel oder jegliches Andere leicht zu einem Püppchen machen, und die Läppchen drum hängen. Aber so gefallet ihr mir, wenn ich auch fürchten muß, daß euer angebohrner Ernst alles verderben, und uns Weiber am Ende hinaustreiben wird.

Freilich, antwortete der Pfarrer, iſt dieſe Beſorgniß nicht ohne Grund, allein ich beſſe, ſein kindliches Weſen und ſeine Einfalt wird dieſes verhindern. Eben dieſes ſeines Characters wegen kommt es auch ſo oft vor in dem kindlichſten aller Bücher und Geſchichten — ich meyne die Bibel. — Der genialiſche und kindliche Luther hatte ſeine Freude an dem ſpielenden Kindlein, das ihm überall begegnete, und ließ es da überall in ſeiner deutſchen Bibel, wo er es in der hebräiſchen gefunden hatte. Es war ihm nirgends läſtig; wie konnte es auch? Und ſo gab er in ſeiner Dollmetſchung das ſchönſte Nationalwerk, das ewig dauern wird, und worauf wir Deutſche ſtolz ſeyn dürfen. — — Aber ſpäterhin kam ein Göttingiſcher Profeſſer, der zugleich ein Ritter war, und glaubte ſich berufen, die Bibel von neuem zu dollmetſchen, weil er ein hochgelehrter und dabei vornehmer Mann war. Als ein ſolcher vornehmer Mann verwandelte Herr Michaelis nun die Heere in Armeen, die Schaaren in Regi-

menter, Bataillone und Schwadrone; die Krieger in Soldaten, die Schwerdter in Degen — Jehovah wird aus Luthers Burg zu einem Bergschloß, und Er, der bei Luther die Berge feuchtet von oben her, wässert sie bei dem Gottinger Ritter aus dem obern Stockwerk seine Hausek. — Das lassen wir alle dem vornehmen und gelehrten Welt- und Hofmann hingehen, der den Glauben hatte, daß er aus Galanterie verpflichtet sey dem Geschmack der durch Lectüre gebildeten Frauenzimmer und guter Gesellschaften seine Bibelübersetzung anzupassen. Dieselbe Complaisance haben ja seit vielen Jahren unsere Gelehrte und Geistliche gegen die Bibel überhaupt gehabt, — sie haben die Bibel dem bon ton auf das zierlichste anbequemt, und was sich nicht wollte biegen und schmiegen lassen, haben sie gebrochen. Also hat in dieser Hinsicht jene Bibeldollmetschung auch nur oben auf dem Zeitstrom geschwommen. Und darum redet der Herr Ritter auch oft von denen, die seine Bibelübersetzung kaufen würden, was mir übrigens für einen Ritter, der

nicht handeln sollte, nicht ganz geziemend dünkt. — Indeß, das alles ließe ich hingehn, und würde über alles andere nicht glossiren, wie ich thue — wenn er nur nicht das unschuldige UND so unbarmherzig behandelt hätte. Er hat nehmlich das Wörtlein — nicht beim Arm genommen und hinausgeführt — das wäre ihm so übel nicht zu deuten gewesen, denn ich kann mir wohl Menschen denken, die durch eine eigene Art von Idiosynkrasie einen ähnlichen Widerwillen gegen Kinder haben, wie manche Menschen gegen die Katzen, so daß sie eine Gänsehaut überläuft, wenn ein solches Thier, ohne daß Jemand es sieht, unter dem Sopha oder Tisch sich befindet — und solche Menschen sind eher zu bedauern, als zu tadeln — sie können nicht dagegen — aber der Ritter hat das Kindlein heraus complimentirt. — Er sagt, das Wörtlein UND komme unaufhörlich wieder — gleichsam wie in ein Putzzimmer, wo hohe Gäste sich befinden — die Natur pflege wohl zu rühren, aber die Kunst ergötze, und vornehme Gäste wol-

sen natürlich ergötzt und nicht gerührt seyn — er habe nicht jedes UND herausbringen können, und habe bald auf diese, bald auf jene Seite einen Fehltritt gethan — wie es denn leicht einem Vater begegnet, der in hoher Gesellschaft sich in Verlegenheit befindet und dem nun alle Augenblicke die Kinder in die Stube gucken. — So hat er das unschuldige UND herauscomplimentirt, oder ist vielmehr noch immer daran — und wenn das UND erscheint, sieht man ihn in Verlegenheit, da er es nicht mit harten Worten hinausweisen darf — das wäre gegen den bon ton — und die Kindlein die Complimente auch nicht hören wollen. Luther ließ aber rund und frisch die UND's und UERDElein hereinkommen, und wollte sie nicht kennen, wo sie waren und sich einfanden. Ja, er hat den Muth, das kleine Wesen vor dem Buche der Könige, wo er es fand, freischweg stehen zu lassen, und sich keinen Augenblick Bedenkens darüber zu machen. So geziemet es dem rüstigen und gemüthvollen Manne — Darum gehet jene

Ueberſetzung den Weg alles Fleiſches, oder figurirt etwa blos in einer Bücher-Rüſtkammer, während Luthers Dollmetſchung lebet und im Leben wandelt, und bis an der Welt Ende beſtehen und leben wird! —

Aber es ſcheinet doch ſonderbar, ſagte Siegfried, mit bedenklicher Miene, daß ein ganzes Buch mit dem Wort UND anfänge! —

Mir keineswegs, antwortete der Forſtrath, eben ſo wenig, als es mir ſonderbar dünkt, daß wir an dem Ehrentage unſers Freundes das Wörtlein UND zum Confect bei dem Weine gewählt haben. So wie dieſe Wahl in dem Gemüth ihren Urſprung genommen, ſo kann es auch mit jenem UND ſeyn, und dem Gemüthe muß man ſeine Freiheit laſſen. Ja ich glaube den Geſchichtſchreiber ſogar vertheidigen zu können. Womit könnte ein Buch, das von den Königen handelt, beſſer anfangen, als mit dem Wörtlein UND? — Leſet doch nur einmal die Worte des Herrn, die Samuel dem Volke ſagte, das von ihm einen König forder-

ſt: „Das wird des Königes Recht ſeyn, der über euch herrſchen wird: Eure Söhne wird er nehmen zu ſeinen Wagen, und zu Reutern, die vor ſeinem Wagen hertraben. Und zu Hauptleuten über Tauſend und über fünfzig, und zu Ackerleuten, die ihm ſeinen Acker bauen und zu Schnittern in ſeiner Aernte, und daß ſie ſeinen Harniſch und was zu ſeinem Wagen gehört, machen. Eure beſten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen, und — ſeinen Knechten geben. Dazu von eurer Saat und Weinbergen wird er nehmen und — ſeinen Kämmerern und Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde, und eure feinſten Jünglinge und eure Eſel wird er nehmen, und ſeine Geſchäfte damit ausrichten. Von euren Heerden wird er den Zehenden nehmen und — ihr müßet ſeine Knechte ſeyn.“ — In dieſer Magna Charta alles Königthums ſtehet doch wohl kein UND zu viel? Und da ich durch unſern Rector weiß, daß in der Urſprache das UND urſprünglich einen Nagel bedeutet, ſo

ſcheinen mir in dieſer königlichen Urkunde die Nägel keineswegs verſchwendet, ſondern es hätten noch immer einige hinzugefügt werden können, ſie recht niet- und nagelfeſt zu machen. — Man überſehe auch nicht, wie das UND hie und da ſo einfach und gleichſam blöde und gedukt ſtehet, und doch in ſeiner Einfalt einen weiten und groſſen Sinn auf dem Rücken trägt z. B. und eure feinſten Jünglinge, und eure Eſel. — — Eure lateiniſche Sprache in Ehren mit ihrem Aſſortiment von UND's — ! Hier bei dieſem königlichen Frei- und Caperbrief wärem ſie nicht zu gebrauchen. So wie in Homers Zeiten die Zepter der Fürſten mit einer Sorte gleichförmiger Buckeln, und in ſpätern Zeiten die Staatskutſchen und ledernen Polſterſtühle der Edelleute mit einer Art kupferner Nägel beſchlagen und garnirt waren, ſo mußten auch hier gleiche Nägel mit gleichen Köpfen ſeyn. — Sehet, ſo iſt alſo das Wörtlein UND ein recht königliches Wort. Darum tritt es auch mit ſonderlicher Gravität in kaiſerlichen und kö-

niglichen, fürstlichen und herzoglichen, gräflichen und freiherrlichen Titulaturen auf, und streckt seinen Zepter als Mehrer des Reichs über Germanien und Jerusalem, Hungarn, Boheim, Dalmatien, Croatien und Sclavonien, Burgund und Lothringen, über Siebenbürgen, Mailand und Bar, über Habsburg, Flandern und Tirol, über die Cassuben und Wenden, über Schmurlachsbüttel und Hanzau, und dann kommt es noch hinterher und streckt wie ein Handweiser seinen Commandostab in alle vier Weltgegenden und s. w. und s. w. und so weiter. Ehemals in den spätern Zeiten des römischen Reiches nannten sich die Kaiser: Aeternitas nostra unsere Ewigkeit — und selbst eine Kirchenversammlung in Constantinopel gab dem Kaiser diesen Titel des Ewigen — so wie wir sie die Allergroßmächtigsten und Allerdurchlauchtigsten nennen. — In dem Wörtlein UND — so einfältig es aussiehet, steckt auch so etwas von Ewigkeit und Großmächtigkeit — und es selbst ist wenigstens nicht schuld, wenn die präten-

dirte Ewigkeit und Großmächtigkeit nicht immer realisirt wird. Auch würde ich immer vorziehn das „von Gottes Gnaden" voranzustellen und dann die UND's in geziemender Ordnung folgen zu lassen. So ist also bewiesen — fuhr der Forstrath fort — daß das Wörtlein UND ein königlich Wort sey, und daß ein Buch von den Königen sehr schicklich damit anfangen könne. — Ja — wenn z. B. Jemand die Regierungsgeschichte und das Königthum eines Königs z. B. eines Romulus oder Augustus für sich allein beschreiben wollte, so thäte er nach meiner Meinung am besten, er fienge mit dem Wörtlein UND an. Da wäre mit einemmahle allen fernern Fragen das Thor geschlossen, und es bliebe allenfalls einem speculativen Mönch überlassen, in einem Jahrgang Predigten die Vorwarden abzuhandeln, und von der Schwäche der Menschen und der Menschlichkeit der Könige zu reden. — —

Das Buch der Könige ist ja — das Buch der Könige, d. h. eine Beilage und Dokument zu

oben angeführten Worten des Herrn im Munde Samuels. Der Verfasser fängt obendrein nicht mit einer Jugend- sondern mit einer Alter-Scene an? Man urtheile unbefangen, ob er würdiger, der Sache angemessener, und zugleich auch kühner seine Geschichte anfangen konnte, als mit dem Wörtlein UND? — Man höre: „UND — da der König alt war und wohlbetaget, konnte er nicht warm werden, ob man ihn gleich mit Kleidern bedeckte. Da sprachen seine Knechte zu ihm: Lasset sie meinem Herrn Könige eine Dirne, eine Jungfrau suchen, die vor dem König stehe, und sein pflege und schlafe in seinen Armen, und wärme meinen Herrn den König. UND — sie suchten eine schöne Dirne in allen Gränzen Israel, und funden Abisag von Sunem, und brachten sie dem König. UND sie war eine sehr schöne Dirne und pflegete des Königs und dienete ihm." — Hätte doch der Ritter — denn ich kann ihm die Proscription des unschuldigen Wörtleins nicht eher vergeben, als bis ich alles abgesagt habe — hätte

er doch beachtet, wie das kindliche Wörtchen hier zwischen dem König und Abisag von Sunem spielet und hin- und hergeht, er würde uns in seinen Anmerkungen mit den diätetischen physiologischen und gynäologischen Bemerkungen verschont haben.

Alle stimmten der Vertheidigung bei; es wurde eine Restitutio in integrum decretirt, und durch Gläserklang bestätigt.

Es ist doch auffallend, sagte darauf der alte Bernhard — daß in dem Buche, welches unstreitig den größten Einfluß auf die Menschheit gehabt hat, und daher mit Recht vorzugsweise das Buch genannt wird, unser gefeiertes Wörtchen so oft wiederkehrt, wie in keinem andern. Man sollte fast denken, es müßte ein besonderer Zug des Nationalcharakters und der Nationalbildung dieses merkwürdigen Volkes zum Grunde liegen. — —

Allerdings! antwortete Winand, mit Lebhaftigkeit — denn es war sein Lieblingsstudium, in die geistige Bildung der Völker tiefer einzudrin-

gen, und obwohl er die Meisterwerke der Griechen kannte und liebte, so galten ihm doch die poetischen Erzeugnisse der hebräischen Nation noch höher bei dem natürlichen Ernst und tiefen Gefühl, die ihm eigen waren. — Man hat sich ehemals, sprach er, darin gefallen, daß man die historischen Denkmale der Bibel als Erzeugnisse einer kindischen Einfalt betrachtet hat, und so glaubte man, mit dem Worte Mythen alles abmachen zu können. Es giebt aber eine doppelte Einfalt — eine kindische — und eine kindliche. Letztere findet sich auch bei dem ernsten tiefen und gereiften Manne — und wohl dem, der sie hat! Sully, Türenne, Luther, Heinrich IV., Gustav Adolf besaßen sie, und waren Männer voll Geist und Heldenmuth. Das schöne Wort Einfalt ist von der vielfaltigen Kultur verdrehet und herabgewürdigt worden. Uns daure Wort und Sache im ursprünglichen Sinn, so wie wir sie in Homers und in der Bibel-Sprache finden! Freilich auf verschiedene Weise. Denn es ist ein Unterschied zwischen einem hebräischen und

griechischen Kinde — aber Kinder sind und bleiben Kinder. — Beide Völker gehören zu den interessantesten und originellsten, die unsern Erdkreis je bewohnten. Keines hat je so wie diese, jedes nach seiner Art, auf die cultivirte Welt eingewurkt, und nie waren sich zwei Völker unähnlicher, als Hebräer und Griechen. Durch das Christenthum flossen beide in einander, so wie ihre beiderseitigen Sprachen sich im Neuen Testamente vereinigten, und ein zum Theil ganz neues Idiom bildeten.

Die Bildung der Griechen geschah durch Freiheit und Spiel — die des hebräischen Volks durch Zwang und Ernst. Das hebräische Volk sträubte sich immerfort gegen seine Ausbildung, das hellenische gab sich derselben willig hin, und schritt fröhlich voran. Kein Wunder! jenes wurde zur Religion, dieses zur Kunst erzogen, die griechische Bildung vollendete sich in Schönheit und Dichtung, die hebräische führte zu dem Erhabenen und zur Wahrheit. Die Erziehungsgeschichte der Hebräer

liegt in ihren heiligen Büchern, die der Griechen in den Erzeugnissen ihrer Kunst, — oder auch in ihrem großen Nationalwerk, im Homer, der bei ihnen ebenfalls das Ansehen einer religiösen Urkunde hatte. In Homers Gedichten liegt der Grund und Umriß sowohl ihrer Nationalbildung, als ihres Nationalcharakters. Man hat diesen mit dem Worte Objectivität bezeichnet. Sie steht der Reflexion auf sich selbst, der Subjectivität entgegen. Im Homer erscheinet nirgends der Dichter, er verliehret sich in seinem Gegenstande — das ist der Charakter der Griechen, der Charakter ihrer Philosophie und ihrer Geschichte. Daher die erhabene Ruhe ihrer Statuen und ihre ganze plastische Kunst. Der Geist des Homerischen Epos, der in allen Kunstwerken der Griechen lebt, ist ein Herausgehen aus sich selbst. Daher ihre innige Anhänglichkeit an die Natur — daher ihr Streben nach dem Idealen in der Schönheit der Formen. In ihrer Götterlehre ist keine Reflexion, sondern überall Götter. — Man

muß hierüber billig und mit Nachsicht artheilen. Auch der Griechen Religion lag der Glaube an Ein höchstes Wesen zum Grunde; aber er zerfloß in den Glauben an viele Götter. — Die Schöpferkraft und Allmacht des Einen wurde unter Viele zertheilt; und wenn auch auf diese Weise das Göttliche zu sehr zu der Natur und zu den Menschen herab gezogen wurde, so hat doch Schiller, nach meinem Bedünken, recht, wenn er diesen Glauben dem Glauben an eine Naturordnung, die lebendigen menschlichen Götter einem todten abstracten Gotte vorzog. Er, der unsichtbare Lenker des Himmels und der Erde, ließ diese Griechen „ihre eigenen Wege wandeln" — warum sollten wir es denn nicht auch? — Der Hebräer betrachtete das hochragende Gestein mit Erstaunen und nannte es einen Fels Jehovahs, der Aegypter thürmte es zu einer Pyramide oder zum Obelisk empor, der Grieche bildete daraus Götter und Heroengestalten. Das Schöne im Leben, begränzt durch sinnliche Form, war das Ziel seines

Strebens. Die Religion bei den Griechen war Kunst, und die Kunst Religion. Das Zeitalter, wo die Kunst in ihrer höchsten Blüthe stand, war auch die höchste Blüthe griechischer Bildung. Wer die Idee ihrer sinnlichen Form berauben wollte, begieng demnach ein Verbrechen gegen die Nation und das Vaterland. Anaxagoras und Sokrates wollten die Idee der Gottheit ihrer sinnlichen Hülle entbinden und mußten dafür mit ihrem Leben büßen. Der Grieche also dachte sich die Gottheit, oder den Weltgeist, wie die Natur vertheilt in mehrere menschenähnliche Wesen mit sinnlichen Attributen und menschenähnlichem Körper. Um sie aber zu Göttern zu machen, verlieh er ihnen übermenschliche Kräfte — eine übermenschliche, idealische Schönheit, Größe und Stärke — jedoch wiederum beschränkt durch Gesetz und Form. Er dachte sich die Natur zwar innig vereint mit den Göttern, aber doch auch zugleich, als von denselben abgesondert und für sich allein bestehend. Wenn auch eine Nymphe das Wasser eines Bachs aus ihrer

Urne goß, so blieb doch das Wasser — Wasser, d. h. den einmal bestimmten Gesetzen der Natur untergeordnet, so wie selbst die höchsten Götter unter dem Gesetz eines ewigen Schicksals standen. Als Zeus die bekannte Wage in der Hand hielt, um das Loos der Griechen und Trojaner abzuwägen, schwankte die Wagschale in seiner Hand nicht anders als in jeder andern, und eine unsichtbare, aber durch den Willen des Schicksals dem Loos der Griechen einwohnende Schwere drückte die Wagschale der Letzteren nieder, ebenso wie eine Masse Gold eine gleiche von Holz würde überwogen haben. Darum hinderte die Religion der Griechen sie nicht, — über die Naturerscheinungen und ihre Gesetze zu philosophiren. Die Hebräer hatten eine solche Philosophie nicht und konnten sie nicht haben.

Denn — der Hebräer dachte sich die Gottheit, den Weltgeist, als unendlich, unbeschränkt, nicht mit dem Sinnlichen verbunden, sondern ausser demselben und über dasselbe erhaben. Aber um

dieſe große Idee faſſen zu können, gaben ſie ihm ſinnliche Attribute, aber auch dieſe nur ſymbolisch, ſo daß die Phantaſie, der Geiſt, freien Spielraum hatte, und ohne alle Beſchränkung: Er ſtrecket ſeinen Arm in die Unendlichkeit aus, dehnet die Himmel aus wie ein Zelt, ſein Gewand iſt Licht — er ſitzet über dem Erdkreis, die Weltenbewohner ſind wie Heuſchrecken vor ihm, — er wölbet ſich aus Waſſer ſeine Säle, die Wolken ſind ſeine Wagen, der Donner ſeine Stimme, der Winde Flügel tragen ihn.

So wie im Homer die Bildung der Griechen, ſo ſpricht ſich in der Bibel — und um nur eins zu nehmen — vor allen in der Schöpfungsgeſchichte und überhaupt in den drei erſten Kapiteln der Geneſis die höchſte Idee — oder die Bildung des Hebräers aus. „Im Anfang ſchuf Gott die Himmel und die Erde!“ — Alſo eine Gottheit, die vor Anbeginn der Dinge da war — unendlich — welch ein Bild für die Phantaſie! — Die Himmel, die Er alle erfüllet — aber über dieſen Himmeln iſt ein geiſtiger, die Gottheswohnung, der

Sitz seiner näheren Majestät — in der Tiefe die Erde, aber auch sie Gebilde. Hieraus mußte eine allgemeine Religion erwachsen, sobald der Glaube an eine unpartheiische Liebe und Güte dieses allerhöchsten Wesens sich dazu gesellete. Daher sind die Worte Liebe, Gnade, unverdiente Huld die Losungsworte derer, die da giengen, die Völker zu lehren. —

Jene erhabene Idee war eine dem hebräischen Volke gegebene — oder Wort des Erziehers — Offenbahrung. Der Zögling begriff sie nicht, er sollte aber dazu ausgebildet werden. — Dies konnte nur stuffenweise geschehen. — Die Entwickelung des Menschen hängt nicht daran ab, daß er etwas mit seinem Verstande gefaßt hat — vielmehr hängt die Wirksamkeit einer religiösen und moralischen Idee davon ab, daß er sie mit seinem Gemüth und Gefühl durchdringt. — Das Göttliche kann auch durchaus seiner Natur nach nicht mit dem Verstande gefaßt werden. Es ist ein Gegenstand des Glaubens, oder des

Gemüthes. — Dieser Glaube oder diese Empfänglichkeit für das Göttliche hat einige Aehnlichkeit mit dem Instinct der Thiere, z. B. der Biene, die Honig suchet und findet, des Vogels, der sein Nest baut — und er ist jedem Menschen, der sich entwickeln soll zu dem höhern Lobe — eben so nothwendig, als dem Thiere der Instinkt zum sinnlichen Leben.

Alle Menschen, alle Völker der Erde, hatten und haben die Anlage und Empfänglichkeit für diese höhere Idee empfangen. Sie haben sie auch alle auf ihren eignen Wegen ausgebildet. — Nur bei der hebräischen Nation ist das unleugbar eigene Phänomen, daß ihr diese höchste aller Ideen rein und klar gegeben, und daß sie ausschließlich zu derselben ausgebildet wurde. Und gelang nun die Ausbildung und Befestigung dieser höchsten Idee, wie sie allerdings gelungen ist, so mußte aus dieser Wurzel ein Baum hervorwachsen, unter dessen Schatten oder zu dessen Früchten sich die Völker der Erde versammelten, — wie allerdings geschehen ist. — Die Geschichte

dieses Volkes, die zugleich eine und dieselbe ist mit der Geschichte des Christenthums, und welche man daher die Geschichte des Vorchristenthums nennen könnte — ist zugleich die deutlichste Geschichte der göttlichen Versehung und Weltregierung. Aber auf welche Weise und wodurch wurde nun diese königliche Idee zugleich die herrschende? — Durch Glauben und Gehorsam! — Dieser Glaube kann nur durch das Gefühl der innigsten Abhängigkeit und Vereinigung mit Gott entstehen, oder vielmehr er ist beinah eins mit demselben. Darum mußte sich die Offenbahrung zu dem Menschen herablassen. Dies thut sie auf eine eigene und edle Weise. Nachdem die heilige Urkunde das große Wort: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde" ausgesprochen hat, neiget sie sich zum kindlichen Lehr- und Erzählungston, und erzählet die Bildung der Erde und die Schöpfung des Menschen. — Menschlicher und kindlicher und zugleich gottenswürdiger konnte gewiß der unbegreifliche, übersinnliche Act der Weltschöpfung nicht dargestellt wers

den. Sehet wie auch hier das einfache und kindliche UND um den Geist Gottes und das Licht, das er hervorruft, um die Meere und Wolken, um Gras und Bäume und Himmelslichter, um Thier und Gewürm spielt. Es kehret so oft wieder, daß selbst Luther glaubte, es zuweilen mit DA verwechseln zu müssen. So ist auch der Ton der Darstellung kindlich. Es kann also keine Rede seyn von Perioden — das Kind kennet keine andere Zeitrechnung als Morgen und Abend, Aufstehen und zu Bette gehen. Aber welche männliche Kindheit! — Gott spricht, und es geschieht; er gebeut, und es stehe da. Wie konnten sich die Gelehrten darüber streiten, wie das Licht eher hätte seyn können, als die Sonne! O, mit unsern erbärmlichen Ursachen und Wirkungen, worunter wir selbst das göttliche Handeln zwängen und zwingen wollen. Und wie schön und kindlich erscheinen die großen Lichter an der Veste des Himmels, und unter den Fischen zuerst die großen Wallfische! — Der Mensch, der diese Darstellung der Schöpfung —

in sich menschlich aufnahm und in menschlicher Schriftsprache darstellete und mittheilete — wurde dadurch ein Spiegel der Gottheit und des göttlichen Wirkens, und demnach, seinem innern Menschen nach, ein zweiter Schöpfer. —

Diese Idee eines Gottes, der Himmel und Erde, und alles was darin ist, gemacht hat, war die leitende Hauptidee der hebräischen Nationalbildung — man kann sagen der Bildung der Menschheit. — Sie wurde ihm so gegeben, daß er mit kindlichem Sinn sie glauben und befassen konnte. —

Dazu kam eine andere, nehmlich die zwiefache Natur des Menschen. Gott bildete den Menschen aus Erde — aber er hauchte ihm zugleich seinen Odem ein, und schuf ihn zu seinem Bilde. Dieses bezeichnete zugleich von der einen Seite die innige Verwandschaft des Menschen mit Gott, und von der andern seinen großen Abstand und seine Abhängigkeit von demselben. Darum wird der Mensch als Körperwesen in der heiligen Schrift auch gar nicht sonderlich geachtet.

Er ist Staub und kehret zum Staube zurück; aus Leimen gebildet wird er zu Leimen. Körperliche Schönheit galt deshalb wenig in den Nationalbüchern des hebräischen Volkes, bei den Griechen war es ganz anders.

Hierzu nehme man noch die andere Idee, daß der Mensch durch Ungehorsam und Sündlichkeit von Gott abgewichen ist — daß er nicht so sey, wie er seyn sollte — daß er in einem Zustande von Feindschaft gegen Gott sich befinde, und ihn sich versöhnen müsse — daß er also sehr weit von Gott — dem Heiligen und Gerechten abstehe.

Alles dieses mußte einen ehrfurchtsvollen Glauben in diesem Volke erzeugen. Dies zeigt sich schon bei den Urvätern dieses Volkes. Die Furcht vor Jehovah ist mit dem Glauben an ihn auf eine eigene Weise verbunden, und wenn bei andern Völkern der Begriff Tugend (ἀρετη, virtus) ein menschlicher ist, der mit der Cultur eine höhere Bedeutung empfieng, so wird er bei den Hebräern unmittelbar von Gott abgeleitet. (Gottesfurcht, Gottseligkeit.)

Aber durch seine Verpflanzung nach Aegypten war dieses Volk entadelt worden. Daß es aber nicht ganz zur Sklaverey versunken war, und seine Anlagen, zeigen Moses, Aaron, Mirjam. Denn man muß eine Nation nach den Edlern beurtheilen. Diese sind dessen Repräsentanten. Es bekam nun ein eigenes Vaterland und sollte zu den geistigen Ideen zurückgeführt und ausgebildet werden, die ihm vor Alters gegeben waren. Dieses geschah durch Zwang und Gesetz. Das Ceremonienwesen war der Zaun, der es einschränkte und überall auf die eine geistige Idee zurückführte. Es war, wie Schiller sagte, ein schlechtes Gefäß, worin die köstlichste Pflanze gezogen wurde. Ihre erhabene Poesie, setze ich hinzu, war der Regen und Sonnenschein, der dieser Pflanze Segen und Gedeihen gab. Das Gefäß sollte zerbrochen werden zu seiner Zeit, aber die Frucht ward für alle Völker der Erde bestimmt. —

Daß zeiget es sich, warum dieses Volk auch so eigen und abweichend war in seiner Bildung

und Charakter von den Griechen. Es hatte keine Mahlerei und Bildhauerkunst — denn nur der Gedanke, die Idee ist göttlich, und alles Göttliche unbeschränkt, kann also nicht in Linien eingeschlossen werden. Der menschliche Körper selbst ist ja, nach Hiob, nur ein Gebilde „aus Leimen gemacht, wie Käse zusammengerennen, mit Haut und Fleisch angezogen, aus Adern und Beinen zusammengefüget.“ Wie konnte es denn der Mühe lohnen, von dem Gebilde noch ein Abbild zu machen? — Sie hatten keine dramatische Kunst. Denn die menschlichen Leidenschaften, welche in dieser weltlichsten aller Künste die Hauptrolle spielen, stammen nicht aus dem Paradiese, sondern gehören zum Verfall des menschlichen Geschlechts, zur Feindschaft gegen Gott. „Er hat keinen Gefallen an der Stärke des Rosses, noch an Jemandes Beinen.“ Eben so wenig gab es unter diesem Volke eine Tanzkunst. Die Pfeifer und Geiger sind aus der Familie Kains. — Die Sinnlichkeit ist ja nichts anders denn irdischer Zusatz zu dem

göttlichem Odem – wie sollte Letzterer dazu angewendet und erniedrigt werden dürfen, um jene zu erheben, oder den Kampf des Fleisches mit dem Geiste darzustellen? Und was ist denn der Mensch, daß er sich erkühnen dürfte, sein eigenes Dichten und Trachten noch zur Schau zu stellen, und dabei Hand und Fuß zu bewegen? Durfte doch ein Priester, als eine heilige Person, nicht einmal Trauer tragen um einen Todten seiner Verwandtschaft, oder sein Gewand zerreißen. Nur bei Gotteslästerung durft' er es. Selbst Trauernde waren nach dem Gesetz unrein. — Sie hatten auch keine Philosophie und Mathematik. Die Mathematik ist an sich eine sehr irdische Wissenschaft — sie beschäftigt sich mit den Größen, mit dem Raum, ist also sehr sinnlicher und irdischer Natur. Sie ist nichts anders als eine Art von Chemie, die der Verstand ausübt. Er destillirt die irdischen Dinge zu Räumen und Größen und Zahlen und Linien und Verhältnissen. Diese äussern Dinge waren aber dem hebräischen

Volke so vieler Mühe nicht werth. — Ausserdem steigt sie immer von dem einen zu dem andern, und ihre Lehrsätze müssen wie die Zwiebelhäute abgelöset werden, wie sie in einander gewickelt sind. Die hebräische Nation war aber nicht zu einem Häuteablösen gebildet, sondern sie verzehrte die ganze Zwiebel. Sie legte auch kein solches Gewicht auf die Erdkruste, die nur Staub ist, sondern betrachtete sie als ein Werk des Höchsten, und voll seiner Güter. Er hatte ein für allemahl die Meßschnur darüber gezogen. Die Erhabenheit des hebr. Alterthums ist oft ein Humor, der die Erde mit einer Art Geringschätzung betrachtet, und alle einengende Schranken und Gränzen verschmähet. Mußten doch die Zimmerleute aus Phönizien kommen, um den Tempel zu bauen, worin Davids und Assaphs Psalmen ertönen sollten. — Eben so wenig konnten die Hebräer eine Astronomie haben. Denn was ist eigentlich die ganze Astronomie anders, als das Flattern der Mücke um ein Licht, woran sie sich die Flügel

versengt? — Man könnte auch auf den Bau einer Sternwarte die Worte des Propheten anwenden: „Der Himmel ist mein Stuhl, und die Erde meine Fußbank; was ists denn für ein Haus, das ihr mir bauen wollt? Oder welches ist die Stätte, da ich ruhen soll. Meine Hand hat alles gemacht, was da ist, spricht der Herr. Wer misset die Wasser mit der Faust, und fasset den Himmel mit der Spanne, und begreifet die Erde mit einem Dreiling, und wiegt die Berge mit einem Gewicht und die Hügel mit einer Wage? — Hebet eure Augen in die Höhe, und sehet, wer solche Dinge geschaffen hat, und führet ihr Heer bei der Zahl heraus und nennet sie alle mit Nahmen?" — Bewundernd steht der Hebräer und schauet gen Himmel; er siehet die göttliche Heerschaar in ewiger Stille über seinem Haupte wandeln — wie sollte ihm der Gedanke kommen, die Gürtel des Oviros zu lösen? Er vermag es ja nicht! Wie sollte er sich erkühnen, die himmlische Marschroute einsehen zu wollen und das „geringe Wörtlein", das er davon weiß, in Schröderschen Mondcharten auszubreiten. We die Himmel selbst die

Ehre Gottes verkünden, da thut der Erdenmensch am besten, wenn er die Hand auf den Mund legt. So war es nach der Hebräer Weise. — Und eben so wenig konnte die hebräische Nation eine Physik oder Naturgeschichte haben. Die Winde sind ja Jehovahs Diener und die Blitze seine Boten, die Wolken sein Gezelt und Wagen, der Donner seine Stimme, das Licht ist der Abglanz seines Gewandes. Er streuet den Schnee wie Asche und die Schlossen wie Bissen. Vom Odem Gottes kommt Frost und Thauwetter ꝛc. In dem Buche Hiob, in mehrern Psalmen und hie und da in den Propheten und in den heiligen Volkssprüchen findet man die hebräische Naturlehre. — Wo der Monarch selbst erscheinet, da wird man seine Dienerschaft nur betrachten in Beziehung auf ihn, als Beweise seiner Größe und Majestät wird man sie lassen vorübergehn — man wird seinen Wagen und seine Rosse mit einer Art von dunkeler Ehrfurcht anschauen, aber die Hauptempfindung, die sich auf den Monarchen concentrirt, wird alle Nebenempfindungen verschlingen oder verdunkeln.

— So wird auch die ganze Natur als das Werk und die Hülle der göttlichen Majestät mit dem Auge des Geistes, mit der Phantasie, angeschaut, und die Empfindung der Erhabenheit ist die Hauptempfindung. Darum sind auch Donner und Blitz, Erdbeben und Wasserfluthen, die hohen Gebirge und Cedern, und unter den Thieren Leviathan und Behemoth, Wallfische, Löwen und Adler die merkwürdigsten Naturerscheinungen. Singvögel, Schmetterlinge und leuchtende Würmchen kommen nicht vor. Sie sind zu klein, und machen Ansprüche, schön zu seyn. Schönheit ist etwas sehr untergeordnetes, und dabei springt dem Hebräer zugleich die Eigenschaft jeder Schönheit und Blüthe, die Vergänglichkeit, in die Augen — die Blume, die heute blühet, und morgen verwelket. Nur Jehovah ist schön und prächtig geschmückt.

Kurz, das Erhabene ist es, worin sich die ganze Bildung und Empfindung des hebräischen Volkes vereint und concentrirt. Und dieses deßhalb — weil ihm der erhabenste Gedanke, der höch-

ſie Glaube gegeben wurde, der Glaube an Jehovah, den Schöpfer Himmels und der Erde, den Lebendigen, der da war, iſt, und ſeyn wird, und in und von welchem alles Leben wohnt und ausgeht. Daher wird alles auf Ihn zurückgeführt — der ſtärkere Gedanke und die Hauptempfindung verdrängt und ſchwächt alle Untergedanken und ſchwächere Empfindungen, ſo wie das Kerzenlicht im Sonnenglanz ſeinen Schein verliehrt — alle Mittelurſachen werden überſprungen — die Ereigniſſe ſtehen nebeneinander — ſie folgen aufs nicht auseinander. Darum iſt das Wörtlein UND das Wort des hebräiſchen Alterthums, und ſeiner heiligen Urkunden. Es bindet den Himmel an die Erde, den Menſchen und die Natur an Gott, und wehret aller Klügelei des blöden Verſtandes und aller Anmaßung einer ſtolzen Weltweisheit. — Darum iſt dieſem Wort auch in der älteſten und heiligen Sprache eine Macht und Gewalt gegeben worden, wie in keiner andern. Sprachkundige wiſſen, daß es nicht blos die Stelle faſt aller

andern sogenannten Partikeln vertreten kann, indem es z. B. zwar, sogar, aber, dennoch, oder und entweder, nehmlich, weil, deßhalb, daß und damit, wann und dann ausdrückt und bezeichnet; sondern sogar die Gegenwart in Zukunft, und die Zukunft in Gegenwart, den Befehl in die Ausführung, Wollen in That verwandelt. — Es ist ein recht königliches Wort — und — in dieser Sprache — göttliches Geschlechts — es deutet auf etwas unvollendetes hin, das aber vollendet werden wird! — Er herrschet hier: in andern dienet es nur.

Mit diesen Worten beschloß Winand seinen Vortrag, und entschuldigte sich, wenn er zu ernst oder zu lange geredet habe. Ich würde mich nicht entschuldigen, setzte er hinzu, wenn Jeder unserer versammelten Freunde die Grundsprache der heiligen Bücher verstände. Denn alsdann würde eine Untersuchung der Art immer einen Platz finden dürfen in unserer freundschaftlichen Unterhaltung. So aber, fürchte ich, dürfte unser freundli-

cher Wohlthäter in manchen Theilen meines Vortrages die Absicht vermuthen, daß ich ihn hätte bestrafen wollen für die Aufgabe die er uns gegeben hat.

Herr B. antwortete, daß dieses keineswegs der Fall sey, und er sich vielmehr verbunden glaube, dem Wortführer zu danken, daß er ihm das Wörtlein UND in den heiligen Büchern so lieb und werth gemacht habe. Vor allem aber sey es ihm lieb, daß er den Mann, dem unsere Sprache so viel verdanke, als keinem vor oder nach ihm, auch in diesem Punkt so schön vertheidigt und gerechtfertigt habe. —

Als darauf einer von der Gesellschaft sagte, ob denn nicht die griechische Sprache durch den größern Reichthum der Bindewörter einen großen Vorzug habe vor der sogenannten heiligen hebraischen Sprache? so antwortete Winand: Allerdings! — so wie ich ihr einen Reichthum von Bild- und Kunstwerken einräume, deren die hebräische Nation kein einziges aufzuweisen hat. Aber warum

sollen wir denn beide Nationen auf diese Weise vergleichen? Sie sind zu divergirend, als daß sie verglichen werden könnten. Und wie kann denn die Kunst der Maaßstab seyn? Und soll es die Kunst seyn — wie wenn wir dann die edelste aller schönen Künste, die Dichtkunst, nähmen! Und wir stellten dem Homer und Pindar den Hiob, die Psalmen oder einen Jesajas entgegen? — Aber das wollen und dürfen wir nicht. Unsere Untersuchung betrifft nur das Wörtlein UND. Und sprach nicht auch bei dem Beginn der neuen Weltordnung die Vorsehung das Wörtlein UND zwischen diesen beiden Nationen der alten Welt aus? „Griechen und Hebräer" hieß es da. — So sey es auch mit uns! Ohne Griechen und Hebräer wäre die neue religiöse und geistige Weltordnung nicht entstanden, in welcher wir leben, und der wir so viel — ja unser ganzes geistiges Leben verdanken. — Aber wir kehren zum UND zurück: denn ich habe noch einiges zu bemerken.

Das Wörtlein UND iſt das Wort des hebräiſchen Alterthums — und das Wörtlein ABER das des Griechiſchen. Beide erklären die verſchiedene Nationalbildung und den Geiſt beider Nationen. Die Griechen wurden durch Freiheit, Kunſt und Spiel zu dem gebildet, was ſie wurden. Die Sinnlichkeit, das Fleiſch, war bei ihnen das Vorherrſchende; der Geiſt diente dieſem, aber nicht ſklaviſch — ſie verlangten nicht nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens. Dazu hatte dieſes Volk gar zu herrliche Anlagen und ein lebendiges Gefühl für Freiheit. Schönheit und Harmonie war das Ziel ſeines Strebens. Ueberall Leben und Regſamkeit in einer ſinnlichen, aber in der ſchönſten Form und Geſtalt — dabei die beſonnenſte Mäßigung und Beſchränkung in allem ſeinem Streben und unaufhörlichen Bilden. Dieſe Sophroſyne, (Beſonnenheit) herrſcht eben ſo ſehr in Homers unſterblichen Geſängen, als in den Bildſäulen eines Phidias, und in der Philoſophie des Sokrates und Platon — wie in den Geſchichten eines Hero-

det, Thucydides und Xenophon, oder in den Dramen eines Sophokles. Selbst die Tugend heißet bei ihnen Arete d. h. Harmonie, Zusammenstimmung. Homer ist das Nationalwerk und das Nationalbild dieses Volkes, so wie der Pentateuch, oder die Genesis des israelitischen.

Im Homer ist aber nicht UND das königliche Wort, das alles beherrscht und vertheilet, es ist blos ein dienendes — sondern ABER (δε, μεν u. s. w.) ist es. Und warum? — Der Geist des griechischen Alterthums ist plastisch — er ziehet alles in seinen Kreis herab, und gestaltet es nach Gränzen und Gesetzen, die er sich selbst in fröhlicher Freiheit giebt. Himmel und Erde, Götter und Heroen, die Morgenröthe und die Nacht, die Bitten und die Strafe — alles muß sich diese Gestaltung gefallen lassen. Selbst der Olymp ist bald auf Erden, bald im Himmel. Elfenbein und Marmor und Holz müssen zu einem Gott werden, oder die Götter zu Elfenbein, Holz und Marmor. So vereinet der griechische Geist alles.

Aber nicht die Vereinigung allein schaffet die Harmonie und die Schönheit – alsdann müßte das Unisono die schönste Musik seyn; sondern die besonnene Vereinigung des Verschiedenen und Mannichfaltigen zu einem Ganzen. Diese Harmonisirung und Vereinigung (αρμοζειν) geschieht mit völliger Freiheit des Gemüths — so daß sie als ein Spiel der Gemüths- und Verstandeskräfte, und zugleich wieder durch Gesetz und Regel nothwendig, erscheinet. — Doch ich komme wieder in meinen vorigen Lehrton. — Ich will also nur kurz und gut sagen: Das Leben und Weben der griechischen Welt ist das Leben der Jugendwelt, — und ihr Treiben und Streben ist ein freies Spiel. Jeder Knabe durchlebt ein frohes goldenes Zeitalter in Spiel und Freiheit, ehe der Israelitische Ernst des Lebens ihm erscheinet und ihn mit Ahnungen der Zukunft erfüllt. Ich erinnere mich gerne an jene Zeit, als unsere ganze Jugendkraft und Freiheitsgefühl sich im Ballspiel regte. Das ernsteste Gesetz waltete in diesem

Spiel, und Jeder gehorchte demselben mit dem strengsten Gehorsam, aber auch mit der höchsten Freiheit; alles gieng im abgemessensten Rhythmus, und Ernst und Spiel verschmolzen in einander; immer war eines gegen den andern und alles doch auf das innigste vereinigt, der angestrengteste Kampf und doch die innigste Harmonie. — Sehet hier das Bild der Hellenen-Welt! — Inniger, fröhlicher Genuß der Gegenwart, Herabziehen der ganzen Ober- und Unterwelt in seine eigene, Vereinigung und Verschmelzung des Verschiedensten zu Einem Ganzen. — Die Griechen lebten, wie die Kindheit, ein eigentliches Leben der Natur — woron Sirach sagt: es wären immer Zwei gegen Zwei und Eins wider das Andere und doch die größte Eintracht und Harmonie. —

So vereinigten auch die Griechen das Verschiedenartigste, Leben und Tod, auf ihren Urnen und Sarkophagen durch die Abbildungen energischer Kampfspiele, lustiger Tänze und muthwilliger Faunen und Satyren. Alles aber stehet in der größ-

ten Ruhe da, — die Dissonanzen sind aufgelöst in die schönste Harmonie, die Gegenwart ist in sich vollendet, ein Kunstwerk. Hier ist also nichts unbegränztes — oder noch zu erwartendes. Aber in der Rede entsteht das Kunstgebilde in der Zeitfolge, und das Verschiedenartige schließt, paßt und rundet sich allmählig dem Ganzen an. Und hier macht das ABER nun die Uebergänge — es ist wie der Meisselschlag des Bildhauers, der den spröden und todten Marmor zu einer lebenden Göttergestalt umbildet und das Widerstrebende zur geistigsinnlichen Einheit verbindet, und die Sinnlichkeit mit dem Geiste vermählt. — So mußte das ABER das Wort der Griechenwelt werden! Man lese nur die ersten sechzehn Verse der Ilias oder Odyssee, oder schlage auf, wo man wolle. —

Das Wörtchen, unterbrach Natalien der Redner, steht aber in üblem Ruf. Es ist ja, so sagt man, das Wort der hinterlistigen Schmähsucht und Verläumdung.

Freilich, antwortete der Pfarrer, so unschuldig wie das fromme UND ist es nicht. Es hat auch nicht die einfache und bescheidene Miene, sondern nimmt sich etwas heraus, und maßt sich Umsicht und tieferen Blick an. Auch in moralischer Hinsicht sucht es das Verschiedenartige zur Einheit zu bringen. Aber es kommt darauf an, von welchen Lippen und aus welchem Herzen es kommt. Es kann bitter anklagend, und auch freundlich entschuldigend erscheinen. Folglich so einfachen und unbefangenen Wesens, wie unser UND, ist das ABER nicht. So beruhet auch viel darauf, in welcher Gesellschaft es erscheinet — z. B. ob es hinter dem Guten, oder hinter dem Bösen auftritt, und hier, da doch alles Böse ein Mißklang ist, Harmonie, — oder dort, da das Gute Harmonie ist, Mißklang zu erregen sucht. So sagte der sanftmüthigste und liebevollste Mund, der je geredet hat, als seinen Freunden, seiner Bitten ungeachtet, immer die Augen zufielen — er sagte: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Und eben derſelbe ſagte auch zu dem boshafteſten Menſchen, die jemals die Erde trug: Ich bin täglich bei euch geweſen, und ihr habet keine Hand an mich gelegt. Aber das iſt eure Stunde, und die Macht der Finſterniß! — — So wenn er gleißneriſchen Menſchen die Untiefen ihres Herzens aufdeckte und ihnen die Maske abriß, dann war das ABER das Schwerdt ſeines Mundes.

So iſt es ja wohl das Wort der Wahrheit? fragte Natalie.

Freilich das, antwortete der Pfarrer. — Wir ſahen zuvor, daß es das Wort der äſthetiſchen Wahrheit iſt, die das Widerſtrebende zur Einheit verbindet. So iſt es auch das Wort der ſittlichen Wahrheit.

Aber wie könnt' es denn zugleich das Wort der Mediſance und Verläumdung ſeyn? ſagte Natalie.

Ich dächte, antwortete Herr Bernhard, ebendeßhalb, weil es das Wort der Wahrheit iſt. Die Verläumdung und Mediſance will doch nicht für das gelten, was ſie iſt, ſondern ſie macht vor allen

Dingen Anspruch auf Unschuld und Wahrheit. Sie gehet einher in Schaafskleidern, aber inwendig ist sie ein reissender Wolf — auswendig hübsch, wie die übertünchten Gräber, inwendig aber voller Todtengebeine und Moders.

Also, sagte Natalie, wie sich der Kälteste gern in den wärmsten Pelz hüllet, oder wie sich der Heuchler hinter schönen Sittensprüchen und Bibelstellen zu verstecken sucht.

Eben so, sagte der junge Bernhard. — Es ist das erste Wort, auf welches sich die Zöglinge einer Lästerschule üben müssen. Es ist zugleich das Stichwort, das alle Spieler mit einmahl auf die Bühne ruft. Ich sah neulich Sheridans Lästerschule aufführen.

A. „Mamsel N. N. weiß sich recht gut zu benehmen, sie hat recht artige Manieren — aber man muß auch bedenken, sie hatte so gut wie gar keine Erziehung.

B. Ihre Mutter war glaub ich eine italiänische Pomadehändlerin.

E. Ihr Vater soll ein Zuckerbäcker gewesen seyn.

D. Sie hat einen recht hübschen Wuchs, aber sie weiß es auch wohl und macht Ansprüche auf Schönheit.

E. Schade nur, daß Ihrem Gesichte alle Regelmäßigkeit abgeht.

F. Es ist eine Sammlung von Zügen aus allen Weltecken.

G. Sie hat in der That eine Irländische Stirn.

H. Schottische Locken.

J. Eine holländische Nase.

K. Oestreichische Lippen.

L. Einen spanischen Teint.

M. Zähne à la Chinoise.

N. Ihr Gesicht gleicht einer Table d'hôte in Spaa, wo keine zwei Gäste von einer Nation sind.

O. Oder einem Friedenscongreß nach einem allgemeinen Kriege, wo jedes Mitglied ein verschiedenes Interesse hat. Blos Nase und

Kinn scheinen sich freundschaftlichen Verhältnissen zu nähern.“

Warum wählen Sie aber, sagte Henriette, ein Stück aus einer weiblichen Conversation?

Blos auf dem Grunde, war die Antwort, um die Häßlichkeit eines solchen ABER durch den Contrast mit dem sanften und schönen Geschlecht desto auffallender darzustellen. Natürlich muß dieses am meisten beflissen seyn, die Disharmonie zu verdecken. —

Sie sind sehr höflich, sagte Ernestine. — Aber — ich kann das Wörtchen hier nicht entbehren — aber haben denn die Männer nicht auch ihre ABER's.

Freilich wohl! antwortete Wolfgang. — Nur ist das der Unterschied, sie brauchen sie nicht auf eine so feine Weise, wie das schöne und sanfte Geschlecht, weil sie auf innere Harmonie nicht so sehr Anspruch machen als jenes. Der Männer Antheil und Anspruch ist die Kraft, und daher wagen

sie das dreiste Urtheil geradezu, wo das schöne Geschlecht eine Hülle darum wirft, um seiner innern Harmonie — oder seiner innern Schönheit keine Entstellung oder Grimasse zu Schulden kommen zu lassen. Sobald aber die Männer sich von denjenigen Leidenschaften beherrschen lassen, welche — mit Erlaubniß zu sagen — die Griechen und Römer in weiblicher Gestalt darstellten, wie z. B. vom Neid, Mißgunst, Habsucht, List — dann bedienen sie sich auch, nicht selten mit weiblicher Feinheit, — des Wörtleins ABER. — „Aber — warum ist diese Salbe nicht verkauft um dreihundert Groschen und den Armen gegeben worden. — Das sagte er aber nicht, daß er nach den Armen fragte, sondern er war ein Dieb, und hatte den Beutel, und trug, was gegeben ward. — Da sprach Jesus: Lasset sie in Frieden. Arme habet ihr immer bei euch, mich aber habet ihr nicht allezeit." Welche ABER's! Der Apotheker in „Hermann und Dorothee," möchte auch wohl gerne sein Haus und dessen

Geräthe dem Geschmack des Zeitalter ein wenig mehr anpassen,

„Aber — es fürchtet sich jeder, auch nur zu rücken das Kleinste,
Denn wer vermögte wohl jetzt die Arbeitsleute zu zahlen?
Neulich kam mirs in Sinn, den Engel Michael wieder,
Der mir die Officin bezeichnet, vergolden zu lassen,
Und den gräulichen Drachen, der ihm zu Füßen sich windet.
Aber — ich ließ ihn verbräunt, wie er ist, mich schreckte die Fordrung.

Man sollte meinen, sagte der Forstrath — es wäre von Reinigung einer Kirche vor einem Ehrwürdigen Consistorio, oder von Verbesserung des Schulwesens vor Einer hochlöblichen Landesregierung die Rede.

Und als der geistliche Herr, fuhr Wolfgang fort, die Zügel faßte, und der Apotheker sich neben ihn setzen sollte — da heißt es:

Aber — du zauderteſt noch, vorsichtiger Nachbar, und sagteſt:
Gern vertrau ich, mein Freund, euch Seel und Geist und Gemüth an,
Aber Leib und Gebein ist nicht am besten verwahret,
Wenn die geistliche Hand der weltlichen Zügel sich anmaßt. —

Nun, sagte Natalie, Sie wählen die ABER's aus Ihrem Geschlechte von sehr glimpflicher Art, und lassen es den guten Apotheker entgelten. — Meinen Sie denn nicht, daß in Ihren Gesellschaften dies Wörtchen nicht eben so gut wie in den weiblichen, als verborgene Stilets gebraucht werden, um damit dem guten Nahmen, den man vorher durch ein scheinbares Lob sicher gemacht hat, den Tod zu geben? —

Wer wollte das leugnen — erwiederte der Forstrath. — Vor allen in unsern Zeiten, wo es so wenig Männer giebt, denen man das kurze und schöne Epigramm zueignen könnte, womit die Nationalversammlung in Frankreich das Andenken und das Bild Franklins ehrte. Es bestand nur aus drei Buchstaben und hieß: VIR. Unsere Männer in der feinen und eleganten Welt sind so abgegriffen und polirt, daß nicht viel Männliches an ihnen geblieben ist. Dagegen aber haben sie manche weibliche Eigenschaften angenommen, und sie in weibische verwandelt. Das Weib ist schüchtern, die Männer sind feige geworden, und geben sich dagegen das Ansehen eines hohen Muthes; das Weib ist von Natur begierig zu gefallen, die weibischen Männer gefallsüchtig: das Weib ist sparsam und haushälterisch, die Männer geldsüchtig und verschwenderisch für sich selbst; das Weib lebt und würkt in dem kleinen beschränkten Kreis, die verweibten Männer drehen sich in dem engen Kreise ihres Egoismus umher. Und daß sie eben

so gut klatschen und klatschen können, als — klatschsüchtige Weiber, davon sind unsere Reisebeschreibungen, Briefsammlungen, gelehrte Zeitungen ꝛc. Beweise. — Vor allen scheint unser deutscher Nationalcharakter das ABER zu lieben, mag es nun an unserm reflectirenden Verstande oder daran liegen, daß wir nie zu einer Nationalharmonie und Einigkeit gelangen konnten. Selbst da, als Hermann den deutschen Nahmen zur herrlichsten Höhe erhob und Varus Legionen im Teutoburger Walde die schwere Hand der Germanen fühlten, als Augustus in seinem Herzen das römische UND über Deutschland ein wenig zu früh ausgesprochen hatte, — auch da mußte in Germanien die Zwietracht wieder ihr Haupt erheben, und Hermann ward ihr Opfer. — So waltete im deutschen Lande immer ein Geist des Widerspruchs und wechselseitiger Anfeindung. Wo herrschte jemals mehr Kritik, aber auch mehr Wortzwist und Logomachie und Krittelei unter den Gelehrten und Philosophen, als in Deutschland. Deutschland ist das Vater-

fand der religiösen und philosophischen Secten, der Ister und Aner. Nur hier konnte eine Reformation und die kritische Philosophie mit ihrem Gefolge entstehn. — Aber zu dem Bessern gesellet sich immer nachäffend das Schlechtere. So artet nicht selten bei uns die Kritik in Krittelsucht, das Urtheil in Klatscherei aus. Ja, sehen wir doch kaum irgend eine, auf den Geist des Volks berechnete, Zeitschrift entstehen, ohne daß hinter derselben ein kritisches Richterstühlchen aufgepflanzt, oder ein Klatschó gehalten würde. —

Wir müssen jedoch auch, erwiederte Helm, unserer teutschen Nation Recht wiederfahren lassen. Ihre ABER's sind doch nicht, hoffe ich, so sehr das Product der Schmähsucht, als vielmehr ursprünglich ihres besonnenen Verstandes, und dann auch eines gewissen Strebens nach dem Vollendeten, mit welchem sich ein Humor vereinet, der nicht allen Nationen, sondern vor andern der teutschen und englischen eigenthümlich ist. Darum erkennen die Teutschen, bei aller Verehrung ihrer großen

Männer, dennoch auch die Schwächen derselben, und wenn man der teutschen Nation vorwerfen kann, daß ihre vorzüglichsten Genies nicht in so hoher Achtung bei ihnen stehen, als bei den Engländern, Franzosen, Italienern und Spaniern, so muß man dagegen ihr zugeben, daß auch vielleicht bei keiner Nation das Ideal so hoch stehet. — Wenn es je so weit mit uns kommen sollte, daß wir unsere vorzüglichsten Schriftsteller apotheosirten, so würde das ein sicherer Beweis seyn, daß es uns ergienge, wie dem Römervolke zu den Zeiten, als es seine Kaiser vergötterte. So wie diesem damals aller Römersinn entflohen war, so müßte uns aller deutsche Sinn verschwunden seyn, wenn es dahin kommen sollte. — Nein, das wird nicht geschehn! Was in uns wohnet, wird bleiben, weil es in der Tiefe und Stille unsers Herzens und Blutes wohnet. — Wohlan, sagte der alte B., lasset uns dieses erwärmen und das Blut des Vaterlandes mit dem unsrigen vermischen. Man trank und sang: „Bekränzt mit Laub ꝛc."

Kein Volk auf Erden, fuhr Helm fort, kommt dem teutschen gleich im Sondern und Vereinen — nehmlich in dem Gebiete des Geistes. Es hat ein Gemüth, welches sich alles Fremde anzueignen vermag und es gerne thut, aber auch Urtheil und Verstand, das Unedle von dem Edlen zu sondern. So haben UND und ABER gleiches Recht im deutschen Styl und Rede. - Das deutsche ABER ist eigentlich gar nicht bolthafter Natur. — So wie auch sein Klang ganz unschuldig tönet, sagte der Rector. Ja, ohne das End-R würde das Wort gar zu unschuldig klingen. So deutet das A im Anfang auf Ernst und Nachdenken — und BER am Ende vollendet die Trennung.

Die Gesellschaft sah den Rector bedeutsam an, er aber fuhr mit allem Ernste fort. Es gereicht uns zur Ehre, daß wir ein zweifelbiges Wort, und ausserdem auch noch das SONDERN haben, um den Begriff des Scheidens, den chemischen Proceß unserer Rede, anzudeuten. Es ist ein Beweis, wie bedachtsam und zugleich gutmüthig sich die Sprache benommen hat, als sie dieses Wort

in Reihe und Glied aufnahm. — Man nehme die Wörter anderer Sprachen, wie ganz anders klingen diese! Die Römer, welche die ganze Welt, wie ihre Stammmutter, die Wölfin, zu zerreißen suchten, um sie sich einzuverleiben — haben ordentlich furchtbare ABER's. Ihr AT und AST sind wie Schlachtschwerdter — ihr AUTEM wie ein rabulistisches ODER: ABER. — Ihr VERO ist ein ABER mit einem Schwur, und ihr bombastiges ampullöses VERUM ENIM VERO paßt für einen Dictator. Man denke sich nur das furchtbare „Carthaginem delendam ego censeo" (ich stimme für Karthag'os Vertilgung), das der Römer Kato jedesmal hören ließ, wenn er über irgend eine Sache seine Stimme abgegeben hatte. Gewiß war die Partikel, mit welcher er diesen Satz seinen anderen Worten anknüpfte, oder anzwang, jedesmal eine schneidende und scharfe, oder hochtönende. Entweder Ast, oder At — oder Caeterum, oder Verum enim vero — immer ein römisches derbes ABER. Es that auch seine gehörige Wirkung! Unser deutsches ABER wäre hier viel zu gelinde gewesen,

wenn je ein Deutscher ein solches hartes und ungerechtes Wort hätte sprechen können. Ob unser deutscher Kanzlei- oder Kabinetsstyl einen schicklichen Stellvertreter jenes römischen ABER's habe, weiß ich nicht. Die Griechen hätten ihr sanftes ΔΕ nun gar nicht gebrauchen können; es hat ein zu unschuldiges Ansehen, erscheinet ohne alle Ansprüche, und vereinet nur, als ein Vorschlag in der Musik, die verschiedenen Töne zum harmonischen Ineinanderfließen. Doch fehlt es der für alle Töne der Seele gestimmten Griechensprache nicht an dem Lauten, die das härtere römische ABER bezeichnen, nehmlich ihr Ατατ und ihr Πλὰν konnte dazu dienen. Die Engländer, diese kräftige aber auch eroberungs- und geldsüchtige Nation, hat ein ABER, das dem römischen AT und AST gleichkommt. Es ist ihr BUT — das sie so oft, und in fast unzähligen Abstufungen und Verschattungen, gebrauchen. Das Wort hat einen plumpen und dumpfen Klang, und die plattdeutsche Sprache bezeichnet mit diesem Laut durch Onomatopöie ungestüm, plump zufahrend, so wie auch das englische

gleichlautende Butt mit zwei T einen harten plötzlichen Stoß oder Schlag anzeigt. — Es ist ein wichtiges Wort der englischen Sprache und spielt darin eine große und ernsthafte Rolle. So tritt es unter andern hinter den verneinenden Wörtern auf als ein Repräsentant seiner Nation, welche das Nichts gar nicht gern leiden mag, sondern auf derbe und gute Stücke hält — und weiset gleichsam das Nichts zurück. Wo andere Sprachen z. B. sagen: Nichts als Geld; da sagt die Englische: Nichts aber Geld (nothing but money.) — Wo andere sagen: Niemand als der König; sagen die Engländer: Niemand aber der König. — — Die Franzosen haben ihr MAIS — was lässet sich davon viel sagen? Der Laut gefällt mir gar nicht, und ich bin froh, daß die Deutschen, von denen er wahrscheinlich stammt, und die ehmals das Meh als ein steigerndes Aber gebrauchten, es haben fallen lassen. Es klingt wie das Blöken eines Schaafs, und paßt nicht zu dem Geist und Charakter des Aber — obwohl

es der höfischen Medisance und Persiflage (zwei französische Wörter, wofür wir keine deutsche haben) recht gelegen seyn mag, ein so sanftblökendes Wort, solchen Wolf in Schaafskleidern, zu besitzen. Das holländischen MAAR — ist ein deftiges Wort, und wenn man ein Wort anthropomorphisiren könnte, so müßte man dieses MAAR in sehr bedächtiger Stellung, mit dem Finger auf der Nase, und wo möglich, wenn nicht mit einer Allonge-, doch einer Stutz-Parücke abbilden. — Es ist ein echtholländisches Product, fuhr der Rector sehr ernst fort, und der echte Holländer kann es auch nur mit dem gehörigen Ton aussprechen. Unser deutsches ABER ist viel magerer, aber länger von Positur.

Unser deutsches ABER — fuhr Freund Walther mit dem Ernste des Rectors fort — scheint mir ein humoristisches Naturell zu haben. — Selbst seine Ableitung, wenn anders Frisch recht hat, würde dafür stimmen. Er sagt nehmlich, es komme von OBER, UEBER — oder sey vielmehr

nichts anders, als ein solches gehäutetes und verpuppetes und in ein Bindewort verwandeltes Vorwort, so wie ja auch unser SONDERN ein in ein Bindewort metamorphosirtes Zeitwort ist — So würde also ABER = OBER schon seinem Ursprung nach humoristischer Natur seyn. Denn dem Humor ist es eigenthümlich, daß er über dem Endlichen schwebet, mit der göttlich-feindseligen Absicht, dasselbe zu vernichten, damit das Unendliche freier werde und sich heller verkläre. — Der Humor schwebet wie ein Adler in den himmlischen reinen Lüften, die Erde unter ihm mit ihren Städten und Menschen erscheinet ihm wie Ameisenhaufen und Ameisen — oder er gleicht jenem Zaunkönig, von welchem Kaisersberg sagt, „daß er sich wider den Adler strüßet.“ Er setzte sich nehmlich einst auf den Rücken des Adlers, der, des Vögleins Schwere nicht fühlend, mit ihm gegen die Sonne fuhr. Als aber nun den Adler seine ermatteten Schwingen nicht höher trugen, da erhob sich das Zaunschlüpferlein und thät einen

noch höhern Schuß in die Oberregion, quinkelirend, — und spottete also in humoristischer Weise seiner eigenen Kleinheit und der Größe des königlichen Vogels. Und freilich waren sie auch noch beide sehr weit von der Sonne.

So schwebet auch das Wörtlein ÜBER oftmals in deutscher Rede über den andern Wörtern und Redensarten und machet sie allesamt zunichte. Daher habe ich nichts dagegen, daß es von OBER kommen mag.

Der Pfarrer erinnerte sich hier des Gleichnisses im Evangelium: „Es war ein reicher Mann, deß Feld hatte wohl getragen. Und er gedachte bei ihm und sprach: Was soll ich thun? Ich habe nicht, da ich meine Früchte hinsammle. Und sprach: das will ich thun. Ich will meine Scheuren abbrechen und größer bauen, und will darein sammeln alles, was mir gewachsen ist, und meine Güter. Und will sagen zu meiner Seelen: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß und trink, und

habe guten Muth!" — Auf diese gemüthlichen und genüglichen UNDs des Ameisenlebens folgt aber ein gewaltiges ABER von Obenher, von wannen die guten und vollkommnen Gaben kommen. „Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr!" — Eben so gedachte der Pfarrer eines andern, auch von oben kommenden, ABER in dem Munde des Nikodemus bei Klopstock:

„Du hast mir gesuchet,
Aber ich segne dich Philo!" —

Ja, wir haben ganze Kunstwerke, fuhr Wolfgang fort, die nichts anders sind als ein solches — ABER, eine lange kunstvolle Dissonanz in langen Zügen, deren Auflösung der höhre Geist schon fühlet, ehe sie da ist. — Seltsame Behauptung! rief eine von den Frauen, sollte das ernstlich gemeint seyn?

Ich stimme der Behauptung vollkommen bei, sagte Walther, und wähle zum Beweis das Beispiel aus dem größten Weltvernichter und Humoristen, Shakespear, und zwar seinen Hamlet. Göthe meint den Schlüssel des Drama darin gefunden zu haben, daß er annimmt, Shakespear habe wollen

ſchildern: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachſen iſt. Alſo immer ein ABER! — Hamlet ſoll eine große That vollbringen, aber er vermag es nicht. — Das mag immerhin wahr ſeyn — obgleich ich nicht eben einſehe, — (mit Erlaubniß des großen Dichters ſey es geſagt —) wie die That und Strafe, die er im Nahmen der Nemeſis an ſeinem Stiefvater und dem ſchändlichen Uſurpator ausüben ſollte, den Nahmen einer großen That verdiene, und wie dieſe That mit einem in ein köſtlich Gefäß gepflanzten Eichbaum verglichen werden könne. — Auch ſcheint es mir wohl Homeriſch, aber nicht Shakeſpeariſch, ſo viel Lärm um einen einzelnen Menſchen zu machen. Er greift nach meinem Bedünken tiefer und viel weiter um ſich. Sein ganzer Hamlet iſt nur ein Conflict des UND und des ABER, die UND machen das Drama zu einer königlichen Geſchichte, die ABER zu einer menſchlichen, oder zu einem Trauerſpiel. Es iſt eine ganze Menſchenwelt darin enthalten. —

Schon die ersten Scenen, die Wachen auf der Terrasse vor dem Pallast, sind die nothwendige Einleitung des Ganzen. Es sind die einzigen königlichen UNDs, die in der Mitternacht und Geisterstunde in bitterer Kälte sich regen, und um die Burg des Königs sich lagern müssen. — Es siehet aus wie Glanz und Größe, und dennoch liegt auch hier ein ABER — daß Menschen den einzelnen Menschen vor Menschen so bewachen müssen, — weil der einzelne Mensch ein König ist! Als ob Königthum ein feindseliger, von der Nemesis stets bedroheter Zustand wäre! — Es regt sich keine Maus; aber der Schatten des vorigen allgewaltigen und geliebten Königs wandelt zwischen den Wachen, und kann nicht zu Ruhe kommen. — Und seine vorige Gemahlin schlummert in dem Pallast in den Armen seines Bruders — es ist ein Hochzeitfest gewesen. Hamlet trauert, daß seine Mutter den Vater so unmenschlich, bald vergessen konnte — „ein Thier würde länger getrauert haben" — er nennt es eine blutschänderische Ehe — und doch

weiß er noch nichts von dem Verbrechen, das diesem Freudenfeste vorangieng. Welche Durchkreuzungen! — Und nun erscheint der König mit der Königin, giebt Audienz im Staatszimmer, sendet eine Gesandtschaft nach Norwegen, beurlaubt den Laertes, den Sohn seines Staatsministers — lauter UNDs des königlichen Standes, aber je näher dem Könige selbst und seinem Blute, desto mehr ABER, Geschwüre und Wunden der Seele, die bei jeder leisen Berührung bluten und eitern. — Hamlet erscheint in düsterer Gestalt, und nun muß der König herunter von seiner Majestät, er muß sich krümmen und winden, — daß er die offenen Wunden nicht berühre. — Gott im Himmel, welches ABER! Wie triumphirt es über alle goldene und demantene, über alle Staats-, Thron- und Kron-UNDs! Augustus hieß auch Mehrer des römischen Reichs und war es in der That — Provinz und Provinz und Provinz und Provinz — ABER in seinem innern Haushalt wohnete die Nemesis und hohnlachte. — Schon

hier möchte man mit **Hamlet** ausrufen:

How weary, stale, flat,
Wie ekel, jämmerlich, wie flach und schaal
Erscheinet mir das Wesen dieser Welt!
O Pfui! O Pfui! sie ist ein wüster Garten,
Der auf zu Saamen schießt. Verworfnes Unkraut
Erfüllt ihn gänzlich. —

Welch ein schreckliches ABER nach der feierlichen Audienz ist Hamlets Monolog! —

Shakespear läßt nun einen Blick thun in das Apartement des ersten Staatsministers. **Ophelia**, die Liebende, erscheint vorerst vor dem Sohn des Ministers, ihrem Bruder, und man muß erstaunen, wie der junge, in Frankreich gebildete Nordländer so reich ist an Sentenzen und Nach- und Klugheitsregeln für seine Schwester! Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. — Die Schwester giebt ihm seine Lehren zurück, und sagt, er möge es nicht machen, wie jene salbungslose Seelenhirten, die andern den steilen und dornigten Pfad zum Himmel zeigen, während sie selbst den breiten lustigen wandeln. — Shakespear

spottet über die Klugheit — er legt sie dem Laertes bei, wie einem jungen Studenten einen Positivbart eines Kapuziners, der damit etwa einen betrunkenen Bruder Studio berichten soll. —

Es ist lauter Satyre auf die Klugheit. — So erscheint auch kurz darauf — um dem Laertes Gleiches mit Gleichem zu vergelten — die Moral im Munde des abgeschliffenen alten Höflings, Polonius. Aber damit die Moral decent und ministeriell auftreten möge, wird sie mit allerlei Purpurlappen aus der Syntaxis ornata behängt — so wie der Leidende vor Herodes mit Purpurzepter und Dornenkrone. — Ob sie mit ihren Sentenzen und Moralisiren auch einen Hund aus dem Ofen locken! Der Erfolg zeigts. —

Shakespear glaubt nicht daran. Er führt wieder zur Terrasse. Die Winterkälte schneidet, es friert bitterlich, die Glocke hat Zwölfe geschlagen, aus dem Pallast tönt Musik, und Pauken und Trompeten und Becherklang um Mitternacht — und der Geist erscheint, er enthüllt

Hamlet die ganze schreckliche That, und aus dem Pallast tönt Trompeten- und Paukenklang! Welche Compositien der disparatesten Dinge! Welcher Conflict der UNDs und ÄBERs! —

In dem 4ten Aufzuge offenbaret sich nun die menschliche Erbärmlichkeit im Hof- und Staatskleide wieder auf andere und mannichfaltige Weise. — Der Minister eröfnet die Scene. Mißtrauen gegen das Betragen seines Sohnes in Paris, und zugleich ein Auftrag an Reynalds, diesen auszuforschen — eben so niedrig und klein in seiner Art und Weise, als in dem Vortrage voll Dünkel und Bombast. — So ist er auch sogleich mit sich selbst auf dem Reinen, nachdem er Ophelia gesprochen hat, Hamlet sey toll aus Liebe — weil sie auf Befehl ihres Vaters ihm seine Briefe zurückgegeben und den Zutritt verboten habe. Der alte flache Geck glaubt Hamlet ganz zu durchschauen, und hält sich selbst, seine eigene Weisheit, für die Ursache des ganzen Gemüthzustandes des Königssohnes. Und so geht die aufgeblasene

und einfältige Excellenz zu den beiden Majestäten, und treibt da allerlei bunte und nichtige Blasen, in denen nichts als Wind ist. Nachdem ihn Shakespear so in so erbärmlichem, und schwachmüthigen, Thersitesgestalt sich selber hat darstellen lassen, sendet er den Repräsentanten seines dichterischen Humors, Hamlet über ihn, der den alten Narren ganz herunterbringt. Er legt ihm die Aggregate des Alters kurz und bündig wie in einem Inventarium dar: Grauer Bart, runzlichtes Gesicht, Bernstein und Katzengold schwitzende Augen, ein überschwenglicher Mangel an Witz und schlotternde Lenden — und der alte Narr findet es zwar toll, aber doch Methode drinnen. — Darauf erscheinen zwei Hofleute, mit prächtigen Nahmen, Rosenkranz und Güldenstern, voll Gewandtheit und Hofmanier, sich sehr glücklich fühlend in königlicher Gnade und Vertrauen — aber Hamlet gegenüber, dem die Erde ein unfruchtbares Vorgebürge, und der Himmel eine Sammlung von pestilentialischen faulen Dünsten dünkt — er

erkennet die hohe Würde des Menschen, aber nachdem er ihn erhoben hat, macht er ihn wieder — zu einem Häuflein Staub. — Die Schauspieler erscheinen, und diese sind Hamlet willkommen. Denn es ist ihr Amt, eine Rolle zu spielen. Sie sind gleichsam Hohlspiegel der menschlichen Thorheit. Aber sie veranlassen ihn, einen Blick in sein eigenes Herz zu thun. Hier erblickt er jetzt die nehmliche Erbärmlichkeit, weßhalb ihm alle andere Menschen anekeln — die Bluthat an seinem Vater verübt, Himmel und Hölle fordern ihn auf, Rache und Gerechtigkeit zu üben. Aber er thut nichts. Er wünscht, daß Jemand auftreten, ihn einen Niederträchtigen, einen Feigling, einen Lügner und Elenden nennen möge! — So schließt der Act.

Aber — o Himmel! wie erbärmlich erscheint jetzt das menschliche Wesen. Das Oberste zu unterst gekehrt. Der König wird von seinem unterthänigen Staatsminister zuerst gedemüthigt, durch eine einzige Sentenz, die der faselnde Grammatiker vorträgt:

Nur zu gewiß iſts, mit der Andacht Miene,
Und mit der Frömmigkeit Gebehrde überzuckern
Wir oft den Teufel ſelbſt. —

Worauf der König für ſich ſagt:

O nur zu wahr! Wie trifft
Dies Wort mit ſcharfer Geißel mein Gewiſſen!
Der Metze Wange, ſchön durch falſche Kunſt,
Iſt häßlicher bei dem nicht, was ihr hilft,
Als meine That bei meinem glattſten Wort —
O ſchwere Laſt! —

Und bald darauf ſtimmt Hamlet ſein klägliches „Seyn oder nicht Seyn!“ an, und nun geht das Schauſpiel los; der König wird von dem Donner ſeines Gewiſſens gerührt; es wird Liche! Licht! gerufen, als ob das Gewitter in eine düſtere Nacht eingeſchlagen hätte; wogegen Hamlets Luſtigkeit wunderſam abſticht. Der König liegt zu Boden, von ſeinem Gewiſſen hingedonnert — durch ein Schauſpiel; bald darauf werden die beiden Geheimen Räthe Güldenſtern und Roſenkranz mit einer Ode gegeiſſelt — der

König hält wieder einen Kabinetsrath; er meinet, wenn er Hamlet nach England schicke, daß er auch dann seines Quälers los seyn werde. Die Herrn Höflinge stimmen vollkommen ein. Königliche Majestät sey wie ein ungeheures Rad befestigt auf des höchsten Berges Gipfel, an dessen Spitzen zehntausend kleine Dinge gekittet sind. Und stürzt das Rad — dann stürzen alle die Tausende mit in den Abgrund. — So klingt es im Kabinet von den Höflingslippen — aber ach! so wie sie fort sind, wirft das unsichtbare Ding, das Gewissen, die Majestät zu Boden, sie winselt und windet sich im Staube wie ein Wurm — zum Erbarmen. Man sieht, wie das Schwerdt an dem Pferdehaar über seinem Haupte hängt — man wünscht, es möge seinem elenden Daseyn ein Ende machen. Aber nein, Hamlet tritt zurück — Polonius, der Staatsminister, muß seinem Herrn und Gebieter vortreten. Seine Excellenz stirbt — wie eine Ratze, hinter der Spanischen Wand. Aber ein viel schärfe-

res Schwerdt, das der Wahrheit, durchschneidet das Herz der Königin. — Mutter und Sohn — diese schönen UNDs, werden ein furchtbares ABER — das schönste Verhältniß wird selbst in Hamlets Munde ein Spott. — Das die Folge der Herrschsucht — das die Begleitungen der Majestät! — —

Den vierten Act eröffnet wieder der König und sein Cabinet. Aber Himmel! welche eine Welt von Verwandlung und Verwirrung folgt darauf! Hofleute sind nur Schwämme, die des Königs Gunst, Blicke und Befehle einsaugen, Brocken, die der König wie ein Affe in der Backentasche trägt, um sie zu gelegener Zeit zu verschlingen. Ein König ist ein Nichts; wenn man das nimt, was des Menschen Leib und Seele zusammenhält, das Essen, so ist der Wurm der erste Gebieter und Kaiser, und Könige und Bettler nur verschiedene Gerichte seiner Tafel. Ja, einem Könige kann es ganz natürlich begegnen, daß er einen Gang macht durch die Gedärme eines Bettlers. Solch unbarmherzig Urtheil fällt Hamlet über die höchste

irdische Würde, und siehet kurz darauf einen Cherub. — Indeß kommt Prinz Fortinbras mit einer Armee gegen die Pohlen, um einen Fleck Landes zu erobern, der, keine 5 Dukaten Pacht einbringen würde, dessen Eroberung aber wenigstens 2000 Menschenleben und 20000 Dukaten kosten wird. Hamlet stellt sich dem Krieger gegenüber in seiner Erbärmlichkeit, daß er nicht den Vorsatz ausführen kann, wozu kindliche Liebe, Recht und Blut ihn aufforderte. So sind die Vorsätze des Menschen! — Da kommt Ophelia, jetzt selbst ein verstimmtes Glockenspiel — ihres Verstandes beraubt. Das ist die menschliche Vernunft! das ist die Liebe! — Es ist ein Jammer, sagt Laertes, daß der Verstand eines jungen Mädchens so sterblich seyn muß als eines Greises Leben! — Sie bekränzt sich mit allen Blumen, die sie finden kann und singt Strophen aus allen Balladen, die sie im Gedächtniß hat. Welche UND — zu dem traurigen ABER! Singend versinkt sie in den Wellen, sie, die bestimmt war, Königssöhne zu

gebähren! — Ja sogar die brüderliche und kindliche Liebe wird an diesem Hofe in Giftmischerei und Blutgier verwandelt — und selbst der junge Laertes, der ein Edler scheint, spricht mit dem alten König von Vergiftung und schändlichem Trug wie von einer ganz natürlichen Sache. — Dieser Akt endet mit einer fast epischen Erzählung von Ophelia's tragischem Tode. Mit Gras- und Blumenkränzen geschmückt sinkt sie in die Wellen, — ein lebendiges Bild des Wortes: Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume — das Gras verdorrt, und die Blume fällt ab. —

Darum kann der Schlußakt nicht besser beginnen, als auf einem Kirchhofe, wo ein Paar rohe Todtengräber, würdige Repräsentanten des Todes selbst — nehmlich des unhöflichen höfischen Todes, der ohne sich anzumelden hereintritt, als ob er ein Hofmarschall oder Maitre de Plaisirs wäre, wovon er grade das Gegentheil ist. — So erscheint er auch hier in der Person seines Repräs-

sentanten. Er spielt mit Schädeln; hier hat er den Kopf eines Politikers, der weiland den lieben Gott selbst zu überlisten meinte — eines Höflings, der so freundlich sagen konnte: Guten Morgen, mein theurer Fürst! Was macht mein guter Herr? — von Milord So und So, der seines Herrn Pferd rühmte, um es zum Geschenk zu bekommen — von einem Advokaten — warum belangt er den groben Kerl, der ihn mit der schmutzigen Schaufel auf den Scheitel schlägt, nicht Injuriarum — hier von einem weiland Generalpächter — all sein Land faßt jetzt ein kleiner Sarg — dort der Schedel von des Königs Hofnarren. Wo sind seine krummen Sprünge und Späße und Einfälle, welche die ganze königliche Tafel in ein tobendes Gelächter versetzten? — Und eben so — sagt Hamlet, und Horatio bestätigt es, — sah Alexander der Große in der Erde aus — und vielleicht hat der Lehm, wozu er ward, dazu gedient, um ein Bierfaß zu spünden. — Ein würdiger Prolog zu dem große Fest, das dem stolzen Todesfürsten berei-

tet wird! Der König, die Königin, Hamlet, Laertes — lauter königliche Leichen! Horatio, der Freund und einsylbige alte Römer, lebt, und thut den verschwiegenen Mund auf und redet. — Das Schauspiel endet mit einem blauen Dampf — mit einer Todten-Salve. —

Walther schwieg; auch die Gesellschaft. Der alte Bernhard unterbrach die Stille und sprach: Nein, das ist zu arg! Ists doch, als ob wir einem Trauerspiel zugesehen hätten. Nein, rief er, damit wir des Bandes vom Herzen los werden, so laßt die Becher umhergehn nach deutscher Sitte. Der Wein erfreut des Menschen Herz.

Es geschah, und Walther empfieng von allen das Zugniß, daß er seinen Vorsatz vortrefflich ausgeführt und die humoristische Natur des ABER aus dem Shakespearschen Drama gut entwickelt, und zugleich die Freude der Gesellschaft durch den tragischen Ernst seiner Darstellung erhöht habe. Einige meinten, jedes tragische Drama müsse ein solches langes UND seyn, über welchem ein ernstes

und vernichtendes ABER schwebe und walte. Andere stimmten dem bei, jedoch mit der Behauptung, daß in keinem Drama dieses ABER so ernst und furchtbar erschiene, als in denen des großen Britten.

Kein Wunder! erwiederte der Pfarrer. Denn es hat nie ein Dichter gelebt, der das menschliche Herz, dieses trotzige und verzagte Ding, und die Sünde, der Menschen Verderben, und das Satansreich mit seinen Hexen und Kobolden genauer kannte, als Shakespear, wie er vor allen in seinem Macbeth bewiesen hat. Seine Dramen sind Gottesurtheile, und dem Welt- und Glanz-Vernichter konnte daher auch keine bessere Grabschrift gesetzt werden, als die aus seinem eigenen Geist, welche seinen Stein in Westminster schmückt:

The cloud-capt towers, the gorgeous palaces,
The solemn temples, the great globe itself,
Yea, all which it inherit, shall dissolve.

Die himmelhohen Thürme, die prächtigen Paläste,
Die feierlichen Tempel, der große Erdbau selbst,
Ja, alles was drauf wohnet, wird zergehn.

Nun! rief der Doctor Leonhard — es sollte mich nicht wundern, wenn uns das Wörtlein UND noch heute zu Elias feurigen Wagen führte. Stehn wir doch jetzt in der Westminster-Abtei an Shakespear's Grabe.

Das ist ja das Ende vom Liede — sagte der Pfarrer, das Ende aller UNDs und ABERs! Wer wüßte das besser, als wir beide; der Arzt und der Geistliche.

Freilich, sagte der Doctor, der Tod ist ein fatales ABER. —

Blos für den Arzt, antwortete der Pfarrer. — Seine ganze Kunst und Weisheit bestehet darin ihn abzukehren und wegzuweisen, jede Oeffnung, wo er eindringen könnte, ihm zu verschließen, und dem armen Leben eine Elle anzusetzen. Und dazu bedarf es vielfacher, aus allen Theilen der Erde und allen Reichen der Natur zusammengesuchter

Binde-Partikeln, womit ihr das entfliehende Leben an den Leib zu kitten strebet. — Allein je mehr das ABER seine Domainen in dem Körper des Kranken erweitert, um desto mehr verengt sich das Dominium des Arztes. Wir aber, deren Departement nicht Fleisch, sondern Geist ist, gewinnen immer mehr Land für das einzige große UND, worauf sich unser Amt und Beruf allein beziehet. Shakespears Grabschrift und Elias Himmelswagen sind der Aschermittwoch und Allerheiligentag unsers Kalenders, die beiden Sonnenwenden, zwischen welchen unser Frühling und Sommer liegt. Wie wären wir denn von der Tagesordnung abgewichen?

Sicherlich nicht, sagte Wimand. Unser gefeiertes Wort ist, obwohl das bescheidenste und einfachste, doch zugleich das allerkühnste und muthigste. Es waget sich überall hin, ohne jemals unedel zu erscheinen. Selbst das größte Geheimniß des Christenglaubens kann, so wundersam, ja so widersprechend selbst es auch scheinet, doch des ge-

feierten Wortes nicht entbehren, und was nicht minder zu bewundern iſt, es hat ungeachtet ſeiner irdiſchen Natur ſeine Würde ſo behauptet, daß niemals in der chriſtlichen Kirche ſeinetwegen Streit entſtanden iſt. — So kann man ihm eine Art göttlicher Natur einigermaßen zuſchreiben. Das Irdiſche, der Gegenſatz des Göttlichen, iſt in uns aufhörlicher Trennung begriffen. Das UND iſt nichts als Vereinigung — es iſt, möcht' ich ſagen; der Vollführer und die Geſtaltung des Schöpferwortes in der Zeit und dem Raume. Gott ſprach: Es werde Licht! Und es ward Licht. Es erſcheint alſo in deſto höherem Glanze, je verſchiedenere Dinge es verſöhnet und vereint. So bindet es Leib und Seele, Gott und Welt — und ſo vereint es auch billig das Geiſtige und Leibliche, die Bibel, Homer, Oſſian und Shakeſpear, den Wein und das Geſpräch in der heutigen frohen und weiſen Verſammlung unſerer Brüderſchaft.

Ich hoffe nicht minder, ſagten darauf mehrere Stimmen, daß ſich dieſe unſere Verſammlung und

die von unserm würdigen Freunde uns ertheilte Aufgabe so wie bisher, im Fortgang und Ende poetisch gestalten und lösen möge.

Freilich! sagte Bernhard, es hat sich doch in dem Wörtlein ABER, eben durch seine entgegengesetzte Natur, eine schöne Episode in diesem Enkomium gebildet. Es bildet den Schatten des Gemäldes, die Dissonanz der Harmonie. —

Wie überall im ganzen menschlichen Leben, begann der Forstrath .... Unser Leben, sagt Plato, sey zugleich ein Lustspiel und ein Trauerspiel! — wie es der Hamlet, und die meisten Dramen des großen Britten auch nicht anders sind. Nach unserer heutigen Art zu reden würden wir sagen, es sey nichts anders als ein steter Kampf und eine Durchkreuzung der UNDs und ABERs. — Im Grunde ist es einerlei, ob man die Geschichte eines einzelnen Menschen oder eines ganzen z. B. des größten aller Völker, des Römervolkes, vor sich hat. Was ein Volk im Großen, das ist und erlebet der Mensch im Kleinen. Das, ich

glaube um 30 Fuß durch seine Trümmer über dem alten erhöhete, neue Rom ist im Grunde nichts mehr, als ein Dorfkirchhof. Ja, in jeder Haushaltung wechseln eben so, wie in Rom, die Regierungsformen, Monarchie wird zur Demokratie, Demokratie zur Monarchie, je nachdem die Leidenschaften wechseln, oder das Haus irgend einen Zuwachs oder Abnahme erleidet. Eine Erbschaft z. B. von der Frauen Seite, oder ein Fehler und Schwachheit von Seiten des Mannes, kann plötzlich die innern und auswärtigen Verhältnisse und Regierungsform des Hauses wie eines Staates verändern. Wie leicht verwandelt sich nicht die monarchische Verfassung des Hauses in eine weibliche Aristokratie, oder, wenn die Töchter heranwachsen, in eine Ochlokratie, die alle Staatskräfte vergeudet. — Das häusliche Leben hat auch so gut seine Carthago's und Catonen, wie Rom. So habe ich z. B. seit einiger Zeit die Rolle eines Marcus Porcius Cato übernehmen müssen: „Uebrigens halte ich dafür, daß Carthago müsse zerstört wer-

den!" — Dieſes Carthago iſt nichts mehr und nichts minder als ein ſchiefer Zahn, der unſerm Julchen oben aus dem Zahnfleiſch hervorwächſt, weil man einen andern, den er erſetzen ſollte, nicht frühe genug wegnahm. Die Mutter und das Mädchen betrachten dieſen Querzahn allerdings als ein verderbliches Uebel, das fortgeſchafft werden muß. Aber die Schmerzen des Ausnehmens, die Geſundheit des Kindes, weichliche Schonung und wer weiß wie viele Bedenklichkeiten erheben ſich dagegen. Der Zahn wird, ſo wichtig und vielbeſprochen auch der Gegenſtand iſt, in meiner Gegenwart nie erwähnt. Aber ich trete immer, und eben dann, wenn man es am wenigſten erwartet, als ein ernſter Marcus Porcius Cato auf: Atqui Carthaginem delendam censeo! — Wie bei Carthagos Zerſtörung, ſo wird auch alles, was die Weiblichkeit Schönes und Widerſtehendes hat, dem entgegengeſetzt, und ich weiß nicht, wie lange ich noch mein Votum werde wiederholen müſſen, ehe Carthago falle. Aber fallen wird es. — Und

ist denn die erste Hose oder Schnürbrust, oder die Ohrendurchbohrung für die ersten Ringe von geringerer Bedeutung für die Haushaltung, als die Gesetzgebung des Decemvirats zu Rom, oder die Abschaffung und Einführung der königlichen Würde zu Athen? oder — was noch mehr sagen will, erregt die Anschaffung eines neuen Möbels nicht oft mehr Bewegung im Hauswesen, als ehmals die Einführung eines neuen Gottes in die römische Staatsreligion? Und war die Einölung der Shandyschen Hausthür mit weniger Schwierigkeiten verbunden, als z. E. die Einölung des dürren stockenden, knarrenden und Menschenalterlang nach Oel seufzenden Schulwesens in manchen Staaten, wo man Marmorpaläste, die Millionen kosteten, ohne Schwierigkeit aufführte! — So wiederholen sich in jedem Menschenleben die ABSRd, und kommen Einem grade da in die Quere, wo man es am wenigsten vermuthete, und zerstören die geliebten und sorgsam gepflegten UNDs, ehe man sich dessen versiehet. Welches noch so einfache Menschenleben

hätte nicht Ereigniſſe aufzuweiſen, die dieſer Wahrheit zum Belege dienen können? So meinte ich auch einmal Ministre des mines, des eaux et des forêts zu werden und ſo ungefähr die Hauptſtücke der Welt zu dominiren. Ich war im Ausſlande; man hatte mich meinem ehemaligen Landesherrn empfohlen. Ich wurde hinbeſchieden. Ich konnte die Zeit nicht abwarten, bis der Schneider die neue ſchwarze Levantine fertig hatte. Ich zog ſie an, ſtellte mich vor den Spiegel, und nannte mich ganz leiſe: Ihre Excellenz. Darauf packte ich die Levantine ein, und fort zur Reſidenz. Ich meldete mich zur Audienz, und wurde auf den andern Tag beſchieden. Der Hof, und noch mehr ich ſelbſt, betrachtete mich ſchon als den Günſtling des Fürſten. Aber ſiehe, in der Nacht kamen wichtige Depeſchen; am Morgen war der Fürſt fort, er hat ſein Ländchen nie wieder geſehen; da ſaß ich mit meiner Levantine und meinen Hoffnungen. Indeß gieng ich auf den Markt, wo die Pferde der Landhuſaren verkauft wurden. Spottwohlfeil,

dünkte mir. Ich dachte an die Beschwerden der Postwagenreise, ich wünschte schnell das Land meiner gescheiterten Wünsche zu verlassen, ich hatte für einen Freund eine Summe Geldes encassirt, ich bot, ich hatte den Husarengaul, ließ abfüttern und wollte aufsitzen. Das erste ABER war, daß es entsetzlich schwer hielt, den Gaul aus dem Stall zu bringen. Ich hielt dies für Vaterlandsliebe und der Werth des Pferdes stieg in meinen Augen, es war mir beinah rührend; aber ich bemerkte nur gar zu bald nachher, daß es eine eigentliche Weiscreu war, wozu freilich der Gaul auch seine guten Gründe hatte, wie sich bald zeigte. Endlich gieng es zum Thor hinaus auf die Heide. Hier stand mein Gaul, wie angenagelt. Er wollte ein Bedürfniß befriedigen, aber vermochte es nicht. So mußte ich eine Stunde ihm zupfeifen, daß mir die Lippen wehe thaten. Endlich war auch diese Noth überstanden; im nächsten Dorf gab ich den Patienten dem Pferdearzt oder Hufschmied in die Kur, und hatte hier Zeit, mei-

ne Excellenz mit Muße zu betrachten. Den andern Tag ſollte die Verſäumniß nachgeholt werden, auch wollte ich dem innern Unmuth durch einen raſchen Trab Luft machen. Aber nun keuchte der Gaul ſo entſetzlich, als ob er eine 12pfündige Kanonenkugel in der Gurgel gehabt hätte. Der nächſte Hufſchmied belehrte mich, daß es in der That eine Kugel jedoch nur eine Büchſenkugel ſey, die, wie ſich nachher erwies, ein Wilddieb dem armen Thier in die Luftröhre geſchoſſen hatte, und die auch der Grund ſeiner Weltſcheu und Stallliebe war. Jetzt ſeufzte ich, als ob ich nicht minder eine bleierne Kugel auf dem Herzen gehabt hätte, und ſo kam ich nach einer langen Reiſe unter Seufzen und Pfeifen endlich in der Heimath an. Ich hatte eine Levantine, und habe ſie noch, aber ich war kein Maître des eaux et des forêts; ich hatte ein Pferd, aber das Pferd hatte zwei Gebrechen, ein natürliches und ein künſtliches, und dazu die unüberwindliche Weltſcheu und Liebe zum Stall. Das mir anvertraute Kapitälchen war

tin. Ich mußte mich bei meiner Frau krümmen und biegen, wenn es mir nicht eben so gehen sollte, wie dem Jungen mit dem Schock Brillen im Dorfprediger von Wakefield. Wozu nun die neue Levantine? sagte meine Frau, und mein Gewissen sagte dann leise aber viel bitterer: Und wozu das alte Pferd? — Kurz, meine Freunde, sagte der Forstrath, die Levantine hängt seitdem in meinem Kleiderschrank, — aber auch so thut sie mir die nehmlichen Dienste, wie Yorik seine Lorenzodose, nur auf etwas andere Art. Sie erinnert mich, auf die selbstgeschaffenen UNDs ein Auge zu haben, und der ABER's, die das Schicksal jenen entgegen zu stellen pflegt, eingedenk und gewärtig zu seyn. Das habe ich auch bisher gehalten, und zur Dankbarkeit heißt meine Levantine, die ich samt ihrer Geschichte meinen Knaben aufbewahren will, — die Lorenzohose. —

Die Gesellschaft lachte, und einige stießen an und riefen: Lorenzo! — andere: der Maitre des eaux et des forêts! — Aber der Forstmeister

ſprach: Nein, es gelte unſerm Schutzpatron Diogenes! den ich den Großen nennen würde, wenn nicht Alexander dieſen Orden im Knopfloch trüge. Zu der Zeit, als Alexander Tyrus zerſtörte oder Babylon in Beſitz nahm, warf jener, von einem Knaben belehrt, ſeinen hölzernen Napf, ſein letztes Hausgeräthe, weg, um künftig aus holer Hand zu trinken; und als das Schickſal, gleichſam um den Weiſen zu prüfen, ihn zum Sklaven machte, beugte ſich ſein Herr vor ihm und ſprach: Ein guter Geiſt iſt in mein Haus eingezogen! — Sein Leben war ohne UND und ABER, darum nannten ihn die Menſchenkinder einen Narren. Sein Nahme lebe!

Freilich, ſagte der alte Herr Bernhard, er ſoll leben! Denn er dünket auch mir in dieſem Augenblick ein größerer Mann als Alexander, der ihn, im Gefühl ſeiner Schwäche, auch dafür erkannte. Es iſt wahrlich ein großes Ding, über jegliches ABER und UND ſo erhaben zu ſeyn, wie Diogenes war. Aber nicht minder ſeltſam iſt,

daß manche Menſchen von einem blinden Glücke gleichſam zu ſolchen UND- und andere hinwiederum zu ABER-Menſchen gemacht zu ſeyn ſcheinen. Manchen gelingt alles, was ſie beginnen, ſelbſt Würfel und Karten müſſen ihnen fallen, wie ſie wünſchen; und der geldene Becher, den ſie ins Meer werfen, wird ihnen, wie dem Polykrates, ſamt dem Fiſche, der ihn verſchluckte, wieder auf die Tafel gebracht — Und andern geht es hinwiederum wie dem armen Eſel der Prieſter der Cybele: unter Schlägen ſterbend muß er noch nach ſeinem Tode die Haut zum Trommelfell hergeben. Dieſes ABER hat unſer Freund in ſeiner eigenen Geſchichte uns deutlich und ſchön dargeſtellt, und wenn er, durch Mißgeſchick, ſtatt des verdienten Miniſterpoſtens nichts als die ſelbſtgekaufte Lorenzohoſe davon trug, ſo haben wir uns Glück zu wünſchen, weil wir ſonſt unſern Freund nicht in unſerer Mitte ſehen würden. Und ich denke, er ſelbſt hat auch mehr dabei gewonnen, als verlohren. Aber es wäre ſchön, wenn Jemand uns das Gegenſtück

zu jenem ABER, nehmlich das UND aus ſeiner Lebensgeſchichte geben konnte. —

Der Forſtrath nahm darauf wieder das Wort, und ſagte: Aus meiner eigenen Lebensgeſchichte nicht. Denn dieſe iſt reicher an ABERs als UNDs, reicher an downs, wie die Engländer ſagen, als an ups. — Aber, ſeltſam! wen das Schickſal auf die eine oder andere Art ausgezeichnet hat, dem begegnet auf ſeinen Wegen leichtlich das Gegentheil von dem, was er ſelbſt iſt. So etwa, ſagte der Pfarrer, wie Lazarus vor der Thür des reichen Mannes lag.

Allerdings, fuhr der Forſtrath fort. So begegnete dem Alexander, als er die Eroberung der Welt in ſeinem Kopf trug, Diogenes in ſeiner Tonne; als er, nach Tyrus Zerſtörung, in Sidon einzog, ein König, der den Kohl bauete; in Indien die genügſamen Bramines u. ſ. w. So ſteht in den reichſten Städten, wie in London, die tiefſte Armuth einem indiſchen Nabob gegenüber. Les extrêmes se touchent, kann man auch in dieſem

Sinne sagen. Gewöhnlich schießt neben dem Unglücklichen, dem es sauer wird, für Weib und Kinder Brod zu schaffen, wie um ihn noch mehr zu kränken, hie und da ein Glückspilz auf. Auch hier geht es im Kleinen wie im Großen. Ich will euch ein Beispiel davon erzählen. Mir selbst mußte auf meiner Reise zu der vermeinten Ministerstelle ein Mann aufstoßen, dem ohne sein Zuthun, ja wider Willen, eine Erhöhung und Belohnung zu Theil wurde, wonach er gar nicht getrachtet hatte. Ich fand an der Wirthstafel eines kleinen Städtchens am Rhein mehrere Kaufleute, welche die Messe bezogen. Der Wirth, mehr einem Bauer, als einem Gastwirth ähnlich, wurde immer Herr Doctor titulirt. Ich fragte, wo er promovirt habe. Er antwortete: zu Rotterdam, und erzählte mir nun auf mein Bitten seine Promotion. Ich begleitete ehemals, sagte er, die Herrn Weinhändler auf ihren Reisen, als Bote oder Bedienter. Man hatte mich gerne, wegen meines lustigen Humors. So kamen wir nach Rotterdam,

wir traten in einem großen Gasthof ab. Nach dem Abendessen trat die Frau des Hauses herein, blaß und traurig. Mein Herr fragte, ob sie sich nicht wohl befinde. — Ich selbst wohl, antwortete die kinderlose Hausfrau, aber Papchen ist krank. — Aber gebraucht denn Papchen nichts. — Ei behüte! sagte die Frau, daran hat es nicht gefehlt, aber die Doctors können nicht helfen. — Ei, sagte mein Herr, das ist ja sonderbar! Nicht helfen? und schüttelte den Kopf. — Die Frau, welche glaubte, mein Herr müsse ein Specificum wissen, bat auf das inständigste, doch Papchen nicht sterben zu lassen. — Aber mein Herr sagte ganz kaltblütig, er verstehe nichts von der Genesekunde — aber da (indem er auf mich wies) sey einer, der werde Rath wissen. — Ich wollte mich entschuldigen, es sey nur Scherz — aber ein ernster Blick meines Herrn gebot mir Stillschweigen und Gehorsam. Die Frau sprang freudig heraus, Papchen zu holen. Ich bat meinen Herrn flehentlich, mich aus der Noth zu reißen. Er aber ant-

wortete: Kerl, ſey ruhig und thue deine Schuldigkeit! — Drauf rauchte er ruhig ſeine Pfeife fort, und nun trat die Frau mit Paychen herein, zwei Bediente trugen ſeinen Käfig, als ob ſie den Dalai Lama getragen hätten. Er wurde vor mir niedergeſetzt. Mein Herr ſah mich mit dem größten Ernſt über die Schulter an und blies ſeine Tobakswolke vor ſich her. Sah ich ihn an, ſo flammten ſeine Augen. Ich nahm den Papagai heraus, und fühlte ihm unter die Flügel. Myn Heer fühlt ihm den Puls, ſagte die Wirthin, ſo getroſt, als ob der Liebling ſchon wieder geſund geweſen wäre. Ich ſchüttelte den Kopf; die Wirthin wurde traurig, und rief: ach Paychen! mein Herr blies den Tobak ſo, daß ich ein unterdrücktes Lächeln und ſeine Zufriedenheit mit mir daraus abzunehmen glaubte. Dies gab mir Muth; ich öffnete dem Vogel den Schnabel, und ſchüttelte von neuem den Kopf, worauf dann wieder ein wehmüthiges: Ach Paychen! erfolgte. Es mußte aber ordinirt werden. Ich ſah den Herrn verlegen

an; ein furchtbarer Blick war die Antwort. Was war zu thun? Ich dachte, du sollst ein Mittel verschreiben, was in Holland nicht gäng und gäbe ist, vielleicht erhältst du dadurch Aufschub bis morgen, wo wir abreisen wollten. Ich forderte Spinnkoppen, Spinngewebe. Mein Herr räusperte sich, daß man es drei Häuser weit hören konnte. Ein Zeichen seines höchsten Beifalls! Die Juffrouw aber erheiterte sich zusehends; denn das seltsame Mittel gab ihr einen hohen Begriff von meinen Kenntnissen, und sie sah ihr Pachen schon im Geist völlig genesen. Ich war der einzige Beklommene in der Gesellschaft. Meine letzte Hoffnung war, daß in ganz Rotterdam kein Spinngewebe zu finden seyn würde. Aber bald war das ganze Haus auf den Beinen, um Spinnkoppen zu suchen. Mein Herr that einen kräftigen Zug aus seiner Pfeife, und indem er den Dampf ausblies, nickte er mit dem Kopf gegen mich. Ich konnte dieses Nicken als Beifall auf mich deuten. Er füllte darauf mein Glas (er hat-

te sich eine höhere Nummer geben lassen) und schob es, obwohl ganz ernst, zu mir hin. Unterdeß wurde im Keller und auf dem Söller und wer weiß wo gesucht. Mein Herr las die Courante. Endlich kam die Hausfrau mit einem Bündel Spinngewebe. Was solle' ich machen? Ich war fast grimmig auf den Papagei; mir fiel der Bel zu Babel ein, und ich machte drei Kügelchen von dem Gewebe, zog mit Gewalt dem Vogel den Schnabel auf, und die Spinnkoppen mußten hinunter. Mein Herr legte seine Pfeife nieder und gieng zu Bette. Der Vogel wurde in seinem Käfich auf den Schenktisch gesetzt. Morgen, sage' ich, muß es sich entscheiden, aber die Worte erstickten mir beinah auf der Zunge. Ich begab mich in meine Schlafkammer, fest überzeugt, den Vogel am andern Morgen todt zu finden. Ich vermochte nicht, mich niederzulegen. Um Mitternacht nahm ich mein Licht und schlich mich hinunter. Papchen lebte noch. Um 2 und 3 Uhr wieder, und Papchen lebte noch. Nun warf ich mich aufs Bette,

und ermattet von Angst und quälenden Gedanken schlief ich bis an den Morgen. Ich gieng zitternd hinunter, aber kaum war ich da, so kam Juffrouw mit großem Jubel: Herr Doctor, Porchen ist ganz gesund! Mein Herr, der seinen Kaffee trank, sagte: Herr Doctor, wir bleiben heute hier. Wir thaten es, die köstlichsten Speisen wurden aufgetragen; ich hieß immer Herr Doctor. Die Frau bat, ich möchte mich in Amsterdam etabliren. Sie fragte, ob ich auch andere Leute, wie Hunde und Katzen, so gut curiren könnte, und mein Herr antwortete: Natürlich! Als mein Herr nach der Zeche fragte, hatten wir nichts verzehrt, und beim Abschied empfieng ich von Juffrouw noch ein Röllchen mit 8 geänderten Dukaten. Ich weigerte mich, sie zu nehmen, aber der Blick meines Herrn befahl. Als wir vor dem Thore waren, sagte mein Herr: Hör, Doctor, ich habe gesehn, du weißt dich zu nehmen! Du hast immer so große Lust gehabt, Gastwirth zu werden. Du kannst dir den ersten besten Gasthof kaufen, und

heirathen. An Geld solls die nicht fehlen. Sehn Sie mein Herr, schloß der Wirth, er hat Wort gehalten. Ich habe hier den Gasthof, und Frau und Kinder, und zu leben, und heiße noch immer der Doctor. Ich kurire jetzt blos die Reisenden von der Müdigkeit, aber sicherer und mit bessern Mitteln, als den Papagei. Ich habe ein schönes Weinlager. Mein Herr war wunderlich, aber brav! Gott hab ihn seelig! —

Man lachte, und dankte dem Arzt und Pfarrer, daß sie durch ihren Streit Veranlassung gegeben hätten zu diesem aus dem Leben genommenen UND- und ABER-Intermezzo.

Leonhard erwiederte darauf, daß man ihm großes Unrecht thue, wenn man meine, daß er zur Tagesordnung habe auffordern wollen. Da er vielmehr überzeugt sey, daß die bisherigen wichtigen Verhandlungen in der geziemendsten Ordnung fortgeschritten seyen. Indeß könne er doch den Wunsch nicht bergen, daß der Rector seinen Sprachschatz eröffnen, und der Versammlung,

wie er verheißen, die Genese des Wörtleins UND geben möge.

Der Rector erwiederte darauf: Er traue dieser Aufforderung nicht ganz. Freund Leonhard wisse, daß, wenn er, der Rector, auf diesen Gegenstand gerathe, er Amtshalber so trocken und dürre werde, wie ein Collegium über die Knochenlehre, und daß dann an kein Maaß und Ziel und Aufhören zu denken sey. Es schiene demnach, als ob er Verlangen habe, die Gesellschaft und sich selbst in den Garten zu führen und ihnen eine heilsame Bewegung zu machen. Er müsse also fürchten, daß er, bevor die Hälfte seiner Abhandlung zu Ende gebracht, allein auf seiner Rednerbühne stehen, und nur leere Stühle und — was freilich besser sey — volle Flaschen zu Zuhörern haben werde. Zwar könne er dieses Niemand verdenken, aber er selbst habe zuviel Eigenliebe, wie gewöhnlich alle Schullehrer, die sich selbst so gerne deciren hörten, als daß er sich dazu verstehen könne. Auſserdem habe er alle Ursache zu be-

sorgen, daß an diesem der Freude geweihten Tage in dem Herzen des verehrten und gefeierten Hochzeitmannes eine Empfindung durch seine Rede geweckt werden würde, die dem Zwecke des Tages ganz entgegen sey — nehmlich Reue über die Wahl des Gegenstandes des gemeinsamen Gesprächs. — Ja, er müsse sogar argwöhnen, der Arzt, der schon vorher über den Kirchhof und das Shakespearsche Epitaph so erzürnet gewesen, habe die Absicht, durch Dürre und Langweiligkeit eine plötzliche Stockung der Säfte in der Gesellschaft hervorzubringen, blos um seine Kunst geltend zu machen. —

Hat nichts zu sagen, rief Herr Bernhard. Wir haben hier die Panacee des Rebengottes! ein köstliches Mittel gegen alle Dürre und Stockungen.

Meine verehrten Freunde, fieng der Rector an, mit einem Ernst und Pathos, der jedem, der ihn nicht ganz genau kannte, die ungezweifelte Ueberzeugung einflößen mußte, daß dieser Ernst

ſo wie die Verhandlung des Gegenſtandes ſelbſt, aus dem Innerſten ſeiner Seele käme — und es iſt mir auch noch bis auf diſe Stunde nicht ganz ausgemacht, ob er die Ironie durch die höchſte Kunſt — oder die Ironie ihn ſo beherrſchte, daß durchaus kein Unterſchied zwiſchen Natur und Spiel ſichtbar wurde. — Meine verehrten Freunde! Die Sprache eines Volkes iſt unſtreitig das köſtlichſte Gut, das es beſitzt. — Sie iſt ſein eigenſtes Eigenthum — es hat ſie erzeugt, geboh-ren und erzogen; es bewahret in und mit derſel-ben ſeinen Glauben, ſeine Sitten und ſeinen Cha-rakter. Darum muß jedem Volke billig ſeine Spra-che theuer und werth ſeyn. Und wahrlich, geliebte Freunde, es hat die Freude des heutigen Feſttages nicht wenig bei mir erhöhet, daß ſich zu den Em-pfindungen der Freundſchaft und Geſelligkeit durch Hrn. Bernhards Veranſtaltung auch noch die Empfindung patriotiſcher teutſcher Vaterlandsliebe geſellet, indem wir gemeinſam mit Intereſſe und Liebe über das Wörtlein UND reden. Es iſt ein

ächtteutsches Wort — freilich nur ein Bindewort, das schwerlich durch und für sich selbst bestehen kann — aber so wie jener Verbannte ein Stückchen Erde, das von dem Boden seines Vaterlandes zufällig zu ihm hinüberkam, küssete, und dadurch seine hohe Vaterlandsliebe an den Tag legte, so können wir die Liebe zu unserer lieben Muttersprache nicht besser kund thun, als dadurch, daß wir das Wörtlein UND zum Gegenstande unserer Berathung und Rede machen bei der fröhlichen Feier des Geburtfestes dieses teutschen Mannes.

Nein, — unterbrach die Frau vom Hause den Redner — solche in Periode mit so schönem Schluß verdient wohl mit Gläserklang gepriesen zu werden. Alle stießen an und ließen den Hausherrn und seine Gattin — und darauf auch den Redner hoch leben.

Wohl! sagte der Rector, bei meiner Verhandlung muß nach teutscher Sitte fleißig getrunken werden, sonst kommen wir nicht zu Ende.

Unſere teutſche Sprache, fuhr er fort, iſt eine Urſprache, wie unſere Nation, darauf dürfen wir ſtolz ſeyn. Unſere Sprache iſt der Ausdruck unſeres Nationalcharakters, kräftig, darum auch zuweilen, vor allem dem ſüdlichen Ausländer, rauh und hart, aber geſchmeidig und biegſam, voll Tiefe und Empfindung. Ich glaube, daß es wenig Sprachen giebt, die aus ſolcher Tiefe entſprungen, und ſo durch Verſtand und Gefühl zugleich gebildet worden ſind, wie die teutſche. Jeder Laut derſelben, das iſt meine Meinung, hat ſeinen Grund — oder ſeine wohl überdachte correſpondirende Empfindung im Innern. Dies iſt freilich nicht mehr an allen Wörtern und Lauten, aber doch an vielen ſichtbar — oder vielmehr erweislich.

An gewiſſen ſinnlichen Lauten freilich — ſagte der Doctor.

Auch an geiſtigen und Verſtandeswörtern, erwiederte der Redner, wie ich beweiſen will.

Aber, sagte ein anderer, wir haben doch nicht mehr die Urform und den Urton in allen Wörtern.

Freilich, antwortete der Rector, und eben dieses ist Schuld, daß ich meinen Beweis nicht an allen Wörtern führen kann. Allein in mancher Hinsicht ist es auch so wichtig nicht, ob wir die Urform noch haben. Denn auch die Veränderungen der Sprache und Töne beruhen wieder auf gleichzeitigen Veränderungen und Modificationen der Vorstellung und Empfindungsweise. Wenn ich z. B. annehme, daß unsere Vorfahren in alten Zeiten das Gestirn des Tages Sunne, das der Nacht Mane genannt haben, so begreife ich wohl, daß bei wachsender Bildung und Veredlung der Menschen und des Clima's jenes U und A in das runde O, Sunne in Sonne, Mane in Mond verwandelt werden mußte. Die niedere Volkssprache behält jenes bei, und der phlegmatische Holländer dehnt sein MAAN.

Man lächelte, der Redner fuhr ernst fort: — Ich meide alle Digressionen und komme auf un-

ſer UND zurück. Vorerſt deucht mir dieſes Wort gerade den Laut zu haben, den es haben mußte. Es iſt einſylbig, dadurch erhält es die gehörige Beſcheidenheit, die ihm als Bindewort geziemt, und auch die gehörige Würde, denn es iſt deßhalb um nichts geringer. Die köſtlichſten, die einfachſten Worte ſind in unſrer Sprache einfache Laute, einſylbig. Gott — das hochte und geiſtigſte Wort der Sprache — iſt ein Laut; ſo Welt, Geiſt, Licht, Gold. Teufel, das zweite höchſte Wort iſt, zweiſylbig, wie er ſelbſt ein Zweizüngler. — Seele iſt nicht ſo einfach, auch nicht ſo viel ſagend, als Geiſt. Das alte Leu und Aar iſt edler als Löwe und Adler — eben weil es einfacher iſt. Die Sonne iſt zweiſylbig, der Mond einſylbig, weil jene bei den Teutſchen ein Weib iſt, der Mond aber als Geſtirn der Nacht, männlich. Dieſer hat bei den Teutſchen den Vorrang, ſo wie die Nacht, nach dem Tacitus, vor dem Tage (nox diem ducit). Jedoch ich komme auf die Hauptſache, nehmlich auf den Laut und Ton

unſers Wörtleins. Hier habe ich aber erſt zu beweiſen, was ich zuvor behauptete, daß nehmlich die Laute unſerer Sprache nicht das Werk eines blinden Ungefährs — ein Wort, das eigentlich gar keinen Sinn hat — ſondern vielmehr nach pſychologiſchen Geſetzen gebildet ſind, und folglich einen philoſophiſchen Grund haben, warum ſie ſo und nicht anders geſtaltet ſind. Ich habe nichts dagegen, daß man hierüber lächele oder lache, nur freilich ohne Spott, wünſcht' ich — Denn es iſt doch auf jedem Fall eine ganz unſchuldige Meinung, und einem Schullehrer ſollte man bei ſeinem Amte, das ihn mit Kindern und Jünglingen verbindet, zu Gute halten, wenn er, da er doch das Steckenpferd der Kinder nicht reiten darf, und das der Jünglinge, ein lebendiges, nicht reiten kann, ſich ein eigenes geiſtiges hält, das weder ihm ſelber ſein Heu noch auch dem Nachbar den Haber oder Klee verzehrt.

Ja, erwiederte Hr. Bernhard, wenn irgend einem, ſo ſteht es einem Schul-Regenten

frei, ein Steckenpferd zu halten, ſo gut wie die meiſten Völkerhirten ein ſolches hatten — von Achilles Leyer, und Friedrichs Flöte, bis auf Peters des Großen Trommel. — Ueber die, denen das Schwerdt ihr eines und alles iſt, ſeufzet die Erde. —

Freilich — ſagte der Rector — meinem Steckenpferdchen fehlen die Füße, und auch noch einige andere Erforderniſſe, die zu einem wirklichen Reitpferde gehören. Aber wenn dieſe Requiſite da wären, ſo wäre es ein wirkliches und kein Phanthaſie-Pferd — und ſicherlich hat man am letztern mehr Vergnügen als am erſtern, wenn auch weniger reelle Dienſte. Aber was zaudere ich, meinen Satz zu beweiſen? — Es verſteht ſich, daß ich blos von der teutſchen Sprache rede, denn eigentlich kann auch nur ein Menſch ſeine Mutterſprache ganz verſtehen. Daß übrigens meine Behauptung auch auf alle Sprachen ſich anwenden läßt, bezweifle ich nicht. Es iſt unter den Sprachen ein Unterſchied wie unter muſikaliſchen Inſtrumenten, die Klänge derſelben ſind ſo verſchieden, als etwas

seyn kann, aber die Regeln, worauf ihre Harmonie und die Sprache der Instrumente an unser Herz, beruhet, sind — wenn gleich unergründlich — doch dieselben. Bei der Trompete sind dieselben Terzen, Quinten und Septimen u. s. w., wie bei der Flöte und dem Klavier. — Ein Wort ist ein Kleid, das wir dem Gedanken anziehen, und wodurch er kenntlich wird. — Der Mensch, durch die ihm inwohnende göttliche Kraft, hat die Worte und Laute erschaffen — und so müssen sie, da diese göttliche Schöpferkraft nicht ohne Weisheit seyn kann, auch weise und zweckmäßig gebildet seyn. Die Natur hat nicht das mindeste ohne Zweck gebildet, kein Blatt ist ohne Absicht so und so gezackt, oder gerundet, oder geschweift; keine Pflanze und Thier hat ohne Absicht diese oder jene Gestalt und Farbe. Ich ritt einmal mit einem Pferde, das ganz die Farbe eines Esels hatte — vielleicht hatte sich die Mutter, eine phanthasiereiche Stute, versehen — durch einige Dörfer. Das Pferd hatte übrigens nichts von der Gestalt

des Esels. Aber alle Kinder liefen mir nach und riefen: Ein Esel! Ein Esel! — Mein Steckenpferd bewahrte mich vor Zorn und Unwillen. Denn ich freute mich der richtigen Ansicht der Kinder, welche in der Farbe des Pferdes ein Versehen, einen Mißgriff der Natur, ohne Scheu tadelten. — Die Natur kleidet die Thiere ganz nach ihrem Charakter. Dem Fuchs gab sie nicht umsonst den runden Schwanz, den er in seinem Gange beinahe wagerecht mit seinem pfiffigen Kopfe trägt, ja, ich bin überzeugt, sie hat dem rothen Schweif nicht umsonst das weiße Endchen oder Ueudchen angefügt. Bei dem wundersamen und närrischen Harlekinsgeschlecht der Affen hat sie allerlei kuriose Variationen angebracht: langgeschwänzte, kurzgeschwänzte, ungeschwänzte — und es sollte mich gar nicht wundern, wenn neuere Reisende ihrer entdeckten, welche anstatt des Schwanzes einen förmlichen Haarbeutel trügen. Bei diesen Säugethieren hat sie auch nicht gescheut, die hellsten Farben, scharlachroth oder hellgrün und zwar gewöhnlich an den Hinter-

theilen anzubringen. Sie kleidet ihre Narren eben so, wie die Menschen. Eben so auch ihre Soldaten. Sehr die Gestalt einer Wespe oder Hornisse. Ihre Uniform ist schwarz mit gelben Aufschlägen. Die Spinnen sind verschiedentlich gekleidet, je nachdem ihr Beruf und Stand verschieden ist. Die Hauß- und Kellerspinne ist dunkelbraun, die im Freien sich aufhaltende Kreuzspinne ist schon stärker gezeichnet, die springende (scenica) ist bunt, schwarz mit weißen Streifen. Es wäre wunderlich und widersprechend, wenn sie ganz schwarz wäre und doch springen sollte. — Jedes Geschöpf ist ein in Fleisch und Blut verkörperter Gedanke der Natur. Der Körper ist das Kleid des Gedankens. Der Mensch ist auch Schopfer, er verkörpert seine Gedanken in Worte, und so mußte ursprünglich das Kleid dem Körper, die Form dem Gedanken oder der Empfindung anpassen.

Freilich, meine verehrten Freunde, ist es schwer, diese vollendete Sprachschöpfung und die Verbindung der Idee und des Wortes — oder das eigentliche Leben eines Wortes — gleichsam

chemiſch zu zerſetzen und zu analyſiren. Es giebt manche Dinge, deren Tendenz, Charakter und Sinn wir wohl fühlen, aber doch nicht analyſiren und in Worten darlegen können. Wir fühlen beſtimmt die Harmonie und das Wohlthuende der Verbindung mehrerer Töne zu einer Terze, Quinte, Septime. — Aber den Grund, warum? ſind wir nicht im Stande anzugeben. Es verhält ſich damit nicht anders als wie mit dem, was Pflicht und Recht iſt. So auch in körperlichen Dingen — ein menſchliches Geſicht, ein Blick kann etwas anziehendes, erfreuliches, ja entzückendes für uns haben. Aber — es läßt ſich nicht ſagen, worin es beſteht. Ja, eine Kaffekanne, ein Theetopf, eine Flaſche oder Lampe können etwas beſonders Charakteriſtiſches haben, z. B. etwas beſonders Komiſches, oder Ernſtes oder Stolzes — aber wer könnte nun ſagen, worin dieſes beſtände. So paſſen die Blätter zu den Blumen oft auf eine eigene, aber nicht darzulegende Weiſe. —

Ebenſo giebt es auch manche Laute in der

Sprache, die etwas eigenes haben, eine eigene Empfindung in uns erregen, obgleich wir nicht bestimmt sagen können, worin dieses liegt und was es sey. — Warum stimmt in so vielen Sprachen die Benennung des Vaters oder der Mutter so auffallend überein? Pater, Patär, Vater, Abbà, Ab, Pappa, Sinesisch Fä — Tibetemisch Pa, Barmanisch Apa — und Mutter heißt Griechisch und Lateinisch Mater, Hebräisch Emme, Plattdeutsch Memme, Mamme, Sinesisch Mu, Tibetanisch Ma, Dunkinesisch Mu, Barmanisch Ame. — Da? M und P oder V, F — als Lippen-Buchstaben sind wohl die ersten Laute der Kindheit, und jene die ersten Worte, die es lernt. M schließet den Mund, um die Brust zu fassen — P, F und V — öfnet ihn. Der Vater giebt das Brod. —

Alle Sprachen sind in ihrem Ursprung einsylbig — auf die erste Grundsylbe würde es also vorzüglich ankommen, um den psychologischen Charakter eines Wortes zu bestimmen. Ein Laut eines Worts ist das erste und reine Product der

Natur, die andern Sylben und Laute ſind ſpäter hinzugekommen; zum Wohllaut, oder um nähere Verhältniſſe auszudrücken. So war in dem teutſchen Wort haben die Grundſylbe ha — der Ausdruck kindiſcher Bewunderung, womit zugleich die Begierde verbunden iſt, oder auch hab=hap die Begierde allein, daher der onomatopöiſche Ausdruck happig im Plattdeutſchen. In dem Lateiniſchen habere iſt das nehmliche. Dem Griechiſchen εχειν — liegt ein ähnlicher Urton, nehmlich εχ und χ zum Grunde, der in unſerm Rachen, Reichen und auch in Reich (Regnum) und reich (dives) wiederkehrt. Nehmt das Wort heben — darin iſt das mühſelige he, der Laut der Anſtrengung. Graben — gra, man denke ſich ein Herumwühlen mit der Schaufel in einem grandigen und kieſigen Boden. —

Der Rector ſprach das letztere mit ſolcher Geſticulation und bezeichnete mit ſolchem Ausdruck den Grand und Kies — daß die Geſellſchaft lachen mußte.

So habe ich es gerne, fuhr er fort — es die

net mir zum aufmunternden Beweise, daß mein Gegenstand doch so übermäßig trocken nicht ist. Indeß wünsche ich nicht, daß man die Sache selbst belachen möge. Damit dieses nicht geschehe, fahre ich in meinem Beweise fort:

Es ist keine Kunst zu zeigen, daß die Benennungen solcher Dinge und Erscheinungen, die einen heftigen Eindruck auf die Sinne der Menschen machen, diesen durch nachahmende Töne ausdrücken. Jede Sprache ist reich an solchen Wörtern. — Der Donner heißt hebräisch Raam, griechisch Bronte, lateinisch Tonitru, englisch Thunder, plattdeutsch Grummeln. In allen ist das rollende R mit kräftigen Selbstlautern. Solcher Wörter giebt es unzählige, vor allen in unserer kräftigen Sprache. So kennt' es dem Dichter nicht schwer fallen, Homers „Und mit Donnergepolter entrollte der rückische Marmor" nachzuahmen; so vernehmen wir mit Aug' und Ohr in unserm heiligen Nationalgesange „wie der friedsame Mond in hoher dämmernder Wolke über uns

wallt, wie, wenn der geschmetterte Wald vor dem wilden Orkane auf vielmeiligen Bergen die langen Rücken herunterliegt, noch einsame Zedern stehn und tragen die bebende Wolke" und wie Barrabas „sich schüttele und brülle mit stürmender Freude."

Das aber ist das Schwere, den Grundton abstrakterer Wörter und Begriffe zu deuten. Ich muß hier wieder Versuche machen, und durch Beispiele lehren. Ich möchte beinahe so kühn und verwegen seyn, eine von unsern Freundinnen, die bisher die Güte gehabt haben, mir zuzuhören, und mich, welches mich übrigens nicht befremden würde — weder durch Plaudern zu stören, noch durch Fortgehen zu beschämen, — aufzufordern, mir irgend ein Wort unserer Sprache aufzugeben, um daran meinen Grundsatz zu prüfen.

Natalie erwiederte darauf: Wenn ich in der Versammlung reden darf, so will ich dieser Erlaubniß durch Bescheidenheit mich werth zu machen suchen, und das Wörtchen wählen, welches unserm Geschlechte so wohl von heiliger Schrift als von

den weiſen Männern ſo oft empfohlen wird — das Wörtchen Stille.

Die Wahl iſt ſo ausgefallen, fuhr der Redner fort, daß ich mich ihrer freuen darf. Es hätte auch wohl ein Wort ſeyn können, wo mich alle Sagacität verlaſſen, und bei welchem ich beſchämt um Gnade hätte flehen müſſen. Denn ſo wie wir noch lange nicht die Natur aller Pflanzen und Thiere, und ihr Weſen und Charakter kennen — ſo giebt es auch manche Wörter, deren geiſtige Zergliederung uns immerdar ein Geheimniß und verſagt bleiben dürften. Stille iſt ein geiſtiger Wortlaut, kein ſinnliches, ſondern ein Gedankenwort. — Aber ſo wie allen noch ſo abſtrakten Worten eine ſinnliche Anſchauung zum Grunde liegt, ſo iſt es uns bei den Lauten. Das S iſt ein Buchſtabe, der ſanfte, gleichförmige Bewegung andeutet, aber eine ſolche Bewegung, die wir blos durch das Gehör wahrnehmen. Es iſt ſehr verſchieden vom Z und vom X, die eine unſanfte, harte und ſtreitende Bewegung bezeichnen,

weßhalb auch Knaben ſich ſelbſt oder Hunde damit auf einander zu hetzen pflegen. S hingegen iſt beruhigend, wie ein gleichförmiges Säuſeln. Darum bedienen ſich auch die Mütter dieſes Buchſtabens, um ihre Kinder einzuſchläfern, indem ſie es wellenförmig, bald hoch, bald tief über die Lippen und Zähne ſchweben laſſen. Der zweite Buchſtabe das T. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß dieſer Buchſtabe Beſtimmtheit und — wenn ich ſo ſagen mag — ein Abſchneiden bezeichnet, vor allem, wenn er am Ende ſteht. Deßhalb ſchließt er die dritte Perſon der gegenwärtigen Zeit der Zeitwörter, bei den Römern und Deutſchen; blos die Hülfs-Zeitwörter können, ſollen, wollen, mögen, dürfen bei letztern ausgenommen, und dieſes theils, weil ſie einen ſo beſtimmten Begriff haben, daß ſie das begränzende T nicht bedürfen, oder wegen ihrer Unbeſtimmtheit z. B. mögen. Jetzt haben wir das ST — alſo zwei verbundene Mitlauter. Dieſe laſſen ſich ſchon beſſer deuten und erklären, als der einfache

Mitlauter, weil sie einen größeren Theil des ganzen Wortes ausmachen. Es sey mir erlaubt, vorher durch eine Abschweifung, die aber eigentlich eine Induction ist, die Gemüther für meine Behauptung zu gewinnen.

Ich nehme den in unserer Sprache nicht seltenen Laut Kr — darum, weil er ein kräftiger sich stark aussprechender Laut ist. Wollte ich diesen Laut dem Auge zeichnen, so würde ich eine Anzahl krummer Spitzen malen, welche alle zusammen mit gemeinsamer Wirkung den Objectpunkt umfassen. — Das Kr ist gleichsam — es steht Jedem frei, zu lächeln — die Kralle des geistigen Geschöpfes und Hauches, das wir Wort nennen. Sie deutet dessen Natur an, und daß es zu den Raub-Wörtern gehört, wenn ich die Wörter nach dem Linneischen Vogelsystem ordnen darf. Das Wort Krampf ist dem Kralle nahe verwandt. Krampf ist ein Umschlingen und Zusammenpressen der vereinten Kräfte, — so wie das eiserne Werkzeug, das wir eine Krampe

nennen, zum Zuſammendrücken und Feſthalten dienet. Krankheit iſt ein Zuſtand des Umſchlungenſeyns von dem Uebel. Kranz — bezeichnet ebenfalls ein rundes Zuſammendrängen, mag es ein Lorbeer- Epheu- oder Dornenkranz ſeyn; es ſoll bezeichnen, daß in dem Menſchen, der ihn trägt, das Göttliche und Höhere, die Kraft und Würde zuſammengedrängt ſich befinde. Krazen heißt durch die gekrümmten Finger, Klauen oder Krallen in etwas würken. Krebs, Krabbe, Kröte drückt das Krallenartige, das Schiefe und Gekrümmte in der Geſtalt aus, kriechen und kriegen und krauen in der Bewegung, — krähen, kreiſchen im Ton. Krieg kommt nicht von dem franzöſiſchen CRI, Geſchrei, ſondern es bezeichnet ſeine krallenartige Natur, und das franzöſiſche CRI iſt deutſchen Urſprungs von einem ähnlichen Wort wie kreiſchen. In der Sprache des gemeinen Lebens heißt kriegen etwas erhaſchen, jedoch ohne daß in dem erſtern Wort der Begriff der Schnelligkeit liegt,

wie in dem letztern, wogegen in dem erstern der Begriff des Raubens, der Krümmungen liegt. Dies ist der Stamm des Wortes **Krieg**, so wie im Hebräischen **kriegen** (bellare) und **essen** oder **fressen** aus einem Stamm entsprossen. — Wie viele andere Wörter unserer Sprache könnte ich noch anführen, um meine Behauptung zu erweisen? Unsere teutsche Sprache hat zugleich **Tiefe** und **Gewandheit**; daher sind so viele Laute derselben so bedeutsam. Andere Sprachen verbergen solche Naturlaute um des Wohllauts willen, aber die teutsche liebet die Wahrheit mehr als den Wohllaut. So heißt in lateinischer Sprache Corona eine **Krone** — die teutsche hat dieses Wort, weil sie die Sache nicht hatte, von dem römischen Königs- und Sklaven-Volk angenommen, aber das O weggelöscht, und eine **Krone** daraus gemacht. Griechisch heißt eine Krähe **Korone**, deutsch **Krähe**, und man sehe und höre nur eine Krähe, wie sie gewaltsam den Ton, als ob er wunder was Schönes wäre, herauspreßt und

zwingt, und ſage, ob der Grieche nicht eigentlich Krone hätte ſagen ſollen, um dem teutſchen Krähe näher zu kommen. — Welchen kräftigen und herrlichen Laut hat nicht unſer teutſches Kraft? Es iſt wie ein Zuſammenwirken des ganzen Kreiſes auf einen Punkt. Kraus iſt eine Bewegung in die Runde, Kreis eine Vereinigung in die Runde. Kribbel und kribbelig eine kreisförmige Bewegung des Gemüthes — die eigentlich nicht weiß was ſie will — wie ſie, ſo wie jene Krankheit bei den Schafen, wohl bei den Kindern, und, mit Erlaubniß, bei dem ſchönen Geſchlechte ſtatt zu finden pflegt.

Der alte Hr. Bernhard decretirte, daß der Rector ſeine Sache gut vertheidigt habe, und daß er hoch leben ſolle!

Nachdem die Gläſer geleert waren, bat der Rector um Entſchuldigung, daß er das aufgegebene Wort ſo lange fallen laſſen, und ſtatt deſſen von dem Gegentheil geredet habe. Denn ſo wie die heftige Bewegung und Anſtrengung

durch das Kr, so, sagte er, würde die Ruhe und der Stillstand durch das St bezeichnet. Das S bezeichnet, wie schon bemerkt, die leichte Bewegung, T das Innehalten derselben. Beide zusammen das Befehlende oder Bittende: daß plötzlich Stille seyn solle. Setzt man noch ein Ch dazwischen, Scht!, so verstärkt dieses und deutet auf Unwillen des Befehlenden. Man pflegt auch das Sch! ohne T als einen Scheuchlaut, z. B. um Sperlinge zu verjagen, zu gebrauchen. Der Mund verzerrt sich hiebei in eine häßliche Gestalt, die Lippen werden vorgestreckt, weßhalb es auch ein unedler Laut ist, der den Wörtern, welchen er sich anhängt, einen häßlichen Nebenbegriff giebt z. B. weibisch, kindisch, verglichen mit weiblich, kindlich. – Beim St ist ein Zusammenziehen und Verengen der Lippen. Es würde der Venus und dem Amor, ja, der zarten Psyche nicht mißstehen.

Wo der Laut St vorkommt, bezeichnet er immer dasselbe, sey es nun auffallender oder versteckter. — Man nehme das Wort stehen. — Der Laut

ehen am Ende der Zeitwörter deutet auf Bewegung, unbeſtimmt — z. B. wehen, gehen, drehen, flehen. — Die vorgeſetzten Laute bezeichnen den Urſprung oder die Richtung der Bewegung. In gehen bezeichnet das G das weiche, unbeſtimmt fortrückende; in wehen iſt ein Hauchlaut aus der Bruſt und wellenförmige Bewegung — in drehen Reibung; in flehen iſt Fl der Gegenſatz von St, und deutet auf Weichheit, Unbeſtändigkeit und Paſſivität, wie in Flamme (ſlamma φλοξ), Flocke, Fliehen, Fließen, Flink, Floh, Fledermaus, Flachs, Flattern, Flunkern u. ſ. w. Hingegen der Laut St iſt nicht ſo vag, ſondern er drückt beſtimmt aus: eine Wirkung im rechten Winkel, ſo wie das Sch Bewegung in der Schlangenlinie. Faſt alle Wörter, die dieſes St im Anfang haben, bezeichnen ſolche ſtarke Würkung in gerader Richtung, z. B. ſtark, Stand, ſtarr, Stachel, Stamm, Stampfen, Stab, Stock, Stopfen, Stellen, Stemmen. — —

Sterben — fiel eine Stimme mit einmal ein, als ob dadurch dem Rector der Handschuh vorgeworfen werden sollte, oder auf diesen Einwurf sein ganzes künstliches Gebau wie ein Kartenhaus zerfallen sollte. —

Aber er ließ sich nicht stören, und fuhr fort: Unsere Schweizerbrüder haben ein Wort serben für allmählig verwelken und vergehen, also ein milderes Wort; sterben ist: dem Vergänglichen durch die Vergänglichkeit selbst mit einmal ein Ende machen. Erst werbet ihr Menschen um Genuß, Besitz, Ehre, Vergnügen ꝛc.; dann serbet ihr mählig, bis ihr sterbet, und ein Dritter erbet. — Ich könnte euch noch in vielen Beispielen meine Behauptung erweisen. In stechen und stecken und sticken und stocken, in stoßen und stutzen, in der festen erhabenen Stirn, in dem spitzen und eckigen Wirken der Geruchtheilchen auf die Geruchnerven, d. h. in stinken; im stieren Blick, im Stolz, im Sturm und in der Stunde,

in staunen, in Storch und Strauß und Stutzer, in Strahl, Strand, Sturm, ja im Lateinischen stare und strenuus, im Griechischen ἱστημι und στιγμα liegt der Beweis meiner Behauptung. —

Die ganze Gesellschaft staunte über den Wortfluß und die Zunge des Rectors. Man rief: Wir geben es zu, aber wo bleibt unser Wörtchen: Stille?

Der Rector sprach: es wird mir leicht werden, nun bald meine Aufgabe zu lösen. Es komt nur darauf an, daß wir den Endlaut lle recht auffassen. Er hat etwas mobiles und weiches, wie überhaupt das L zu den lieblichsten Lauten unserer Sprache gehört. Lle bezeichnet Bewegung in einer Kreislinie — Wellenlinie — Bewegung aus eigenem Triebe. Man nehme das Wort Welle, und vergleiche es mit Quelle. — Letztere drängt sich, quellt gewaltsam heraus; in erstere bewegt sich das Wasser frei. Wolle, die krause Bewegung; Wollen, Wille — Bewegung

in dem Menſchen, corde volutare — von welchem ſich das Sollen durch das S unterſcheidet, das eine Bewegung der innern Kraft auf etwas Beſtimmtes andeutet. Jedoch man nehme nur das einzige Wort Wille — ſchneide das bewegliche W weg und ſetze an deſſen Stelle ein St — ſo hat man Stille. —

Es folgte eine Pauſe. — Schön! ſagte darauf Erneſtine, die Hausfrau. Das iſt alſo das köſtliche Kleinod der Weiber, daß ſie keinen Willen haben ſollen? —

Ja, antwortete der Rector, wer kann gegen den alten Ausſpruch: Dein Wille ſoll deinem Manne unterworfen ſeyn, — und er ſoll dein Herr ſeyn! —

Wie den Männern, ſagte Erneſtine, die alten Ausſprüche und die Sprache zu Gebote ſtehen, um ihre Monarchie zu befeſtigen.

Eben darum, antwortete der Pfarrer, weil wir über alles zu gebieten vermögen, ſind wir ja die gebohrnen Herrſcher und Herrn.

Aber die beiden schnarrenden A am Ende des Wortes, haben auch keinen lieblichen Klang, sagte Natalie.

Freilich, antwortete der Pfarrer — es hat dieses mit einem andern Worte gemein, in welches es auch einst durch Versehen oder Muthwill eines Setzers in einem deutschen Bibeldruck verwandelt wurde. Aber, meine liebe Freundin, wollten Sie denn wohl, daß dieser Druckfehler wirklich realisirt würde? — Und wenn denn auch eine völlige Freiheit und Gleichheit in der Ehe wäre, wollten Sie denn wohl dem Weibe die executive Macht in dieser Demokratie, und das Departement der auswärtigen Angelegenheiten dem Weibe vindiciren? Das Beispiel der Mutter der Menschen, und der Ausgang ihrer Verhandlungen mit der listigen Schlange, worauf jener Ausspruch erfolgte — scheinen davon abzurathen. Wollten Sie nicht lieber, daß um den Willen des Weibes und dessen wellenförmiges Leben, in gehöriger Rundung, der freundliche Gott des Schweigens,

oder vielmehr der Stille seine Kreis- und Gränzlinie zöge? — Sagen Sie selbst, ob wir künftig sagen sollen: Frau und Mann — oder Mann und Frau.

Die Frauen stimmten alle ohne Anstand ein, daß es bei dem Alten bleiben sollte! — Es ward „Ehret die Frauen!“ gesungen.

Darauf nahm Herr Bernhard in ernster Weise das Wort und sprach: Aber, liebe Männer und Freunde, wo bleibt unser UND? — Die Aufgabe unsers jetzigen Redners war, zu erweisen, daß dieses Wort auch den Laut und Klang habe, den es haben müsse. —

Ich denke, fuhr der Redner fort, daß wir uns keineswegs von unserm Ziel entfernt haben. Unsere Unterredung ist nicht an das Wörtlein gebunden und gefesselt — ein solcher Tag, wie der heutige, verschmäht alle Fesseln — sondern, mich deucht, wir sind bisher in fröhlicher Weise um dieses Wort umhergegangen — jeder nach seiner Art; ich, wie konnte man es anders von mir er-

warten, etwas ſchwerfällig, andere luſtiger und behender. Ich fürchte nur, daß mein Gang der Feier des Tages und der fröhlichen Geſellſchaft nicht zuſage, — ſonſt würde ich jetzt meinen Vorſatz zu vollenden ſuchen.

Die Frauen proteſtirten gegen des Rectors Selbſtanklage, und behaupteten, daß er durch ſeine Entwickelung des ihm aufgegebenen Wortes ihnen viele Freude gemacht habe, und baten, er möge fortfahren.

Der Rector begann nun, mit erhöhetem Ernſt, der auf allen Geſichtern ein Lächeln verbreitete: Meine Grundſätze, aus welchen ich die Töne der Sprache entwickele, ſind jetzt aus dem Vorherigen bekannt. Aber ich habe bis jetzt nur noch von den Mitlautern geredet — ich werde nun zuerſt von den Selbſtlautern reden müſſen. — Unſere teutſche Sprache iſt an Vokalen die reichſte, neben der griechiſchen. Die Vokale ſind die Seele der Sprache, die das Gewebe und Gerippe der Conſonanten beſeelen. Es iſt wahr, unſere nordiſche Spra-

che häufet nicht die Vokale, wie z. B. die italiänische, und erhält dadurch zuweilen eine gewisse Härte – aber sie gewinnet an Kraft, was ihr an Weichheit abgeht. Und wenn die teutsche Sprache die Vokale sparsamer gebraucht, so wird sie dieselben auch — das läßt sich von dem teutschen Geist erwarten — um desto mehr mit Weisheit gebrauchen. Denn den Vokalen liegt eine Empfindung zum Grunde, die in der Tiefe der Seele ruhet, und deßhalb wie alles Tiefe sich zwar nicht deutlich erkennen und bestimmen, aber doch von einem feinen Sinn ahnen und fühlen läßt. —

Die drei ersten Vokale A, E, J — geben ihren Werth und Inhalt schon durch den Ton und die Oeffnung des Mundes zu erkennen. Diese deuten auf ein gewisses Verhältniß unter ihnen. Das A kommt voll aus offnem Munde. Der Teutsche spricht es bestimmter und gleichförmiger aus, als der Franzose und Engländer. Dieser Selbstlauter öfnet dem Menschen zuerst den Mund, daß aus seinem innern Heiligthume die Sprache,

dieſes Wundergebilde ſeines inwendigen Menſchen, hervortrete. Darum ſtehet er auch an der Spitze jedes Alphabets und iſt der vorherrſchende Laut in der einfachſten Sprache, die wir kennen, in der hebräiſchen, und der Hebräer bezeichnet ſtets die Urform ſeiner Zeit- oder That-Wörter mit dieſem Grundlaut. Die Laute E und I ſtehen niedriger in der Bedeutung, ſo wie Mund und Lippen ſich bei ihnen enger ſchließen. Das I wird bei der Bezeichnung des Schnellvorübergehenden gebraucht — Licht, Blitz, Blick, Wink, Flink, Fiſch, oder auch des Zarten und Kleinen, z. B. in Kind, Ritz, Finger — das E ſteht in der Mitte zwiſchen A und I, es hat nicht die Tiefe des A und nicht die Höhe des I — es iſt ein Mittellaut ohne beſtimmte Bedeutung. Er iſt vorherrſchend in der teutſchen Sprache. Warum? Eben wegen des tiefern und idealiſchen Geiſtes der teutſchen Nation. Sie ertheilet dieſen gemeinen Laut vielen Dingen, und geht ſparlich mit den bedeutenden Lauten z. B. dem O und U um,

weil die Welt mit ihren Dingen der Tiefe seines Geistes nicht zusagt, und er sie also auch mit dem niedrigeren gemeinen Tone bezeichnet. Es ist der teutschen Sprache eigenthümlich, daß alle Verkleinerungswörter, welche in der Urform die Vokale E und J nicht haben, sich diesen in der Verkleinerung nähern z. B. Hand wird Händchen; Kopf, Köpfchen; Gott, Götze; Mund, Mündchen; Lachen, Lächeln; Fragen, Frägeln. Der Wechsel der Vokale deutet auf eigene Nüancen der Bedeutung oder Empfindung. — So bilden selbst Mütter und Wärterinnen, wenn sie zu Kindern reden, in der westfälischen Volkssprache Diminutiven aus Zeit- und Beiwörtern, z. B. ist das Kind kränkschen, will Fritz laufgen, ähnlich, so deucht mir, dem kindlichen jonischen Dialecte. (φιλεσσχεν.) — Aber ich kehre zu meinem Zweck zurück. — Das Vokal O ist in Rücksicht der Bedeutung und Majestät dem A ähnlich. Man könnte A, O und U die Principallaute nennen. So wie O

mit rundem Munde gesprochen wird, so ist auch der angenehmste Laut der Sprache, und kommt in den Benennungen der edelsten Dinge vor: Gott, Gold, hold, Sonne, Mond, hoch, roth, Sohn, Wort. In manchen Wörtern fühlt man leicht den nachahmenden Laut z. B. hohl, Tonne, Ton, voll, Donner, rollen — mit welchem letzten Wort man sollen und wollen, als Beispiele einer höheren Onomatopöie, vergleichen kann. — Jetzt bleibt mir noch der Vocal U übrig, welcher Tiefe und Ernst bezeichnet. Es ist seltsam, daß die Griechen und die Franzosen diesen Laut nur durch Zusammensetzung des O und Ü bilden können. Man sollte beinahe daraus auf eine Charakterähnlichkeit schließen, die man beiden Nationen bei aller Verschiedenheit nicht absprechen kann, die ich aber nicht weiter bezeichnen will. — Um den Eindruck dieses Lautes zu fühlen, vergleiche man nur das teutsche Fürwort du mit dem griechischen συ oder dem französischen TU und TOI, welchen letztern Froschlaut OA wir Gottlob! in

unſerer Sprache nicht haben.) Friedrich der Große ſprach zu dem Panduren, der das Gewehr auf ihn angelegt hatte, das deutſche Du! und der Barbar ſetzte ſein Gewehr beim Fuß. Ich zweifle, ſagte der Rector, ob er es gethan hätte, wenn der König das Wort griechiſch oder franzöſiſch geſprochen hätte. Du iſt in teutſcher Sprache der Laut der zärtlichen Liebe, des innigen Bundes, auch der Verachtung, des Haſſes und des Zornes. Gott ſelbſt kann nur mit dieſem Laut angeredet werden; der Franzoſe kann ihn auch mit ſeinem conventionellen Ihr anreden, die Holländer haben gar kein Du. Die Alten redeten nur in Du zu einander. In einzelnen Lauten liegt oft eine eigene Tiefe und Bedeutung. — Man vergleiche unſere deutſchen Fürwörter untereinander. Ich das helle, ſich hervorhebend, — Ich, Wir, Ihr — durch ein hinzugeſetztes E wird es gemildert in dem ſanften Sie. Das E deutet weniger Intereſſe an, es wird von entfernten Gegenſtänden, Objecten gebraucht — Er, Es — das U aber deutet

auf ſtille, wenn das A mehr wirkſame, Größe und Kraft ausdrückt. Rache und Wuth — Flamme und Glut, Jammer und Kummer.

Da fällt mir aber ein Wort unſerer Sprache ein, bei welchem mir dieſer tiefe und ernſte Laut nicht ſonderlich wohl angebracht ſcheinet — ſagte der junge Bernhard. Und welches denn? fragte Natalie. Die Antwort war: der Kuß.

Wolfgang nahm das Wort und ſprach: Ich ſtimme keinesweges dieſer Behauptung bei. — Ein Kuß iſt an ſich eine ſehr ernſthafte Sache, ſo ſehr er auch mag gemißbraucht werden. Es hat mit dem Kuß die nehmliche Bewandniß, wie mit dem Eros der Griechen. Sie hatten einen doppelten Eros, der eine war, der Sage nach, der Erſterſchaffene unter allen Göttern, der andere aber ein Sohn der aus dem Meeresſchaum gebohrenen Venus. So theilt mit Recht ein alter holländiſcher Philolog die Küſſe in göttliche und menſchliche. — Iſt er nicht das Symbol der innigſten Liebe und Zärtlichkeit?

Darum trugen die heiligen Kirchenväter, z. B. Auguſtin, kein Bedenken, den Kuß, womit der Vater im Evangelio den zurückkehrenden verlohrnen Sohn empfängt, auf das erhabene Urbild des Allvaters zu übertragen. Die alte Kirche ſang aus dem Hohenliede: „Er küſſe uns mit den Küſſen ſeines Mundes!“ und Origenes und Hieronymus verſtanden darunter die „Erſcheinung der höchſten Gnade im Fleiſch.“ Die Juden ſagten von Moſes und Aaron, daß ſie „im Kuß Jehovahs geſtorben wären.“ Und war nicht der Kuß auch das Sinnbild der höchſten Verehrung? „Küſſet den Sohn!“ ruft der Dichter des zweiten Pſalms. Die heidniſchen Völker küßten die Bildſäulen ihrer Götter bis zum Abreiben. Und wenn Hiob ſich auf ſeine Verehrung des Einzigen beruft, ſagt er, daß er das Sonnenlicht und den Mond nicht einmal ſtaunend angeſehen, oder ihnen mit der Hand einen Kuß zugeworfen hätte. Man küßte ſelbſt die Schwellen der Tempel. Ulyſſes, als er von ſeinen Wanderungen heimkehrte, küßte er den

heimathlichen Boden. (Κυσσι δε ζωδωρον αρχαν.) So gaben sich die ersten Christen den Bruder- und Schwester-Kuß, zum Zeichen, daß sie ein Herz und eine Seele und das königliche und hohenpriesterliche Volk wären, und späterhin küßte man den Pantoffel des ersten Bischofs der römischen Kirche. Es liegt also immer ein tiefer und ernster Sinn in dem Kuß, als dem Symbol geistiger Vereinigung, mag er auch, wie alles Köstliche, ehemals entwürdiget werden und in dem sauern Gefäß versauern — mag er auch einstens in Rom, nach Erzählung des Plinius, Flechten und Kränze über tausend vornehme Gesichter verbreitet und dadurch ein Edikt des Tiberius gegen sich erregt haben, — mag er auch den Zorn des alten Cato so gereizet haben, daß dieser den Senator Maelius, der seine Frau vor den Augen seiner Tochter bei Tage geküßt hatte, aus dem Senat verwies. Mag selbst Judas dieses heilige Liebeszeichen gewählt haben, um der frevelhaften Zerstörung des schönsten Bundes den An-

ſtrich des Heiligen zu geben. Das Heilige bleibt heilig, mag es auch von einer verderbten Generation entweihet werden. — Gruß, Handſchlag und Kuß ſind drei heilige Dinge.

Sie ſprechen es auch im Ton aus, fuhr der Rector fort. Ich möchte unſer deutſches Wort, von welchem das Zeitwort mit dem griechiſchen κυσσειν im Laut übereinſtimmt, weil beiden eine Onomatopöie zum Grunde liegt, nicht mit dem engliſchen Kiſs vertauſchen. Denn unſer tieferes U verbirgt jenen ſinnlichen Laut und giebt dem Worte mehr Würde. Alſo geziemt es der edlen teutſchen Nation und Sprache, welche ihre Worte kräftig ausſpricht, und den Doppelſinn vermeidet, wohingegen bei dem ſinnlichen und zuchtloſen Nachbar das Wort, welches dieſes urſprünglich anzeiget, ſo im Werth geſunken iſt, daß man ſich des dazu gehörigen Zeitwortes kaum bedienen darf, und blos aus ſchnöder Züchtigkeit den Kuß auf die Arme oder den Hals verlegt.

Aber mein Himmel, rief Leonard, der ſich nicht an die freien Gedankenſprünge gewöhnen konnte, wie ſind wir denn nun gar auf den Kuß gekommen —? Wohin wird uns das Wörtlein UND noch führen?

Ich dächte, erwiederte der alte Herr Bernhard, es wäre doch keine ſo weite, auch keine unangenehme Abweichung von unſerm Ziele. Denn, abgeſehen von dem Zweck unſers jetzigen Wortführers, iſt denn der Kuß nicht gleichſam ein lebendiges Bindewort, welches eben ſo wie das in Buchſtaben Leib und Seele, Fleiſch und Geiſt vereinet? — Warum küſſet eine Mutter ihr Kind? Sie hauchet ihren lebendigen Odem in ſeine Bruſt, und will, daß das Kindlein Fleiſch iſt von ihrem Fleiſch, welches auch Geiſt ſeyn ſoll von ihrem Geiſt. Und was bezeichnet denn anders der Kuß der Liebenden und Geliebten! Iſt er nicht, bei reinen Seelen, das Siegel des Verlöbniſſes und der Vereinigung für immer und ewig! Kurz, der Kuß iſt das Bundeszeichen des Höchſten und Edelſten, was im Menſchen iſt, ein

lebendiges UUU, das Licht und Wärme verbrei-
tet. Wir wollen deßhalb unserm Redner gerne
zugestehen, daß das tiefere U der passende und
schicklichste Laut sey in einem so tief in Herz und
Leben eingreifenden Worte, von welchem wir re-
den. Und so laßt uns denn, da wir nichts Bes-
seres vermögen, unsre Lippen mit dem Nectar des
Rebengewächses benetzen, und in einem Pokal
nach alter Sitte uns Wein und Kuß zutrinken. —
Es wurde fröhlich getrunken, und sowohl die Rede
des Rectors, als die ganze Verhandlung schien
geendigt — als der Redner sich von neuem erhob.

Sowohl die Episode, als der Schluß
derselben, sagte er, deuten sattsam auf die Trocken-
heit meiner Verhandlung. Allein es gehet mir,
wie dem Blutigel beim Horaz — ich höre nicht
eher auf, als bis ich meinen Vorsatz ausgeführt
und mich satt geredet habe. So fahre ich in mei-
ner Entwickelung fort, bis mir und der Gesell-
schaft das Wörtlein selbst Luft machen wird. Es
war mir bisher um die Selbstlauter unserer Spra-

che zu thun. Ich wollte beweisen, daß diesen Lauten ursprünglich etwas unterliege, was wir zwar nicht deutlich zu entwickeln vermögen, aber doch mit geschärfterem und feinerem innern Sinn fühlen und ahnen können.

Es wäre damit, sagte der Doctor Leonard, vielleicht eben so wie mit den Lauten und Schrei vieler Thiere. Das Gebrüll des Löwen, das Geheul des Wolfes, das Brummen des Bären, das Blöken der Schaafe und Mäckern des Ziegenbocks, der Weheruf einiger Raubvögel — wären etwa eben so viel Vocale, welche, wenn wir die Thiere selbst als Wörter betrachteten, ihren Charakter andeuteten? So würde das Uhu! der Eule das Dunkle und Schauerliche in dem Wesen dieses Nachtvogels aussprechen.

Aber warum werden nur solche schauerliche und auffallende Thierlaute gewählt? sagte Natalie. Unsere weisen Freunde sollten uns lieber die Töne der Nachtigall übersetzen, oder ihnen den Text unterlegen.

Philomele, antwortete Wolfgang, iſt dem ſchönen Geſchlecht näher verwandt, wie ſchon ihr ſchöner teutſcher Nahme, ſo gut wie der griechiſche, andeutet. So werden die Frauen geſchickter ſeyn, uns den Text zu ihren Melodieen zu geben.

Nicht doch, ſagte Natalie. Ein germaniſcher Barde hat ihn uns längſt gegeben, und Jeder kennet ihn.

Als die Geſellſchaft, die ſich deſſen nicht beſann, um Mittheilung bat, ſprach Natalie mit bezauberndem Wohlklang die melodiſche Strophe aus Klopſtocks Ode „die Lehrſtunde“:

Der Lenz iſt, Adi, gekommen;
Die Luft iſt hell, der Himmel blau, die Blume duftet,
Mit lieblichem Weben athmen die Weſte,
Die Zeit des Geſangs iſt, Adi, gekommen.

Allerdings — erwiederte der Rector auf die Bemerkung des Arztes, als ob er die Zwiſchenrede gar nicht vernommen hätte — es ſind Interjectionen, und dieſe drücken ja immer dem

Gemüthszuſtand aus. Nehmen wir z. B. die Interjectionen der Menſchen — und zwar der Teutſchen, von welchen wir zunächſt und am ſicherſten reden, ſo muß ſich daſſelbe zeigen. Womit drücken wir unſere Verwunderung aus? Wir gehen durch alle Vokale.

Ah! drückt aus Erſtaunen mit Ueberraſchung, oder oft auch mit Schreck. Alſo einen kräftigen Eindruck auf unſerer Seele. Das umgekehrte Ha! iſt gleichſam ein Aushauchen innerer Kraft, ein Anſpornen unſerer ſelbſt, ein Losgehen auf den Feind. — Oh! bezeichnet Erſtaunen mit Freude und Bewunderung. So wie Ah Größe und Maſſe, ſo Oh Rundung und Gefälligkeit des Eindrucks. — Uh oder Hu — Erſtaunen mit Abſcheu und Entſetzen. — Eine Mittelgattung der Verwunderung, ohne große Lebhaftigkeit, wo die Neugierde und eine andere gemeine Leidenſchaft ihre Nahrung findet, drücken die Mittellaute Eh! Ih! Ei! aus. Für Weib und Kinder iſt das Ah und Uh nicht, ſondern nur die andern Zwiſchenlaute. —

Sie wollen damit sagen, erwiederte der alte Bernhard, diese Interjectionen seyen zu männlich und herrisch für das sanfte Geschlecht, so wie nach der Homiletik des Pfarrers in den Lebensläufen, der Adler und Löwe nur wenig Predigten und Predigern an- und zustehet. Aber doch läßt jeder Candidat gerne diese Thiere und ihre Attribute in seinen Gastpredigten auftreten. Und ist denn nicht auch unsere jetzige Poesie, vor allen unsere Romanzen und Romanenwelt, voll Ha und Hu? Und wie? soll denn das schöne Geschlecht nicht auch der Mode sich fügen? —

Nicht sich fügen, erwiederte Helm, sondern vielmehr selber sie bilden, damit es im Aeußern wie im Innern stets das schöne, das sanfte, und harmonische bleiben möge. Sie sollen die sanften Floten seyn, deren die Spartaner bei ihren Schlachten sich bedienten, um den Ernst und die Rohheit des Krieges zu mildern. Unsere Ha und Hu's — sind jetzt Mode, weil sie das ersetzen sollen durch äussern Schein, was dem innern fehlet.

Allerdings, fiel der Forſtrath ein, die Mode iſt ein ſcheinbares Anſtreben gegen den herrſchenden Zeitgeiſt, z. B. damals, als die Schönen ſich mit den Reifröcken verpalliſadirten, waren ſie — in jener ſittſamen Zeit — dieſer Verſchanzungen, Baſtionen und Hornwerken am wenigſten bedürftig. Unſere Damen haben aber nicht allein jene Feſtungswerke bald raſirt, ſondern ſind auch damit beſchäftigt, alle äuſſere Defenſionsmittel der Sittſamkeit abzulegen, ſo wie die Spartaner, ihrer Tapferkeit vertrauend, die Mauren ihrer Stadt niederriſſen. Vielleicht werden ſie ſich bald halbnackend kleiden, daß man glauben ſollte, es müſſe ein paradiſiſch unſchuldiges Leben in ihrem Innern wohnen — und doch werden Manche daran zweifeln. Die Brutuskröpfe möchten eher Tarquiniſche Weichlichkeit andeuten, ſo wie der Student, der zum erſten Mahl mit Zittern und Zagen den Miethgaul beſteigt, ſeinen höchſten Triumph darin findet, wenn er mit den Klirrſpornen über den Markt gehen kann. — Die Mode iſt alſo ein

genlich ein Schwimmen gegen den Strom — ein Widerspruch gegen den Zeitgeist, oder wenigstens ein Bestreben, denselben zu verstecken? So wären demnach die nackte Kleidung — die Brutusköpfe, das Kalthalten und Abhärten in der Erziehung, nichts anders als Beweise des Gefühls, daß die Kraft uns fehle!

Freilich! sagte der Pfarrer, das Gefühl der Kraftlosigkeit ist uns lästig — nicht an und für sich selbst, sondern wegen des Fortschreitens unserer ästhetischen und sinnlichen Kultur, der die geistige nicht das Gleichgewicht zu halten vermag. — Wir haben den Schwerpunct verlohren.

So suchen wir durch den Schein zu ersetzen, was uns in der Wirklichkeit fehlt. Wo am meisten von Patriotismus geredet wird, da herrscht die Selbstsucht am meisten. Die Pharisäer trugen Gebetriemen, weil sie gar nicht beteten. — Wohl, sagte der Pfarrer, beweisen die in dem Zeitstrom obenschwimmenden Wörter nicht, daß die Sache selbst an der Tagesordnung sey,

ſondern vielmehr das Gegentheil, und — daß die Edlern des Volkes ein Bedürfniß deſſelben fühlen. Wann waren die ſchönen, jetzt beinah verſchrienen Worte Humanität, Liberalität mehr im Schwange als jetzt, und doch geht es ihnen, wie dem Gottes Reiche damals, als es verkündigt wurde. — Ueberall war es mit Verfolgern umgeben, den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit. Daher mögen wir wohl jetzt ſo viele Ritterromane haben, und ſo viele Hu! und Ha! — und ich ſtimme dem bei, daß das weibliche Geſchlecht ſich dieſer Exclamation lieber enthalten möge, nicht minder als des lauten Lachens.

Freilich, hub der Rector wiederum an, — auch hiebei machen die Vokale einen großen Unterſchied. Das laute volle Lachen (Cachinnus) drückt ſich durch den A-Laut mit völlig offnem Munde aus; das Spott- und Grins-Lachen durch ein geſchärftes zuſammengezogenes A, das ſich dem Ä nähert, oder durch ein E —; das Kichern durch ein I. Das frohe Lachen der überraſchenden Freude

z. B. der Kinder, denen eine plötzliche Gabe zu Theil wird, bedient ſich des runden O. Der Vokal U iſt nicht für das Lachen gemacht, er paßt nur in das laute Weinen und Schluchzen. —

Nun, ſagte Herr Bernhard, hätte ich doch nimmer geglaubt, daß uns das Wörtchen UND ſo durch alle Empfindungen und Gefühle der Menſchen führen könnte. Ich beginne hohe Achtung vor dieſem Wort zu bekommen. Denn iſt es nicht dem Trojaniſchen Pferde zu vergleichen, das von außen blos als ein rohes hölzernes Bild erſchien, aus welchem aber die edelſten Männer Griechenlands hervorkamen und die herrliche Veſte Ilion eroberten! — Freunde, laßt uns trinken! denn jetzt werden noch die beiden Conſonanten erſcheinen, und wenn uns N und D eben ſo viel darbieten, als das U — —

So werden wir, fiel der Rector ein, Muth nöthig haben, das zu ertragen. Und der Wein giebt Muth! — Aber, ich kann der Geſellſchaft die Beruhigung geben, daß ich bald zu Ende ſeyn

werde. Denn N und D ſind nur gemeine Krieger, Knappen, dienende Laute, von denen ſich nicht ſo viel ſagen läßt, als von den Hauptlauten und Choragen, den Vokalen, denen wir, denke ich, die gebührende Ehre haben wiederfahren laſſen. — Wir haben geſehn, wie unſer Wort vor dem Bindeworte aller andern Sprachen, den Vorzug hat, daß es mit Gravität auftritt und mit dem ernſteſten Vokal beginnt. Sein Schluß iſt UND. Wer könnte einen Augenblick zweifeln, daß dieſe beiden Mitlauter die Bindung bezeichnen? Man nehme Binden — Rinde — Winde und Winden — Wand — Band — Gewand — Rand — Land — rund — Bund — Mund — ja Hund und Hand und Grund — und — ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht Jeder in allen dieſen Wörtern unſrer teutſchen Sprache ein Gewiſſes gemeinſames wahrnähme und fühlte oder ahndete (je nachdem es Jedem gegeben iſt, ſolche Tiefen zu erſpähen) welches zum Beweiſe dienen kann, daß — unſerm UND die glück-

lichste Organisation, die man möglicher Weise hoffen konnte, zu Theil geworden ist. Dixi.

Der Rector erhob sich, nachdem er dieses gesprochen, ganz ernsthaft an die Lehne des Sessels und schwieg. Aber mit lauter Stimme und mit Gläsergeklingel statt des Mörserklanges begrüßten ihn alle singend: Bene, bene, bene, habes respondere, dignus es intrare in nostro docto corpore! —

Wirklich, sagte Ernestine, man muß dem kleinen anspruchlosen Wörtchen wohl gut werden, wegen der vielen Pflege, die unsere Gesellschaft ihm heute in Ernst und Fröhlichkeit angedeihen läßt. Denn man soll ja dasjenige am meisten liebgewinnen, was man am meisten pflegt. So wird uns das UEBERLEIN — denn warum sollte man es nicht auch zärtlich-verkleinernd benennen? — am Ende als ein kleines Wesen erscheinen mit Geist, Gemüth und Körper. Und unser Freund hat uns die äussere Hülle desselben so genau beschrieben, als ob er den Leib desselben wie ein

Kind betrachtete, deſſen Stoff und Entſtehung er auf das genaueſte bemerkt hat. Er wird mir dieſe Vergleichung wohl nicht zugeben, ſondern eher verlangen, daß ich ſagen ſollte, er habe die Phyſiognomie des UND's aus deſſen Gemüth und das Gemüth aus der Phyſiognomie entwickelt. Ich laſſe dieſes auch gerne gelten. Allein uns Frauen iſt es nicht zu verargen, wenn wir dieſes kleine Weſen, das den Gegenſtand unſerer Unterhaltung ausmacht, gerne ankleiden und fragen möchten, ob es nicht auch ſeine Moden und ſeinen Anzug verändert habe.

Das laſſen wir nicht nur gelten, ſagte der Forſtrath, ſondern wir können auch zugeben, daß die Geſichtszüge und Kleider ſich darin ähnlich ſind, daß ſie auch ihre Moden haben. So haben die Höfe nicht nur ihre Galakleider, ſondern auch ihre Gala-Mienen und Gebehrden. Ich habe einmal einen reiſenden Fürſten und ſeine Umgebung näher zu betrachten Gelegenheit gehabt. Auffallend waren mir beſonders die Geſichter ſeiner nächſ-

sten Hofleute in Gegenwart des Fürsten. Wenn der Fürst nicht zugegen war, so waren ihre Gesichter gleichsam im Surtout oder Schlafrock — alle Muskeln voll Falten, abgespannt und schlaff und ohne alle Bedeutung; sobald der Herr erschien, war gleich das ganze Gesicht in Gala — voll Freundlichkeit und Lächeln. Besonders dauerte mich ein alter abgearbeiteter Hofmann. Sein Gesicht kam mir vor, wie ein Paar dürre abgemagerte Lenden, um welche ein Paar Hirschlederne Beinkleider, noch ein Rest oder eine Liebhaberei aus den Studentenjahren, knapp anschließen sollen. Sein Mund dehnte sich so weit er vermegte, aber ehe das Lächeln hervortreten konnte, sanken Muskeln und Lippen und alles wieder zusammen. Es gemuthete mich immer so, fuhr der Forstrath fort, als ob der arme Mann statt der Ohren hätte ein Paar Festhalter (so nennen die Schmiede eine gewisse Art Klammern, womit man z. B. einen Schrank an die Wand befestigt) — haben sollen, die den mühseligen Mund und die

zufallenden Lippen hätten in Ordnung halten können. So wenig ich es über das Herz bringen konnte, ihn auf den armen alten Hofmann anzuwenden, ſo fiel mir doch Shakeſpears Spruch ein: Man kann lächeln und lächeln, und doch ein Schurke ſeyn — deſſen Sinn ich bisher (ich war noch jung) nicht hatte einſehen können. Seitdem ſind mir Mienen und Phyſionomieen leider! oft wie Modeartikel vorgekommen, und zwar viel verhaßter als Schminke und Schönpflästerchen, die doch ein Mißtrauen gegen die eigene Haut und Schönheit, alſo eine Art von Beſcheidenheit verriethen, und deßhalb außer Mode gekommen ſind. Was kann verächtlicher ſeyn, als eine unaufhörliche Beſtrebung des innern Menſchen, den äußern zum Lügner abzurichten? Die empfindſame Periode der Milch- und Honiggeſichter, der dazu paſſenden ſimperlichen Reden und Seufzer und der „intereſſanten" Leibes- und Seelen-Bläße iſt hoffentlich auf immer vorüber. Aber nicht minder verhaßt und erlogen ſind die Heroenin- und Heroinen-Geſich-

ter unter den brutißirten weichlichen Knabenköpfen der Männer oder über den nackenden Busen des zarten Geschlechts. Daß man in einem verfeinerten Zeitalter, wo man überall die Feigenblätter da nöthig findet, wo unsere Alten, klar und wahr, an kein Blatt dachten, und keines vor den Mund nahmen, — daß man sie in solchem Zeitalter da verwirft, wo sie so nöthig wären, verdrießt mich. Die modische Verstellung, mag sie durch den falschen Schein der Sittsamkeit, oder durch ein kecks Trotzbieten geschehen, erscheinet mir immer als ein, wie Shakespear sagt: „Ueberzuckern des Teufels", den ich, wenn es seyn muß, lieber ganz schwarz, als im Scharlach sehen will; welches ja, nach der Volkssage, sein Hof- und Galakleid seyn soll. Kurz — denn es geht mir wie uns allen mit dem Wörtlein UND —, ich gerathe ins Weite — ich wollte nur sagen, daß Physionomien oder Gesichtzüge und Kleider sehr wohl mit einander verglichen werden, und daß erstere so gut ihre Moden haben können wie letztere.

Und darin, fuhr Helm fort, auch ihre verschiedenen Zeitalter. Ich bin der Meinung, daß die Moden nicht durch einen Act menschlicher Freiheit, sondern durch gewisse physische Einflüsse, eben so wie Krankheiten, gebildet werden. Diesen physischen Einfluß hat man auch von jeher anerkannt, obwohl man ihn auf manche eigene Weise bezeichnete oder zu erklären suchte. Was sind Homers Götter anders, als eine besondere Temperatur der Luft, welche mit einmal, wie der russische Pips, alle Griechen ergreift, daß sie in der Fremde wandern und sich daselbst herumbalgen. Meint ihr, daß ein Weib die Ursache gewesen sey, weßhalb Tausende sich in den Tod stürzten? Wie ließe sich von vernünftigen Menschen so etwas denken? Und warum sollte denn auch der ganze Olymp deßhalb in Streit und Hader seyn? Vielmehr, dieser Hader und Zwist der Oberwelt deutet nichts anders an, als den wunderbaren Einfluß der obern Luftschicht in das arme Geschlecht der Unterwelt. Die Griechen vor Troja kommen

mir vor, wie die Laubfrösche oder die Thurmschwalben und andre Thiere, welche die Veränderung der Luft in Unruhe versetzt. Oder es ist damit, wie mit den Knaben, die immer, ohne Verabredung, in jeder besondern Jahreszeit auch ihre besondere Spiele haben. So sind die Menschen in der Geschichte nichts anders als Drathpuppen, die durch Dräthe, mögen sie von oben oder von unten gezogen werden, in Bewegung gerathen. So wie man in Homers Zeiten die Götterwelt für Quell und Leiterin des menschlichen Treibens hielt, so wandte man sich auch späterhin immer zu den höhern Regionen, um sich Gegenwart und Zukunft zu erklären. Es gab immer Wallensteins und Senis, die in den Gestirnen, wie in einem Zeitungsblatt, lesen zu können glaubten, und die Sprache selbst behielt bis auf den heutigen Tag die Wörter Unstern und Glücksstern. — Ja wenn man die Streitigkeiten der Menschen und ihr wundersames Treiben von dem Argonautenzug und Trojanischen Kriege an bis herunter

auf den Krieg der beiden Afrikanischen Könige auf der Küste von Guinea, der nach zweijähriger Dauer, während welcher der eine 5, der andere 3 Mann verlohr, durch einen Friedensschluß geendigt wurde, dessen Hauptartikel war, daß der Besiegte künftighin keine Hosen mehr tragen sollte (wie Iselin Ges. der Menschh. I, 255. erzählt) — betrachtet, so kann man nichts Glimpflicheres von ihnen sagen, als — daß sie eine Affaire mit dem Mond gehabt haben.

Allerdings! sagte Walther. Manche große Begebenheiten der Weltgeschichte lassen sich nicht besser erklären als durch das nervis ducimur eines alten Dichters. Die große Völkerwanderung war sicherlich nichts anders als ein solcher Luftzug von der Mongolei gegen die Säulen des Herkules.

Im dreizehnten Jahrhunderte, so erzählen die Chroniken, überfiel und ergriff die Menschen eine solche Tanzwuth, daß alles von Holland bis den Rhein hinauf tanzte — ganze Städte, Gaum und Dörfer tanzten — es war, wie ein ansteckendes Fieber; die meisten tanzten, bis sie niederfielen,

viele hauchten tanzend den Geist aus. Was anders konnte über die Menschen diese blinde Gewalt ausüben, als etwa eine besondere Temperatur der Luft, oder des elektrischen oder magnetischen Fluidums, das uns umgiebt. Die Menschen waren und sind auch heuer oft wie die kleinen Kartenmännchen, welche man zwischen positiver und negativer Elektricität bringt. Und so dünkt mir, ist es auch mit jeder Mode. Welcher freie menschliche Verstand und Wille wäre jemals darauf gefallen, die weiblichen Hüften mit den ungeheuren Reifröcken so zu verschanzen, daß sie, dieses bewegliche Geschlecht, das zum Kommen und Gehen berufen ist, nicht durch eine offene Thüre gehen konnten? Welcher freie männliche Verstand und Wille hätte sich jemals dazu entschlossen, das Haupt, diesen Wohnsiz und Tempel der Weisheit, in eine ungeheure Wolkenperrücke oder vielmehr Perrückenwolke einzuhüllen? Das vermag nur eine wundersame Veränderung des elektrischen oder magnetischen Fluidums, das diese Erde umströmt, und dessen

Einwirkung auf männliche Köpfe und weibliche Hüften bis jetzt noch ein unerklärliches Phänomen, aber um deßhalb noch keineswegs widerlegt iſt. Jedoch nicht blos auf das Aeußere der Kleidung wirkte dieſer Influxus physicus, ſondern auch auf Gedanken und den Geiſt der Menſchen, obwohl im Grunde beides einerlei iſt. Denn ein Reifrock iſt doch eigentlich nichts anders als ein in Fiſchbein und Zubehör ausgeführter Gedanke oder Gedankenſyſtem — eben ſo gut wie ein philoſophiſches Syſtem in Syllogismen und Buchſtaben, und eine Wolken- und Alongeperrücke kann man mit allem Recht ein in Haaren, Mehl und Pomade dargeſtelltes Ideen- und Lehrgebäude nennen. So wie auf erſtere, ſo hat auch auf letztere die Mode ihren Einfluß von jeher geäußert. — In alten Zeiten gab es dämoniſche, bedaurungswürdige Menſchen, die unter der ſchrecklichen Einwürkung einer unſichtbaren Gewalt ſtanden, welche Luthers Bibel-Ueberſetzung Geiſt des Luſts nennt; in neuern Zeiten giebt es Philoſophen (ſo nen-

nen sie sich), die das höchste Wesen mit dem Sauerstoffgas identificiren, in Befriedigung thierischer Lust den höchsten Act der Religiosität setzen, und die Verwesung die höchste Glückseligkeit und Wollust nennen. — Waren und sind diese Menschen weniger dämonisch als jene? Werden sie minder von dem Luftgeist beherrscht? — Dieser Luftdämon scheint auf nichts so sehr zu würken als auf das menschliche Gehirn, und den ihm einwohnenden Geist, welcher letztere deswegen von jener nicht bloß der Verwandschaft wegen seinen Nahmen hat, sondern selbst sich in ein luftiges Wesen verwandeln kann, das sich blähet, gähret und Blasen treibt, und sich dann nach Art der Dämonischen gebehrdet. Es muß uns nicht wundern, daß auch dieses dämonische Wesen sein Zeitalter hat; denn es ist eine Epidemie, deren Stoff in dem Luftstrom liegt, und die nur auf verschiedene Weise das Gehirn afficirt, weßhalb auch gewöhnlich ganze Gesellschaften ja Geschlechter daran krank liegen, und die Krankheit selber ansteckt, wie der Schnu-

pfen. Während nur Ein Sokrates lehrte, wimmelten die Straßen von Athen von Sophisten. Von diesen unterschieden sich die Scholastiker nur durch größere Treuherzigkeit und Gutmüthigkeit, und spätere sogenannte Philosophen durch Eigendünkel und Frechheit.

Es ist zu beklagen, sagte der Forstrath, daß gerade uns Deutsche dieser Krankheitsstoff so hart treffen mußte, und ich fürchte, man wird im Auslande, wo man längst über uns lachte, unsere windigen und zugleich in stockfinstres Gewölk gehüllten Ich- und Naturphilosophieen, unsere ästhetische Salbadereien samt dem Sonettengeklimper und Geklapper und dem mystischen Geschwätz und was ferner dazu gehört, mit einem einzigen Wort — den deutschen Pipps nennen. — Indeß, setzte er hinzu, es wird wohl mit dieser Krankheit gehen, wie mit dem Schwindel, der unsere tanzende Nachbaren ergriffen hat; der Schwindel hört auf, wenn nur nicht Kopfschmerzen und Ermattung darauf folgen. —

Der Präsident klopfte auf den Tisch und forderte zur Tagesordnung und mehrere Stimmen riefen, das Wörtlein UND! —

Freilich, sagte Siegfried, es ist unartig, daß wir von neuem uns so weit von unserm Gegenstande entfernt haben, und doppelt unartig, da von dem verehrten Geschlecht die Aufforderung an uns erging, über den Anzug des Wörtleins UND zu reden.

Ei nun, erwiederte der alte Bernhard, sie werden uns um desto leichter entschuldigen, weil vom Anzug die Rede ist. Sie müssen sich nur vorstellen, wir waren auf Reisen und, wie auch heute mit mir würklich der Fall ist, — auf einer Station angekommen, wo wir uns erholen wollen. Wie viele UNDs d. h. Schachteln und Kisten müssen erst abgepackt und geöfnet werden, ehe unsere Begleiterinnen so weit sind, um mit uns einen Gang in die Stadt oder zu einem Freunde zu machen. — Aber — setzte er mit freundlichem Lächeln hinzu, indem er seine drohende

Hausfrau anfah, — laßt uns geſchwind zum Anzug unſerer Puppe ſchreiten, damit wir durch ſolche Bequemung der ſtrengen Antwort entgehen, die ſchon auf einigen Lippen ſchwebt.

Ja, in der That, fuhr Siegfried haſtig fort, dieſes einfache und anſpruchsloſe Wort, das ſich ſo leicht buchſtabiren, leſen und ſchreiben läßt, weßhalb man ihm auch in der ſchweren und mühſeligen Buchſtabierperiode des Lebens ſo herzlich gut wird, wie ſich ohne Zweifel ein Jeder von uns mit Dank erinnert — dieſes einfache und aufrichtige Wörtlein UND hat ſich auch die Mißhandlungen der Menſchen, die immer Künſte ſuchen, müſſen gefallen laſſen.

Das gereicht ihm nicht zur Schande, ſagte der Pfarrer; vielmehr iſt es ein Beweis ſeiner urſprünglichen Einfalt, die, eben weil ſie göttlicher Art iſt, die Menſchen leicht reizet, auch von dem ihrigen etwas dazu zu thun, ſo daß aus der Einfalt eine Vielfältigkeit wird. Als Alexander von Macedonien, der Schüler Ariſtoteles, inne ward,

daß er von der Nemesis ersehen sey, die morschen Despotien Asiens zu stürzen, vermogte er den einfachen göttlichen Gedanken nicht zu tragen; er meinte nun selbst ein Gott zu seyn, und setzte an seinem Haupt und Helme — an, das Horn des Jupiter Ammon, sein menschliches Antlitz mit thierischem Schmucke schändend — sagt Clemens von Alexandrien; und von nun an ward er ein gemeiner Knecht des Schicksals, und auch zum Schutt geworfen. So machen es die Menschen mit jeder großen Idee, die immer ursprünglich eine einfache ist. Sie beladen sie mit ihrem menschlichen Schnörkeln. Was Wunder, wenn es dem Wort, als der Ideenhülle, nicht besser ergieng! Aber wann und wie sollte es denn unserm einfachen Wörtchen begegnet seyn? —

Man hat es, fuhr der Redner eben so ernsthaft fort, auf die unverantwortlichste Weise belastet und entstellt, und es hat auch die Last und Schnörkel seines Zeitalters tragen müssen. — Die Periode, wo dieses geschah, weiß ich nicht zu

nau anzugeben, aber es muß doch in ſolcher Zeit geweſen ſeyn, wo die Männer in vielfaltigen, knopf- und goldreichen Röcken und Mänteln, die Gelehrten in ungeheuern Halskragen und monſtröſen Perücken einhergiengen; wo man die Schränke aus ſpannendicken Bohlen zuſammenſetzte; wo man die Folianten in dicke, mit Leder überzogene, an den Ecken mit Kupfer beſchlagene Bände und die Syſteme in ehlenlange Syllogiſmen einfaßte; wo man den einfachen Acker der Wahrheit ſo mit Spitzfindigkeiten und todten Buchſtaben verzäunte, daß man vor lauter Pfählen den Garten nicht ſehen konnte — da muß es geſchehen ſeyn, daß man das einfache UND mit Buchſtaben, und zwar mit ſtummen, dermaßen überhäufte, daß es beinahe darunter erſtickt wäre. Denn ſchon gieng das U in ein ſtummes O über; freilich wohl nur noch in Schrift und Druck. Aber war das nicht Beweis, wie ſehr das arme Wörtchen ins Gedränge kam und in ſeinem innerſten Leben gedrückt wurde? Kurz, man ſchrieb und druckte damals

unſer theures Wörtchen mit nicht weniger als fünf Buchſtaben, von welchen viere völlig ſtumm und der fünfte im Begriff ſtand, es zu werden und ſchon anſah, als wär' ers, nehmlich **vnndr.** — So gewann es zwar an Terrain auf dem Papier, aber nicht das mindeſte an innerer Kraft; vielmehr verlohr es nun auf alle Weiſe. Denn ſelten durfte es auf dieſe Art in ſeinem ganzen Coſtüm erſcheinen, ſondern nur abgekürzt, als ein einziges ſtummes D., als ob es in Ruheſtand verſetzt wäre. — Man kann es nicht ohne Mitleid anſehen.

Das klingt beinah, ſagte der Pfarrer, wie eine Satyre auf unſere Theologie und Dogmatik in einem gewiſſen Zeitalter! Aber ein gutes Licht brennt ſich durch den Scheffel.

So auch das Wörtlein UND, fuhr der Redner fort. Es hat den unnützen Ballaſt abgeworfen, und kann ſich nun frei und luſtig bewegen, wobei ihm auch eines noch zur beſondern Ehre gereicht, nehmlich, daß man ihm wohl von den an-

dern Buchstaben einige zusetzen, aber nie einen einzigen von seinen eigenthümlichen rauben konnte. So hat es sich behauptet! —

Herr Bernhard nahm das Glas und man trank auf deutsche Einfalt und auf die ächte Freiheit, die auch in Zeiten des Drucks die nehmliche bleibt, und sicherlich die Hülle abwirft, und, wenn die Zeit da ist, an das Licht hervortritt. —

Herr Bernhard sagte darauf: Ich lobe mir den Wein! Er ist das rechte Wörtlein UND des irdischen Lebens. Er bindet das Köstlichste und Herrlichste, was der Mensch hat und haben kann. Als eine sicht- schmeck- riech- und fühlbare Poesie vereinigt er sich mit dem Körper und Sinnen, und erhebet diese zu dem Höheren. Er bindet die Freunde inniger aneinander, öffnet das Herz und löset die Zunge, und erhebet die Seele zum Gefühl der Freude, der Freundschaft, der Freiheit. —

Darum hat er auch, begann der Rector, den schönen Nahmen. Denn ich muß gestehen, das Wort Wein klingt mir beinah eben so lieb-

lich, wie das Wort Liebe, welches, wie Luther meint, in keiner andern Sprache so genugsam und herzlich möge geredet werden, das also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinnen, wie es thut in unserer Sprache. Nur darin ist es umgekehrt mit dem Worte Wein, daß fast alle gebildete Sprachen vom Orient her — dasselbe mit einigen climatischen Abänderungen beibehalten haben.

Das Wort wird wohl, sagte der Forstrath, so lieblich klingen, weil die Sache selbst so lieblich durch das Herz und die Sinne dringet und klinget. —

Keineswegs, erwiederte der Rector mit Ernst, wenn ich nicht schon zu viel des Guten gethan hätte in diesem Fache, so würde ich das Wort Wein nicht minder etymologisiren, als das Wörtlein Stille. Aber ich freue mich immer, wenn eine gute Sache auch einen schönen Klang in der Benennung hat, und in der Geschichte des barmherzigen Samariters klingen mir die Worte „Wein und Oel," in unserer wie in der Urspra-

che ich weiß nicht wie lieblich. Gottlob möchte ich sagen, daß kein R darin ist, und wäre es, ich könnte ein Quartal meiner Besoldung dran wenden, um es wo möglich abzukaufen und auszuwechseln.

Liegt denn so viel an der Benennung und dem Nahmen — sagte der Doctor.

Der Rector antwortete: das läßt sich aus dem Tristram Shandy sehen! Welch einen Lärm macht nicht da ein Nahme! Und wahrlich — nach meinem Gefühl, hat der alte Shandy so unrecht nicht. In allen seinen Behauptungen liegt eine tiefe Weisheit, wenn sie auch, was man ihr nicht so übel deuten muß, ein wenig pedantisch auftritt. Hat doch selbst Minerva die Eule immer zu ihren Füßen. Bei solchen Völkern, denen in der Uebercultur und Verfeinerung auch nicht der feine Sinn, wie der schärfere Geruch, worin es bekanntlich Naturmenschen den Hunden gleichthun, verlohren ist, gilt der Nahme sehr viel. Wenn die Wilden in Canada eine Sache von Wichtigkeit ver-

handeln und einen Contract darüber abschließen, so nehmen sie, wie, gleichsam durch die neuen Verhältnisse erneuete, Personen, einen besondern Nahmen an, den sie von Thieren entlehnen. Die Perser baten ihre Könige, wenn unter ihrer Regierung sich ein besonderes Unheil ereignete, z. B. eine Pest oder dergleichen, daß sie einen andern Nahmen annehmen mögten, weil sie dadurch andere Verhältnisse und Errettung von ihrem Unheil erwarteten. Bei den Juden nahmen diejenigen, die ihre Lebensweise veränderten, einen andern Nahmen an, und Nahme heißt oft bei ihnen Personsame ihren Eigenschaften. Und ist nicht beim Altvater Homer seyn und genannt werden oft einerlei? — Und wundersam trifft beides oftmals bei den alten Völkern zusammen. Bei den Hebräern legt Jehovah selbst den Nahmen der Menschen ein großes Gewicht bey. Und auch sogar bei den Griechen würkte dieser göttliche Instinct selbst noch in den Zeiten ihrer höchsten Cultur. Sokrates heißt die sich selbst beherrschen-

de geſunde Geiſteskraft; Lykurg heißt der Volksbändiger; Solon, der Retter des Volks; Pythagoras, der Sammler der Weisheit; Demoſthenes, die Volkskraft, die freilich damals in ſchönen Worten beſtand; Ariſtides, der Beſſere, Hochgeſinnte; Alexander, der Mann voll Hülfe und Thatkraft; Alcibiades, der Muth- und Lebenskraftvolle u. ſ. w. Ich glaube, wenn Tacitus nicht Tacitus geheißen hätte, d. h. der Verſchwiegene — wir würden ſeine Geſchichte in einem andern Stil haben. — Nomen et omen ſagten die Alten. Shakeſpear's Nahme bezeichnet in meinen Augen den Mann, wie ich ihn kenne. Es kommt mir vor, als ſtünde er hoch erhaben und gebietend, den Speer in ſeiner Hand, unbeweglich wie das Schickſal, und Könige und Fürſten erſchienen vor ihm, um Leben oder Tod aus ſeinem Munde zu empfangen.

Da möchten, ſagte der Forſtmeiſter, manche unſerer deutſchen Dichternahmen ſchlecht wegkommen. Unſer Klopſtock wäre beinah ein Spott

nahme mit dem Speerschüttler verglichen — und freilich, wenn das Drama entscheiden sollte, nicht ganz unwahr. Aber er hat den Spottnahmen zu einem Ehrennahmen gemacht. Wieland — konnte allenfalls noch wohl den Gang seiner Poesie bezeichnen, die freilich durch sehr lustige Weiden und Lustgänge führen — und Göthe konnte man den Anfangslaut wohl zugestehen. Aber es kommt mir vor, fuhr der Forstrath fort, als ob wir Deutsche in unsern Personen-Nahmen nicht sonderlich glücklich wären. Wir haben so viele Schneider, Schuster, Müller und Möller, Pelzer, Schmide, Schulzen, Becker, Maurer und der Erfinder der Buchdruckerkunst hieß ja sogar Johann von Sorgenloch, genannt Gänsfleisch u. s. w., so daß man denken sollte, wir wären eine recht servile Nation. Aber ich meine, es bezeichnet zum Theil unser Pflegma und die damit verbundene Bescheidenheit, oder auch eine Art von Humor, welche Eigenschaften uns ankleben. Es ist unsern Landesleuten nicht der Mühe werth ge-

weſen, bei dem Urſprung der Familiennahmen lange nachzuſinnen, welche würdig und ſchön klingen. So möchte Klopſtocks Urahn denn ein Schulmeiſter geweſen ſeyn — der in einem Anfall von Humor, wo er ſich mitten unter ſeinem lärmenden Kinderſchwarm als einen völkerverſammelnden Menelaos, und ſeinen Stab als einen gebietenden Scepter dachte, ſich lachend ſeinen Nahmen wählte.

Allerdings mag unſere teutſche Beſcheidenheit, antwortete Wolfgang, und eine damit verbundene humoriſtiſche Selbſtgeringſchätzung Urſache ſeyn, daß wir, vor allem im Bürgerſtande, ſo wenig wohlklingende Nahmen haben. — Aber Keiner ſpreche uns deßhalb den Sinn für Wohllaut ab, oder einen Mangel an poetiſchen Sinn, der die Gegenſtände nicht zu veredeln wüßte durch ihren Nahmen. So wie wir das Große mit vollem und kräftigem Worte bezeichnen z. B. Meer, Woge, Fluth, Wald, Hochwald, Sturm, Strom; ſo führen auch die alten Veſten und Burgen großen

theils stattliche Nahmen. Auch die alten teutschen Götternahmen, Wodan, Thor, Freya, Hertha, Walhalla sind kräftig tönende Nahmen. — Aber freilich den alten Bergschotten oder Galen kommen wir in unsern Einzelnahmen nicht bey. Es scheint, daß das nahe Meergebiet und der Sturm ihnen den Mund gefüllt habe. Aber auch ihre Thaten und ihr Muth entsprechen den volltönenden Nahmen; und so waren sie freie Naturtöne, die nichts sagen sollten, aber destomehr sagten. —

Umgekehrt in Vergleichung unserer neumodischen Nahmen, antwortete der Forstrath. Denn kaum hat heutiges Tages ein Knäbchen oder Mädchen das Licht der Welt erblickt, so giebt es viel ernsthaftere Debatten und Berathschlagungen, als bei der Geburt des Johannes Baptista. Vater und Mutter und die Tanten und Muhmen haben nichts eifrigeres zu thun, als den Nahmen auszuklügeln, womit man in alten Zeiten sogleich fertig war, indem man sie aus der Familie selbst nahm,

und dadurch das Kind und den Gevatter zu ehren glaubt. Jetzt aber, wo man die sonst verehrten Bilder der Vorfahren aus den Zimmern verbannt und in die Plunderkammer unter Ratzen und Mäuse verwiesen hat, werden die Mathilden, Berthas, Thusnelden, und was weiß ich, aus den Ritterromanen, und wenn diese nicht zureichen, die Nahmen fremder Nationen zu Hülfe genommen, damit das Kindlein zu einem Nahmen komme. Das muß, wenn dieses neue Geschlecht einmal aufwächst, entweder ein goldenes Zeitalter – oder, was ich eher glaube, eine confuse Wirthschaft geben. — Denn wie wird das klingen, wenn Thusnelde von Edmund verführt seyn wird, wenn zwischen Iwan und Hulda der Ehescheidungsproceß instruirt, und Alfred und Malwine stadtkundig sich bis zu Thätlichkeiten gezankt haben. Ich glaube beinah, es geht mit den Nahmen, wie wir eben bei den Moden gesehen haben. Der Student, der am wenigsten reiten kann, thut sich am meisten auf seine leder-

ne Beinkleider zu gute, und der Soldat, der den wenigsten Muth hat, ziehet am ehesten seinen Säbel aus der Scheide, oder läßt ihn über die Steine klirren. — Das Menschengeschlecht fühlet, daß es alt d. h. schwach, feige und hohl wird, darum sucht es sich aus der Jugendzeit der Väter, oder aus der Fremde, was ihm in der Heimath gebricht und durch den Nahmen zu ersetzen, was ihm in der That fehlt, und bei dem Mangel an Gewicht und Inhalt wenigstens — zu klingen. Aeusseres Blendwerk soll den innern Mangel ersetzen. — So geht es den Menschen wie in alten Zeiten den Münzen. Als der Tauschhandel aufhörte — weil er zu unbequem wurde - nahm man ein Stück Blech, und kratzte die Gestalt eines Ochsen darauf, und das Stück Blech hieß nun ein Ochse. Ein Mann konnte nun einige hundert Stück Ochsen im Gürtel bei sich tragen.

Das Sprüchelchen: Worte gelten wie Münzen! läßt sich nicht minder auf die Nahmen anwenden, sagte Helm.

Freilich, erwiederte der Pfarrer — aber ſo wie die Münzen als wichtige hiſtoriſche Denkmale verſchiedene Zeitperioden andeuten, ſo konnte man auch vielleicht behaupten, daß die Nahmen, als Zeichen des Menſchenwerthes, Perioden in bürgerlicher und ſittlicher Hinſicht bezeichneten. Denn die Nahmen ſind ja auch gleichſam — Bindewörter, die aber das unbekannte x nicht ausſprechen, ſondern nur errathen laſſen. Es war eine Zeit, wo man noch keine ſogenannte Familiennahmen hatte, ſondern ſich blos mit den Taufnahmen aushalf. Die Familiennahmen bezeichnen das bürgerliche Leben. Die Fürſten, die über das bürgerliche Leben erhaben ſind, konnten demnach keine Familien-Nahmen haben. Und der Adel ſetzte zwiſchen ſeinem Taufnahmen und ſeinem Beſitzthum das Wörtlein von. Die Griechen hatten nur Einen Nahmen, als ein Volk, welches der Natur und Einfalt näher ſtand, desleichen die Hebräer, deſſen Perſönlichkeit und Bürgerlichkeit von der Theokratie — gleichſam abſorbirt wurde. Beide hatten

es gemein, daß sie die Nahmen der Eltern dem ihrigen beifügten! Ein schöner Zug! — göttlich und menschlich, hebräisch und griechisch! Die Römer hatten viele Nahmen, weil hier der Staat und das bürgerliche Leben das natürliche überwog, auch war ihnen überhaupt viel an der Vielheit und Zahl gelegen. — Sie waren ein Soldatenvolk, ausserdem voll Stolz und Dünkel. Wie hätte es sich mit dem einen Nahmen begnügen können? Doch galt bei allen diesen Völkern der Nahme viel, und es bedurfte keines Zusatzes. Der Nahme war Ehre an sich. Aber mit dem Verlust der römischen Freiheit durch die Cäsarn bekamen die Herrscher feststehende Nahmen, oder Titel, die mehr galten, als der Nahme selbst. Der seltsame Beinahme eines durch den Kaiserschnitt in die Welt gefoderten Alleinherrschers wurde nun allgemeiner Ehrennahme und dazu kam noch der Allezeitmehrer des Reichs (Augustus). Nun waren die Menschen geschieden in herrschende und dienende, in Herrn und Knechte. Und wer einigermaßen

längere Hände hatte, als sein Nachbar, ließ sich nun auch Dominus nennen, welches wohl das Wort domare bändigen zum Stammworte hat, das nur die Spanier in ihrem Don beibehielten, die Italiäner aber nicht, die lieber an den ehemaligen Senat dachten, und sich das Segnore, von Senior, der ältere, als eine Erinnerung alter Freiheit, wählten, das auch die Franzosen annahmen. Wir wählten das Wort Herr — dessen Ursprung, sagte der Rector, nach meinem Bedünken einerlei ist mit Ehre, Heer und Wehr (Guerra), so daß Germanen Ehrmänner und Wehrmänner und Heermänner heißt, so wie im Hebräischen Brod, Fressen und Krieg zu einerlei Stammwort gehören. —

Der Nahme selbst galt nun weniger, fuhr der Pfarrer fort, vor allen bei uns Teutschen. Die Feudalzeit machte ja auch die meisten Menschen zu Leuten, die so gut wie gar keine Nahmen hatten. Unsere alten Gelehrten verwandelten daher, um sich

einigermaßen zu erheben, sich aus Teutschen in Römer und Griechen. Wenn der Nahme sich auch nicht ganz in die fremde Form passen wollte, wie Schwarzerde in Melanchthon oder Hausschein in Oekolampadius, Schmidt in Faber — so bekam doch wenigstens der teutsche Nahme ein lateinisches us wie Crummendykius, und die Gelehrten unter den Scholastikern thaten noch ein Uebriges, und setzten ihren Nahmen einen Titel zu. So hieß der eine der sonderbare Doctor, der resolute, der tiefe Doctor, die Blume, das Licht der Welt, die Feile der Subtilität u. s. w. Das war die Zeit, wo man die Provinzen des Geistes durch Spitzfindigkeiten und das Gebiet der Kirche mit irdischem Gut, und den einfachen Glauben mit allerlei Artikeln, und die Kirche mit Schellen und Klingeln ausschmückte; die Zeit, wo der Pabst Innocenz III. zum Thomas von Aquin sagte: Siehe, jetzt kann die Kirche nicht mehr wie vormals sagen: Gold und Silber habe ich nicht! — worauf jener antwortete: Es

iſt wahr; aber ſie kann auch nicht zum Lahmen ſprechen: Stehe auf und wandle! —

Schon früher hatten ſich die Kaiſer den Titel Ihre Ewigkeit angemaßt, und ganz vernünftig, da es mit den Raum-Erweiterungen nicht mehr gehen wollte, ſich an die Zeit gewendet. — In jenen Zeiten durfte man alles wagen; der Feudalismus, die Hierarchie, die ſcholaſtiſche Philoſophie erlaubten die kecksten Dinge, wenn ſie nur nicht gegen ſie ſelbſt gerichtet waren. Man durfte wohl zuſetzen und erweitern, nur nicht abſchneiden und verengen wollen. Wahrſcheinlich wurde auch damals der Grund zu dem teutſchen Titelweſen gelegt. Ich möchte wiſſen, welcher Fürſt zuerſt die Kühnheit gehabt, ſich Durchleuchtig nennen zu laſſen. Es gehörte dazu nicht minder Muth, als ſich eine Krone aufzuſetzen. Und eben ſo möchte ich wiſſen, wer zuerſt das gebohren — gleichviel ob hoch- oder hochwohl-, wohl-, oder hochedel- oder edel-gebohren — ſeinem Nahmen habe anhängen laſſen.

Ob sich im Tacitus Spuren finden, konnte ich nicht gleich bestimmen — sagte der Rector.

Je, warum nicht gar! rief der Doctor. Was wußte man denn da von Hochedel- und Hochgebohrnen. —

Der Rector lächelte und sprach: Sind wir doch aus dem Volke des Tacitus entsprossen. Seine Germanen sind unsre Urborn. Und — ist sein Gemälde richtig und wahr — oder, um nicht aus meiner Metapher zu fallen, ist dieser sein Born tief genug, so müssen alle eigenthümliche Strömungen unsers Gemüths und Geblüts sich daraus herleiten lassen. Ich könnte viele auffallende Beispiele anführen, aber ich will mich nur auf ein oben bemerktes beziehen, nach welchem, im Tacitus erzählt, die alten Germanen den aus Freiheit entspringenden Fehler hatten, daß sie nicht zugleich, noch auch zur bestimmten Zeit sich bei ihren Tagsatzungen einfanden, sondern es verflossen zwei bis drei Tage durch Zaudern der Zusammentretenden. Haben wir nicht

die Freiheit ſo wie andere Tugenden unſrer Vorfahren, ſo haben wir dagegen, nebſt vielen andern, doch den Fehler von ihnen, daß wir immer zu ſpät kommen, wo es gemeinſames Wohl betrifft, mag es ſeyn bei einem Reichstage, oder bei der Verſammlung eines akademiſchen Senats oder der Dorfdeputirten, im Frieden oder im Kriege. So könnte ich noch viele andere Bächlein nachweiſen in unſerm Gemüth und Geblüt, die aus dem alten germaniſchen Hauptſtrom uns übrig geblieben ſind. Aber es iſt billig, daß wir zu den Ehrentiteln zurückkehren. Ich glaube, daß es vor allen eine Eigenſchaft des germaniſchen Geblüts ſey, auf den Urſprung zurückzugehen. Die Gegenwart iſt nicht unſere Sache, ſondern nur die Zukunft oder die Vergangenheit. Unſre Stammväter rühmten ſich ihres Urſprungs von Thuiſto und Man. Kein Volk ehrete ſo, wie ſie, die Weiber, weil ſie ein großes Göttliches und Prophetiſches (divinum et providum) ihnen beilegten. Die Thaten der Vorfahren zierten das

ihnen die Nachkommen, und daß ein Embryo im Mutterleibe schon Kommandant eines Regiments seyn, und schon in der Wiege Schärpe und Achselbänder und Ringkragen tragen kann, ist ächt germanischen Ursprungs. Es gab bei uns eine angebohrne Tapferkeit und einen solchen Erbadel, der älter ist als der Wappenadel. Daher mochte bei uns leicht die Geburt ein höheres Ansehen erlangen, als bei anderen Völkern, und was früher in der That und im Leben war, sollte späterhin — wie gewöhnlich — Titel und Wort gut machen.

Nun, sagte der Forstrath, das heiße ich die teutschen Ehrentitel schön vertheidigen! Sie wären also weiter nichts, als der Polischinell, welcher die Kunststücke des Meisters auf eine ungeschickte Weise nachäffet und dadurch das Gelächter des großen Haufens erregt.

Der Rector wurde bestürzt über diese Bemerkung. Jedoch erholte er sich bald und sagte: Dagegen muß ich doch protestiren. Es liegt wohl

einige Wahrheit drin, aber die Sache hat auch ihre Kehrseite.

Freilich, nahm der Forstrath wieder das Wort, es liegt auch den Titeln etwas Höheres, etwas Geistiges, eine Idee, zum Grunde! Z. B. der Titel Hochgebohren deutet doch wohl nicht blos auf die hohen Burgen und Raubschlösser, obwohl auch dessen einiges darin liegt. Denn alle Raubvögel horsten in der Höhe, das Haus- und Korngeflügel an der Erde. Das Hoch deutet sicherlich auf einen hohen Sinn, der mehr ist als ein guter Sinn (Wohl und Hochwohlgebohren), auch mehr als ein edler (Hochedelgebohren), der durch Thaten erworben wird. So auch das beneidete und darum oft bespöttelte Wörtlein von — deutet auf ein geschieden seyn von den Gütern und Besitzungen, Schlössern und Burgen, die als irdische Agregate sich billig „wie Eisenfeile dem Magneten" dem hohen Geiste zugesellen, mit welchen er aber nicht selbst, als mit einer Sache vermischt, sondern von denselben getrennt

und über sie erhaben ist. Dem Wappen- und Geburtsadel liegt also unstreitig eine höhere Idee zu Grunde, als dem Geldadel, der nach dem Ausdruck der neuen Phönicier, der Engländer, sagt, „der Mensch sey so viel werth", als er Pfund Sterling besitze. So dünkt mir auch das Wörtlein von respectabler, wenn es vor einem Lustschloß als vor einem Geldsack steht, und zu etwas gebohren seyn ist immer edler, als vom Glück zu etwas gemacht seyn. Das Glück kann nur von aussen ansetzen, die Natur allein erzeuget und erschafft. Darum setzet mit Recht der Teutsche einen Werth auf die Geburt, und das Gebohren-seyn. — So dachte ich, als ich auf der Hinreise zu meiner Ministerstelle begriffen war. — Als ich aber auf meinem Gaul die Heimreise antrat, und Zeit hatte zu reflectiren, waren meine Ideen allerdings noch dieselben, aber — ich stellte nun auch die Würklichkeit daneben, und diese erschien mir anders. — Es kam mir selbst vor, als ob die Steigerung der teut-

ſchen Titel und unſere Titelſucht, wo jeder irgend eine hohe, oder edele, oder gute Geburt verlangt, oder irgend ein Großwürdner zu ſeyn ſtrebet, auf eine Zeit hindeute, wo es an Geburt und Würde gebricht, wo man, was löblich iſt, dieſes Aber fühlt, allein aus Kraftloſigkeit, dem Mangel abzuhelfen, doch, der Idee halber, ein Aendchen an die leere Stelle ſetzt. — Denn machen es nicht die Menſchen alſo? Vorlängſt führten mich meine Geſchäfte zu einem Edelmann in der Nachbarſchaft. Er hatte ehemals zu den reichſten gehört, und in altteutſcher Gaſtfreiheit ſeines Reichthums weidlich genoſſen, vielleicht auch dadurch eben ihn verſchmolzen; er war verarmt und konnte keine Gäſte ſehen. Aber ſein teutſches Gemüth wollte doch noch in der Idee haben, was die Würklichkeit verſagte. Ich fand ein Dutzend Gedecke auf dem Tiſche, woran wir ſpeiſen ſollten und erwartete Geſellſchaft. Allein wir Beide waren und blieben die einzigen Gäſte. Indeß wurde jedes unſichtbaren Gaſtes Geſundheit getrunken,

als ob er zugegen gewesen wäre. Anfangs mußte ich mein Lachen verbergen, aber bald, als ich den Grund dieser Erscheinung und die Treuherzigkeit meines Wirths erfuhr, saßen mir die Thränen näher, als das Lachen.

Es gieng dem Edelmann, sagte Wieland, wie dem armen Poeten in dem Hogarthschen Bilde, dessen Lichtenberg mit so vieler Gutmüthigkeit selbst gegen Hogarth sich annimmt, und welcher zwischen allen seinen Armseligkeiten an der Wand einen rührenden Schatz und Trost hat; nehmlich eine — Ansicht der Goldminen von Peru. Es ist wundersam, wie das Schicksal manchen Menschen, vor allen den Gemüthlichen und Gutmüthigen auf eine eigene Weise mitspielet, und ihnen blos etwas für das Gemüth und den Geist giebt, also sie durch sich selber bezahlt, und es an allem andern fehlen läßt. So wies die Natur, wie die alten Naturforscher erzählen, der lieblich singenden Cikade, dem Lieblingsthierchen Apoll's und der Musen, zur Nahrung den Morgenthau an,

ein ſchlechter Sold, wofür ſie ſich den ganzen Tag plagen muß. Keppler trug den ganzen geſtirnten Himmel in ſeinem Geiſte und Herzen, und — hatte kein Brod. Der gelehrte Le Brigant, der ſein ganzes Leben auf Unterſuchungen der Celtiſchen Sprache verwandte, erregte die Bewunderung zweier Monarchen; Ludwig XVI. ſagte von ihm: Voila le plus savant homme de mon royaume, und Catharina II. ſchickte ihm ihr großes Polyglotten-Wörterbuch, während er auf einem Dachſtübchen in Paris weder Brod noch Holz hatte. Hätte ihm doch der eine die Broſamen, die von des Königs Tiſch fallen und die andere einen, wenn auch nur Bärenpelz, geſchickt! So ſagen wir; aber ich bin überzeugt, ihm ſelber war das Polyglotten-Lexikon lieber, als alle Leckerbiſſen und Pelze, ſo wie Kepplern ein neuentdeckter Stern am Himmel, ungeachtet der Entfernung, gewiß für einen goldenen auf ſeinem eigenen Bruſtlatz nicht feil geweſen wäre. Voltaire, der Selbſüchtler, bekam Leckerbiſſen und Zobelpelze in

Ueberfluß. — Wunderſam iſt es, daß der Nachtigall, dieſem genialiſchen und himmliſchen Vogel, von der Mutter Natur vorerſt das ſchlichte braune Alltagskleid gegeben, die feuchte Erde und das verdorrte Laub zum Neſt angewieſen und bei dem idealiſchen Sinn und Geſang die dumme Neugier zugelegt wurde, wodurch ſie leicht in die Schlingen jedes Buben geräth. Nicht dumme Neugier, antwortete Natalie, vielmehr Argloſigkeit: und wie ſollte Argliſt in dem Herzen Philomelens wohnen können? Und wem ſtünde dieſe Herzenseinfalt beſſer an, als dieſer Sängerinn? Die Natur ſetzte voraus, daß die Menſchen ſie, eben ſo wie zu Homers Zeiten die Sänger, als göttliche Boten ehren und aufnehmen würden. Sie dachte nicht daran, daß die Menſchen je ſo roh und kalt werden und einer Nachtigal Gaſtrecht und Freiheit verſagen könnten!

Man kann auch hinzuſetzen, ſagte Wolfgang, ſie iſt ſelig in dem Göttlichen, das in ihr wohnet, und hierin hat ſie ſolchen Gewinn und

Genüge, daß sie alles andere leicht entbehren. — Darum hat auch kein Singvogel ein Pfund Fleisch an seinem Leibe.

Ja Freunde, rief der Pfarrer — und warum sollte ich mich nicht der Vorrechte meines Amtes bedienen, und eine Nutzanwendung aus dieser Betrachtung ziehn — was der Himmel an Betten versagt, ersetzt er am Schlummer; dem schon an seinen eigenen Höckern schwertragenden Kameel gab die Natur die Schwielen; sie mildert den Wind für das geschorene Schaaf. Sie weiß das, was uns ein ABER dünkt, durch irgend ein, wenn auch verborgenes, UND auszugleichen.

Darin ahmen die Menschen auch der Natur nach, sagte der Forstrath, oder sie arbeiten gegen die Natur an. So habe ich oft gefunden, daß Menschen, welche die Natur vor andern ausgezeichnet klein bildete, ihrer Länge auf irgend eine Weise ein UND, wenn auch nicht einer Ehle lang, anzusetzen und sich dadurch an die Natur zu rächen

ſuchten, daß ſie ſich irgend ein Relief durch die Kunſt gaben. Zuweilen geſchieht dieſes durch eine Kleinigkeit, z. B. durch eine Berlocke an der Uhrkette, oder durch einen Stockknopf. Ein ſolches UND ſollte eher ein wehmüthiges Lächeln als ſpottendes Lachen erregen. Die Natur iſt gütig; wo es flach und leer iſt, da erſetzt ſie durch Eitelkeit, wo Dummheit iſt oft durch Eigendünkel den Mangel. Dem ſie ein Bedürfniß des Herzens unbefriedigt ließ, oder wem, in den Sünden der Ueberverfeinerung empfangen und gebohren, Herz und Gemüth verſagt ward, giebt ſie oft dagegen Liebe zu — Dingen. Eine Sammlung z. B. von Pfeifenköpfen, Bleiſtiften und dergleichen Sächelchen deutet auf eine gewiſſe Kälte gegen Menſchen. Rouſſeau liebte leidenſchaftlich die Pflanzenwelt, weil ihn die der Menſchen zurückſtieß, und ein Mönch in einem öſterreichiſchen Kloſter hatte eine Sammlung von Vogel-Excrementen angelegt und ſyſtematiſch geordnet. Diejenigen Menſchen, deren Herzen durch Schickſal oder von Natur unbefriedigt

oder verſchleſſen ſind, nehmen ſich gewöhnlich ſtatt der näheren die entferntern UND's aus den Reichen der Natur oder der Kunſt. Glücklich derjenige, der mit ganzem und vollem Herzen ſich an die Kunſt, Wiſſenſchaft und an die Natur ſelbſt anſchließt, und in ihr ſeinen Erſatz findet!

Solche werden auch frei ſeyn von jener Bitterkeit, ſagte der Pfarrer, die ſich leicht dem Gefühl verfehlter Hoffnung und Wünſche zugeſellet, und den Menſchen zur Miſanthropie führt. Indeß, ſo meine ich gefunden zu haben, wenn auch vorzügliche Geiſtesbildung, Wiſſenſchaft und Kunſtliebe dieſen Verſagungen das Gleichgewicht halten, ſo klebet doch jenen gemeiniglich ein Etwas an, das eine Art von Oppoſition gegen die ungerechte Natur bildet. Die Athener ſchickten den um Hülfe bittenden Spartanern den hinkenden Tyrtäus — er aber rächete den Spott; in Reihe und Glied konnte er nicht treten, den Speer nicht führen, er griff zur Lyra, und nun ſchloß ſich Mann an Mann, Helm an Helm, Speer an Speer! der

Sieg war entschieden. Warum dachte man sich Aesop mit einem Höcker? Ich glaube er hat wirklich einen solchen gehabt, und wahrscheinlich hat dieses ungebührliche Uebergewicht des Fleisches ihn dahin gebracht, daß er den Thieren, die bloß Fleisch sind, menschlichen Geist und Rede gab, und sie zu Professoren der Politik und Moral erhob. Unser Lichtenberg, den, nach seiner Aussage, die Natur nicht wenig verzerrt hatte, empfieng dagegen die reiche Ader des Witzes, welche ihm den Beruf gab, den Menschen die Hogarthschen Zerrbilder, tanquam speculum vorzuhalten. So ersetzt die gütige Mutter Natur ihre ABERs durch höhere UNDs — sie läßt die trennende Partikel nicht ohne verbindende, so wie sie den verbindenden wieder ihre disjunctiven zugesellt.

Manche Menschen überhäuft das Schicksal mit seinen UNDs, sagte der Rector, und dazu gehören vor allen wir Schullehrer. Und die Apotheker, setzte der Doctor Leonard hinzu. Freilich, fuhr der Rector fort, diese für den Leib, wir

für die Seele. Unſer unaufhörliches Geſchäft beſteht darin, daß wir Ingredienzien austheilen und miſchen. Aber wir Lehrer haben das ſchlimmere Loos. Denkt euch nur, welche unſägliche Mühe es koſtet, um nur erſt die 24 Wurzeln und Stammhalter der Sprache in der Seele des Kindes zu befeſtigen. Giebt es wohl etwas ſo abmürbendes für den Menſchen? Darum wollten auch die alten Gothen ihre Kinder nicht in die Schule ſchicken, damit ſie, wie ſie ſagten, Löwen blieben, und deshalb rieth Baſedow voll Mitgefühl gegen das menſchliche Elend, daß man die 24 Buchſtaben in Butterteig kochen und backen, und ſie den Kindern einverleiben ſollte; gewiß in der Ueberzeugung, daß Geiſt und Magen in guter Nachbarſchaft und Freundſchaft mit einander ſtünden, welches wir dem großen Pädagogen gern zugeben. Ja, wenn die Schulen und Backöfen eben ſo innig mit einander harmonirten, wie Seele und Magen, ſo würde dieſe Einbröcklungsmethode gewiß in ihrer ganzen Ausdehnung über alle

Kenntniſſe und Wiſſenſchaften ausgeführt worden ſeyn. Man hätte alsdann ja eben ſo leicht die Mathematik mit ihren gar nicht ſchwer zu formenden Figuren, die Perioden der Weltgeſchichte, und beſonders bequem im geographiſchen Unterricht ganze Länder in unum Delphini in Teig backen und verſchlucken laſſen können! Aber da man trotz der Menge der Verſuche in Fibeln, Leſe- und Buchſtabirmaſchinen, Chreſtomathien, Anthologieen und wie alle die Maſchinerieen und Torments zum Beſten der Jugend heißen mögen, doch hierin noch immer hinter der Artillerickunſt, welche mit einmal ganze Reihen und Glieder promovirt, weit zurückgeblieben iſt, ſo liegt es uns ob, der Jugend pillenweiſe die Weisheit zu präpariren und einzugeben. Welch ein mühſeliges Geſchäft würde dieſes ſeyn, vor allem ſeitdem der Stock, dieſer einfachſte Hebel, der wie die Peſtalozziſche Methode den Körper zum Hypomochlion macht, um die Geiſteskräfte zu heben, uns entnommen iſt, — wenn uns nicht die gute

Natur für unſere Beſchwerden den ſüßen Troſt gegeben hätte, daß wir jedes Buchſtäblein und Pillchen für eine ſo wichtige Sache hielten, als es — in der That und Wahrheit iſt; weshalb auch die Philologen bekanntlich die ſtreitſüchtigſten unter allen Menſchen, und wir Schullehrer die ſelbſtgenügſamſten ſeyn ſollen. So wie ein alter treuherziger Grammatiker meinet, daß man die Barmherzigkeit des Himmels nicht genug für die heilſame Einrichtung darin preiſen könne, daß der Genitiv, Dativ u. ſ. w. nicht beſondere für ſich beſtehende Wörter bilden, ſondern vom Nominativ ganz natürlich abgeleitet werden; ſo müſſen wir Schullehrer es mit Dank erkennen, wenn uns die Elemente, die wir zu behandeln haben, nicht geringer vorkommen, als diejenigen, woraus Himmel und Erde zuſammengeſetzt ſind, und wenn wir, ſo wie jener Scholiaſt des Homers durch Zuſatz eines einzigen Accents einen unſterblichen Namen erwarb, bei lebendigem Leibe in einer unaufhörlichen Unſterblichkeit oder doch wes

nigſtens in unſerm eigenen Sauerſtoff leben, weßhalb man auch uns und unſere Brüder, die Apothekr, oft, mit Unrecht, der Pedanterei beſchuldigt, da man uns vielmehr als die Lungen- und Herzbeutel des allgemeinen bürgerlichen Lebens anſehen ſollte, die immer denſelben Gang haltend in dem Element leben, welches ſie empfangen und von ſich geben.

Nun, ſagte der Forſtrath, einen anſchaulicheren Beweis für die Selbſtgenügſamkeit ſeines Standes mögte ſchwerlich jemand geben, als unſer Freund uns hier in einem kräftigen Perioden zum Beſten giebt. Glücklich diejenigen, denen die Natur oder das eigene Gemüth zu den ÄBERN, die er zu tragen hat, irgend ein erfreuliches UND giebt, das ihm tragen hilft, wäre es auch nichts weiter als jenes obengenannte Naturalienkabinet, welches dem Mönch zur Unterlage diente, um ſein Begehrungsvermögen und ſein Gelübde darauf zu balanciren, ſo daß er den Druck von beiden nicht fühlte. Darum halte ich auch mit dem

guten St. Pierre die Entdeckung des Tabacks bei den amerikanischen Wilden für eine der heilsamsten und wohlthätigsten, da dieser für alle, welchen die Gold- und Silberminen von Peru und Chili verschlossen und nur allein die Kartoffeln angewiesen sind, in unsern Tagen das einzige erfreuliche UND sind, welches die mannichfaltigen ÄBERE entweder umwölkt — oder gleichviel mit welchem Geruch — umduftet — weßhalb ich auch die Tabakspfeife des Armen mit der bleiernen Kugel vergleiche, worauf er, — indem er die Gasse des Lebens durchwandelt, — den Unmuth und Schmerz verbeißt, und woran er seine Freuden knüpft, wie der englische Matrose, der, als er durch den Strick vom Galgen fiel, sogleich in seine Armensünders-Jacke nach der brennenden Pfeife griff, mit welcher er rauchend nach Tyburn gefahren war. Die neuern Zeiten bedurften des Tabaks eben so sehr, als die neuere Poesie dann und wann den Reim, und das neue prosaische Leben die Kartoffeln nöthig hat. —

Oder so wie die Rede des gemeinen Mannes, sagte Walther, nicht minder das UND zu bedürfen scheint. Es ist dasjenige Wörtchen, was seine Erzählung auf den Beinen und seinen Othem und Zunge in Bewegung erhält; ohne dieses UND würde er ins Stammeln oder in völliges Stocken gerathen. Darin mag auch der Grund liegen, warum die ältere holländische Sprache sich des UND (Ende) so häufig da bedient, wo es gar nicht hinzugehören scheint, z. B. die Lilien (Matth. 6.) — sy en arbeyden niet, noch en spinnen niet. — Kinder können desselben eben so wenig entrathen. Es ist das Wörtlein der Armuth und Einfalt, die nur das, was sie hat, gerne vervielfachen möchte und nicht in das Weite hinausreicht. So wie die nicht verzärtelte und durch das, alle Einfalt vernichtende, stete Zulangen der Eltern noch nicht verdorbene, Kindheit daran ihre Freude findet, wenn sie Blumen oder Steinchen oder bunte Schneckenhäuschen zu einander legen kann, ohne Plan und Zweck, so trägt auch die kindliche Volks-, und ebenso

auch die Bibelſprache die Gedanken und Sätze zuſammen, und das UND iſt die einzige Bindepartikel der Gedanken, ſo wie DA der Zeiten. Das kleine Wort giebt der Erzählung eine hiſtoriſche Würde, wie kein verbum sesquipedale, ein verum enim vero, vermag. „Er gieng im Lande umher und that wohl.“ — „Und er gieng heraus und trug eine Dornenkrone und ein Purpurkleid.“ — „Und er neigete das Haupt und verſchied.“ Je größer das Ereigniß, deſto beſſer ſtehet der Geſchichte ein ſolches einfaches UND. Ein anderes, Wort an deſſen Stelle ſetzen, wäre oft nichts anders als einer Lyra ſtatt der Darmſaite eine goldene geben, welche zwar glänzt, aber nicht klingt. — Welchen Effect macht das Wörtchen UND in Aeſops Fabel vom Fuchs und der Larve. „O welch' ein Kopf und hat kein Gehirn!“ oder in der Antwort des Mädchens bei Gellert:

Ach nein Papa, Sie haben ſich verſprochen;
Ich ſoll' erſt vierzehn Jahre ſeyn!
Nein, vierzehn Jahr und — ſieben Wochen.

Durch alles dieſes beurkundet das kleine Wort ſeine poetiſche Natur.

Was wäre auch poetiſcher, als ein Kind! ſagte der Pfarrer. So wie ihm die größte Naivetät eigen iſt, ſo kann es, ohne es zu wiſſen und dadurch eben deſto furchtbarer, wie eine Nemeſis Adraſtea auftreten. Mir fällt hiebei eine Volkserzählung ein. Ein Geitziger mißhandelte ſeinen alten Vater, der ihm zu lange lebte; er wies dem Greiſe auf einer Bank in der Stubenecke ſeinen Sitz an, und ließ ihm das Eſſen in einem hölzernen Napf reichen, wie einem Hunde. Einſt ſaß das Kind des Geitzigen vor der Thür, und verſuchte, in einen Klotz mit einem Nagel ein Loch zu machen. Als es den Vater ſah, ſprach es: O hilf mir, hierin ein Loch machen! — Wozu das? fragte der Vater, und das Kind antwortete: Daraus ſollſt du eſſen, wie Großvater, wenn ich groß bin. — Das Kind zog, ohne es zu wiſſen, den Vorhang hinweg vor der moraliſchen Welt-

ordnung, und ſprach das Vergeltungsrecht aus wie ein göttliches Weſen.

Wie ein: „Ich bin hungerig geweſen, und ihr habt mich nicht geſpeiſet; ich bin durſtig geweſen, und ihr habt mich nicht getränket; ich bin nackt geweſen, und ihr habt mich nicht bekleidet!“ — Darum erſcheinet das UND in der höchſten Poeſie zuweilen mit gewaltigem Nachdruck und in göttlicher Natur, ſagte Wolfgang.

„Der Seraph
Stand und erſtaunt' und betet' und unausſprechliche Freuden
Zitterten durch ſein Herz, und Licht und blendendes Glanzen
Gieng von ihm aus“

Hier ſteht das UND, als ob es den Seraph ſähe und ihn darſtellen wollte. — In der furchtbaren Beſchreibung der Peſt, die in der Stunde der Mitternacht den ſchlummernden Städten ſich nahet, erſcheinet das UND erſt aus der Donnerwolke mit dem Todesengel, der weit umherſchaut und

alles ſtill und einſam und öde
Sieht und auf den Gräbern in ernſten Betrachtungen ſtehn bleibt.

Hinter dem verrätherischen Kuß des Judas kommt das Wörtchen zwar nur einfach, aber in deſto furchtbarer Geſtalt:

Und — der Thaten ſchwärzeſte ſchlich wie ein Schatten zur Hölle.

Noch ſchrecklicher erſcheinet es im 10ten Geſange, — man ſiehet es anfangs nicht vor der geöffneten diamantenen Pforte der Hölle — in 11 Verſen, wo Schrecken auf Schrecken ſich häuft, iſt kein einziges UND —

Sprachlos, ſchwindelnd, bleich, mit weitvorragendem Auge
Blickt das Entſetzen hinunter.

Endlich wendet ſich des Seraphs Angeſicht, das niederſinkende Schwerdt weiſet in die Tiefe, er ſpricht zu dem Verräther:

Dies iſt der Gerichteten Wohnung und deine! —

Bewunderungswürdig iſt die Weisheit, Mäßigung und Kunſt, womit unſer vaterländiſcher Dichter dieſes einfache Wort entweder gebraucht oder wegläßt. Zuweilen bildet es einen Wiederhall, wie in

dem Ausspruch Elea's, womit er Golgatha einweihet:

Heilig, heilig, heilig ist er, der seyn wird, und seyn wird!

Zuweilen trägt und häuft es die furchtbarsten und erhabensten Dinge und Empfindungen aufeinander, wie bei dem in der Feldschlacht sterbenden Gotteslängner, oder in der Rede des Philo im vierten Gesange. Und wo es nicht erscheinet, da deutet es durch sein Zurücktreten ein Erstaunen oder etwas Uebersinnliches an, so wie in dem Heranschweben der zween Todesengel zu dem Kreuz:

Sie kamen, schwiegen,
Schwebten langsam. Ihr Blick war Flamme. Verderben ihr Antlitz.
Nacht ihr Gewand. So schwebten sie langsam u. s. w.

oder wie bei dem herannahenden Tode des Gekreuzigten:

Rufe's, trank, dürstete! bebte! ward bleicher! blutete! rufte u.

in welchem letztern man zwar den frommen Sinn des Dichters voll Anbetung und Empfindung —

aber zugleich deſſen Abſtand von dem Jünger, der ruhig unter dem Kreutze ſtand, und eben ſo ruhig erzählt, nicht verkennen kann.

Nun, rief jetzt Herr Bernhard, wir haben wiederum mit einem kapitalen Ernſt dem Wörtchen UND ſeine Ehre angethan, nach deutſcher Sitte — ich fürchte nur, und wird uns auch darin nach deutſcher Weiſe gehen, daß wir kein Ende finden können.

So iſt es billig! erwiederte die Hausfrau. Ich habe einmal gehört, daß unſere älteſten Vorfahren die Gaſtfreundſchaft ſo treulich geübt haben, daß ſie alles, was ſie beſaßen, mit dem Fremdling oder Gaſt aufzehreten, und dann mit ihm zum Nachbar giengen, wo daſſelbe geſchah. So hat unſere Geſellſchaft heute das einfache und beſcheidene Wörtchen bei ſich eingeführet und ſo, dünkt mir, war es billig, daß ihm jeder gab, was er vermogte.

Man trank jetzt das Wohl der gastlichen teutschen Frau, bei welcher selbst das kleine Wörtchen eine so freundliche Aufnahme fände.

Darauf sagte der alte Hausherr: Freilich wohl habe ich meinen Freunden zu danken, daß sie dem kleinen Wesen, und dadurch mir selbst, so viel Ehre und Gunst erwiesen. Sie haben seiner Würde und Abstammung, seinen äußern und innern Verhältnissen, seinem Charakter und Gemüthe, ja seiner Gestalt und Bekleidung, und endlich seiner Verbindung mit Himmel, Hölle und Erde Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und nichts, — oder höchstens nur eins blieb uns übrig, nemlich zu sehn, wie es um den einzelnen Menschen thätig und beschäftiget ist.

Allerdings, rief der Forstrath, das ist höchst nöthig. Es möchte uns sonst ergehen, wie dem kleinen Sohn des Götz von Berlichingen, der fertig zu sagen wußte: „Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört seit zwei hundert Jahren denen Herrn von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu", aber als ihn sein Vater fragte:

Kennst du den Herrn von Berlichingen? ihn ſtarr anſah und vor lauter Gelehrſamkeit ſeinen Vater nicht kannte.

Fürwahr, ſagte der Rector, wiederum eine treuliche Darſtellung nicht blos unſerer Pädagogik, ſondern unſerer Ausartung von dem ächtteutſchen Geiſt eines Götz mit der eiſernen Hand. Vor lauter Gucken und Staunen in die Weite und Fremde vergeſſen wir Vater- und Mutterland, bis eine Zeit kommt, wo die drückende Laſt des Fremden uns fühlen lehrt, auf welchem Boden wir ſtehn — wenn er unter uns wanken wird. —

Nun halt! rief der Forſtrath, als der Rector ſich noch weiter expectoriren wollte, — denn, meiner Treue, wir gerathen wieder ins Weite. Es geht uns mit — oder vielmehr, wir fahren auf dem UND faſt eben ſo wie die Abtiſſin von Andouillets und die Nonne Margerite in der alten Kaleſche, den ſteilen Hügel hinan, hinter den alten Maulthieren, während der Gärtner und Maulthiertreiber in der Schenke ſich gütlich that. Und ich

fürchte, das Ganze wird ein Ende nehmen, wie jene Bergfahrt.

Ei nun! antwortete der Hausherr, es würde um deßhalb so vielen andern irdischen Dingen, als den Welt-Eroberungen, den philosophischen Systemen, den Runkelrübenzuckersiedereien und dem ganzen Welthistorien-, ja sogar dem schweren Genie- und Artillerie-Wesen nicht sonderlich nachstehen, die trotz allem Treiben derer, die dahinter sitzen, mit Lippen und Stock, mit Seufzern und Flüchen, doch in einen blauen Dunst sich endigen. — Es sind nur lange UNDs — denen kein Punktum folgen kann — wohl aber ein Fragezeichen UND — ? — Heute feire ich meinen fünf- und sechzigsten Geburtstag im frohen Kreise meiner Freunde — UND? —

Hiemit brach er ab. Auch die ganze Gesellschaft schwieg; ein wehmüthiger Ernst verbreitete sich auf allen Gesichtern. Aber der Greis nahm das Wort und sprach: Wozu diese ernste

Mienen bei einer Sache, die so natürlich ist. Die Jahre sind mir leicht und fröhlich dahingeschwunden, und indem ich ihre Gestalten, wie Ossian die Geister der Verstorbenen, vor mir sehe, bemerke ich an keinem eine finstere oder zürnende Miene. Dies, Freunde, ist das Wahre und Bleibende! Das andere ist nur die Armatur des äußern Menschen, die sich ändert, mehrt, vertauscht wird und abfällt.

Die Gesellschaft bat den muntern Hauptherren, aus dem Schatz seiner Erfahrung diese Armatur und Aggregate des Menschen zu entwickeln. An seinem Geburtstage stehe ihm dieses zu vor allen andern.

Ich soll also wie die Thebische Sphynx auftreten, sagte er. Wohlan denn! Ihr wisset, daß der Mensch als ein nackendes und bloßes NND auf diese Welt kommt. Er kommt aus dem Schooß einer unsichtbaren unbekannten und fremden Welt, doch bringt er das Fleisch und Geäder mit, das ihn zum Bürger der Erde machen soll, aber auch nichts

weiter. So tritt, oder fällt er gleichsam in das Sichtbare, aber ohne irgend ein Band, das von ihm selber ausgienge. Er ist eine Partikel, die erst durch die Umgebungen von außen Sinn und Bindung empfäht. — Zuerst nimmt die unsichtbare Welt, die in dem Innern des Menschen wohnet, die Liebe sich seiner an, als eines mitverbannten Weltmenschen. Der neue Pilger wird eingewickelt, daß er schlummern und so in die neue Welt einwurzeln und einwachsen möge; er wird nur vorläufig zugedeckt, und alles, was ihn umgiebt, wird noch nicht als Theile, die ihm angehören, betrachtet. Aber bald reget sich das Leben in ihm, er wird nun als ein Glied der Familie ausstaffirt. Die drei Reiche der Natur werden allmählig aufgefordert, ihn zu rüsten. Die Armatur beginnet von unten und steigt allmählig herauf. Vorerst werden die Beinchen mit Strümpfchen bekleidet; billig, denn er soll ja ein Wanderer werden. Sie sollen ihn durch das Leben tragen. Diesem folgen die Schuhe, sobald die Füß-

chen nach dem festen Boden trachten, und nun ist das Fundament gelegt. Jetzt steigt die Bekleidung höher auf, und durch eine wichtige Operation wird der Unterschied des Geschlechts auf immer bestimmt. Dem Knaben werden die ersten Hosen zugelegt. Jetzt erscheint er als ein halber Ritter, gebietend und zerstörend. Während das Mädchen sich mit allerlei UNDs, Puppen und Läppchen umzieht, um sie zu erhalten und zu pflegen, beherrscht und zerbricht er alles, um zu sehen, wie es inwendig aussieht. Höher steigt nun im Knabenalter die Bildung und Ausrüstung nicht; der Hals bleibt nackt, der Kopf entblößt. Aber bald, wenn sich das Jünglingsalter nahet, beginnt wieder die Armatur von neuem, und nimmt denselben Gang. Zu den Schuhen kommen nun auch die Stiefel; deren erstes Paar ein mühseliges Loos zu besetzen haben, indem der Knabe mit denselben, jede Pfütze durchwatend, von der obersten Kruste der Erde Besitz nimmt. Jetzt muß auch das Mineralienreich sein Contingent liefern. Der wichti-

ge Moment erſcheinet, wo die erſte Uhr an ſeine Hüfte ticken und die Kette blinken ſoll; denn das iſt ihre ganze Beſtimmung, ſie füllet nur einen leeren Raum für den Knaben, die Zeit mag ſie, ſo wie er, für ſich allein beſtimmen. Mit dieſer neuen Hoſentaſche mehren ſich die Taſchen an dem ganzen Leibe; das Haben und Beſitzen nimmt Platz neben dem Genießen. Der Hals und der Kopf bekommen nun ebenfalls ihre Feſtungswerke. So wie das Jünglingsalter herandämmert, mit ſeinem myſtiſchen Dichten und Trachten, und das Auge und Haar anfängt zu dunkeln, ſo beginnt auch wieder, ich rede von mir ſelbſt und meiner Zeit — eine neue Armatur, und eben ſo wie der Tag, von unten herauf. Das unterirdiſche Reich muß wieder den Stoff darreichen. An dem Stiefel klirrt nun der Sporn, als Zeichen der Herrſchaft über die Thiere; an die Hüfte fügt ſich der Degen, das Symbol der Ehre und Kraft; höherauf am Bruſtlatz ſchimmert — ſey es nun in der Wirklichkeit, oder in der Phantaſie — der Stern oder

doch ein Ringkragen oder, gleichviel welches, Ordenszeichen; und, welch ein Triumpf! wenn vom Capitolium herab, wie eine Siegesfahne, ein Federbusch, das Zeichen des höhern, lustigen Lebens, wehen und winken darf. Zu meiner Zeit fügte sich auch noch zu dem Kopfe das Haar, dieses Zeichen der Stärke wie bei Simson, entweder in einem Beutel, zum Symbol des Habens, oder in einem zepterähnlichen Zopf, zum Zeichen des Herrschers. So haben alle Elemente und Naturreiche ihr Contingent geben müssen, um den Schooner oder Kaper, worauf der innere Mensch dieses Leben durchschiffen muß, zu armiren und auszurüsten. Wenn das geschehen ist, so passirt er die Linie, und von der Zeit an wird er allmählich abgetakelt; aber auch dieses geschieht nicht ohne Ordnung, sondern nach geziemender Stufenfolge, und von unten herauf. — Die Sporen sind eins der ersten Geräthe, die beyseite gelegt werden, selbst die Stiefeln dienen nur selten noch und blos zum Schutz gegen Kälte und Nässe. Die Schuhe wer-

den weniger gebraucht und verſchliſſen; an ihre Stelle treten oft die Pantoffeln; der Degen ſtand ſchon lange in der Ecke und roſtete; die Hoſe (a World too wide for his shrunk shank) beginnet den Schluß zu verlieren und bedarf allmählich, wie die des großen Weltweiſen, der die philoſophiſchen und Welt-Syſteme, Zeit und Raum, in ſeinem Kopfe trug und zu ordnen wußte, allerlei Vorrichtungen, Wirbel, Bänder und Saiten, um den status quo zu erhalten; die Uhr zeigt nur noch die Stunden oder ſteht ſtill; der Stern oder Orden auf der Bruſt wird nur zu bloßem Metall, der Latz darunter, zur Bedeckung des Magens und der Bruſt, hat viel höhern Werth und Wichtigkeit; die äuſſern Dinge treten zurück in die Ferne, und die Naſe wird zu einem Telegraphen-Gerüſt; allmählig werden alle Segel eingezogen, sans teeth, sans eyes, sans taste, sans every thing — die letzten U N D S ſind etwa eine Perücke und zuletzt die Mütze, nothwendige Schutzmittel und Wehre, um jeden rauhen Lichtzug abzuhalten, bis unver-

sehens ein Windstoß das morsche Schifflein anhaucht, und der müde Schiffer mit einigen Brettern und Brettchen in den Hafen schwimmet, oder vielmehr das mühsam aufgerichtete Gerüst sich wieder zu dem Boden gesellt.

So wäre also, sagte der Forstrath, das Leben nichts anders, als eine holländische Queckschule, wo der Geist, wie ein angehender Seefahrer an seinem Körper wie an einem Seeschiff den Dienst lernt, und zwar von unten auf.

Freilich, sagte Bernhard; so wie die Schuhe die erste Armatur sind, so muß der Geist auch zuerst lernen, die Füße zu regieren, und das will etwas sagen. Ueberhaupt ist er die erste Zeit des Lebens am meisten mit und in dem untern Raum beschäftigt. Was gehört dazu, ehe er die äußere Takelage z. B. der Beinkleider zu behandeln weiß. Weil dies so langsam von statten geht, so giebt ihm die Natur die geduldigsten Dinge, daß er daran die Herrschaft lerne und die Kraft übe; dem Knaben einen Stock zum Hippo-

gryphen, dem Mädchen die Puppe zum Pflegling. Dann wird die Seele von den Hüften höher herauf getrieben in die Hände; in meiner Jugend leider! zu oft durch gewaltsame drastische Mittel, jetzt mehr dadurch, daß man das Fundament in Ruhe versetzt, durch Sitzen. Nun arbeitet die Seele in den Händen; damit lieset sie (Sie sammelt die Buchstaben, oder auch sie steuert zwischen ihnen hin und her, wie zwischen Spreten und Klippen, legt, bemerkte der Rector), damit schreibet und rechnet sie; der Kopf und die Zunge nehmen nur entfernten Antheil. — Dann gehn die Uebungen rascher von statten — es ist nun ein stetes Klettern des jungen unsichtbaren Matrosen herauf und herab an den Nerven, als dem Tauwerk und Strickleitern, zwischen den Fingerspitzen und der Zirbeldrüse. Er findet seine Lust daran, oben in dem Mastkorbe zu schwanken und zu schweben, in eine weite Ferne zu schauen, zu träumen und zu sehnen, unbekümmert, welchen Lauf das Schiff nehme. Bald aber wecken ihn Stürme und

Klippen, Scyllen und Charybden und Sirenengesänge, — und mancher scheitert bei seiner ersten Fahrt. Wohl dem, der dann ruhig zum Steuer herabsteigt, mit fester Hand es lenket, und den Blick zu den Sternen richtet. Mag auch das Schifflein versinken — oder wie das des Odysseus zu Stein werden — er selbst kommt, wie dieser, schlummernd in sein Ithaka; ihn schützen von oben die glänzenden Dioskuren, bis er die Fahrt fröhlich vollendet.

Hier schloß der heitere Greis, indem er das Glas ergriff und aufstand. Alle stimmten in den Chorgesang:

Eine helle Abschiedsstunde
Süßen Schlaf im Leichentuch.
Brüder, einen sanften Spruch
Aus des Sternenzeichners Munde!

Man sang es mit fröhlichem Ernst. Da nahm die Hausfrau das Wort und sprach: Es ist nicht recht, daß ihr Männer so einseitig seyd, indem ihr eurem Humor, der sich schon in dem zerstöh-

renden Knaben offenbahrt, freien Lauf lasset. Ist denn der Mensch nichts mehr, als eine eingehüllte Mumie? Wollet ihr nur alleine an die Wellen und Wogen und an die Stürme der Fahrt, nicht aber an das sanfte Säuseln, was ihn empfäht und begleitet, erfreuet und tröstet, gedenken? Habt ihr doch unser Wörtlein durch die ganze Geschichte und durch Luft und Meer geführt, und seines eigentlichen stillen Wohnsitzes, wo es am meisten wirket und waltet, einet und schmücket — des häuslichen Lebens, vergesset ihr! —

Mit nichten, antwortete der Greis mit freundlichem Lächeln; dieser begleitende Engel ist mir ja nahe; so durfte ich seiner nicht erwähnen. Mir ward durch ihn mein inneres Leben verdoppelt, und so konnt' ich ohne Bedauren die äußern Dinge hingeben, wie der erste Mensch seine Ribbe, weil mir das Schönere und Bessere gegeben wurde. Darum sage ich auch nach meiner langen Reise mit dem alten Seefahrer Odysseus:

Nichts iſt wahrlich ſo wünſchenswerth und erfreuend,
Als wenn Mann und Weib in herzlicher Liebe vereinigt
Ruhig ihr Haus verwalten: dem Feind' ein kränkender Anblick,
Aber Wonne dem Freund'; und mehr noch genießen ſie ſelber.

Ein lautes Frohlocken und Glückwünſchen antwortete dem gefeierten Greiſe. Die Liebe wurde für das höchſte und ſchönſte UND erklärt.

Hoch lebe, rief der Rector indem er aufſtand und ſein Glas in die Höhe hob, das Wörtlein UND! Es wohnt in des Herzens tiefſtem Grund' und vermählet die Erde dem himmliſchen Rund.

Die ganze Geſellſchaft ſtand lachend im Kreiſe auf und ſetzte die ſcherzhafte Alliteration fort. — Damit wir bei der Erde auf ebenem Boden bleiben, ſagte der Forſtrath — es ſchwebet im Kuſſe von Mund zu Mund und — ſetzte er hinzu — ſpannet die Herzen, wie Amor ein Paar gezähmte Löwen — in den häuslichen Bund! —

Es flügelt und zügelt die flüchtige Stunde! rief eine Stimme. Es gießt Oel in die blutende

Wunde! sagte der Pfarrer, und bemerkte, daß er sogleich einige runde UND'ß für einen Lazarus, der, die Schwären aufgenommen, aller andern ermangele, sammeln würde. — Es kommt vom Himmel, die Ecken der Erde zu runden! sagte Walter. — Wohl dem, der das UND, das rechte, gefunden! rief eine Stimme; und ich, mein Freund, — ich hatte den Muth, obwohl nicht den entschlossensten, zu antworten: Aber — wie denn dem, dem es nahe und — fern ist?

Ihm blutet im Herzen die heimliche Wunde.
Ach, gebet das UND ihm, damit er gesunde. —

Ich schwieg — die ganze Gesellschaft schwieg und sah mich an; Adelheide zitterte — Wie? sagte der Greis und sah uns an — die Mutter trat hinzu und faßte meine und Adelheidens Hand — Und? sagte sie, der Bund eurer Seelen ist geschlossen? — Ja! antworteten wir Beide. —

Nun, sagte der Vater, wozu denn Säumen? Ich gebe meinen Segen! Und auch ich, sagte die Mutter, und Adelheide hieng weinend an ihrem

Halfe; der Vater umarmte mich als seinen Sohn. Die Freunde unterbrachen unsere Rührung mit lautem Frohlocken; sie nahmen die Rosen von den bekränzten Kelchen und bestreuten mich und Adelheide. So ward mir das schönste UND. —

Druckfehler.

S. 21, Z. 3, statt werde l. wurde.
— 47, — 10, statt ihn, l. ihm.
— 52, — 17, l. Orion.
— 76, — 11, l. End-A.
— 90, — 4, l. so in erbärmlicher ꝛc.
— 114, — 13, st. solche in l. solch'ein.
— 122, — 2, l. die Menschen die ihrigen.
— 124, — 17, l. Tiberanisch.
— 128, — 16, st. uns l. auch.
— 135, — 14, st. ras l. das.
— 149, — 5. v. u. l. Manlius
— 150, letzte Zeile st. auf l. in
— 151, Zeile 14. st. daß l. da, und st. welches l. daß es.

Johannes der Täufer.

Johannes.

Drama

von

Friedrich Adolph Krummacher.

Mit einem Titelkupfer.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen. 1813.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem Leser.

Der Verfasser schrieb seinen Johannes in der Zeit des herrlichen Kampfes, oft mitten im Gewühl der Streiter, die seine Wohnung umgaben.

Der Herr der Heerschaar spannte seinen Bogen,
Und zeichnete den Schlachten ihre Bahn,
Des Zorngerichtes Flammenpfeile flogen,
Und Teutschland zog den Helm und Panzer an.
Ich sah zu schwerem Kampf die dunkeln Wogen
Der Streiter sich aus Ost und Westen nahn. —
Mir aber ward das Schwerdt versagt; in Thränen
Verbarg ich einsam meines Herzens Sehnen.

Und näher rollten über Höh'n und Gründe
Des Krieges Wetter; hoch und höher schwoll
Die Völkerfluth, da brachten Frühlingswinde
Geruch des Todes; Gustavs Stein umquoll
Gefallner Helden Blut — die dumpfen Schlünde
Verkündeten des Kampfes bittern Groll. —
Thuiskons Söhne bluteten und sanken —
Ich bebt' und sah des Richters Wage schwanken.

Das Wetter schwieg — doch herrlicher erhoben
Sich Schwerdt und Lanze zu erneutem Streit.
Furchtbarer rauschte nun des Kampfes Toben. —
Ich rang mit Gott, Sieg und Gerechtigkeit
Erflehend — sieh, es leuchtete von oben
Ein himmlisch Licht in meine Dunkelheit. —
Ich sah hinauf mit zitterndem Entzücken —
Ein Bote Gottes stand vor meinen Blicken.

Ein Lichtgewölk erhellte die Gefilde
Der dunkeln Schlacht — Johannes trat hervor —
Der Heilige voll Kraft und ernster Milde,
Er, den der Herr zum Herold sich erkohr. —
Ich sah sein strahlend Haupt, an seinem Bilde
Erhob mein Geist zum Glauben sich empor. —
Mag auch die Finsterniß das Licht bekriegen;
Dem Lichte muß das Reich der Nacht erliegen. —

Nicht so wie einst an Jordans Felsenstrande,
Ein brennend Licht, er ernst und strafend stand,
Erschien der Herold mir — statt schnöder Bande
Erglänzt' ein Palmenzweig in seiner Hand;
Verkläret war zum strahlenden Gewande
Des Erdenpilgrims härenes Gewand.
Sein Haupt, das blutend er dem ew'gen Sohne
Geweiht, umschimmerte des Lebens Krone.

Da löste sich mein Zweifelmuth und Grauen,
Wie Morgenroth erglänzte mir das Blut
Der Heldenopfer, und zu frohem Schauen
Erstarkte nun des Glaubens kühner Muth. —
Ich sah des Siegs Panier in Teutschlands Gauen,
Vernichtet schwand der Lüge schnöde Brut. —
Was mir verheißen ward, ist jetzt erfüllet,
Teutonia versühnt, der Kampf gestillet!

O könnt' ich Euch, Ihr Edeln, was mein Leben
Erhob — was mir im Kampfe Trost verliehn —
Des Heil'gen Bild Euch treulich wiedergeben,
Wie es im duft'gen Lichtglanz mir erschien! —
Ach, nehmet statt Vollendung ernstes Streben!
Er und die Zeit — sie machten mich so kühn.
Ich wagte mit dem Gottesmann zu ringen. —
Von oben kommt das Wollen und Vollbringen.

Wer kühn erstrebt des Lichtreichs schroffe Höhen,
Von Blitzgewölk, wie Horebs Spitz', umhüllt,
Dem muß die Welt, die niedre, untergehen;
Aus Kampf und Blut und bangen Nächten quillt
Des Lichtes Sieg, der Friedenspalme Wehen. —
Das lehre Euch des hohen Sehers Bild,
Und über ihm in heil'ger Fern' erscheine
Der Unaussprechliche — der Hehre — Eine!

Johannes.

Personen.

Herodes Antipas, Fürſt von Galiläa und Peräa
Herodes Philippus, deſſen Bruder.
Aretas, König von Damaskus.
Malchas, Miniſter des Antipas.
Pollio, Hauptmann.
Hannas, Kaiphas, } Hoheprieſter zu Jeruſalem.
Philo, Gamaliel, Simon, Joſeph, Nikodemus, } Mitglieder des Sanhedrin.
Johannes Baptiſta.
Jakobus, Stephanus, Johannes Zibdai, Andreas, Philippus, Bartholomäus, } Freunde und Jünger des Johannes Baptiſts.
Marcus, Obertrabant und Kerkermeiſter des Antipas.

Babas,
Rufus,
Gideon, } Krieger.

Xanthus, ein griechiſcher Künſtler.

Der Hofgärtner.

Benoni, der Blindgeborne.

Deſſen Eltern.

Herodias, Gemahlin des Antipas.

Arete, Tochter des Königs von Damask, Antipas verſtoßene Gemahlin.

Salome, Tochter der Herodias und des Philippus.

Zilla, deren Erzieherin.

Eliſabeth, Gattin des Marcus.

Sulamith, Tochter des Marcus.

Sarah, Amme der Arete.

Weib aus Galiläa.

Bürger. Volk. Eſſäer. Galliſche Leibwache. Soldaten. Boten u. ſ. w.

Der Schauplatz theils zu Machärus und in der Umgegend, theils in Jeruſalem, am Jordan u. ſ. w.

Erste Handlung.

Vorsaal des Pallastes zu Machärus.

Malchas. Pollio.

Malchas.

Du warst zugegen, während man ihn brachte?

Pollio.

Sie hatte mich hinausgesendet.

Malchas.

Wer?

Pollio.

Ei nun, die Königin! so will sie heißen —
Dem Lügenworte sträubt sich meine Zunge.
Viel lieber gäb' ich ihr gerechtern Namen,
Bezeichnend Sinn und That.

Malchas.

O, still, Freund!
Dem Fürstendiener ziemt verschloßner Mund.
Liegt nicht Machäron selbst, die Fürstenburg,

In Fesseln? Täglich fügt zum alten Zwinger
Sich neu Gemäuer; tausend Riegel sperren
Dem Sonnenlicht die freie Bahn, wohin
Das Auge blicket, starren Speer' und Stangen.

Pollio.

Wo das Gewissen sein unsichtbar Schwert
Erhebt, da spannt des Bösen Furcht und Grauen,
Dem Igel gleich, die Stacheln ihm entgegen.
Wer sähe nicht im Auge des Tetrarchen
Mißtraun und Furcht? — Sie selbst, die Enkelin
Des großen — Wüthrichs und sein Ebenbild,
Verhöhnet jedes menschliche Gefühl,
Und führet Antipas in ihren Stricken.
Die Schlang'! o wär' ich fern von dieser Hölle!

Malchas.

Was kümmert Dich der Fürsten Thun und Lassen?

Pollio.

Sind wir denn nicht des Fürsten Hand und Fuß?
Befleckt nicht, wenn er gebeut, auch uns
Der Unschuld Blut? — Der Fürstendiener theilet
Des Herren Sünd' und Fluch. — Nein, das sei ferne!
Ich stamme vom Geschlecht der Asmonäer;
In meinen Adern fließt des Vaters Blut,
Den er, der alte Wütherich, empört,
Daß ihn der Tod vor Gottes Richterstuhl
Zu führen wag', in seiner letzten Stunde
Ermorden ließ, sein Sündenmaß zu füllen.

Malchas.

Ihm gleichet Antipas von ferne nicht.

Pollio.

Bisher nicht. Aber, Freund, wer kann verbürgen,
Daß diese Jesabel, die ihren Ahab
In Fesseln hält, und schon zum Doppelfrevel
An Weib und Bruder listig ihn verleitet,
Nicht ihn, dem Vater gleich, zum Bluthund mache?

Malchas.

O ruhig, Freund! — Mein altes Auge scheut
Den Blick ins Weite. Sage, wenn Du willst,
Wonach zuvor ich Dich befragt; erzähle,
Wie sandte denn die Fürstin Dich dorthin?

Pollio.

Gern hätte sie wohl selbst ihr schnödes Herz
Geletzt an diesem Schauspiel; doch es war
Schon Nacht, als man ihn brachte. Vierzig Reuter
Geleiteten den einen Volksempörer,
(So nennet ihn der Hof und Sanhedrin)
Der insgeheim Judäa aufgewiegelt,
Dem Tempel selbst den Untergang gedroht,
Und was noch sonst elender Menschen Zungen
Ausgeifern, wenn sich Kraft und Unschuld zeigt
In schnöder Zeit, wie jetzt, wo Lug und Trug
Die Welt beherrschend Kron' und Zepter tragen.

Malchas.

Dir also scheint der wundersame Mensch,
Von dem, so sagt man, ganz Judäa redet,
Und der auch hier nicht wenig Sorg' und Grämen
Erweckt, nicht solch ein Schwärmer oder Meuter?

Pollio.

Mein Freund, ich sah manch menschlich Angesicht,
Tyrannen hab' ich in des Auges Weiße
Geblickt, indeß von ihren Fingerspitzen
Das Blut der Unschuld troff; ich sah die Tugend
In Kett' und Banden, die Geduld ihr Haupt
Dem Schwerdte neigen — aber solchen Blick
Voll hoher Kraft und Würde, Malchas, sah ich
Zum erstenmahl —

Malchas.

Was sprach er?

Pollio.

Nichts, er schwieg,
Und schweigend stand auch sein Geleit. Sie traten
Von selbst zur Seit', als ob zu seinem Thron
Ein Kaiser ginge; vor ihm neigten sich
Der Wache Speer' und Schwerdter, überwältigt
Von seines Auges Strahl, und huldigten
Der höheren Gewalt auf seiner Stirne. —
Ein hären Kleid umhüllte seiner Glieder
Kraftvollen Bau, ein Ledergurt umschloß
Die Hüften ihm; so stand er hoch und ruhig,

Ein Gott, der Erde Lust und Lohn verschmähend. —
Aufthat sich nun des Kerkers schwere Pforte —
Mich dünkt', ich sah die Wände selbst sich bücken
Vor solchem Manne. Schweigend trat die Schaar
Zurück — der Kerkermeister, der die Thür
Verschloß, erblaßt', ihm zitterte die Hand.
Wir gingen; keiner sprach auch nur ein Wort.

Malchas.

Und brachtest Du der Fürstin treue Botschaft.

Pollio.

Wie Dir. Ja, hätte selbst des Sklaven Kreuz
Und Folter mich bedroht — ich mußte reden,
Was Aug' und Herz mir zeugten und geboten.

Malchas.

Und wie vernahm sie Dein gewagtes Zeugniß?

Pollio.

Mit kaltem Uebermuth, gefaßt auf alles. —
Um desto schlimmer, sprach sie, wirkt des Meuters
Gewalt und Gunst beim Pöbel, der allein
Das Aeußre sieht, und gern, von Neid erfüllt,
Des Kühnen Frevel lobt, der seine Faust
Nach des Gesalbten Haupt und Krone strecket. —
Es thut ihm wohl, daß solch ein Tausendkünstler,
Ein Knacks Kind und Welt- und Thronenstürmer,
Des Pöbels Sohn und Seinesgleichen sei. —
Das Possenspiel fand sein geziemend Ende

Und morgen iſt der Gaukler ſelbſt vergeſſen. —
So ſprach ſie höhnend und, das merkt' ich wohl,
Zu neuer Kundſchaft wird ſie mich nicht ſenden.

Malchas.

Nimm Dich in Acht!

Pollio.

Ich mache zu dem Feſte
Kein feſtlich Angeſicht, es müßte manches
Sich ſeltſam ändern, Malchas. — Horch, wie lärmt
Trompetenklang. Was iſt?

Malchas.

Wahrſcheinlich nahen
Willkommne Gäſte aus Jeruſalem,
Die Hohenprieſter. Sehnlich harrt man ihrer.

Pollio.

Damit zur Löwin ſich der Fuchs geſelle.

Malchas.

Sie ſelbſt gebot, mit lautrer Freud' und Klang,
Und uns, mit tiefrer Ehrfurcht ſie zu grüßen.

Pollio.

Zerpralle nur nicht jeder Freudelaut
Am Zwinggemäuer dieſer todten Veſte,
Und ſchliche durch die Scharten öder Kerker,
Der Fledermaus und blinden Eulen ähnlich,
Die ſich am Tag nach dumpfen Kellern ſehnen.

Zu den Vorigen die Hohenprieſter
Hannas und **Kaiphas**; dann auch **Herodias**.

Malchas.

Uns übertrug des Königs Huld die Ehre
Euch zu empfahn, doch ſollen wir der Fürſtin
Vermelden, wenn des hohen Sanhedrins
Ehrwürd'ge Häupter ſich dem Feſte nahen,
Und ihr geweihter Fuß des Schloſſes Schwelle
Berührt. So wagen wir, die Diener, kaum
Euch ſelbſt des Tages frohen Gruß zu bringen,
Der Euer aus der Fürſtin Mund' erwartet.

Herodias
tritt ein, auf ihren Wink entfernen ſich Malchas und Pollio.

Seid tauſendmal willkommen, edle Männer!
Habt Dank, daß Ihr den Freudentag zu krönen
Von Ferne kommt.

Hannas.

Wir ſind beſchämt, o Fürſtin,
Dank zu empfangen, wo wir ſelber nichts
Als unſers Dankes ſtillen Opferduft
Für Eure Huld Euch darzubringen haben.

Herodias.

Laßt, edle Väter! Wir ſind Eure Schuldner.
Denn nicht allein zum königlichen Feſte,

Das nichts so ziert, als frommer Priester Antlitz,
Seid Ihr geladen. — Mehr noch müßt Ihr geben —
Ich sag, Ihr müßt! Denn, wem in solchem Maaße
Von obenher der Weisheit Fülle strömet,
Verbunden mit des Himmels freier Milde, —
Der kann nicht anders, gerne wird er geben
Von seinem Ueberfluß. Wie man zur Quelle,
Der vollen, spricht, sie soll' uns Labung reichen,
So red' ich auch zu Euch mit gleichem Worte,
Als fodert' ich vom Himmel Licht und Klarheit,
Die er von selber giebt, als müßt' er's geben.

Kaiphas.

Wir werden doppelt unsre Reise segnen,
Wenn uns vergönnt wird, Euch Eure Huld
Durch Wort und Rath in etwas zu erwiedern,
Da unsre That und Werke nichts vermögen.

Herodias.

Ihr tragt, ehrwürd'ge Väter, goldne Aepfel
In silbernem Gefäß. — Zu seiner Zeit
Erbitt' ich mir die priesterliche Gabe. —
Ihr kamt vom Jordan; sagt, was hörtet Ihr
Von jenem Schwärmer, der dort tauft und predigt?
Sein Name scheint im Lande weit verbreitet.
Ist's wahr, man sagt, des Volkes Menge ströme
Zu ihm hinaus . .

Kaiphas.

Treff' ihn Jehovahs Fluch!
Der Frevler redet Schand' und Schmach zu allen,

Verſchonet nicht des heil'gen Landes Häupter,
Und höhnet Abraham und ſeinen Segen.
Doch möchte ſolches ihm hingehn mit anderm,
Und mit Verachtung, wenn er ſchmäht, ihm lohnen,
Erfrecht' er ſich nur nicht, ſelbſt Gott zu läſtern.

Herodias.

Und dazu ſchweigt man? Steht kein Rächer auf
Der Ehre Gottes? Hat Jehovah auch
Nicht einen Freund in Juda?

Hannas.

Edle Fürſtin!
Verrauchen muß vorab der trunke Wahnſinn —
Noch ſtrömt die Meng' hinaus und ehrt den Schwätzer,
Als wär' er ein Elias, ja ſie wähnet,
Er ſei es ſelbſt, vom Tod' erſtanden woll' er
Das Land befrein, bald komm' auch der Meſſias,
Den er verkündet. Deßhalb konnte noch,
Und wollt' ihn auch bis jetzt der hohe Rath,
Gewohnt zuvor die Milde zu verſuchen,
Und auf dem ſichern Pfad zum Ziele ſchreitend,
Nicht zur verdienten Strafe ziehn; indeß
Nicht lange währt's, ſein Maaß iſt voll —

Herodias.

Ihr ſprecht
Prophetiſch! Freunde, ſeht, es iſt erfüllt,
Zum Theil erfüllt, was Ihr weiſſagend redet.
Der Schwärmer ſitzt im Kerker zu Machäron.

Kaiphas.

Gelobt sei Gott! was Männer nicht vermochten
Vollführt sein Rath durch auserwählte Weiber.
Fürwahr hier waltet Jaels Geist und Esthers.

Herodias.

Ehrwürd'ge Väter, groß ist meine Freude,
Seit Ihr sie theilt; Ihr wißt gerecht zu richten.

Hannas.

Gern reichen wir der stillen Kraft und Weisheit
Den wohlverdienten Preis, und fassen kaum
Wie es Euch möglich war, solch großes Werk
So schnell und insgeheim ...

Herodias.

Verzeihet, Freunde!
Nicht mir, dem Könige gebührt die Ehre.
So darf ich desto freier Eures Beifalls
Mich freun.

Hannas.

Hier lobet schon das Werk den Meister. —
Dem Jordan gleich, wenn Regenbäch' ihn schwellen,
Erhob sich jenes Menschen Gunst und Kühnheit
Stets höher. Angestaunt vom dummen Pöbel
Schwang er in einer Hand das Beil, die Leder
Des Heiligthums zu fällen, mit der andern
Zeigt' er dem Schwarm ein neues Himmelreich;
Ein größrer, sprach er, komm' und werd' es bauen —

Wie harrte schon das Volk auf Mann' und Wachteln!
Wie werden nun die Sprachen sich verwirren!
In Schutt und Trümmern liegt das luft'ge Babel!

Kaiphas.

Und er der Held und Gottesmann in Fesseln!

Herodias.

In Fesseln nicht! Denn seltsam, edle Freunde,
Der König, der den kühnen Volksempörer —
Und hat wohl je ein frecherer Judäa
Bedroht? — ergreifen ließ mit Kraft und Klugheit,
Erweiset dem Gefangnen nicht bloß Schonung —
Dieß ließ ich gelten; denn ein weiches Herz,
Wie Antipas', will bei gerechtem Ernst
Sich dennoch kund thun, gleichwie sanftes Oel
Selbst in der Brandung oben schwimmet. — Allein
Er ehrt und achtet ihn, als ob die Unschuld
Und Wahrheit selbst im Kerker leibhaft wohnten,
Als wär's ein Daniel im Löwenparke,
Ein Jeremias im Gefängniß, oder
Der Männer einer, die im Feuerofen,
Wie Gold geläutert, herrlicher noch strahlten.

Hannas.

Ist's möglich, was wir hören?

Herodias.

Er gebot,
Es solle kein Trabant ihn zu berühren,
Viel minder Band' ihm anzulegen wagen,

Als wär' sein Leib ein heiliger Elisas,
Vor dem das Eisen seiner Kraft und Schwere
Vergaß —

Kaiphas.

So könnt' er leicht der Haft entrinnen,
Und alles wär' umsonst.

Hannas.

Viel schlimmer noch
Als je! dann wird der Pöbel ihn verehren,
Wie einen Moseh, den aus Wasserfluthen
Jehovahs Rechte zog, und wie Elias,
Den Raben speisten. Seht des Herren Arm!
So wird man schrein, er schützt die Seinen, sendet
Dem Frommen seinen Engel, daß sein Fuß
An keinen Stein sich stoße . .

Herodias.

Freund' und Väter,
Ihr redet weis' und ganz aus meinem Herzen.
Doch hört noch mehr, bevor wir uns berathen
Und fest beschließen, was dem Vaterland'
Und Volk gedeihe. Darum hab' ich Euch
Berufen, edle Männer, deren Brust
Das Urim ziert, Jehovahs heilig Zeichen.

Hannas.

Wir tragen's nicht umsonst. Vor seinem Glanz
Versanken Korahs und Abirams Rotten.
Des hohen Himmels Urim, Gottes Sonne

Erschleußt nicht nur die zarte Blüthenknospe,
Sie wecket auch des Schwerdtes Blitz und Glänzen.
Sie hebt den Thau empor und läßt ihn fallen,
Daß Hermon grün' und dufte, aber auch
Die finstern Dünste ziehet sie gen Himmel
Und bildet draus des Wetters schwarz Gezelt,
Vor welchem sich die hohen Cedern neigen. —
Ihr gleichet Arons Schild; des Herren Priester,
Selbst ohne Schwerdt, erweckt und ruft den Cherub.

Herodias.

O Preis und Dank Euch, edle heil'ge Väter!
Mir ist bei Eurer Rede, gleich als säh' ich
Euch aus des Tempels schauerlichem Dunkel,
Dem nur der Gottgeweihte naht, hervorgehn,
Und um Euch her die heil'ge Flamme wallen.
Wie könnt' ich Euch das mindeste verhehlen,
Was mich beengt? — So leg' ich denn getrost
Mein und des Königs und des Landes Schicksal
In Euren Schooß. Vernehmet! seit der Schwärmer
Verhaftet ward, beherrschet Antipas
Ein böser Geist des Unmuths und des Trübsinns —
Oft irrt er unstätt durch des Pallasts Kammern,
Dann ruht er wieder, in sich selbst verloren,
Sein Auge starrt, in schweren Seufzern flieht
Der Odem seiner Brust. — Besäß' ich Davids Kunst
Des Unmuths bösen Geist ihm zu verscheuchen!

Kaiphas.

Und seinen Speer den rechten Weg zu leiten!

Herodias.

Solch ein Gemüth bedarf der Leitung; zwar
Erkennt der König leicht den Weg der Weisheit;
Doch wenn es gilt, ihn selber sich zu bahnen
Und muthig durchs Gewühl zum Ziel zu schreiten,
So sinnet er, ob etwa auch sein Fuß
Hier einen Wurm, dort einen Halm zertrete. —
So ist sein Herz. Nun gar des Schwärmers Blut — —
Es würde, denkt er, laut zum Himmel schreien.

Hannas.

Ein König muß sich selbst zuletzt bedenken.
Und wär' auch jener stolze Priestersohn
Unschuldig wie das Licht, doch ist es besser,
Ein Mensch verderbe, denn das ganze Volk.

Herodias.

Mein Herz sagt Ja und Amen! — Daß nun königlich
Der König handle, dazu soll des Festes
Erwünschte Wiederkehr mit Eurem Beistand,
So hoff' ich, edle Männer, heilsam wirken. —
Jetzt, Freunde, kommt und rastet von des Weges
Beschwerde, bis — denn keinem überließe
Mein Herz dieß Amt, ich selbst Euch zu ihm führe.

Alle ab.

Haus des Kerkermeiſters Marcus.

Marcus hereintretend. Eliſabeth nähend.

Marcus.

Nein, ſolch ein Widerſpruch und ſeltſam Treiben
Iſt mir in meinem Kerkermeiſter-Leben
Nicht vorgekommen . .

Eliſabeth.

Ach, gewiß nichts Gutes!
Wozu ſolch heimlich Flüſtern und Betrieb
Auf rechtem Wege? —

Marcus.

Er, der Herr gebeut,
Den Fremdling nicht in harten Zwang zu legen,
Und ſie läßt heimlich warnen, nie das Auge
Von ihm zu wenden, droht mit Schmach und Strafe,
Entkäm' er, und verſpricht mir Gold und Gnade,
Wenn ich ihn ſtreng in Haft und Wahrſam halte . . .
Was iſt zu thun? —

Eliſabeth.

Dir, hoff' ich, wird Dein Herz
Das Beſte rathen . .

Marcus.

Still! — ich weiß es schon.
Sind Mann und Weib nicht gleich wie Tag und Nacht?
So will ich ihm am Tage treu gehorchen,
Und ihr bei Nacht — — er liege dann in Fesseln!

Elisabeth.

Das wolle Gott verhüten! Nur der Herr
Hat zu befehlen, Marcus, — nicht das Weib.

Marcus.

Ha! hiemit sprichst Du Dir Dein eignes Urtheil.
So bleibe fern von mir mit Deiner Weisheit!
Ich bin des Kerkers Wächter; der Gefangnen
Schuld oder Unschuld ist nicht meine Sache.
Ich schließe, was man zu mir führt, es sei
Ein Engel oder Teufel, gilt mir gleich.
Das mögen sie, die Großen, selbst verfechten! —
Ists denn des Eisens Schuld, ob man es bilde
Zu Pflug und Karst, die heilsam Früchte ziehn,
Und ob zum Schwerdt und Dolch des Böswichts,
Zur rost'gen Stelle oder schweren Fessel?
Ich bin ein eisern Werkzeug in der Hand
Der Obrigkeit, und diese ist mein Gott.

Elisabeth.

Ist auch Dein Amt ein eisernes, so sei
Dein Herz ein menschlich Herz. Es bleibe weich
Wie Gott es schuf, das Eisen schuf er hart.

Marcus.

Vernahmst Du nicht, was mir der Bote sagte?
Klang nicht das Wörtlein Gold Dir wie Musik
Ins Ohr? — Sieh, hier empfing ich schon
Ein halbes Dutzend röm'scher Kaiserköpfe!
Die glänzen schöner, als das schwarze Eisen.

Elisabeth.

Ach, wäre doch das schnöde Gold nicht dein!
Es deucht mir Blutgeld! Wahrlich, unsre Hütte
Wird dadurch uns nicht heller. Haben wir
Denn Noth und Mangel? — O, und hätten wir's,
Dann soll zur Noth nicht auch die Schuld uns drücken.

Marcus.

Verweigr' ich's, sieh, dann bringet mich ihr Zorn
Um Amt und Brod . .

Elisabeth.

O, Lieber, fürchte nichts!
Der reine Silberling, den Sulamiths
Und meine Nadel Dir erwirbt, soll schöner
Dir glänzen als Dein Sündengeld —

Marcus.

Nein — schweig!
Was kümmert's Dich? — Es ist nicht Deines Amtes —
Ich bin der Fürstin Knecht . .

Elisabeth.

Sie ist nicht Fürstin! —
Arete ist's! — Ein schändlich Weib ist sie,
Die ihren Mann verließ. Die Falsch' ist schuld,
Daß Antipas das edle Weib verstieß.
Sie hält den König jetzt in ihren Stricken,
Und führet ihn zur Schlachtbank. Mit der Zunge
Giftvollem Pfeil hat sie sein Herz gespalten.
Der Weg der Buhlerin ist Weg zur Hölle,
Wo man hinunterfährt in des Verderbens
Abgrund. — O richte selbst! Sprich, war Arete
Nicht gegen sie ein Edelstein zum Kiesel?
Ein Engel Gottes, und Asmodi's jene? —
Das fühlt der König selbst, deßhalb gebot
Er Dir, den Fremdling schonend zu behandeln.
Ihn nagt der gift'ge Zahn der ersten Schuld;
So wird's ihm schwer, die zweite zu vollbringen. —

Marcus.

Sag', warum nimmst Du Dich mit solchem Eifer
Des Fremdlings an?

Elisabeth.

O, zitterte Dir nicht
Die Hand, als Du den Kerker hinter ihm
Verschlossest? Schlug Dir nicht das Herz? — Was war das?
Ach, Lieber, gieb der Wahrheit doch die Ehre!
Es war nicht Menschenfurcht; nein, Furcht des Herrn.
Sie ist der Weisheit Anfang. Darum hatte

Den Anfang feſt, ſo wirſt Du klüglich fahren.
Vertraue Gott, er wird Dich herrlich ſchirmen!

Marcus.

Wer iſt er denn? Von wannen mag er kommen?

Eliſabeth.

Das weiß ich nicht; die Zeit wird's offenbaren.
Nach ſeiner Mien' und würdevollem Weſen
Iſt er ein Königs- oder Prieſterſohn.

Sulamith tritt ein.

Sulamith.

Jetzt, Mutter, weiß ich auch des Mannes Namen.

Eliſabeth.

Nun denn, mein Kind?

Sulamith.

Ein Krieger ſagt' es mir,
Der ihn begleitet von des Jordans Ufern
Mit vierzig andern. Denn es war, ſo ſagt er,
Ein ſchwer, gefährlich Werk, den Wundermann,
Des Volkes Liebling fahn und fortzuführen.
Johannes heißt ſein Name, vom Gebirge
Stammt ſein Geſchlecht aus Arons edlem Saamen.

Elisabeth.

Johannes! Helf uns Gott! Ist er's? Man sagt
Er sei Prophet. Ich glaub' es. Ist sein Wesen
Nicht wie Elias, und voll Würd' und Demuth,
Wie eines Mannes, der, von Gott gesalbt,
In Gottes Nähe lebt . .

Sulamith.

Ja, manche, sagte
Der Krieger, halten ihn für den Verheiß'nen,
Der kommen soll. Dagegen zürn' ihm, sagt' er,
Der hohe Rath, weil er freimüthig redet
Und ohne Scheu, was ihm der Geist gezeuget.

Elisabeth.

Das glaub' ich wohl. Hat man nicht immerdar
Die heil'gen Männer hart verfolgt, die Seher
Gesteinigt und mit Zacharias Blut
Den Tempel und des Altars Marmorstufen
Gefärbt? — Die Wahrheit findet selten Wohnung;
Sie geht umher und jammert auf den Gassen.
Doch Abels Blut — es schreit zu Gott um Rache,
Und Kain irrt, das Zeichen auf der Stirn. — —
Sahst Du ihn selbst, o Sulamith? Erzähle.

Sulamith.

Ja, Mutter; hat er doch mit mir geredet.

Elisabeth.

Mit Dir! Was sagt' er denn?

Sulamith.

Als ich den Vater
Nach Hause rief zum königlichen Boten,
Da sah ich ihn; der Vater ging, ich blieb
Im Kerker. Konnt' ich doch den Mann nicht lassen;
Warum, das weiß ich nicht; da las ich nun
Des Heu und Mooses rings verstreute Flocken
Zusammen auf des Lagers wüsten Haufen,
Der Männer Werk, es ordnend. Sieh, da fragt' er
Mich freundlich, wer ich sei, und wie mein Name.
Ich heiße Sulamith! antwortet' ich, da sprach er:
Dein Nam' ist sanft und lieblich, wie dein Wesen.
Du pflegtest wohl schon öfter der Gefangnen?
Ich sagte drauf, gern möcht' ich dafür sorgen,
Daß weich und trocken sei ihr einsam Lager.
Denn dieß versäumen, also spricht die Mutter,
Die Männer oft, die solches wenig kümmert. —
Da fragt' er: Sandte dich die Mutter? — Ja
Antwortet' ich, den Vater heimzuholen.
Sie selbst ist krank und duldet viele Schmerzen.
Drauf fragt' er mich: wie heißet deine Mutter?
Ich sagt': Elisabeth. Da sprach er: Bring' ihr
Des Fremden Gruß! und sank in stilles Denken,
Als ob er Dich gekannt.

Elisabeth.

Ah nein, wie sollt' er?
Er ist ein Leidender; das hat mir ihn
Befreundet, auch erinnert' ihn vielleicht
Mein Nam' an einen theuren. — Gott verhüte,

Daß jemals Du an diesen Gottgesalbten,
Gerechten Deine Hand, o Marcus, legest.

Marcus.

Fast brennt mir selbst das Gold in meinen Händen. —
Was soll ich thun? — Muß ich denn nicht gehorchen?

Elisabeth.

Sei Gottes Freund und nicht der Sünde Knecht!
Ein Narr ist, wer auf Fürsten sich verläßt.
Gieb her das Blutgeld, daß ich's dahin lege,
Wo nicht sein Glanz die Augen mag bethören,
Bis es von selber seinen Weg sich findet.

Marcus giebt das Geld und geht ab. Elisabeth für sich.

Gott wird uns ja vor solcher Schuld bewahren!

Indem sie das Gold weglegt.

Nein, niemals soll des falschen Erzes Schimmer
Des innern Friedens Kleinod uns entreißen!

Sulamith.

O Mutter, wär' er frei! — Ich sah noch nie
Solch edles Haupt und solcher Augen Klarheit,
Die ernst und freundlich durch die krausen Wolken
Des dunkeln Haars, wie helle Sterne, leuchten,
Und nie durchdrang mich so der Rede Kraft,
Als von des Mannes Lippen sie mir tönte.
Wie mag ein solcher Mann in Bande kommen?

Elisabeth.

Lag Joseph nicht im dumpfen Kerker, weil er
Göttlich gesinnt des Weibes Lust verschmähte?

Und mußte nicht des frommen Naboths Haupt
Vor Jesabel, der schnöden Fürstin, fallen?

Sulamith.

Doch Joseph ward, erlöst von seinen Banden,
Aegyptens und des fernen Volkes Retter,
Und strahlt' ein Edelstein auf Memphis Throne.

Elisabeth.

Nun, Gotteswege sind nicht Menschenwege! —
Wer kommt? Wie? Gideon? Fürwahr, er selbst!

Gideon. Die Vorigen.

Gideon.

Seid mir gegrüßt, o Sulamith und Mutter!
Gottlob Ihr lebt! Habt Ihr mein gedacht?

Elisabeth.

Sei uns gegrüßt! Von wannen kommst, was bringst Du?

Gideon.

Ich komme von Damask und bringe Krieg.

Elisabeth.

Woher denn Krieg?

Gideon.

Der Fürst Arabiens,
Aretas, fühlt von unserm Herrn sich tief

Gekränkt in seiner Tochter. Auch Philippus
War, sagt man, in Damask, er, dem der König
Sein Weib geraubt — vielmehr, ihn raubte sie —
Die Fürsten schwuren, spricht man, nicht zu ruhn,
Bevor sie nicht Machärus und die Vesten
Erkämpfet und dem Salzmeer gleich gemacht,
Wo Sodom und Gomorrha tief versenkt
In ew'gem Tode ruhn.

Elisabeth.

Wohl kann's gelingen.
Die Veste, wo man Gott, Gesetz und Recht
Verhöhnet, steht auf schlechtem Grund! obgleich
Auf hartem Fels erbaut. — Und wirst auch Du
Dein Blut versprützen für des Königs Schmach?

Gideon.

Verhüt' es Gott! — Ich war mit ihm zu Rom,
Da sah ich seine Schande, wie er kroch
Vor jedem Höfling an des Pallasts Schwelle, —
Wie er sich krümmt' und schmiegte, um zur Höle
Des alten Wolfsgezüchtes zu gelangen.
Ich war des Zeuge, wie er vor dem Thron
Des Weltenräubers in den Staub sich warf,
Und seinen Speichel leckte — ja, er nannte
Den finstern Heidendrachen seinen Gott,
Und hing an seines Auges trübem Blick,
Als ob des Sünders Haupt ein Strahlenkranz
Wie Moses Angesicht umfloß', und als wir,
Gesättigt von des Hofes eitelm Dunst

Heimkehrten und Philippus ihn, den Bruder,
Und uns mit Freud' empfing, als wären wir
Jehovahs Boten, die nach Mamre kamen,
Philippus Abraham — — Da stahl ihm Antipas
Sein Weib und Kind — —

Elisabeth.

O Schmach und Schande!
Wenn so von ebenher das Laster winkt,
Geschmückt mit Kron' und Zepter, ist's zu wundern,
Daß rings ein Heer von Sündenknechten kriecht,
Und überall das süße Licht vergiftet? —
Nie hoffe meiner Tochter Herz und Hand,
Wenn Du für diese Schmach Dein Schwerdt entblößest! —
Fielst Du in solchem Kampf, so müßten Weib
Und Kinder sprechen: Ihm ist recht geschehn!
Und jede Thräne würd' ihr Angesicht
Entweihn —

Gideon.

O, Mutter, sorgt und fürchtet nicht!
Ich war zu Hebron, wo mein Vater wohnet.
Er sprach: Verlaß des Sündenknechtes Dienst,
Damit nicht Dich und mich der Fluch ereile,
Der auf des Sünders Bahn und vor der Thüre
Des Frevlers lauernd, oft auch den ergreift,
Der ihm sich nahet. Sohn, verlaß das Schwerdt!
Es ist des Unrechts und des Unheils Waffe.
Nicht mehr für Heerd, Altar und Freiheit steht
Der Mann; vorüber ist die Zeit der Väter!

Weil sie nicht Gott gehorchten, hat sie Gott
In Menschenhand gegeben. Einem frohnt
Die Welt; des Einen Knecht ist Antipas.
Willst du denn ferner noch des Knechtes Knecht seyn? —
So sprach mein alter Vater; nicht umsonst!
Ich komme jetzt, dem Dienste zu entsagen,
Wozu der Jugend Uebermuth mich lockte.
Deß bin ich übersatt — ich sah die Welt,
Rom und Jerusalem. Es sind zwei Lachen,
Von Stein, wie Sodom und Gomorrha waren.
Wie aus dem todten Meere, steigt aus ihnen
Ein gift'ger Nebel auf. Was jene sind,
Erwartet diese . .

Elisabeth.

Sohn, so lieb' ich Dich!
Sieh Dich nicht um! Gedenk des Weibes Loth!

Gideon.

Um Hebron wehet frische, reine Luft,
Die Thäler blühn und duften; Oel und Wein
Bekränzt die Höh'n, unschuld'ge Heerden ziehen,
Wie Silberwolken um den reinen Mond,
Um meiner Väter unentweihtes Haus
Und friedliches Gehöft, wo Abraham
Des Herren Antlitz sah und seinen Seegen
Dem Lande ließ. Dahin, o Sulamith,
Geleit' ich Dich. Gebt, Mutter, mir die Hand
Der hochgeliebten Braut . .

Sulamith.

Noch nicht, mein Gideon!
So lange nöch des heil'gen Mannes Unschuld
Im Kerker wohnt, gedenket meine Seele
Der Liebe nicht, der Freud' und Hochzeit nicht.
Sei Du denn Mann und Held, mein Gideon ...

Soldat tritt herein. Zu Gideon:

Ich suchte Dich. Der Hauptmann harrt, und schmähet
Dein Zögern. Komm!

Gideon.

Lebt wohl! ich seh' Euch wieder.

Ab. Sulamith begleitet ihn hinaus.

Elisabeth allein.

So fällt vom faulen Stamme Blatt auf Blatt,
Bis kahl und dürr er steht, des Wanderers
Gespött und Fluch. Dann stürzet ihn die Axt.
Der Fromme grünt und blühet wie ein Baum
Am Bach und bringt die Frucht zu seiner Zeit. —

Vorsaal des Pallastes.

Antipas. Weib. Diener.

Diener.

Ein Weib in Trauerkleidern vom Gebirg'
Erfleht des Königs Angesicht zu sehn,
Die Mutter des gefangnen Barchomas,
Der mit dem tollen Schwarm von Nazareth
Das Schwerdt ergriff und selbst ergriffen ward.
Wahrscheinlich hat des Felsenkerkers Luft
Ihn abgekühlt; er sitzt seit einem Jahre.

Antipas.

Laß sie herein! Diener ab. — Es ist ein Feiertag —
Ein Freudentag! — Die Freud' erweicht das Herz. —
Doch ist's, als stockte jede Röhr' in mir,
Wodurch ihr Hauch zum Kern des Herzens dringt — —
Als drückt' ein schwerer Grabesdunst sie nieder,
Sobald sie aufwärts strebt! — Wie räum' ich, was
Sie hemmt? Wer schaffet mir die Adern rein,
Die Seele klar und hell? — — Wohlthätigkeit
Bedeckt, so sagt die Schrift, der Sünden Menge . .

Weib kniet.

Heil Dir, mein Herr und König, Heil und Segen . . .

Antipas.

Steh auf! ich bin ein Mensch, wie Du; nicht mir,
Jehovah nur gebühret diese Ehre.

Weib.

Vor ihm, ach, hab' ich schon gekniet am Grabe
Des theuren Gatten, und mit tausend Thränen
Ihn angefleht, daß ich vor Deinen Augen
Gnad' und Erbarmung heute finden möchte.
Ihn nahm mir Gott, fünf arme Waisen jammern
Im öden Hauf' — o gieb mir ihn zurück!
An meines Herrn und Königs Wink und Gnade
Hängt unser Heil —

Antipas.

Wie kann ich Dir ersetzen,
Was Euch der Tod geraubt?

Weib.

Durch meinen Sohn! —
Verführung hat sein junges Herz bestrickt,
Das, weich wie Wachs, des schnellen Blutes Hitze
Nur weicher macht'. Ein wilder Bubenschwarm
Hat ihn gelockt auf Wege des Verderbens.
Er ließ den Pflug, ergriff bethört das Schwert,
Das nur zu leicht den Wahn des Jünglings reitzet,
Und schrie, Betrunknem gleich, ins wilde Rufen
Der tollen Meng' auf Galiläas Höhen:
Der Schilo kommt! — Er rief es andern nach — —
Das dunkle Wort entflammet leicht die Jugend —

Bald traf gerechter Lohn die kindischwilden
Empörer. Ach, auch meinen Sohn bewahrt
Seitdem ein Kerker, wo er dreizehn Monde
Die That bereut.

Antipas.

Bist dessen Du gewiß?
Zu oft bereut der Mensch die Folge nur
Der Thorheit. Kaum hat jene aufgehört,
So lebt der alte Sinn von neuem auf,
Und ärger wird der Rückfall als die Krankheit.

Weib.

Ach nein, mein König, bitterlich beweinet
Er seine That und rechnet selbst den Tod
Des Vaters sich zur Schuld. — Gern wird er nun
Im Schweiß des Angesichts sein Erbe bauen,
Und uns ernähren. Nur dem Müssiggang
Erwächst die Schwärmerei. Ihn wird das Bild
Der ersten Schuld zu stiller Arbeit mahnen.
Mein Gut und Leben setz' ich selbst zum Pfande.
O laß auch mir die Freudensonne scheinen,
Die meines Königs Feiertag erleuchtet!

Antipas.

Wohlan! Dir sei Dein Sohn zurückgegeben!

Weib.

O möge Gott Dir solche Gnade lohnen,
Und Heil und Segen tausendfach verleihen,
Mein Herr und König, Dir und Deinem Hause! Ab.

Antipas allein.

Wohlthun! — Was ist's? — Uns selber thun wie wohl;
Ein Kitzel ist es, den wir selbst uns schaffen.
Gerecht seyn — das heißt mehr! Was kostet mir
Die Großmuth? — Seufzt Johannes nicht in Banden?
Weil er gewagt, das freie Wort zu reden! —
Ein freies Wort! — o könnt' ich, diese Hand
Auf's Herz, den Blick gen Himmel, muthig sagen:
Es ist nicht wahr! Du lügest! — Was ist Wahrheit? —
Gerechtigkeit? — Gespenster, die der Mensch
Sich selbst zu eigner Qual und Zwang erschuf. — —
Soll vor des Fremdlings härenem Gewand
Sich eines Fürsten Kron' und Purpur neigen? —
O Schmach! Wie würde Roma meiner spotten?
Und bin ich nicht ein Römer? — — Nur ein Wink,
So fällt sein Haupt und Wort! — Sein Wort? — —
O Täuschung!
Nur fester stünd' es dann mit Blut besiegelt,
Und banger tönte mir des Todten Ruf,
Wie Geisterstimmen zwischen öden Grüften — —
Wie werd' ich seiner los — des kühnen Richters!
Läg' er nur nicht in Banden auf Machäron! —
Vergessen wär' er längst, sein Wort verweht —
Kann ich ihn nicht, wie Barchomas, entlassen? — —
Hätt' er nur mich und nicht auch sie beleidigt —
Herodias wird nimmer ihm vergeben.
O nähm' er selbst sein Wort zurück und bäte
Um Freiheit —! Eher wird sich Karmel neigen! —
Bei Gott, mich plagt der Mensch, wie mein Gewissen —
Ich haß' ihn, wie die Pest, und muß ihn ehren. — —

Nur eins noch! Er entfliehe! — Man genießt
Des Fest's, vergißt Gefangnen, Kerker, Wache,
Er geht, wohin er will, so nimmt er selbst
Sein Wort zurück, und mir die Qual und Sorgen!

Knabe tritt herein.

Der Kerkermeister, wie mein Herr befohlen.

Antipas.

Führ' ihn herein.

Knabe ab.

Antipas und Marcus.

Antipas.

Was macht denn Dein Gefangner?

Marcus.

Ich fand ihn still und, also schien es, betend.

Antipas.

Beschwert er sich, wie wohl Gefangne pflegen,
Es sei Gewalt und Unrecht ihm geschehn?

Marcus.

Nie hört' ich eine Klag' aus seinem Munde.
Ich treff' ihn heiter stets, als ob sein Kerker
Ein Pallast wär'.

Antipas.

Ach! machte' ein Pallaſt heiter! Vor ſich
Vernimm! ich will, daß meines Ehrentages
Auch der Gefangne ſich erfreue; führ' ihn,
Du weißt wohl, ins Gemach der andern Seite,
Allwo Gefangne höherer Geburt
Den kleinen Fehler büßen, und' entferne
Was ähnlich ſieht der eiſernen Bewachung!

Marcus.

Mein König wolle ſeinem Knecht nicht zürnen!
Wenn aber der Gefangne nun der Huld
Mißbraucht . . .

Antipas.

Befolge mein Gebot! er wird nicht
Entfliehn, und thät' er's auch — mein iſt die Sorge.

Marcus.

Mein Herr und König hör' in Huld und Gnade
Des Dieners Wort. Mir hat die Königin
Geboten, ſtreng ihn zu bewachen — —

Antipas.

Thue
Nach meinem Wort, im Stillen ohne Aufſehn,
Und wer Dich frägt, dem ſag': er iſt in gutem
Verwahrſam! — Gut bewahrt — das ſoll er ſeyn,
Verſtehſt Du, Marcus, wie und was ich meine?

Marcus.

Darf ich vielleicht auch seine Freund' — es waren
Drei oder vier, die gerne zu ihm wollten,
Bescheidne, stille Jünglinge, so schien es,
Doch wies ich sie zurück — wohl zu ihm lassen?

Antipas.

Du darfst.

Marcus.

Ach, meines Königs Gnad' und Huld
Ist groß, doch ihrer nicht unwürdig scheinet
Der Mann ...

Antipas.

Wie meinest Du?

Marcus.

Er ist ein Mensch
Besondrer Art vor anderen Gefangnen,
Und eigen dünkte mir des Mannes Wesen,
Vor allem heut', als ich ihn beten sah. —
Ich nenn' es so; er blickte durchs Gegitter,
Wo man ein Streifchen Himmels überschaut,
Als säh' er in des Himmels Grund und Tiefe,
Und säh', ich weiß nicht was — das nenn' ich beten.
Ich selbst versteh' es nicht, doch wer's vermag,
Dem gönn' ich's gern und will es ihm nicht wehren.

Antipas.

Und warum betest Du denn selbst nicht, Marcus?

Marcus.

Ich hab's verlernt in meinen Kriegesjahren.
Da gilt man ſich ein Gott, dem Feind' ein Teufel.
So überließ ich's Beten meinen Weibern;
Trug ich zuvor des Krieges blut'ge Waffen,
So führ' ich jetzt die Schlüſſel zu der Hölle.

Antipas.

Nun geh nur, Alter! Dem Gefangnen ſei
Kein Satan, ſondern wie geſagt, ein Engel!

Ab.

Marcus.

Wie hat ſo ſeltſam ſich ſein Herz verwandelt! —
Nur noch ein Schritt, ſo iſt die Unſchuld frei. —
Allein das Weib, das ſchlaue böſe Weib! — —
Da ſitz' ich ſelbſt nun zwiſchen Feu'r und Waſſer.
Ein zweites Wunder mag den Knoten löſen!

Ab.

Zimmer im Pallaſt.

Salome und Zilla.

Salome.

O ſprich, wo iſt mein Vater denn?

Zilla.

Was Vater!
Hier haſt Du ja die Mutter, und Dein Vater
Will er, der König ſeyn. So freue Dich
Des Tauſches, Salome die Königstochter! —
Sieh, dieſen Schmuck bereit' ich heute Dir.
Wie wird die Perlenſchnur Dein Rabenhaar,
Und Deinen Hals — wie wird dieß Diadem
Mit ſeinem Diamantengurt Dein Haupt
Umſtrahlen! Alle neigen ſich vor Dir ...

Salome.

Das mag ich nicht, daß jemand mir ſich neige.
In meines Vaters Hauſe liebte mich
Ein jeder, und ich hatte dort Geſpielen
So gut wie ich; da war das Palmenwäldchen,
Der klare Quell, des Hügels grünes Haupt
Viel ſchöner als der Mauren dumpfer Zwinger,
Der uns umſchließt. Hier iſt nur Kunſt und Pracht,
Und alles lebt und reget ſich nach Vorſchrift

Und kaltem Hofgesetz. Will man ins Freie,
So klirren Riegel, schwere Thore knarren,
Als thäte sich das Reich der Todten auf.
Nein, Niemand soll vor meinem Schmuck sich neigen,
Viel lieber möcht' ich mich mit Blumen schmücken.

Zilla.

Ei, liebes Kind, ich meine nur, sie wollen
Die Freude machen. Liebst Du doch die Freude,
Wie sonst, den raschen Tanz, das frohe Lied.

Salome.

Ja wohl, doch lieber frei und ungezwungen,
Als hier im engen Schloß. Auch ist's mir immer,
Als fehlte mir mein Vater.

Zilla.

Ach, der Vater!
Was ist das denn, ein Vater? Jeder Mensch,
Der mich so liebt, als Vater, Mutter, Bruder,
Ist Vater, Mutter, Bruder mir und alles,
Und wo mir's wohl ergeht, mein Vaterland.

Salome.

Nein, liebe Zilla, Vater ist nur Einer.
Nur Einer liebt wie er und wird geliebet.

Zilla.

Gewohnheit ist's, nichts anders, liebes Kind.
Du liebst das alte Haus, so liebst Du auch,

Was Dich umgab. Warum? Du bist ein Kind,
Und hast die Welt, die große, nicht gesehn.

Salome.

Das eben, Zilla; nicht die große Welt,
Nur die gewohnte, kleine, kann ich lieben.

Zilla.

Du liebe Thörin! Siehe, wenn ein Lamm
Aus dunklem Stall, wo es von Jugend auf
Gelebt, hinaus soll in das offne Feld,
Da sträubt es sich, und Anfangs will es immer
Zurück zum dumpfen Stall. Doch hat es kaum
Der Höhe weiten Blick und Luft genossen,
So kehrt es sträubend nur zur alten Heimath.
So geht es Dir, mein Lämmchen, aber bald
Wirst, glaub' es mir, auch Du der Dinge Wesen
Ganz anders sehn. Dazu wird unser Fest
Dich schon erheben. Gehe jetzt und übe
Den Griechentanz; der Meister harret Dein.

Salome.

So will ich gehn und tanzen. Denn vielleicht
Vergeß ich, wenn im raschen Flug ich schwebe,
Daß alles hier, wie Stein und Eisen, starret.

Ab.

Zilla.

Wie himmelweit verschieden von der Mutter,
Die nur auf Rom und Kron' und Zepter sieht,
Und königlich und kaiserlich gesinnt,

Jedwedes Band der Menſchlichkeit nicht achtet,
Um das zu ſeyn, was ſie das Höchſte nennt!
Da kommt ſie her.

Herodias. Zilla.

Herodias.

War Salome nicht hier?

Zilla.

Sie ging zum Tanz in dieſem Augenblick.

Herodias.

Hat ihr Gemüth zum beſſern ſich geſtimmt?

Zilla.

Noch ſtets der alte Ton! Verlangen nach
Dem Vater und der Heimath.

Herodias.

Albern Ding!
Ich will dir ſchon den ſtarren Nacken beugen.

Zilla.

Nicht Starrſinn ſcheint es mir; es iſt des Kindes
Natur ...

Herodias.

Natur? Du wagſt mir das zu ſagen?
Hab' ich Dich dazu aus dem Staub gezogen,

Damit Du sie zur platten Alltagswelt
Herniederdrückest? — Nein, Erzieherin
Sollst Du ihr seyn! abstreifen ihr die Schmach
Des Niedrigen, Gemeinen — jede Kraft,
Die aufwärts strebt, erhöhn. Das heißt Erziehn!
Statt deß bequemst Du Dich dem flachen Sinn,
Nennst ihn Natur, besorgst, die junge Palme
Möcht' ihren Pfahl, den dürren, überwachsen,
Dem sie, zu spät nur, abgelöset ward! —
So geh, Du taugest nicht, den Weidenschößling,
Der aus sich selber wächset, aufzuziehn,
Geschweige denn die königliche Rebe,
Die nur erhöht die goldnen Früchte zeuget. —
O Jammer, solche Menschen um sich sehen,
Die immer nur an einer Hälfte flicken,
Und vor der andern knie'n mit blöder Demuth.
Elende, seid, was Ihr zu seyn vermöget!
Kriecht, wälzet Euch im Staub des platten Bodens
Und bleibet fern von Memphis Pyramiden! —

Zilla.

Was hab' ich denn gefehlt, daß meine Fürstin
Mir also zürnt und schmähet —?

Herodias.

Sprachst Du nicht,
Als ob der Dirne Blei wie Gold Dir gälte?

Zilla.

Muß nicht des Künstlers Aug', eh' seine Hand
Zum Meißel greift, den Kern des Marmors prüfen? —

Mir gilt allein der Mutter Geist und Wille!
O hättet Ihr die Rede doch gehört,
Womit ihr kindisch Wesen ich bestrafte,
Ihr hättet Eurer Dienerin fürwahr
Den Feiertag und dieses Krönungsfest
Zum Klag- und Trauertag nicht umgewandelt!

Herodias.

Nun! kam ich doch, Dir diesen Schmuck zu bringen,
Und mich als Freundin Dir, der ich die Tochter
Vertraut, nicht als Gebiet'rin zu erweisen!
Verdenkst Du mir, daß mich die Furcht ergriff,
Du könntest mein Vertrauen nicht verdienen?
Drum kämpft' ich gegen mich und meine Sorge.
Nicht gegen Dich, o Zilla. Jetzt erkenn' ich
Dich wie vorher, und Du erblickst in mir
Herodes Enkelin. — Nimm dies Geschmeide
Als Pfand und Zeichen, meinem Wink zu folgen,
Und laß Dich nicht von Albernheiten irren.

Zilla.

Gern brächt' ich meinen Dank nicht blos in Worten,
Der Mutter Stelle möcht' ich treu verwalten!
Daß mir's gelinge, wag' ich kühn die Frage:
Um welchen Preis gewinnt die Fürstentochter
Der Mutter Herz und Huld?

Herodias.

Du fragst? Sie soll
Nicht bloß den alten Staub und Schmutz vernichten,

Sie soll sich neuen Werth und Glanz erringen,
Und, muß die Mutter ernst und männlich handeln — —
Der Feiertag kann leicht sein Opfer fodern —
Ich selber bin des Tages Priesterin — —
Dann soll die Tochter mir zur Seite stehn,
Und ohne Zittern mir die Rechte reichen! —
Den Vater reiß aus ihrer Seele, hebe
Des Mädchens matten Geist zum kühnen Schwunge,
Laß dazu Roms und Hellas Lust und Künste
Und Lydiens kecke Tänz' und Reigen wirken! —
Kurz, gieb mir statt der zarten Hirtendirne
Die Fürstentochter! Hast Du mich verstanden?

Zilla.

Erhab'ne Fürstin, zählt auf meine Treue!
Gleichwie zum goldnen Diadem die Perle
Sich füget, soll der hohen Mutter Glanz
Und Würde bald die kleine Tochter zieren.

Zweite Handlung.

Gegend am Jordan.

Joseph von Ramath. Nikodemus. Zerstreute Volksschaaren.

Nikodemus.

Ich möchte doch nicht gern, es würde ruchbar,
Daß wir um ihn hinausgewandert. Laß uns
Verhehlen, wer wir sind.

Joseph.

Wie bist Du ängstlich!
Es sind ja manche noch vom hohen Rath
Hinausgezogen. Warum sollen wir
Allein den Mann nicht sehen oder hören,
Bevor wir über ihn das Urtheil fällen?

Nikodemus.

Er ist bereits verdammt mit allen Stimmen.

Joseph.

Ist Deine Stimm' auch unter diesen?

Nikodemus.

Lieber,
Wie kannſt Du mich ſo hart und bitter fragen?
Ich kenne ja des Rathes Sinn und Trachten.
Und darum eben, mein' ich, müſſe Klugheit
Auch unſre Schritte leiten. Mehr als ſechzig
Sind wider uns. — Wird man das Wort von Zween
Vernehmen im Geſchrei von acht und ſechzig?

Joſeph.

Wie zählſt Du ſo ängſtlich, Nikodemus?
Das Wort der Wahrheit iſt Jehovahs Wort!
Es bricht die Cedern, macht die Berge zittern,
Und kehret nicht, es habe denn vollendet,
Was ihm gebührt. — Laß ſie die goldnen Kälber
In Sümpfen bau'n, indeß auf Horebs Höhen
Jehovah ſpricht! Er wird durch einen Mann,
Den er erkohr, die Götzen bald vernichten.

Nikodemus.

Noch iſt die Stunde nicht gekommen. „Alles
Hat ſeine Zeit!“ ſpricht Salomo.

Joſeph.

„Es iſt
Ein Löwe draußen!“ ächzt ſein träger Feigling,
Und bleibt daheim und darbt. — Der Herr iſt nah!
Jehovah wird ſein altes Wort erfüllen.
Der große Tag des Himmelreichs bricht an,
Johannes iſt ſein Morgenſtern und Herold!
Schon ruht die Axt, ſo ſpricht er, an der Wurzel

Des morſchen Baums; bald wird der Held erſcheinen,
Der ſie ergreift — ſchon zittern ſeine Wipfel —.
Hat nicht der hohe Rath hinausgeſendet
Ihn zu befragen: Biſt du der Verheiß'ne? —

Nikodemus.

Erzähle mir des Mannes Red' und Antwort.

Joſeph.

Er ſprach: Nicht ich! — ich bin der Wüſte Stimme,
Die vor ihm wandelt, ihm den Weg zu bahnen.
Bald kommt er ſelbſt. Erzittre Natternbrut!
Wie wollet ihr dem Zorngericht entrinnen,
Das euer harret. Heuchler, nennet ihr
Euch Abra'ms Saamen! — Eher ſind die Felſen
Des Jordans Abra'ms Kinder! — Sehet zu!
Thut Buße, bringet Frucht! — So ſprach gewaltig
Der kühne Mann und ſchweigend ſchlich die Weisheit
Zum Sanhedrin zurück. — — Sieh, drüben wallet
Des Volkes Schaar und ſucht ihn. — Was erreget
Der Menge Sinn zu jenem Mann? — Fürwahr,
Wenn jetzo nicht die neue Zeit beginnet,
So kommt ſie nie. Erſtarrt im Sündenſchlaf
Der Selbſtſucht liegt das Prieſterthum, im Schlamm
Der Wolluſt tief verſenkt des Adels Kraft,
Und unterm Römerjoch erſeufzt der Erdkreis.
Sehnſüchtig blickt das arme Volk gen Himmel —.
Jehovahs Odem ſchwebet ſchon hernieder
Die Erd' erneuend; und zuerſt erhebt
Das niedre Gras die zarten Halm' und Spitzen

Dem neuen Lenz, das Volk erwacht; so nahet
Des Herren Tag! — O sieh, wie überall
Die Menschen wandeln, gleich zerstreuten Schafen,
Die ihren Hirten suchen; überall
Umdrängt ein dichter Kreis den Schriftgelehrten,
Der sie zu deuten weiß; geflügelt eilt
Das Wort von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr — —
Sie nahen sich auch uns — — Was wollt Ihr Freunde?
Wie seht Ihr uns so fremd und forschend an?

Einer.

Wir suchen ihn! O sagt uns, was Ihr wisset?

Nikodemus.

Wen suchet Ihr?

Einer.

Den Seher des Gebirges,
Der hier am Jordan tauft und Buße predigt.

Ein andrer.

Da wo der Quell aus hartem Felsen springt
Und durch das Thal zum heil'gen Strom enteilet,
Stand er in hoher Kraft; sein Wort erklang
Wie Jordans Fluth, wenn des Gebirges Schnee
Ihn höher schwellt und seine Wellen brausen.

Ein dritter.

Es drang bis in die Thor' und Hallen Sions.

Ein vierter.

Doch sanft wie Thau, erquicklich gleich den Lüften,
Die über's Meer zur Zeit der Hitze wehen,
Ist seine Rede, wenn er zu dem armen,
Zerplagten Volk sich wendend, Gottes Heil
Und des Verheißnen Zukunft uns verkündet.

Ein andrer.

Ist er nicht selbst der heil'gen Seher einer,
So wohnt Elias und Jesaias Geist
In ihm.

Nikodemus.

Auch wir verließen Salems Mauern,
Den Mann zu sehn.

Ein Volksmann.

Vom hohen Rath gesendet?

Joseph.

Nein, Freund! Uns trieb allein das eigne Herz,
Nicht eitle Neubegier, den Gottesmann
Zu schaun! So saget uns, wo wir ihn finden.

Ein Volksmann.

Wir selber suchen ihn. Hier lehrt' und tauft' er
Auf Buß und Glauben und den Gottgesalbten.
Ich ehne nur, so sprach er, ihm den Weg.
Mit Wasser tauf' ich euch, mit Feuer wird
Der andre taufen. Ich, ich bin nicht werth,
Die Riemen seines Fußes ihm zu lösen!

Ein andrer.

Und: alle Welt ſoll Gottes Heiland ſehn!

Nikodemus.

Kam nicht vom Sanhedrin auch eine Botſchaft?

Ein Volksmann.

Ja; doch ſie werden nicht zum zweiten Mal
Vor ihm erſcheinen. Als ob Baals Pfaffen
Ihm nahten, ſo empfing er die Geſandtſchaft.
Er ſprach: Wie wollet ihr dem Zorn entrinnen!
Thut Buße, bringet Frucht, ihr dürren Bäume!
Die Axt ruht an der Wurzel. Bald erſcheint
Ein Stärkerer denn ich, der wird ſie nehmen —
Ein Held wird kommen und die Tenne fegen,
Den Weizen wird er ſammeln, und die Spreu
Mit ew'gem Feuer wird er ſie verbrennen!
Er ſprach's; ſie gingen mit erboßten Herzen.

Joſeph.

Iſt es denn Recht, den Oberſten des Volks
Solch hartes Wort zu bieten?

Ein Volksmann.

Warum blieben
Sie nicht daheim, wenn ſie nach Wahrheit nicht
Gelüſtete. Die Wüſt' iſt frei. Gebiete
Dem Jordan Stilleſtand! Eh' wird er Dir
Gehorchen und vor Deinem Fuß ſich krümmen,
Als Zacharias Sohn vor Menſchen zittert!

Ein andrer.

Er redet anders denn die Schriftgelehrten!

Erſter.

Als er verkündet ward dem alten Vater
Im Tempel zu Jeruſalem, da band
Jehovahs Engel ihm die Zung' im Munde.
Neun Monden ging der Vater ſtumm und harrend —
Um deſto kräft'ger tönt des Sohnes Rede.

Das Volk.

Heil ihm! Er bringt Iſrael Heil und Rettung!

Jakobus und Stephanus zu den Vorigen.

Jakobus.

Wen meinet Ihr? Wen preiſen Eure Worte?

Volk.

Wen anders als Johannes, den Propheten!

Andrer.

Den heil'gen Seher!

Dritter.

Juda's Held und Retter!

Stephanus.

Mit Lippen preiſen, das iſt Eure Weiſe.
Doch fern von Gott ſind Eure Herzen. Höret!

Gilt Euch Johannes, was Ihr sagt, so thut,
Was er gebeut. Thut Buße und versuchet
Vorher Euch selbst! Die Ihr zween Röcke habt,
Geht hin und theilet mit dem Armen. Wer
Es nicht vermag, der nenne seinen Namen
Nicht mehr! Ich acht' ihn nur gemeinen Pöbel —

Das Volk.

Hosanna! dem der kommt Israels Retter!

Ab.

Joseph.

Ihr seid wohl seine Jünger. O so redet!
Uns führt nicht blinde Neugier in die Wüste.
Auch uns verlanget, Wahrheit zu vernehmen,
Und Trost für Israel aus seinem Munde.

Jakobus.

Vergebens seid Ihr dann hieher gekommen.
Ihr werdet hier nicht mehr sein Antlitz schaun —
Er hat sein Amt als Täufer schon vollendet.

Joseph zu Nikodemus.

Siehst Du, mein Freund, des Zögerns Schuld und Buße.

Jakobus.

Nicht ist mit ihm der Wahrheit Wort verstummt.
Habt Ihr ein Herz dafür, sie wird sich nahen.

Joseph.

O sag' uns, ist Israels Retter nah?

Stephanus.

Johannes ſtand ſein Herold und Verkünder
Am Strom; da kam er ſelbſt. — Der Herold neigte
Sein Angeſicht. Nie ſtanden ſolche Helden
An Jordans Ufern.

Jakobus.

So wie Libans Ceder
Sich beuget vor Jehovahs Blick und Stimme,
So neigte ſich der Herold dem Geſalbten,
Als er erſchien voll Herrlichkeit und Liebe.
Johannes Haupt umhüllte ſtille Demuth,
Wie Morgendüfte Tabors hohe Stirn.

Stephanus.

Und Er — er ſelbſt erſchien im Morgenroth
Auf Karmels Höhn. — „Ich komme deine Taufe,
Johannes, zu empfahn!“ — „Ach, wie vermöchte,
So ſprach der Täufer, ich Unwürdiger
Dein Haupt zu netzen! Ich bin dein nicht werth —
Nicht werth, der Schuhe Riemen dir zu löſen!“
„Gieb mir, was du zu geben wardſt berufen,
Laß mich von dir empfahn, was mir gebühret.
Du taufeſt mich!“ ſprach jener. Es geſchah.
Er ſtieg hinab zum Jordan — laßt mich ſchweigen!

Jakobus.

Kein menſchlich Wort vermag Euch zu verkünden,
Was jetzt geſchah — die Erd' erzitterte.

Stephanus.

Der Himmel that sich auf —

Jakobus.

Er ist erschienen!

Stephanus.

Nach solcher Taufe kann Johannes Hand
Nicht mehr die heil'ge Fluth des Jordans fassen.
Er weilt nicht mehr in dieser Wüste. Fraget
Uns nicht, welch Land den Heiligen bewahre.
Geht, fragt und forscher nach Jehovahs Rath —
Thut Buß' und glaubt! Das Himmelreich ist nah —
Nun Friede sei mit Euch —!

Jakobus.

Wo nicht, verkauft
Den Rock und handelt Euch dafür ein Schwert.

Ab.

Nikodemus.

Seltsame Menschen! — Hat nicht Schwärmerei
Ihr Herz bethört, so muß sich manches zeigen —
In solcher Zeit thut Prüfung Noth und Umsicht —

Joseph.

Auch Muth, mein Freund, der Wahrheit klar und frei
Ins Angesicht zu schaun und seine Seele
Zu retten, eh' der Tag des Heils entflieht.

Nikodemus.

Komm, laß uns gen Jerusalem nun eilen.

Ab.

Eine andere Gegend am Jordan.

Mehrere vom Volke.

Ein alter Bürger.

Habt Ihr's vernommen? Alles iſt vorbei!

Zweiter.

Was iſt vorbei?

Der Alte.

Johannes iſt verhaftet!

Mehrere Stimmen.

Verhaftet! — Wie? Wer hat ſich deß erkühnet?

Der Alte.

Ihr wiſſet doch, er hat den hohen Rath
Geſchmäht; er ſchalt die Aelteſten und Prieſter
Otterngezücht, und Schlangenbrut, und Heuchler.

Mehrere.

Erſter.

Dran hat er Recht gethan, bei Gott! Verſchlingen
Sie nicht der Wittwen und der Waiſen Habe? —

Zweiter.

Ja Heuchler sind's und ungerechte Prasser —
Und stolz wie Haman —

Dritter.

Möcht' auch Hamans Baum
Den hohen Rath erhöhn! —

Vierter.

Auf Sion wohnt
Nicht Recht noch Licht. Das Volk erliegt dem Drucke,
Der Bürger wird zerplagt wie ein Kamel.
Sie selbst berühren kaum mit einem Finger
Die schwere Last, die uns zu Boden drückt.

Fünfter.

Sie treiben es noch ärger, als die Römer. —

Sechster.

Die Hohenprieſter sind der Heiden Hunde.

Siebenter.

Gott tilge sie wie Korahs freche Rotte!

Mehrere.

Johannes hatte Recht! Wir stehn ihm bei!
Wir helfen ihm! Bei Gott, er hatte Recht!

Der Alte.

Wenn Ihr so fortfahrt, dann vernehmt Ihr nie
Wie's um ihn steht!

Mehrere.

So schweiget doch und höret!

Der Alte.

Er hat, Ihr wißt, dem hohen Rath geschmäht.

Mehrere.

Mit Recht! mit Recht! Dran hat er wohl gethan!

Einer.

So hört doch! seid doch still, Ihr dummen Meuter!

Mehrere.

Dann war Johannes auch ein Meuter. Nein!
Verdammt sei, wer ihm schmäht! Fluch sei dem Rath!

Der Alte.

So hört! — Ihr wisset doch, Herodes kam
Des Weges ...

Erster.

Ja, er fuhr in seinem Wagen,
Den er von Rom gebracht, so sagt man; Gold
Und Silber glänzt' an Felge, Nab' und Speichen.

Zweiter.

In solchem Wagen fährt der Heiden Kaiser.

Dritter.

Hast Du's gesehn?

Vierter.

Bist Du in Rom gewesen? —

Fünfter.

Zwei hundert Reuter zogen vor ihm her.

Sechster.

Sein Vater hatte noch viel größre Pracht.

Siebenter.

Jetzt fährt der alte Hund mit Satans-Rossen.

Der Alte.

So schweigt und hört! wo nicht, so geh' ich fürbaß.

Mehrere Stimmen.

Nein, nein! Wir hören; sprich!

Der Alte.

Nun, Antipas,
Der König und Tetrarch und König von . . .

Gelächter.

Einige.

Ha! Doppelkönig — meinethalben Kaiser
Von Galiläa!

Der Alte.

Höret! — Antipas
Vernahm auch von Johannes Tauf' und Predigt;
Da fuhr er nach Bethabara, als wär's
Von ungefähr, aus Neugier, wie die Großen
Denn sind — sie haben nichts zu thun — vielleicht
Aus Spott und Stolz. Vor mir und meinem Wagen,
So dacht' er, soll der Priestersohn sich bücken.

Einzelne Stimmen.

Nun sag', wie ging's? —

Der Alte.

Er frug: Was sagst du mir?
Du hast für Jedermann ein schicklich Wort!
Und so begehr' auch ich von deiner Weisheit! —
Da öffnete der Priestersohn den Mund
Und sprach —

Aus dem Volke.

Fürwahr, es soll mich wunder nehmen,
Was er dem König sagte.

Der Alte.

Hört! Er sprach:
Es ist nicht recht, daß du des Bruders Weib hast!

Volk. Lautes Gelächter.

O weh, o weh! — das heiß' ich frei gesprochen!

Ein andrer.

Das war dem Nagel auf das Haupt geschlagen.

Ein andrer.

Mein Himmel! Vor dem König solche Kühnheit!

Der Alte.

Und denkt, sie selber saß mit ihm im Wagen!

Volk.

Und macht' ein lang Gesicht zur kurzen Rede! —

Volksmann.

Wahr ist's, er hat sein eigen Weib verstoßen,
Und seines Bruders Weib mit Trug geraubt.

Ein andrer.

Ja, seinem Bruder Philipp, der ihm alle
Gefälligkeit erwies — Er nahm ihn auf,
Als er nach Rom hinzog und wiederkehrte,
Samt seiner Dienerschaft, und hielt ihm Feste,
Als hätten Gottes Engel ihn besucht. —
Und sieh, er nährt' und pflegt' an seinem Busen
Des Drachen Brut. Das war sein Dank und Lohn!

Der Alte.

Das Weib ist eine Schlange. Sie verführt' ihn.

Einer.

Ein König muß auf eignen Füßen stehen,
Und Weiberlist den Fürsten nicht bestricken.

Der Alte.

Philippus stiller Sinn paßt nicht zu ihrem
Herodesblut — sie wollt' ein Königthum —
So führt' sie ihn am Seil.

Einer.

Nun sprich, was that
Denn Antipas?

Ein andrer.

Dünkt' ihm die richt'ge Antwort
Auch lieblich, wie ein Kuß?

Ein andrer.

Ein Peitschenhieb
Auf eines Esels Haut!

Der Alte.

Nun hört! Vielleicht
Hat ihn des Täufers freies Wort verdrossen.

Einer.

Das sollt' ich meinen! Wahrheit bei Tyrannen!
Ein Engel Gottes in der Hölle Thoren!

Der Alte.

Nun unser Sanhedrin und Antipas —
Sein Weib nicht zu vergessen — haben ihn
Ergriffen —.

Volk.

Und getödtet —?

Der Alte.

Das wohl nicht!
Jedoch, man sagt, er sitze zu Machäron.

Einer.

Das hätt' ich ihm wohl prophezeihen wollen.

Ein andrer.

Elender Wicht — und damit ist es gut? —

Ein andrer.

Mein Gott, das ist betrübt!

Mehrere.

Wir retten ihn!

Der Alte.

Ihr retten! — Wißt Ihr auch, Machäron hat
Für sechzig tausend Krieger Waffen; rings
Umstarrt die Burg ein eisern Feld von Spießen.
Verläßt ihn Gott, so ist er uns verloren!

Volk.

Gewiß, Gott rettet ihn! Bald wird ein Wunder
Des Wahrheitshelden Band' und Kerker lösen!

Ein andrer.

Und uns befrei'n! Dann ist er der Messias.

Ein andrer.

Dann fällt der hohe Rath und das Geschlecht
Der Idumäer samt dem Heidendrachen.

Volk.

Erster.

Heil uns! wir sind das auserwählte Volk!

Zweiter.

Jehovahs Volk, der Herr wird uns erretten. —

Dritter.

Dann wird im Lande Milch und Honig fließen! —

Viele.

Heil, Heil uns allen, Heil dir Kanaan!

Ab und zerſtreuen ſich.

Der Alte.

Elender Pöbel! wirſt noch lange warten.
Eh' Joſua und Caleb Trauben bringen,
Wirſt du am Herling dir die Zähne ſtumpfen!

Ab.

Burg Machärus.

Hannas. Kaiphas. Philo. Simon.

Hannas.

Willkommen Philo! Seid willkommen Simon!
Ihr thatet wohl, daß Ihr uns nachgekommen.

Philo.

Noch heißt uns nicht willkommen! Hört zuvor
Die Botſchaft. Einen Schwärmer habt Ihr feſt,
Und triumphirt! Allein erfüllet iſt
Sein Wort, es würd' ein Stärk'rer nach ihm kommen,
Die Axt ergreifen und den Baum vernichten,
Die Schaufel nehmen und die Tenne fegen! —
Der Baum ſeid Ihr, und Sion iſt die Tenne.
Beweiſt denn Eurer Weisheit Früchte und Gaben!
Seid Ihr nicht Spreu, ſo zeiget Euch als Weizen!

Hannas.

Was meinst Du Philo? — Deine Red' ist dunkel. —

Philo.

Um desto besser paßt sie zu den Zeiten.
Ihr habt, das weiß ich schon, den Mann des Volkes,
Den feurigen Elias, hier im Kloben.
Ihr lasset ihn vielleicht, anstatt zum Himmel,
Herunterfahren in die Hölle. Aber,
Was hilft es Euch? — Ein andrer trat schon auf,
Kein Priestersohn — er nennt sich Davidssohn
Aus Nazareth.

Kalphas.

Was kann aus Nazareth
Denn Gutes kommen?

Philo.

Nun, so kann Verderben
Aus Nazareth Euch kommen. Hört! vom Jordan
Kam dieser Schwärmer. Jesus ist sein Name.

Simon.

Bemerkt des Namens klugen Sinn und Losung.

Philo.

Hosanna, rief der Pöbel ihm entgegen,
Als er zur heil'gen Stadt die Füße wandte.
Er aber zog gen Sion in den Tempel,
Warf um der Wechsler Tisch' und Bänke,
Das Volk der Krämer aus den Hallen, peitschte

Das Opfervieh hinaus . . . „Ihr ſollt mein Haus —
So nennet er den Tempel — ferner nicht
Entweihn, daß euch mein Eifer nicht verzehre!“ —

Kaiphas.

Iſt's möglich? Haben nicht die Wechsler und
Die Krämer von uns ſelbſt den Platz erhandelt?
Wie ließen ſie dem Schwärmer ſeinen Willen?

Simon.

Das Volk ſah zu mit lautem Lob' und Beifall.

Philo.

Euch Hoheprieſter, Aelteſten und Räthe,
Euch nennt er Otternzucht und Schlangenbrut,
Scheinheil'ge, Volksverführer, Wölf' und Räuber,
Eh'brecher, ſtumme Hund' und Satanskinder,
Betünchte Gräber, voller Aas und Moder.

Hannas.

Verwegner Trotz!

Kaiphas.

Hat keiner ihm gewehret?

Philo.

Da wehre Du, wenn Tauſend ihn umringen
Und triumphirend Hoſianna! ſchreien.
Und ſind nicht auch im Sanhedrin ſelbſt Meuter,
Und Sadduzäer — feige Römerknechte —
Und die den Staub der Idumäer lecken! —

Hannas.

Du meinest uns, erhitzter Mensch, Du irrst! —
Und möchtest Du Dich selbst nur besser zähmen,
Nicht Grimm und Zorn wird Dir den Sieg gewinnen. —
Hat uns denn Lieb' und Lust hiehergeführet,
In diesen Fürstenkerker? Uns gebietet
Die Zeit, mein Freund, bis wir der Zeit gebieten. —
Was hast Du sonst noch? Rede!

Philo.

Ich sandte eilig
Zween treue Männer zu dem Nazarener.
Sie fragten: Sprich, in wessen Kraft und Vollmacht
Erkühnst Du Dich im Tempel so zu schalten? —
Er sprach: In eigner Kraft vom Vater mir
Verliehn —

Simon.

So wagt der Frevler Gott zu nennen.

Philo.

Ich bin des Höchsten Sohn, von ihm gesendet.
Drum glaubt an mich! wo nicht, so seid verloren! —
Welch Zeichen, fragten sie, wirst du vollbringen?
Er sprach: den Tempel hier will ich zerstören.
Und in drei Tagen wieder ihn erbauen!

Kaiphas.

O schöne Antwort! diese soll ihn stürzen!
Er hat Jehovahs Nam' und Heiligthum
Gelästert. Brauchen wir noch ferner Zeugniß?

Philo.

Was hilft ein Zeugniß gegen tauſend Hände
Und Köpfe des erhitzten frechen Pöbels?

Kaiphas.

Genoß nicht auch zuvor der andre Träumer
Des Pöbels Gunſt? — Herodes Reuter griffen
Ihn auf, das Volk hat weder Hand noch Fuß
Geregt. So mag denn jetzt der hochgeprieſ'ne Herold
Dem Kommenden den rechten Weg bereiten!

Philo.

Mit nichten ſoll der andre durch die Hand
Des Idumäers fallen, er ſich rühmen,
Daß er, nicht wir, das Heiligthum beſchirme. —
Ja, könnt' ich Edoms Uebermuth vernichten,
Ich folgte ſelbſt dem kühnen Nazarener,
Und hätt' ich dann des Herzens Wunſch vollbracht,
Und dies Geſchlecht dem Höllengott geſchlachtet —
Dann fiel' er ſelbſt, ein Dank- und Freudenopfer!

Hannas.

Hier hör' ich Philo! — Aber, ſprich, was machen
Wir mit dem Schwärmer drüben —?

Philo.

Gebt ihn frei,
Daß aufgeregt des Volkes Maſſe werde,
Daß lauter ſich der Römerhaß verkünde,
Und der verfluchte Idumäerſtamm,

Der uns verhöhnend immer weiter greift,
Gefaßt vom Strudel in den Abgrund ſinke!

Hannas.

Kannſt, Philo, Du der Flamme, wenn ſie lodert,
Gebieten, daß ſie nicht das Heiligthum
Ergreif' und uns mit ihm verzehre? — Freund,
Das losgebund'ne Volk iſt ſolche Flamme.

Philo.

Die Flamme lieber, ſo die Kraft erreget,
Als ſtets in Angſt, von ſtiller Gluth umgeben,
Des Ausbruchs harren . .

Hannas, nach einer Pauſe.

Höret meinen Rath!
Johannes fällt im Kerker durch Herodes.
Verdoppelt trifft des Pöbels Haß und Fluch
Den Mörder ſeines Lieblings, uns befreit
Sein Tod von einem kühnen Feind; wir haben
Auf jenen dann nur unſern Blick zu richten.
Vielleicht ſelbſt dienet uns der Galiläer
Zum Werkzeug unſrer Wünſche —

Philo.

Nun! wie meinſt Du?

Hannas.

Gelång' es ihm, durch Volkes Wahn und Aufruhr
Das fremde Joch zu brechen, ſo genießt
Der hohe Rath die Frucht; er ſtirbt, wir herrſchen. —

Mißlingt sein Werk, so fällt die Schmach auf ihn,
Und er durch uns. — Wir ärnten Römerbeifall.

Philo.

Du rechnest schlau, mit priesterlichem Geist,
Doch siehe zu, daß Du Dich nicht verrechnest. —
Genug, es sei! Macht ihn, Ihr Hohenpriester,
Zum Sündenbock . .

Kaiphas.

Gelingen wird uns wohl
Des Schwärmers Tod.

Philo.

Wer möchte das bezweifeln?
Zween Priester und ein Weib im Bunde! — Säet
Nur Euren Saamen, dann versichert Euch
Der Frucht! — Gehabt Euch wohl!

Hannas.

Verweilet hier
Bis zu des Festes End', Ihr seid willkommen!
Wir reisen dann mit Euch zur Heimath.

Philo.

Nein!
Hier wehet Kerkerluft. Gehabt Euch wohl!
Ab mit Simon.

Hannas.

Verdammter Pharisäer, deinem Kopf
Der Fluch, der solchem Uebermuth gebühret.

Herodias. Die Vorigen.

Herodias.

Verzeiht, ehrwürd'ge Väter, weisen Rath
Bedürfend wend' ich mich sogleich zur Quelle.

Hannas.

Erhab'ne Frau, verbürgt des Herzens Wunsch
Und Wille nur zur Hälfte die Vollendung,
So sind wir glücklich; wir vermögen dann
Des edeln Zutrauns würdig uns zu zeigen.

Kaiphas.

Dem Hohenprieſter gilt nächſt Adonais
Gebot' und Wink das Wort der Erdengötter.

Herodias.

Habt Dank, Ihr theuren Väter! uns vereinet
Ein heilig Band; Ihr ſeid des Herrn Geſalbte. —
So laßt gemeinſam uns das Beſte wirken.
O möchte mir ein theurer Wunſch gelingen,
Der in der Kindheit ſchon mein Herz erfüllte!
Da war ich Zeugin jener Heidengreuel — — —
(Nicht mir, der Enkelin, geziemt zu richten —
Herodes ward verführt — ich nenn' es Schwäche
Im Dienſte Roms; die Welt preiſt ihn den Großen —

Wohl wär' er's auch vor Gott, hätt' er das Größte,
Auf Sions Höh'n, so wie durch Gold und Marmor,
Durch Licht und Recht zu Würd' und Kraft erhoben!)
Ich sah' des Heidensinns verruchtes Spiel
An heil'ger Stäte; weinte, zürnt' und schwieg. —
Bald sah ich auch in Salems Heiligthume
Zum erstenmal des Hohenpriesters Antlitz.
Wie eine Ros' im Lenz, wie Libans Ceder,
So stand er da, und, gleich dem Morgenstern
Am hohen Himmel zwischen Wolken, glänzte
Sein heilig Haupt im raucherfüllten Tempel. —
Da, edle Väter, faßt' ich das Gelübde
Im tiefbewegten und verschwiegnen Busen:
Wenn mir Jehovah je sein Antlitz neiget,
Dann soll auf Sions Höh'n sein Heiligthum
Im Glanz und Würde Salomons ihm strahlen!

Hannas.

Er woll' an Euch, o Fürstin, und durch Euch
Vollenden, was er herrlich schon begonnen!

Herodias.

Ich rede frei. Ihr sollt mein ganzes Herz
Und meiner Seele tiefsten Wunsch erfahren.
Philippus ward — durch Liebe nicht — durch Zwang,
Der in des Herzens heiligstem Gebiet
Die Fürsten hart beherrschet, mein Gemahl.
Ein guter Mann; dem zeugt der Menge Ruf,
Gerecht, mitleidig, schwach, ein Mann des Volkes,
Das nur die Gabe siehet, nicht den Geber.

Kaiphas.

Die Zeit erfodert kräftige Gesinnung.
Wir wissen, er verlor Gewalt und Land.

Herodias.

Sich selbst verdankt er dieses. — Für Israels
Erhebung, Jakobs Schmach lebt kein Gefühl
In seiner Brust. Agrippa, meines Bruders,
Kann auch mein Herz sich nicht erfreun; er ist
Ein Römerknecht; dem Heiden Felix giebt
Er seine Tochter. Seit der Kindheit sog
Er Heiden-Milch und Luft. In Thränen schwanden
Die Tage mir, wie unsern Vätern, als sie
An Weiden Babylons die Harfen hingen. —
Da kam der König Antipas; ihm klagt' ich
Den langverhehlten Gram. Er sprach: Ich will
Israels Heil und Glanz! Ich fand in ihm
Des eignen Herzens theuerste Gesinnung
Und höchsten Wunsch. Lebendiger erwachte
Mir jetzt die alte Sehnsucht und der Haß
Des Heidenthums. Im gleichgestimmten Geist
Erkannt' ich nun mich selbst; ein heilig Trachten,
Wie einst den edlen Stamm der Asmonäer
Erfüllend, Sieg und Segen brachte, hat,
Ehrwürd'ge Väter, mich zu ihm gesellt,
Und mein Geschick mit Gott und ihm vereinet.

Hannas.

O edle Frau! wie oft durch Weibes Hand
Aus tiefer Noth der Herr sein Volk erlöset,
So hat er Euch zu Judas Heil erkoren.

Kaiphas.

Und inniger verehren wir Euch nun,
Seit Euer Herz sich also offenbaret.

Herodias.

O möcht' es mir gelingen! Ja, dann soll
Die Weihe Salomons des Herren Haus
Erfüllen! Aber ach, erhebt sich doch
In Juda selbst der Widerstand, und schmähet
Nicht gar ein Priestersohn Jehovahs Diener
Vor allem Volke! Macht er nicht die Felsen
Des Jordans spottend zu Abrahams Söhnen!
Sagt nicht der Kühne, daß die Axt am Stamme
Schon ruhe, nur die Hand erwartend, die
Mit einem Streich Jehovahs Ceder fälle? —

Kaiphas.

Ihn selber trifft sie und sein Lästermaul.

Hannas.

Wer mit dem Schwerdte drohet, fällt durchs Schwerdt.

Herodias.

Ihr denket, Freunde, also sei es Recht.

Hannas.

Jehovah liebt das Recht und giebt ihm Sieg.

Herodias.

Der König wird den Läst'rer nicht verdammen.

Kaiphas, Hannas, zugleich.

Der König nicht?

Herodias.

Ihr staunt, ehrwürd'ge Männer.
Ich auch. Doch ist es so! Des Königs Mutter
Kleopatra, aus Hohenpriesterstamm,
Erzog den Lieblingssohn zu weich und milde,
Sie selber weich und schwach. Das klebt ihm an.
Vor allen scheint an diesem Freudentage
Sein Herz erweicht. Dem zeuget dies: Ein kecker
Aufrührer von der galilä'schen Rotte,
Die überall solch Unheil angerichtet,
Saß hier im Kerker. Siebenfachen Tod
Hatt' er verwirkt. Die Mutter kommt und flehet
Zur guten Stund'; er läßt den Meuter los.

Kaiphas.

Wozu denn trägt die Obrigkeit das Schwerdt?
Hier möcht' ich selbst des Königs Milde tadeln.
Die böse Zeit erheischt des Guten Strenge.

Herodias.

Wohl habt Ihr Recht. Doch höret nun das Schlimmste.
Der Mensch ward frei — der Mutter Dank und Thränen,
Ihm überreichlich dargebracht, erweichten
Des Königs Herz noch mehr. — Es ist ja leichter,
Großmuth und Milde, denn Gerechtigkeit
Zu üben. Jene fodert nur ein weiches,
Und dies' ein starkes Herz. Auch wähnt der Mensch,

Der Sinnliche, sich dann der Gottheit näher,
Wenn er Erbarmung übt. Denn Gottes Milde
Liegt jedem Auge nah, jedoch in Dunkel
Verhüllet Er des Rechts verborgne Wege.

Hannas.

Ihr redet wahr und gleich den heil'gen Schriften.

Herodias.

Nachdem der König nun die Süßigkeit
Gekostet, die er kindisch sich bereitet,
(Ich tadle nur sein gar zu weiches Herz,)
Verlangt' ihn bald nach mehr dergleichen Frucht,
Und er gebot, den Täufer aus dem Kerker
In ein geraum bequem Gemach zu führen.

Kaiphas.

Ist's möglich? — Und was hat des Königs Sinn
So schnell verwandelt?

Herodias.

Seht, des Schwärmers Wesen,
Und seiner Rede schlaue Kunst und Stellung,
Gefährlich für des Volkes Sinn und Trachten,
Hat selbst des Königs Herz und Gunst gewonnen. —
Er hätt' ihn frei gegeben, hielte Furcht
Vor Spott ihn nicht zurück; er giebt ihn los,
Wenn wir dem nicht mit Kraft und Klugheit wehren.

Hannas.

Dann überwög' ein zweiter Trug den ersten.

Kaiphas.

Da würd' allerst der Pöbel schrein: O seht
Den Gottesmann!

Herodias.

Er durfte kühn, so wird
Man jubelnd rufen, Fürst und Priesterthum
Verhöhnen! Gott hat seines Kerkers Bande
Gelöset! Seht der Wahrheit Kraft und Sieg! — —
Dann schwingt das Volk die hochgerühmte Axt
Aufs eigne Vaterland, und Roma's Adler,
Dem nichts erwünschter als der Völker Zwietracht,
Ergreift den längst erspähten Raub und tilgt
Die kleinste Spur von Freiheit. Väter, redet,
Dünkt Euch die Furcht, die mich ergreift, ein Wahn,
So rettet mich von meinen bangen Sorgen —!

Hannas.

Vielmehr, wir theilen Eure Sorge, Fürstin,
Und größer noch ist unsre. Denn wir wissen,
Ein andrer Meuter, sicherlich mit jenem,
Der ihn dem Volk verkündet hat, im Bunde,
Ist zu Jerusalem jetzt aufgestanden.
Gewaltsam maßt er sich des Tempels Aufsicht
Und Richtamt an. Der Pöbel jauchzt ihm Beifall.

Herodias.

Ich weiß; sein Nam' ist Jesus, Galiläa
Sein Vaterland. Er nennet sich den Retter,
Verhöhnt das Priesterthum und Moseh Satzung;
So ziehet er durchs Land, des Pöbels Götze.

Kaiphas.

Wir hören staunend. — Aber, was vermag,
O Fürstin, unser Rath, dem Drachen, der uns
Bedroht, wo nicht den Kopf, den Schweif zu rauben? —

Herodias, nach einigem Nachsinnen.

Sagt, Väter, meinet Ihr, der Läst'rer sei
Des Todes schuldig?

Kaiphas.

Wär' er selbst unschuldig,
Ein Narr, an Worten reich, und arm an That;
So fodert schon des ganzen Volkes Heil
Des Einen Tod. Denn besser ist, daß einer
Unschuldig leide, als das ganze Volk. —
Doch dieser hat mit wildem Frevelmuth
Gott und sein Heiligthum geschmäht. Er sterbe!

Hannas.

Er sterbe!

Herodias.

Wie Ihr sagt, so sei es! — Aber,
Nur durch des Königs Wort kann dies geschehn.
So helft mir treu, wenn Euren Rath und Hülfe
Die Zeit erfodert, und vor allem traut
Auf meinen Dank, ehrwürd'ge theure Freunde,
Zur Freud' und Stärkung mir von Gott gesendet!

Ab.

Hannas und Kaiphas.

Hannas.

Ein kluges Weib! — Sie hat den Mantel Jaels,
Womit sie Sissera bedeckt, die Schaale,
Woraus sie ihn zum Schlafe tränkt; — den Nagel
Verbirgt sie klüglich bis durchs blut'ge Haupt
Er in die Erde dringt. — Ei! Römerhaß? —
Gern wäre sie wohl Roma's Kaiserin.

Kaiphas.

Und stark genug selbst für des Weltreichs Zügel.
Doch macht des Schwärmers Haft ihr Sorg' und Kummer.

Hannas.

Es ist die erst' und keine kleine That,
Bestimmt der Herrschaft Anfang zu begründen.
Auch muß sie schlau den männlich-kühnen Sinn
Und Ehrgeiz, der sie treibt, vor ihm verbergen,
Der Liebe nur und Weisheit in ihr sieht,
Durch sie bethört. — Ich stimme für den Tod
Des Pöbelhelden; unser Wohl erheischt ihn;
Auch können wir zur Zeit des Fürstenarms
Noch nicht entrathen, und ein fürstlich Weib
Vermag oft mehr als zehn gekrönte Männer.
So möge sie vorerst den Täufer richten! —
Doch säh' ich lieber, nur nach unserm Abzug.

Kaiphas.

Man wird am heut'gen Tag kein Blut vergießen.
Es iſt ein Gnadentag — ein Feſt der Freude.

Hannas.

Der Rachſucht größte Luſt und Freud' iſt Blut.
Ei nun! die Zeit iſt los, ſo mag ſie walten!

Ab.

Garten des Königs.

Antipas. Der Gärtner.

Antipas.

Hat der Gefangne ſchon der Huld, die wir ihm
Gewähret, und des Gartens ſich erfreut?

Gärtner.

Er wandelte durch dieſe Schattengänge,
Zween junge Männer gingen ihm zur Seite.

Antipas.

Wie ſchien ſein Weſen Dir?

Gärtner.

Er blickte heiter,
Wie eine Lilie, die vom Thau der Nacht
Gebeugt, zum Sonnenſtrahl ihr Antlitz hebet,

Der ihre Thränen küßt. Mich deucht, ich sah
In seinem Blick den Wiederglanz der Gnade,
Womit des Königs Freudentag den Armen
Beglückt.

Antipas.

Nicht blos der Feiertag; ich denke,
Er sei auch dessen werth.

Gärtner.

Fürwahr er ist es,
Wenn mich mein Aug' und Herz nicht trügt.

Antipas.

Wie meinst Du?

Gärtner.

Ich richte nur nach meines Amtes Weise.
Mein Auge prüft der Pflanzen Art und Tugend.
So prüf' ich auch des Menschen Sinn und Sitte.

Antipas.

Nun, welchem Baum vergleichest Du den Fremdling?

Gärtner.

Der hohen Ceder oder edeln Palme.

Antipas.

Nicht seine Tugend führt' ihn nach Machäron.

Gärtner.

Nicht mir geziemt des Mannes That zu richten,
Sein Aeußres richt' ich nur nach meiner Einfalt.

Antipas.

So fahre fort.

Gärtner.

Der Palm' und Ceder Schatten
Erstücket leicht das niedere Gewächs
Und Blumenbeet, das thöricht seinen Sitz
An ihrer Wurzel nahm. Doch bleiben beide,
Die Palm' und Ceder, stets des Herren Bäume.

Antipas, vor sich.

Seltsam, daß überall, wo man ihn fragt,
Des Volkes Sinn dem ernsten Menschen huldigt,
Und Fürst und Priester ihn allein verdammen — — —
Ist dieß der Wahrheit Kraft und Weise? — Laut. Sprich,
Wer waren die, so ihn begleitet?

Gärtner.

Freunde
Und Jünger! Also schien's. Wie Kinder hingen
Sie all' an seinem Blick und jedem Worte — —

Antipas.

Vernahmst Du, was er sprach?

Gärtner.

Ich lauscht' ein wenig
Verdeckt vom Laub, da hört' ich fromme Reden
Von Gott, von Leben, Tod, von einem Retter,
Der bald in hoher Kraft erscheinen solle —

Antipas.

Geh, ruf ihn her. Ich selber will ihn sehen.

Gärtner ab.

Antipas

für sich, im Garten wandelnd und die Gewächse betrachtend.

Fürwahr, ein glücklich Loos hat solch ein Gärtner!
Er ist ein König zwischen seinen Pflanzen. —
Welch schönes Reich! Hier wohnt ein ew'ger Friede,
Hier kann nicht Neid noch Trug und Bosheit walten.
Die Rose blüht von Lilien umgeben,
Und neben dem Granatbaum grünt die Myrte
In stiller Eintracht — ringsum wogt unsichtbar
Ein sanftbewegtes Meer von zarten Düften,
Die Wellen gleich des Gärtners Haupt umspielen,
Wenn seinen Pfad unschuld'ge Blumen schmücken. —
O Sidons König, wärest du beglückter,
Als du den Thron um deinen Garten tauschtest? — —
Da kommt er selbst. O welche Würd' und Hoheit!

Antipas. Johannes.

Johannes.

Mein Herr und Fürſt, ich danke Deiner Gnade,
Die auch in Banden Freiheit mir geſtattet.

Antipas.

Ich ehre Dich und Deine Weisheit; ſchmerzlich
Iſt Dein Gefängniß meinem Sinn und Herzen.

Johannes.

Was hindert Dich, die Bande ganz zu löſen,
Und mir das freie Licht und Wort zu gönnen?

Antipas.

Dein freies Wort.

Johannes.

Du ſchlägſt es nicht in Feſſeln.
Nur freier wandelt's, wenn der Mund gebunden —
Die Wahrheit iſt aus Gott; ſie kehrt nicht wieder,
Bis ſie vollbracht, wozu ſie Gott geſendet.
Gleichwie der Thau nicht zu der Höhe kehret,
Bis er das Land getränkt nach Gottes Willen.

Antipas.

Was iſt denn Wahrheit?

Johannes.

Fürſt, das ſage Dir
Dein eigen Herz!

Antipas.

Mein Herz? —

Johannes.

Trägſt unterm Purpur
Ein andres Du, als Dein geringſter Diener?

Antipas ſchweigt.

Johannes.

Sag, kannſt Du ihm, o Fürſt, gebieten, daß es
Dir klopf' und ſtille ſteh' nach Wink und Willen?

Antipas ſchweigt.

Johannes.

Dein inn'rer Menſch hat auch ſein Herz, o König,
Es klopft! — Sein Klopfen iſt Jehovahs Finger,
Sein leiſes Wort Jehovahs Wort! — O ſtreite
Dagegen nicht! Du ſtreiteſt wider Gott,
Und tödteſt Dich, Dein eignes, inn'res Leben. —
Die Furcht vor Gottes Stimm' in Deinem Herzen,
Das iſt der Wahrheit und der Weisheit Quelle.

Vernimm den ernſten Spruch des weiſen Königs:
Dein Herz behüte, daraus geht das Leben!

Antipas.

Ein andermal will Ich Dich weiter hören.

Johannes.

Du haſt an Gott geglaubt. Gedenke mein,
Du wirſt, o Fürſt, dem Glauben nicht entrinnen.

Ab.

Antipas allein.

Nach einer Pauſe.

Er iſt Elias! — Ja, das Volk hat Recht,
Des alten Sehers ernſter Geiſt bewohnet
Des Mannes Hochgeſtalt. — Wie wunderbar! —
Als ob Er König wär', ich ſein Gefangner — —
So ſteh' ich vor ihm. — Cäſars Thron und Purpur
Und ſeines Adlers blitzbewehrte Klauen
Erfüllten mich nicht ſo mit banger Ehrfurcht,
Als dieſes Menſchen Blick —. Doch blickt' er freundlich —
Sein Wort klingt ſanft, doch dringt's mir durch die Seele,
Wie wenn ein Blitz in dunkeles Gewölbe
Herniederfährt. — Iſt das der Wahrheit Kraft,
Die heftiger den Sträubenden ergreift?
„Es iſt nicht Recht, daß du des Bruders Weib haſt?“ —
Verwünſchtes Wort! — O hätt' ich dieſes Wort
Nur nicht gehört! — Hätt' ich's verlacht — beſpottet —
Vom kühnen Schwärmer, wie vom kecken Wahnſinn,
Mich weggewendet! — Ihn umſchließt ein Kerker,

Weil seine Zung' es sprach — und Tod bedroht ihn — —
Was ist ein Wort? — Ein leerer Hauch! und doch
Verfolgt es mich, gleichwie ein Plagegeist,
Im Traum' und Wachen. — Was mich selbst zum Schweigen
Verdammet, kann des Kerkers Kett' es hemmen?
Nur lauter wird es mir entgegen klirren,
Geböt' ein Schwerdt ihm ewig Schweigen, würde
Nicht jeder Tropfen seines Bluts zur Zunge,
Die tausendfach mir rief: Es ist nicht recht!
Es ist nicht recht, daß du des Bruders Weib hast —
Bei Gott, er darf — — Johannes soll nicht sterben!

Ab.

Dritte Handlung.

Feldlager des Königs von Damask. Gezelt des Königs.

König Aretas. Zwei Feldherren. Ein königlicher Diener. Hernach Arete.

König.

Jetzt gebt dem Heere Rast, dann führet aus,
Was ich gebot! Verheeret, sengt und plündert,
Damit das Volk des Frevlers Lust verfluche,
Die solches Unheil Tausenden gebar.
Gerecht ist unser Zorn. Des Krieges Uebel
Mag er, der ihn gewollt, samt seiner Schuld
Und seines Volkes Fluch und Seufzer tragen! —
Er wird uns selbst des Landes Vesten öffnen.

Diener.

Ein Jüngling, Herr, ist draußen und verlangt
Des Königs huldreich Angesicht zu schauen.

König.

Führ' ihn herein.

Arete, in Jünglingskleidern.

König.

Wahrhaftig, seht mein Kind!
Was willst Du hier? Der Waffen wild Geklirr
Tönt minder sanft, mein Kind, als Deine Harfe.
Was hat zum schlimmen Tausch Dich denn verleitet? —
In Jünglingskleidern! — Sprich, was führt Dich her?

Arete.

Ach, Vater, laß vor Deinen Augen Gnade
Mich finden! — Hört mein Flehn! verschont des Volkes!
O laßt es nicht die Schuld des Fürsten tragen.

König.

Pah! ist es das, was Dich der Mutter Kammer
Entzog? So geh' und mach' Dich fort zur Heimath!
Dahin gehört der Weiber Klag' und Wimmern.

Arete.

Bin ich denn nicht des Vaters einz'ge Tochter? —

König.

Drum eben, Kind, weil ich Dich liebe, soll
Treuloses Blut des eignen Schmach versühnen!

Arete.

Des Volkes Unschuld büßt des Fürsten Sünde!

König.

So ist des Schicksals Weg! Wer mag ihn ändern?

Mein Zorn iſt Gottes Geißel. Wie der Hirt,
Alſo die Heerd'. Ein Volk, das ſolchem Wicht
Gehorcht, verdienet ihn, und theilt ſein Schickſal.
Es ſtrafe den Tyrannen, und verbünde
Sich wider ihn; dann iſt der Krieg am Ende,
Und nur Machärus und Herodeum,
Die finſtern Höhlen des verwünſchten Räubers,
Verzehrt der Sühne rothe Flammenſäule.

Arete.

Indeß zerſtört der Krieg das Heil von Tauſend,
Und Thränenſtröme folgen Euren Schritten! —
Und dieſes, ach! um eines Weibes Willen,
Die gern allein, denn ſo geziemt es uns,
Des Herzens Kummer im Verborgnen trüge.

König.

Das thu' und geh! — Denn zu des Krieges Schritten
Paßt nicht des Weibes Gang. Drum geh! — Wo nicht,
So bleib' und zeige Dich des Fürſtenſtammes,
Dem Du entſproſſen, und des Vaters würdig —
Dann preiſ' ich Dich!

Arete.

Und wie? mein Vater.

König.

Nimm
Zum männlichen Gewand des Mannes Waffen,
Laß vor uns her des Sieges Fahne wehn!

Frohlockend folgen Dir die muth'gen Schaaren —
So räche Dein Geſchick! —

Arete.

Mein Vater, nein!
Nicht Rachſucht wohnt in meinem Herzen. Still
Und mit Geduld will ich mein Schickſal tragen —
Müßt' ich nur nicht des Landes Loos beweinen,
Das ohne Schuld mein Unrecht büßt und theilet.

König.

So iſt der Weiber Art! — Nun geh und weine!
Faſt glaub' ich gar, Du liebſt den Böſewicht ...

Arete.

Er iſt kein Böſewicht! Er iſt verführt,
Verblendet, und ein Werkzeug blinder Ehrſucht —
Des Vaters Krone ſoll — er wünſcht, ſie will es —
Das Haupt ihm zieren.

König.

Darnach auch Damaskus
Ihm huldigen! — Du wirſt dann ſeine Magd,
Und ich, nicht wahr? ſein Knecht! — Laut. Zum Streit,
Ihr Krieger!

Erſter Heerführer.

Zum Streit! — Fürwahr, wer ſolche Huld gekränkt,
Mit ſchwerem Fuß Damaskus ſchönſte Roſe
Zertrat, und ſtreckt er auch die Räuberhand nicht

Nach fremdem Gut, verdient des Schwerdtes Schärfe
Zu prüfen! Sein die Schuld! Frisch auf zum Kampfe!

Zweiter Heerführer.

Arete sei des Kampfes Ruf und Losung!

Arete.

Nein! ich beschwör' Euch, nicht im Kriegsgetümmel
Nennt meinen Namen, daß des Volkes Fluch
Nicht die Verstoßne treff', und aller Jammer,
Der meinetwegen dieses Land erfüllt,
Mich drücke! Nein! — Ihr Männer hört mein Flehen! —
Ach, laßt das Heer der Unschuld Hütte schonen!
Den Frevel mag des Schwerdtes Schärfe treffen! —
Gebt Friede, wenn Herodes sein begehrt!

König.

Und Dich dazu!

Arete, mit Würde und Schmerz.

O Gott! Kann auch mein Vater
Mich so verkennen und des Blutes spotten,
Das dieses Herz bewegt?

König, mit sanfter Stimme.

Mein Kind, so kehre
Denn nach Damaskus! Alles wird sich finden. —
Wo hast Du Dein Geleit? — Sei nur getrost!
Er küßt sie.
Geh nach Damask, mein Kind. Gehab Dich wohl!

Arete.

Lebt wohl, mein Vater, ach! und habt Erbarmen!

Ab. Die beiden Heerführer begleiten sie auf den Wink des Königs.

König allein.

So hart gekränkt und doch so gut! — Wie dringet
Der Wahrheit sanfte Stimm' aus solchem Munde
So tief ins Herz! — Wie selten hören Fürsten
Ihr freies Wort! Sie schweiget in Palläßten,
Und schlummert ein auf goldgestücktem Polster,
Betäubt vom süßen Gift der bunten Lüge —
Doch leis' und schreckhaft ist, wie Königsschlaf,
Ihr Schlummer; sie erwacht; auf ihren Ruf
Erhebt den blut'gen Kamm des Busens Schlange — —
Hinweg von mir! ich höre — — warum büßt
Das arme Volk der Herrscher Schuld? . .

Die beiden Heerführer kommen zurück.

Vernehmt!
Nicht ferner soll das Schwerdt, wie vorhin, wüthen,
Verschont des Landes, nur die Vesten stürmt,
Bis wie Machärus und Herodion
Erreichen. Darauf spart des Heeres Kräfte!

Ab.

Lager vor dem Gezelt des Königs Aretas.

Zwei Hauptleute.

Erſter Hauptmann

tritt auf mit einem mit Beute beladenen Trupp, der ſich zerſtreut, und ſetzt ſich zu dem andern Hauptmann vor deſſen Zelt.

Das war ein heißer Tag! Er wiſcht ſich den Schweiß. Sei mir gegrüßt!
Der Krieg iſt doch ein luſtig Ding!

Zweiter Hauptmann.

Ein Ding?
Ein Drache, der aus ſeiner Höhle kriecht,
Aus ſeiner Hölle könnt' ich paſſend ſagen —
Und wo er kriecht, erſterben Gras und Halme,
Er ſperrt die Klauen, dehnt den weiten Rachen,
So kriecht er gierig kriegend und verſchlingend.

Erſter Hauptmann.

Dein Witz, mein Freund, umkriecht des Wortes Wurzel,
Gleich einer Schnecke, die des Libans Ceder
Nicht ſchauend, um den kahlen Boden kümmert.
Gieb Flügel ihm und ſchweb' empor zum Gipfel!

Seit Weltbeginn war Krieg, und Krieg wird seyn,
Bis auf Jehovah Zebaoths Gebot
Der Elemente Krieg ihn wird vertilgen.

Zweiter Hauptmann.

Wohl mag es seyn! Nur droben wohnt der Friede!

Erster Hauptmann.

Nun ja, im siebten Himmel! Krieg ist unten.
Die Wolken kriegen in der Veste Räumen
Und spalten sich mit Blitz und Donnerkeilen,
Des Meeres Wogen schlagen sich und kämpfen,
Und ihre Waffenruh ist neue Rüstung
Zu neuem Streit. Muß nicht der Mensch durch Kampf
Sein Brod der Scholl' abzwingen? Ist der Pflug,
Der sie durchwühlt, nicht auch ein schneidend Schwerdt?
Der Adler würgt die Taube; fromme Lämmer
Sind, also wollt' es Gott, des Löwen Beute.

Zweiter Hauptmann.

Seitdem die Schlange Satans Werkzeug ward,
Kreucht sie auf ihrem Bauch und frisset Erde. —

Erster Hauptmann.

Genug! der Krieg ist Krieg — ein heilsam Fieber
Im Eingeweid' und Blut der kranken Erde.

Zweiter Hauptmann.

Wohl tollt in ihm des Fiebers Wuth und Wahnsinn.

Erſter Hauptmann.

Was hilft's! Wir ſind einmal des Krieges Knechte.

Zweiter Hauptmann.

Der Fürſten Knecht' und ihrer Ehrſucht Werkzeug,
Der Menſchheit Geißel und Jehovahs Ruthen . . .

Ein Fremder tritt ein.

Wer biſt Du, Fremdling? Was iſt Dein Begehr?

Fremdling.

Ich bin ein Sproß von Babas edlem Stamme,
Und will mit Euch Herodes Haus bekämpfen.

Erſter Hauptmann.

Von Babas Stamm?

Babas.

Ja, mein Großvater fiel
Im Thor Jeruſalems, die letzte Wehr,
Der ſchnöden Herrſchbegier des Idumäers
Entgegenſtrebend. Babas Söhn' erwürgte
Des Wüthrichs Schwerdt, mein Vater nur entrann —
Er ſtarb, ein treuer Freund der Asmonäer.
Des Vaters rühm' ich mich und ſeines Geiſtes.

Zweiter Hauptmann.

Der Geiſt der Rache ſpornet Dich zum Kriege.

Babas.

Nicht der allein, vielmehr der Geist der Zeit,
Der hoffend jetzt sein Haupt erhebt.

Zweiter Hauptmann.

Mich deucht,
Sein Haupt erhebt allein der Weltbeherrscher
Zu Rom — und jeder Fürst, Satrap und Landvogt
Strebt, unter ihm den Scheitel zu erheben,
So gut es geht. So triffst Du eine Kette
Von Knechten — Roma heißt das erste Glied.
Wir Kriegesknechte schmieden neue Glieder! —
Ist das Dein Zeitengeist — so sei willkommen!

Babas.

Nicht also, Freunde! Es erwacht ein andrer,
Ein neuer Geist! Er kommt von Gott, und wird
Die alte Welt zur neuen umgestalten.

Erster Hauptmann.

Rühmt auch Dein Stamm sich des Prophetengeistes?

Babas.

Nicht ich! am Jordan steht der Gottgesandte!
Er nennet sich der Wüste Stimm' und predigt:
Der Freiheit und des Himmels Reich sei nah,
Es liege schon die Axt am faulen Baume!
Der Schilo werde bald das Zepter nehmen.

Erſter Hauptmann.

Und was hat unſer Krieg mit Deinem Schilo
Und Freudenreich zu thun?

Babas.

Erſt muß der Thron
Des Idumäers und ſein Haus zerfallen!
Der Krieg erzeugt den Krieg ...

Zweiter Hauptmann.

Muß denn Dein Gott
Zuvor mit Menſchenblut die Erde düngen,
Damit ſein Himmelreich darauf erwachſe?

Babas.

Durch Kampf und Streit und Wüſten führt der Weg
Nach Kanaan. Das alte muß vergehn,
Ein neu Geſchlecht ererbt das Land des Friedens. —
Ich bier' Euch meinen Arm. Gebt mir ein Schwerdt,
Und laßt auch mich zur Saat die Furchen reißen!

Erſter Hauptmann.

Nun, ein Prophet gebrach noch unſerm Heere.

Zweiter Hauptmann.

Willkommen Freund! Komm' und empfang die Rüſtung!

Ab in das Gezelt.

Freies Feld, auf einem Hügel ein Baum, unter demſelben:

Arete. Sarah, ihre Amme. Ein alter Diener.

Arete.

Johannes, ſagſt Du, heißt des Mannes Name?

Sarah.

Johannes.

Arete.

Und am Jordan in der Wüſte
Da predigt' er und aß der Wildniß Speiſe,
Heuſchreck' und Honig, trank des Jordans Waſſer?

Sarah.

Wie kann Dich das, o Fürſtin, ſo — erfreun?

Arete.

Erfreun! Du ſageſt recht.. Des Mannes Bild
Im härenen Gewand, der Wahrheit Zeuge,
Steht vor mir groß und hehr, doch auch erfreulich. —
Es iſt doch ſchön, der Erde Gunſt und Luſt
Verſchmähen und aus freiem Muth entbehren.

Sarah.

Dem, der entbehrt, mag's doppelt groß erscheinen.

Arete.

Wohl, Sarah! — Sprich, was that er in der Wüste?
Ich bitte Dich, erzähle mir —

Sarah.

Er lehrte.

Arete.

Wer mocht' ihn hören in der Wüste? Rede!

Sarah.

Das Volk Jerusalems und jener Gegend.
Sie strömten zu dem Gottesmann — so nennt
Der Pöbel ihn —

Arete.

O nenne nicht das Volk,
Das noch an Gott und Gottes Boten glaubt,
Nenn' es, ich bitte Dich, nicht Pöbel, Sarah! ——
Was lehrt' er denn?

Sarah.

Es sei verderbte Zeit —
Das Unrecht herrsche, und die Lieb' erkalte,
Denn von des Lebens Licht und Sonne wende
Der Mensch sein Herz; drum werde Gott die Welt
Heimsuchen, wenn sie nicht in ernster Buße
Zu neuem Sinn in Glauben sich bekehre.

Arete.

Wohl hat er Recht! Muß ich, die Königstochter,
Nicht auch mein Theil der ernsten Zeiten tragen,
Der Wüste Pilgrim? Doch ich trag' es gern;
Es wird gewiß zu größerm Heil mir frommen.
Was lehrt' er sonst noch, Sarah?

Sarah.

Wer zween Röcke
Besitzet, sprach er, theile mit dem Armen!

Arete.

Fürwahr ein Gottesmann! ein Herz voll Liebe!

Sarah.

Zu unsern Kriegern, die aus Neugier ihn,
Vielleicht aus Ehrfurcht auch ihn fragten, sprach er:
Begnüget euch an eurem Sold, thut Niemand
Gewalt noch Unrecht.

Arete.

Also giebt er jedem
Das Best' aus seinem Schatz voll tiefer Weisheit.
Nicht wahr? — da kam auch Antipas zum Jordan —

Sarah.

Er hätte wohl gethan, er wäre nicht
Gekommen; ihn empfing das kühne Wort:
Es ist nicht Recht, daß du des Bruders Weib hast.

Arete.

Kühn, aber wahr!

Sarah.

Ihm, der es sprach, verderblich.
Man hob ihn auf. Nun büßt er zu Machäron
Das freie Wort vielleicht mit seinem Leben.

Arete.

O nein, Herodes wird den Mann nicht tödten,
Der frei der Wahrheit zeuget! —

Sarah.

Auch das Weib nicht?
Die, des Gemahls Verrätherin, jetzt Deinen
In Todesstricken zu der Schlachtbank führt;
Die Enkelin des finsteren Tyrannen,
Von dem sie Sinn und Blut und Namen erbte?

Arete.

Du machst mir Angst. Ach, warum sagt' er das? — —
Doch sollt' er nicht der heil'gen Wahrheit zeugen!
Dem Volk sie nur, den Großen nicht verkünden!
Nein! so geziemt' es Gottes Herold, Sarah.
Ich muß den Gottesmann, ich will ihn sehen.

Sarah.

Behüte Gott! im Kerker zu Machäron!

Arete.

Besorge nichts! Nicht fern, am todten Meer'

In schauervollem Thal — mir dünkt es lieblich —
Wo sieben Städte ruhn in todter Salzfluth,
An dessen Ufern nie ein Vogel singt,
Noch sich ein Nest erbauet, ragt die Wohnung
Der Brüderschaft, die sich Essäer nennen.
Ein frommes Volk, verschmähend jede Lust,
Die nicht von oben kommt. Es sagt, zur Freude,
Dich mag ich nicht! zum Lachen, du bist toll!
Ernst ist der Männer Stirn, voll Lieb' ihr Herz.
Ein Kleid, so weiß wie Schnee, ist ihr Gewand,
Des reinen Sinnes Bild und ihres Wandels.
Der Fremdling findet immer Brod und Obdach —
Da können wir des Mannes uns erkunden,
Und ihn vielleicht aus seinen Banden retten.
Das steht in Gottes Hand. Ich aber will
Zum letzten Mal Machärons Veste sehn — —
Kein Widerspruch! — Dich, Sarah, nenn' ich Mutter,
Und Du mich Sohn! — Ich bin der Gegend kundig!

Ab.

Pallaſt zu Machärus.

Antipas. Der Hauptmann Pollio.

Antipas.

Du ſahſt ihn, Pollio?

Pollio.

Ich ſelber brachte
Den gnädigen Befehl, ihn aus dem Kerker
Ins andre freiere Gemach zu führen.

Antipas.

Und wie empfing er unſre Huld und Gnade?

Pollio.

Mit ſtillem Dank. So iſt des Mannes Weſen.
Sein Antlitz gleicht dem bergumſtarrten See,
In dem vereint ſich Erd' und Himmel ſpiegeln.
Des Sturmes Fittich kann ihn nicht berühren,
Er kräuſelt nur des Spiegels Silberfläche
Mit ſanftem Wehn. So iſt des Mannes Seele.

Antipas.

War er allein, als Du die Botſchaft brachteſt?

Pollio.

Zween seiner Jünger, dafür hielt ich sie, —
Denn Lieb' und Ehrfurcht sprach aus ihren Blicken —
Sie fand ich dort. Als ich des Königs Huld
Verkündete, da füllten ihre Augen
Thautropfen, so wie weiß die Morgensonne
Auf Karmel scheinet. Des Trabanten Weib
Und Tochter — beide waren mir gefolgt —
Erzitterten und schluchzten laut vor Freude.
Ja seltsam ist, wie dieser ernste Mann
Mit einem Blick sich Lieb' und Furcht gewinnet.

Antipas gerührt, schweigt eine Weile.

Wohl hast Du Recht. — Nun sage mir, wie war ihm,
Als er das freiere Gemach betreten?

Pollio.

Er sah umher mit einem Blick, der seltsam
Mein Herz bewegt' — und sprach zu seinen Jüngern,
Die Arm' ausbreitend: Hier vermag der Fittich
In lichtem Raum sich kühner zu entfalten,
Und, wenn der Morgen naht, empor zu schweben.

Antipas.

Wie deutest Du den Sinn der dunkeln Worte?

Pollio.

Der Jünger Blick ward trüber. — Tod und Trennung —
So, deucht mir, faßt' ihr Herz des Lehrers Rede.
Er selber schien ein Aar im Strahl der Sonne.

Antipas, nach einer Pause.

Was meinst Du — dürften wir — er hat gefehlt —
Die Majestät verletzt — er ist gefährlich —
Des Volkes Abgott — Nimm, die Galiläer,
Geneigt zum Aufruhr und Empörung —. Glimmt
Der Funke nicht, nur leicht bedeckt, in Asche ——?
Wer wird den Brand, den lodernden, dann löschen?
Erfodert nicht des Herrschers Pflicht und Umsicht,
Dem Wohl des Ganzen Einzelnes zu opfern?
Und diesen Funken, schuldlos an sich selbst,
Jedoch den Keim des Brandes in sich tragend,
Mit festem Fuß und weggewandtem Blick,
Zu dämpfen —? Und — gesetzt, ich ehrte — liebte
Sogar den Menschen, darf ich dem Gefühl
Des eignen Herzens Aller Wohlfahrt opfern?
Sprich, zittert nicht dem Richter auch die Hand,
Wenn er, ein lebendes Gesetz, den Griffel
Des Todes nimmt? —— Was meinst Du, dürfen wir
Zum zweiten auch den dritten Schritt noch wagen,
Und ihn der Bande ganz entlassen? — Rede! —

Pollio.

Nicht mir gebührt, Gesetz und Recht zu wägen.

Antipas.

Was thäte Pollio an meiner Stelle?

Pollio.

O Herr, mich füllt mit Schauder der Gedanke,
Daß dieses hohen, edeln Mannes Blut —

— Ich ſpreche mein Gefühl — des Königs Wohnſitz
Benetzen ſoll. Es würd' um Rache ſchrein,
Und ehr'ne Thor' und Mauern ſprengen. Wär' ich
Monarch — Du biſt's, mein König! — und Du wirſt es —
Ich gäb' ihn frei! — Das iſt mein freies Wort.

Antipas.

Ich acht' und ehr' es, und — ich will es wägen.

Pollio ab.

Ein freies Wort —! — Muß mir denn überall
Das kühne Wort — das freie Wort, begegnen? —
Mich überwältigend zu Boden drücken?
Zu innerm Zwieſpalt hin und her mich reißen —!
Nicht Roma's Kaiſer darf das kühne Wort
Sich nahn — ſo lebt er frei! — Ich ruf' es ſelber,
Und ſchaffe mir der Sorgen Qual und Quelle — —

Herodias. Antipas.

Herodias.

Sei mir gegrüßt! Mich treibt ein heimlich Sehnen
Zu Dir, mein Antipas. Wohl ſollt' ich ſtets,
So ziemt' es ſich, an dieſem Freudentage
Bei Dir und um Dich ſeyn, mich Deines Anblicks
Erfreun, und, könnt' ich's nur, Dir jeden Pulsſchlag
Durch Lieb' erhöhn, Du meines Lebens Leben!

Antipas.

Ach, Freude will mir heute nimmer kommen.

Herodias.

Dich straft die eigne Schuld. Denn Du entweichst
Dem Freudentag', erniedrigst ihn zum Alltag —!
Sah' ich nicht eben jetzt den finstern Hauptmann
Aus Deinem Zimmer gehn? Du lockst den Trübsinn
Zu Dir heran. So trübst Du Deine Seele. —
Was hast Du denn? Was sinnst Du, mein Geliebter?
So schütte doch Dein Herz in meinen Busen!
Ich löse, traue mir, Dir jeden Gram,
Und freudig kommt der lichtbekränzte Abend.
So rede denn! Von wannen dies Gewölk?
Mein Blick und Wort soll Sonnenschein Dir bringen.

Antipas.

Wir sprachen — Du erräthst es — von dem Täufer.

Herodias.

Und da — nicht wahr? erweichte sich Dein Herz?
Das gute, weiche Herz! Ich würde lachen,
Mein Freund, wenn nur nicht Deine Traumgebilde
Die Stunden Dir verkümmerten. Fürwahr,
Du bist ein Thor, weil Thoren Dich umgeben —
Sag, soll ich Dir des eignen Herzens Dunkel
Enthüllen und der Augen Zauber lösen?

Antipas.

Ja, fahre fort, Geliebte, mich erquickt
Dein liebend Wort und Deines Geistes Fülle!

Herodias.

Schmucklose Wahrheit sollst Du von mir hören!
Nur spotte nicht — denn sieh, mein lieber Kastor
Und Pollux — o, Du giltst mir ja für beide,
Bist meines Lebens Heil und Stern und Retter —.

Antipas.

Nicht wahr, des Götterpaars Erscheinung deutet
Auf Heil? Du kamst mit ihnen, so erwart' ich
Viel Glück . .

Herodias.

Wohlan, ich red' in Römerweise —
— Bald sollen, hoff' ich, sie nach unsrer reden —
Vom Ei der Leda muß ich heut' beginnen,
Vernimm zuerst ein Wort von Deiner Mutter.

Antipas.

Kleopatra! — sie hatte trübe Tage.

Herodias.

Ja wohl, mein Freund, und diese sind die Quelle,
Woraus Dein eigner trüber Sinn entsprungen.

Antipas.

Des Erbstücks hätt' ich wohl mich nicht zu rühmen!

Herodias.

Der Mutter Pflege bildet wie des Lebens,
So des Gemüthes ersten Keim im Kinde.

Sie, eines frommen Prieſters einz'ge Tochter,
Beſchränkt von Jugend auf, im Vaterhauſ'
Erzogen, fromm und ſtill, der Welt unkundig,
Ward ſie — die Götter mögen wiſſen, wie? —
Des Mannes Weib, vor deſſen Blick und Wink
Judäa zitterte, der klug und ſchnell
Die Zeit ergriff und ihren Flug beherrſchte.
Groß hieß Dein Vater, ſeines Namens würdig,
Doch ſie, die Gattin, war wie — Semele,
Als ſie den Donnerer zu ſchaun begehrte.

Antipas.

Ach, Liebe, ſpotte nicht der frommen Mutter!

Herodias.

Ich ſpotte nicht — ich rede nur die Wahrheit —
In Angſt und Zittern ſchwanden ihr die Tage,
Als unterm bangen Herzen ſie Dich trug
Und Dich gebar —

Antipas.

Das war des Vaters Schuld!
Oft war er hart!

Herodias.

Dem Fürſten iſt das Schwerdt,
Des Zepters Bruder, auch von Gott gegeben.
Mit dieſem lenket er, ein Zeus, ſein Reich,
Und jenes tilgt, ſein Blitzſtrahl, die Titanen.
Zeus Bild iſt nur, wer beide kräftig führt.

Antipas.

Du Römerin, wozu die Heidengötter?

Herodias.

O laß nur heut der Zunge freies Spiel!
Die Freude macht beredt, die weite Welt
Gehöret ihr! — So schwärmt sie zum Olymp.
Einst bringt die Römerin von Roma Heil,
Wenn wieder Rom und Sion sich befreunden
Und sich Judäas Stämme vor Dir neigen. —

Antipas.

Du hoffest kühn —! Und nun der Mutter Schwäche,
Des Vaters Ernst? —

Herodias.

Sieh, wenn ein Tropfen Bluts
Zum Wohl des Ganzen floß, dann klagt' und weinte
Die Priestertochter, saß in Sack und Asche,
Verkümmerte dem Mann sein Fürstenleben — —
Nun ward er hart und zog die dunkeln Brauen
Beim Anblick ihrer roth geweinten Augen.
Sie aber floh ins stille Schlafgemach,
Mit Dir, und las des Sehers Klagen, seufzte:
Ach Blut! mein Sohn, vergieße niemals Blut! —
Hast Du nicht selbst, mein Herz, mir so erzählet?

Antipas.

So war es, ja! — Doch willst Du sie verdammen?

Herodias.

Nicht Deiner Mutter frommen Sinn! ihn ehr' ich,
Doch ihre Schwäche nenn' ich Schwäch' und Thorheit.

Antipas.

Das alte Wort: Wer Menſchenblut vergießet ....

Herodias lächelnd.

Da hör' ich ja die Mutter, mein Geliebter,
Nicht Dich, den König — Jovah's Ebenbild! ——
Schlug nicht der Herr die Erſtgeburt Aegyptens?
Was hatte denn die Erſtgeburt verſchuldet?
Was meinſt Du? — Hat die Recht' auch ihm gezittert,
Als Kana'ns Todesſpruch von ſeinem Thron
Erging? als um ſein Zelt die Völker ſtarben?
Als er um eines Königs Fehl die Peſt
In Iſraels ſchuldloſe Hütten ſandte? —

Antipas.

Dein kühnes Wort, o Weib, klingt wie Deborahs!

Herodias.

Sag lieber, Gottes Wort! — Doch Dir, Tetrarch
Von Galiläa — zu Judäas König
Erſehn, Dir tönet nur der Mutter Seufzen
Im Herzen noch. Vielleicht noch find' ich Dich,
Eh' ſich der Abend neigt des Freudentages,
An dem, bis auf Machärons Finſterlingen,
Dein ganzes Volk des guten Königs Namen
Frohlockend preiſt, Dich ſelbſt in Trauerkleidern,

Und ſtatt des Diadems, ſtatt Kränz' und Salben,
Dein fürſtlich Haupt beſtreut mit Staub und Aſche!

Antipas.

Was macht mich dieſes bittern Spottes würdig?

Herodias.

Ich rede nur, was Deine Feinde wünſchen. —
Du weißt nicht, daß Dein Hauptmann bittern Groll
Im Herzen trägt! Er haßt, was von Herodes,
Dem Großen, ſtammt, der ſeinen Vater ſchlug,
Wie er verdient. Drum ſäh' er Dein Geſchlecht
Gern untergehn, des Volkes Hohn; ihm kocht
Im Herzen Wuth, in ſeinen Blicken droht
Der langverſchloßnen Rache ſtilles Brüten —
So geht er ſuchend, wie ein Löw', umher,
Und harrt des Augenblicks — drum iſt der Schwärmer,
Der Volksaufwiegler, der Empörer ihm
Ein theurer Freund. — Nicht wahr, er ſpricht,
In dem Gefangnen wohn' ein eigner Geiſt —
Sein Weſen ſei nicht andrer Menſchen Weſen —
Sein Angeſicht umglänze Ruh' und Würde —
Sein ſehnend Auge blicke ſtill gen Himmel —
Geduld und Sanftmuth wohn' auf ſeiner Stirn,
Und jedes Wort durchdringe Herz und Nieren — —
Nicht wahr! ſo und dergleichen ſagt Dein Hauptmann?

Antipas.

Du haſt's errathen — doch ich ſelber fand

Des Hauptmanns Wort nicht ohne Grund und Wahrheit —
Ich ſah Johannes ſelbſt —

Herodias.

Und fandeſt ihn,
Wie jener ihn beſchrieb? — O heil'ge Einfalt! —
Soll denn im Kerker auch der Meuter toben?
Empörung pred'gen, da wo Kett' und Riegel
Ihn hemmen, Schwerdter dräun ...

Antipas.

Indeß beharret
Er unverrückt auf ſeinem Ausſpruch, redet
Kein einzig Wort, das Gnad' ihm und Befreiung
Gewähren könnte — —

Herodias.

Fein, gar fein geſponnen!
Der Kluge kennt Dich beſſer, als Du ſelbſt —!
Dein klares Weſen hat er leicht durchſchaut,
Und ſiehet, wie Dein weiches Herz ſich ſträubet,
Das zu vollziehn, was Dein Verſtand begonnen.
Leicht merkt er auch — wer ſäh' es nicht? die Scheu,
Die Dich erfüllt, wenn er als Gottes Bote
(So nennt ſich jeder Schwärmer und Betrüger)
Auftritt, und — laß, mein trauter Antipas,
Mich alles kühn Dir ſagen — ſieh, er weiß,
Daß wir an andern das vor allem ehren,
Was — zürne nicht! — uns die Natur verſagte. —
Geliebter Mann, Du meines Herzens Leben,

Du bist nur Lieb' und Huld — Du möchtest gern
Die ganze Welt beglücken — darum häng' ich
Mit hoher Lieb' an Deinem Herzen —. Aber,
Dies Herz voll Huld, des Himmels schönste Gabe,
Dies Herz ist Schwäche, wenn Du Deine Würde
Vergiebst! — Du bist des Landes Haupt und trägst
Zum Zepter auch das Schwerdt. Das Haupt soll herrschen!
Drum hat es Gott erhöht; dem Herzen gab
Im untern Raum der Schöpfer seine Stäte,
Wo er das Weib aus Adams Rippe schuf. —

Antipas.

Du seltnes Weib, wie mengst Du Ernst und Scherz!
Mich nennst Du schwach — das sollst Du mir beweisen.

Herodias.

Nur dann, Geliebter, wenn zur Strenge Dich
Dein Königsamt, zum Richtspruch Dein Beruf
Auffodert, bist Du schwach. Ich weiß, im Kampfe
Für Thron und Land — Du wärst ein Josua
Und Gideon; Du würdest muthvoll streiten —
O wärest Du im Kleinen, wie im Großen —
Vermöchtest Du die Schlange, die Dir droht,
Wovor Du jetzt, wie Moseh, schüchtern fliehst,
Zu fassen, daß sie Dir zum Stab sich wandle —!
Wo nicht, so wird Dein weggeworfner Stab
Zur Schlange Dir —

Antipas.

Wo hätt' ich denn so schwach
Gehandelt? Sag' es frei!

Herodias.

Haſt Du dem Schwärmer
Nicht viel zu viel gethan, daß Du dem Kecker,
Den zehnfach er verdienet, ihn entzogſt?

Antipas.

Das weißt Du ſchon?

Herodias.

Willſt Du es mir verhehlen?
Geliebter, ſieh, ich ſchweb' um Deine Schritte
Und um Dein Leben, nicht nur, als Dein Schutzgeiſt,
Ich leb' in Dir — ich wohn' in Deinem Herzen,
Und ſpähe jeden Wunſch in Deiner Seele.
O liebteſt Du mich halb, wie ich Dich liebe! — — —

Geräuſch an der Thür.

Antipas.

Was iſt? Wer kommt herein?

Ein Krieger von Malchas hereingeführt.

Malchas.

Verzeihet gnädig!
Der Botschaft Eile machte mich so kühn,
Unangemeldet mich dem Thron zu nahen.

Herodias.

Was bringet Ihr?

Malchas.

Ich wollt', es wäre Heil!
Der Bote selbst mag, was er bringt, erzählen.

Herodias.

So rede denn!

Krieger.

Mich sendet Alexander,
Wie auf des Sturmes Flügeln sollt' ich eilen.

Herodias.

Das thu' auch jetzt!

Krieger.

Heuschreckenschwärmen gleich
Sind Araber in unser Land gefallen.

Damaskus König, ſeiner Tochter Schmach,
So ſagt des Krieges bittere Verkündung,
Zu rächen, zieht an ihrer Spitze. Städte
Und Dörfer zehrt der Flamme Wuth, das Heer
Zertritt mit wildem Fuß des Landes Hoffnung;
Die Menſchen flüchten in Gebirg' und Klüfte,
Arete iſt der rohen Räuber Loſung;
Herodeum, Machärus, alſo ſpricht
Ihr wilder Trutz, ſind ihres Strebens Ziel,
Aus beiden ſoll die Feuerſäule lodern!

Herodias.

Genug, mein Freund! — Gottlob, das freche Wort
Iſt nicht die That! Und nun, was will Dein Feldherr?

Krieger.

Er wünſcht Verſtärkung, Hülfe, Rath und Waffen.

Herodias.

Du häufſt die Wort', als ob des Feindes Fauſt
Dich ſchon beim Schopf ergriffe. Hülfe wird
Der König ſenden! Geh!

Krieger vor ſich.

Welch eine Löwin,
Voll Wuth und Ruh' iſt dieſes Weib! —
Ab.

Antipas.

Und nun?
Was ſagſt Du jetzt?

Herodias.

Was ich schon längst Dir sagte.
Aretas sinnet bloß, sein Land zu mehren.
Wie seiner Wüste Volk begehrt er Beute.
Der Tochter Nam' ist nur ein eitler Vorwand —
Wir senden schnell Verstärkung. Auch der Hauptmann,
Des treuen Muth Du immer rühmtest, zieht
Zum Kampf und führt die Schaar —

Antipas.

Ich hielt ihn gerne
Zurück —

Herodias.

Es ist ein Werk von wenig Tagen.
Jetzt müssen wir die Treusten senden; heilsam
Wirkt auf das Volk des Mannes Ruf. Sein Ernst
Und finstrer Blick beherrscht die träge Menge.
Auch wird er heitrer Dir zurücke kehren.
Er liebt des Krieges freiere Bewegung
Mehr als der Burg verschloßne Luft und Ruhe. —
Und nun, mein Herz, entweihe nicht durch Sorgen —
Denn schon bewölkt sich Dir die Stirn von neuem —
Den Freudentag! Sieh acht, bald ist Damaskus,
Jehovahs Garten, wo in tausend Strömen
Des Himmels Segen quillt, Dein Eigenthum!
Und so gewiß, als treu mein Herz Dich liebet,
In kurzer Zeit bist Du Judäas König! —
So sei denn frohen Muths und laß Dein Antlitz,
Das theure, mir wie sonst erfreulich leuchten.

Jetzt laſſ' ich Dich — Vollende das Geſchäft.
Dann ſalbe froh Dein theures Haupt zum Feſte!

Ab.

Antipas allein.

Nach einer Pauſe.

Mich ſalben! — Ha, unſelig Spiel des Schickſals!
Kaum leuchtet mir ein Sonnenblick, ſo dräut
Gleich hinterher die ſchwarze Wetterwolke. — —
Muß alle Welt ſich wider mich verſchwören,
Den Freudentag in Trauer zu verwandeln,
Und mit ſich ſelbſt mein Inneres entzweien? — —
Krieg! — und des Krieges Loſung ſie — Arete! — — —
Ein neuer Stachel in mein wundes Herz. —
Die eine Schuld und Strafe löſt die andre
Nur ab zu friſcher Qual. Als ob ich ſelbſt
Das Dunkel wäre, ſchneidet mich das Licht. —
Auch deine Red', o Weib, iſt Kunſt und Täuſchung. —
Steh' ich allein, ſo wank' und zag' ich wieder.
Nein, nein! Herodias, auch dich verblendet
Die Leidenſchaft — — Bei Gott, nicht Wahn und
Schwachheit
Iſt, was mich quält. Des Herzens Fieber ſchärfet
Des innern Auges Blick — Ich ſeh und fühle
Die Schuld, die auf mir laſtet; wie ein Schrecken
Verfolgt mich des Gefangnen Fluch und Unſchuld! —
Hier liegt des Jammers Quelle! — Darf ich Sieg
Und Freude hoffen, während über mich
Ein Heiliger in Banden ſeufzet? Sind
Nicht Krieg und Kriegsgeſchrei des Rächers Ruthen? —

Nein! — mir und ihm will ich die Feſſeln löſen! —
Entfliehen ſoll er. Er öffnet die Thür. Gehet, rufet Marcus!

Antipas. Salome einen Blumenkranz überreichend.

Salome.

Nimm dieſen Kranz, mein König und mein Vater,
Und laß der Blüthe ſtillen Duft Dir ſagen,
Was ohne Wort' ein kindlich Herz empfindet.
Dem Quell ſo vieler Huld und Güte kann
Ich Arme nur des Dankes Bilder opfern.

Antipas.

Ich danke Dir, mein Kind! Du überſtrahleſt
Den ſchönen Kranz; Dein Antlitz leuchtet Freude.

Salome.

Wie ſollt' es nicht am hohen Freudentage
Des Gütigen, der mir ſo viel gewähret.

Antipas vor ſich.

Der Mutter reitzend Bild voll Würd' und Schönheit! —
Laut und den Kranz erhebend.
Ein Kranz iſt ſchöner noch als eine Krone.

Salome.

Der Kranz verwelkt; doch nie wird Lieb' und Dank

In Salome verwelken. Zwar vermag
Der Blüthenzweig von ſeinem Stamm getrennt
Nicht mehr die Frucht zu bringen; deſto reicher
Sei dieſer Freudentag an Blüth' und Früchten.

Antipas.

Dank Deinem ſüßen Wunſch, mein Kind! Wenn auch
Die Freude ſelbſt am Freudentage zögert,
Doch iſt die Blüthe ſchön, auch ohne Frucht.

Salome.

Was könnte denn des Königs Herz betrüben?

Antipas.

Nicht immer, liebes Kind, iſt Glanz auch Freude.
Auch Fürſten haben ihre Müh' und Sorge;
Jetzt iſt es Krieg.

Salome.

Dem folget Sieg und Friede.
Krieg hatten ſtets die Mächtigen der Erde.

Antipas.

Argloſes Kind! Du kenneſt nur das Wort,
Nicht ſeine Schrecken.

Salome.

Lebte nicht auch Rom
In ſtetem Kampf, bevor es groß geworden?
So hat es ſich zur Königin erhoben.

Wenn draußen auch ein Völkchen ſich zum Streit
Erkühnt — es muß nur Roma's Glanz vermehren.

Antipas.

Woher, mein Kind, Dir dieſe Weisheit?

Salome.

Lern' ich
Doch jetzt des Römervolks Geſchicht' und Thaten.

Antipas.

Gewiß, Du wäreſt gern' ein Römermädchen?

Salome.

O, nein, mein Vater, lieber eine Griechin.

Antipas.

Warum?

Salome.

Die Griechen ſind ein fröhlich Volk.
Dem ſchwebt die Welt im Reigen; Tag' und Stunden
Und Jahre tanzen, ſelbſt der Todesengel
Muß freundlich lächeln, gleich dem ſchönen Eros.

Antipas.

Allein, mein Kind, Du biſt Iſraels Tochter.

Salome.

Der Juden Gott — er kann mir nicht gefallen.
Wer glaubt denn auch des Volkes Wahn?

Antipas.

Wie, Wahn?

Salome.

Erſchafft nicht jedes Volk nach ſeinem Bilde
Sich ſeinen Gott, das Finſtre einen Finſtern?
Der Grieche ſchuf ein heitres Heer von Göttern
Und ſchmückte ſie mit ew'gem Jugendglanze;
Sie lieben Kränze, Tanz, Geſang und Freude.
Jehovah will nur ernſter Prieſter Opfer.

Antipas.

Du Heidin! — Wenn die Prieſter das vernähmen! —
Doch immerhin ſei heut' ein Griechenmädchen!
Den Abend ſoll Dein Frohſinn uns erhellen,
Da warten Deiner Tanz, Geſang und Freude.

Salome.

Dann müſſe gleich des Frühlings heiterm Morgen
Des Allgeliebten Aug' und Antlitz leuchten!

Ab.

Antipas allein.

Seltſam! — das Mädchen iſt wie neugeboren!
Aus Wort und Zügen ſpricht der Mutter Geiſt.
Doch jenes war des Griechen Weisheit ... Weisheit?
Wo ſcheidet ſich des Wahns und Wahren Gränze? —
Iſt's nicht vermeßner Stolz, wenn nur Judäa
Des Höchſten Volk ſich nennet? — Blühn die Auen
Um Sion ſchöner als in Tempe's Thal
Und am Parnaſſus? — Iſt der Juden Gott

Nur Gott? — Ha, ſoll ein Mädchen mich beſchämen?
Weg mit der Prieſter Zwang und Satzung! — Dachte
Nicht auch mein Vater ſo, als er der Griechen
Schauſpiel und Luſt in Salems Mauern rief?
Nein! länger ſoll der Mutter trüber Geiſt
Des Lebens frohen Muth mir nicht verzehren,
Auch des Gefangnen Bild nicht mehr mich quälen! — —
Des Täufers Freiheit wird auch mich befrein
Und für Genuß und Luſt das Herz mir öffnen. —
Ha Marcus! — Möchte mir mein Wunſch gelingen!

Antipas. Marcus.

Antipas.

Berichte mir, wie lebet Dein Gefangner?

Marcus.

Er bleibet, wie von Anfang, unverrückt,
Zwar ſtill und ernſt, doch würdevoll und heiter.

Antipas.

Hörſt Du ihn nie um ſein Gefängniß klagen?

Marcus.

Kein Laut der Klage kommt aus ſeinem Munde,
Vielmehr erglänzt ſein Angeſicht ſtets heller,
Und ſanfter redet, dünkt mir, ſeine Stimme.

Antipas.

Spricht er zuweilen von Gewalt und Unrecht,
Wie die Gefangnen, wohl verzeihlich, pflegen?

Marcus.

Nicht er; — er schweigt, wenn andre um ihn klagen.

Antipas.

Wer klagt um ihn?

Marcus.

Mein eigen Weib und Tochter,
Die, Speise bringend, oftmals ihn besuchen,
Sind wie bezaubert von des Menschen Weise,
Und scheuen nicht, ich darf es nicht verschweigen,
Mit manchen andern, ihn Prophet zu nennen.

Antipas.

Hat er vielleicht den Weibern prophezeiht?

Marcus.

Deß hab' ich nie ein Wort vernommen, König.

Antipas.

Vielleicht von Krieg, von Theurung, harter Zukunft? —

Marcus.

Ihn kümmert nicht das Irdische; er redet
Von Gottes Wort, von Buße, und dergleichen.

Antipas.

Vernahmeſt Du, ob er Befreiung hoffet?

Marcus.

Kein Wort, mein Herr und König.

Antipas.

Sag, was meinſt Du, —
Den eignen Mann muß man auch eigen richten —
Dünkt's Dir Gefahr, die Freiheit ihm zu geben?

Marcus.

Mir lieget ob, des Königs Richterſpruch
Getreu vollziehn, nicht aber ſelbſt zu richten.

Antipas.

Du ſollſt nur Deine Meinung ſagen, Marcus.
Du haſt Gefangne mancher Art geſehn — —
Ich will behutſam jeden Umſtand wägen.

Marcus.

Nie hatt' ich ſolchen Mann in Haft und Banden.
Würd' ich ihm dadurch gleich, fürwahr ich möchte
Für meine Freiheit ſeine Bande tauſchen!

Antipas.

Du redeſt ſeltſam! Aber ſprich, was iſt es,
Wodurch er Dir und andern ſo das Herz
Erfüllt!

Marcus.

O Herr, ich weiß es nicht zu nennen.
Vielleicht vermag ein Gleichniß es zu deuten;
Aus meines Weibes Mund' empfing ich's.

Antipas.

Rede!

Marcus.

Gleichwie die Sonne jede Blum' und Pflanze
Mit ihrem Lichte zieht; ſie ſchauen alle
Zu ihr hinauf, und ſelbſt in dunkler Höhle
Drängt mühſam ſich das bleiche Kraut zum Spalt,
Voll Gier, des Lichtes ſüßen Strahl zu trinken.
So deucht mir auch des Mannes eignes Weſen —
Es geht von ihm ich weiß nicht welche Kraft aus.

Antipas, vor ſich.

Auch dieſem hat ſich Sinn und Wort verwandelt! —

Laut.

Vernimm mein Königswort! Ich darf den Mann,
Des Aufruhrs angeklagt und überwieſen,
Nicht als unſchuldig ohne Straf' entlaſſen.
So ſä't' ich ſelbſt der ſchnöden Meuterei
Verderblich finſtre Saat. Doch möcht' ich wohl,
Vor allen heut', an dieſem Freudentage,
Auch dieſem Mann — er ſcheint ein frommer Schwärmer —
Sein Theil an meiner Huld und Gnade gönnen.
Drum wache nur nicht ängſtlich auf des Kerkers
Verſchluß und Thor — verſtehſt Du, was ich meine? —

Marcus.

Wird er geheim entfliehn? — Mein Herr, ich zweifle.

Antipas.

Du sprichst ein Wort von Gnad' und Huld — daß ihn
Der König ehr', er werd' ihn nicht verfolgen — —

Marcus.

Die Wachen stehn umher mit Schwerdt' und Lanzen.

Antipas.

An Freudentagen ist der Dienst so scharf nicht;
Ein reicher Trunk besiegt gewohnte Strenge — —

Marcus.

Mein theurer Herr und König — aber —

Antipas.

Rede!

Marcus.

Die Königin hat des Gefangnen Huth
Mir streng befohlen, und die Wachen stehn
Gedoppelt —

Antipas, nach einer Pause.

Nun! es sei! ich will schon rathen.
Bewahre nur mein Wort in treuem Herzen! —

Marcus ab.

Herodias! — o Weib voll Zorn und Liebe,
In deinen Adern fließt Herodes Blut. — —

Ab.

Gefängniß.

Pollio. Johannes.

Pollio.

Ich ſoll ins Feld, gebeut des Königs Wort.

Johannes.

Gehorche Deinem Herrn, Du biſt ſein Hauptmann.

Pollio.

Dem widerſpricht mein Herz und meine Seele.

Johannes.

Wie meineſt Du?

Pollio.

Damaskus König rächt
Der Tochter Schmach, verheert des Landes Gränze,
Weil Antipas treubrüchig ihn beleidigt.

Johannes.

Wer hat zum Richter Dich geſetzet, Hauptmann?
Ein andrer wird entſcheiden.

Pollio.

Soll mein Arm
Dem Unrecht dienen, und mein Schwerdt den Raub
Des Frevels schirmen?

Johannes.

Fühlst Du Dich gerecht
Und rein genug, an Gottes statt zu richten?

Pollio.

Herodes Saamen fluch' ich. — Jener hat
Den Vater mir durchs Schwerdt, durch Gram die Mutter
Gemordet.

Johannes.

Wie? Soll Dir des Vaters Schuld
Der Sohn entgelten? Rach' erfüllt Dein Herz,
Und rühmtest Du Dich nicht gerechten Sinnes?

Pollio.

Jetzt hat auch mich des stolzen Weibes Wuth
Zum Opfer ausersehn — ich sprach für Dich.

Johannes.

Nicht die Gefahr, des Amtes Ruf bedenke.
Des Menschen Tage stehn in Gottes Händen.

Pollio.

Mann Gottes, wie vermagst Du schuldem Kriez,
Den alle Welt verdammt, das Wort zu reden?

Johannes.

Mein Freund, Gerechtigkeit behält den Sieg.

Pollio.

Auch, wenn Gewalt und Bosheit sie bedrängen?

Johannes.

Ist sie denn Fleisch und Blut — ein Kind der Erde?
Der Glaub' aus Gott geboren ist der Sieg;
Des Sieges Anfang ist sich selbst besiegen.

Pollio.

Ach, Meister, wer vermag's?

Johannes.

Ein guter Baum
Beingt gute Frucht.

Pollio.

Wie werd' ich solch ein Baum?

Johannes.

Durch Demuth. Sieh, des Baumes Wurzel ruht
Im dunkeln Schooß der Erde; ihm entsprießt
Des Stammes Kraft; so hebt er Zweig' und Wipfel
Gen Himmel still und hoch; des Glaubens Bild. —
Wer sich erniedrigt wird von Gott erhöhet.

Pollio.

Wodurch gewinn' ich mir des Glaubens Leben?

Johannes.

In dunkler Nacht erglänzt das Heer der Sterne.
Die Welt, die äuß're, muß Dir untergehn,
Was Fleisch iſt muß erſterben. Dann erhebt
Der freie Geiſt die Schwingen, und Du ſiehſt
Erhöht, ein neuer Menſch aus Gott geboren. — —
Ein guter Baum; es bildet ſich die Knoſpe
Von ſelbſt zur Blüth' und Frucht, ſie heißet Liebe.

Pollio.

Ach, Meiſter, mich verlangt nach Licht und Wahrheit —
Doch bitterer wird die Trennung mir ...

Johannes.

Dich rufet
Dein Amt. So geh' und wandl' auf Gottes Wegen.
Dann wirſt Du ihm Dich nahn; in ſeinem Lichte
Wirſt Du des Dunkels Macht und Schrecken fühlen,
Und Glaub' und Sehnſucht wird in Dir erwachen.
Bewahr' im Kriegsgeräuſch des Herzens Stille —
Du biſt nicht fern vom Reich der Wahrheit; bleibe
Getreu! Ein andrer wird Dich weiter führen.

Pollio.

O, mich erquickt Dein Wort. — Noch eine Bitte!
Getroſt und freudig will ich dann mich trennen.

Johannes.

Was wünſcheſt Du ſo heftig?

Pollio.

Laß zuvor
Dich meine Hand befrein!

Johannes.

Wie? Pollio?

Pollio.

Den König drücket Dein Gefängniß, gern
Entließ' er Dich; doch liegt er ſelbſt in Feſſeln —
Des Weibes Rache ſucht Dein Blut —. Vergönne,
Gewähre mir des Herzens höchſten Wunſch,
Und laß mich heute noch die Unſchuld retten!
Daß es gelingt, verbürge Dir mein Leben.
Selbſt Antipas, das weiß ich, wird mir danken.

Johannes.

Nein, Pollio! Mein Weg iſt Licht; kein Dunkel
Beſleck' ihn! Nicht verträgt des Lichtes Sache
Den finſtern Pfad. Will Gott mich frei, ſo ſpringt
Von ſelbſt des Kerkers Thor, und ſoll mein Blut
Mein ſchwaches Werk beſiegeln, Gott ein Opfer,
So nehm' er's gnädig an, wie Abels!

Pollio.

Ach,
Iſrael harret auf Dein Wort. Entzeuch
Dem durſt'gen Volke nicht des Lebens Quelle!

Johannes.

Ein Größ'rer wird — er iſt ſchon aufgeſtanden —

Was ich verkünd', in Herrlichkeit erfüllen. —
Und nun kein Wort von Freiheit mehr! Dich ſelbſt
Errett' und ſuche Freiheit, Licht und Wahrheit.

Pollio.

Ich fand ſie nirgend als bei Dir, Johannes.

Johannes.

Hier ſieheſt Du ſie dunkel, ſchwach und duldend;
Du wirſt ſie ſtrahlend ſehn, voll Kraft und ſiegend. —
So gehe, Pollio, zu Deinem Amte!

Pollio ab.

Johannes allein.

Der Tag des Herren nahet, der hehre, große.
Er dämmert auf, der Völker Nacht entflieht.
Iſraels Höh'n umglänzt die Morgenröthe,
Mit leiſem Flügel ſchwebt Jehovahs Strahl
Zur dunkeln Erde! Jauchzt ihr Höh'n und Thäler!
Bald werdet ihr den Heiland Gottes ſehen!

Zimmer der Herodias.

Herodias. Rufus.

Herodias.

Wann denkt Ihr auszuziehn?

Rufus.

Wir ſind bereit,
Des Königs Wink zu folgen.

Herodias.

Zieht bei Nacht.
Des Tages Hitze möcht' Euch ſehr ermatten.
Auch leuchtet ja des Mondes freundlich Licht.

Rufus.

Dank Eurer Sorg' und Huld! So war's beſchloſſen,
Doch führet mich vorab mein Weg nach Hesbon
Und Julias, das Heer von dort zu ſtärken.
Machärus ſoll beſetzt wie ſonſt verbleiben.

Herodias.

Ihr zieht voll Muth und Freude. Dies verbürgt,
Daß wir Euch ſiegbekränzt bald wiederſehen.

Rufus.

Des Königs Wort iſt ſeiner Diener Werk.

Herodias.

Doch fällt's Dir ſchwer, Machärus zu verlaſſen?

Rufus.

Machärus nicht! Des Landes weiten Saum
Darf nur ſein Vaterland der Krieger nennen.
Doch lieber macht er ſeine Bruſt zum Wall,
Wenn auch der eignen Heimath Herd und Dach
Der weite Saum umſchließt.

Herodias.

Du liebeſt, Rufus!
Ich weiß es wohl, ich hab' es längſt errathen.
Nicht wahr? ſie, die ich meine Freundin nenne,
Die meinem Kind' ein holder Genius,
Und alles iſt — in der ſich Geiſt und Adel
Vereinen — Zilla nennſt Du Deine Liebe?

Rufus.

Ich bin zu arm, dies alles zu gewinnen.
Jedoch vermag ich nicht mein Herz zu zähmen.

Herodias.

Dem Kampf und Sieg' entſprießt des Friedens Palme.
In ihrem Schatten blüht die zarte Myrte.
Da bauet ſich die Lieb' ihr ſtilles Obdach.

Rufus.

Darf ich der Fürstin Huld mich froh getrösten?

Herodias.

Zuvor sei Mann! — Es schmücke Deine Stirn
Der Lorbeer! Ihm erblüht des Königs Gnade. —
Erhebe Dich zum Hauptmann! — So geziemt
Es mir, die schöne Braut Dir zuzuführen.

Rufus.

Vermöcht' ich dieses!

Herodias.

Rechn' auf meine Gnade. —
Du weißt, auch Pollio, der Hauptmann, zieht
Ins Feld — ungern, wie Du — er nähret im Stillen —
(Im Stillen, sag' ich — denn geheim ist alles,
Was er beginnt und sinnt —) dieselbe Neigung.

Rufus.

Er — Zilla! —

Herodias.

Wie Du sagst, jedoch vergebens.
Drum grollet er mir heimlich. — Merktest Du
Nicht seine düstre Stirn? Er sann' auf Rache,
Gewann' er nicht, wonach sein Herz gelüstet.

Rufus.

Verdammt! — Nun wird's mir doppelt schwer, zu ziehn!
Mit ihm — und unter ihm! ich muß ihn hassen.

Herodias.

Nicht alſo, Rufus! Er verdienet Achtung —
Was würde denn aus unſrer Sache werden,
Wenn Ihr, die Führer, Euch entzweiet? Nein,
Ich achte ihn hoch. Beweiſ' auch Du ihm Achtung
Wie ſich gebühret.

Rufus.

Nimmermehr! o ſtänd' ich
Als Feind ihm gegenüber, und mein Schwerdt
Dürft' ihm beweiſen, was ich für ihn fühle!
O wüßt' ich nicht, was er im Herzen trägt —!

Herodias.

Nun, ſei gelaſſen, Rufus! Sieh, ich ſelbſt,
Ich muß ihn fürchten, kommt er glücklich wieder. —
Er rühmet ſich des Königs Huld und Gnade —
Wie dürft' ich ihm des Mädchens Hand verſagen? —
Indeß — vielleicht — —

Rufus.

O Königin, ich flehe ...

Herodias.

Den ſtarren Sinn wird er nicht beugen ... Aber ...
Der Krieg erheiſcht einmal ſein blutig Opfer —
Der Hauptmann iſt voll Muth, und an die Spitze
Des Heeres ſtellt vielleicht ihn Alexander — —

Rufus.

Soll er?

Herodias.

Wenn Du es willst. — Entbeut dem Feldherrn
Des Königs Gruß; ein Zeichen unsrer Huld
Wirst Du für ihn aus Zillas Hand empfangen.
Gehab Dich wohl, verbirg des Herzens Wunsch,
Und kehre glücklich heim zur Palm' und Mitte!

Rufus ab.

Herodias allein.

O köstlich! köstlich! — Häuft man nur, was brennbar,
Zu Rath' und legt es sorgsam zu einander,
Dann braucht's ein Fünkchen nur, ein Hauch! so steiget
Die Flamm' empor; man kann sich ruhig wärmen. —
Nur noch des Mädchens Hauch, und sieh! es lodert —
Dank dir, Natur! Versagtest du dem Weibe
Das kühne Schwerdt; — du gabest ihm dafür
Des Geistes Kunst, der Zunge reges Leben — —
Des finstern Murrkopfs war ich lange müde,
Der andre, dem so leicht die Leber brennt,
Kann mir noch oft zu gutem Zunder dienen. —

Herodias. Zilla.

Herodias.

Du ſcheinſt betrübt?

Zilla.

Mein Rufus zieht von hier.

Herodias.

Dein Rufus! Iſt es ſchon ſo weit gediehen?

Zilla.

Wie ſollt' ich meine Liebe noch verläugnen?
Und meiner Fürſtin!

Herodias.

Biſt Du nur beſorgt
Um Rufus? Sieh, ein anderer Verehrer
Zieht auch von hier.

Zilla.

Wer könnte dieſer ſeyn?

Herodias.

Der Hauptmann, liebes Kind, wünſcht Deine Hand.

Zilla.

Der finstre Mensch? Unmöglich, Fürstin! Nein,
Mich schaudert —

Herodias.

Ei, bedenk, des Königs Hauptmann!
Bald wird er sich zum Feldherrn, und, gewinnet er
Damaskus, zum Statthalter gar erheben!

Zilla.

Und würd' er König — nein!

Herodias.

Ich kenne Dich,
Und denke gleich wie Du! Indeß, mein Kind,
Gebrauche Du des Murrkopfs Wunsch und Grille,
Dir den Geliebten fester zu verbinden!

Zilla.

Verständ' ich nur der Fürstin dunkeln Rath!

Herodias.

Sieh, Rufus weiß — ich will Dir nichts verhehlen —
Daß auch der Hauptmann Dein — begehret — liebt
Darf ich nicht sagen. Denn, wie sollte Liebe
In solcher Seel' und saurem Boden blühn!

Zilla.

Und konnte Rufus fürchten —? O fürwahr,
Die Furcht will ich ihm bald benehmen — —

Herodias.

Thörin!
Wann wirst Du doch die Welt und Menschen kennen?
Wirst ewig denn des Vormunds Du bedürfen?
Du kennst noch nicht der Männer wankend Herz.
Und sahest Du Damaskus blüh'nde Töchter? —
Damaskus ist das Vaterland des Schönen.
Ein Goldstrom fließt hindurch, und tausend Bäche
Durchziehn, dem Silber gleich, die fetten Auen.
Seit Alters nennt man sie Jehovahs Garten.
Die Hügel kränzet Wein, zur Seit' erhebt
Der Libanon die stattlich hohen Cedern.
Die Woll' ist zarter hier als Schwanenflaum;
Damaskus strahlt von Perlen, Gold und Seide.

Zilla.

Was kümmert diese Pracht ein liebend Herz? —

Herodias.

Fürwahr, Du machst mich lachen, Kind! So höre:
Wie Libans Cedern sind Damaskus Töchter!
Ihr Antlitz gleicht des Landes holdem Garten,
Ihr Haar umfließt, ein goldner Strom, den Nacken,
Die Augen strahlen gleich den dunkeln Seen,
Worin des Himmels tiefes Blau sich spiegelt,
Wie Rebenhügel quillt des Busens Fülle,
Geschmeid' und Gold umglänzet diese Schönheit — —
Gewinnt nun unser Heer dies Paradies,
Leicht könnte Rufus einen Schatz erbeuten,
Worüber er des andern hier vergäße — —

Zilla.

O nein! er iſt mir treu. — Ach, theure Fürſtin,
Doch ängſtet's mir mein Herz — ich wollt', ich wüßte
Nichts von Damaskus —

Herodias.

Ja, ſo ſeid Ihr Mädchen,
Viel lieber ſpäten Gram, als frühe Weisheit.

Zilla.

Geliebte Fürſtin, helfet mir und rathet!

Herodias.

Nun hör'! ich rathe Dir, laß nur nicht blicken,
Daß Du des Hauptmanns Wünſche ganz verſchmähſt,
Dann wirſt Du doppelt Rufus Herz Dir feſſeln — —
Die Eiferſucht bewacht und nährt die Liebe.
Sie iſt der Neigung Pflegerin und Amme,
Und übt, wenn dieſe fern, der Mutter Treue.
Und nun vernimm noch eins, der Hauptmann zürnt —
Das iſt ſein ſtiller Groll — auf Deinen Rufus.
Ihn hat die Wuth der Eiferſucht ergriffen —
Er zürnt, daß Du den Untergebnen vorziehſt.
Gern weiht' er ihn des Feindes Schwerdt'.

Zilla.

O Jammer!
Muß ich denn heute nichts als Unglück hören!
Ach, welche Angſt ergreift mein armes Herz!

Herodias.

Ei, fürchte nichts! auch dafür iſt geſorgt.
Der Feldherr ſoll durch Rufus Wort und Hand
Des Königs Botſchaft und Befehl empfahen,
Der Rufus retten wird. In ſeine Schlingen
Soll nach Verdienſt der Hauptmann fallen. — Gieb
Dem Bräutigam dies Damaſcener Schwerdt
Für Alexander; — ihm ein Friedenszeichen
Für Deinen Rufus. — Sieh, er kommt zurück
Als Hauptmann — glaub' es mir — alsdann ſoll bald
Zum Siegeskranz der Hochzeitkranz ſich fügen.

Zilla.

O welche Huld! wo ſoll ich Worte finden
Der beſten Königin den Dank zu ſtammeln — —

Kniet.

Herodias.

Laß alles dies —! mir ſelbſt gewährt es Freude —
Du aber ſchweigſt und thuſt, was ich geboten.

Zilla ab.

Herodias allein.

So iſt es gut! — Jehovahs Paradies
Beſchirmt' ein flammend Schwerdt. Mein Eden ſchuf
Und ſchirm' ich ſelbſt. — Wer ihm verwegen naht,
Den ſtürzet meines Zorns verzehrend Feuer. —
So falle nun des kecken Schwätzers Haupt!

Ab.

Zimmer des Antipas im Pallaſt.

Antipas. Pollio.

Pollio.

Du haſt geboten, Herr und Fürſt, ich ſcheide.

Antipas.

Es iſt mir leid. Vermagſt Du heute nicht
Das Freudenmahl mit uns, mein Freund, zu theilen?
Gern ſäh' ich Dich, ſo lang' es mir vergönnt.

Pollio.

Dank Eurer Huld! Es giebt noch mancherlei
Zu ordnen. Mit dem erſten Morgenroth
Gedenken wir Machäron zu verlaſſen.

Antipas.

Du ſcheinſt bedrückt und ziehſt nicht gern zum Kriege —

Pollio.

Ich bin Dein Hauptmann. Meines Fürſten Wink
Beſtimmt den Weg, den meine Füße gehen,

Wenn auch das Herz ein andres sich ersehnt . . .

Pause.

Ich habe nicht zu richten — nur zu handeln . . .

Pause.

In mir ist Stille, stiller wird es werden —

Pause.

Ich habe nur noch einen Wunsch, mein König . . .

Antipas.

Sprich, Pollio, und steht's in meiner Kraft,
So sei gewiß der willigsten Gewährung.

Pollio.

O schütze doch des edeln Mannes Leben,
Der auf Machäron im Gefängniß wohnet,
Und gieb ihm bald, wenn Du vermagst, die Freiheit.

Antipas.

Wenn ich vermag?

Pollio.

Sobald Du willst, vermagst Du!
Ich rede frei, entreiß Dich Selbst den Banden,
Dann wirst Du auch Johannes Bande lösen —
Wag' es gerecht zu seyn, mein Herr und König —

Antipas, nach einer Pause.

Sprachst Du mit ihm vom Kriege?

Pollio.

Ja, ich that es.

Antipas.

Sag, widerrieth er Dir den Krieg und Feldzug?

Pollio.

Nein! Er gebot dem König zu gehorchen,
Des Königs Willen, meinem nicht, zu folgen —
Den eignen Sinn des Herren Sinn zu opfern. —
Sonst hätt' ich Dir dies Schwerdt zurückgegeben —

Antipas, vor sich.

Das giebt mir Muth und Troſt zu dieſem Kriege —

Pollio.

Ja, was noch mehr. Verſchweigen will ich nichts —
Des Mannes Hoheit hat mich überwältigt —
Ich bot ihm Arm und Schwerdt zur Flucht und Rettung.

Antipas.

Und nun? —

Pollio.

Er ſchlug es aus. Nicht heimlich, ſagt' er,
Und dunkel ſei ſein Weg. Des Königs Wort,
Das ihn gebunden, könn' allein ihn löſen. — —

Antipas.

Ich ſtaune, Freund. — Nun zeuch mit Gott in Frieden!

Hier meine Hand! Kein Haar soll man ihm krümmen.
Sein Leben schütz' ich, Freiheit soll ihm werden!

Pollio.

Nun denn, gehabt Euch wohl, mein Herr und König!
Seid klug und stark — des Schwertes Schärfe droht —
Nur zitternd trau' ich selbst dem Fürstenworte.

Ab.

Vierte Handlung.

Offner Platz im Städtchen Machärus am Fuß des Felsen, worauf die Burg im Hintergrunde.

Mehrere Bürger.

Erster Bürger.

Ganz bluthroth stand der volle Mond am Himmel.
Was mag dies Himmelszeichen wohl bedeuten?

Alter Bürger.

Blutroth bedeutet Blut; der Mond bedeutet
Die Königin. — Die Königin will Blut —
Und was sie will, das muß der König wollen.
So werden uns die Adern fein geöffnet.

Dritter Bürger.

Dazu hat's Schein. Wozu die schnelle Werbung?
Des Kriegsvolks geheime Gäng' und Rüstung?
Es ist ein Freudentag, daß Gott erbarme!

Alter Bürger.

Ihr wiſſet doch, der Damaſcener Fürſt
Verheeret ſchon das Land, erſtürmt die Veſten —
Er will Machärus und Herodeum
Zur Furche machen und mit Salz beſäen.

Erſter Bürger.

Behüte Gott! Woher der Krieg denn?

Alter Bürger.

Neuling!
Meinſt der Araber ſollt' es fein verſchlafen,
Daß unſer Antipas ſein Kind verſtieß!

Dritter Bürger.

Dran that er großes Unrecht. Doch was können
Denn wir davor?

Alter Bürger.

Was kann der Mond davor? —
Doch muß ſein weißes Antlitz roth ſich färben,
Und ſelbſt ſein reines Silberlicht muß bluten.

Andrer Bürger.

Bewahr' uns Gott! die Erd' auch hat gebebt,
Zwei Häuſer ſind in Jericho gefallen. —

Alter Bürger.

Ein Fieberſchauer! Nun, was liegt daran!
Zwei alte Hütten! — Wäre nur Judäa
Nicht ſolch ein morſch Gebäu! Das ſtarke Weib

Der Sieben Hügel braucht es nur zu rütteln,
So stürzt es ein, und wir — wir sind begraben.

Erster Bürger.

Das ist der Fürsten Schuld.

Alter Bürger.

Der Fürsten Schuld?
Des Volkes Schuld und Strafe! Färbt der Fürst
Den Mond Euch roth? Macht er die Erde beben?
Ich halte traun, des Volkes Sinn und Wesen
Erschafft sich selbst des Treibers Ruth' und Geißel.
Nicht des Propheten Wort, des Volkes Sünde
Verwandelte des Himmels thauend Antlitz
In ein verschlossen eisernes Gewölbe. —
Das dritte Jahr erst brachte Buß' und Regen.

Bürger.

Hier sitzt sogar der Seher im Gefängniß —

Alter Bürger.

Natürlich! Sehen ist Verrath und Frevel —
Der Blinde herrscht, Verblendete gehorchen.
Am Ende stürzen beide in den Abgrund.

Bürger.

Ach käme doch Israels Hort und Retter!

Alter Bürger.

Und brächte Manna, Wachteln, süße Wasser!
Denn ohne diese wär' er bald verloren.

Trabant mit Hellebarde tritt zu ihnen.

Gedenkt Ihr Bürger Eurer Pflicht, verlaßt
Den Markt und freuet Euch in Euren Häusern
Des Feiertags! So ist des Königs Wille.

Ab.

Mehrere Bürger.

Ein Feiertag! — Lebt wohl! — daß Gott erbarme!

Alter Bürger.

So geht! der Speer gebeut Euch Freude. Sprecht:
Wir sind nur Flöh', und kriecht in Eure Löcher! —

Bürger.

Man giebt uns Jammer und gebietet Freude!

Alter Bürger.

Fleischtöpf' Aegyptens, und Aegyptens Freiheit!

Die Bürger zerstreuen sich.

Gefängniß.

Johannes. Jakobus, Stephanus, Andreas, Philippus treten ein.

Jakobus.

Sei uns gegrüßt, Rabbuni! Sieh mit Schmerzen
Hat unser Herz Dein Angesicht gesucht.
Gott sei gelobt, wir haben Dich gefunden!
Wenn auch in Banden; Jovah wird sie lösen.

Stephanus.

Der seinen treuen Knecht dem Löwenrachen
Entriß, — sein starker Arm wird Dich erretten.

Jakobus.

Bald wird sich Juda herrlicher erheben,
Auf Sion wird des Herren Fahne wehn,
Aufrichten wird er bald Israels Reich!

Johannes.

Sein Reich wird er aufrichten, und erfüllen
Sein Wort, wie er gesagt; doch nicht wie Ihr

Es kindisch deutet. Kinder, seine Wege
Sind nicht des Menschen Wege und Gedanken —
Vermöget Ihr, mit Eurer schwachen Hand,
Das himmlische Gewölbe zu berühren? — —
So viel der Himmel höher denn die Erde,
Um so viel höher sind Jehovahs Wege.

Jakobus.

Ganz Juda sehnt sich nach dem Tag des Herrn —
Israel ist des Drängers müd', es wird
Die Fesseln brechen, und sie von sich werfen,
Ganz Juda wünscht den Königssohn zu küssen.
Der Freiheit Lied wird von den Höhen schallen — —

Johannes.

Ach, hinkt auch Ihr um Baals nicht'ge Götzen —?
Nur, wo der Geist des Herren wohnt, ist Freiheit.

Andreas.

Ist denn Israel nicht Jehovahs Sohn?

Johannes.

Wenn es sein Herz zum Herren kindlich wendet,
Und seines Lichtes reinem Strahl es öffnet. —
Noch aber baut das Volk an seinem Götzen,
Wie einst des Pöbels Rott', indeß vor Gott
Auf Horeb Moseh stand. — Des Stieres Horn
Und Bauch und Gold bezeichnete den Abgott
Und Sinn des Volkes — Hoffarth, Wollust, Habsucht —
Noch lebt der Götz' im Herzen dieser Menge —

Jakobus.

Das eben war der Sklaverei Aegyptens
Erzeugniß. Doch es ward hinausgeführt
Ein freies Volk zu werden.

Johannes.

Und es ſtarb
Auf ſeinem öden Weg' ins Land der Freiheit.

Philippus.

Gelangte doch das neue Volk dahin.

Johannes.

Ein neues Volk muß auch Iſrael werden.
Den Größeren als Moſeh anerkennen —
Wo nicht, ſo wird des Tempels Herrlichkeit
Und Salems Stolz in Staub und Trümmer fallen.
Ein neues Babel wird in neue Feſſeln,
Viel ſchlimmere, die Söhne Judas ſchlagen,
Und nimmer wird ein Kores ihm ſie löſen.

Jakobus.

Du, Meiſter, biſt der Größere denn Moſeh —

Johannes.

Hinweg von mir, Verführer, wenn Du alſo
Zu denken und zu reden Dich erkühnſt!

Andreas.

Und ſollen wir denn eines andern warten?

Johannes.

Nicht warten — sehen sollt Ihr ihn — empfangen —
Er ist schon da —; mich sollet Ihr verlassen —!

Alle.

Rabbuni Dich? — Dich sollten wir verlassen? —
Nein das sei fern! Wir wollen mit Dir sterben!

Johannes.

Kleingläubige! vernehmt ein Gleichniß! Muß
Ich nicht zu Euch wie Kindern reden? — David
Kam einst aus langem Krieg zurück nach Sion —
Sein harrete das Volk. Da kam der Herold
Des Königs Näh' verkündend. Lieblich scholl
Des Mannes Ruf, und tausendfacher Jubel
Empfing den Boten. Da erschien des Königs
Ersehntes Antlitz, gleich der Morgensonne;
Des Herolds Ruf verstummt' und ward vergessen.
Was meint Ihr, handelte das Volk denn thöricht,
Daß es vom Herold auf den König schaute? —

Alle schweigen.

Johannes.

Der König ist gekommen! Jesus ist
Sein Nam', ich bin nicht werth, sein Knecht zu heißen. —

Andreas, nach einer Pause.

Ach, theurer Meister, stand denn A'ron nicht
Dem Gottesmann zur Seite; trug nicht Kaleb

Mit Josua des Landes erste Trauben?
Und war nicht Jonathans und Davids Liebe ...

Johannes.

Der eine fiel — der andre nur ward König.
Vernehmet! — Er muß wachsen — ich abnehmen —
Er, der von oben kommt, ist über alle — —
Nur wer die Braut hat, ist der Bräutigam —
Von ferne steht der Freund und hört die Stimme
Des Bräutigams, sein Herz voll hoher Freude —
So ist auch meine Freude nun erfüllet. — —
Wer von der Welt ist, redet von der Welt.
Wer an den Sohn glaubt, hat das ew'ge Leben.
Wer ihm nicht glaubet, wird das Himmelreich
Nicht sehn, Jehovahs Zorn bleibt über ihm.

Jakobus.

Wo sollen wir den Gottesmann denn finden,
Von welchem Du so herrlich redest, Meister?

Johannes.

Geht hin, Ihr Lieben, an des Jordans Ufer,
Da werdet Ihr ihn sehn —

Philippus.

Wird er uns hören?
Und dürfen wir dem Heiligen uns nahn?

Johannes.

Geht, saget ihm: Uns sendete Johannes,

Dich zu fragen: Bist du der Verheiß'ne?
Oder sollen wir noch eines andern warten?
Dann kommt und bringet, was Ihr saht und hörtet.

Alle ab.

Johannes allein.

O Friede sei mit euch! — Ja, wie ein Vater
Den edeln Sohn, die Mutter ihren Säugling
Im Herzen trägt, so lieb' ich euch. — Erkohren,
Der Welt das Licht zu bringen, stehn sie da
In Einfalt — wissen nicht, wie zu Gefäßen
Des Köstlichen sie Gott ersehen! Noch
Umfäht ihr kindlich Herz voll Kraft und Klarheit
Der Außenwelt betrügliche Gestalten.
So träumen sie von Freiheit; das Panier
Der zwölf vereinten Stämme Judas schwebet
Vor ihrem Blick in neuer hoher Schönheit —
Sie stehn im Geiste vor des Thrones Stufen
Und stützen schon des zweiten Davids Zepter —.
Mein Kerker selbst dünkt ihnen nur ein Dunkel
Um Jovahs Zelt — — Nun ja! bald wird sein Licht
Hervorgehn gleich dem Morgenroth, die Nacht
Verschwinden und des Himmelreichs
Erhabner Glanz auf sie hernieder strahlen!
Vor ihm versinkt der Erde Tand und Schimmer. — —
O heil'ger Vater, sei der kleinen Heerde
Beschirmer, heil'ge sie in deiner Wahrheit! —

Jerusalem.

Versammlungssaal des Sanhedrins.

Philo. Simon. Gamaliel. Joseph von Ramath. Andere.

Philo.

So geht's! Indeß die Wächter Sions draußen
Zu Schmeichelei und Knechtschaft sich entehren,
Wankt Sions Burg und Heiligthum. Entweiht
Ist schon des Sabbaths heiliges Gesetz,
Und Moseh Bund in seiner Tief' erschüttert.

Gamaliel.

Mir scheint, am nächsten liegt die Frage: Hat
Der Nazarener wirklich jenen Kranken
Geheilt am Teich Bethesda, wie er selbst
Und alles Volk lobpreisend es bezeugen?

Philo.

Wohl glaub' ich wird des Pöbels frecher Wahnsinn
Den Trug bejauchzen, der, Gesetz und Sabbath
Auflösend, seinem frevelnden Gelüst
Die Thor' erschleußt zu Aufruhr und Empörung.

Joseph.

Darf man ein Lamm, das in den Brunnen fiel,
Am Sabbath retten; soll denn nicht ein Mensch,
Der acht und dreißig Jahr auf hartem Siechbett
Geseufzt, wenn ihm an Gottes heil'gem Tage
Die langersehnte Rettungsstund' erscheint,
Sein Bett vom Born in seine Kammer tragen?

Philo.

Du redest mit des Nazareners Zunge. —
Sieh acht, daß nicht sein Schicksal auch Dich treffe!

Joseph.

Von Wahrheit, nicht von Schicksal ist die Rede!
Dies steht in Gottes Hand, und jene wird
Ein Herz voll Zorn und Hoffarth niemals fassen.
Nur zu dem klaren, unbewegten Quell
Neigt sich des Himmels Bild; ein Sturm verzerrt
In ihm der Sterne Glanz zu Blitzes Funken.
Drum, Väter, laßt uns still und ruhig prüfen.

Ein Diener des hohen Raths tritt ein.

Diener.

Mit seinen Eltern steht der Blinde draußen —
So nennt das Volk ihn immer noch, obwohl
Er freudiger und heller sieht denn andre.

Philo.

Dein Amt ist, ohne Wort ihn hereinzuführen.

Die Vorigen. Benoni, der Blindgeborne, mit ſeinen Eltern.

Gamaliel.

Sagt rein und klar die Wahrheit, wie vor Gott!
Ward dieſer Euer Sohn Euch blind geboren?

Vater.

Sein Auge war verhüllt in Todesdunkel.

Mutter.

Mit Freudenthränen grüßt' ich jene Stunde,
Die uns den Erſtgeborenen verlieh.
Doch ach! bald netzten bittre Schmerzenswaſſer
Den armen Wurm, der blind im Schooß mir ruhte —
Des Lebens Born, das ſüße Licht, war ihm
Verſchloſſen — ach, uns drückte der Gedanke,
Ob unſre Schuld der Neugeborne trüge — —

Gamaliel.

Blieb er denn blind? erſaht Ihr keine Spur,
Daß er des Lichtes nach und nach gewahrte? —

Vater.

Starrblind bis jetzt.

Mutter.

Ach, niemals hat sein Blick
Ins Auge mir geschauet noch gelächelt.
Mir ward der größte aller Mutterschmerzen.

Philo.

Wie konnt' er denn die Weg' und Straßen finden?

Mutter.

Ach, Euer Wort erneuert meiner Seele
Den andern Schmerz. Ein Töchterchen ward uns
Zum Trost, und ihm zum Stab von Gott gegeben.
Sie liebt' ihn, gleichwie wir Benoni liebten,
Führt' ihn auf Salems Höh'n und in den Tempel,
Eröffnete des Blinden inn'res Auge,
Und lehrte ihn, im Geist Jehovahs Wunder
Und seiner Schöpfung Güt' und Ordnung schaun —
Da nahm der Unerforschliche auch sie — —
Wir hatten Rahel kaum hinausgetragen,
Da kam — —

Philo.

Es scheint, auf Eurem Hause ruht
Des Herren Fluch, verborgner Sünden Schuld.

Mutter.

Nein! — richtet nicht! — daß Gottes Huld und Größe
Sich offenbar' an uns, drum ist's geschehn.
Das zeuget mir ein Herz voll Dank und Freude!

Gamaliel.

So saget uns, wie ist er denn nun sehend?

Vater.

Wir wissen's nicht; nur daß er blind geboren
Und unser Sohn, das können wir bezeugen.
So fragt ihn selbst, laßt für sich selbst ihn reden,
Wer ihm die Augen aufgethan? Er ist
Wohl alt genug; so mag er selbst erzählen.

Benoni.

Ich saß am Wege, seht, da kam der Mann,
Der Jesus heißt, und sah mich an und sprach
Von mir —; erquicklich klang des Mannes Stimme
Mir in das Ohr; ich horcht' und wußte nicht,
Daß mir durch ihn das Beste werden sollte. —

Philo.

Weißt Du noch, was er sagte?

Benoni.

Ja, er sprach:
So lang' es Tag ist, muß ich Werke wirken
Deß, der mich sandte. Sieh, es kommt die Nacht,
Wo Niemand wirken kann. Das sagt' er trauernd. —
Nun sprach er froh: Ich bin das Licht der Welt!

Philo erbittert zu den andern.

Vernehmet Ihr's? O Fluch dem Gotteslästerer!

Gamaliel.

Ich bitt' Euch, Philo, laßt den Jüngling reden!

Benoni.

Nun netzt' er Sand mit seines Mundes Speichel,
Und überstrich die Augen mir und sprach:
Geh hin zum Teiche Siloah und wasche
Dein Angesicht. — Ich ging und tappte fröhlich —
Denn immer klang wie himmlischer Gesang
Sein Wort: Ich bin das Licht! mir in die Seele —
Mir zitterte die Hand, als ich zum Teiche
Sie niederbog, und Silo'hs kühlen Quell
Berührt' — ich säumt', enthob zuletzt dem Born
Die volle Hand und netzte meine Augen.
Da dämmert' es — sie waren aufgethan —
Ach Gott! ich sah des Bornes klaren Spiegel,
In ihm mein Antlitz und des Himmels Veste —
So lag ich knieend, sah und schloß die Augen —
Und weint' und wagt' es nicht, mich aufzurichten —
Und als ich nun das himmlische Gewölbe,
Die Sonne sah, die Bäume, Stauden, Blumen —
Es strömt' in mich, wie eines Meeres Wogen —
Ach zitternd stand ich mit verhülltem Haupte.
So führte jauchzend mich das Volk zur Heimath.

Simon.

Wie kann ein Sünder solche Zeichen thun!

Gamaliel.

Wo war denn, der die Augen Dir geöffnet?

Benoni.

Er war hinweg — Jetzt kann ich selbst ihn suchen.

Joseph.

Was meinst Du denn, wer dieser Mann gewesen?

Benoni.

Er ist ein Gottesmann und ein Prophet.

Simon.

Gieb Gott die Ehre! Sprich, er war ein Sünder!
Wir wissen es.

Benoni.

Das wisset Ihr? ich weiß,
Daß ich ein Blinder war, und bin nun sehend.

Philo.

Durch Satans Kraft hat er das Werk gethan!

Benoni.

Ist Euch der Satan denn des Lichtes Quelle? —

Allgemeines Schweigen.

Simon.

Wie that er Dir die Augen auf? Was that er?

Benoni.

Was fragt Ihr noch? Ihr habt es ja vernommen!
Sagt, wollet Ihr auch seine Jünger werden?

Philo.

Verflucht seist Du! Du bist sein Jünger.

Benoni.

Ja!
Du sagst's. Bald hoff' ich es mit Gott zu werden,
Und nichts soll mich von seiner Liebe scheiden.
Wer Gottes Willen thut, nur den erhört er.
Er hat mir aufgethan die blinden Augen.
So glaubt: wer das vermag, der ist von Gott.

Philo.

Wie, Sünder! Frevler Du — Du willst uns lehren?
Faßt ihn an.
Auf, faßt den Sünder — stoßet ihn hinaus!

Benoni.

O stoßt mich nicht, ich will ja gerne gehn —

Mehrere stoßen ihn fort, andere treten zurück, unter diesen:

Gamaliel.

Ist's Menschenwerk — so wird's von selbst zerfallen,
Ist es aus Gott, so möget Ihr's nicht dämpfen — —
O Philo, hüte Dich mit Gott zu streiten.

Alle ab, außer Philo und Simon — Draußen Geräusch und Volksgesang:

Volk.

Gelobt sei, der da kommt in Jehovahs Namen!
Hosianna ihm! Hosianna! Hallelujah! —

Philo.

Fluch und Verderben! Ha, jezt soll das Blut
Zuerst des Herolds, dann des Königs fließen!
Nun sollst Du Schwärmer ihm den Weg bereiten! —
Du eilest, Simon, zu den Hohenprieſtern! —

Volk draußen.

Gelobt sei, der da kommt in Jehovahs Namen!
Hoſianna ihm! Hoſianna! Hallelujah!

Philo und Simon ab.

Gegend am todten Meer.

Herodes Philippus, verkleidet als Pilger.

Philippus allein.

Hier ist das Meer, wo Sodom und Gomorrah
Versanken! — Furchtbar starrt das öde Land;
Schwarz ist sogar der Stein — Zweitausend Jahre
Verschwanden, und noch immer trägt der Boden
Der alten Sünde Spur und ihre Strafe!
Währet ewig denn, gerechter Gott, dein Zürnen?
Mit Grausen füllt die Gegend meine Seele —
Als säh' man die verhüllte Ewigkeit
Den Arm empor aus diesem Schlunde strecken. — —
Hier blüht kein Baum, hier duftet keine Blume,
Kein Freudelaut ertönt an diesen Ufern.
Es ist ein Meer von salzig bittern Thränen.
Wohl dem, der Herz und Hände rein bewahrt! — —
Ach, Sodoms Sündenschuld! — mein Bruder trägt sie —
Des Gastrechts Heiligthum hat er verletzt,
Wie Kain seines Bruders Haus verödet,
Mit Raub und fremdem Gut die Hand befleckt —
Verbannt den frommen Engel seines Hauses,
Arete's Huld und Schönheit, und im Kerker

Erseufzt ihm Fluch der edle Gottgesandte — — —
Ist hier nicht Sodoms Schuld und Sünde? — Kann
Denn dieses Land nur Missethat gebären? — —
Ach Salome, mein Kind, wird nicht der Mutter
Treuloses Herz mir deine Lieb' entwenden!
Herodias — verhaßter Name! — Du,
Du machst Asmoni's hohe Burg zum Sodom! — —
Könnt' ich dem Bruder nur die Augen öffnen!
Der Sündenbahn mein armes Kind entziehn,
Und dich erfreun, holdselige Arete! —
Dann mag Herodias, gleich jener Säule
Des umgewandten Weibes, stehn, ein Denkmal
Gebrochnen Bundes und gemeiner Lust! — —

Er erblickt die Wohnung der Essäer.

Ein Haus! wie! hat auch hier der kühne Mensch
Gewagt, auf solchem Grund sich anzubauen!
Ein Kain ist vielleicht in dieses Nod
Geflohn, das Frevelmal der Stirn zu bergen,
Und seine Schuld in dieser Kluft zu büßen.

Gesang von Männerstimmen aus dem Innern des Hauses.

Chor.

Wer wird in deinem Heiligthume wohnen,
Jehovah, wer dein leuchtend Antlitz schaun?

Eine Stimme.

Wer ohne Tadel vor Jehovah wandelt.
Wer Recht thut und von Herzen Wahrheit liebet.
Wer solches thut, der wankt nicht ewiglich!

Chor.

Jehovah blickt voll Huld auf ihn hernieder.
Er wird das Angesicht des Höchsten schaun! — —

Philippus.

Wie? hat in dieser öden Wüstenei
Die Gottesfurcht und Wahrheit, von der Welt
Verstoßen, selbst die Lust der Welt verschmähend,
Den Wohnsitz sich erkohren? Was bedeutet
Dies Schneegewand auf diesem schwarzen Boden? —

Ein Essäer tritt hervor.

Philippus.

Gegrüßet seist Du mir!

Essäer.

Dank Dir und Friede!

Philippus.

Ich bin ein Fremdling. Sage mir, wer hat
Zum Wohnsitz diese Wüste sich ersehen?

Essäer.

Die Welt ist eine Wüste; wir sind Pilger.
Wie Gras ist alles Fleisch, der Erde Glanz
Gleichwie des Grases Blume. Nur das Wort
Des Herren bleibt. Das sagt uns dieses Thal
Tiefschweigend. — Deßhalb hat uns seine Wahrheit
In seinem Schooß vereint. Wir sind Essäer.

Philippus.

Vernimmt der Mensch nicht überall die Stimme
Jehovahs?

Essäer.

Horebs nackte Felsenspitze
Umleuchtete Jehovahs strahlend Antlitz,
Und strahlend stieg der Seher in das Thal,
Wo sich des Volkes Wahn den Götzen baute — —
Elias Kluft umschwebte Jovahs Säuseln — —

Philippus.

Ich fasse Dich — allein, wie übt Ihr hier
Der Menschheit heil'ge Pflichten?

Essäer.

Wahrheit ist
Des Menschen erste Pflicht.

Philippus.

Nicht auch die Liebe?

Essäer.

Sie ist der Wahrheit Frucht. Hast Du die Wurzel,
Erwächst die Frucht von selbst.

Philippus.

So darf auch wohl
Der Pilger Schutz und Obdach bei Euch suchen!

Eſſäer.

Hier ſteht kein Sodom mehr, der Fremdling iſt
Willkommen, wenn ihm unſers Lebens Einfalt
Genügt. Hier fließet niemals Blut, das Kraut
Des Feldes und des Baumes Frucht ernähret uns.
Kein harter Stahl bedroht das fromme Lamm —
Ein reines Herz iſt unſre Opfergabe,
Die Flamme, die es zu Jehovahs Thron'
Erhebet, Dank und kindliches Gebet.

Philippus.

O wie entfernt iſt Eure Tempelwohnung
Der Felſenburg, die jenen Berg umſtarrt!

Eſſäer.

Wir richten nicht; Jehovah ſieht und richtet.

Philippus.

Sind andre Pilger noch in Eurer Mitte?

Eſſäer.

Sieh, hier erſcheinet eine, die vielleicht
Du ſucheſt —

Eſſäer ab.

Herodes Philippus. Arete's Amme.

Philippus.

Nicht wahr, Du biſt's! Dir ward Arete
Vertraut? Wo iſt ſie? Warum blickſt Du traurig?
Ich ſuche ſie; vom königlichen Lager
Führt mich mein Weg hieher nach langem Forſchen —

Amme.

Ach Herr, vernehmt! Ich leb' in Sorg' und Aengſten —
Arete ging — kaum wag' ich's auszuſprechen —
Zur Königsburg, verkleidet als ein Jüngling —
Herodes will ſie ſehn, den Ungetreuen,
Und den Gefangnen, der für ſie geredet —

Philippus.

Und Du — wie konnteſt Du? — haſt ſie verlaſſen!

Amme.

Sie wollt' es ſo. Ich bat, ich fleht' und kniete
Vor ihr — beſchrieb des Wageſtücks Gefahr,
Der wilden Wache Dräu'n, des Weibes Wuth
Und Eiferſucht, die ſpottend ſie zum Tode
Verdammen würd'. Umſonſt, ſie hört' es lächelnd

Und sprach getrost: Eh wirst du nach Damaskus
Machäron tragen, als von meinem Vorsatz
Mich schwaches Weib entfernen! Nicht mehr schwach
Ist sie; vielmehr als hätte mit der Kleidung
Des Jünglings Heldenmuth sie angezogen —
So stand sie da und ging, und uns gebot
Ihr ernstes Wort, hier ihrer zu gewarten.
Gott leite sie! Mich ahnet nichts, als Böses.

Philippus.

Sei unbesorgt — ich geh' und will sie heimlich
Beschützen, droht Gefahr — ich kann sie retten —
Wie Gottes Engel will ich sie umschweben —

Amme.

Gott sei gedankt. Er woll' Euch freundlich leiten!

Beide ab.

Wohnung des Kerkermeisters.

Man hört Trompetentöne aus der Ferne.

Gideon. Sulamith.

Gideon.

Nein, Sulamith, mich drückt der Feiertag —
Es ist mir schwul, wie wenn aus heißer Wüste
Der Samum weht. Ich kann nicht länger dauern
In dieser Frevelburg — ich muß hinaus.

Sulamith.

Was engt Dir denn, mein Gideon, die Seele?

Gideon.

Des Hofes Glanz und Sinn ist mir zuwider.
Mir tönt, wie Grabgesang und wildes Heulen,
Der Harf' und Flöte Lied, und die Drommete
Zerreißt mein Ohr in diesen todten Mauern.
Was sieht man hier? Der Höfling kriecht und lächelt,
Weil er es muß; des Guten Antlitz trauert —
Erzwungner Lärm bekämpft die Todtenstille.

Das Hofgepräng' erſcheint mir wie ein Tünchwerk
Auf Gräbern. Sulamith, ich kann nicht dauern.

Sulamith.

Seltſamer Menſch, wie biſt Du ſo verwandelt!
Sonſt liebteſt Du die laute Luſt und Freude.

Gideon.

Die Freude lieb' ich noch; hier aber wohnet
Nur Klag' und Jammer —

Sulamith.

Die Gewohnheit lockt
Ins Freie Dich. Willſt Du zu Felde ziehn?

Gideon.

Ja, Sulamith, ins Feld — doch nicht in jenes,
Wo Menſchen ſich erwürgen, will ich ziehn.
Zu meiner Heimath ſtillen ſchönen Hügeln,
Wo mir der Kindheit ſüße Tage ſchwanden —
Dahin verlangt mein ſehnend Herz mit Dir!
Dies Schwerdt will ich zur Pflugſchaar umgeſtalten,
Und, meine Sulamith, Dein theures Leben
Mit ſelbſterzogner Frucht und Blumen ſchmücken.

Sulamith.

Noch iſt der Freuden Stund' uns nicht gekommen,
Mein Gideon —

Gideon.

Du liebeſt mich nicht mehr.

Sulamith.

Wohl lieb' ich Dich, und werde stets Dich lieben.
Wer aber soll des heil'gen Mannes pflegen,
Wer dem Verlaßnen Früchte' und Blumen bringen?

Gideon.

Umgeben ihn doch immer seine Jünger.

Sulamith.

Die trauren nur und füllen auch sein Herz
Mit stillem Gram. Allein wenn ich erscheine,
Dann lächelt er, ihm glänzt sein dunkles Auge.
Mein Gideon, ich kann ihn nicht verlassen.

Gideon.

Wohl ist er werth, daß Du ihn höher liebest
Als mich — —

Sulamith.

O, Gideon, wie kannst Du reden! —
Du bist mein Bräutigam, ich Deine Braut —
So sind wir glücklich. Ach, nicht also ist's
Dem frommen Mann. Soll Sulamith mit Trauern
Nach Hebron ziehen?

Gideon.

Nun, so bleib' ich ferner
Des Sünders Knecht und Waffenträger ...

Sulamith.

Lieber,
Der Sünde kannſt und wirſt Du nimmer dienen;
Dem Fürſten dienſt Du, auch dem frommen Manne,
Und Deiner Braut. — Sag, diente nicht auch Jakob
Um Rahel ſieben Jahr und aber ſieben? —

Gideon.

Den Redlichen kann er nicht um ſich dulden. —
Muß nicht der Hauptmann auch zu Felde ziehn?

Sulamith.

Das iſt der Fürſtin Schuld.

Gideon.

Nimm Dich in Acht,
Daß ſie des Täufers Pflege nicht erfahre! —
Du kennſt noch nicht des Weibes Wuth und Tücke.

Sulamith.

Auf Sulamith wird ſie nicht nieder blicken,
Die Stolze — Leiſes Klopfen. Horch, wer kommt! —
Nicht wahr, es klopfte?

Die Vorigen. Arete, als Jüngling verkleidet.

Arete.

Iſt hier das Haus des Oberkerkermeiſters?

Sulamith.

Ja, wie Du ſagſt! Sei uns willkommen, Fremdling!
Gewiß Du kamſt zum königlichen Feſte,
Und ſcheinſt vom Weg' ermattet. Laß mich Dir
Ein wenig Brod und Wein zum Labſal reichen.

Arete.

Dank, Gute, Dir! Ein freundlicher Empfang
Erquickt den Pilger mehr als Brod und Wein.
Doch komm' ich nicht zum Feſt. — Vielmehr — wie ſollt' ich
Die Wahrheit Euch verheimlichen? — Zum Kerker
Führt mich mein Pfad. Iſt nicht Johannes hier?

Sulamith.

Ja, leider!

Arete.

Rührt auch Dich des Mannes Schickſal? —
Sahſt Du ihn ſelbſt? Darf man ſich frei ihm nahen?

Sulamith.

Du darfst. Johannes Jüngern hat der König
Erlaubt —

Arete.

Ich darf mich seinen Jünger nennen,
Wenn Lieb' und Achtung solch ein Recht begründen.
Was denkt man, wird der König ihn befrein?

Gideon.

Der König wohl — noch fehlet ihm der Muth,
Sich mit dem Blut der Unschuld zu beflecken —
Nicht also sie! Die freche Buhlerin
Wird ihm, sobald sie kann, das Leben nehmen.

Sulamith.

Bewahre Gott, mein Gideon! wie sprichst Du?

Gideon.

Der König liegt in dieses Satans Stricken —
Des todten Tigers Blut erfüllt das Herz
Der Enkelin. Der Sohn, ein schwacher Fuchs,
Verehrt in ihr des Vaters List und Kühnheit. —
So wird sie ungehemmt den Blutdurst stillen.

Arete.

Das soll nicht seyn! — Sagt, kanntet Ihr Arete?

Sulamith.

Ihr holdes Bild ist uns ins Herz gegraben.

Gideon.

Er tauscht' um Ophirs Gold der Straße Koth.

Sulamith.

Ach, jetzt erkennen wir, was wir verloren;
Die Unschuld hat er freventlich verstoßen.

Gideon.

Drum zog der Höllen Rotte bei ihm ein.

Arete.

Ihr überschätzt des schwachen Weibes Güte,
Die nichts von Herrscherkunst und Klugheit wußte.

Gideon.

Verdammte Kunst, die Lügen brütet, Trug
Und Mord gebiert.

Arete.

Nun, Freunde, seht in mir —
Ich darf mich Euch vertraun, Arete's Bruder!

Sulamith.

Arete's? — Ja! Ihr habt Arete's Augen,
Arete's Stirn' und Mund — o seid gesegnet!

Arete.

Nicht Rachsucht führet mich her — ich wünsche nur
Den Gottesmann zu sehn und möcht' ihn retten.

Sulamith.

O Heil und Segen Euch! Auch mein Gedanke
Bei Tag und Nacht ist des Propheten Rettung.

Gideon.

Ein zarter Jüngling und ein Mädchen wollen
Der Tyrannei die Brust entgegen stellen,
Und schwerer Fesseln zehnfach Eisen brechen!'

Arete.

War Judith nicht Israels Retterin,
Und Euhers Weisheit und Gebet das Heil
Von Tausenden? — Die Tyrannei ist schwach.
Denn unstätt ist ihr Wandel, scheu ihr Blick,
Der, überall Verrath und Schwerdter ahndend,
Die nächste Schling' und Grube nicht erschaut.
Die Lieb' allein ist klug und wählt das Rechte.

Sulamith.

Fürwahr, dann ist Johannes bald gerettet!

Arete.

Der König kann den Gottesmann nicht hassen,
Er ist bethört, verführt, in fremden Schlingen.

Gideon.

Du richtest mild und recht. Des Weibes Stolz
Verführte ihn. Er gäbe dem Gefangnen
Die Freiheit, dürft' er nur. Doch desto schlimmer,

Daß er nicht darf. Ihn hält des Weibes Fessel —
Und dieß ist stärker als der Höllen Pforte —

Arete.

So werd' er denn durch Weibeshand erlöst! —
Ich bin kein Jüngling — wißt, ich bin Arete!

Sulamith.

O theure Fürstin, Hochgeliebte!

Arete.

Still!
Ihr nehmt als Jüngling mich, und nennt mich Nathan,
Den Geber! Nicht zu nehmen, kam ich hieher.
Nicht bloß Johannes, ihn den edeln Dulder,
Auch des verführten Königs Herz und Seele,
Die Schuld und Unschuld möcht' ich gerne lösen,
Zu Licht und Freiheit beide hinzuleiten.

Sulamith.

O schöner Wunsch! Bald wird Arete's Antlitz
Und Huld ein treues Volk dann stets beglücken.

Arete.

Nicht also, liebes Kind! Nie wird Peräa
Als Königin mich schaun, und nie ein Mann
Mein Herz gewinnen. Wenn Ihr nicht mehr Nathan
Mich nennen werdet, nennt mich Jephtahs Tochter! —
Mein Herz und Leben ist dem Herrn geweiht.
Ich bin getäuscht — mein Geist verlangt nach Wahrheit;

Sie wohnt verborgen, vor Jehovahs Antlitz —
Johannes soll empor zu ihr mich leiten!
Des Himmels Braut wünsch' ich zu seyn auf Erden.

Sulamith.

O welche Huld und Tugend zieht Johannes
Auf diese Burg. Wo Gold nur glänzt' und Silber,
Und schweres Eisen klirrte, strahlet nun
Der Wahrheit und der Tugend milder Schimmer,
Da tönen nun des Glaubens süße Worte. —
Ein frommer Mann ist gleichwie Davids Harfe —
Erst stimmt' er sie auf Bethlehms stillen Hügeln,
Nur Lämmer horchten seinen hohen Psalmen,
Und als auf Sions Höhn die Salt' erklang,
Da schuf und weckte sie viel tausend andre.

Gideon.

Und nach dem Sänger warf der finstre Saul
Den Speer . .

Sulamith.

Und traf die Wand. O Gideon,
Gieb nicht Dein Herz den traurigen Gedanken.

Gideon.

Ans Reich des Lichtes gränzt die düstre Nacht.
Des Dunkels Mächte hassen es und lauern.

Arete.

Doch wird das Licht die Finsterniß besiegen —
Die Nacht entflieht, sobald das Licht erscheinet.

Gideon.

Nicht ſtets erſcheinet es; niemals auf Machäron —
Hier herrſchet Jeſabel und Naboth blutet —

Arete.

Woher Dir ſolche ſchreckenvolle Ahndung?

Sulamith zu Arete.

Seit kurzem füllt ſie ſeine ganze Seele,
Die ſonſt mit freiem Muth die Freude liebte.
Ich nenn' ihn meinen Bräutigam; er will
Mich zu des Vaters Au'n gen Hebron führen.
Ich folg' ihm gerne, doch wie könnt' ich noch
Den Gottesmann verlaſſen, und der Freude
Mich freun, ſo lang' er ſelbſt gebunden ſeufzet? —
Mein Gideon, es wird nicht ewig dauern —
Drum ſei getroſt und hilf uns klüglich rathen.
Iſt jener frei, will Sulamith Dir folgen,
Und wie ein Lamm um Deine Wünſche ſpielen.

Arete.

Und mir auch ſei dann Euer Hochzeittag
Ein Freudentag und Siegesfeſt der Unſchuld!

Gideon.

Wohlan, es ſei denn in Jehovahs Namen!

Sulamith zu Arete.

Nun, lieber Nathan, laß zur guten Mutter

Mich jetzt Dich führen. O sie wird sich freun
Den neuen Freund des Täufers zu erblicken,
Um den ihr Herz so schmerzhaft trauert — —

Arete.

Ach,
Warum entfernte mich von solchen Menschen
Geburt und Stand! An Höfen sieht man nur
Des Menschen Hülle, gleißend und verzieret
Mit buntem Glanz und äußerer Gebehrde;
Die Trübsal streift der Außenseite Tand.
So finden sich die gleichgeschaffnen Seelen,
Die, Engeln gleich, einander nie mißkennen,
Und sich durchschauend Freud' und Trauer theilen!
Komm, Schwester, komm, geleite mich zur Mutter!

Hand in Hand ab.

Zimmer der Herodias.

Herodias. Zilla. Hernach Salome.

Herodias.

Du warst zugegen, Zilla. Nun, wie fandest
Du denn des Mädchens Tanz?

Zilla.

O wunderschön!
Der Grieche selbst erstaunt', als hätten, sagt' er,
Die Charitinnen selber sie gebildet.
Sie zeigt Dianens Würd' und Kypris Anmuth,
Wie Zephyrs Säuseln schweben ihre Schritte.

Herodias.

Erkennst Du nun, was Pfleg' und Kunst vermögen?
So wird ihr Geist sich auch allmählig heben
Zu ihrem Stand' und Rang. Gedenkt sie noch
Der alten Zeit?

Zilla.

Sie lebt nur in der Griechen
Und Römer Welt und Kunst; Judäas Ernst

Und finſtrer Opfergott iſt ihr zuwider —
Da kommt ſie ſelbſt.

Salome tritt herein.

Herodias.

Wo warſt Du, Salome?

Salome.

Ich war im Garten, Blumen mir zu pflücken.

Herodias.

Doch haſt Du keine?

Salome.

Hatt' ich doch die ſchönſten.
Da kam ein Mann, man nennet ihn Johannes,
(So ſagte mir der Gärtner) hergewandelt.
Er ſitzt gefangen auf der Burg; der König
Hat ihm erlaubt im Garten dann und wann
Sich zu ergehn. Dem gab ich meine Blumen.

Herodias.

Wie? dem Gefangnen gabſt Du Deine Blumen?

Salome.

Nun ja! Ihr wißt, es machte ſtets mir Freude,
Zu ſchenken, und bedrückter Menſchen Antlitz
Mit einmal aufzuhellen; mir zuwider
Sind andrer Menſchen trüb' und ſaure Blicke.

Ich hätte lieber, alle wären luſtig,
Und tanzten, ſcherzten fröhlich durch das Leben. —
Ein Trauernder gemahnt mich, wie der Leier
Verſtimmter Klang; ich mag und kann's nicht hören.
Ich muß den Wirbel faſſen und ſie ſtimmen.
Gelingt es nicht, ſo muß ich's doch verſuchen.

Zilla.

Der frohe Sinn will Freud' und Frohſinn ſchaffen.

Herodias.

Nur — dem Gefangnen? — dachteſt Du denn nicht —

Salome.

Ich dachte nichts; ich gab ihm meine Blumen —
Er dankte freundlich, und nun war mein Zweck
Erreicht; ich hüpfte fort. Wenn ich's vermöchte
Ich ließ ihn los. Wozu denn die Gefangnen?
Die Welt iſt groß genug für alle Menſchen.

Herodias.

Du Schwätzerin, wie kannſt Du kindiſch reden!
Weißt Du auch wohl, wem Du die Blumen ſchenkteſt?

Salome.

Nun ja, der Gärtner ſagt, er heißt Johannes
Und ſitzt in Haft. Was kümmert mich das andre?

Herodias.

Haſt Du denn nie von Judas Gaulonites

Gehört? Er war ein Mann geſchlank und edel
Von Antlitz und Geſtalt —

Salome.

So ſcheint auch dieſer.
Sein Weſen iſt voll Ernſt und eigner Würde.

Herodias.

Wie jenes Meuters! Dieſer ſprach zum Volke:
Wozu bedürfen wir der Fürſten? Schlagt ſie,
Verbrennt und plündert Schlöſſer und Paläſte!
Regiert euch ſelbſt! Wie? wollt ihr Schoß und Zoll
Noch ferner geben? Ihr ſeid Abrams Kinder!
Wer Königen gehorcht und Fürſten ehret,
Entehrt ſich ſelbſt zum Knecht und Götzendiener! —
So predigt' er, und Tauſend folgten wüthend
Des Aufruhrs Stimme, mordeten und ſengten —
Die Freud' entfloh vor ihrem wilden Zuge,
Und ſchrecklich ward ein jedes Band zerriſſen.
Haſt Du Sephoris und der Städt' und Dörfer
Berußte Trümmer doch geſehn! — Das war
Des Judas Werk und ſeiner tollen Rotte.

Salome.

Was hat mit Judas dieſer Mann zu ſchaffen?

Herodias.

Er denkt wie jener, nährt des Volkes Wahn,
Und trägt des Aufruhrs Gluth in ſeiner Seele.
Längſt flammt' es, ſäß' er hier nicht auf Machäron.

Er hofft, ihn werde bald der Pöbel retten.
Denn draußen sinnt und tobt ein andrer Meuter. —

Salome.

Das hab' ich nicht in seinem Blick gelesen.
Er ist ein schöner Mann voll Würd' und freundlich.

Herodias.

Ja wohl, mein Kind, er ist ein edler Löwe,
Voll Trotz; kein Schakal, der den Raub umschleicht, —
Und dadurch eben doppelt stark und fährlich.
Durch seine Schuld umstarrt die Königsburg,
Zur freien Luft auf luft'ger Höh' erbaut,
Ein Wald von Speeren; hundert Riegel klirren,
Bevor ein Thor sich öffnet; und viel enger
Wird noch des Pöbels dumpfer Groll uns sperren.

Salome.

Dem wolle Zeus und alle Götter wehren!
Sollt' ich mein Leben hier im dunkeln Käfig
Vertrauren! Nein, ich liebe freie Luft,
Und Licht und Lust —

Zilla.

Fürwahr, es ist auch seltsam,
Daß wir des Mannes Schuld und Kerker theilen! —
So sollt' auch eilends ihn der König richten.

Herodias.

Wohl würde Freud' und Frohsinn dann erstehn,
Und unser Festtag festlicher erscheinen.

Salome.

Was hindert's denn? das wäre leicht gethan.
Hat er als Feind den Krieg und Streit begonnen,
So fall' er auch, nach Recht, sein erstes Opfer!

Herodias.

Mein Kind, Du sprichst vom Tod', als wär's ein Tanz
Von einem Saal zum andern.

Salome.

Nun, was ist's?
Er wird des Kerkers los, und wir des Zwingers.
Ließ Brutus doch die eignen Söhn' enthaupten,
Und Rom war frei . .

Herodias.

O, theure Tochter, nie
Hört' ich mit solchem Muth und Geist Dich reden!
Sei mir gesegnet! — Wahrlich, Du hast Recht —
Des Meuters Schweif, der feige Pöbel, wird
Von selbst ersterben, wenn das Haupt ihm fiel —
Getrost, mein Kind! Ich will bald jeden Mißlaut
Verscheuchen und zum König gehn. Bewahre
Dir Deinen frohen Sinn und hilf uns handeln!

Salome.

Nicht leicht wird mir der frohe Sinn verschwinden.
Nur möcht' ich gern der finstern Burg entfliehn.

Herodias.

Geduld! die neue Stadt, Tiberias,

Am See Geneſareth iſt bald vollendet.
Auf ſanftem Hügel prangt der hohe Pallaſt,
Zu ſeinen Füßen blinkt des Meers Kryſtall,
Und zeigt die Kaiſerſtadt im blauen Spiegel,
Von fern erheben wunderſchön der Tabor
Und Hermons Hochgebirg die ſtolzen Häupter.
Rings dehnet ſich das Thal, ein andres Tempe,
Und kränzt die junge Stadt mit Palm' und Myrten.
Hier wird ein Schauplatz herrlich ſich erheben,
Die Götterwelt der Griechen uns zu zeigen.

Salome.

O Mutter, Mutter! laß uns eilen! Enger,
Als jemals, dünkt mir nun Machärons Zwinger —

Herodias.

Erſt müſſen wie des Hauſes ſtille Gluth
Vorſichtig löſchen, eh' wir es verlaſſen. —
Du ſollſt der Jugend Frühling nicht vergrämen.
Vertraue mir! ich ſelber will Dich leiten. —
Jetzt geh, bereit' und ſchmücke Dich zum Feſte.
Der Abend naht, die Feier wird beginnen!

Salome.

Wohlan, die Hoffnung ſoll mich luſtig ſchmücken! —
Als tanzt' ich der verheißnen Freud' entgegen.
Hüpfend ab.

Herodias.

Jetzt fühl' ich mich beglückt, als Weib und Mutter. —

Das Mädchen iſt wie neugeboren. — Zilla,
Ich danke Dir, und will Dir ferner danken.
Du wareſt würdig, daß ich Dir vertraute!

Zilla.

O theure Fürſtin! — mein Verdienſt iſt klein —
Ihr überſchätzt ...

Herodias.

Dein Rufus kehrt als Hauptmann
Zurück; ihn ſchmückt der Sieges-, Dich der Braut-Kranz —
Uns alleſamt beginnt ein neues Leben! —
Erfülltest Du beim Abſchied meinen Auftrag
Und übergabeſt mein Geſchenk ihm, Zilla?

Zilla.

Das Damaſcener Schwerdt für Alexander.

Herodias.

Das Schwerdt muß walten! erſt zerreißt der Pflug
Der Erde Schooß; dann wächſt der Halm empor,
Und bringt die Frucht. — Das Schwerdt iſt unſer Pflug. —
Noch heute muß das Haupt des Träumers fallen! —
Geh, ſchmücke Salome zum Feſt, erhalte
Des Mädchens frohen Geiſt im leichten Fluge. —

Haus des Kerkermeisters.

Innerer Hofraum.

Herodes Philippus, in der Kleidung eines Essäers.

Marcus.

Philippus.

Sei mir gegrüßt!

Marcus.

Ich danke Dir! Vermochtest
Auch Du die stille Wohnung zu verlassen,
Mit uns des Königs Ehrentag zu feiern?

Philippus.

Zur Feier komm' ich nicht. Ich wünsch' ein Kraut
Im königlichen Garten aufzuspüren.

Marcus.

Du irrest, Freund, hier wohnet nicht der Gärtner.

Philippus.

Das weiß ich. Sage mir, weilet hier ein Jüngling?

Sein Nam' iſt Nathan. Dieſen laß zuvor
Mich ſehn und ſprechen.

Marcus.

Harre! ich will ihn rufen.

Ab.

Philippus allein.

Wie wird Arete mich empfangen? Traurend
Verließ ich ſie — — o könnt' ich ſie erfreun,
Und mir das Herz der Herrlichen gewinnen!

Herodes Philippus. Arete, als Jüngling.

Arete.

Heil Euch, Ehrwürd'ger! Wie! auch Ihr verließet
Das Heiligthum am Asphaltit und kommet ...

Philippus.

Ich komme für Arete! — Ihr zu dienen,
Iſt mein Beruf, — ihr Leben zu bewachen
Und mir Arete's Liebe zu gewinnen!

Arete.

Ich faſſ' Euch nicht, mein Freund ...

Philippus.

Sieh, dies Gewand
Verhüllt ein andres! Er zeigt die Kriegskleidung unter dem Talar. Kennest Du Philippus?

Arete.

Mein Gott! —

Philippus.

Erschrick nicht! Sieh', ich folgte Dir,
Als Du das Heer verließest; jammernd klagte
Mir Sarah Deinen Aufenthalt, ich nahm
Dies Kleid; Dein Vater weiß, daß ich Dir folgte —
Ein köstlich Kleinod ward mir anvertraut!
Du hast den kühnen Schritt gewagt, Arete,
O laß mit Dir Gefahr und That mich theilen!

Arete.

Philippus, nein! — Ich darf und will kein Bündniß.
Mich leitet nur mein Herz. Nicht Rache will ich.
Mein Schicksal trag' ich gern. Johannes möcht' ich
Befrein. Er duldet Schmach um meinetwillen.

Philippus.

Das ist auch mein Begehr! ich will ihn retten —
Durch dies Gewand — Auf das weiße Essäerkleid deutend — wenn das mißlingt, in diesem — Das Kriegskleid zeigend.
Sieh, Babas rückt heran; ihm weichet alles,
Er wird Machäron stürmen; alles Volk

Ist ihm geneigt und flucht dem schnöden Weibe —
Vom Haupt des Bruders Gottes Fluch zu wenden —
Nicht Rache — ist mein Wunsch!

Arete.

Und was die Folge?

Philippus.

Sie steht in Gottes Hand! Ich will das Recht —
Mit Unrecht hat mein Vater mich verstoßen,
Mein Bruder Antipas besitzt mein Erbe. —
Das soll er theilen, daß des Unrechts Fluch
Sein Haupt und Haus nicht drück' und stürze; sie,
Die Buhlerin, verstößt er nach Verdienst,
Giebt mir mein Kind zurück. Dann hab' er Friede!
Arete's Huld und Liebe sei mein Lohn!

Arete.

Philippus, nein! ich darf und will kein Bündniß
Mit Menschen. Gott allein kennt meine Sache.
Auf Erden will und wünsch' ich nur das Eine,
Daß meinetwillen nicht die Unschuld leide.
Kannst Du dem Edeln seine Bande lösen,
So rett' ihn ohne Blut — ich will's Dir danken.

Philippus.

Genug für mich! — Arete, uns vereinet
Ein gleiches Unglück ...

Arete.

Nicht unglücklich nenne,
Philippus, mich! — Ich war es niemals minder.
Gehab Dich wohl, und schaue, wie Du handelst.

Arete ab.

Philippus allein.

„Ich will dir danken! Schaue, wie du handelst!“ —
So sprach ihr holder Mund; wie Harfenlispel
Durchdringt Arete's Wort mir Herz und Leben.
Ihr Dank — o, welch ein Lohn! — Gewinn' ich mir
Ihr Herz, wie will ich dann mein Schicksal segnen! —
Um Kiesel hab' ich Perlen dann getauscht;
Wie will ich dich auf meinen Händen tragen,
Arete! jeden Lebenstag dir schmücken! —
O holder Nathan, gieb mir Lieb' um Liebe! — —
Wie schmücket sie des Jünglings Weis' und Haltung!
Wie strahlt ihr dunkles Aug' aus ihren Locken,
Den Quellen gleich im Palm' und Myrtenschatten,
Auf ihrem Antlitz himmlische Verklärung — —
Da öffnete der Lippen Purpursaum
Das sanfte Wort — — O würd' — ich wag' es kaum
Zu denken — dieses Herz — Arete — mein! — —
Stark wie der Tod ist Liebe, wie das Grab
Ihr Eifer, ihre Gluth Jehovahs Flamme. —
Wohlan zur That, bevor der Tag sich neiget.

Ab.

Zimmer im Hauſe des Marcus.

Eliſabeth krank auf einem Ruhebett. Gideon. Sulamith. Arete.

Arete tritt herein.

Es häufen ſich die Wunder. Saht Ihr ihn?

Eliſabeth.

Er war, ſo ſagte Marcus, von den Stillen,
Die dort im öden Thal am Salzmeer wohnen.

Arete.

So zeigt' ihn ſein Gewand. Es täuſchte mich,
Wie meines Euch getäuſcht. Es war Philippus.

Sulamith.

Philippus! — Gott! — des Königs Bruder!

Gideon.

Er,
Den Antipas um Weib und Kind betrog?

Arete.

Er war es ſelbſt.

Gideon.

Ich meint', er ſei im Lager.

Arete.

Von dannen kam er, mir vom theuren Vater
Geſendet ...

Gideon.

Edler war — ich kenn' ihn — keiner,
Von allen, die Herodes Blut' entſproſſen.
Doch war ſein Lohn und Loos der Trübſal Kelch,
Betrug und Haß und bittre Schmach und Unrecht.

Eliſabeth.

O, ſchlimmer Unrecht thun, als Unrecht leiden.

Gideon.

Sein Vater haßt' ihn ſeiner Tugend willen.
Doch wagt' er's nicht die Hand an ihn zu legen.

Eliſabeth.

Dem Guten müſſen ſich die Böſen bücken,
Die Frevler in den Thoren des Gerechten.

Gideon.

Dafür enterbt' er ihn — der wilde Bluthund —
Damit das Volk ſich ſeiner nicht erfreue. —

Eliſabeth.

Laß, Gideon, Dein Zürnen. Sind denn Kronen

Und Zepter Gottes Lohn? Iſt's denn ſo köſtlich,
Den blutbefleckten Herrſcherthron zu erben?
Er wird ſich ſeiner Trübſal freun und rühmen.

Gideon.

Nun raubt ihm noch der Bruder Weib und Kind —

Eliſabeth.

Das Weib iſt kein Verluſt — des Kindes wird
Sich Gott erbarmen —

Arete.

Dieſes will er retten —
Johannes auch. Er ſagt, es nahe Babas,
Der Asmonäer, mit dem Kriegesheere.

Gideon, an ſein Schwerdt ſchlagend.

Triumph! da wird's zum Kampf' und Streiten gehn!

Eliſabeth.

O Gideon, ich beſchwöre Dich, beflecke
Du Deine Hand mit keines Menſchen Blut!

Gideon.

So zieht mit mir nach Hebrons ſtillen Auen,
Bevor der Krieg die Frewelburg zerſtöret.
O Mutter, kommt und führet Sulamith
Und unſern Nathan in das Land des Friedens.
Ich will Johannes retten und Euch folgen.

Arete.

Folgt Ihr dem Rathe Gideons, Ihr Lieben —
Mich hält mein Herz zurück — —

Sulamith.

Nein, Gideon,
Wir ziehen nur vereint und froh von hinnen.

Eliſabeth.

Mein Hebron iſt nicht fern — ich ſeh' im Geiſt
Das Friedensland — ein andres ſtilles Mamre!

Sulamith.

Ach, Mutter — nein, ich weiß, Du wirſt geneſen.

Eliſabeth.

Geneſung! ja — ich fühle ihren Odem —
O möchte nur, mein letzter Wunſch auf Erden,
Des Herren Bote tröſtend mir ſich nahen!
Ich ſehne mich, ſein Angeſicht zu ſchauen.

Sulamith.

Er darf es ja, ſo wird er ſicher kommen,
Geneſung Dir, uns allen Freude bringen. —

Die Vorigen. Marcus. Johannes.

Gideon und Arete ziehen ſich in den Hintergrund des Zimmers.

Sulamith.

Bei Gott, da kommt er —

Johannes.

Friede ſei mit Euch!

Eliſabeth.

Heil Dir, Mann Gottes! O, mein höchſter Wunſch
Iſt nun erfüllt, Du Mann des Heils und Friedens!
Ich ſehnte mich noch einmal Dich zu ſchauen.

Johannes.

Ich bin ein Menſch, wie Du; nicht mir gebührt
Die Ehre. Mein Beruf iſt, zu verkünden
Den Mann des Heils. Ich bin ein armer Bote
Deß, der da kommt in hoher Gnad' und Wahrheit.

Eliſabeth.

Ach, würd' auch ich des Himmelreichs Genoſſin!

Johannes.

Es öffnet ſich der frommen Sehnſucht, die
Dem Reich der Welt entſagt. Die Morgenröthe
Wird aus dem Schooß der dunkeln Nacht geboren.

Eliſabeth.

Wer wird mich aus der Nacht zum Licht geleiten?
Wer von des Dunkels Banden mich erlöſen,
Daß mir der Morgenſtern mein Herz erhelle?

Johannes.

O glaube nur und fürchte nicht! Der Glaube
Beſiegt die Welt und führt zum Licht und Schauen.

Eliſabeth.

Ich glaub' und zittre. Wird der ernſte Richter,
Vor dem der Seraph ſelbſt ſein Haupt verhüllt,
Wenn alle Himmel Heilig! Heilig! ſingen, —
Auf ſeine Magd voll Huld ſein Antlitz neigen?
Was kann ich ihm zur Sühn' und Opfer bringen?

Johannes.

Ein Herz voll Demuth! — Sieh', er iſt die Liebe! —
Sein Reich beginnt. Er hat den Sohn geſendet —
Ein reines Gotteslamm — es trägt die Sünde
Der Welt und bringt uns Heil und Gnad' und Wahrheit. —
Er kam zur Erd' ein Menſch; ſo darf nicht mehr
Des Opfers Flamm' empor zum Himmel ſteigen.
In ihm erſcheint der Menſchheit Urbild wieder

Auf dunkler Erd', er wandelt ohne Sünde
Des Sünders Bahn, erneuet iſt der Bund
Mit Gott auf ewig — er der Sohn das Opfer. —
Die Zeit der Furcht und Knechtſchaft iſt zerronnen —
So freue Dich und nenn' ihn glaubend — Vater!

Eliſabeth

die Hände faltend mit aufwärts gerichtetem Blick.

O darf ich's wagen — Herr! — Jehovah! — Vater!
O Wort des Friedens — Herr — mein Gott — mein Vater —

Sie ſinkt auf das Kiſſen mit geſchloſſenen Augen. Die andern ſinken auf ihre Knie. Marcus ſteht an die Wand gelehnt.

Johannes.

Sie ſchlummert! Wohl ihr! — Die mit Thränen ſäen,
Mit Freuden ärndten ſie. — Sie gehn und weinen
Und tragen edlen Samen, endlich kommen
Frohlockend ſie und bringen ihre Garben.

Arete.

O ſegn' auch mich, Du frommer Friedensbote!

Sie wirft ſich vor ihm nieder.

Johannes ſie aufrichtend.

Ach Kindlein, nicht von mir, von oben kommt
Der Segen, und von ihm, dem Erſtgebornen
Des Himmels, der in unſrer Mitte wandelt!

Arete.

Ich bin Arete, die verſtoßne —

Johannes.

Du!

Arete? —

Arete.

Die geſegnete! Mich führt
Mein hart Geſchick zum Licht, zu Dir, zur Wahrheit —
Ich ſegne dieſen Tag — —

Johannes.

Kannſt Du der Krone,
Dem Pallaſt und dem freudenvollen Leben
Entſagen und die Schmach und Trübſal dulden! —

Arete.

Nur dies Gewand iſt Täuſchung, klar und hell
Mein Herz und Wort — Ja, ich vermag's, Rabbuni!

Johannes.

Heil Dir! haſt Du die Luſt der Welt verläugnet,
So ſtrebe, daß das Gottesreich Dir werde!
Dem Weibe wird das Heilige vertraut,
Daß es mit ſtillem ſanftem Geiſt ſein pflege. —
Ein hoher Glanz wird Dein Geſchlecht umſtrahlen! —

Trabant tritt herein, zu Marcus.

Nicht ferner ſoll der Fremdling ſein Gemach
Verlaſſen! ſo gebeut des Königs Wille! Ab.

Marcus blickt Johannes ſchüchtern und ehrerbietig an, und tritt an die Thür. Alle drücken Beſorgniß aus.

Johannes.

Getroſt, Ihr Lieben! — Auf die Mutter hinblickend. Seht, wie ſanft ſie ſchlummert!

Sulamith.

Mir iſt ſo bang', ach wird ſie auch erwachen?

Johannes.

Getroſt, mein Kind, dem Schlummer folgt Erwachen!
Der dunkeln Nacht die Morgenröthe. Amen!

Garten der Burg.

Antipas. Herodes Philippus, als Essäer.

Antipas.

So spät noch Kräuter suchend? —

Philippus.

Ja, der Thau
Des Abends mehret manches Krautes Tugend —
So wie des Frommen Geist, wann ihm des Lebens
Gestirn sich neigt, verklärt und schöner leuchtet. —

Antipas.

Wie forschet Ihr der Kräuter Kraft und Tugend?

Philippus.

Wir nahen uns der Pflanzenwelt mit Liebe —
Nur ihr erschleußt die Schöpfung ihr Geheimniß.

Antipas.

Habt Ihr ein helfend Kraut für jedes Uebel?

Philippus.

Ja! wenn der Kranke nimmt, was wir verordnen,
Geneſet er. Vermögen wir den Leib
Nicht zu erneun, ſo heilen wir die Seele.
Geneſet ſie, ſo hat der Menſch das Leben.

Antipas.

Und was verordnet Ihr?

Philippus.

Geduld und Wahrheit.

Antipas.

Und was iſt Wahrheit?

Philippus.

Sich vom Böſen wenden,
Und Gutes thun.

Antipas.

Ihr redet gleich dem Täufer.
Iſt er vielleicht von Eurem Bunde?

Philippus.

Nein!
Wenn nach der Hülle Du das Weſen richteſt —
Ja! gilt der Geiſt Dir höher als das Fleiſch —
Der Weisheit Freunde ſind das Salz der Erde.
Das Salz iſt Salz, gleichviel wo Du es findeſt —

Antipas.

Du ſcheinſt des Täufers Freund?

Philippus.

Ein Freund der Wahrheit.
Fühlſt Du Dich ſtark genug, ſie zu vernehmen —
Gern dienet Dir die Kunſt des Therapeuten.

Antipas.

Glaubſt Du mich krank?

Philippus.

An Deiner Seele nagt
Ein ſchlimmer Ausſatz. Eil' und laß Dich heilen,
Bevor er Dir Gebein und Mark vergiftet.
Laß los, den Du mit Unrecht haſt gebunden!

Antipas.

Nicht ſchwer und drückend ſind des Täufers Bande —
Er hätte längſt vermocht, ſie zu verlaſſen.

Philippus.

Du bandeſt ihn, Du ſelber mußt ihn löſen —
Und nicht die Hälfte nur, das Ganze wollen! —
Vollbringen mußt Du, was er Dir geboten.
Iſt's Recht, daß Du des Bruders Haus verſtörteſt,
Ein Ehebrecher, Weib und Kind ihm raubteſt? —
Das Heiligthum des Gaſtrechts ſchnöd' entweihteſt? —
Iſt Sodom und Gomorrha hier erſtanden? —
So rette Dich, verſöhne Deine Sünden,
Entlaß die Buhlerin, die Ungetreue,
Die Dich gefeſſelt in den Abgrund leitet!

Iſt's Recht, daß Du des Bruders, des mit Unrecht
Enterbten, Gut und Eigenthum beſitzeſt?
Verſöhne denn des Vaters Sünde, gieb
Zurück, worauf der Fluch des Unrechts laſtet! —
Dann wird wie Morgenroth Dein Licht erſtehen,
Gerechtigkeit wird leuchtend vor Dir wandeln, —
Wo nicht, ſo wird zur Nacht Dein Mittag werden
Und Dich Jehovahs Fluch in Wüſten führen. —
So ſpricht der Wahrheit Wort aus meinem Munde —
Sucht ſie Dein Herz, ſo laß Dein Herz ſie finden!
Dann wird mein Wunſch erfüllt: Heil Dir und Friede!

Ab.

Antipas.

Verwegner Mönch! — mir ſolche ſchnöde Rede! — —
Dich ſchützt des Pöbels Wahn und Dein Gewand,
Sonſt ſollteſt Du mir ſchwer den Frevel büßen —
Des Landes Hälfte ſollt' ich wieder geben,
Und mit Peräas Armuth mich begnügen? —
Und ſolches darf ein frecher Narr mir bieten!
Verhaßtes Judenvolk! — ich werd' ein Heide —
Ich will nicht jüdiſch — römiſch will ich handeln! —

Er ſieht den Gärtner.

Nicht mehr verſtatteſt Du den weißen Mönchen
Den freien Gang im königlichen Garten!

Ab.

Gärtner.

Hat jener ihm vielleicht ein bitter Kraut
Gereicht — kein Fürſtenkraut — es heißet Wahrheit! —

Fünfte Handlung.

Zimmer der Hohenprieſter im Pallaſt.

Hannas. Kaiphas. Simon,
im Begriff abzureiſen.

Simon.

Gehabt Euch wohl, Ehrwürd'ge!

Hannas.

Unſern Gruß
Dem Sanhedrin, vor allen Philo'n! — Morgen
Erwartet uns. Simon ab. Ha! ſtolzer Phariſäer,
So ſteig auch dir das Waſſer an die Seele!
Zu Kaiphas.
Was ſinnſt Du?

Kaiphas.

Ich gedachte der Geſchichte
Des Blindgebornen und der That zu Nain.

Hannas.

Ei, werd' ein Pharisäer, nimm den Satan
Zum Schlüssel Deines Räthsels!

Kaiphas.

Kann ein Wahn
Den andern lösen?

Hannas.

Kennest Du die Kunst,
Die Welt und Zeiten lenkt, womit ein Moseh
Ein neues Volk erschuf? — Verschleiert heißt sie
Kraft Gottes; unverhüllt — Betrug und Täuschung.

Hofbedienter öffnet die Thür.

Die Königin!

Ab.

Die Vorigen. Herodias.

Herodias.

Ehrwürd'ge Väter, nur
Ein Wort! Der König will die Häupter Sions
Begrüßen, eh' des Freudenmahls Beginn
Der Pauken und Drommeten Hall verkündet.
So bitt' ich Euch, erhöht des Festes Freude
Ihm, dem es gilt.

Hannas.

Und wie vermöchten wir
Der Fürstin Wunsch auf's Beste zu erfüllen?

Herodias.

Benehmt dem Stachel, der ihn quält, die Spitze! —
Ihr kennet seines Herzens weich Gewebe,
Und habt die Kunst, das schwache Rohr zu stärken.
Gern möcht' er immer noch des Tages Huld
Durch des Gefangnen Lösung offenbaren.
Doch sicherlich dem Volke zum Verderben!
Er aber meint, es sei sein Wunsch und Wille. —
Zum Unglück mußt' ein Schwärmer, dort vom Salzmeer,
Mit frechem Unsinn — schützt die Narren doch
Ihr weiß Gewand — im Garten ihm begegnen,
Und Fluch ihm drohn, wofern er nicht den Täufer,
Den heiligen Verkünder des Messias,
Der Haft entließe. — Dieses engt ihm nun
Das Herz. Ihr wisset, ihn erzog die Mutter
Durch Pharisäer; statt ihn für die Welt
Zu bilden, schwatzten sie vom Reich der Geister.
Genug für Euch! Ihr prüfet Herz und Nieren,
So werdet Ihr zur klaren Höh' und Ansicht
Die frömmelnde Verzagtheit leicht erheben,
Und zu dem Bunde, der mich Euch vereint,
Ein neues Glied, ehrwürd'ge Väter, fügen.

Hannas.

Vertrauet uns, verehrte Fürstin!

Herodias.

Schnell
Und kühn gebeut die Zeit zu handeln; Sion
Bedroht ein neuer Sturm; der andre Schwärmer
Erweckt die Todten, macht die Blinden sehend.

Hannas.

Wir wissen alles, und erkennen wohl,
Ein Opfer kann allein den Sturm versöhnen.

Herodias.

Ich bitt' Euch, dazu stärkt des Königs Geist!
Er naht; lebt wohl! Ich traue Eurer Weisheit.
Ihr soll, wie Salomo's, sich Glanz vermählen.

Alle ab.

Wohnung des Kerkermeiſters.

Innerer Hofraum.

Gideon. Sulamith. Arete.

Gideon

hereintretend zu den Beiden.

Jetzt fürchtet auch für Euch des Weibes Rache!
Sie ließ mich rufen, ſprach mit ſüßen Worten,
Und lobte ſchmeichelnd meines Dienſtes Treue.
Drauf ſagte ſie, ein Jüngling ſei bei Marcus,
Man hab' ihn oft bei Sulamith geſehn ...
Mir werd' ein Fremdling doch die Braut nicht nehmen.

Arete.

Ein arges Herz kann nur das Arge denken.

Sulamith.

Wie fein erdacht und doch wie welt gefehlt!
Sie will Dein Herz durch Eiferſucht bethören;
O Gideon, wenn ſie den Buhlen kennte.

Gideon.

Verhüte Gott! — Ich sprach: Er nennt sich Nathan,
Und scheint des Täufers Jünger und Gefreundter.
Drauf fragte sie, ob nicht auch ein Essäer
Dort weil'? — Es kämen je, war meine Antwort,
Des Ordens dann und wann, ein Kraut zu suchen.
Sie schwieg; ihr scheint von allem nichts verborgen,
Was hier geschieht, sie forscht und spüret . .

Arete.

Freilich,
Die Sünd' ist scheu; so regt sie Blick und Ohr
Nach allen Winkeln, lauschend und erspähend. —
Umsonst! sie trifft doch nicht das eine Wahre,
Und fällt zuletzt in ihre eignen Schlingen.
Für mich befürcht' ich nichts von ihr . .

Sulamith.

Auch ich nicht.

Gideon.

Auch für Johannes nicht? — Nun höret ferner.
Jetzt rühmte sie des Fürsten Lieb' und Zutraun
Zu mir, und sprach von baldiger Beförderung,
Nur müss' ich erst des Königs Herz erfreun
Durch einen Dienst. — Du meldest dich bei Hofe,
Als kämest du vom Feldherrn selbst gesendet.
Aretas Heer sei hart geschlagen, sagst du,
Und von Vitellius — ich weiß es naht —
Komm' eine Römerschaar und bring' uns Hülfe.

Nimm dieſen Ring für deine Sulamith! —
Sie bot ihn dar, in feinem Golde glänzte
Der Edelſtein —

Sulamith.

Und nun, mein Gideon?

Gideon.

Ich ſprach darauf: Durch Treue nur vermag ich
Dem Fürſtenhauſe, wie bisher, zu dienen.
Zur Falſchheit kann nicht Ophirs Gold mich reizen.

Sulamith.

Du kühner Mann! Und welches war die Antwort?

Gideon.

Ein Flammenblick; doch faßte ſie ſich bald.
Du denkeſt, ſprach ſie, löblich, aber, Freund,
Du irreſt. Wie könnt' ich ungerechtes fodern?
Vitellius, das weiß ich, ſendet Hülfe;
Aretas ward von Rom der Krieg verboten,
Er weigert ſich, die Waffen abzulegen;
Du weißt, die Römer zaudern nicht. — Nun, ſiehe,
Verfrühen will ich nur die Siegesbotſchaft,
Den Freudentag des Königs zu erhöhn.
Du biſt ein Krieger, Krieg erfodert Klugheit,
Du ſchadeſt Niemand und erfreuſt den König. —
Nicht mir gebührt, antwortet' ich, der That
Erfolg zu richten; auch vermag ich nicht,

Des eignen Herzens Widerspruch zu dämpfen.
Mein Vater hat zur Wahrheit mich gewöhnt.
Entlasset mich, ich bitt' Euch, dieses Auftrags.

Sulamith.

Du freier Mann, ich muß Dich doppelt lieben.

Gideon.

Sie maß mich nun vom Scheitel bis zur Sohle,
Und sprach mit Stolz: Ich achte die Gesinnung,
Doch bist du mir nicht auch Gehorsam schuldig?
Thu' deine Pflicht, mir überlaß das andre!
Dem Diener ziemt zu handeln, nicht zu richten. —
Nach Hebron, meiner Heimath, steht mein Sinn,
Antwortet' ich — ich will den König bitten,
Daß er Entlassung mir vom Dienst gewähre. —
Geh! sagte sie und wandte sich; ihr Blick
Glich eines Drachen Blick auf seine Beute. —
Jetzt fürcht' ich mehr als je des Weibes Rache.
Noch einmal! lasset uns gen Hebron ziehn!

Arete.

So lang der Edle hier in Banden schmachtet,
Vermag ich nicht, Zukünft'ges zu berechnen.
Gott setzet wohl der Arglist ihre Gränze.

Sulamith.

Und könnten wir die Mutter denn verlassen,
Die kranke? — Fürchte nichts, mein Gideon,
Johannes Gott und Muth sei auch der unsre!

Gideon.

Hier wehet Kerkerluft und Hauch des Todes.
Ach, könnt' ich Euch nach Mamre's Haine tragen!
Ein Himmelreich des Glaubens und der Liebe
Auf heil'gem Boden würd' uns dort erstehn,
Und in der Heimath friedlichstillen Schatten
Jehovahs Boten segnend um uns wandeln. —
Wär' Euch wie mir, Ihr flöhet diese Hölle. —
Ihr Glücklichen, mit Eurem stillen Herzen!
Mir fehlet Ruh' und Trost! — Ich geh' zum König;
Vorerst Entlassung! — Gott wird weiter helfen.

Ab.

Sulamith.

Ich sorg' um Gideon. Ach, möcht' auch ihn
Johannes Wort und Geist mit Ruh' erfüllen!

Arete.

O sorge nicht! — Der Sturm verweht; dann werden
Den edlen Stamm die stillen Früchte schmücken. —
Laß uns zur Mutter jetzt und dann zu Ihm —
Sein harren längst die duft'gen Kränz' und Salben.

Beide ab.

Gemach der Hohenprieſter.

Antipas. Hannas. Kaiphas.

Antipas.

Befürchtet Ihr denn nichts, ehrwürd'ge Väter,
Von dieſen Sekten für des Volkes Glauben?

Hannas.

Wer mag es ändern? Auch hat ſolcher Zwiſt
Sein Gutes: er erweckt durch äußern Reiz
Des alten Glaubens träge ſtockend Leben.

Antipas.

— Und was verſchlüg' es, wenn er ganz erſtürbe?

Hannas.

Das Volk — ſo ſpricht Iſraels weiſer König —
Wird ohne Glauben wild; es würde bald
Der Herrſchaft Joch und Bande von ſich werfen.

Kaiphas.

Drum hüten Roms Beherrſcher ihrer Götzen
Nicht minder, als Iſrael ſeines Gottes.

Antipas.

So dünket Euch der Glaub' ein Zaum und Zügel
Des Volks?

Hannas.

Läßt durch Vernunft ein Thier sich leiten?
Ist nicht das Volk ein tausendköpfig Thier?
Gehorsam kann es nur durch Furcht erlernen.
Im Donner gab Jehovah sein Gesetz.

Antipas.

Doch sind des Volkes Führer selbst nicht einig?

Hannas.

Sie halten all' auf Moseh Wort und Satzung.
Die Meinung selbst entgeht dem Volk'; es sieht
Das Aeuß're nur, und solchem zu genügen
Erfodert Pflicht und Klugheit.

Antipas.

Welche Lehre
Zieht Ihr der andern vor? — Ich wünsche, Väter,
Von Euch belehrt, in Eurem Geist zu denken.

Hannas.

Wir halten es mit Sadoks Lehr' und Weisheit,
Jedoch verbergen wir's dem Ungeweihten.
Das Volk bedarf der Pharisäer Satzung.
Bestimmt, das Joch zu tragen, muß es glauben,

Jehovah leit' und ordne jedes Schickſal,
Belohne Gutes, ſtrafe Trug und Sünde
Hier und im Todtenreich; einſt werd' er gar
Verweſ'ten Staub zu neuem Leben wecken.

Antipas.

Und Sadoks Jünger halten nichts von dieſem?

Hannas.

Selbſtſtändig traun ſie dem nur, was der Geiſt
Dem Denker zeugt.

Kaiphas.

Dem Pöbel gönnen ſie
Die Hülle . .

Antipas.

Scheint doch jedem ein Geſetz
Ins Herz gepflanzt . . . Erkennet nicht der Menſch
Was recht und unrecht, ſcheidet böſ' und gutes,
Und richtet ſein und andrer Thun und Laſſen?

Hannas.

Wir nennen ſchön, was uns ergötzet; gut
Und recht, was nutzt. Von Jugend auf gewöhnt uns
Der Eltern Wort, des Lehrers Ernſt, der Weltlauf,
Zu denken, wie das Bürgerwohl es heiſchet.
So wähnen wir, uns habe Gott ins Herz
Gepflanzt, was Menſchenwitz hineingekünſtelt.

Antipas.

Auch des Gewiſſens Stimme wär' ein Wahn!

Hannas.

Preiſt nicht als einzig ſchön der Wüſte Sohn
Sein ſchwarzes Angeſicht und zottig Haar?
Ihn ekelt vor Damaskus Milch und Roſen.
In Molochs glüh'nde Arme trägt die Mutter
Den Säugling, opfert weinend ihn dem Götzen,
Und kehret dann verſühnt zur öden Heimath. —
Wir nennen's Wahn und Tollheit, jene Tugend.
Klopft auch ein andres Herz in jenen Buſen?

Antipas.

Ich faſſ' Euch, Väter. Aber, Gott im Himmel!
Was bleibt dem Glauben, das nicht Wahn ſei?

Hannas.

Nichts!
Ein jeder Glaub' iſt Täuſchung; Glauben, Wähnen. —
Er iſt das leere Nichts, aus welchem Gott,
Das heißt der Kluge, ſeine Welt erbaut. —
Du biſt des Volkes Fürſt, wir ſeine Prieſter,
Von Gott geſalbt. — Erweiſ't die Salbung! — Hat
Sie Euch und uns Gebein und Fleiſch verwandelt?
Sind wir aus anderm Stoff als unſ're Knechte? —
Auf leerem Nichts ſteht unſer Stuhl gegründet,
Und doch ſo feſt, als and'res, was aus Nichts ward.

Antipas.

Ihr denket tief und kühn! — — Was lehret Ihr
Von jener Welt und künftigen Gerichten?

Hannas.

Wir folgen Moseh Satzung. Ihm genügte
Der Erde Fluch und Segen; späterhin
Entwuchs das Volk der Zucht, da heischte Klugheit,
Es durch der Zukunft Schreckenbild zu zähmen.
So steht es jetzt; wir ehren diese Satzung.

Antipas.

Was hat denn unser hochgepries'ner Glaube
Voraus vor Mizraims und Roma's Götzen?

Hannas.

Die Furcht und Einfalt —

Antipas.

Jener hat die Lust —

Hannas.

Wohl für das Volk, mit nichten für den Herrscher.
Vielgötterei verführt zum Wahn der Freiheit;
Nur Legionen hemmen die Empörung.

Antipas.

Gebricht's Judäa denn an gleichem Sinne?

Hannas.

Aus eignem Stamm wünscht unser Volk sich Herrscher,
Das Römerjoch nur dünkt ihm unerträglich.
Drum reizet jeder Schwärmer und Empörer
Es leicht, für den Messias ihn zu halten,
Und wähnt durch ihn das Heidenjoch zu brechen,
Und Davids Thron auf Sion neu zu gründen.

Antipas.

Man sollte diesen Wahn dem Volke nehmen.

Hannas.

Verzeih', o König, wenn ich widerspreche.
Der Wahn ist unserm Volke Schild und Siegel
Der Freiheit . .

Antipas.

Wie?

Hannas.

Vernimm! Nur nicht ein Schwärmer,
Kein armer Schwächling ohne Geld und Waffen,
Muß sich des hohen Heldenstücks vermessen.
Ein Mann von Geist und Kraft, ein Fürst aus Juda,
Herodes gleich an Muth und schneller Weisheit,
Ein solcher muß Israels Schilo werden!

Antipas.

Ehrwürd'ge Väter, faß' ich Eure Rede?

Hannas.

Hätt' Euer Vater seinen Ruf verstanden,
Augustus Schmeicheleien kühn verachtet,
Des Volkes Wahn und Glauben klug geschont:
Auf Sion stände Davids Stuhl! — Ihr hättet,
Was Du erringen kannst, wofern Du willst . .

Antipas.

Ist unsre Macht dem Römerreich gewachsen?

Hannas.

Verlangt denn nicht die unterjochte Welt
Nach Freiheit? — Seufzet nicht der Orient
Und Occident?

Antipas.

O sagt, was muß geschehn?
Ich will mit Euch! Ich bitt' Euch, rathet, helfet,
Und theilet dann mit mir den Lohn des Sieges!

Hannas.

Erst müssen wir des Volkes Wahn, der jenen
Verwegnen Schwärmern blindlings traut, ersticken,
Die göttlicher Gesandtschaft keck sich rühmen. —
Ihr habt den Herold; weg mit ihm! Wir werden
Den Afterkönig, der den Tempel reinigt,
Und Blinde sehend macht, zu fahen wissen. —

Doch laßt uns klüglich und verſchwiegen handeln,
Das Erſte thun, das Andre dann erwägen.
Für jetzt genug! — Die Zeit wird ſchon gebieten!

Antipas.

Es ſei, Ehrwürd'ge! — So verlaſſ' ich Euch
Mit Freud' und Dank, um bald bei frohem Mahl
An Eurer Seite mich des Tags zu freuen,
Den Eure Weisheit mir erhöht und krönet.

Hannas.

Wir danken Euch! — Sei Euer Ehrentag
Uns auch ein Bundesfeſt zum Heil Iſraels!

Antipas ab.

Kaiphas und Hannas.

Kaiphas.

Ich faſſ' Euch nicht, mein Vater! — War es Ernſt,
Was Ihr dem Fürſten ſagtet, oder Spott?

Hannas.

Wohl überlegt, mein Sohn! — So ward dem Thoren
Die letzte Kraft geraubt. Ihn hielt und ſchreckte
Der Kindheit Wahn und Aberglaube. Dieſen
Zerſtörte Sadoks kühne Lehr' und Satzung.
Zu ſchwach, um ſelbſt zu denken und zu wählen,
Vernimmt er gern, was ſeinen Lüſten ſchmeichelt.
So birgt der Fuchs ſich in des Dachſes Höhle.

Kaiphas.

Er ein Meſſias!

Hannas.

Schmeichler haben längſt
Mit dieſem Wahn den Albernen gekitzelt.

Kaiphas.

Und der Erfolg?

Hannas.

Zerrüttet in sich selbst —
Denn sein Gehirn kann nicht das Große fassen —
Vermögen wir den Eiteln jetzt zu leiten.

Kaiphas.

Wohin?

Hannas.

Vorerst, den Täufer zu verdammen,
Dann, uns des andern Schicksal zu belassen,
Und, wo es nöthig, uns die Hand zu bieten. —
Zuletzt wird er dann selbst durch seinen Wahn,
Wenn's uns beliebt, des Kaisers Gunst verscherzen,
Und wir vereinen die zertrennten Stämme! —
Nur erst Ein Volk — dann dürfen wir, vereint,
Ein eigenes und frei zu werden hoffen! —
Ein wenig Sauerteig durchgährt die Masse —

Kaiphas.

Erstaunt verehr' ich Eure Weisheit, Vater! —

Beide ab.

Antipas Zimmer.

Antipas. Malchas.

Antipas.

Haſt Du ihn ausgeforſcht? Was ſagt' er, Malchas?

Malchas.

Sein Wort iſt kühn und ſeltſam, frei ſein Weſen. —
Wie ließ' es ſich von ſolchem Schwärmer anders
Erwarten ...

Antipas.

Rede frei und offen!

Malchas.

Ein Prophet,
Begann er, bin ich nicht! — — Mein Herr und König
Erlaſſe mir des Mannes kecke Rede!

Antipas.

Verſchweige nichts! — Seit ich die Prieſter ſah,
Bin ich gefaßt ...

Malchas.

Laß deinen König, sprach er,
Sich selbst befragen! In des Herzens Tiefe
Weissaget jedem Gott-Jehovahs Stimme!
Der beste Seher wohnt im eignen Busen.
So stelle sich dein Herr um Mitternacht
Auf seines Pallasts Zinn' und seh' am Himmel
Jehovahs Heer! Hier richt' er seine Seele!
Dann blick' er auf Herodion und schaue
Des Vaters Grab; hier richt' er seine Größe! —

Antipas.

Esäerwahn und Pharisäerweisheit!
Erfragtest Du des Kriegs Erfolg und Ende?

Malchas.

Ich that nach meines Herrn Gebot, doch sieh' ich,
Erlaß die Antwort Deinem Knecht . .

Antipas.

Nein, rede!
Verhehle nichts, ich hör' es sonder Grämen.

Malchas.

Der Freche sprach: Ein Geist, wie Sauls, beherrscht
Den König Antipas. Sich selbst mißtrauend,
Weil ihn die Lüg' umstrickt mit tausend Banden,
Verdammt vom eignen Geist, will er die Geister
Erspähn, wie der zu Endor. — Warn' ihn, ehe

Sein eignes Schwerdt auch ihm die Bruſt durchbohrt.—
Noch iſt es Zeit. Das ſei mein letzter Rath! —
Folgt er und reißt ſich los, ſo wird er leben;
Wo nicht, ſo wird zum Hohn des Heiligſten —
Und dann auch zum Gericht die Sünd' ihn führen.
So ſprach der kühne Menſch. Verzeih', o König!

Antipas.

Genug des Unſinns! — Säh' der Unglücksſeher,
Der unabläſſig Dunſt und Nebel haſchet,
Die Grube doch, die vor ihm gähnt, das Schwerdt,
Das über ihm am dünnen Faden ſchwebet! —
Noch ein Verſuch, der letzte, ihn zu retten,
War Deine Sendung, Malchas. Sieh', er will nicht.
So ärndt' er ſeiner Thorheit Frucht! — Was meinſt Du?

Malchas.

Das Volk verehrt ihn; wähnt des Krieges Unheil
Sei ſeines Kerkers Schuld ...

Antipas.

Des Krieges Unheil?

Malchas.

Babas — verhüt' es Gott! — ſo ſpricht das Volk,
Schlug unſer Heer und rücket auf Machärus.

Antipas.

Der Asmonäer Babas? Leer Geſchwätz ..

Malchas.

Des Mondes Antlitz ſchein' in Blut getaucht —
Die Erde bebe . . .

Antipas.

Hat auch Dir der Schwärmer
Das Hirn verkehrt?

Malchas.

Ich meine nur, mein König,
Des Volks Gerede. Gleich dem dumpfen Toſen
Im finſtern Bauch der Erde droht es oft
Die nah' Erſchütt'rung . . .

Antipas.

Geh! Malchas ab. Verdammtes Zerren!
Muß Wahn und Wahrheit — alles mich zerquälen?
Ich bin ein Mann! So will ich männlich handeln.

Gideon. Antipas.

Gideon.

Heil ſei dem König! Du befahlſt, hier bin ich.

Antipas.

Zum Lohn für Deinen treuen Dienſt verſiehſt Du
Fortan des Hauptmanns Amt. Mein Ehrentag
Sei auch der Deine!

Gideon.

Dank für dieſe Gnade,
Mein Herr und König! Aber wie vermag
Des Pfluges Sohn ſolch fürſtlich Amt zu zieren?

Antipas.

Des Amtes beſte Zierd' iſt Muth und Treue.

Gideon.

Mein alter Vater wohnt in Hebron; längſt
Gebot er mir, den Harniſch abzugürten,
Und, ſeines Alters Schirm, der Väter Erbe
Zu baun. Ich kam, mir dieſes zu erflehn.
Gewähre mir, mein König, dieſe Gnade,
Für jene laß den Würdigern Dir danken.

Antipas.

Nein, jetzt bedarf ich Deines Dienstes; bleibe! —
Du zögerst? — scheuest Du des Kriegs Gefahr?

Gideon.

Verdient' ich je der Feigheit schnöden Vorwurf?

Antipas.

Hat etwa Dir des Pöbels Aberglaube
Und jenes Schwärmers Wahn das Herz gewendet?

Gideon.

Mich kümmert nicht des Pöbels Wahn. Johannes,
Wofern Du diesen meinest, ist kein Schwärmer;
Was ich begehre, weiß ich aus mir selbst.
Mich ruft des alten Vaters heil'ge Stimme.
Drum bitt' ich, Herr, entlasse mich des Amtes,
Und nimm dies Schwerdt zurück mit meinem Danke. —

Antipas fest.

Nein! — Dir vertrau' ich meines Schlosses Wache.
Gehorch und nimm Dein Schwerdt. Kein Wort! — ich
will es!

Ab.

Gideon.

Wohlan! ich muß! — Ein eisern Schicksal fesselt
Mich wider Willen an dies blut'ge Werkzeug,
Und hemmet mir den Weg zum süßen Frieden! — —
Ach, Sulamith! — du wolltest nicht, nun muß ich.

Hofraum im Hause des Kerkermeisters.

Herodes Philippus. Arete zu ihm hereintretend.

Philippus.

Umsonst! — Mißlingen muß, was ich beginne! — —

Arete.

Wem zürnest Du, mein Freund?

Philippus.

Ich ging zum Kerker,
Entdeckte mich, und bat ihn, sein Gewand
Mit diesem zu vertauschen; ungehindert
Vermocht' er, als Essäer durch die Wachen
Zum Asphaltit zu gehn, er war gerettet.

Arete.

Und wollte nicht?

Philippus.

Er sprach: Nicht mir geziemt
Betrug und List! — Sollt' ich, der Wahrheit Bote,

In feiger Selbſtſucht ihr Verräther werden,
Das Leben ſtehlen, ſeiner mich zu ſchämen?
Du meineſt nicht was göttlich iſt, Philippus.
O ſei nicht ferner des Verſuchers Helfer! —
So ſagt' er, reichte freundlich mir die Hand,
Und ſprach: Philippus, Gott iſt Licht und Wahrheit!
Ich ſtand beſchämt und ging voll heil'ger Ehrfurcht —

Arete.

Doch traf ich Dich voll Unmuth — —

Philippus.

Solchen Mann
Zu retten war und iſt mein höchſter Wunſch.
Darf man die Bosheit nicht durch Liſt bekämpfen!

Arete.

Dem edlen Mann geziemet Kraft und Wahrheit —

Philippus.

Dir ſchwör' ich beides! Aber ohne Dich
Vermag ich nichts, Arete! — O gewähre
Mir meines Herzens höchſten Wunſch und Sehnen,
Dich — durch das Leben liebevoll zu leiten!
Du wohnſt und lebſt allein in dieſem Herzen.

Arete.

Philippus nein! in meinem Herzen wohnt
Ein andres Leben, dieſes wird mich leiten.
Dem heil'gen Dulder weiht ſich meine Seele.
Nichts Irdiſches kann ferner mich berühren.

Philippus.

Iſt denn, Arete, dieſe Flamme Gottes,
Die mich durchdringt, iſt dieſes Hochgefühl,
Das Dich umfaßt mit unnennbarer Inbrunſt,
Und mir zu jedem Opfer Muth und Kraft
Verleihen wird — iſt dieſes Staub und Erde? —

Arete.

Zu jedem Opfer? — Prüfe Dich! Du meineſt
Nur mich, die vor Dir ſteht und zu Dir redet.
Wie eine Flamm' umwallt mich Deine Liebe.
Philippus nein! — Die Flamm' iſt irdiſch! Himmliſch
Iſt nur das Licht! — So opfre Deine Flamme
Dem ſtillen Licht, das unvergänglich leuchtend
Das Irdiſche dem Himmliſchen vermählet — —

Marcus tritt eilig herein.

Gott ſteh' uns bei! — Nun ſagt, was wird es werden?
Wißt, unſer Heer iſt jämmerlich geſchlagen,
Aretas hat geſiegt und Babas rückt
Mit Eil' auf unſre Burg; Herodion
Wird eingeſchloſſen. Himmel, welch ein Feſttag! —
Ich geh', berathet Euch, was wir beginnen.

Ab.

Pauſe. Arete ſteht nachdenkend.

Philippus.

Vernahmeſt Du des Mannes Red' und Botſchaft?

Arete.

Es iſt nicht meine Schuld, wenn tauſend fallen.

Philippus.

Bald wird der Krieg ſich dieſer Veſte nahn —
Drum laß mich ſchnell zum Vater Dich geleiten.

Arete.

Ich danke Dir. Sei unbeſorgt, Philippus!
Ich hoff' und fürchte nichts in dieſen Mauern
Für mich; doch darf ich ſie noch nicht verlaſſen.
Dich aber bitt' ich, Freund, entferne Dich,
Bevor man Dich entdeckt.

Philippus.

Mein Leben war
Ein ſüßer Traum; das Traumbild iſt zerronnen,
Mit ihm des Lebens Glanz.

Arete.

War es ein Traum,
So werd' es jetzt ein Leben! Dieſes ſoll
Durch eigne Kraft der Mann ſich ſelbſt gewinnen,
Der Welt entſagend ſeine Welt ſich bilden,
Und aus der Prüfung reines Gold hervorgehn.

Philippus.

Du redeſt kühn und männlich.

Arete.

Alſo redet
Die neue Zeit, mein Freund. Sie fodert Opfer,
Den neuen Bund, den göttlichen, zu ſchließen,
Den er, der Wüſte, jetzt des Kerkers Stimme,
Die Welt verläugnend aller Welt verkündet.
Schleuß ihm Dich an, ſo ſind wir eng verbunden!

Philippus.

O Gott, mich drückt des Vaters Fluch — — ich ſtürze
Mich in die Woge meines Schickſals. — Fort

Er wirft das Eſſäerkleid von ſich.

Mit dieſem Todtenkleid! So findet leichter
Das Schwerdt den Weg zu meinem armen Leben. —
Gehab Dich wohl, Arete. Nicht um Liebe,
Um Mitleid fleh' ich Dich. Leb' wohl, Arete!

Eilig ab.

Arete allein.

Der Arme! — — Bin ich denn zum Born des Todes
Erſehn, und muß an mich und mein Geſchick
Sich Krieg und andrer Noth und Unheil ketten? —
Urquell des Lichts, erbarme du dich meiner!
Laß aus der Prüfung mich geſtärkt hervorgehn,
Erquicke du mein Herz mit deinem Lichte! —

Arete. Sulamith. Hernach Gideon.

Sulamith.

O komm, Geliebte, komm mit mir zur Mutter.
Ach Gott! sie sagt, sie werde bald vollenden.
Ich muß es glauben, denn mit jeder Stunde
Verklärt sich himmlischer ihr Aug' und Antlitz —
O könnt' ich mit der lieben Mutter sterben!
Mit ihr verschwindet mir des Lebens Freude.

Arete.

O zittr' und weine nicht! Gönn' ihr den Kranz,
Der bald der Dulderin verklärtes Haupt
Umstrahlen wird! — Was willst Du mehr vom Leben?
Hast Du, o Sulamith, nicht Deinen Nathan?
Ist Freundschaft nicht ein himmlisch neues Leben
In Noth und Tod? Komm an dies Herz, Geliebte!
Dann, Schwester, zur Verklärung unsrer Mutter! —

Sie halten sich umschlungen.

Gideon

tritt herein und schlingt seine Arme um Beide.

O schöner Bund! — Nehmt mich zum Dritten auf,
Und laßt zum letzten Mal Euch so umarmen — —

Sulamith ängstlich sich loswindend.

Zum letzten Mal? mein Gideon!

Gideon mit ruhigem Ton.

Wir werden
Uns schwerlich heute wiedersehn; der König
Hat statt verlangten Abschieds mich zum Hauptmann
Bestellt für Pollio. Er sprach's und ging.
Ich habe keinen Willen mehr; so thu' ich,
Was mein Geschick gebietet, und vielleicht
Ersah es mich, Johannes zu befreien,
Wo nicht, mit ihm — —

Sulamith ihn umarmend.

O nein, Du mein Geliebter!

Gideon.

Herodias sinnet nur auf sein Verderben;
Die Heere nahn — — Noch einmal, geht nach Hebron!
Bald schließet sich der Weg! — — o, geht nach Hebron!

Arete.

Befürchte nichts! Ich schütze Sulamith.
Ich bin ihr Jonathan! — Komm, Braut, zur Mutter!
Ihr Segen soll uns Herz und Muth beleben!
Sei ruhig, Bräutigam, wir sehn uns wieder!

Arete und Sulamith ab.

Gideon allein.

So schweb' ich Armer zwischen Höll' und Himmel.
Gerechter Gott! wie wird sich alles lösen!

III.

Herodias Zimmer.

Herodias. Hernach Salome. Zilla. Xanthus.

Trompeten aus der Ferne.

Herodias allein.

Die Stund' iſt da! — Jetzt oder niemals! — Seltſam!
Auch mich ergreift ein feiger Schauder. — Steckt
Die Feigheit an, gleichwie des Trägen Gähnen? —
Stockt jetzt zum erſten Mal des großen Ahnherrn
Geblüt und Muth in meinen Adern? — Schande!
Um eines Narren Haupt ſo viel Bedenken,
Als wären's tauſend Leben! — Nein! — nicht heimlich,
Vor aller Welt empfang' er ſein Gericht!
Sein blutend blaſſes Haupt ſoll man mir bringen,
Auf daß mein Blick ſich an des ſtummen Mundes
Erſtarrter Zung' und an der blaſſen Stirn
Erquicke. — Antipas, du ſollſt in mir
Herodes ſchaun! Du ſelbſt ſollſt deinen Liebling
Verdammen und ein Kind das Opfer fodern! . . .

Salome tritt geſchmückt herein, mit ihr Zilla und Xanthus.

Herodias.

Ha! Königstochter! — So geziemt es Dir
Einherzuſchreiten voller Würd' und Hoheit! —
Wie lockt der Blumen mildes Licht das Auge
Des Lüſternen, doch zähmt den kühnen Blick
Der Stein' und Perlen Glanz, die Dich umleuchten.
Du gleichſt, o Salome, der holden Göttin
Von Amathunt, die alle Welt bezaubert!
Dank, Zilla, Dir! Dank Dir, kunſtreicher Xanthos!

Xanthus.

Nicht uns gebührt des hohen Dankes Gabe,
Es iſt der Fürſtin eigne Wahl und Kunſt.
Viel edler noch wird ſich im Griechentanz'
Ihr hoher Sinn entfalten, gleich als ſäh' man
Der holden Schweſtern Kunſt und Gaben alle
In ihr vereint . . .

Herodias.

Wie ſich ſo ſchön die Charis
Beſcheidenheit der Kunſt vermählt! — Was wird denn
Mit ihr der Meiſter uns zu ſchauen geben?

Xanthus.

Nach langem Sinnen, edle Königin,
Was ſolchen Tag zu zieren würdig wäre,
Erkohr ich Alexanders Feſt. Die Fürſtin

Ist Thais, die Besiegerin des Helden,
Und meine Kunst, dem Helden gleich an Kühnheit,
Ihr müssen des Olympus Götter dienen —
Wird ihn, den Kunst und Schönheit überwinden,
Euch darzustellen wagen: wie entflammt
Zur Rach', und Flammen in der Hand, er Thais
Folgt und im Brand der Königsstadt die Schmach
Von Hellas sühnt ...

Herodias.

O herrlich! an der Wahl
Erkennet man den Meister! — Aber wird ihm
Auch Thais Kunst — so frägt mein Herz — genügen?

Xanthus.

O Königin, ich sage nicht zu viel,
Die Fürstin wird ihr Urbild übertreffen.

Salome.

Es ist der Griechen Art, das merke, Mutter,
Auch ihre Rede so durch Kunst zu ordnen,
Daß nur das Schön' erscheinet, nicht das Wahre.
Die Künste schmeicheln; sollt' es nicht der Künstler?

Xanthus.

Ein falsches Lob, o Fürstin, würde mich
Und meine Kunst verkleinern. Mög' Athens
Und Roma's Kennerblick sie richtend schauen!

Herodias.

Nun lange wird Machärus dumpfer Zwinger
Uns nicht verſchließen. Pflanzt man auch die Palme
In Kerker? Unſer harrt Tiberias,
Und dann die Kaiſerſtadt. — Da wirſt Du ſtaunen,
Mein Kind, und Dich des Lebens freun. Noch hält
Der Wahnſinn uns verſperrt; doch heute ſoll
Des dumpfen Zwingers Kett' und Riegel fallen!
Sei wacker, Kind, und folge jedem Wink,
Der, wohlbedacht, Dich bei dem Feſte leitet!
Sei kühn und frei! Am Ziel iſt Lohn und Freude ...
Begleite ſie jetzt, Zilla, Xanthos bleibe!

Salome und Zilla ab.

Herodias. Xanthus.

Herodias.

Dir meinen Dank zu ſagen, guter Xanthos,
Behielt ich Dich zurück. Was jene Sänger
Der alten Hellas, ſei Du meinem Hofe!

Xanthus kniend.

Erhabne Fürſtin! Here's Huld und Hoheit
Und Kypris Anmuth ſtrahlt aus dieſen Blicken.

Herodias ihm die Hand reichend.

Steh auf, mein Freund! — Dein harrt ein größ'rer Lohn —
Ich liebe Hellas Kunst; Judäas Mureſinn
Iſt mir verhaßt! — Hier ſitzt das Haupt der Hyder;
Johannes heißt er, Antipas beſchützt ihn.
Heut' muß er fallen! Wink' ich Dir, ſo ſprich
Zu Salome: Johannes Haupt! Verſtehſt Du? —

Xanthus.

Und gält' es Xanthos Haupt, ich ſpräch' es, Fürſtin!

Herodias.

Sei Deines Lohns gewiß! Trompeten und Pauken aus der Ferne. Man ruft zum Gaſtmahl! —

Beide ab.

Gefängniß des Johannes.

Johannes. Pollio.

Johannes.

Noch weilst Du hier?

Pollio.

Ich kann nicht, theurer Meister!
Noch einmal fleh' ich, laß, ach laß Dich retten!
Laß mich das Werkzeug seyn in Gottes Händen.

Johannes.

Ist Gottes Hand an Dich, mein Freund, gebunden?
Nimm meinen Dank für Deinen guten Willen,
Und störe nun nicht ferner meine Ruh! —
Was Du begehrest, kann mir nicht geziemen. —
Wie würdest Du den Krieger richten, der,
Den seiner Huth vertrauten Stand verlassend,
Sein Leben lös'te? Freund, mir ward die Schwelle
Des Himmelreichs vertraut!

Pollio.

Darf man dem Trug
Der Bosheit nicht entgehn?

Johannes.

Durch Trug und List?
Nein, Pollio!

Pollio.

So hör'! ich weiß, Dir drohet
Ein Mordanschlag — Du sollst den Tag nicht sehn...

Johannes.

Wird's nur auf Erden Tag? — O, Pollio,
Von oben kommt das Licht! Da wohnt der Tag!

Die Jünger. Die Vorigen.

Pollio tritt in den Hintergrund.

Jakobus.

Vollbracht ist unsre Farth! Wir sahn ihn, Meister.

Andreas.

Nicht fern von Nain; Tausende umjauchzten
Den Göttlichen! Wir hörten seine Stimme ...

Bartholomäus.

Wir sahn sein Angesicht ...

Johannes.

Seid mir gesegnet!
Ihr kommt von Ihm! o seid willkommen! Glänzen
Doch Eure Blicke noch von seinem Anschaun.
Wie war Euch, Kinder? Redet und erzählet!

Jakobus.

Vermöchten wir es nur! — Ja, er ist höher,
Als Du, Johannes!

Johannes.

O, nicht Fleisch und Blut
Gab Dir dies Wort, Gott gab es Dir, Jakobus.
Erzähl'!

Jakobus.

Uns sendet, sprachen wir, Johannes;
Bist du, der kommen soll? — Wir sprachen's zitternd.
Er aber sah uns an mit Mild' und Hoheit.
Seht um euch her, begann er, Blinde sehen,
Die Lahmen gehn, die Tauben hören, Todte
Erstehn, den Armen wird das Wort der Freude
Verkündiget. — Wir sahen, hörten, glaubten.

Johannes.

O Heil dem Tage, wo ich Euch gesendet!
Gottlob! nun werd' ich Euch nicht Waisen lassen.

Andreas.

Rings drängte ſich um ihn des Volkes Schaar
Und Hoſianna! ſcholl in tauſend Stimmen.
Er aber ſtand in Einfalt, ſtill und freundlich.
So ſteht die Palm' im Glanz der Morgenſonne.
Ein ſchlicht Gewand umhüllte ſeine Glieder.

Jakobus.

Man hört' im Volk' auch Deinen Namen, Meiſter.

Johannes.

O, Kinder, nennet mich hinfort nicht Meiſter!

Jakobus.

Er ſprach zum Volk: Sagt, ginget ihr zum Jordan,
Judäer, dort ein wankend Rohr zu ſchauen,
Bewegt von Wind und Wirbel? Oder ſuchtet
Ihr einen Mann in weichen Kleidern? Solche
Sind in Palläſten. Oder ginget ihr, einen
Propheten dort zu ſehn? Ihr ſahet mehr.
Er iſt's von dem geſchrieben ſteht: Ich ſende,
Dir deinen Weg zu bahnen, meinen Engel . .

Johannes.

Mein Herr und Gott! O ſchweigt! Es iſt zu viel . . .

Jakobus.

Von allen Erdgebornen iſt der größte
Johannes! ſprach er . . .

Johannes.

Ja, als sein Verkünder
Und Herold! Aber gröſser ist, denn ich,
Der Kleinste seines Reichs.

Jakobus.

— „Er ist Elias!“

Johannes.

Ja, sein Elias! — Werd' ich auch die Bahn
Des Himmels, wie der Erde, vor ihm wandeln?
Es ist genug! Mein Herz vermag nicht mehr
Zu fassen.

Andreas.

Herrlich wird das Licht uns aufgehn,
Wenn er, die Kerker öffnend, die Gefangnen
Erlösen wird!

Johannes.

Erlösen wird er Sion!

Jakobus.

Zuerst den Herold.

Johannes.

Dieser ist schon frei!

Jakobus.

Wer Todte weckt, er sollte Dich verlassen?

Johannes.

Mein Tagewerk auf Erden iſt vollbracht.
O täuſcht nicht ferner Euer Herz, Ihr Lieben!
Verlaßt mich jetzt, und geht zur Stadt. Man möchte
Mißtrauiſch Euch den Zutritt ganz verwehren.

Johannes Zibdai.

Verſtatte mir zu bleiben, bis der hohe
Verheißne naht. Er zieht zum Feſte
Auf dieſer Straß'; es kann nicht lange währen.

Jakobus.

Wohlan, wir gehn und wollen ſeiner harren!

Die andern.

Triumph, dann ſoll er Dich, Rabbuni, löſen!

Johannes.

Ja wohl, ſie naht — die Stunde der Erlöſung —
So gehet denn, Ihr Lieben, Gott geleit' Euch! —

Sie gehen, außer Johannes Zibdai.

Du bleibſt, mein Theurer! — Nun, ſo ſtärke Dich
Für eine Zukunft, die Dir Größeres
Enthüllen wird! — Du ſtehſt an ihrer Schwelle,
Ein Kind — und faſſeſt nicht die Gegenwart — —
Doch es umſteußt Dein Haupt ein Leuchten Gottes — —
Komm her, Du frommes Lamm mit Adlerſchwingen,
Daß ich Dich ſegne! — Ja, Du wirſt der Erde
Und auch des Himmels Höchſtes ſchaun —

Johannes 3.

O, Meiſter!
Welch eine Red' iſt das? Vermöcht' ich ſie
Zu deuten? —

Johannes.

Auch Dein Name heißt Johannes —
In Dir wird er erfüllt .. Ich ſtand ihm ferne —
Du biſt der Jonathan des Davidſohnes! —
Wer kommt? — — O ſiehe! Sulamith, Arete!

Sulamith. Arete, begleitet von Gideon.
Die Vorigen.

Arete.

Wir bringen Dir den Friedensgruß, Mann Gottes!
Sie, die durch uns ihn ſendet, iſt verklärt. —
Dein Name war ihr letztes Wort — da ſank ſie
Zurück an meine Bruſt — ſie hat vollendet.

Sulamith weinend.

Mir aber ließ ſie Thränen, Angſt und Zagen. —
Ach möchte bald der Tod mich ihr vereinen.

Johannes.

O wohl den Todten, die dem Herren ſterben!

Doch größer Heil noch denen, die da leben,
Und glaubend sehn! Das Himmelreich ist nah!
Der Seraph wird Jehovahs Thron verlassen,
Und ehrfurchtsvoll um Salems Palmen wandeln,
Des Lebens und des Todes Herrn zu schaun! —
Laß Deine Thränen! Bald erscheint der Tag
Des Herrn, sein Glanz besiegt des Todes Nächte,
Und aus den Gräbern strahlet Licht und Leben.

Arete.

Heil Dir, Johannes! Deinem Blick' entströmt
Erquickung; Dir verdank' ich Licht und Leben,
Und Freudigkeit zu Gott! — O, nimm mein Opfer,
Verstatte mir dies theure Haupt zu salben,
Und Dich zu weihn zu meinem Herrn und Meister . . .

Sie bricht das Gefäß und salbet sein Haupt, sinkt dann vor ihm auf die Kniee und spricht:

O weih' und segne mich, Rabbuni!

Sulamith

kniend und seine Füße umfassend.

Segne
Auch mich und nimm dies Opfer meiner Thränen.

Johannes.

Ihr irrt, Geliebte! — Nein, nicht mir gebührt
Die Huldigung des Einen. — Er nur ist
Das Licht der Welt, ich sein geringster Diener. —
Mich habet Ihr zum Tod' und Grab gesalbet — —

Doch weih' und tauf' ich Euch zum Reiche Gottes,
Mit Waſſer;

Er nimmt eine Schaale und beſprengt ſie — auch Pollio und Gideon knieen mit auf die Bruſt gefalteten Händen.

Er wird Euch mit Feuer taufen.
Erhebet Euch! Sie ſtehn auf. Thut Buße, glaubt und folgt ihm!
Er iſt der Weg, die Wahrheit und das Leben!
Ihm weih' ich Euch, als Eurem Herrn und Meiſter. —
Wohlan, verlaſſet mich und dieſen Kerker!
Du, Pollio, geleiteſt ſie zur Heimath.

Arete.

Wann werden wir Dich wiederſehn, Rabbuni?

Johannes.

Verlaßt die Todten, wendet Euch zum Leben!
Habt Dank für Eure Liebe — Gott geleit' Euch.

Sulamith.

Mein Gideon!

Sie umarmt ihn mit Inbrunſt.

Gideon ſie an ſich drückend.

Ach, Sulamith —

Sulamith ängſtlich.

Du bleibeſt?

Gideon.

Mich bindet meine Pflicht. — Was iſt Dir, Liebe?

Sulamith.

Mir klopft mein Herz; wie zittert mein Gebein!

Gideon.

O fürchte nichts!

Sulamith.

Ich fürchte Deinen Tod!
Johannes Tod. — O rette! — Zu Johannes. Laß Dich retten!
Nach Hebron laßt uns ziehn! Laß nicht das Blut
Der Unſchuld durch die Hand des Frevels fließen.
Ach rette Dich und meinen Gideon!

Arete.

Erbarme Dich, verlaß die ſchnöden Bande!
Soll der Gerechte denn die gift'ge Natter,
Die ſeinen Arm umſchlingt, nicht von ſich ſchleudern?

Sulamith.

Erbarme Dich! — Nicht Dir allein, Mann Gottes —
Du willſt nicht, daß man Dich vor allen nenne —
Auch dieſem Jüngling und dem armen Vater,
Der ſeines Sohns zu Hebron einſam harret,
Und uns nicht minder, droht der Bosheit Tücke — —
Du haſt ein Herz voll Lieb' — ach, laß Dich retten! —
Und rett' auch uns — gen Hebron laß uns fliehen — —

Johannes, nach einer Pauſe.

Hört auf, Unmögliches von mir zu bitten —
Der Wahrheit ſtrenger Ernſt ward mir vertraut —
Den rauhen Weg muß ich der Liebe bahnen. —
Dem linden Säuſeln geht der Sturm voran — —
Die Ceder fällt, eh ſie den Tempel baut — —
Geliebte — laßt mich — geht — ich darf nicht wanken.

Arete.

Komm, Sulamith! Geweihte Schweſter, komm!
Hat nicht der Heilige uns Gott verlobt?
Komm, Sulamith — wir ſind des Himmels Bräute!

Ab. Pollio begleitet ſie.

Johannes Baptiſta. Johannes Zibdai. Gideon.

Johannes Z.

Beginnt das Himmelreich mit Schmerz und Thränen?

Johannes.

Mit Schmerz und Thränen! — Wenn ein Weib gebiert,
So hat ſie Angſt und Schmerzen; aber wenn
Das Kind geboren, dann gedenket ſie
Der Angſt nicht mehr; ein Menſch iſt ihr geboren.

Johannes Z.

Du trägst den Schmerz; so harret Dein die Freude.

Johannes.

Erst die Geburt zum Licht durch kurze Pein.

Johannes Z.

Du wirst in seiner Herrlichkeit Ihn sehen.

Johannes.

Ich werd' Ihn sehn in seiner Herrlichkeit — —
Und Du in seiner Schmach das Gotteslamm,
Wenn es die Sünden trägt der Welt. An seiner Brust
Empfängst Du Kraft, das Opfer anzuschaun — —
Hier ist die erste Stufe zum Altar . . .

Johannes Z.

Wie faſſ' ich Dein prophetisch dunkles Wort? —

Johannes.

Du wirst . . . Bewahr' es, Lieber. Der das Höchste
Dir zugedacht, wird Raum und Kraft Dir geben,
Der Erde Kampf, des Himmels Sieg zu tragen.

Zwei Gallier von der Leibwache treten in das Gefängniß. Die Vorigen.

Gideon.

Zurück! was sucht Ihr hier?

Gallier.

Uns ward Befehl,
Des Meuters Huth zu schauen.

Gideon.

Buben, Ihr!
Zurück — — wo nicht . . .

Zuckt sein Schwerdt, sie gehn — zu Johannes:

Hörst Du des Hofes Sprache? —
Vernahmest Du den Meuter? — Noch ist Zeit!
Man richtet Dich, bevor man Dich gehört . .

Johannes.

Laß, Gideon, Dein Schwerdt und Deinen Zorn!
Es sind nicht Gottes Waffen. Wer das Schwerdt
Nimmt, fällt durch's Schwerdt. Das Himmelreich ist Friede.

Gideon am Eingange.

Dem Satansreich zuck' ich mein Schwerdt, ſo lang'
Ich's heben kann, und falle durch das Schwerdt.

Pollio. Die Vorigen.

Gideon hält Pollio zurück.

Du kommſt zu rechter Zeit. Man will ihn tödten —
Der Plan iſt reif; nun rette! —

Pollio.

Wen?

Gideon.

Du frägſt?
Der Dolch iſt ſchon geſchärft, das Netz geſponnen.

Pollio.

Der König hat ſein Leben mir geſchworen. —

Gideon.

Der König! und auch ſie? — Vernimm, ſie hat
Des tück'ſchen Gallievolkes rohe Schaar
Zum Mord' erſehn. Wer anders würd' es wagen,
Auf ſolch ein Haupt ſein Schwerdt zu zucken? Dieſen

Behaget Trug und Mord. — Geh und benutze
Des Königs Wort, die Wache zu verstärken —

Pollio.

Ich gehe; wo er sei, ich werd' ihn finden,
Mein Anblick soll sein Herz erschüttern, und
Wie Gottes Stimm' an seinen Eid ihn mahnen.
Er wird dem Frevel wehren — und wo nicht,
So ist mein Schwerdt mit Deinem.

Gideon.

Wenn nur Zeit ist — —

Pollio ab.

Des Königs Eid? — Mich graut — das Heiligste
Fürcht' ich, erscheinet hier, zu Hohn und Spott. —

Pallaſt. Saal.

Herodes Antipas und Herodias auf Polſtern unter einem Thronhimmel. Rings umher: Die Hohenprieſter, Malchas, und mehrere königliche Diener und Frauen; in der Mitte Salome, als Thais, und der Gr[illegible]e Fanthus, als Alexander, mit Fackeln in den Händen. Sie gehen unter rauſchender Muſik; die galliſche Leibwache in griechiſcher Tracht, auch mit Fackeln. Die Muſik ſchweigt; eine Sklavin, perſiſch gekleidet, nimmt Thais, und ein Sklave dem Alexander die Fackel aus den Händen. Die Wache zieht ſich an den Eingang und in die Vorhallen des Saals zurück. Fanthus tritt auf die Seite hinter Salome; der König und alle andere ſtehen auf; Antipas gehet zu Salome und umarmt ſie.

Antipas.

O wunderſchön! — Du himmliſch hohes Mädchen,
Wie haſt Du mich entzückt! — Wo wär' ein Herz,
Das, kalt und todt, Dir Huldigung verſagte! —

An die Verſammlung:

Wie ſollen wir der Zauberin es lohnen?

Malchas.

Bewund'rung feſſelt jede Zung', o König!

Kaiphas.

Nie war mit ſolchem Alter ſolche Kunſt,
Mit ſolcher Kunſt nie ſolch ein Reiz vereinet.

Mehrere Stimmen.

Preis, Dank und Heil der edeln jungen Fürſtin!

Salome.

Ein leichtes Farbenſpiel! Gewandtheit iſt
Sein ganzer Werth; es blüht und welkt zugleich —
Zu groß iſt Euer Dank für ſolch' ein Scherz.

Antipas.

Nicht ſo, mein Kind! — Des Zephyrs Hauch verſchwindet,
Die Blüthe welkt; doch jener bringt den Lenz,
Und dieſe zeugt des Sommers reiche Früchte.
Du haſt nicht bloß den Feiertag, der heute
Des Reichs und Lebens erſten mir erneut —
Mein ganzes Leben haſt Du mir verherrlicht.
Drum ſchwör' ich Dir bei meinem Leben, alles,
Was Du begehrſt, und wär's des Reiches Hälfte,
Iſt Dir gewährt; bei Gott, es ſoll Dir werden! — —
Zuvor empfang der Mutter Dank, und Labung,
Der du bedarfſt — Dann, Thais, wähl' und fodre!

Er führt ſie zur Mutter, die mit ihr abgeht.

Mehrere Stimmen.

Heil, Heil, dem König! Heil der Königin!
Der Fürstin Heil, die sie und uns erfreuet!

Trompeten.

Antipas zu Hannas und Kaiphas.

Ehrwürd'ge Väter, solch ein Abend tilgt
Die Sorgen vieler Tage ...

Hannas.

O so sei
Die dieser Abend künft'ger Tage Vorbild!

Antipas.

Ach, wäre Fried' und Ruh' in Galiläa!

Hannas.

Wenn Du gebietest, fällt der Meuter Rotte.

Geräusch und Gedränge am Eingange.

Antipas.

Was ist?

Herodias.

Ein Freudenbote! laß' ihn reden!
Führt ihn herein!

Xanthus führt einen Krieger herein, der ein Schwerdt trägt.

Heil diesem Freudentage!
Verderben treffe die Verräther! — Rede!

Die Königin tritt ab.

Krieger.

Heil ſei dem König! Hier iſt Babas Schwerdt!
Ein heißer Tag. Schon wankten unſre Krieger,
Da kam uns Hülfe von Batanea —
Sie ſind geſchlagen, Babas iſt gefallen,
Verderben folgt des Feindes flücht'gen Schaaren.

Xanthus.

Triumph dem König! Heil der Königin!
Der ſchönen Fürſtin Heil! Heil unſern Kriegern!

Alle ſtimmen mit ein — unter Trompeten und Pauken — Pauſe.

Antipas, vor ſich.

Scheint dieſer Abend nicht der Feierabend
Von allen angſt- und ſorgenvollen Tagen,
Die mir ſeit langer Zeit bis jetzt verſchwanden? —
Doch kann ich noch dem ſchnellen Glück nicht trauen;
Ein täuſchend Traumbild ſcheint mir noch die Freude . .

Die Vorigen. Salome zwischen Herodias und Zilla. Xanthus gesellt sich zu ihnen.

Herodias zu Antipas.

Die Tochter sage Dir, o mein Geliebter,
Der Mutter Glück und Wonn' an diesem Tage,
Dem schönsten, den die Götter uns verliehen.
Sie hat das Recht der Rede sich erworben.

Xanthus stellt sich hinter Salome.

Salome.

Zum schönen Ernst ist unser Spiel geworden —
Vollendet ist der Sieg, vollbracht die Rache.
So wandt' in süßes Spiel sich jede Sorge,
Die sich dem Thron des milden Herrschers naht.
Ihn schirmt der Sieg, die Freude muß ihn schmücken!

Antipas.

Nimm meinen Dank, geliebtes Kind, küßt sie und laß nun
Auch mein Gelübde mich erfüllen. Fodre,
Was ich versprach! Nur dann erst bin ich glücklich.

Salome.

Mein Wunsch ist leicht gewährt — ich bin beglückt,
Wenn ich des Königs, meines Vaters, Antlitz
Entwölkt und heiter seh'. Mir das zu sichern,
Erbitt' ich mir auf einer goldnen Schüssel
Johannes Haupt, des Meuters ...

Antipas bestürzt.

Du? das Haupt!

Xanthus redet heimlich zu Salome; Herodias winkt ihr.

Salome.

Johannes Haupt! —

Herodias zu Antipas.

Du siehst mich an! Es ist
Des Kindes eigne Wahl; ich stimm' ihr bei!
Dein und des Reiches Wohl erheischt des Frevlers
Gerechten Tod.

Antipas.

Ich — kann ihn nicht verdammen.

Herodias.

Wem sonst vertraute Gott das Richterschwerdt?

Antipas.

Er ist ein Schwärmer; dafür büßt er reichlich.

Herodias.

Und wär' er nichts als das, gilt Dir ein Schwärmer
Mehr als Dein halbes Reich und als Dein Eidschwur?

Mehrere Stimmen.

Er ist des Todes schuldig! ein Verräther!
Ein Volksempörer! Weg mit ihm, zum Tode!

Herodias zu Zilla.

Sieh, Zilla, wie des Tanzes rascher Schwung
Des Mägdleins Blumenkranz und Haar verwirrte!
So eil' und ordne schnell, wie sich gebühret.

Zilla und Salome ab.

Antipas zu den Hohenpriestern.

Ehrwürd'ge Väter, sagt mir Eure Meinung!

Hannas.

Ist schon das schlichte Wort des Fürsten heilig,
Vielmehr des Fürsten Eid.

Antipas.

Das Volk verehrt ihn . .

Hannas.

So tritt — das folgt daraus, verzeih', o König —
Dem Volke Krou' und Zepter ab; wo nicht,
So herrsch' und halte Thron und Eid! —

Antipas.

Es sei! —
Marcus! —

Xanthus.

Ihm starb sein Weib; des Königs Huld
Verstatte mir, der Wache den Befehl
Der hohen Majestät zu überbringen.
So werd' auch mir ein Theil des schönen Lohns,
Mit Salome für Thron und Recht zu wirken . .

Antipas.

Es sei! — Fürwahr, ein unerwartet Ende
Nimmt Euer Tanz . . .

Antipas geht in heftiger Bewegung umher, zu ihm gesellen sich die Hohenprieſter.

Herodias zu Xanthus.

Vollbring' es schnell, mein Theurer,
Die blüht ein andrer Lohn für Deine Treue. —
Die Gallierwache harret Deines Winks.

Xanthus ab.

Herodias vor sich.

Die Rach' ist mein! so spricht der Judengott.
Wohl hat er Recht, die Rach' ist Götterwonne . .
Ha, hätt' ich schon des frechen Träumers Haupt!
Heraus will ich die Lästerzung' ihm reißen,
Und dann mit tausend Stichen sie durchbohren. — —
Vorher noch gilt's, des Mädchens Sinn zu stärken,

Beſchämen ſoll ihr Muth den feigen Knaben! — —
Ihn ſelber wird die raſche That gereun,
Des Schwätzers Bild, wie ein Geſpenſt, ihn ſchrecken . . .
Dagegen hilft ein heimliches Gelüſt — —
Den Schwachen hebt des Mädchens Kunſt und Koſen —
So ſoll im hellen Licht die That erſcheinen!
Der Feigling flieht den Tag und ſucht das Dunkel. —
Ich mag die Hälfte nicht, das Ganze will ich.

Ab in das Nebenzimmer.

Pollio mit zwei Kriegern. Die Vorigen.

Pollio tritt zu Antipas.

Noch bin ich hier! Dein Wort und Dein Gewiſſen
Zu retten, blieb ich. — Höre mich! Man ſagt,
Es ſei ein Anſchlag auf Johannes Leben.
Ich muß es fürchten, darum tret' ich frei
Hervor und mahne Dich an Dein Verſprechen.

Mehrere Stimmen.

Welch ein vermeß'ner Trotz!

Antipas.

Wie, Du erkühnſt Dich . . .

Pollio.

Ich wage nur mein Leben, das ich oft

Für Dich gewagt, für eine heil'ge Sache.
Du kannſt mich tödten, aber nimmer kannſt Du
Dein Wort, das Du mir gabſt, zurücke nehmen.
Ich fodr' es jetzt von Dir im Namen Gottes.
An dieſem Worte hängt Dein Heil und Leben . .

Antipas.

Es iſt zu ſpät! — Geht, ruft ſie! Laßt mich ſelbſt
Ihn hören — richten . .

Pollio.

O, das wolle Gott
Verhüten! — Wie? Zu ſpät? — O eilet, rettet
Des edeln Mannes Leben! Fluch und Jammer
Bedroht das Land, mit ſolchem Blut befleckt.

Antipas beſtürzt.

Auf! eilt, gebietet Stilleſtand bis morgen!

Getöſe und Murren.

Hannas zu Kaiphas.

Ein ſchöner Held! Gott Jakobs, welch ein Schilo! —
Bald wird es Zeit; bereite Dich zum Aufbruch.

Herodias. Salome. Zilla. Die Vorigen.

Herodias.

Welch ein Getöse! Sie erblickt Pollio. Wie! Du hier,
Verräther?

Pollio stolz und kalt.

Verräther nennst Du mich?

Herodias.

Ist Dein Beruf,
Hier zu verweilen? Hast Du nicht Befehl,
Dem Heer zu folgen?

Pollio.

Wo ist Euer Heer?
Geschlagen ist es; Babas rückt heran.

Herodias.

Vermaledeiter Lügner! — Zu Antipas. Laß den Buben
Ergreifen, Antipas! — Ergreift ihn, Wache!

Antipas.

Laßt noch! Ihm soll sein Recht geschehen. Sprich!

Pollio.

Ob ich ein Lügner sei, laßt diese reden!
Sie kommen von Herodeon.

Herodias.

Verrath
Und Tücke sind es! Leihet mein Gemahl
Dem Lug und Trug sein königlich Gehör?

Antipas.

Um desto sichrer trifft sein Haupt die Strafe.

Krieger.

Philippus Heer, des Gauloniters, kam
Dem unsrigen, so gab es vor, zu Hülfe.
Die Schlacht begann; da wandt' es sich, die Unsern
Entflohn, der beste fiel durch Schwerdtes Schärfe,
Der Sieger Babas rückt auf unsre Vesten.

Herodias.

Du lügest, Feigling! Wärst Du nicht entflohn,
Du hättest auch gesehn, was wir schon wissen.
Zeigt Eure Wunden, daß sie für Euch zeugen. —
Die feigen Lügner! Nehmt sie in Verhaft!
Bald wird auch diesen Trug die Wahrheit strafen. —
Der Freudentag muß zum Gerichtstag werden,
Damit des Herrschers Thron sich fester gründe!

Geräusch und Trompetenklang in den Hallen des Pallastes.

Mehrere Stimmen
in der Ferne, dem Saal ſich nahend.

Dem König Heil! Verderben den Verräthern!

Die galliſche Leibwache tritt an den Eingang des Saals; voran Xanthus; ihm folgt ein Trabant und trägt auf einer Schüſſel mit Johannes Haupt, mit einem Tuch bedeckt. Der Trabant will dem König knieend die Schüſſel überreichen; er winkt ihm auf die Seite, und wendet ſich weg; Xanthus weiſet den Trabanten in eine Ecke des Saals.

Mehrere Stimmen.

Dem König Heil! der Königin! der Fürſtin!
Tod und Verderben Feinden und Verräthern.

Antipas beſtürzt.

Es war zu ſpät!

Pollio ſich vordrängend.

Was iſt? O Gott im Himmel!
Johannes Haupt! — Fließt, ſtrömt ihr heißen Thränen!
O du Gerechter, edelſter der Menſchen!
Ach, warum mußt' auch ich von dir mich trennen!
Du ſtarbſt, ich lebe. — Nehmt dies Schwerdt und gebt mir
Sein blutend Haupt! Es iſt ein heilig Haupt.

Herodias.

Vernehmt den Schwärmer! ſeht den Volksempörer!
Hinweg mit ihm, dem Narren!

Die Vorigen. Sulamith, mit wildem Blick und zerſtreuten Haaren, tritt plötzlich in den Saal. Hinter ihr Arete und Marcus; in der Ferne Herodes Philippus.

Salome.

Gott, was iſt!
Ein neuer Jammer! Ach, wo wird es enden!

Sulamith.

Ihr harte Menſchen! oh, ihr harte Menſchen!
Ihr böſe Menſchen! Ach, was hat Euch denn
Mein Gideon gethan? — Ihr blut'ge Menſchen!
Unſchuldig frommes Blut habt Ihr vergoſſen.
Ihr habet mir den Bräutigam erſchlagen.
Wir wollen ja gen Hebron ziehn. O gebet
Mir ihn zurück! Komm, Gideon, gen Hebron!
Die Mutter tragen wir. Wo biſt du, Nathan?

Sie lehnt ſich an Arete.

Antipas.

Welch ein Gewirr! Was ſoll das? Rede, Marcus.

Marcus.

Es iſt mein einzig Kind, mein Herr und König.
Ihr Bräutigam ſtand an des Kerkers Thor,
Da kam die rauhe Schaar mit Mordgedanken,
Und foderte Johannes Haupt; er ſprach:
Es kann nicht ſeyn, zeigt mir des Königs Willen.
Sie drangen auf ihn ein, und dreimal wies
Er ſie zurück, da fiel er. Auf der Schwelle
Liegt ſein entſeelter Leib. — Hier ſeht die Braut,
Und weinet blut'ge Thränen. — Nehmt die Schlüſſel
Des Todes ſelbſt; ich bin nun matt und müde.

Legt Schlüſſel und Schwerdt auf die Erde und weint.

Antipas.

Gott, welch ein Tag! Auch Sideon ſein Opfer!

Er geht unruhig umher.

Sulamith.

Hier iſt es ſchwul und feucht; o kommt nach Mamre!
Da wehn die Lüfte mild und kühl, da gehen
Die Lämmer, weiß wie Schnee, und eſſen Kräuter.
In Hebron wohnt der liebe Vater einſam.
Komm, Sulamith, komm, vielgeliebte Tochter!
Ach, laßt ihn los; er that Euch ja kein Leides.
Nun iſt er frei! — Kommt eilig, kommt gen Hebron!

Sie ordnet ihre Haare und Kleidung.

Herodias.

Schafft ſie hinweg! geſchwind!

Salome.

Barmherz'ger Gott!
Was hab' ich angeſtiftet! — — Fort den Kranz
Aus meinem Haar! — — Es klebet Blut daran!
Fort mit den Perlen! — bittre Thränen ſind es!
Hinweg! —

Sie reißt die Blumen und Perlen aus den Haaren und wirft ſie zur Erde. Zilla rafft ſie auf.

Zilla.

O wehe, was wird's werden!

Herodias zürnend.

Zilla,
Hinaus mit ihr! — Elende Weiberſeelen!

Sulamith.

Ich bin bereit; ſo kommt und laßt uns eilen! —
Sagt, habt Ihr meinen Bräutigam geſehn?

Arete.

Komm, Sulamith, ich bin Dein Bräutigam.
Verwaiſtes Lamm, ich will Dich treulich leiten.

Herodias.

Verſtellung! — Zu Sulamith. Geh und folg' dem zweiten Buhlen!

Zu Marcus.

Du ſchaffſt ſie fort! — Ihr Pöbelvolk am Hofe!

Arete mit Ruhe und Würde.

Ein Pöbelvolk? — Wohlan, vernimm die Wahrheit!
Sieh' und erkenn' in mir die Königin! —
Ich bin Arete. — — Eures Hofes Glanz
Beneid' ich nicht. — Dir, Antipas, verzeih' ich —
Die schwere Blutschuld mag Euch Gott vergeben!

Zu Sulamith.

Komm, Sulamith, gebrochnes Herz, gen Hebron!

Herodias zu den Hohenpriestern.

Ehrwürd'ge Väter, traut Ihr dieser Posse?

Antipas.

Bei Gott, Arete!

Hannas zu Kaiphas.

Komm, wir gehn. Dem Priester
Geziemet nicht das Weltliche zu richten.

Hohenpriester ab.

Herodias zur Wache.

Greift die Empörer! Fasset den Vermummten,
Der sich erkühnt, der Majestät zu höhnen.

Die Wache will Arete greifen; Sulamith tritt hervor und reißt einem Trabanten das Schwerdt aus der Scheide, stellt sich dann vor Arete mit emporgehobenem Schwerdt; die Wache stutzt.

Sulamith.

Arete Ihr! Ha, kommt, Ihr feigen Mörder!

Seht Gottes Schwerdt! Seht Jonathan und David!
Heran und wagt Jehovahs Bund zu trennen!

Herodias heftig.

Ergreift und packt sie!

Antipas
den Arm gegen die Wache.

Laßt!

Herodias.

Todt oder lebend!

Die Wache will zugreifen.

Pollio sein Schwerdt erhebend.

Wer wagt's, Elende! Weicht zurück! Berühret
Mit frecher Faust die Unschuld, und Ihr sterbet.

Philippus
tritt hervor mit entblößtem Schwerdt; während er redet, drängen sich Bürger und Soldaten in den Saal.

Hier noch ein Schwerdt! ein doppeltes! — Verweilt,
Erst soll mein Wort des Weibes Herz zermalmen.
Kennst Du mich, Natter, Ehebrecherin!
Du wähnst, erstarret sei der Wahrheit Zunge!
Du Mörderin — Ha! seh' ich Dich erblassen? —
Erkennst Du mich? — Jetzt zittre, Rabenmutter!
Wo ist mein Kind? — Ihr reinjungfräulich Herz

Haſt Du mit Blut, das auf gen Himmel ſchreit,
Befleckt, der Unſchuld holden Tag in Nacht
Und Tod verwandelt — meines Lebens Leben
Haſt Du geſchändet, und Dein Schlangenhauch
Vergiftet mir die heil'ge Vaterliebe . . .
Bald wird des Himmels Fluch Dich ſchrecklich treffen,
Der Rache Gottes wirſt Du nicht entfliehn.
Thronräuberin, Dein Thron wird Dich zermalmen.
Gedenke mein! — — — Fort aus der Tigerhöhle!
Zurück! macht Bahn, Ihr niedern Sklavenknechte.

Die Wache tritt zurück; Getöſe und Murren; Pollio, Philippus, Arete, Sulamith, Marcus ab.

Antipas vor ſich.

O wehe mir! ich ſeh' der Rache Geiſter.

Herodias zu Antipas zürnend.

Sieh, ſolches darf der freche Trotz Dir bieten!
Du biſt nicht werth, das Diadem zu tragen.
Dein Sklavenſinn macht Dich zum Sklavenſpott.
Fortan will ich das Schwerdt und Zepter führen.
Dem Muthigen gehört die Herrſcherkrone.

Antipas.

Was Kron' und Zepter? — Blutſchuld — Rachegeiſter!
Unſchuldig Blut . . . Geräuſch. O wehe mir! — Was iſt? —
Was naht? — — Er erblickt Malchas. Komm, Malchas, alter Freund, verkünde
Erfreuliches! Was will das Volk denn? Rede!

Mehrere Krieger mit Bürgern untermischt, und fürstliche Diener drängen sich in den Saal.

Malchas.

Mein Fürst erschrecke nicht. Man spricht, es komme
Von fern ein Schwarm, und Babas rücke näher,
Zersprengte Reuter brächten solche Botschaft.

Antipas.

O Gott, so folget schon der Schuld die Strafe.

Zu Herodias.

Was sagst Du? Sprich, ist's wieder Trug und Täuschung?
Was, Babas Schwerdt! Wie hat man mich betrogen!—

Herodias.

Wär' auch unser Heer zersprengt, doch kann
Der Feind nicht nah'n, hätt' er auch Adlersflügel.
Es ist nicht wahr; die Feigheit schafft das Schrecken.
Und kommt der Feind, Machäron darf ihm trotzen.
Hier ist Herodes Siegesschwerdt, des Großen.

Ein Krieger.

Auch Rufus fiel ...

Zilla stürzt herein.

Was sagst Du, Rufus fiel.
Du lügst!

Krieger.

Er fiel, vom Hinterhalt erschlagen,
Mit seiner Schaar.

Zilla.

O wehe! Rufus — Fürstin,
Versprachst Du nicht ...

Herodias.

Geh, Närrin, Eurer Possen
Bin ich nun übersatt. — Zilla jammernd ab. Bin ich allein
Ein Mann, Ihr all' in Weiber umgewandelt!
Auf! rüstet Euch zum Kampf!

Man hört aus der Ferne Gesang.

Antipas in heftiger Bewegung.

Bei Gott, sie nahen!
Die Morgenröthe bringt uns Blut und Flammen.
Versperrt die Thore! eilet! .. Bleibe, Malchas! —

Ein Bote tritt zu Antipas.

Was bringst Du, guter Freund?

Bote.

Der Nazarener
Zeucht vor der Burg zum Passahfest gen Juda.
Aus allen Landen ströme des Volkes Menge
Auf seinen Weg, und tausend folgen ihm
Frohlockend und lobsingend.

Herodias.

Ha, vernehmet Ihr's?
Seht Babas und sein Heer! — So lacht und spottet

Doch Eurer feigen Angst! Von Schwärmern wimmelt
Die Welt und unsre Burg. Seid klug und fröhlich!

Malchas.

Sie ziehn vorbei; ein Wald von Zweigen füllt
Die Luft.

Bote.

Das Volk trägt vor ihm Palmenzweige
Und streut sie auf den Weg, wie einem König.

Chorgesang aus der Ferne.

Hosianna, der da kommt in Jehovahs Namen!
Hosianna in der Höh! Hosianna! Halleluja! —

Antipas.

Allmächt'ger Gott —— was will das alles werden —
Zu dem Boten.
Sprich, sahst Du ihn? Wie war des Mannes Wesen?

Bote.

Ich sah ihn selber nicht, doch hört' ich, eigen
Sei alles, Gang und Blick — sein Wort gewaltig —
Er spricht und Blinde sehen, Taube hören,
Und Todt' erstehn; man sagt, er sei Elias,
Wo nicht, doch ein Prophet aus alter Zeit.

Herodias.

Ein Narr, wie Du, und tausend andre Narren.
Geh und geselle Dich zu Deines gleichen.

Bote ab.

Chorgeſang näher.

Hoſianna, hochgelobt ſei Gott Jehovah!
Er, neigt ſein Angeſicht zu ſeinem Volke.
Der Herr iſt freundlich! Preiſet ſeinen Namen!

Antipas.

O wehe — helft — verberget mich! — —

Herodias.

Was iſt?

Antipas.

Iſt's nicht Johannes — — ſprecht, Ihr Hohenprieſter —

Malchas.

Es iſt der Mann von Nazareth, mein König.

Antipas.

Johannes iſt's, den ich enthauptet habe —
Sagt, war's Johannes Haupt, das man mir brachte —
Nein — ich verſprach — ſein Leben — ſtille! — horcht! —

Chorgeſang aus der Ferne.

Gelobt ſei der da kommt in Jovahs Namen!

Antipas.

Johannes iſt's — vernahmt Ihr ſeine Stimme —
O wehe mir! — er iſt vom Tod' erſtanden!

Malchas.

Es iſt des Volkes Feſtgeſang, mein König.

Herodias.

Sorgt, führt den König in sein Schlafgemach . .

Zwei Diener führen ihn; er blickt ängstlich nach dem Fenster.

Antipas.

Johannes — ha, er kommt — was soll ich sagen —
Sein Blut — o wehe mir — sein blasses Haupt —
Es ist nicht recht — nicht recht — o wehe! wehe! —

Herodias.

Führt ihn hinweg und macht dem Spiel ein Ende!

Malchas.

Ist das ein Königsfest —— O Gott erbarme!

Chorgesang aus weiter Ferne.

Hosianna ihm, der kommt in Jehovahs Namen!
Hosianna in der Höh! Hosianna! Halleluja!

Verbeſſerungen.

Seite 5 Z. 3 v. u. ſtatt ſtill, lies ſtille,
— 15 Z. 15 v. u. ſtatt ſchwimmet l. ſchwimmt
— 18 Z. 7 v. u. l. Mein Herz ſagt Amen!
— 27 Z. 10 v. u. ſtatt lebt l. lebet!
— 40 Z. 9 ſt. die Königstochter l. du Königstochter
— 55 Z. 13 v. u. ſt. im Morgenroth l. wie Morgenroth
— 89 Z. 6 v. u. ſt. Er wird l. Es wird
— 102 Z. 12 v. u. ſt. die aus Neugier ihn l. die aus Neubegier
— 187 Z. 1 ſt. erſcheinet l. erſcheint
— 197 Z. 1 v. u. ſt. weilet l. weilt
— 215 Z. 6 v. u. ſt. ſteig l. ſtieg

Wohlfeiles Erbauungsbuch

für Familien und ihre Hausgenossen,

unter dem Titel:

Gebete und Andachten,

auf alle Tage, Zeiten und Feste des Jahres, von Joh. Friedr. Sillig, Prediger in Frankenberg. 8. Leipzig bei G. J. Göschen.

Preis gebunden in Leder, Rücken und Ecken 15 gl.
ungebunden 12 gl.

„Ich unternahm dieses Buch," sagt der Verfasser, „in dem Glauben, dadurch die häusliche Erbauung um so leichter zu befördern, je mannichfaltiger der Inhalt, je vielseitiger die Ansicht und je wohlfeiler der Preis des Buches wäre. Um des Kaufes willen wurden die gegenwärtigen Andachten nicht niedergeschrieben, denn sie machen seit einigen Jahren meinen eigenen stillen Umgang mit Gott aus; wohl aber mache ich sie bekannt mit dem Wunsche, sie in die Hände Vieler zu bringen. Wenn täglich auch nur Einige mit mir andächtig zu Gott beten, welcher Trost, welche Freude für mich, der für das Reich Gottes gerne etwas wirken möchte! Denn das Leben frommer Beter muß Kraft gewinnen und sich verherrlichen durch Weisheit, Menschenliebe und wahren Eifer für alles Gute."

Ein Gebetbuch für alle Stände würde sehr schwierig seyn, wenn die christliche Religion nicht eine Religion des Herzens für Reiche und Arme, Hohe und Niedere wäre. Das heilige Gefühl ist in allen Menschen das nehmliche und um für alle verständlich und erhebend zu seyn, bedarf es nur, daß die fromme Empfindung sich deutlich, edel und lebendig ausdrücke.

Die Gebete in diesem Buche sind nicht bloß aus Betrachtung des Wechsels und des Einflusses der Zeit entstanden, sondern aus Erwägung aller Wahrheiten, Pflichten und Hülfsmittel der christlichen Religion. Es sind Ergießungen des innigen Gefühls, des frommen Sinnes, Seufzer eines gläubigen Herzens, Bestrebungen der höch-

sten Erhebung des menschlichen Geistes durch Worte, das Unaussprechliche laut werden zu lassen.

Ein vierfaches Register nach den Abtheilungen: 1) Anbetung und Dank, 2) Bitten, 3) Fürbitten, 4) Prüfungen, setzt den Freund des Gebetes in den Stand, nach seinem jedesmaligen Bedürfniß ein Gebet aufschlagen zu können, zum Beispiel: Abendmahl, Taufe, Blüthenzeit, Erndte, Schöpfung, Regierung Gottes, Gehorsam, Ergebung, Mäßigkeit u. s. w.

Durch diese Einrichtung wird auch das Buch für Schullehrer brauchbar, damit der Unterricht in den einzelnen Wahrheiten durch ein für den Gegenstand passendes Gebet mehr Leben und Wärme bekomme.

In allen Buchhandlungen ist zu finden:

Der

heitere und unterrichtete Hausfreund

für

edle Familien und ihre Jugend. Von D. G. Prömmel, Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Wandsbeck.

Preis brochirt 20 gl.

Allen Eltern und Erziehern, die ihren heranwachsenden Kindern eine das Herz und den Verstand zugleich bildende Lektüre in die Hände geben wollen, muß dieses Buch willkommen seyn. Es füllt eine Lücke unserer Litteratur aus, indem es sich ganz besonders eignet, das so schädliche frühzeitige Lesen der Romane entbehrlich zu machen, das nur durch den Mangel an unterhaltenden Büchern für die reifere Jugend, zumal des weiblichen Geschlechts, so eingerissen ist. — Reizende Schilderungen der schönen Natur sind darin zwanglos verbunden mit unterhaltenden und rührenden Erzählungen. Besonders eigenthümlich ist dem Verfasser eine glückliche Gabe zu unterrichten und zu erklären, ohne das Ansehen zu haben, als wenn er belehren wolle.

Der Umstand, daß der Verfasser Vorsteher einer Erziehungsanstalt ist, wird ein gutes Vorurtheil für das Buch erwecken; so wie man im Gegentheil versichern kann, daß niemand das Buch lesen wird, ohne von jener Anstalt eine günstige Idee zu fassen.

Briefwechsel

zwiſchen

Aßmus und ſeinem Vetter

bei Gelegenheit des Buches

Sophronizon und Wie Fritz Stolberg ein Unfreier ward.

Aßmus zu dem Kaiſer von Japan:

ᶜFitokai ᶜFuN::

Zu deutſch:

Die Mißverſtändniſſe in der Welt, Sire, kommen gewöhnlich daher, daß einer den andern nicht verſteht.

Eſſen,
bei G. D. Bädeker.
1820.

I.

Hochedelgeborner,

Hochgelahrter Herr und Vetter!

Kann nicht umhin, dem Herrn Vetter zu vermelden, daß ich abermals ein langes Buch durchgeleſen habe von Anfang bis zu Ende in eins fort, und iſt mir dabei ſo wunderlich zu Muthe geworden, als ob ich par force gejagt würde, alſo daß mir der Verſtand ſchier ausgegangen. Da mir nun der Herr Vetter die Erlaubniß gegeben, in ſolchen intricaten Fällen mein Kerzenſtümpfchen an Dero helleuchtendem Wachslicht wieder anzuzünden, habe auch bei dieſer

Ge- und Verlegenheit dazu greifen müssen. — Das Buch heißt eigentlich Sophronizon, muß aber wohl nur so ein Vor- oder Beinamen seyn, denn inwendig drinnen ist wieder ein Buch, das hat die Aufschrift: Wie Fritz Stolberg ein Unfreier ward, von J. H. Voß. — Da ich nun beide Herren wohl gekannt, dazumal, als ich noch Bote ging und die französische Revolution noch nicht war, und manchen Schilling von ihnen gelöset habe, besonders bei den Musenalmanachen, wie dem Herrn Vetter wohl bewußt; so habe ich das Buch mit nach Hause genommen, und gedacht, ich wollte mich der alten Zeiten noch einmal freuen. Aber, das ist mir übel bekommen und ist mir heiß und kalt geworden, bevor ich zu Ende war, und wußte nicht wie und warum, weiß es auch bis diese Stunde nicht.

Wollte also den Herrn Vetter gehorsamst gebeten haben, mir zu vermelden, warum mir der Verstand dabei ausgegangen, und wie mir denn eigentlich dabei zu Muthe gewesen, und ob dieses Buch so etwas von Zauberei u. dergl

an ſich habe, der ich mit allem Eſtime die Ehre habe ꝛc.

II.

Antwort.

Seinen Brief habe ich empfangen, aber, Vetter, Er iſt wohl nicht recht geſcheidt, daß ich Ihm erklären ſoll, wie Ihm zu Muthe geweſen, als Er das Buch quaam. geleſen und wie Ihm der Verſtand dabei ausgegangen. Ich meine, das müßte Er ſelbſt am beſten wiſſen. Oder ſind Ihm in den langen Winterabenden die alten Mücken wieder angeflogen, und treibt Er ſo ein Spiel, wie die alte Gertrud mit den Lufemunken! Hätte Er doch, wie ich Ihm ſo oft gerathen, das Buch nur noch einmal von vorne geleſen, da wäre Ihm der Verſtand entweder ganz aus- oder wieder angegangen, und ich hätte gar keinen, oder einen geſcheidten Brief von Ihm empfangen. — Nur, weil du es biſt,

närrischer Kerl, so will ich das Buch selbst lesen und dir dann mein visum repertum geben; die beiden Namen sind auch mir gute alte Bekannte und mag gern Gutes von ihnen hören. Hiermit Gott befohlen.

Sein

Diener ꝛc.

III.

Hochedelgeborner ꝛc.

Der Herr Vetter wollen nicht zürnen, daß ich noch einmal mit einem Briefe beschwerlich falle. Wollte nur gehorsamst bemerken, daß der Herr Vetter ganz recht haben, wenn Dieselben zu erklären belieben, daß ich nicht recht gescheidt seyn möge, als welches ich ja selbsten in meinem Letztern gemeldet und mich der Ursach halben an den Herrn Vetter gewendet, mit gehor-

ſamſter Bitte, auch diesmal meinen Verſtand wieder einzurichten, oder mit dem warmen Odem der Gelahrtheit wieder anzublaſen. Wenn aber der Herr Vetter verlangen, das Buch noch einmal zu leſen, ſo muß ich bekennen, daß mir ſolches unmöglich und viel ſchlimmer gedeucht, als wenn der Rector Ahrends ſel. mir die Exercitia zerriß, und ich den ſauren Schweiß noch einmal beginnen müſſen; wollte alſo bitten, mich damit hochgeneigt zu verſchonen, und nur einige Maaßregeln zu treffen, daß ich wieder aus mir ſelbſt klug werden möge. Dem Herrn Vetter iſt nicht unbewußt, wie ich von jeher für mein Leben gern ſolche Bücher geleſen, worin es um Wahrheit zu thun, auch wenns zuweilen ein bischen hart zuging; aber hier habe ich mich nicht finden können, auf welcher Seite die Wahrheit eigentlich ſey, und mein Verſtand ſteht in der Mitte zwiſchen beiden, wie der dem Herrn Vetter wohl bekannte Eſel zwiſchen den beiden Heubündeln; bitte alſo nochmals mir auszuhelfen, und, wenns nicht anders ſeyn kann, zu entſcheiden, ob auch

hier etwa nur zwei Heubändel und ich der besagte seyn möchte, als der ich die Ehre habe ꝛc.

IV.

Vetter! Vetter! Du Schalksknecht hast mich wieder zum Besten haben wollen, daß ich Dir sagen soll, was Du so gut weißt, als ich selbst. Aber es sey drum! närrischer Kerl: ist's doch immer so die Art unter uns gewesen, und darum kann ich Dir nichts abschlagen. Vorerst, nachdem ich nun selbst das Buch gelesen, verdenke ich Dirs gar nicht, wenn Dir bei dem Gedanken, es von vorne anzufangen, so zu Muth war, wie dazumal bei dem Rector Ahrends, wo Du so verblüfft aussahst — ich meine, ich sah Dich vor mir, Du alte gute Seele. Auch muß Dir wohl der Verstand darüber ausgegangen seyn, von alter Freundschaft, bestehe sie oder nicht, also reden, und ihre stillen Empfindungen im Kämmerlein — ja, ihr leises und flüchtiges Erröthen so aus- und

beplaudern zu hören. Es iſt mir auch recht leid und wehe drum geweſen, und ich wäre gleichermaßen mit meinem Verſtande auf den Strand gelaufen, wenn ich nicht dabei gedacht hätte: es ſey unter den beiden nie eine rechte Freundſchaft geweſen — habe auch nirgends ihre rechte Farbe und Geſtalt, wie ich ſie mir denke, herausfinden können. Andres, die ächte Liebe, und die ächte Freundſchaft und die ächte Religion — ſie iſt nur Eine — und der unächten gibt es vielerlei Geſtalten und Weiſen. Aber man kennt den Vogel an ſeinen Federn, auch am Geſange. Voß ſagt ja auch ſelbſt, wie er von jeher gegen ſeinen Stolberg gleichſam auf der Hut geſtanden, ob auch ſein angeborner alter Adel irgend zum Vorſchein käme. Das deucht mir ſchon nicht Freundſchaft, denn St. war ja doch einmal ein Graf, und Grafen, Andres, haben doch natürlicher Weiſe Gräfliches an ſich, und das ſollte man Einem ſo übel nicht nehmen, könnte ſich ja auch darüber verſtändigen. Wir beide haben es ſo nicht gemacht. Es klingt wohl hochmüthig, wenn ich

mich mit gräflichen Perſonen vergleiche, aber was ich ſagen will, iſt wahr, und darum ſcheue ich mich nicht es zu ſagen. Ich ziele nemlich auf die Gelahrtheit, wovon Du meineſt und ſageſt, daß ich ſie beſäße, worum Du aber Dich nie ſonderlich bemüht haſt, denn Du gucketſt nur ſo in die Sterne mit ganzem Herzen und ganzer Seele, aber von ihren Bahnen, Größen und Umlaufszeiten ꝛc. haſt Du Dein Lebtage nichts wiſſen wollen. Mich aber hältſt Du für einen kapitalen Gelehrten, und nennſt mich zu oberſt in Deinen Briefen hochgelahrter — und da ich weiß, daß Du nicht heucheiſt, ſo laß ich mir das gefallen. Aber, ich fordere Dich auf zu ſagen: ob das jemals auch nur ein Spältchen, ſo dünn wie Poſtpapier, in unſerer Freundſchaft gemacht hat. Und wenn ich Dir oftmals geſagt: Vetter, ſchweigt ſtill, darüber könnt Ihr nicht urtheilen und verſteht nichts davon — haſt Du dann jemals ein ſaures Geſicht innerlich oder äußerlich gemacht? Und habe ich desgleichen gethan, wenn Du mit Deinem Spott und Mutterwitz meiner Gelahrtheit in

die Rippen rannteſt, daß ſie krachten, und mich obendrein auslachteſt! Dann ſagte ich wohl: Vetter, Vetter, das iſt meine ſchwache Seite; aber ich dachte, er lachet nicht dich aus, ſondern deine Gelahrtheit, weil ſie mit vollen Segeln auf dem Stand ſitzet, Dich ſelber aber geborgen weiß. — Darüber haben ſich ja unſere Herzen längſt verſtändigt und ſchlagen ruhig fort, wenns auch der dritte Mann nicht meinet. Siehe, Andres, ich glaubte, ſo müßt es auch überall ſeyn, wo ächte Freundſchaft iſt und wohnet — und das hätte auch an beſagtem Orte alſo und nicht anders ſeyn müſſen. Die wahre Liebe, und die iſt doch das Element der Freundſchaft, gleichet ja wohl jede Unebenheit und Unart aus, wenn auch nicht auf einmal, doch mit der Zeit, und ſo weiß ſie auch zu dulden und — zu warten. — Darnach ſcheint es mir, als ob an beſagtem Orte zwiſchen den Beiden nie eine wahre Freundſchaft geweſen ſey, und ſie es ſich nur ſo eingebildet und einander getäuſcht hätten. Se... (laß mich, lieber Andres, nur die Anfangsbuchſtaben ſetzen, ich will

damit andeuten, daß ich ſie ſelbſt nicht richten, ſondern nur als Buchſtaben, wie in der Algebra, nehmen will) St.., ſo wills mir vorkommen, hatte das lebendige Bedürfniß und Sehnen nach einer verdrüderten Seele, nach einem Herzensfreunde. Und ſo kommt er mir vor, wie eine Rebe, die nach der Ulme ſuchet — iſt aber keine zu finden. B.. iſt ihm nie eine Ulme geweſen — hat es auch nicht ſeyn können, und wenn nun St... auch dem erſtern um den Hals fällt, und bei ſeinem Gedichte früherhin weinet u. ſ. w. — ſo gemahnet es mich, wie wenn eine Rebe einen glatten Obelisk für eine Ulme gehalten, aber bald wieder davon abglitſchet, weil ſie nirgends einhäkeln konnte. Eine Täuſchung bleibet nicht ohne die zweite und dritte ... ſo mußten ſie wohl immer mehr ſich Fremde werden — und da Freundſchaft nie da geweſen, ſo konnte ſie auch nicht zerriſſen werden. — Aber ihr Name ſelbſt und ihr Bild hätten doch ſollen heilig gehalten werden. Sie ſtand ja doch zwiſchen beiden und beſtrahlete ſie, obwohl ſie ihnen den Bundeskelch nicht reichte.

Siehe zu, Andres, ob Du das nicht auch aus dem Buche gelesen haſt, und gehab Dich wohl.

V.

Andres, mit der Zeit fange ich an, Dein „Hochgelahrter" für Spott zu halten. Du biſt ein ſolcher Schelm, wie Sokrates, ſtellſt Dich dumm und fragſt, was Du ſo gut weißt, als ich ſelbſt. Indeß wills machen wie immer; vernehme ich denn doch zuletzt, ob wir einer Meinung ſind und ob ichs getroffen habe. Auf Deine Frage: Warum nicht? — antworte ich Dir kurz und gut: Siehe ich halte die St.-Natur wirklich für eine Rebe, und die B.-Natur wirklich für keine Ulme. Da haſt Du das Räthſel! Nun ſage Du mir, warum die Rebe ſich nach altem Brauch und Herkommen, den Du im Homer und Virgil leſen kannſt, eben um die Ulme ſchlingt und beide zuſammen gehören.

Daß ich darum jene Nichtulme nicht verachte noch geringer schätze, verſteht ſich von ſelbſt. Sollte ich eine Eiche, Buche, Erle, Fichte ꝛc. deſt lb geringer ſchätzen oder gar verdammen, weil ſie keine Ulmen ſind? das ſey ferne. Aber ſiehe, die Ulme iſt doch von allen dieſen einmal dazu erſehen, daß ſie dem Weinſtock in die Höhe helfe und ihn trage, und mit ihm ſich vermähle. Warum dem ſo iſt, kann ich D r aber, falls Du fragen wollteſt, eben ſo wenig ſagen, als warum der Pſop — denn Dir, Du lieber Kauz, zu Gefallen, wähle ich, weil Du dieſen Buchſtaben einmal in Affection genommen haſt, ein Beiſpiel mit einem Pſilon — aus der Wand wächſet. Wir Gelehrte nennen das harmonia praestabilita, Wahlverwandtſchaft, und könnte Dir noch mehr dergleichen Namen ſagen, wenn Du nicht immer, wie ehemals, ſobald es ans Vokabelnlernen ging — ein ſpöttiſch-weinerlich Geſicht dazu machteſt.

Doch, das bei Seite! Ich habe Dir zu beweiſen, daß St... eine Rede ſey, und B.. keine Ulme für dieſe Rede, und ich freue mich,

daß Du mir Stand halten mußt, und ich mein Kunſtſtück anbringen kann, ohne daß Du mir davon läufſt. Uebrigens begreifſt Du leicht, Vetter, obwohl Du von der Logik nichts verſtehſt, daß ſich beides nicht zugleich beweiſen laſſe, und daß es auch nicht ſo leicht mit dieſem Beweiſe abgehe, wie mit dem Dir wohlbekannten: daß ein Student ein Student und kein Rhinoceros ſey.

Muß alſo erſtens beweiſen, daß Fritz Stolberg, der ſogenannte Unfreie, ſeiner innern Natur nach eine Rebe ſey, eine Weinrebe. Ich denke, er kanns nicht übel nehmen, daß ich ihn damit vergleiche. Wahrhaftig, es geſchieht nicht aus Geringſchätzung oder Muthwillen; hab' ihn, daß weißt Du, immer geliebt und geehrt, und thue es noch, und daß er nicht mehr zu uns gehört, ſtört mich nicht darin. Iſt jedoch auch die Rebe ein edel Gewächs, und ſind wohl andere, die Stolberg gern über ſich erkennen wird, mit dem Weinſtock und den Reben verglichen worden. — Nun ſiehe, die Rebe hat das Beſondere, daß ſie nicht auf ſich ſel-

der ruhet, ſondern bedarf und ſehnet ſich nach einer Stüze. Ja, es iſt närriſch genug, was ich ſagen will, kanns aber nicht bei mir behalten, nämlich, daß ſelbſt das Blut der Rede, wenn es ſich mit dem unſern vermiſcht, ſobald deß ein wenig zu viel, leichtlich den ganzen Menſchen, Kopf, Zunge und Beine außer Haltung ſezet, alſo daß er der Stüzen bedarf; dieß habe ich Dir zu Gefallen bemerkt, weil ich weiß, wie Du die Digreſſionen liebſt, weshalb Du es auch in Deinem Leben nicht weit gebracht haſt, weil Du nimmer, wenn Dir Dein Glück blühte, am unrechten Ort wareſt. Daß nun in dem edlen Stolberg von Anfang an eine ſolche Redennatur war, kannſt Du aus der Schrift, die Dir ſo ſauer geworden, leichtlich erkennen. So züngelte ſie ſchon frühe, unter den Studenten, die das am wenigſten leiden können, nach dem alten Stammbaum, als ob der eine Ulme geweſen wäre. Wie geſagt, es hat mir wehe gethan, daß ſein Freund das ſo hoch nimmt und darüber ſpöttelt. Es geht mir zu Herzen, wenn ich ſehe, wie eine Schminke-

bohne nicht aus der Hülfe kann, und wenn ein Epheuränkchen auf einen glatten Quader stößt, und nun nicht weiter kann; wie sollt's Einem nicht leid thun, wenn eine edle Rebe sich um einen alten Stamm schlingen will, der ihr keinen Schatten noch freundlich Blatt geben mag: das hat auch die edle St.-Rebe bald empfunden. Sie suchte immer die rechte Ulme, suchte in Griechenland bei Homer, Sophokles, Plato und den hellenischen Freunden — suchte in Italien, in Rom, in der Peterskirche, beim Pabst — suchte bei Lavater, meinte er seys, und nannte sich du und du mit ihm — Andres, das Weinen sitzt mir näher als das Lachen, wenn man solche edle bedürftige Natur — wie eine Waise den Vater — suchen sieht. Er fand immer nicht, und kehrte dann wieder zu seinem Jugendgenossen zurück. Das hätte er nicht gekonnt, wenn ein Stammbaum ihm so hoch und viel gegolten hätte. Nein, Vetter, er suchte nach einem Stammbaum, der nicht im Geblüt noch in den Willen des Fleisches, sondern anderswo seine Wurzel hate —

und darin täuschte er sich, daß er meinte, er könne mit dem Jugendfreunde, oder durch ihn, zu dem gelangen, wornach er sich sehnte. Diese Täuschung ging so weit, daß er selbst bei dessen „Grünauer-Gedicht," worin vom Vater der Menschen und vom Himmel und Frieden die Rede ist — weinen konnte, wie ein Kind.

Hier, Andres, laß mich ohne Bild und Blume frisch von der Leber weg reden, und Du wirst einsehen, worin ich sagte, die eine Natur sey keine Ulme für die andre gewesen. Aus dem Gewächs erkenne ich den Boden. Ich lasse jedem Gewächs seine Ehre, und will auch dem Unkräutlein, sofern es sie hat, seine Schöne nicht nehmen. Aber das soll mir auch keiner wehren, solchen in meinem herbario und systemate plantarum seine Stelle anzuweisen, welche mir die rechte dünkt. Und so streiche ich dieses Luisengedicht aus der Zahl der christlichen, obwohl es darauf Anspruch macht und sich dessen das Ansehen giebt, auch Pfarrer und Küster benebst Formularen und Segen nicht

nicht darin fehlen. Siehe, der Allvater, der drin vorkommt, iſt entweder der Apfelgott in Luthers großem Catechismo, oder ich und Du verſtehen unſern Herrn Chriſtum nicht, wenn er ſagt: „niemand komme zum Vater, als durch ihn, und wer an den Sohn nicht glaube, der habe auch den Vater nicht, und der Zorn Gottes bleibe über ihm.“ Und St. Petrus hat Unrecht, wenn er ſpricht: „es ſey in keinem andern Heil, ſey auch den Menſchen kein andrer Name gegeben, worin er könne ſelig werden.“ Ein Chriſtenthum, welches den Irokeſen und Rennthiermelker in ſich aufnimmt, ohne ſie ganz und gar innerlich umzuwandeln und äußerlich ihre Götzen unter die Füße zu treten, iſt mir kein Chriſtenthum, ſondern ein Irokeſenthum, welches ſo lange beſtehen mag, als Gott will. Der heilige Geiſt iſt auch nicht gekommen auf Cornelium den gottesfürchtigen Heiden, ſondern auf Cornelium den getauften gläubigen Chriſten. Und darin hat Gott ſeine Perſon nicht angeſehen, daß er den Heiden, da er kein Heide mehr war, und ſeine und

seiner Werke Nichtigkeit erkannte, zuließ zu dem Evangelium, auf daß er die Kundschaft empfinge.

Ich sehe Dich wieder schmunzeln, Alter, daß ich so vor Dir stehe und demenstrire, als wüßtest Du das nicht eben so gut aus der heiligen Schrift und Deinem Catechismo. Aber laß uns bei der alten Weise bleiben und nicht in Worten ausbreiten, was Du so gut als ich, und noch besser weißt und fühlest, darum weil Du es so nahe bei einander hast.

Ich brauche Dir nicht zu betheuern, daß ich dem Homer und Confuz und jedem Pferde- und Rennthiermelker den Himmel und die ewige Seligkeit von Herzen gönne — viel weniger irgend einen verdammen sollte; aber ich meine auch Christenthum sey Christenthum und Evangelium Evangelium, und mag nicht „den Eiszapfen am Dache des Toleranztempels." Was gehen mich die andern ausländischen Bäume an; der sie hat wachsen lassen, wird schon sehen; mir gebühret nicht richten noch abhauen. Aber das Christenthum ist ein besonderer Baum für

ſich ſelbſt, ein Baum des Lebens, und hat eine ganz andere, ja die gerad' entgegengeſetzte Art, Natur, Geſtalt und Richtung als alle andere Bäume und Gewächſe. Und das iſt nicht zu verwundern. Denn dieſer Baum des Lebens hat ſeine Wurzeln nicht in der Erde, noch in den Menſchen, noch in irgend einem Vergänglichen, ſondern iſt in Gott gewurzelt, und man gelanget nur dazu, wenn man zuvor ſich ſelbſt und alles was an Einem und in der Zeit iſt, ſammt der eigenen Vernunft und dem eigenen Willen verläugnet und abgethan hat, wo man dann ſich ſelbſt und alles wieder empfähet, aber in erneuerter Geſtalt. Siehe, darum eben hat das Evangelium auch ſolche wunderliche Geſtalt, daß kein Weltweiſer daraus klug wird, und darum hat unſer Herr geſagt: Alle Pflanzen, die mein Vater nicht gepflanzt hat, die will ich ausrotten.

Merkſt Du nun, Vetter, wo ich hinaus wollte, als ich Dir ſagte, an dem Gewächſe erkenne man den Boden? — Nun gieb acht; jetzt kommt ein anderes Kunſtſtückchen, das wir

Gelehrte oft gebrauchen. Eh Du eine Hand umkehrest, drehe ich den Satz um, und er bleibt so wahr, als vorher, ein Rhinozeros ist kein Student, ein Student ist kein Rhinozeros. An dem Gewächs erkennt man den Boden — an dem Boden erkennt man auch das Gewächs. Wolltest Du mir dagegen etwas einwenden, so würde ich Dich auf deinen Landwein verweisen; ich will ihn nicht verachten, aber Johannisberger ists doch nicht.

Im Grunde hätte ich das alles viel kürzer und besser sagen können, z. B. mit den Sprüchen: Ein guter Baum bringet ꝛc.; kann man auch Trauben lesen von Dornen ꝛc. Aber dann hätte ich gesagt, was Du schon weißt und wäre in Dein Fach gerathen, was wir Gelehrte vermeiden, damit unsere Demonstrations die gehörige Länge und Breite bekommen.

Kurz, was ich eigentlich sagen wollte, die beiden Naturen waren nicht für einander geschaffen, als Rebe und Ulme, von wegen des Satzes, gegen den alle Gelehrte den Rücken stemmen, daß er nicht umkippe, und welcher

lautete: Was iſt, das iſt, und was nicht iſt, iſt nicht.

Nun ſiehe weiter! Wenn Du das Buch, wobei Dir der Verſtand ausgegangen, nur mit halbem Verſtande geleſen haſt, ſo muß Dir klar geworden ſeyn, wornach eigentlich die St.-Rede ſich ſehnte, nemlich nach einem Baum des Lebens, eben weil der Baum des Erkenntniſſes ihr nicht genügte. Und dieſer Lebensbaum däuchte ihm kein anderer zu ſeyn, als das Chriſtenthum, und zwar ſo, wie es daſteht, wie es geſchrieben ſteht in der Bibel, mit ſeinem Gottes- und Menſchenſohne, mit ſeinen Engeln und Teufeln, Wundern und Weiſſagungen, mit dem gekreuzigten und auferſtandenen Herrn und Heilande, dem alle Macht im Himmel und auf Erden gegeben iſt, und der da kommen wird mit der Poſaune des Himmels zu richten die Lebendigen und Todten — kurz mit allen dem, was nicht von der Welt, ſondern über der Welt iſt. — Dahin — nach dieſem „gottſeligen Geheimniß, als Pfeiler und Grundfeſte der Wahrheit," ſtrebte und ſtreckte ſich die edle Rede, ſo-

wohl im Ergreifen des Buchstabens der Augsburgischen Confession, als in Bestreitung der neuen Agende, und im Hinneigen zu einer sichtbaren wohlgefügeten Kirche. Stolberg suchte auswärts, was er innerlich verlangte und entbehrte — er strebte nach dem Einen, was ihm noth that, und wußte wohl, daß nur dieses Eine ihm helfen konnte, aber er sah es nur im Nebel nur durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort.

Wäre ihm doch ein Philippus begegnet und hätte sich bei ihm eingesetzt! Statt dessen kam ein anderer, der den Jehovah des Alten Bundes — einen Hebräer-Tyrann nannte. Mehr brauche ich Dir nicht zu sagen: ex ungue leonem. —

Was sagst Du, Andres! Unsere Herzen, denke ich, sind ziemlich fest in einander verzweiget und verwurzelt, und ich kenne nichts in der Welt, was sie auseinander reißen könnte. Aber nun frage ich: wenn ich oder Du — Einer von uns im Ernst und von Herzen behauptete, der Gott des Alten Testaments sey

ein Hebräer-Tyrann — und es wäre kein Weg, Dich oder mich davon abzubringen; was würde aus unserer Freundschaft werden? Wär's nicht eben so, als wenn Du meinen oder ich Deinen sel. Vater einen verdammten .... nennten. Und was wird aus dem ganzen Evangelium und unserm Herrn Jesus Christus, der da saget, die heilige Schrift zeuge von ihm und Er sey der eingeborne Sohn eines solchen — Gott verzeih mir meine Sünde — — Gottes.

Merke wohl, Andres, ich will Voß nicht richten noch urtheilen — sondern ich meine nur, für ein christgläubiges Gemüth müsse das schrecklich zu hören seyn. Und das mußte es doch auch für Stolbergen seyn, der nach dem christlichen Glauben verlangte, und seine Ruhe darin suchte, und sie weder in seiner eigenen, noch in der Voßischen Vernunft finden konnte.

Und findest Du ferner, Andres, daß Voß irgend ein Recht hatte zu fordern, daß Stolberg seiner, der Voßischen, Ansicht und dem Voßischen Glauben beitreten und folgen sollte? Andres, meinest Du nicht, daß Stolberg

gleiches Recht gehabt zu fordern, daß Voß seiner Ansicht und Glauben betreten müsse. Stolberg hat das niemals verlangt und ein Christ wird und kann es nie fordern. — Voß aber hat es wohl verlangt, und sich darüber bekümmert, daß es nicht geschah, als ob ihm ein Recht entzogen und ein Unrecht widerfahren sey.

Siehe, darin liegt der Grund der nothwendigen Auflösung dieser sogenannten Freundschaft, die nie eine wahre, sondern eine bloße Täuschung gewesen ist. Gott befohlen ꝛc.

P. S.

Du bist darin närrisch, Andres, daß Du das Wort Freundschaft nicht recht leiden kannst, von wegen des hölzernen und dürren Schafts, den es, wie Du sagst, hinter sich herschleppt. Freilich weiß das Evangelium auch von keiner Freundschaft, sondern nur von Liebe, brüderlicher Liebe und allgemeinen Liebe.

Ut supra.

VI.

Die Frage, lieber Andres, welche Du in Deinem letztern mir vorlegest: ob denn Stolberg die wahre und rechte Ulme gefunden — oder ob er aus einem Freien ein Unfreier geworden? diese Frage scheint mir schwer und mißlich zu beantworten, weil man dabei so leicht in das Richten verfallen kann, und Du weißt, wie hart solches verpönt ist. Aber, da ich weiß, und in meinem Herzen fühle, daß ich niemand verdammen will, so kann ich Dir wohl meine Meinung mittheilen. Ist doch die Sache aller Welt vorgelegt, warum sollten denn wir beide nicht darüber schreiben und uns darüber frank und frei aussprechen.

Vorerst deucht es mir doch ein wenig verwegen, daß der ehemalige Freund von seinem dito Freunde so vor aller Welt damit anfängt, er sey ein Unfreier geworden, und ihm gleichsam das Haar abscheert und zum Sclaven macht, deshalb, weil er zu der katholischen Kirche übergegangen.

Aber Du merkſt vorerſt wohl, wo das hinaus will und worauf es deutet. Wieſt Dich auch wohl erinnern, wie uns dazumal zu Muthe war, als die deutſchen ſchönen Geiſter über Stolbergen ſpotteten, und ihn „Graf und Chriſt“ nannten, und welche Geſichter ſie dazu ſchnitten. Sie würden dieſelben Geſichter gemacht und dieſelbe Rede geführt haben, wenn ſich Stolberg Lavatern inniger und ganz angeſchloſſen hätte — er würde ihnen, daß ichs kurz ſage, auch dann als ein Unfreier erſchienen und ein Dorn im Auge geweſen ſeyn.

Ach, lieber Andres, das Chriſtenthum in ſeiner reinen evangeliſchen Geſtalt dünket vielen eine Knechtſchaft des Geiſtes, denn ſie erkennen nicht, daß wir von Natur leibeigen ſind, und halten die Leibeigenſchaft für die Freiheit, weil ſie der Leibeigenſchaft gewohnt und der Freiheit noch nicht empfänglich ſind. So können ſie nicht faſſen und begreifen, daß das Evangelium und der Glaube die Leibeigenſchaft tilge und hinwegnehme, und die Freiheit der Kinder Gottes gebe und gewähre. Zu dieſer Freiheit kann

man, denke ich wohl, in jeder äußerlichen Kirche gelangen; aber freilich wird dann die äußerliche Kirche dem Freigewordenen auch nur, was sie ist, eine äußerliche, und er wird dann sagen: Das Fleisch ist kein nütze — an sich selber — der Geist ist es, der lebendig macht. Und die Anlegung eines neuen Kleides, das Verziehen in ein anderes Haus, lieber Andres, das ist ja noch keine Umschaffung und Wiedergeburt. — Wenn ich nun darüber urtheilen soll, so meine ich wiederum, daß die zwei Naturen, von welchen wir reden, beiderseits auch in diesem Stücke auf Irrwege gerathen sind, die eine, weil sie sich irriger Weise für die Allerweltsulme hielt (das ist so die Weise der Vernunftweisheit, von Luther Frau Hulda genannt), und die andere, weil sie etwas für eine Ulme nahm, was es doch nicht war und ihr sich anschloß. Daß ein wohlgemeinter aber flacher und allgemeiner Vernunft-Protestantismus dem Suchenden und Sehnenden nicht genügen konnte, liegt klar genug am Tage und in der Natur der Sache — haben doch

die Heiden Sokrates und Plato nicht daran ihr Genüge finden können, sondern nach einem Lichte von oben und nach der ersten Quelle geseufzt und gedurstet.

Ich glaube, Andres, hätte der edle Lavater Christum so wohl ergriffen, als er von ihm ergriffen war — und wäre er selbst nicht so von der Welt hin- und hergezerrt worden — er wäre die Ulme für die suchende Rebe gewesen, und Stolberg hätte nicht seine Kirche verlassen. Aber Lavater gab dem, der mit Gefühlen übersättigt war, noch obendrein auch nur Gefühle und bewirkte so, daß das Maaß überfloß. Die durch das Evangelium von Christo Jesu erleuchtete Vernunft hätte dem Suchenden zu Hülfe kommen müssen — mit dem Ersten prophetischen Worte, als mit einem Lichte, das da leuchtet an einem dunkeln Worte, in der Hand — und der Tag wäre herbeigekommen und der Morgenstern aufgegangen.

Aber Lavater war dem Suchenden auch nur eine Rebe, die freilich ihre Ulme gefunden hatte, aber, in dem seligen Gefühle ihres

Aufstrebens, der Ulme und ihrer Zweige und Aeste, von denen sie gehalten wurde, nicht achtete, noch deren sie bewußt war; auch, wie gesagt, von der Weltluft und Weltlust mitunter so gezauset wurde, daß sie Mühe hatte, sich zu halten. Nur die Sehnsucht nach gleicher Höhe erweckte Lavaters Anblick und Umgang in Stolbergen, und vermehrte nun sein Streben und Suchen nach der festen Stütze, die er überall nicht fand, weil keiner ihn verstand, noch auch ihm suchen half.

Wäre ihm — es ist lächerlich, Andres, daß ich wieder mit meinem Posito gesetzt den Fall — herankomme, gerade so, als ob wir Gelehrte über das Reich der Möglichkeiten und alle dessen Provinzen, Gauen und Dörfer zu disponiren hätten — aber, Du mußt wissen, das ist wirklich der Fall und gehört zu der Gelahrtheit, und ist ein ergänzender Theil von ihrer Würde und von der so sehnlichst gewünschten philosophischen Weltherrschaft — Du aber wirst über die Digression wieder Deine Freude haben, Du treue gute Seele.

Siehe, Andreä, wäre dem Suchenden zu rechter Zeit ein Mann begegnet, klar und hell und liebevoll, wie Melanchton — und, ich möchte vorziehen, aus der katholischen Kirche — denn solcher giebt es auch da nicht wenige, das kannst Du mir glauben — und hätte zu ihm gesagt — — In Parenthesi: Es klingt gar unbescheiden, wenn ich ihm nun die Worte in den Mund legen wollte, und sieht aus, als wollte ich sagen: Ich wäre wohl der rechte Mann gewesen — aber Du weißt, daß es nicht so gemeint ist, und ist auch nur ein Vorrecht der Gelahrtheit, daß wir selbst Könige und Fürsten können so reden und beschließen lassen, als ob wir ihnen unsere Zungen und Schnäbel geliehen hätten. Mit Dir habe ich das immer so gehalten, und will's auch nur jetzt thun: denn ich weiß doch, in Deinem Herzen lächelst Du über meine Hitsche sammt der Wahrheit, die drauf sitzt. — Wenn der nun zu ihm gesagt hätte: Lieber Freund und Bruder, bedenke doch, was der gesagt hat, den du suchest: „So sie auch sagen: er ist hie — oder er ist da, so

glaubet ihnen nicht." — Du meinſt ihn äuſſerlich zu finden — und zwar in unſerer Kirche. Aber bedenke wohl, was Du thueſt. — Siehe, deine Kirche in ihrer äuſſern Geſtalt erſcheint dir als ein wildes Gehege, wo ein jeglicher ſeinen Baum pflanzet nach eigenem Gelüſte, und Unkraut und gut Kraut ſäet nach Wohlgefallen, und keiner darf zu ihm ſagen: was macheſt du? — Aber könnteſt du dir nicht dein eigen Plätzchen wählen und es einzäunen — was kümmert dich der Spott der Nachbarn, ſie dürfen es dir doch nicht zerſtören, wenn du nur willſt und weißt was du willſt. — Unſere äuſſere Kirche iſt freilich feſt geordnet und mit Mauern umgärtet, und der Gärtnermeiſter ſieht immer darinnen und befiehlt, daß alles nach Einer Ordnung und Schnur gepflanzt und geſäet und umzäunet werde. Aber, beiden leuchtet ja die Sonne, und fällt Ein Regen hernieder — und in beiden kann, was du ſucheſt, vielleicht gleich gut wachſen. Und, das Wachsthum kommt ja doch nicht von dem Gärtnermeiſter — noch auch von den Mauern, vielmehr hemmet ihr Schat-

ten das Wachsthum denen Pflanzen, die ihr nahe stehen — — Freund, was hilft die äußere Festigkeit — wenn nicht dein Herz, dein eigenes Herz fest wird. — Freund, wäre es nicht besser, du bliebest in deiner Heimath und nährtest redlich dich selbst, d. i. deinen inwendigen Menschen, mit der Himmelsspeise, die allein Ruhe und Frieden giebt, — — und welche du allein bei Jesu Christo findest, der gesagt hat: Ich bin das Brod des Lebens; wer zu mir kommt, dem wird nicht hungern, und wer an mich glaubet, den wird nimmermehr dürsten, und wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen. O Freund und Bruder, der du auswärts suchest, du erkennest die Gerechtigkeit nicht, die vor Gott gilt — du willst durch dein und anderer gute Werke deine Gerechtigkeit aufrichten. Christus ist des Gesetzes Ende, wer an den glaubt, der ist gerecht."

Andres, ich meine, er hätte dann wohl stille stehen — und stutzen — und über sich sehen müssen. Mir fällt dabei ein Anekdötchen bei, das ich Dir hersetze, weil Du so ein Freund

von Geſchichtchen biſt. Der hinkende und arme aber in Gott reiche lutheriſche Paſtor Henke in Duisburg, derſelbe, der den General eines Freikorps im ſiebenjährigen Kriege ſammt ſeinem ganzen Regimente demüthigte und ihnen das Wort Johannes einſchärfte — „thut keinem Gewalt noch Unrecht, und laſſet euch genügen an eurem Solde" — begegnete einer Prozeſſion in D... Er, der kühne Mann, als er ſeinen katholiſchen Amtsbruder erblickte, konnte nicht ſchweigen, ſondern trat zu ihm und ſprach: „Iſt das der Weg zum Himmel?" — Der katholiſche Pfarrer neigte demüthig ſein Haupt und ſprach: „Ach Gott, wir wiſſen es wohl — aber das arme Volk will es ſo — und wir können nicht anders."

Mußt nicht denken, als wenn ich damit den Stab brechen wollte über alle Prozeſſions. Nein, ich mags wohl leiden, daß man Gott zu Ehren einmal einen aparten Gang thue, und wenns ſich ſo füget, vor der Bundeslade tanze — aber wenn man meint, man thäte damit etwas, und die Beine und Füße hörten ohnehin

nicht ſchon Gott an und er habe „Wohlgefallen an Beinen" — da iſts nichts und iſt aller Lohn dahin, ja man gehet und tanzet ſich dann nur das Gericht. — Du wirſt wohl merken, was ich ſagen will. — Die Söhne Iſai waren alle ſchlanke und große Burſche, und zu Hauptleuten der Creti und Pleti wie geſchaffen — aber der Prophet ſagte: ‚Gott ſiehet das Herz an" und wählte den kleinen David bei den Schafen. — Was hilft mir alles Aeußere, wenn das Innere nicht auf ſeinem Fleck iſt. Die Schnecke bildet das Haus aus ſich ſelber, aber nicht das Haus die Schnecke.

Kurzum, es muß Einen dauern, wenn man ſieht, wie eine ſchöne Rebe, weil ihr die Ulme fehlt, die überall dem Lichte freien Zutritt läßt, ſich an ein altes Gemäuer ſchlingt. — Es kann ihr doch unmöglich da ganz wohl ſeyn. — —

VII.

Wann wird unſere Correſpondenz ein Ende nehmen? Ich meine das alte Lied, damit wir ein neues anfangen. Du biſt mir noch mein Leben nicht ſo zu Leibe gegangen, als ob ich eine Citrone wäre, und wollteſt mir allen Saft ausdrücken und kömmſt immer mit neuen Fragen. Wie's möglich ſey, daß einer könne päbſtiſch werden? ſoll ich Dir erklären, und dazu noch unſere geſcheidteſten Leute. Ich dachte, ich hätte Dir das ſchon durch die Blume hinlänglich zu verſtehen gegeben, und Du ſollteſt mich eigentlich nicht veranlaſſen, alles ſo grob heraus zu ſagen. Aber Du weißt wohl, daß ich Dir einmal nichts abſchlagen kann.

Vorerſt muß ich Dir denn ſagen, daß es nicht immer die ſchlechteſten Menſchen ſind, die da päbſtiſch werden. Und da ſind wir vorerſt ſelbſt Schuld daran, ich meine wir Proteſtanten. Ich will an Dir ſelbſt ein Exempel ſtatuiren. Geſetzt, Du kämeſt voll Andacht Sonntagsmorgens in die Kirche, hätteſt Deine rothe

Weste an und das Herz darunter verlangte nach Trost und Erbauung — und es wäre Exempli gratia Christtag. In der Frühstunde hätte das Christkindlein durch Deine Hand Deine eigenen Kinder beschenkt, und wärest zwischen den Lichtern umhergegangen, und hättest Dich satt gefreut und heimlich geweint und gebetet. Und kämst nun in die Kirche, in Deinen Stuhl und sängest das Lied: Gelobet seyst du Jesu Christ, daß du ein Mensch geboren bist ꝛc. Oder: Ein Kindelein so löblich — und nun wartetest Du auf die Predigt und sperrtest andächtig Deine blauen ehrlichen Augen und Deine Ohren auf, wie Du pflegst — und nun hörtest Du die Predigt, als nämlich von der Aufklärung, und wie der Mensch von einem Christtag zum andern verständiger würde, und wie die Schulen und das Ackerland und die Fabriken sich von Jahr zu Jahr vervollkommneten, wie wir jetzt soviel weiter sind, als zur Zeit der Kirchenverbesserung ꝛc. — Andres, wie würde Dir zu Muthe seyn? Würde Dir nicht die Bank und die ganze Kirche zu enge werden? Wenn sichs so

thun ließe — Du gingeſt mir nichts, Dir nichts heraus, und wenn auf Deinem Wege — ich will ſetzen Du wäreſt in Cöln — der Dom offen ſtände, und Du ſähest da die Betenden mit ihren Roſenkränzen — — würde es Dir nicht auch zu Muthe ſeyn, als müßteſt Du hinein und hinknieen? — —

Siehe, Andres, das Exempel iſt wohl manchen paſſirt — und da haben ſie gedacht, das kann ich auch zu Hauſe haben, und da brauch' ich nicht, wenn ich nicht will, Ein Kindelein ſo lobelich zu ſingen, und iſt hinterher von dem Kindelein gar nicht die Rede — und kann's ohne Widerſpruch aus Einem Stücke haben. — Andere aber können, wie wir beide ja auch, der Gemeinſchaft und der Kirche nicht entbehren, ſollens auch nicht, kommen dieſe nun, wie Du ex hypothesi, an einen Cölniſchen Dom, ſo finden ſie doch wenigſtens da alles aus Einem Stück — und ich werfe nicht den erſten Stein auf ſie, wenn ſie hineingehen, und da ihre Andacht ſuchen, und Du gewiß auch nicht. Konnteſt es ja vorm Jahre

nicht übers Herz bringen, Deine Hacke fortzuziehen, als ſich eine Binſe darin geſchlungen hatte, und kaufteſt Dir lieber eine andere Hacke. — — Du gute Seele Du, wie ſollteſt Du denn eine Seele verdammen, die, ſey wo es wolle, ihr Heil ſucht, weil ſie es zu Hauſe nicht fand.

So iſts oft unſere eigene Schuld, wenn heilsbedürftige Seelen unſere Kirche verlaſſen, weil ſie ihnen ein Heiden- und Samaritentempel dünkt, wo unſer Herr Chriſtus nur noch Amts- und Ehrenhalber genannt wird, und wie er den hebräiſchen Tyrannengott vom Throne geſtürzt, und einen gutmüthigen Allvater drauf geſetzt habe; und wo der Blinde und Gichtbrüchige in die Weltweiſen- oder in ſeine eigene Hausapotheke gewieſen wird ꝛc. Gott verzeih mir die Sünde, Andres, aber Du biſt ſchuld, daß ich das Maul ſo weit aufgethan habe. —

VIII.

Ei bewahre Gott, Andres, daß ich die Päbstischgewordenen entschuldigen wollte. Sie selbst tragen aber so viel Schuld, weil sie nur den Schein für das Wesen nehmen und aus dem Regen in die Traufe rennen.

Habe ich dann gesagt, daß es mit der ganzen evangelischen Kirche so sey? Habe ich auch nur gesagt, daß die evangelische Kirche da in der steinernen Kirche sey, wo ich Dich habe singen und die Predigt von den Fabriken ꝛc. hören und heraus laufen lassen? Und hat denn nicht die evangelische Kirche ihren Schatz, die heilige Schrift und das Wort Gottes und die Sacramente und seine Confessionen und Catechismen? Und wenn aus dem Korn Branntewein gemacht wird, der manche Familien zu Grunde richtet, willst Du denn Korn und Ackerbau verfluchen, und in die Eichenwälder zurückkehren, Du alter deutscher Haudegen? Nun will ich Dir näher auf die Haut rücken, denn Du

hast mich mit Deinen spitzfindigen Einwendungen ein wenig gif ig gemacht.

Vorerst sage ich Dir: Unsere evangelische Kirche steht noch in ihrer eignen Kraft fest gegründet.

Mag hie und da — ein unchristliches Wesen gesaalbadert oder mit allem Pomp der Eloquenz gepredigt werden — sie müssen doch nebenbei das Wort Gottes verkündigen, und wäre es auch nur der Text, den sie verdrehen — sie müssen das heilige Abendmahl austheilen, und das Glaubensbekenntniß hersagen und das Vater Unser — mag es ihnen auch noch so quer kommen — und können Gottlob Niemand zu ihrem Unglauben zwingen, sondern stehen da als unwürdige Zeugen des Glaubens, den sie nicht predigen. So müssen sie auch in stetem Widerspruch mit sich selbst erscheinen — und denen, die aus der Wahrheit sind, muß wider den Willen der falschen Propheten die Wahrheit um so mehr einleuchten. Und sind auch deren nur wenige — und werden die Kirchen immer leerer von denen, die nicht glauben, sondern

ihre eigene Weisheit hören wollen — deſto beſſer, Andres! Denkſt Du nicht an den Herrn, der doch wahrhaftig wohl eine gute Predigtgabe hatte? Sie gingen alle hinter ſich — — und da fragte er die Zwölfe — wollet ihr nicht auch gehen? — Da ſagte Petrus: Herr, wohin ſollten wir gehen, du haſt Worte des ewigen Lebens. — Da hätte der Herr doch auch gern einen weniger gehabt. Denn er ſagte: Einer unter euch iſt ein Teufel — was meinſt, Andres: — das viel und groß thuts auch hier nicht immer. Du merkſt wohl, was ich ſagen will, nämlich: die beſte äußere Kirche iſt die, welche dem Unſichtbaren am nächſten ſtehet, und das iſt unſere Evangeliſche, die auf nichts anderm als dem reinen Evangelium gegründet ſteht und des Sichtbaren am wenigſten hat. — Mögen die Katholiſchen die äußern Mitglieder unſerer Kirche, die bloß äußerlich ihr angehören, Heiden und Samariter und wenn ſie wollen, ſelbſt a potiori und in ſo weit ex hypotheſi mit Recht eine ſamaritiſche, ſchelten, wir erkennen die ihre dagegen für ein neues

Judenthum, dem der Israelitensinn untergegangen ist.

Sie hat ihr starres Gesetz und ihre guten Werke, ja sogar einen Schatz derselben, worüber sie disponirt — ihre Hohenpriester und Leviten, sammt Glöcklein, Posaunen und Cymbeln — ihren Ceremoniendienst und fortwährende Sühnopfer — ihren kirchlichen Bann und Fluch — ja auch des Judenthums Stolz und Neigung zum Heidenthum — zum Unglauben, Aberglauben und zur irdischen Weltherrschaft. In letzterer Hinsicht wollen wir es uns auch gefallen lassen, wenn sie unserer Kirche nicht einmal den Namen Kirche zugesteht. Denn Kirche (κυριακη) heißt die herrische, wir wollen lieber eine Ecclesia des Herrn sein.

Auf den päpstischen Katholizismus passet nicht das Wort des Apostels Paulus Gal. 4.: „Da die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz gethan, auf daß er uns von dem Gesetz erlöste und wir die Kindschaft empfingen." — Denn der katholischen Kirche ist die Zeit noch

nicht erfüllet: ſie lebt noch in der Zeit und alles iſt zeitlich in ihr und leiblich. Darum muß ſie einen leiblichen Herrn haben, nicht einen Biſchof der Seelen, ſondern einen Papſt mit dreifacher Krone und mit den Schlüſſeln des zugeſchloſſenen Himmelreichs: darum muß ſie ſelbſt einen leiblichen Chriſtus haben in dem Abendmahl. Der Sohn iſt ihr noch nicht geſendet, ſondern gleichſam im Gewahrſam der Kirche und des Prieſterthums. Aus dem Grunde ſtehet auch die Mutter des Herrn ſo hoch, nicht als Weib, ſondern als göttliches Weſen, da doch in der heiligen Schrift nur in der Geſchichte, nicht aber weiter in der Lehre von ihr die Rede iſt. Chriſtus iſt in dieſer Kirche noch immer unter das Geſetz gethan, als ob er noch nicht erhöhet und ihm ein Name gegeben wäre, der über alle Namen iſt.

Stünde dieſe Kirche nicht noch ſelbſt unter dem Geſetze, ſondern hätte wirklich die Kindſchaft empfangen, ſo würde von guten Werken nicht mehr die Rede ſeyn, wodurch man etwas verdienen könne. Denn wo der Geiſt

der Kindschaft und Liebe waltet, da giebt sich das mit den Werken von selbst, und der Vater liebt und giebt ohne Werke, und die Kinder lieben den Vater und thun des Vaters Willen und Werke, weil er der Vater und sie die Kinder sind. Liebest Du denn, Andres, Dein kleines Gesindel um ihrer Werke willen? Nein, weil Du ihr Vater und sie Deine Kinder sind. Und machen denn Deine Kinder Dir Freude, weil Du ihnen alle Morgen die Gesetze promulgierst? Nein, weil sie Deine Liebe erkennen als Deine Kinder und Dich lieben. Was wäre das für ein Familienleben, wo das Gesetz den Vorsitz hätte, und die Liebe mit ihren guten Werken nachfolgen sollte. Das Gesetz ist ja Gesetz und Zwang — die Liebe aber ist Liebe und rufet: Abba lieber Vater!

Siehest Du, Andres, so weit sind die Katholischen noch nicht gekommen, sondern sie erkennen nur Christum nach dem Fleische, und das Alte ist ihnen noch nicht vergangen, und das Wort der Versöhnung noch nicht unter ihnen aufgerichtet. (2 Cor. 5, 16. 17. 19.)

Darum zählen ſie noch immer die ſieben Wunden Jeſu und bitten und betteln um Gnade, und opfern, als ob ſie noch in der Zeit des Geſetzes lebten. Darum haben ſie Weihwaſſer und Rauchwerk, als obs nicht auch zu ihnen hieße: Ihr ſeyd abgewaſchen, ihr ſeyd gereinigt ꝛc. — Alſo wollen ſie auch noch immer Wunder ſehen, als ob das gröſte aller Wunder, welches ſelbſt die Engel gelüſtete zu ſchauen, noch nicht vollbracht wäre, und der Appendize und Nachträge bedürfte — und als ob die Scheidewand zwiſchen Himmel und Erde noch beſtünde, die doch durch Jeſum Chriſtum hinweggehoben iſt, für alle, die an ihn glauben.

Kurz und gut! ſie, die katholiſche Kirche, lebt noch in der Zeit des Geſetzes und der Verheißung, und kann als ſolche keine Apoſtel und Evangeliſten, ſondern nur Prieſter und Propheten haben, und daran hat es ihr auch nicht gefehlt, obwohl ſie auch die letztern nicht ſelten geſteinigt hat.

Ich kann Dir nicht ſagen, lieber Andres, wie rührend es mir immer geweſen, wenn ich

in dieſer Kirche ſo einen Simeon gefunden habe, der fromm und gottesfürchtig auf den Troſt Iſraels wartete und das Kind Jeſum auf ſeine Arme nahm. Ich dachte dann, ob der Herr dieſe Kirche nicht aufſpare, damit von neuem aus derſelben der Troſt Iſraels aufgehe und ein Licht die proteſtantiſchen Heiden zu erleuchten — wo dann die Zeit des Einen Hirten und der Einen Heerde käme. — Amen, Amen und leb' wohl Vetter.

IX.

Du hörſt nicht auf zu fragen, und ich — wills Dir nur ſagen — kann nicht aufhören, Dir zu antworten. Nicht blos, weil ich Dir nichts abſchlagen kann, ſondern auch, weil man nicht blos durch Fragen, ſondern auch durch Antworten klüger wird, und ein Brief wie'n Exercitium iſt. Deine letzte Frage aber: wie es

denn, wenn die katholische Kirche auf solchen Fundamenten stehe (hätteſt sollen sagen Elementen) möglich sey, vor allen in unsern erleuchteten Zeiten, daß so manche übergehen? — Nun, mit den erleuchteten Zeiten hats gute Wege, und ich erkenne die Schalksfeder wohl, die das geschrieben hat. — Ich sage dagegen, daß es ebenso unmöglich ist, daß ein wahrhaft erleuchteter evangelischer Protestant, d. i. ein solcher, der da weiß, was er an dem reinen und klaren Evangelio hat, zu jener Kirche übergehen, als Du je auf den Einfall kommen wirſt, Dich beschneiden zu lassen und ein Muselmann zu werden. — Siehe, das ist's eben; sie wissen weder was sie verlassen, noch auch was sie bekommen. Sie wollen und meinen auch eigentlich nur sich selbst, wie einer der in ein ander Quartier zieht, da meint vergnüglicher leben zu können. Denn gewöhnlich sind diese Umziehenden solche Gemüther, die der Religion nicht ganz entrathen können, sich aber auch nicht gern sonderlich um sie bemühen mögen. Da gehts ihnen denn wie einen gewissen

N. N., der von Jugend auf ein großer Freund von der Muſik, aber zu faul war, irgend etwas darin zu thun und zu lernen. Weißt Du noch — denn Du biſt der N. N. und Du mußt leiden, daß ich an Dir das Exempel ſtatuire — weißt Du noch, welch' ein Lärm und Freudengeſchrei in Deinem Hauſe war, als Du eine Windharmonika zuſammengeleimt und aufgeſtellt hatteſt, und der Wind nun drin herumwühlte. Ich meine, ich ſähe Dich, wie Du ſtandeſt, die beiden Hände in den Taſchen, und mit einem Geſicht, als ob Du, wie Kaiſer Karl VI., eine ganze Kapelle gehabt und ſelbſt mitgeſpielt und dirigirt hätteſt. — Siehe, Vetter, ſo wollen jene auch es ſich ganz leicht machen. Exempli gratia, die proteſtantiſchen Kunſtherrchen in Rom hätten doch neben den heiligen Familien, die ſie conterfeien, gern ein bißl Religion und chriſtliche Empfindungen, aber ohne alle gêne und eigenes Zuthun. Das nun können ſie da, wie die Antiken, umſonſt haben, und — eine Meſſe hören, knieen und ſich kreuzen, iſt ſo leicht als ein Bad nehmen

oder einen Spazierritt machen. Es iſt eine Beſchwichtigung ihres religiöſen Bedürfniſſes durch dunkle angenehme Gefühle. Bei manchen mag es auch Beſchwichtigung des Gewiſſens und anderer Gefühle ſeyn — aber ich will nicht über das Innere richten und nur noch bemerken, daß man in dem Aeußern ſehr treu und ſorgfältig ſeyn kann, bis zum Dill und Kümmel, ohne daß das innere Weſen dadurch ſonderlich affizirt wird, und das iſt manchen eben recht. Immer aber bleibt das Wechſeln ein Suchen — nach Ruhe und Haltung, die mancher guten Seele, ohne daß ſie weiß wie, verloren gegangen iſt, und findet ſie ſolche in der beſagten Kirche wieder, ſo gönne ich ihr dieſes von ganzem Herzen.

Ach, Andres, das Menſchenleben an ſich iſt, wie unſere Erde, nicht Licht, ſondern Dunkel, von Nacht umgeben. Alſo iſt der Mittag des Lebens am dunkelſten, gleich Mitternacht. Der Morgen glänzt noch einigermaßen von dem Widerſchein der Welt, aus welcher er hervorgegangen, und der Abend zuweilen in dem ſchwa-

chen Schimmer der Zukunft, in welche er verſinkt. Daraus kannſt Du ſehen, warum oft Männer das Licht und Leben außer ſich ſuchen, und in der Zeit, die es doch nicht hat und geben kann. Denn nur das Unſichtbare iſt ewig. — Aber bleib mir nächſtens mit ſolchen Fragen vom Leibe, die einen das Herz einengen. Verbleibe übrigens Dir treulich von Herzen zugethan. —

X.

Ja, Andres, das Evangelium iſt das Leben, und jedes Leben außer dem Evangelio, in ſo fern es dem Geſetz unterthan iſt, iſt der Tod — und wer ein wahrer Evangeliſcher iſt, der erkennt das und hat das Leben.

Wir nennen uns Proteſtanten, nicht weil wir gegen den Speierſchen Beſchluß proteſtirten, ſondern weil wir gegen alles Geſetz und alle Satzung proteſtiren, Chriſtus iſt des Geſetzes Ende.

Wir proteſtiren gegen den Pabſt, weil er ein leibliches Geſetz iſt, das ſich auf den Stuhl geſetzet hat. Wir proteſtiren gegen den Stuhl Petri, denn wir erkennen keinen Petrus nach dem Fleiſch, ſondern einen Petrus nach dem Geiſt. Was frommt uns ein Petrus oder Paulus nach dem Fleiſch? Eben ſo wenig, als des Letztern Mantel, den er zu Troas bei Carpo gelaſſen. Das Fleiſch iſt kein nütze, ſagen wir, eben ſo wenig, als die Gebeine der Heiligen. Seit der Herr erhöhet iſt, ſind uns ſelbſt Stückchen von ſeinem Kreuze und ſeiner Dornenkrone nichts als Holz und Dornen; nur das Wort vom Kreuze iſt unſer Schatz und Kleinod, weil durch daſſelbe das Kreuz uns zum Baume des Lebens geworden iſt. An das alte Kreuz auf dem Calvariberge wurden unſere Sünden und der Tod, der da iſt der Sünde Sold, genagelt, aber das Erdbeben, welches den Stein vom Grabe wälzte, begrub dies alte Kreuz und verwandelte es in einen Baum des Lebens. Er lebet und wir leben auch und — proteſtiren gegen alles Todte und Tödtende, und die Liebe iſt des Geſetzes

Erfüllung. — Die Liebe iſt das Leben des evangeliſchen Proteſtantismus. Sie verträget alles, ſie glaubet alles, ſie hoffet alles, ſie duldet alles und ſie höret nimmer auf. — Alles andere iſt Stückwerk. — Lebe wohl, und der Friede Gottes, der höher iſt denn alle Vernunft, bewahre unſre Herzen und Sinne in Chriſto Jeſu.

N. S.

So eben vernehme ich, daß Stolberg in die Wohnungen des Lichts und des Friedens und der ewigen Liebe hinüber gegangen iſt. Da wird er nun in Herrlichkeit gefunden haben, was er in Schwachheit ſuchte, und wird lächelnd auf unſre Kirchen herabſehen.

Geſchrieben Anfangs des Chriſtmonds 1819.

Die

christliche Volksschule

im Bunde

mit der Kirche.

Von

Dr. F. A. Krummacher,

Herzogl. Anhalt-Bernburg. Landessuperintend. u. Consistorialrath.

„Wenn eine einzige Wahrheit gleich der Sonne herrscht; das ist Tag.“

J. G. Hamann.

Essen,

bei G. D. Bädeker.

1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Weihe- und Vorwort

an

W. Roß,

Generalſuperintendenten der Jülich-Cleve-Bergiſchen Generalſynode, Pfarrer zu Buddberg und Ritter des rothen Adlerordens dritter Claſſe.

Dir, mein vielgeliebter Roß, weihe und widme ich dieſe Schrift, deren größten Theil ich vorigen Sommer in dem Soolbade zu Elmen geſchrieben habe. An Thätigkeit gewöhnt, fühlte ich in dem Gewühl und Gewirr des Badeorts das Bedürfniß, Etwas, wie man zu ſagen pflegt, um die Hand zu haben. So nahm ich Federn und Papier und ſchrieb nach und zwiſchen Erfüllung meiner Badepflichten dann ein Blatt und dann ein Blatt, und ſo entſtand, was Du nun zu leſen bekommſt. Du wirſt ſehen, es beginnt in der Weiſe einer Schulpiſ-

tation, wie manche Reisebeschreibung, zwischen vier Wänden gemacht. Ich wollte mir einbilden, daß ich ein Amtsgeschäft triebe und dann mit gleichgestimmten Freunden mich darüber unterhielte. Warum sollte ich, wie Plinius und Luther auf der Jagd thaten, nicht auf ähnliche Weise das menschliche Gebirsch mir erträglich machen? Es gerieth und mir wurde dabei behaglich, wie zu Hause. So der unschuldige Anfang dieses Buchs.

Daß ich nun diese Zeitverkürzungen im Druck ausgehen lasse, kommt daher, weil mir der Gegenstand beim Schreiben immer heller und wichtiger geworden ist. Ja, lieber Freund, — und hierin denkst du ja einstimmig mit mir — soll es besser werden mit dem Volke, mit der Kirche, mit der Christenheit, so muß es anders werden mit der Jugend und den Volksschulen. Hier muß das Besserwerden beginnen. Und hiezu giebt es, mein' ich, nur einen Weg, der zugleich die Wahrheit und das Leben ist, und hat einen schönen Namen und heißet Christus und sein Evangelium. Christlich, evangelisch müssen die Menschen, die Staaten, die Völker

werden, wie ſie ja heißen und auf daß ſolches komme, müſſen die chriſtlichen Schulen chriſtlich werden. Unſer Volksſchulweſen iſt in das Heidenthum gerathen; das chriſtliche Element iſt daraus theils abſichtlich verbannt, oder durch Nachläßigkeit verſchwunden, theils zur Nebenſache gemacht und in den Hintergrund geſtellt worden. Mag es hier und da im Einzelnen beſſer lauten, im Allgemeinen iſt es nicht anders.

Somit iſt unſerm chriſtlichen Schulweſen die Wahrheit entwichen und an deren Stelle die Lüge eingedrungen; es nennt ſich chriſtlich — der höchſte Ehrenname der Menſchheit — und iſt es nicht; ſo zeihet es ſich ſelbſt der Unwahrheit, und eine Lüge, mit Luther zu reden, führt auch hier, wie überall, ſieben andere herbei. Unſere Schulen ſind verweltlicht und werden nur als Anſtalten betrachtet, die Jugend zu irdiſchem Gewinn, Erwerb und Genuß abzurichten. Und das nennt man ſie zu guten Staatsbürgern erziehen; als ob Jemand ein ächt und wahrhaft guter Bürger eines chriſtlichen Staats ſeyn könnte, ohne ein Chriſt zu

seyn — und als ob nicht das Christenthum Grundveste und Pfeiler unserer christlichen Staaten und ihrer Verfassung wäre! Warum will man dem hohen Worte „christlich“ nicht ebensoviel Sinn und Recht zugestehn, als etwa dem, jenem tief untergeordneten Worte: „Teutsch.“ „Wie seyd ihr so verkehrt?“ möchte man mit dem Propheten sagen, „gleich als wenn des Töpfers Thon gedächte und ein Werk spräche von seinem Meister: Er hat mich nicht gemacht! Er kennet mich nicht!“

Aber getrost! eine neue Zeit beginnt; sie dämmert schon; Jünglinge und Jungfrauen weißagen. Der Taumel, in welchen die brausenden Wasserwogen der Zeit Viele versenkten, verliert sich allmälig und Prophetenstimmen lassen sich überall hören in der Wüste, Ihn zu verkündigen, der gekommen ist und kommt und kommen wird.

Mögen die Schriftgelehrten „die Ohren zuhalten und einmüthiglich einstürmen“; die Unmündigen werden ihm Hosianna! entgegen rufen, ehe denn die Balken am Gespärr ihr Lied beginnen. Ja, lieber Ros, nur in Ihm, dem

armgewordnen iſt Heil und Wahrheit für unſere arme Zeit und Er kann die Herrſchaft mit der Lüge und dem Götzen dieſer Welt nun und nimmermehr theilen.

Siehe, mein Bruder und Freund, das iſt eine Wahrheit, von welcher ich ſeit längerer Zeit bei genauerer Bekanntſchaft mit dem Zuſtande unſerer Schulen ergriffen wurde und die ich immer mehr ergreifen möchte. Sie war mir gegenwärtig, als ich dieſe Blätter beſchrieb — ich wollte ſie gern ſo ausſprechen, in Hinſicht auf unſer Volksſchulweſen, daß auch diejenigen, die ihr noch fern ſtehen, auf ſie merken, und, wo möglich, ſich ſelbſt und ihr Werk darnach richten möchten. Ich wollte denen, welchen das Wohl des Volkes und der Kirche und Schule am Herzen liegt und die daran zu arbeiten den Beruf haben, einen Stachel in die Seele werfen, damit ſie ſtille ſtehn und forſchen, auf welchem — ob rechtem oder Irrwege — wir uns befinden. Mir ſelbſt und meinen Amtsgenoſſen wünſchte ich es klar zu machen, woher es kommen möge, daß, wenn wir Berufs halber einer vollen Kinderbank in die

Augen schaueten, uns statt wohl, oft so wehe um das Herz wurde, und wir unbefriedigt, ohne zu wissen warum, die Schule verließen. —

Dabei ließ ich nun, wie du leicht erkennen wirst und wie man auch von einem Badegast nichts anders erwarten kann, mich und die Feder gehen in Ernst und Kurzweile, wie es meine Art ist; und ich finde auch noch jetzt, wo ich diese Blätter ordne und hie und da ändre, oder zusetze, daß dieß ein guter und bequemer Weg ist, eine Sache in Anregung und zur Sprache zu bringen. Meine Absicht gehet nicht dahin, ein neues Gebäude aufzuführen, sondern die Lücken, Mängel und Armseligkeiten des alten verwohnten zu erforschen und das Stroh- und Stoppelwerk, womit man den Einen gelegten Grund überbaut hat, an das Tageslicht zu ziehen. Möge es mir gelingen! Was ich aus dem Meinigen hinzugesetzt habe, stehe oder falle! das Eine fällt nicht, sondern stehet fest: daß auch für die Schulen in keinem andern Namen Heil ist, als in dem Einen wohlbekannten, nach dem wir ja selbst unsere

Jahre zählen und unsere Geburts- und Sterbelisten anfertigen.

Uebrigens wirst Du, mein theurer Roß, von meiner Dedication, die Du Dir gefallen lassen mußt, eben so wenig Ehre vor einem gewissen Richtstuhl einärndten, als ich von meiner Schrift. Sie werden über Mysticismus schreien, den man in die Schulen einführen und dem Volke einimpfen wolle; denn dieses Wort gilt heut zu Tage, wie ehemals der Spottname Nazarener, wobei die Thoren nicht wußten noch bedachten, daß es ein Gekrönter heißt. In solchen Fällen hilft und tröstet der Ausspruch: »daß die Perlen nicht vor die Säue, und das Heiligthum nicht vor die Hunde gehöre« — wie mich die Erfahrung gelehrt hat, indem die Frage eines feinen Weltmanns: ob ich mich denn auch dem Mysticismus zugewendet? — mir statt der Antwort die Gegenfrage entlockte: ob er etwa das Wort von »Mist« ableite? Von einem kündlich großen, gottseligen Mysterion, ersehen zur Grundveste und Pfeiler der Wahrheit, wissen und ahnen sie nichts. Doch, was gehen uns die an, so draußen

sind! — Nimm Du, vielgeliebter Roß, mein Gerede, als ob wir einmal wieder, wie ehemals, in dem Pfarrgarten zu Budberg auf dem Apfelbaum zwischen den blühenden Zweigen sitzend von Mund zu Munde redeten, im Herzen das freudige Gefühl der Nähe des Einen, der die Vögel unter dem Himmel ernährt, und das Gras auf dem Felde so schön kleidet, und der auch uns beide angestellt hat in seinem Weinberge. Er segne Dich und Dein Wirken.

Allewege

Dein getreuer

Bernburg, am Tage der unschuldigen Kindlein. 1822. **F. A. Krummacher.**

Schulbesuche.

Ich trat in die Schule eines Landstädtchens; der Lehrer übte seine Schüler im Kopfrechnen, ich hieß ihn fortfahren. Seine Augen glänzten vor Freude; denn eben hierin hatten er und seine Schüler ihre Hauptstärke. Ich hörte zu; die schwierigsten Aufgaben wurden mit einer Fertigkeit und Schnelligkeit gelöst, daß man sich wundern mußte. Die Hitze, mit welcher Lehrer und Schüler ihre Künste trieben, und der Gedanke, wie schlecht der Schulrevisor bestehen würde, falls man ihm eine weit leichtere Aufgabe vorlegte, entlockte mir ein Lächeln. Der Meister, der dieses unrecht deuten mochte, als ob ich etwa Abrichtung und Gedächtnißwerk vermuthete, ersuchte mich, den Schülern selbst ein Exempel aufzugeben. Mir fiel ein kurze vorher mit einem Freunde getheilte und berechnete Ohm Wein ein. Die Aufgabe war: die Ohm kostet so viel an Ort und Stelle in Golde — so viel Fracht in Conventionsmünze, so viel an Con-

sumtionssteuer in preußischem Gelde — wie viel der Anker und die Flasche? Die Kinder fragten blos nach dem Curs, und ehe zwei Minuten vergiengen, streckten Alle die Finger in die Höhe, und Alle hatten es getroffen. Eine rasche Berechnung auf der Tafel bewies die Richtigkeit bis auf den kleinsten Bruch. Ich konnte solcher Virtuosität meinen Beifall nicht versagen, jedoch mich auch des Gedankens an jenen Treffer im Linsenwerfen dabei nicht erwehren, der von dem Kaiser einen Scheffel Linsen zur Belohnung empfieng. Nicht etwa, als ob es mit den übrigen Lehrgegenständen der Schule schlecht bestellt gewesen wäre. Freilich fand ich den Abstand von dieser Fertigkeit nicht klein; indeß, wo man es in einem Lehrfache, dem seine Stunden bestimmt sind, so weit gebracht hat, können und dürfen schon die andern nicht ganz krüppelhaft erscheinen. Der Abstich würde zu grell seyn.

In einer andern Landschule empfiengen mich die Kinder mit lieblichem Gesang, und ich begann auch hiemit die Prüfung. Sie intonirten die Tonleiter, sangen Arien und andere Singstücke, ohne Tonangabe, nach der Ziffermethode, auch einige Kirchenmelodieen, die ich angab. Die Lust an dieser Uebung leuchtete aus allen Augen. Sie declamirten auch mehrere Gedichtchen mit Anstand, lasen mit besonderm Ausdruck, kannten die Regeln der Sprache, wußten über die

Natur, ihre Einrichtung und Schönheit mancherlei zu sagen u. s. w. Es war die Jugend eines Dorfs, Bauernkinder. Dies mußte man vergessen, wenn man nicht in seiner Freude über ihre ästhetische Bildung gestört seyn wollte. Auch mußte man nicht daran denken, wie die Romane und Vielleserey immer mehr auch in den untersten Ständen sich verbreitet, und die Herzenseinfalt verbannt und die Seelen vergiftet. Was dem wehren konnte, fand sich nicht in dieser angenehmen Schule. Denn statt des ernsten Gesetzes, wie es auf Sinai unter Begleitung von Donnerschlägen ausgesprochen ward, galt hier eine Moral, wie sie etwa in den Verlein lautet:

Denn Tugend und Freude sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beide ein himmlisches Band.
Ein reines Gewissen, ein ruhiges Herz,
Macht munter zu Küssen, zu Tänzen und Scherz! —

In einer dritten Dorfschule erblickte man sofort das Steckenpferd des dünkelhaften Meisters an allen Ecken und Wänden, nemlich Landcharten. Auf diesen trabte er, soviel er konnte, mit seiner Schule durch die weite Welt. Ihm war dies trockene Erdwesen das allerlustigste und Knaben und Mädchen mußten mit durch Dick und Dünne. — Mehrmals bat er, wenn ich abbrechen wollte, um Erlaubniß, doch noch ein Stückchen der Erde bereisen zu dürfen. Ich aber

dachte: bleibe im Lande und nähre dich redlich. Die fremden Namen klangen oft seltsam genug in dem Munde der Kinder der Scholle, die über die Gränzmark ihres Dorfs nicht hinausgekommen waren. Dieses Umtreiben in die Weite ist mir immer als ein ausdürrendes Wesen erschienen, und wo der Schulmeister auf solchem Steckenpferd, als wäre es ein Sonnenwagen, umhertrabt, da steht es schlecht um die Schule und ihre Bildung.

In einer andern Schule hiengen an der Wand Luther, Fürst Blücher und die heilige Mutter mit dem Kinde, außerdem eine Tafel mit Abbildungen der Giftpflanzen. Seltsamer Verein! Jedoch läßt sich das Verschiedenartige unter einen Hut bringen. Luther hängt nicht da als der gottselige Mann des Glaubens und Vertheidiger evangelischer Wahrheit, oder als Wiederhersteller der ursprünglichen christlichen Kirche, sondern als Symbol der Teutschheit; Blücher, der Kämpfer und Schwerdtmann als Sinnbild teutscher Vaterlandsliebe; die heilige Mutter wahrscheinlich als Symbol irgend einer Lehr- und Erziehungsmethode. Die Giftpflanzenbilder sollen vielleicht die Moral andeuten d. h. was man in dem Garten Eden der teutschen Erde zu meiden habe. Solche Schulgattung hat ihre Wurzel in der nächstverflossenen, stark bewegten, noch immerfort brandenden Zeit. Die Lehrer dieser Art sind für ihr Ideal enthusiastisch ein-

genommen, und verkennen, daß es ein Idol ist, was sie anbeten und erstreben.

Laßt uns eine Schule ganz anderer Art beleuchten, wie es hie und da noch einzelne giebt. Der Geist einer strengen Ordnung und ernsten Haltung springt uns sogleich in die Augen. Der Lehrer ist ein Mann aus der frühern Zeit, ernst und gemessen in Wort und Gebehrde; die Blicke der Schüler alle auf ihn gerichtet; mehr Herrschaft des Gesetzes und der Furcht, als zutraulicher Liebe. Im Lesen wird kein Unterscheidungszeichen, kein Tonfall unbemerkt gelassen, Alle lesen wie der Meister, nicht lieblich oder declamirend, aber kräftig, und, gewöhnt auf den Ton zu merken, mit Aufmerksamkeit auf den Sinn des Lesestücks. Erklärt wird dabei nichts, sondern nur gelesen. Das tadelnde: Wie! oder bessernde: Noch einmal! des Lehrers ist die einzige Unterbrechung. Im Schreiben bekommen alle Schüler, welche die Schule ordentlich besuchen, des Lehrers deutliche, feste und scharfe, nicht zierliche Handschrift. Das Lernen geschieht blos mit dem Gedächtniß: Geographie des Vaterlandes, etwas von der allgemeinen Erdkunde, biblische Geschichte, Bibelsprüche, geistliche Lieder — alles firm und fest, wie aus Eisen gegossen, dabei genau so, wie geschrieben steht; ein *siehet* statt *sieht* geht nicht durch. Was die Schüler wissen und können, wissen sie fest und mit Sicherheit.

Der Prediger findet einen festen Grund und offene Bahn' für seinen Religionsunterricht. Das ist kein geringes Lob für solche Schule. Aber ists damit genug?

Diese letztgenannte Schule nähert sich am meisten der alten, ehemals allgemeinen Methode, außer daß einige Lehrgegenstände hinzugekommen sind, von welchen man früher nicht wußte, z. B. der Unterricht in der Geographie, teutschen Sprachlehre u. dgl. — Aber auch diese werden in der alten strengen Lehrweise, blos durch Auswendig-Lernen nur gelehrt — gleichsam, wie eine Speise gegeben, das Verdauen aber dem Magen überlassen. Die Ursache liegt in der Person des Lehrers und in der Zeit seiner ersten Bildung und Amtsführung. Auch das was er hinzugelernt und sich, um nicht zurückzubleiben, angeeignet hat, muß doch in der strengen und ernsten Form jener monarchischen Schulzeit erscheinen. Sie bildete und erzog den Lehrer, er erwuchs auf diesem Schulboden; so sollen und müssen es auch seine Schüler. —

Aber ist hier nicht blos Mechanismus und eine das Schulamt herabwürdigende Dressur zum Lesen, Schreiben, Rechnen und Auswendiglernen des Katechismus und der Bibel? Daß hier Mechanismus sey, läßt sich nicht leugnen; aber welche Schule und welcher Unterricht kann dessen ganz entbehren? Und ist nicht das Gedächtniß, welches zunächst doch bei den Kindern am meisten angesprochen werden muß, eine

sehr mechanische Seelenkraft? Daß der Mechanismus leicht ertödtend oder das Leben hemmend werden könne, kann auch nicht geleugnet werden. Aber dagegen sichert unsern Schullehrer, von welchem wir jetzt reden, das fromme Gefühl von der Würde und Wichtigkeit seines christlichen Amtes. Dieses leuchtet aus seinem ganzen Wesen und Wirken hervor, und dadurch gewinnt sein Mechanismus Leben und Würde. Die Schulkinder fühlen, ohne daß es ihnen gesagt wird: Ihr seyd Menschen, ihr seyd Christen; darum seyd ihr in der Schule, und darum geschieht alles dieses! Wo es dem Lehrer an einem solchen von ächter Frömmigkeit durchdrungenen Gemüthe nicht fehlt, da möchte dessen Schule in der Einfalt ihres Mechanismus dem Ideale einer Volksschule sich am meisten nähern. Ihr fester bedächtiger Gang sichert am meisten die Fortschritte der Schüler in demjenigen, was zur Volksbildung zunächst gehört; ist auch am besten geeignet, solche weislich zu beschränken, und die Hauptsache, den Unterricht des Christenthums darauf zu gründen.

Aber solche Lehrer verschwinden immer mehr in der neuern Zeit. Die Meisten sind, ohne eigene Schuld, durch die Schuld der Zeit, zur Vielwisserei und durch dieselbe verbildet. Das Wissen ist zur Hauptsache geworden und dadurch hat das Volksschulamt an seiner Würde, und zugleich sein Ziel aus den Augen

verloren. Seine Würde; denn nun steht die Volksschule jeder andern nach, die zu einem weitern und höhern (wissenschaftlichen) Wissen führt; sein Ziel: denn nun sucht der Volksschullehrer dem Lehrer höherer Schulen, deren Zweck die Wissenschaft ist, immer näher zu rücken. So bläset das Wissen unsere meisten Volksschullehrer auf; es wird zur Sucht, zur Krankheit, die durch Ausdehnung das Leben tödtet. Sie wollen alles, was sie selbst mit Mühe erlernt haben, ihren Lehrlingen wieder eintrichtern und dadurch Effect machen und Beifall und Verwunderung erregen. So hört man jetzt in Landschulen aus dem Munde künftiger Ackerbauer alle Redetheile sammt ihren Unterabtheilungen hernennen; die Kinder wissen zum Erstaunen der Eltern die Volkszahl aller Länder und Städte, und deren Umfang in Quadratmeilen anzugeben und davon zu reden, wie der Sohn des Götz von Berlichingen von Jarthausen, wovon er Alles, nur nicht das eine wußte, daß er daselbst lebte und wohnte. — In unserer heutigen Vielwisserei und Eintrichterei ist ein, wenn auch übertünchter, doch weit mehr ertödtender Mechanismus, als welchen man der Vorzeit zum Vorwurf macht.

Wessen ist die Schuld? Der Lehrer? Prüfet man sie nicht, bevor man sie anstellt? Allerdings. Sie erscheinen elegant und nett gekleidet, den Candidaten des Predigtamts im Aeußern völlig ähnlich.

Man befragt sich über allerlei Zweige des Wissens, worin sie unterrichten sollen. Sie haben alles, was die vorzüglichsten Lehrbücher der Geschichte, Geographie, Arithmetik, Naturgeschichte, Grammatik, Methodik ꝛc. enthalten, wohl gefaßt; sie spielen und singen mit löblicher Fertigkeit, sie haben Gewandtheit mit Kindern umzugehen und sich ihnen zu verständigen — und man entläßt sie mit verdientem Beifall und dem Zeugniß der Tüchtigkeit.

Gewöhnlich und mit Recht sind Geistliche die Examinatoren. Sind diese noch jung und unerfahren in ihrem Amte, so werden sie sich von dem wohlbestandenen Schullehrer eine ausgezeichnete Wirksamkeit in der Jugendbildung versprechen, oft aber doch nach etlichen Jahren sich nicht befriedigt finden. Erfahrene Männer aber werden jene bewiesenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten nicht so überaus hoch stellen, sondern wenigstens ein Mißtrauen empfinden, als fehle doch noch etwas, welches eine solche Prüfung nicht zu Tage fördern könne, sondern was, als eben die Hauptsache, einer tiefern Forschung und längern Erfahrung bedürfe.

Und was wäre denn das Vermißte? Man kommt, nach meiner Erfahrung, nicht so leicht damit auf das Reine, am wenigsten, so lange man noch Anfänger in seinem Volkslehramte, als Prediger oder Schullehrer, ist. Man meint, wo Kenntnisse und Talent, da

bei Fleiß und Amtstreue sich finden, müßten in kurzer Zeit die schönsten Früchte erwachsen. Der Prediger unterstützt nicht selten mit löblichem Eifer den Schullehrer, die Kinder machen augenscheinlich Fortschritte, die Eltern sind ausnehmend zufrieden mit den Kenntnissen der Kinder und geben ihren Beifall zu erkennen. Und dennoch findet sich am Ende, daß uns die ältern Glieder der Gemeine in ihrer Treuherzigkeit, Andacht, Abwartung des Gottesdienstes und im Handel und Wandel besser gefallen, als das neue Geschlecht, obwohl jenes diesem an vielfältige Kenntniß nachsteht und eine gewisse Derbheit oder Rohheit ihm anklebt.

Wären denn Kenntnisse etwa verderblich und verwerflich? Wer wollte das behaupten! Ein Schullehrer kann ja unmöglich zuviel Berufs- und Amtskenntnisse besitzen; vielmehr soll er darin immer wachsen und zunehmen. Er kann nie ein zu vollkommner Lese- Schreib- Rechen- Sprach- und Sangmeister werden. Das Wort „vollkommen" läßt kein Uebermaaß zu, sondern fordert ein Streben. Aber es ist ein Unterschied zwischen Viel und Vielerlei, zwischen viel Erkenntniß und vielerlei Kenntnissen, zwischen Viel geben und Vielerlei geben. Non multa sed multum. —

Mit diesem Abschnitt wolle der geneigte Leser vorlieb nehmen. Er soll auch nur seyn wie ein Be-

ſchwätz, wie man es etwa zu halten pflegt, wenn man von der Schulviſitation ermüdet iſt und nun über den Befund nur im Allgemeinen zu reden weiß.

Zeit und Wetter.

Die franzöſiſche Sprache benennt mit demſelben Worte Zeit und Wetter. Bezeichnend für ein Volk, welches in ſeinem galliſchen Urſprunge Diodor mit den drei Pinſelſtrichen: „Keck, feige und leicht“ malt, und das in ſeiner Geſchichte nur zu oft den Drathpuppen glich, die durch Fäden zu allerlei Gebehrden und Bewegungen geleitet werden. Von dieſen kanaanitiſchen Gränznachbaren iſt unſer gelobtes Deutſchland nur zu oft zum Baalsdienſt verführt und von demſelbigen dafür gezüchtigt worden. Durch das letztere haben ſie uns die größte Wohlthat erwieſen, wenn wir ſie annehmen wollen. Aber was hilft's, unſere Blicke anderwo hinzuwenden. Daſſelbige, was Diodor von jenem Volke, ſagt die Schrift von dem ganzen Menſchengeſchlecht: daß deſſen Herz ein trotziges und verzagtes Ding ſey, welches die Zeit, wie das Wetter, kalt oder warm macht, und unſere Geſchichte und Erfahrung zeugt davon bis in den klein-

sten Umständen. Es ist in der That auffallend, wie ein ganzes Zeitalter den unpoetischen und gemeinen Einfall beklatschen konnte, womit ein Regent von großem Namen die Schwachheit hatte, den Anfang des Paul Gerhardschen Liedes: „Nun ruhen alle Wälder" — zu bespötteln. Die ganze damalige Welt lachte und schämte sich, wie die Liederbücher bis auf den heutigen Tag erweisen: Nun ruhen alle Wälder — zu singen, und wenn demselben Manne seine Zeit der Mißbrauch eines erhabenen Gotteswortes (Joh. 10, 29.), womit er die Bitte um Erhellung einer Kirche zurückgewiesen habe, in den Mund gelegt wurde, so lachte abermals die ganze deutsche und deutsch-französische Welt. Dagegen rächte sich derselbe Mann, der damals das Wetter machte und dem Zeitalter seinen Namen gab, an seine Zeit, indem er einem enthusiastischen Lobredner der Menschenerziehung (Sulzer), die prophetische Antwort gab, er kenne diese vermaledeiete Brut noch nicht.

War's etwa eine Zeit, wie in Rom, als die Augurn beim Opfern sich anlachten? Ein Schulmeister machte damals freilich die lächerlichste Figur. Er stand zu einem Corporal, wie etwa ein Müllerespel zu einem Dragenerpferde; also auch das Volksschulwesen zum Welt- und Staatswesen. Man wußte die Bestimmung des Knaben; die Mädchen standen in niederm Preise, in Bezug auf die Populationstabelle. Von

einem deutſchen Vaterlande war kaum die Rede, viel weniger von einer chriſtlichen oder evangeliſchen Kirche; folglich auch nicht vom Volksſchulweſen, das ſeinen eiſernen, oder vielmehr trägen Eſelsgang fortgieng. Mit den höheren Schulen war es anders, weil ſie einen klaſſiſchen, idealen Boden und Wurzel haben, und weltlicher Größe und dem Ruhme die Gelehrtheit dient und Lorbern ſammelt. Darum fehlte es jener Zeit, wie dem Zeitalter Ludwigs XIV. in Frankreich, nicht an Gelehrten, Dichtern und Künſtlern. Vielmehr, wo die Wahrheit zu entweichen und die Menſchheit zu vereiteln beginnt, da findet ſich die Kunſt ein, wie Speiſe in dem erſchlagenen Löwen und Süßigkeit im todten Aaſe.

In dieſe Zeit gehörte auch ein anderer großer Mann, der in der Philoſophie das Wetter änderte, und dem bisherigen Gebäude der Weltweisheit die Stützen hinwegzog, ſo daß es zuſammenſtürzte, ſo viele Rücken ſich auch dagegen ſtemmten. Das beſte bei der Sache war der neue Erweis der alten Wahrheit: daß das Weſen dieſer Welt vergeht. Die neue Weisheit, die er auf den Trümmern zu zeugen meinte, griff keck und heilſam in das Stockwerk des menſchlichen Wiſſens und Erkennens, nur war ihr größter Fehler, daß ſie ſelbſt zu wiſſen meinte. Es war Arznei für die kranke ſchlaffe Zeit; aber die Arznei iſt ja nicht die Geſundheit.

Mittlerweile dämmerte eine zweite Zeit leise empor; im Westen von Europa gohren und brauteten neue Wetter. Es war auf nichts Geringeres abgesehn, als den Staat und die Menschheit philosophisch zu gestalten und die Menschenrechte neu zu gebären. In dem Lande, welches vor allen andern Gott und der Natur sich am meisten entfremdet hatte, sollte der Geburtsort der neuen Weisheit seyn. – Statt Juno kam eine Wolke zum Vorschein, die anfangs böse Dünste, dann Blitz und Donner erzeugte. Folgerecht verschwand, nachdem das Titanengeschlecht ihn selbst seiner Weltherrschaft entsetzt, dann aber wieder titular eingesetzt hatte, das Wort „Gott“ aus der Geschichte und die Dunstwörter Freiheit und Vaterland traten an dessen Stelle. Da erschien ein einzelner Mann, nicht aus diesem Volke, sondern wie aus dem Meere geboren; er machte sich zum Herrn und Gott dieser neuen Welt, und fuhr auf ihren Wetterwolken, und da die schwächliche hohle alte Zeit sich ihm widersetzte, so wurde auch sie überwältigt und verschlungen. Sie war keines bessern Looses werth und die Geschichte wurde ein Weltgericht, wie Jerusalems Zerstörung. Da schlug der Herr darin mit Feuerflammen, Frost, Donner und Blitz. Da begann in Deutschland die dritte Zeit; man staunte und rief: Gott und Vaterland! — Bald aber besann man sich, sahe an das Werk, das man gemacht zu haben glaubte, sahe,

daß es gut war, und sprach: Vaterland und Gott. Das letzte Wort wurde Anhängsel des erstern, Anstands halber.

Seitdem hat Deutschlands Volk und Volksschulwesen einen neuen Schwung bekommen. Die Menschen sind, in ihren eigenen Augen nämlich, in Werth und Preis gestiegen, und sie haben ein Gefühl gewonnen, als ob ihnen gleichsam die ganze Welt gehöre. Daher auch Vervielfältigung der Gegenstände des Wissens und Unterrichts, wo es nur eben gehen will. Während in den höheren und gelehrten Schulen die sogenannten Realien im Werth gesunken sind und der klassischen Bildung haben mehr Raum gönnen müssen — eine Folge des Kunstbedürfnisses in dem verfeinerten Leben —, haben solche dagegen in den Volksschulen, als ein Streben den höhern Ständen in Geistesbildung und Wissen nicht nachzustehen — desto mehr Raum gefunden. So lehrt man in denselben beinahe Alles d. h. von Allem Etwas. Dieses Allerlei erzeugt leichtlich, oder vielmehr nothwendig, Dünkel, Leerheit und Zerstreutheit in Lehrenden und Lernenden, also daß das Lehren zum Leeren wird. Pestalozzi fühlte dieses, und, — wie es ja immer in der Menschheit, gleich wie in der Natur, Wetterpropheten gegeben hat —, sprach dieses dunkle Gefühl seiner Zeit aus und suchte demselben durch seine „intensive Bildung“ abzuhelfen. Seine Methode war eine

Zeitlang, um mit Hamann zu reden, wie ihm selbst ein Benoni, seine Zeit ein Benjamin. Sein auf Zahl und Maaß gegründetes System fand anfangs, wie alles Neue, großen Beifall; und man fieng schon an, den Kindern und Säuglingen das allgewaltige Dreieck an die Wiege und um den Hals zu hängen; aber dennoch mußte auch dies Beginnen, als ein einseitiges Verstandesgebäude, welches den Schaden wohl andeuten, aber nicht heilen konnte, nachdem es eine Zeitlang gefunkelt hat, wieder zerfallen. Die Geschichte hat auch hier über das Haltbare entschieden. Was in der Zeit untergeht, verdient kein besseres Schicksal, auch wenn es ein Engel vom Himmel gebracht hätte. Die Bell-Lancastersche Methode des gegenseitigen Unterrichts erschien, gleichsam spottend, wie Diogenes, der, als er einen Knaben mit hohler Hand schöpfen sah, auch den hölzernen Napf wegwarf. — Die Posaune, die nichts als Vaterland und Vaterlandsliebe tönte, ist auch so ziemlich verstummt und wird noch mehr verstummen. Es war ein Schall aus Wind und Wetter; ein Nachhall der Kriegstrompete, die auch tönet, um zu verstummen. Je eher desto besser. Pflugschaar und Sichel werden in Schwerdter und Lanzen verwandelt, um wieder Pflugschaar und Sichel zu werden. Alles hat seine Zeit. Die deutsche Vaterlandsliebe, die man posaunte, war nicht

Wurzel, ſondern Frucht der Zeit, und das Poſaunen ein Wind, der vergeht.

Schullehrerſtand.

Der Menſch, nach dem Fleiſche, iſt in der Zeit und in dem Raume, und von beiden ſo beſchränkt und eingewindelt, wie kein anderes Geſchöpf, das den Raum leichter durchläuft und von der Zeit eben ſo wenig weiß, als von Uhren und Gottesäckern. Das hat gewiß auch Plato gemeint, wenn er den Menſchen ein zweibeiniges Thier ohne Federn nannte, und Diogenes Spott fiel auf ihn ſelbſt und ſein Fleiſch und Gebein zurück. Der inwendige Menſch iſt nicht für die Zeit und den Raum, ſondern hat Flügel, über beiden herrſchend zu ſchweben. Aber er muß dazu von Tage zu Tage erneuert werden, während der äußere verweſet. Leider widerſtrebt nur ſeiner Beſtimmung ſeine Neigung; ſie iſt, wie ſchon das Wort andeutet, die Schwerkraft, die ihn immer herabdrückt, das Geſetz in den Gliedern. Der Geiſt gelüſtet wider das Fleiſch und das Fleiſch wider den Geiſt; dieſelbigen ſind wider einander. So muß ſein Leben ein Kampf werden, um das Zeitliche und Sichtbare zu

gewältigen und das Ewige zu gewinnen. Seine zwei Füße behält er, seine Bahn zu meſſen, daß er laufe und nicht matt werde; aber der Mangel der Federn ſoll ihm erſetzt werden, daß er auffahre auf Flügeln, wie Adler. Wohin anders als gen Himmel, wo der Raum ſo unermeßlich weit und die Zeit ſo lang wird, daß ſie aufhören, Zeit und Raum zu ſeyn.

„Ihrer iſt das Himmelreich!“ ſagte der Herr von dem Schwarm Kinder, welche die Mütter zu ihm brachten, und die Er an ſein Herz drückte und ſie ſegnete. Die Schule ſoll ſeine Stelle vertreten. Das iſt ihr hoher Beruf, ihre Wurzel und ihre Krone. Ihrer iſt das Himmelreich! ſoll dem Lehrer immerdar in das Herz tönen, wenn er ſie vor Augen hat und unter ihnen wandelt. Aber er ſelbſt muß wie ein Kind eingegangen ſeyn, und das iſt nicht leicht für den alten Menſchen.

Das Wort Schule heißt in ſeiner urſprünglichen griechiſchen Bedeutung: Muße, Feier von der Arbeit. Das Wort hat einen tiefen Sinn. Der Eintritt des Kindes in die Schule iſt gleichſam Austritt aus dem Räumlichen und Zeitlichen; es wird nun als ein geiſtiges Weſen betrachtet und behandelt. Es hat Heimath, und Vater und Mutter verlaſſen; in der Schule ſind ſie ihm Object geworden, wie im Geſetze, welches ſpricht: Du ſollſt Vater und Mutter ehren. Die Schulſtunden ſind Feierſtunden, wo das Kind

aller irdiſchen Verhältniſſe los und ledig nur dem Geiſtigen lebt. Die Füße ruhen, die Flügel werden geübt. Eine Schule iſt ein Kindertempel; ſie iſt heilig. Darum beſtimmte ein Geſetz der feinſinnigen und „abergläubiſchen“ Athener demjenigen die Todesſtrafe, der durch unehrerbietigen Eintritt eine Schule entweihte.

Der Schullehrerſtand iſt folglich ſehr achtungswürdig. Dieß iſt beſonders in neuerer Zeit bis zum Ueberdruß oft geſagt und wiederholt worden. — Kann denn eine Wahrheit zu oft geſagt werden? — Ich behaupte Ja! denn wenn es eine allgemeine bekannte Wahrheit iſt, bedarf ſie der Wiederholung nicht; vielmehr wird ſie durch die Wiederholung gemein, ſalz- und kraftlos, zu einem Maul- und Gaſſenſpruch, — oder, wie die Inſchrift des Tempels zu Delphi, zu einem bloßen Witzwort. — Jenes Gemeinwerden einer Wahrheit erweiſet ſich beſonders darin, daß ihr ein falſcher weltlicher Sinn untergelegt wird. So iſt's der zuvor genannten ergangen. Denn mehrentheils iſt nicht damit gemeint, daß der Schullehrerſtand an und in ſich ſelbſt Achtung verdiene, was unleugbar iſt, ſondern daß er durch äußere Anhängſel und Zugaben erſt achtungswerth gemacht werden ſolle und müſſe. So verlangt man für denſelben Auszeichnung durch äußere Ehre, Flitter und Putz; man verglich ihn mit andern Ständen und wollte dieſen z. B.

dem Predigerſtande ihn gleich wo nicht vorgeſetzt wiſſen. Sobald ein Schulmeiſter ſolches begehrt, taugt er nicht zum Schulmeiſter. Ihm fehlt die Demuth und der kindliche Sinn; wie kann er lehren?

Luther ſagte: Wenn ich nicht ein Pfarrer wäre, ſo möchte ich ein Schulmeiſter ſeyn. Dieß Wort des tiefen Mannes entſpricht dem: Wenn ich nicht ein Vater wäre, ſo möchte ich eine Mutter ſeyn. Mit dem Vater- und Mutterſtande, in welchem Gottes Majeſtät verborgen iſt, iſt der Schullehrerſtand zu vergleichen, nicht aber mit einem andern geiſtlichen oder weltlichen. Der Vater- und Mutterſtand fordert nicht Ehre und Achtung, ſondern hat ſolche in ſich ſelbſt, und vergleicht ſich nicht mit andern Ständen, ſondern iſt, was er iſt, in und durch ſich ſelbſt, ohne Vergleichung. Alſo auch verhält es ſich mit dem Schulmeiſterſtande. — Freilich lautet es: Du ſollſt Vater und Mutter ehren. Aber heißt dieſes: Du ſollſt ihnen eine Ehre geben, die ſie noch nicht haben, oder etwas hinzuthun, wodurch ſie geehrt werden mögen? Keinesweges! ſondern: Du ſollſt ſie für das erkennen, was ſie ſind! Das Geſetz iſt die Wahrheit in gebietender Form. Wenn es ſagt: Du ſollſt keine andere Götter neben mir haben! ſo heißt das: Es giebt keine andere Götter außer dem Einen lebendigen. Was hülfe es, wenn du das Gebot in die Tempel und Haine zu Rom und Athen hinein

geſchrieen hätteſt? Erſt zeige ihnen, wie Paulus that, den Einen Lebendigen! das iſt mehr, als wenn du das erſte Gebot an hundert Hermesſäulen anſchlügeſt.

Sprichſt du: Wir wollen auch nichts weiter, als daß unſer Stand dafür erkannt werde, was er iſt, ſo ſtimme ich dir bei, frage aber: Läßt ſich das erzwingen und kommt es von außen? — Ja, antworteſt du, wenn nur erſt die Großen und Vornehmen der Erde den Lehrerſtand nach Würden ſchätzten und belohnten, und ihn nicht oft Hunger und Kummer leiden ließen! — Freilich, um den Hunger und Kummer iſt es ein übles Ding, und ſelbſt dem Ochſen, der da driſcht, will Gott nicht das Maul verbunden haben. — „Und", fährt der Apoſtel fort (1 Kor. 9, 11.), „ſo wir euch das Geiſtliche ſäen, iſt's ein großes Ding, ob wir euer Leibliches ärnten? — Aber wir haben ſolcher Macht nicht gebraucht, ſondern vertragen allerlei, daß wir nicht dem Evangelio Chriſti ein Hinderniß machen." Dieß war der Apoſtel Weg; ſie begannen ihr Weltſchulmeiſteramt auch in Hunger und Kummer, und durften die Kraft des h. Geiſtes, die ihnen gegeben war, nicht dazu verwenden, um aus Steinen Brod zu machen, ſondern mußten bei Nacht Teppiche verfertigen, um ſich am Tage ſatt eſſen zu können. Aber das kümmerte ſie nicht, ſie blieben treu ihrem Beruf, und wo man ihrer nicht wollte, ſchüttelten ſie den Staub von ihren Füßen und giengen

fürbas, lehrten, ermahnten, straften, dräueten zu rechter Zeit oder zur Unzeit, und am Ende erzwangen sie, was man ihnen verweigerte, den Beifall ganzer Gemeinden und Völkerschaften und selbst Agrippas, der König, sagte zu dem gebundenen Paulus: Es fehlet nicht viel du überredest mich, daß ich ein Christ werde. Und Paulus antwortete: Es fehle wenig oder viel, ich wünsche zu Gott, daß nicht allein du, sondern alle diese, so mich hören, würden gleich wie ich, diese Bande ausgenommen. — Freilich dieser Weg ist schmal und steil; aber es ist der Apostel Weg, und er führt sicher zum Ziel.

Der Schullehrer soll nicht sich, seiner Person, sondern seinem Stande und Beruf die Ehre erwerben, die diesem gebühret, das heißt: die Erkenntniß und Anerkennung dessen, was seinem Stande und Berufe einwohnet. Er soll sich zum Ziel setzen, daß sein Lehrstand und Lehrerberuf anerkannt werde, gleichwie der Elternstand. Das geschieht aber nicht durch Geld und Gut; denn dieses sind äußere Dinge und Niemand lebet davon, daß er viele Güter hat — auch nicht durch Ehre von außen. Denn was nützet dem Esel die silberne Schelle oder wie stehet der Sau ein goldnes Halsband? Auch nicht durch Vielwissen und Vielwisserei. Das Wissen bläset auf, und Aufgeblasenheit ist nicht Wachsthum und Gedeihen, sondern eine Krankheit. Ein einfacher Regentropfen läßt sich zu

einer großen Blase ausdehnen, und es spiegeln sich darin alle Farben des Regenbogens; aber nur als Tropfen erquickt und ernährt er die Pflanze. Das einfache Wissen und Können ist viel höher, als Vielerlei wissen und Vielerlei können. Jenes besteht darin, daß der Schullehrer wisse und erkenne, was er soll und will, und dieses darin, daß er wolle und könne, was er als seinen Beruf erkannt hat. Nicht das ist die Art eines guten Ackers, daß er allerlei bringe, sondern der Weizenacker soll Weizen, und der Flachsacker soll Flachs bringen. Die Schule soll einen festen Grund und in diesem Grunde ihre Wurzel und ihr Leben haben. Dieser Grund und Boden ist die Kirche — .

Kirche und Staat.

Das häusliche Leben, die Kirche und der Staat sind alle drei Bildungsanstalten für den Menschen, damit er werde was er werden soll, ein Mensch Gottes zu allem Guten geschickt, ein Genosse des Reiches Gottes. Durch ihren gemeinsamen Zweck sind sie auf das innigste verbunden.

Das häusliche Leben ist der enge Kreis der ersten Pflege und Bildung des Menschen; der Staat beschützet jedes häusliche Leben, daß keine Störung von außen in dasselbe eindringe; die Kirche will und hat den Zweck, daß das menschliche Leben im Haus und Staat geheiliget und ein gottseliges werde. Das Haus nimmt und umfähet den einzelnen Menschen als ein schwaches, an Leib und Seele der Hülfe und Bildung fähiges und bedürftiges Wesen, es pfleget und erziehet; der Staat betrachtet den Menschen als ein irdisches, nach Besitz, Genuß und Herrschaft trachtendes eigensüchtiges Geschöpf, er hemmet und schirmet, daß nicht Familien und Menschen sich feindselig berühren; die Kirche nimmt und umfähet den Menschen als ein geistiges und göttliches Wesen, sie bildet und heiliget. Das Haus hat es demnach zunächst zu thun mit dem ganzen Menschen und allem Menschlichen in ihm, der Staat mit dem Menschen in seiner äußern irdischen Erscheinung und Verbindung mit andern Menschen, die Kirche mit dem inwendigen unsichtbaren Menschen in seinem göttlichen, ewigen Beruf.

Der Staat hat also mit Erziehung und Ausbildung des Menschen, als solchen, eigentlich nichts zu schaffen. Er ist, wie seine Benennung andeutet, ein **Zustand**, ein **Bestehen** (status) — ein menschliches **Gemeinwesen** (res publica), in welchem

Menſchen neben einander beſtehen und ſich gegenſeitig das Recht bewahren, ſeyn zu dürfen, was ſie ſind, nämlich Menſchen, Erdbewohner (homines, von humus). Der Staat iſt demnach eine durch den allgemeinen Willen (das Geſetz) beſtimmte, um jeden Einzelnen und jedes Haus, und ſomit um das ganze Volk gezogene Kreislinie, die den Zweck hat, alles abzuwehren, was den Menſchen in ſeinem Menſchthum und deſſen Beſitz, Rechten und Entwickelung hindern und hemmen könnte. Der Staat hat nur Bürger, und iſt folglich ſelbſt die Burg, beſtimmt jeden Einzelnen wie den ganzen Verein zu bergen und zu ſchirmen.

In das Innenmenſchliche und Innenhäusliche darf der Staat, das Gemeinweſen, nicht eingreifen; ſo z. B. den Eltern nicht einmal anmuthen, zu welchem Stande und Beruf ſie ihre Kinder erziehen ſollen. Als eine Kreislinie, die das Haus ſchützend umgiebt, darf er nicht hineindringen, und nur das Eine fordern, daß das Haus dem Staats- und Gemeinweſen nicht entgegen-, ſondern zur Erhaltung und Erreichung deſſelben mitwirke. Wenn ein Staat hierüber hinausgeht, ſo vergißt er ſeinen Urſprung und ſeine Beſtimmung; er hört auf ein Gemeinweſen zu ſeyn und wird eine Deſpotie, ein Kaſtenweſen, eine Zwangsanſtalt. Aber freilich muß auch eben ſo ſehr das häusliche Leben ſich in ſeinem Kreiſe halten und ſeine Beſtimmung erfüllen, welches bei innerer Zer-

rüttung, z. B. durch Zwietracht der Glieder des Hauses, und ruchloses Leben, unmöglich ist. Alsdann verwirren sich die Verhältnisse, und der Staat hat in solchem Falle nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, in ein solches sich selbst zerstörendes Hauswesen züchtigend einzugreifen. Denn geschähe dieses nicht und das Uebel verbreitete sich, so müßte der Staat selbst, der eben aus Familien besteht, seinen Untergang finden; er übet also hier das Recht der Selbsterhaltung. Je verderbter die Zeit, um desto enger muß der Staat seinen Kreis um und sogar in das häusliche Leben ziehen und selbst Vater- und Mutterstelle vertreten, oder vielmehr an die Stelle der Liebe die äußere Zucht und den Zwang setzen zu seiner Selbsterhaltung. So sehen wir in der Geschichte verderbter und untergegangener Völker den gräulichsten Despotismus entstehen, gleichsam als ein scharfes Palliativ, um den schnellen Fortschritt der Fäulniß noch für eine Zeitlang zu hemmen. Jedoch wir reden hier davon, wie es seyn soll und so behaupten wir: häusliches Wesen und Gemeinwesen sind durchaus von einander geschieden, und letzteres darf und wird in das erstere, so lange es sich in seinen Gränzen hält, nicht eingreifen. Auch reden wir hier von christlichem Haus- und Gemeinwesen, und wenn einem solchen das christliche Element entschwunden ist, kann es uns nicht kümmern, welcher Art der

Fäulniß und des Todes es anheimfalle. Endlich wollen wir auch nur das Verhältniß, nicht aber das Wesen des Hauſes, der Kirche und des Staates angeben, um der Volksſchule ihre Stelle anzuweiſen. So fahren wir noch in einigen Anmerkungen fort, die der Leſer, damit er auch etwas zu thun habe, in eine ſyſtematiſche Ordnung bringen mag.

Irrig iſt nach unſerm Bedünken die Behauptung, oder vielmehr die figürliche Redensart: das Hausleben ſey Keim oder Wurzel des Staats. Freilich war jenes eher als dieſes; denn Jakob und ſeine Söhne und Töchter zogen als Familie nach Aegypten und als Volk wieder heraus, und Jakob war inſofern die leibliche Wurzel aller jener Familien, die das Volk ausmachten; aber als es ein Volk wurde, war er nicht mehr, konnte alſo auch nicht Wurzel des Volks, als eines ſolchen, ſeyn. Eine Familie kann kein Volk ſeyn, ſondern dazu gehören viele Familien, und dieſe Vielen ſind nicht Wurzel, ſondern Stifter des Gemeinweſens; dieſes iſt Erzeugniß der Geſammtheit, ein menſchliches Inſtitut, das den Zweck und die Beſtimmung hat, das einzelne Familienweſen, als ein göttliches Inſtitut, zu ſchirmen und zu bewahren. Alſo das häusliche Leben ſteht höher als der Staat, und der Staat hat keinen andern Zweck, als erſterem zu dienen, damit in demſelben, und ſomit auch in ihm, das Reich Gottes komme, wodurch der Staat

selbst als solcher aufhören und ein Reich Gottes, eine göttliche Familie werden würde. Darum hat auch der Staat kein größeres Vorbild, dem er nachstreben soll, als das einfache Familienleben, und es giebt für einen Fürsten keinen größern Ehrennamen, als den eines Vaters des Vaterlandes.

Welcher Platz gebührt denn nun der Kirche? — Hier müssen wir zuvor sagen, was die Kirche ist.

Kirche ist auch eine äußere Ordnung, wie der Staat und die Familie. Es giebt nur eine christliche Kirche; nur in einem christlichen Volke kann eine Kirche seyn. Das Heidenthum hatte nur Tempel und Gottesdienste, zu keinem andern Zweck, als die Götter zu versöhnen, und das jedem Menschen inwohnende religiöse Bedürfniß zu befriedigen oder vielmehr zu beschwichtigen; ersteres, um die verderbende Kraft der Götter abzuwehren und sich ihres Wohlwollens zu versichern; letzteres, um das Volk durch Aberglauben in der Furcht und Zucht zu erhalten. Das Judenthum hatte in seinem Tempel und seinen Opfern und Gottesdiensten nur Grundlage und Vorbilder einer künftigen Kirche, und man kann nur von denen, welche im Glauben die Verheißung ergriffen und deren Erfüllung von dem Herrn erwarteten, sagen, daß sie der Kirche des Herrn angehörten, und Christen vor Christo waren. Das jetzige Judenthum ist nur die leere Hülse des verwandelten und ausgeste-

genen Zwiefalters, ſo wie der Muhamedanismus ein abergläubiges Gemiſch von Heidenthum und Judenthum. Nur im Chriſtenthum giebt es eine Kirche, die wie ihr Name beſagt, Chriſtum für ihren Herrn und Haupt erkennet, und auf ihn und ſein Evangelium gegründet iſt.

Chriſtus gründete die Kirche, indem er ſeinen Apoſteln gebot, in alle Welt zu gehen und das Evangelium aller Kreatur zu verkündigen, womit er die Verheißung des heiligen Geiſtes und der apoſtoliſchen Amtsgaben verband. Mit der Erfüllung dieſer Verheißung am Pfingſtfeſte begann auch die chriſtliche Kirche, zuerſt in der Gemeinde zu Jeruſalem und darnach in allen Chriſtengemeinden der ganzen Welt. Dieſe waren das Salz der Erde, anfangs blos für ſich beſtehend, verfolgt oder geduldet in den weltlichen Staaten, bald aber den Staat ſelbſt durchdringend und mit ihm auf das innigſte ſich vereinigend. Die zwei Scheffel Mehl wurden durchſäuert von dem Sauerteige, den das Weib, die Kirche, nahm und mit dem Mehl vermiſchte. Das Chriſtenthum wurde nun das eigenthümlich-menſchliche Element des Staats und der Staaten, weßhalb ſie auch chriſtliche Staaten genannt werden. So ſind Kirche und Staat, nach mancherlei Gährung, auf das innigſte verwebt und verſchmolzen, und die Kirche muß deßhalb auch als eine äußere Ordnung erſcheinen, deren Diener

die Geistlichen sind, die aber ebensowenig die Kirche selbst ausmachen, als die Staatsdiener den Staat, der die Gesammtheit umfaßt.

Der Zweck der Kirche nun ist kein anderer, als Leitung, Erhebung, Erziehung des Menschen zu dem Uebersinnlichen, mit einem Worte: der Glaube, das heißt, nach der Schrift, die gewisse Zuversicht von dem, das man zu hoffen hat, und die Ueberzeugung von dem das man nicht sieht. Die Kirche hat es also mit dem Verhältniß des Menschen zu Gott und zu der übersinnlichen unsichtbaren Welt zu thun, also mit der Religion, mit dem Glauben. Der Glaube an eine höhere Welt und ein höchstes Wesen liegt zwar in dem Menschen, ist ihm eingepflanzt und mit seinem menschlichen Wesen verwebt, aber nur als Keim, der der besonderen Pflege bedarf. Das beweiset die Geschichte aller Völker, welche, ihren eigenen Wegen überlassen, allzumal in Unglauben, Aberglauben und Abgötterei versanken; das beweiset selbst die Geschichte des israelitischen Volks, das nur durch die strengste Zucht in dem Glauben an den Einen lebendigen Gott erhalten werden konnte. Die Menschheit bedurfte von jeher des Zeugnisses von Gott selbst, um im Geist und in der Wahrheit ihn anzubeten. Diese Offenbarung Gottes ist in Jesu Christo, dem Sohne Gottes, vollkommen erfüllet und vollendet worden. Denn Gott war in Christo; in

ihm wohnte die Fülle der Gottheit leibhaftig; er iſt uns von Gott gemacht zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlöſung, und alle Geheimniſſe des Rathes Gottes von unſerer Seligkeit und unſer ganzes Verhältniß zu Gott und der unſichtbaren Welt ſind uns durch die Offenbarung Jeſu Chriſti aufgeſchloſſen worden.

Durch den Glauben an dieſes Zeugniß und die Offenbarung Gottes in Chriſto Jeſu treten wir in das Reich Gottes, oder in das Himmelreich, welches auf Erden im Glauben beginnt und im Himmel in der zukünftigen Welt im Schauen vollendet. Dieſes Reich des Glaubens auf Erden äußerlich darzuſtellen, zu erhalten und zu verbreiten und die Menſchen darin einzuführen und zu erziehen — iſt die Beſtimmung und der Zweck der chriſtlichen Kirche, daß der Name Gottes des himmliſchen Vaters geheiligt werde, ſein Reich komme, ſein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel! — Das iſt auch der Kirche Ziel und Bitte. Alſo die Geſchichte des Urſprungs der chriſtlichen Kirche! Möge dieſem die Darſtellung ihres wirklichen Beſtehens in dem chriſtlichen Volke neben dem häuslichen Leben und Staat folgen. Das häusliche Leben, vom Staate beſchützt, von der Kirche geheiligt, empfängt das neugeborene Weſen; ein Menſch iſt geboren. Der Mutter pflegender Schooß iſt die ſtille abgeſchloſſene Welt, worin er zum Leben erwacht.

Nur der Kirche allein stehet es zu, mit der Mutter das Kindlein in Empfang zu nehmen und durch die Taufe, als auch ihr gehörig, sich anzueignen, und es mit mütterlichem Rechte zu einem höheren geistigen Leben einzuweihen. Der Staat hat mit dem Kinde nichts zu thun; er findet es auch am Ende des Jahres als bloße Zahl in seinen Bevölkerungs-Listen. Die Kirche aber giebt ihm sogar feierlich den christlichen Namen, und dieser bleibt ihm als unauslöschliches Abzeichen, wenn Familien-Namen durch die Ehe und bürgerliche Veranlassung verändert werden können.

In dem allmählig sich erweiternden Kreise des häuslichen Lebens erwacht nun das Kind zum Selbstbewußtseyn, lernt auf eigenen Füßen stehen und gehen, reden, erst Vater und Mutter und die andern Hausgenossen, dann Gefreundete und Nachbaren kennen und benennen, auch, wenn geschieht was geschehen soll, in seiner Art beten und arbeiten, d. h. menschlich leben. Hier hat die Kirche nichts zu thun; genug, sie hat das Kind und das häusliche Leben geheiligt, und ihre Aufforderung an die Eltern, ihre Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn zu erziehen, so wie das erste Gebot, das die Verheißung hat, spricht sie öffentlich aus und bezeuget, daß die Engel der Kinder immerdar das Antlitz des himmlischen Vaters sehen. Wenn sie also auch nicht in das Haus tritt, verbreitet sie doch über dasselbe ihr mor-

geröthetes Himmelslicht. Auch hat die Kirche das Recht, durch ihre Diener nachzufragen, ob dieſe Kleinen auch nach der Vorſchrift des Herrn der Kirche geachtet werden. Bald aber ſchließt ſie ſich der erſten Stufe häuslicher Bildung, vermöge ihres geiſtlich mütterlichen Anrechts, allmälig an und nimmt das Kind in Unterricht und Lehre, ſowohl um ihre eigene Verpflichtung und Verheißung, die ſie bei der Taufe dem Kinde gethan (Gehet hin und lehret) zu erfüllen, als auch das Kind ſelbſt über ſeinen Taufbund zu verſtändigen, und es darnach völlig in ihren Schoos aufzunehmen. Nun erſt kann der chriſtliche Menſch, geſalbet mit dem heiligen Geiſt und dem Reiche Gottes geweiht und geheiligt, in den chriſtlichen Staat und das bürgerliche Leben eintreten; er kann z. B. Gevatterſtelle übernehmen, anſäßig werden, Zeugniß und Eid vor Gericht ablegen, ſich verehelichen, ein Amt ſuchen, die Waffen tragen. Alles dieſes unter Obhut und Mitwirkung der Kirche, deren Mitglied und Genoſſe er bleibt, ſo lange ſie ihn nicht ausſtößt oder er ſelbſt ſich von ihr, als Abtrünniger, losſagt. Sie heiligt ſeinen Eheſtand und ſein häusliches Leben, weiſet ihn immerdar auf ſeine himmliſche Bürgerſchaft, tröſtet ihn auf ſeinem Sterbebette, und begleitet ſeine Hülle zum Grabe und ſeinen Geiſt in die Ewigkeit.

Wozu nun noch die Frage: Welche Stellung der Kirche zu dem chriſtlichen Staat und häuslichen Leben

gebühre! Alle drei sind Gottes Ordnung und Stiftung, damit der Mensch in seinem Leben, als ein geistiges im Leibe wohnendes Wesen, seine Bestimmung erreiche, und mit der Schrift zu reden, ein Mensch Gottes werde, vollkommen und zu allem Guten geschickt. Das häusliche Leben entwickelt den Menschen zum Menschen, das bürgerliche sichert seine Entwickelung und sein Bestehen und Verhältniß in und zu der bürgerlichen Gesellschaft; das kirchliche Leben umfasset sein Verhältniß zu Gott und dem Göttlichmenschlichen.

Der Zeitordnung und dem Ursprunge nach ist das häusliche Leben das erste und die Grundlage der beiden andern, darnach folget der Staat, das bürgerliche Leben, oder das gesetzliche Bestehen mehrer Familien neben einander. Das dritte der Zeit nach, und das höchste nach seinem Zweck und Umfange ist das christlich-kirchliche; denn das Christenthum ist die höchste Stufe menschlicher Bildung, und dieses in dem häuslichen Leben und folglich auch in dem Staate und bürgerlichen Verein und deren einzelnen Mitgliedern zu gründen und zu bewahren, das hohe Ziel der Kirche. Daraus folgt von selbst, daß der Kirche weder weltliche Größe und Herrschaft, noch auch das Streben darnach gezieme. Ihre Wirksamkeit gehet auf das Unsichtbare und ihr Reich, das Reich Gottes, das sie erstrebt, ist nicht von dieser Welt; es kommt nicht

mit äußern Geberden. Alſo geziemet der Kirche, als mütterlicher Pflegerinn des Geiſtigen und Göttlichen, der ſanfte ſtille Sinn, den der Apoſtel des Weibes Schmuck und köſtlich vor Gott nennt. Von ſieben Wochentagen hat Gott derſelben einen angewieſen, als beſonders ihr angehörig, nicht, damit ſie an dieſem Tage gleichſam als Staat ſich zeige und, wie dieſer, herrſche und gebiete, ſchalte und walte in dem Aeußern und Irdiſchen, ſondern damit durch Stille und Ruhe und Enthaltung von allem Zeitlichen ihr Daſeyn kund werde, und ſie über die Wirkſamkeit des häuslichen und bürgerlichen Lebens in den andern Wochentagen Ruhe und Stille verbreite, und den menſchlichen und bürgerlichen Verein zu einer göttlichen Familie geſtalte, in welchem, wie die Schrift ſagt, Einer dem Andern unterthan iſt und Einer dem Andern dienet mit der Gabe, die er empfangen hat, als die Haushalter der mancherlei Gnaden Gottes.

Sogar alle Geſetzgeber und Staatengründer des Heidenthums fühlten, daß ſie der Religion und einer äußern Religionsverfaſſung zur Erreichung ihres Zwecks nicht entbehren konnten. Sie behaupteten ihre Geſetze und Verfaſſungen von den Göttern empfangen zu haben, Numa umgab die mit Bruderblut beſprützte Mauer ſeines Vaterlandes mit einer unſichtbaren, viel ſtärkern, als jene, und die dem Aberglauben und

dem unbekannten Gott geweiheten Tempel und Altäre Griechenlands und Roms beweisen, daß ein Reich nicht bestehen könne, ohne ein Institut in seiner Mitte zu haben, das auf ein höheres unsichtbares Reich, wenn auch nur hindeutet, und, wenn nicht an Gott, doch an Götzen zu glauben, welche die Furcht gemacht hat. Darum weissagte auch der kluge Cicero nichts Gutes, als der alte Aberglaube, das Surrogat des Glaubens, seinem Vaterlande zu entschwinden begann und die Opferpriester sich heimlich anlachten. Aber was gehen uns die Heiden an! Ein christlicher Staat bedarf nicht der Furcht und des Aberglaubens zu seinem Bestehen; ein christliches Volk ist nicht ein babylonisches Viereck, das nichts weiter zum Zweck hat, als sein bloßes Seyn und Bestehen zwischen himmelhohen Mauern, oder eine bloße Zahl und Masse, Nähr- und Zehrstand, sondern eine durch seine Verfassung vereinigte Gesammtzahl von Seelen (mit welcher Benennung man auch die Bevölkerung des Staates bezeichnet), berufen, Hausgenossen Gottes sammt der Heiligen zu werden; Seelen, denen bei ihrem Eintritt in das Leben das „Gesetz der Freiheit" verkündigt wird, und welche göttliches Ursprungs und Geschlechts, göttlicher Natur theilhaftig werden sollen. Darum kann ein christlicher Staat, ohne in das Heidenthum zurück zu versinken, kein despotischer seyn. Das Evangelium giebt dem Klein-

ſten unter den Kleinen dieſelbe Würde vor Gott, als dem Fürſten und Könige, und erklärt dieſe innere Würde für unendlich erhaben über allen irdiſchen Glanz und Stand. Chriſtus hat ſie alle zu Königen und Prieſtern gemacht vor dem Vater.

Darum reicht der Staat nicht aus mit ſeiner blos menſchlichen und äußern Pflege des Rechts, worauf er gegründet iſt und wodurch er beſteht. Er will und ſagt, daß ſolches in dem Zeitlichen walte und geübt werde; er ſpricht es in Geſetzen aus, welche nicht nachweiſen, ſondern die Gränzen ſetzen, über welche der Menſch im bürgerlichen Leben nicht hinaus darf. Der Staat kann demnach nur gebieten und zwingen, und keinen andern Grund davon angeben, als daß ſein Weſen und Beſtehen es alſo erfordere. Die Kirche aber hat allein das Vermögen und die Beſtimmung, das Recht zu begründen, und es als ein weſentliches, in Gott und ſeinem Willen beruhendes, als ein über die Erſcheinung erhabenes, das ſeine Wurzel in dem Unſichtbaren hat, nachzuweiſen. Sie ſpricht mit ihrem Oberhaupte und Stifter: Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt und Gott was Gottes iſt! und zwar Erſteres weil Letzteres. Sie ſagt: die Obrigkeit ſey von Gott und nennet ſie Gottes Ordnung, eben ſo gut als das häusliche Leben.

So dienet die chriſtliche Kirche dem Staat, als einer gleichfalls göttlichen Ordnung und ſichert ſein Be-

stehen eben dadurch, daß sie ihn mit der unsichtbaren Welt in Verbindung setzt. Aber hiemit weiset sie ihm zugleich seine höchste Bestimmung an. Denn so wie jeder Christ glaubt und weiß, daß sein Erdenleben nicht Zweck an sich, sondern Mittel und Weg zu einem höheren Leben und Daseyn und eine Schule des Glaubens, der Hoffnung und Liebe ist; so kann auch ein christlicher Staat nichts anders seyn, als ein christliches Kanaan und keinen andern höchsten Zweck haben, als daß das Reich Gottes in ihm und allen seinen Gliedern verwirklicht werde. Verbannt ein Staat diese seine Bestimmung, so mag er zwar, als ein Kaufmannsstaat, wie Phönicien und Karthago, oder als Despotie, wie die Türkei, eine Zeitlang äußerlich blühen und bestehen, aber er trägt den Keim seines Untergangs, wie alle Staaten der Vorwelt, in sich, oder versteinert wie das alte China. Jemehr der Sauerteig des Gottesreiches in der Blume der Menschheit, einem christlichen Volke, abnimmt, oder, je minder er alle seine Theile durchdringt, um desto gewisser eilt es, wie einst selbst der Gottesstaat in Judäa, seiner Zerrüttung oder Auflösung entgegen. Die heilige Geschichte ist die Warnungstafel der Staaten und Völker, vor allen der christlichen, die ja von dem untergegangenen Gottesvolke die Elemente ihres geistigen Lebens, Recht und Licht von Zion, empfangen haben.

Also nochmals, wozu die Frage über das Verhältniß der Kirche zu dem Staate in weltlicher Hinsicht, und ob diese jenem oder jene diesem bei- oder untergeordnet sey? Sie sind beide Gottes Ordnungen und als solche, wie überall das Sichtbare und Unsichtbare, auf das innigste verbunden. Aeußerlich scheinen sie zwar getrennt, jedoch nur in ihren Dienern, den geistlichen und weltlichen, den Staats- und Kirchen-Dienern. Aber der geistliche Stand repräsentirt keinesweges die Kirche, sondern ist nur deren Organ, und wenn auch nicht eigentlicher Staatsdiener, doch Staatsbürger, folglich dem Staate verantwortlich, und strafbar, sobald er das Recht verletzt oder seinen Kreis überschreitet. Das letztere geschieht, entweder wenn er weltlich in das Weltliche eingreift, oder wenn er, die höchste Autorität des Wortes Gottes nicht anerkennend, von der Lehre und dem Bekenntniß seiner Kirche abweicht, deren einziges Fundament das Wort Gottes, und deren Wesen und Ziel Glaube, als das höchste Wohlverhalten gegen Gott ist. — Jedoch hiervon nur im Vorbeigehen.

Zum Schluß noch ein Gleichniß: Gleichet der Mensch in seiner Entwickelung, wie das Reich Gottes nach dem Evangelio, einem Saamenkorne, so ist das häusliche Leben das Erdtheilchen, in welchem der Keim sich entwickelt und das Gras hervorbringt; darnach die Schule, als Fortsetzung des häuslichen Le-

bens, erzeuget aus dem Grase den Halm, die Aehre zu tragen; die Kirche füllet und reifet die Aehre; der Staat aber, oder das gesetzlich-bürgerliche Leben, ist der bereitete und umgränzte Acker, der jedem einzelnen Keim, Körnlein und Halme, und allen insgesammt nebeneinander ihr eigenthümliches Bestehen, Wachsthum und Ordnung sichert. Wachsthum und Gedeihen selbst kommt von oben, und droben ist Säemann, Schnitter und Aerndte. Es ist thöricht, hier scheiden und Eins dem Andern entgegensetzen zu wollen, der Acker ist dadurch Acker, daß in ihm das Korn erwächst, und das Korn kann nur in dem Acker erwachsen und reifen. Nur dadurch unterscheidet sich der christliche Staat, daß er, mit Paulus zu reden, ein Ackerwerk Gottes ist und sich dafür erkennet. In dem christlichen Staate ist der Bürger eine himmlische Pflanze, und die Kirche, als Gottes Mitarbeiterin, pflanzet und begeußt.

Stand und Stellung der Schule und ihrer Lehrer.

Die Volksschule ist also Bildunganstalt der Kirche, ihr angehörig, für sie wirkend unter ihrer Leitung; sie ist die Kirche christlicher Jugend. Das Volks-

ſchulweſen iſt urſprünglich aus der Kirche hervorgegangen, und mußte aus derſelben hervorgehen. Unchriſtliche Völker hatten keine Schulen für die Jugend, ſondern überließen die Erziehung derſelben gänzlich den Eltern und dem häuslichen Leben. Das Evangelium, die Herſtellung des Menſchen in ſeine wahre Würde, nahm auch die Kinder in ſeinen Friedensbund auf; Jeſus ließ die Kindlein zu ſich kommen, herzte und ſegnete ſie, und ſagte, ihrer ſey das Himmelreich und ihre Engel ſähen immerdar das Antlitz des himmliſchen Vaters. Ja, er ſelbſt gieng auf ſeinem menſchlichen Glaubensgange auch in die Schule, indem er als 12jähriger Knabe im Tempel mitten unter den Lehrern ſaß und ihnen zuhörete und ſie fragte. Sein Gebot, alle Heiden zu lehren und das Evangelium aller Welt zu verkünden, umfaſſet nothwendig auch die Kinder, die, durch die Taufe dem angeborenen Heidenthum entnommen, nun der Predigt des Evangeliums bedürfen. Die Apoſtel konnten nur den Eltern die ſorgſame Zucht der Kinder und deren Vermahnung zum Herrn empfehlen; als aber die Kirche ſich bildete, da mußte ſie nothwendig, als die Mutter der unſterblichen Seelen, auch Lehranſtalten für die Jugend gründen, wodurch die Kinder frühzeitig zur Erkenntniß der Wahrheit, zur Gottſeligkeit und Hoffnung des ewigen Lebens gelangten.

Die Volksschule ist demnach, obwohl im Staate und unter dessen Schutz, doch keine Anstalt des Staats, eben so wenig als das häusliche Leben. Der Staat, als ein christlicher, will zwar und muß wollen, daß seine Bürger Christen seyen, aber er hat mit dem Unterricht zum Christenthum nichts zu schaffen, und muß dieses gänzlich der Kirche, so wie diese ihm das Regieren, überlassen. Auch, daß der Staat die äußerlichen Mittel hergiebt zum Bestehen der Volksschulen, giebt ihm kein Recht über die Schulen selbst. Denn er ist ebenfalls hiezu, als ein christlicher Staat, verpflichtet, der nur Christen in sich aufnimmt. Auch ist der Zögling der Volksschule, eben so wenig als der Säugling im Schooß der Mutter, noch kein Staatsbürger, sondern wird es erst alsdann, wenn die Kirche, nach vollendeter Schulbildung, ihn in sich aufgenommen hat. Der Staat verliert hiebei nichts, sondern kann und soll nur dadurch gewinnen. Denn gewiß wird auch das würdige Mitglied der christlichen Kirche, d. h. der gläubige Mensch, ein guter, treuer und gehorsamer Staatsdiener und Bürger seyn, ja dieses um so mehr, je mehr er das erstere geworden; ebenso wie das im elterlichen Hause wohl erzogene Kind sich als einen guten Schüler erweisen wird. Jedoch wird deßhalb die Erziehung des elterlichen Hauses nicht als eine solche für die Schule betrachtet, obwohl diese beiden Stufen noch näher ver-

bunden ſind, als Schule und Staat — ſondern ſie gehet ihren eigenen Gang und wenn es Zeit iſt, wird das Kind der gemeinſamen Schulpflege anvertraut und überlaſſen. Dies iſt der einfachſte, naturgemäßeſte Gang, und darum auch der beſte. Wozu die Vermengung mehrfacher Zwecke und eines entferntern Ziels mit dem nächſten, wenn jenes ſich aus dieſem von ſelbſt entwickeln muß! So wie wir vorher die Schule die Kirche der Kindheit nannten, in Beziehung auf deren chriſtliche Erziehung, ſo kann ſie auch vergleichungsweiſe der Staat der Kinder heißen, ſofern ſie die Kindheit, als einen Zuſtand, begränzt und in ſich aufnimmt.

Folglich iſt nun das Schulamt ein Kirchliches und der Schullehrer ein Kirchendiener; zwar in einem niedrigern und beſchränkteren Kreiſe, als der Pfarrer, jedoch in einem nicht minder wichtigen. Der Geiſtliche wirkt unmittelbar in der Kirche ſelbſt, wo er das Evangelium und die Sakramente austheilt. Der Schullehrer blos vorbereitend für die Kirche, und iſt deßhalb erſterem untergeordnet. Dieſe Unterordnung iſt eine eben ſo natürliche, wie die des Sohnes unter den Vater, des Jünglings unter den Mann, und als eine geiſtliche und kirchliche in Gottes Wort und Ordnung gegründet. Beide ſind Lehrer, auch der Jugend, nur der Prediger iſt zugleich und vorzugsweiſe Lehrer der Erwachſenen, er bleibt mit ihnen ihr ganzes Le-

den lang in Verbindung, als Gehülfe ihres Glaubens und ihrer Freude. So gebühret ihm, die Schule und ihren Unterricht, mit Hinsicht auf die Kirche und das künftige Glaubensleben der Kinder, zu leiten. Der Schullehrer hat den Beruf, die Kinder für das Wort Gottes empfänglich zu machen, und zur Aufnahme in die Kirche vorzubereiten. Dem Geistlichen aber, als dem nächsten Haushalter über Gottes Geheimnisse, bleibet der umfassende Unterricht des Evangeliums und die Aufnahme in die christliche Kirche allein überlassen.

In dieser Eigenschaft nun ist der Geistliche der natürliche Vorgesetzte des Schullehrers und der Schule, und darum auch für beide verantwortlich. Ihm lieget ob, dafür zu sorgen, daß die Schule eine Pflanzschule der christlichen Kirche werde, und er soll zu dem Ende den Lehrer unterweisen, leiten und unterstützen. Dadurch ist er mit demselben in Glaube und Liebe innig verbunden, und sein Ziel und Streben ist, daß dieses Band des Friedens immer fester und christlich-brüderlicher werde. Der Prediger hat auch hierin das Vorbild seines Herrn und Meisters, der seine Jünger mit Ernst und Liebe zu seinen Dienern und Botschaftern bildete, und, um ihnen eine Warnung vor aller irdischen Rangsucht und ein ewiges Denkmal seiner Demuth zu hinterlassen, sich selbst herabließ, ihnen die Füße zu waschen. Der Apostel

nannte seine Gehülfen Timotheus und Titus, seine geliebten Söhne, andere seine Brüder, und belehrte, ermahnte, und unterstützte sie, als die ihm durch gemeinsames Werk und Ziel innigst verbundenen. Schöner Verein, wo beide als die Diener des Herrn und ein Herz und eine Seele in seinem Weinberge arbeiten, sey es im Pflanzen oder Begießen, und das Gedeihen mit Zuversicht von oben erwarten! Das ist evangelisch!

Aber solch ein Bund ist unserer Zeit eine höchst seltene Erscheinung. Abwege diesseits und jenseits, zur Rechten und zur Linken. Entweder der Schullehrer wird von dem Pfarrer als ein Knecht behandelt und benimmt sich dann leichtlich gegen diesen als ein Knecht, weil er muß und nicht anders kann; oder er sträubt sich gegen die Autorität und das Ansehen des Predigers, und verlangt ihm gleich, neben ihm, oder gar über ihn gestellt zu seyn. Beides deutet auf den Verfall der Kirche und muß nothwendig ihn immer mehr herbeiführen. Ein dritter Fall ist nicht viel besser, wenn nämlich Prediger und Schullehrer ganz einig sind, beide thätig in der Schule, aber diese blos als ein weltliches Institut betrachten, die Kinder mit einer Menge von Kenntnissen aller Art anfüllen, alles Christliche aber, weil es doch nicht ganz wegfallen darf, mit einigen kalten und trockenen Katechismusstunden abfertigen, oder an die Stelle des Lebensbrodes die

armen Kinder mit dem Gedicht ihres eigenen Herzens und mit sogenannten philosophischen und moralischen, unverdaulichen Brocken abspeisen.

Der Grund aller dieser Verirrungen liegt darin, daß der wahre Zweck und die Bestimmung der Volksschule verkannt, oder, welches auf eins hinausläuft, nicht geachtet werden. Hätte jener Prediger, der seinen Schullehrer wie einen Knecht behandelt, einen Begriff und Gefühl von der Würde der Kirche des Herrn, in deren Diensten er stehet und deren Brod er isset (denn also muß man zu Solchen reden), so würde er durch stolze und wegwerfende Behandlung seines Mitarbeiters an dem Werke des Herrn sich nicht selbst die Nase aus dem Angesicht schneiden. Aber hier liegt die Schuld in dem verkehrten Herzen und bösen Willen des Geistlichen, und wo ist hier zu helfen und zu rathen! Jedoch, wären die Volksschulen nur erst nicht mehr solche fledermausartige Institute, die zwischen Staat und Kirche flattern, sondern als die Kirche der Jugend und Bildungsanstalten für das Reich Gottes anerkannt, so würden und müßten solche despotische Mißhandlungen so gut von selbst wegfallen, als die Kirche selbst noch den schlechten Geistlichen bei seinen amtlichen Dienstleistungen, freilich nur nothdürftig, in Zucht, Ordnung und Zwang erhält. Dann würde auch dies zweite, nicht seltene Uebel, die dünkelhafte Ueberhebung des Schullehrers in

seinen Verhältnissen zu dem Geistlichen von selbst wegfallen, und ein einfaches Unterordnungs-Verhältniß eintreten. Wo jedem sein Wirkungskreis einfach und genau angewiesen ist, da ist ein Uebertritt leicht und ohne Beleidigung zurückzuweisen, und nicht die Person, sondern Amt und Beruf kommt dabei in Betracht. Der dritte Fall ist um so schlimmer, da er äußerlich den Anschein des Guten hat, und der Eitelkeit der Eltern schmeichelt, wenn sie sehen, wie ihre Kinder über alle Dinge reden und Worte machen können. Auch sagt es dem jetzigen Zeitalter zu, welches im Vielwissen und Räsonniren seine Stärke sucht; aber es hat immer größere Verweltlichung d. i. Entfernung von dem höchsten Ziel der Menschheit, dem Reiche Gottes, zur Folge. Das Wissen hat seine besondere Süßigkeit; es liegt darin die Versicherung: „Ihr werdet seyn wie Gott.“ Das weltliche Vielwissen verdrängt den einfachen demüthigen Glauben, der gegen das bunte Gestick sehr einfältig absticht; es schmeichelt der Eigenliebe und nährt den Stolz und Hochmuth, es bläset auf, und erzeugt jene geistige Wassersucht, die man Lesesucht nennt; eine Seuche, die mit der Zeit das schöne Erbgut des teutschen Nationalcharakters, den Ernst, ganz zu ertödten droht. Darum lieset unser Landmann und Bürger an Sonn- und Festtagen und in Feierstunden nicht mehr, wie sonst, ein Predigt- oder Erbauungs-

buch, eine körnigte und kernhafte Postille, sondern weltliche Bücher und Romane. Darum nimmt der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes, auch bei der mittlern Bürgerklasse, so sehr ab. Der höchste Ernst des Lebens, der da fragt: Was muß ich thun, daß ich selig werde? wird je länger je mehr verdrängt, und die Wahrheiten des Evangeliums, als ein uninteressantes Wissen, in den Hintergrund gestellt oder gänzlich vergessen. Wie wenig Menschen giebt es jetzt, welche im Stande sind, Rechenschaft abzulegen von dem Glauben, zu welchem sie sich bekennen? Und welches werden die Folgen seyn, wenn dieses so fortgeht? Entweder ein vollkommenes Heidenthum, das die Wurzel seines Untergangs in sich selbst trägt, oder der Rückfall in eine Zeit, welche die Religion selbst und die Sorge für die Gewissen und die Seligkeit, den Priestern als Amtssache überläßt, und blos in einzelnen äußern Cerimonien daran Theil nimmt, damit das religiöse Bedürfniß auf irgend eine Weise, je leichter je besser, abgefunden und befriedigt werde. In solcher Gefahr schwebt vor allen unsere evangelisch sich nennende Kirche und ihre Mitglieder; aber Gottlob! sie beginnt es zu fühlen und einzusehen. —

Darum ist es höchst nothwendig und das einzige Heilmittel, daß die Volksschule und die Kirche in das ursprüngliche innigere Verband zurück trete, und jene

die Vorſchule der letztgenannten werde. Dieſes zu bewirken, müſſen Staat und Kirche, wenn ihr Beſtehen ihnen werth iſt, ſich die Hand bieten, und Kirchen- und Schul-Lehrer ſich in dem Herrn vereinigen.—

Lebensſtufen.

Was will und ſoll nun die Schule als kirchliche Anſtalt? Sie ſoll ſich dem häuslichen Leben anſchließen und die Kinder von dem einen Sakrament, das ſie empfangen haben, zu dem andern führen, das ſie empfangen ſollen. Darum nennet auch das Volk die Confirmanden Abendmahlskinder und bezeichnet damit zugleich den bevorſtehenden Austritt aus der Kindheit in eine höhere Lebensſtufe. Zu dem zweiten Sakramente können ſie aber nicht gelangen, ohne vorher den Sinn und die Bedeutung des erſtern erkannt und deſſen Bedingung durch den genoſſenen Unterricht erfüllt zu haben.

Die Taufe iſt ein Begrabenwerden mit Chriſto in den Tod und zugleich ein Auferſtehen mit ihm zum Leben. Das ſchon durch ſeine Geburt von chriſtlichen Eltern Chriſto und ſeinem Reiche angehörende Kind wird durch die Taufe zu einem Leben über die Zeit

eingeweihet und die göttliche Kindschaft ihm beſiegelt. Das getaufte Kind iſt nun ein Kind des himmliſchen Vaters in Chriſto Jeſu, trotz ſeiner angeborenen Sündhaftigkeit und menſchlichen Gebrechlichkeit. Das Taufwaſſer wird durch das darüber ausgeſprochene Wort Gottes — man könnte auch ſagen, durch die daſſelbe berührende Hand Gottes, da Wort und That in und vor Gott eins iſt — ein Bad der Wiedergeburt, welche in der Abſterbung des alten und Auferſtehung des neuen Menſchen beſteht. Der alte Menſch verſinkt und verſchwindet in der Welle, ſein Unflath wird abgewaſchen (darum heißt die Taufe: Abwaſchung von Sünden), und als ein Neugeborener kommt der Täufling aus der Waſſerwelle, dem Bilde der Zeit und des Zeitſtromes, hervor, nicht mehr der Zeit und ihrem Geſetze angehörig und unterthan, ſondern von demſelben erlöſet, über die Zeit und das Zeitliche erhöhet, dem Unſichtbaren und Ewigen geweiht und angehörend. Darum nennt die Schrift die Sündfluth und den Durchgang durch das rothe Meer Vorbilder der Taufe. Noah ſchwebte durch den Glauben über der in verheerender Fluth ſich ſelbſt vernichtenden Zeit, und Iſrael entgieng durch das rothe Meer dem Gefängniſſe der Zeit, als ein Volk dem Herrn geweihet. Die Chriſtenkinder ſind durch die Taufe den Banden, der Gewalt und dem Verderben der Zeit entnommen, um dem Herrn und ſeinem

Reiche geweiht und gesalbet mit dem heiligen Geist, Christen d. h. ein göttliches Königsvolk zu werden. So soll der Lehrer die Kinder ansehen als Gottes Kinder.

Aber sie sind noch nicht, was sie werden sollen. Noch haben sie die Welt nicht überwunden; die Welt liegt vor ihnen, sie sind in der Welt. Nach der Taufe folgt die Versuchung und der Gang des Glaubens und Gehorsams in und durch die Wüste. Der Herr selbst gieng diesen Gang, ward versucht allenthalben und mußte, dem Gesetz unterthan, Gehorsam lernen. Das Leben im Glauben kann erst allmählig, wie alles auf Erden, in dem Menschen aufgehen und wachsen mit dem zeitlichen Leben. So wie an Alter, also auch an Weisheit und Gnade bei Gott zunehmen, ist menschlich. Das Leben im Glauben ist die höchste Aufgabe und Stufe der Menschenbildung, und hat selbst wieder seine Stufen bis zum vollkommnen Maasse des Alters Jesu Christi. Alles auf unserer Erde gehet stufenweise; selbst ihre Schöpfung geschah also — so auch die Erlösung und Heiligung.

Laßt uns die irdischen Lebensstufen, wie wir sie vor Augen haben, betrachten. Das unterste Naturreich ist so gut als ohne Leben; wenigstens gewahren wir keine Entwickelung von innen heraus, sondern nur Ansatz von außen, oder Verdichtung, höchstens Krystallisation. In der Pflanzenwelt erblicken wir re-

ge Lebenskraft, aber ohne Gefühl und Empfindung. In der Thierwelt bemerken wir Empfindung und Gefühl, Begehren, Leidenſchaften, Erinnerungs- und Einbildungskraft, ſogar ein Analogon von Verſtand und Gewiſſen, letzteres vor allen bei den Hausthieren, die durch den Umgang mit dem Menſchen höhere Seelenkräfte zu erlangen ſcheinen, wie es bei uns der Fall ſeyn möchte, wenn wir in einem näheren Umgang mit der Geiſterwelt ſtänden. Aber was den Thieren durchaus fehlt, iſt das geiſtige Selbſtbewußtſeyn. Sie ſind völlig in und mit der Zeit verſchlungen; keine Vorſtellung von Geſtern und Heute, Gegenwart und Zukunft, von Raum und Zeit, von Maaß, Form und Zahl; vielweniger von dem Gegenſatz des Sinnlichen und Ueberſinnlichen.

Der Menſch unterſcheidet ſich zunächſt dadurch von der Thierwelt, daß er ſich von der Natur und der Zeit loswindet und über beide erhebt. Selbſt der Wilde, das heißt, durch lange, geſchichtloſe Verwilderung, bis nahe an die Gränzen der Thierwelt verſunkene, Menſch hat doch eine Sprache, wodurch er ſich von der Welt unterſcheidet und dieſe zu einem Innern ſich umſchafft. Schon dann, wenn das Kind ſein Ich nur noch mit ſeinem Namen bezeichnet „Wilhelm will eſſen“ ſcheidet es ſich von andern Weſen und Dingen, und bald hernach ſpricht es: „Ich will eſſen.“ Und wenn es auch das Geſtern und Morgen noch nicht

begriffen hat, ſo ſtrebt es doch darnach und ſcheidet beide durch den Schlaf, der dazwiſchen fällt. Bald lernt es auch zählen; anfangs bis fünf, und das iſt ſchon ein trefflicher Fortſchritt, der an den Fingern, als den nächſten ſichtbaren Spitzen des Mikrokosmus, abgenommen wird. Zwei Dorfkinder wußten die Frage, wie alt ſie ſeyen, nicht zu beantworten; das dritte antwortete freudig: „Ich bin 6 Jahre und übers Jahr bin ich fünfe.“ Der Menſch fühlet bald, daß er außer und über der Zeit ſteht; er ſiehet den Zeitſtrom hinfließen und theilet ihn und Sonne und Mond müſſen, nach dem Gebot des Schöpfers, als Lichter ihm dazu helfen.

Dieſes Selbſtbewußtſeyn eines Kindes, wodurch es ſich von allem, was es umgiebt, unterſcheidet, ſeine Vernunft, womit es über die Schranken des Sichtbaren ſich erhebet, ſein Verſtand, womit es nicht blos das Zeitliche und Räumliche, ſondern auch das Ueberſinnliche, was zu ſeinem geiſtigen Anſchauen gekommen iſt, verbindet und trennet, theilet und ordnet, ſein Gewiſſen, welches Recht und Unrecht, Gutes und Böſes in einzelnen Fällen ſofort empfindet und unterſcheidet, und ſein Willensvermögen, womit es wählet und verwirft — alle dieſe geiſtigen Vermögen, ſo gering und unentwickelt ſie ihm ſeyn mögen, erheben das menſchliche Kind zu einer Lebensſtufe über das Thier hinaus, die von viel größerer Weite und Höhe

iſt, als diejenige, welche die Thierwelt von der Pflanzenwelt ſcheidet. — Nun giebt es noch eine Lebensſtufe, die ſo hoch über dem Vernunftleben, als dieſes über dem Thierleben ſtehet, nämlich das Leben im Glauben, oder, — um ſogleich das höchſte zu nennen — das Leben in Gott, wie er ſich in Chriſto Jeſu offenbaret hat.

Vernunft und Glaube ſind ſich nicht entgegengeſetzt, ebenſo wenig als z. B. Thierleben und Pflanzenleben Gegenſätze ſind. Vielmehr iſt der Glaube ſelbſt, in einem gewiſſen Sinn, eine erhöhete vergöttlichte Vernunft. Ohne Vernunft iſt ja kein Glaube möglich noch gedenkbar — oder wollte man ſich einen ſolchen denken, ſo würde man auf Etwas den Kunſttrieben der Thiere, oder der anziehenden und Polar-Kraft des Magneten Aehnliches kommen. — Die Vernunft hat auch ſchon das Bedürfniß und ſomit den Keim des Glaubens in ſich, indem ſie, ihrem Weſen nach, ein Verlangen iſt nach dem, was man nicht hat und nicht ſiehet, ja ſogar durch den Glauben, an Vater und Mutter z. B., erſt Vernunft wird. Nur kann ſie das, wornach ſie verlangt, ſich ſelbſt nicht geben, eben ſo wenig als das Auge das Licht; ſie muß es empfangen. Wie (vergleichungsweiſe geſagt) dem Thiere das Selbſtbewußtſeyn, und ſomit auch Vernunft und Rede, ſo fehlt der Vernunft die gewiſſe Zuverſicht deſſen, das ſie zu hoffen vermag, und das Nichtzweifeln an dem Unſichtbaren. Die Ver-

nunft würde Glaube ſeyn, wenn ſie noch in urſprünglicher göttlicher Geſtalt wäre, ein Glaube ſo ſicher und groß als das Schauen. Aber ſie iſt verderbt und ſo gehört auch ſie zu der ſeufzenden Kreatur, die ſich ſehnet nach der Freiheit der Kinder Gottes.

Dieſes Seufzen der Vernunft, wenn es ernſtlich iſt, mag es auch nur dem unbekannten Gott einen Altar bauen, oder auf ſonſtige Weiſe ſich zu helfen ſuchen, iſt ſchon Keim des Glaubens, iſt Gefühl, daß wir, wie der Apoſtel dem heidniſchen Dichter nachſpricht, göttliches Geſchlechts ſind, von Gott abſtammend, aber zugleich unſers urſprünglichen Adels beraubt, entartet, von Gott entfremdet, uns im Elende befinden. Daß wir dieſes empfinden und nach Herſtellung unſerer urſprünglichen Würde uns ſehnen können, das iſt der Reſt des Göttlichen in unſerer Vernunft; aber ungöttlich in ihr iſt ihre Schwachheit, ihre Ohnmacht, ihr Unvermögen, und die Richtung, welche ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, nimmt, und immer genommen hat. Das Heidenthum in ſeiner mannigfachen Geſtaltung iſt nichts anders, als eine ſolche falſche Richtung der entarteten Vernunft, ein entweder in Leichtſinn und Unglauben, oder in Verzweiflung und Aberglauben ausartendes Beſtreben, ſich ſelbſt zu ergänzen und wieder herzuſtellen.

Dieſe Herſtellung und Erlöſung konnte nur von Gott ausgehen und iſt von Gott ausgegangen. Wun-

herherrlich und groß iſt die Geſchichte der Offenbarungen Gottes. Sie geſchahen anfangs an die einzelnen Edlern, die ein göttliches Leben führten, und wie die Sterne leuchteten mitten unter dem verkehrten Geſchlecht, dann vor allen andern an Abraham, dem ſein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet wurde und durch welchen alle Geſchlechter geſegnet werden ſollten. Als Abrahams Glaube unter ſeiner Nachkommenſchaft dem Volke Iſrael entſchwand, kam das Geſetz mitten ein, auf daß die Sünde ſündiger würde, aber die Verheißung, die Gnade des treuen Gottes, ſchwebte, nur den Gläubigen erkennbar, über dem Geſetze, wie der Gnadenſtuhl über der Geſetztafel. Sie erklang in den Harfentönen und Geſängen der heiligen Sänger und Propheten. Endlich als die Zeit erfüllet war, ſandte Gott ſeinen Sohn, auf daß wir die Kindſchaft empfiengen. Chriſtus iſt des Geſetzes Ende, er iſt zugleich der Weg, die Wahrheit und das Leben, und Niemand kommt zum Vater als durch Ihn. „Wer an den Sohn glaubt, der hat das Leben, wer aber nicht an den Sohn glaubt, der wird das Leben nicht ſehen, ſondern der Zorn Gottes bleibt über ihm. Wer den Sohn leugnet, der hat auch den Vater nicht.“ —

Der Glaube, oder die Verſöhnung des Menſchen mit Gott in Chriſto durch den Glauben, iſt alſo die höchſte Aufgabe des einzelnen Menſchen und des geſammten Menſchengeſchlechts; er iſt die höchſte Le-

bensstufe, Vergöttlichung des Lebens. Aber auch der Glaube hat seine Stufen, und, ohne der Kraft des Geistes Gottes auf irgend eine Weise Gränzen setzen oder ihr Maaß und Ziel bestimmen zu wollen, müssen wir Menschen die gewöhnliche Ordnung des Herrn beachten. Gaben doch auch die Apostel den Neubekehrten eher Milch als starke Speisen. Er beginnt, in der Predigt des Herrn, mit der geistlichen Armuth und dem Leidetragen, und diesen folgt erst das Hungern und Dursten nach der Gerechtigkeit; der lebendigen Erkenntniß und dem Gefühl des Unvermögens folget das Verlangen nach dem Reiche Gottes und nach dessen Gerechtigkeit. Erst muß der Glaube ein Unterwerfungsglaube, ein Gehorchen seyn, bevor er ein Erfahrungsglaube, eine gewisse Zuversicht, ein volles Leben werden kann. Der Hauptmann Cornelius war lange gottesfürchtig gewesen sammt seinem ganzen Hause, hatte viele Almosen gegeben, und gefastet und gebetet vor Gott; aber erst nachdem der Apostel zu ihm gekommen war und ihm den Frieden durch Jesum Christum gepredigt hatte, fiel der heilige Geist auf ihn und sein Haus, und er wurde nun ein Christ in vollem Glauben. Wir Berufenen haben den Vorzug, daß uns die Predigt Jesu und seiner Apostel immer zur Hand ist und es keines Engels bedarf, sie zu senden. Die christliche Kirche, welche das göttliche Wort bewahret und verkündigt und

die Sakramente austheilet, zeiget uns immerdar den „Weg Gottes“ und beut uns die Mittel, zum Glauben zu gelangen. „Wie sollen sie glauben, von dem sie nicht gehört haben? Und wie können sie hören ohne Predigt.“ Also kommt der Glaube durch die Predigt! sagt der Apostel.

Soviel vom Glauben, als der höchsten Lebensstufe und dem höchsten Ziel menschlicher Bildung. Weil er dieses und darum auch der höchste Zweck der christlichen Kirche ist, so ist er auch nothwendig der höchste Zweck der christlichen Volksschule, welche das Kind von der Taufe zum heil. Abendmahl führt, und den Zeitraum, der zwischen beiden fällt, ausfüllet und die geistige Ausbildung des Kindes bis dahin, mit den Eltern und an deren Statt, übernimmt. Sie hat demnach die Aufgabe und den Zweck, alle menschliche Fähigkeiten und Anlagen des Kindes so auszubilden, daß es der Erkenntniß der Wahrheit im Glauben an das Evangelium fähig, und darnach durch höhere Unterweisung theilhaftig werde. Dazu soll sie das ganze menschliche Wesen des Kindes, sein sinnliches und geistiges Wesen in Anspruch nehmen.

Die Volksschule gleiche einer Baumschule. Eingehägt wie diese, unter dem Schutze des Herrn des Gartens, des christlichen Staates, und unter der Aufsicht und Leitung des Gärtners, der Kirche, umfasse und pflege sie die jungen Wildlinge, auf daß sie werden

was sie werden sollen, gute Bäume. Jedes Hinderniß des Wachsthums werde entfernt, jede Beförderung desselben sorgsam angewendet, und dann das Wachsen und Gedeihen in Geduld erwartet. Ist der junge Baum bis zur Veredlung herangereift, dann wird er aus der Baumschule in den Obstgarten versetzt, daß er seine Aeste ausbreite und Früchte trage. Denn der gute Baum, dessen inneres Leben ein veredeltes, ein gutes ist, bringt von selbst gute Früchte.

Dieser einfache Zweck der Schulbildung wird den Lehrer, der ihn im Auge behält, vor allem Dünkel, Scheinwesen und Flitterputz bewahren, und ihm das rechte Gefühl der Würde seines Amtes geben. Er wird die ihm anvertrauten Kinder, als solche, deren das Himmelreich ist, sich selbst als ihren geistlichen Vater, und die Schule als ein Heiligthum betrachten. Man wird darin nicht das Geschrei des Treibers hören, und er wird nicht ärndten wollen, wo er nicht gesäet hat, noch auch ehe die Aerndte kommt. Da das Evangelium sein Ziel ist, so wird er mit dem nächsten Diener des Evangeliums sich berathen und zum gemeinsamen hochwichtigen Wirken sich inniger mit ihm zu verbinden suchen, und so an Sicherheit, Kraft und Ruhe in seinem Wirken gewinnen.

Das Schulgebäude.

Geiſt und Leben bedürfen in der zeitlichen und räumlichen Welt einer Wohnung und bilden ſich ſolche. Alle die mannigfaltigen Geſtaltungen in der Natur von dem Yſop, der an der Wand wächſt, bis zur Zeder auf Libanon, ſind eben ſo viele Behälter, oder vielmehr ſichtbare Erſcheinungen mannigfaltiger Geiſtes- und Lebensformen. Solche bildete die unſichtbare Kraft des ewigen Schöpfers. Auch der Menſch wird zum Schöpfer, wenn ſein inneres Leben in ihm kräftig erwacht und ihn treibt, es auch äußerlich darzuſtellen; er ſchaffet alsdann, er dichtet d. h. er bauet, nicht blos mit Worten, ſondern auch mit Holz, Stein und Mörtel, die er zuſammendrängt. Sein Haus und ſeine Hütte iſt auch nichts anders, als ein Leib ſeines Lebens, ſeines anſäſſigen; denn ſo lange er als Nomade umherzieht, baut er ſich Gezelte. Sein höheres geiſtiges Leben ſchaffet Tempel. So lange Iſrael nomadiſch lebte und auch kein Vaterland hatte, hatte es auch nur einen Gezelttempel, die Stiftshütte. Dieſen hatte es ſich nicht ſelbſt erfunden, darum, weil ſeine Religion, zu welcher es erzogen wurde, nicht ſeine Erfindung war, ſondern unmittelbar Gottes Gabe und Anſtalt. Darum gab ihm auch der Herr

ſelbſt den Grundriß und die Anweiſung zu ſeinem Tempelbau, der auch unverändert bei dem Gezelt wie bei dem Gebäu auf Zion derſelbe blieb, mit ſeinen Vorhöfen, dem Heiligen und Allerheiligſten. Ein einfacher und doch ſo tiefer und erhabener Gottesbau! Das Allerheiligſte war verhüllt mit ſeiner Bundes- und Geſetzeslade und dem Gnadenſtuhle, bis die Sterbeſtunde des Mittlers den Vorhang zerriß, und bald der ganze Bau zerfiel. Er war Iſraels Schule.

Der Tempelbau der Griechen und ihrer Schüler, der Römer, war helle und durchſichtige Sinnlichkeit. Die Chriſten bauten, zum Unterſchiede von dem Heiden- und Judenthume, nicht Tempel, ſondern Dome d. h. Gotteshäuſer, Wohnungen Gottes bei den Menſchen, und zwar in Kreuzes Form mit emporragenden Thürmen, gleichſam himmliſchen Wegweiſern. Der Geiſt jener Chriſtenzeit bedurfte ſolcher äußern Zeichen und Darſtellungen ſeines innern, mehr glaubenden als denkenden und forſchenden Lebens. Jetzt liebt man die Kreuzdome als Kunſtwerke, im Gefühl der entſchwundenen Glaubenszeit, aber ſie zu bauen vermag man nicht, eben darum, weil jene Glaubenszeit vergangen iſt. Es bedarf auch deſſen nicht; der Herr bleibt derſelbe und wohnt nicht in Tempeln von Menſchenhänden gemacht, und — der Glaube, der aus Erkenntniß der Gnade und Wahrheit zur Gottſeligkeit führt, iſt beſſer, als ein dunkler allgemeiner

Gefühlsglaube der Vorzeit. Unsere Kirchen sind hell und bequem, nicht eben Werke der höheren Kunst, sondern den menschlichen Wohnungen ähnlich; den Altar kann ein einfacher Tisch vertreten. Wir sind nicht mehr Pilger und Fremdlinge, sondern Bürger und Hausgenossen Gottes, und das Reich Gottes ist Gerechtigkeit, und Friede und Freude in dem heiligen Geist. Solches sollen die evangelischen Kirchengebäude aussprechen, und so sind sie dem hellen, klaren Worte angemessen. Darnach ist auch die äußere Gestalt der Volksschule zu bestimmen.

Die Schule soll nicht blos Lehrzimmer, sondern auch gleichsam die Kirche, das Gotteshaus der Kindheit und Jugend seyn, in der Mitte stehend zwischen dem Elternhause und dem eigentlichen Gotteshause. Dazu bedarf es nicht der Kunst oder Pracht, wohl aber des hinlänglichen Raumes, anständiger Ordnung und möglichster Reinlichkeit. Es ist nicht erfreulich, wenn man in dieser Hinsicht die Wirklichkeit mit dem, was seyn sollte, im Allgemeinen vergleicht. Am besten möchte es hiemit bestellt seyn in solchen Gemeinen, wo die Presbyterialverfassung herrscht, und Kirche und Schule, so wie die Wahl der Pfarrer und Schullehrer derselben angehören. Hier kennen die Gemeinen ihren Bedarf und den nächsten Weg, demselben abzuhelfen. Darum finden sich hier, besonders in einigermaßen wohlhabenden Gemeinen und Bauer-

ſchaften, nicht ſelten ſelbſt ſchöne Schulen, in welchen man mit Wohlgefallen verweilt. Hingegen da, wo, bei anderer kirchlichen Verfaſſung, Kirche und Schule gänzlich der Sorge des Staats anheimfallen, ſiehet es, beſonders in größern Staaten, oft ſehr elend damit aus, und manche Schulen ſtehen den Viehſtällen nach, weßhalb auch nicht zu verwundern iſt, wenn man dort den Schullehrer dem Dorfhirten nachſetzt. Eine mütterliche Pflege kirchlicher Anſtalten iſt auch von dem Staate nicht zu erwarten, deſſen Beruf das Allgemeine zu beherrſchen und zu verwalten, die ſorgſame Pflege des Einzelnen und Kleinen ausſchließt. Wo ſie dieſem obliegt, haben gewöhnlich die Gemeinen wenig Intereſſe für dieſelben. Dieß liegt eher in dem richtigen, wenn auch dunkeln Gefühl, daß das Kirchliche nicht rein aus dem Weltlichen hervorgehen, noch auch mit demſelben anders, als unter deſſen Schutz und Aufſicht, beſtehen könne. Der Staat fragt auch immer nur nach dem Fonds, wie das ausländiſche verkrüppelte Wort lautet, dem Fundus, einem todten Dinge, das nicht leicht Leben erzeugt, und dem Mammon angehörig, nicht Gott, ſondern der Welt dient. Solcher Fundus, der gewöhnlich ſtatt des Herzens das Einmaleins in ſich trägt, pflegt in Betrachtung zu ziehen: daß und wie in einer engen Schule die aufeinander gedrängten Kinder durch Reibung ſich erwärmen und folglich den Holzbedarf ver-

mindern. Mütterliche Sorge für Schule und Kirche liegt nicht in dem Wesen des Staats, und wenn auch dessen Regent ein Herz und den Glauben des Hauptmanns zu Kapernaum hätte, von dem es heißt: „Er hat unser Volk lieb und die Schule erbauet! — so kann doch weder von ihm noch von seinem Consistorium die rechte Pflege des Volksschulwesens erwartet werden. Der beste Fonds ist in dem Herzen eines christlichen und kirchlichen Volks, das seinen Schulmeister als den Pfarrer der Kindheit und Vermittler zwischen dem häuslichen und kirchlichen und somit auch bürgerlichen Leben betrachtet. So bauet und erhält es ihm unter der Leitung des Seelsergers, und billiger Beihülfe des Staats, Haus und Schule, als ein Gemeindegut und beachtet das Einzelne, das Kleine, das Oertliche, was der Staat nicht vermag. Daher auch mag es kommen, daß in solchen Staaten, wo die weltliche Staatsmaschine am meisten abgerundet ist, und wo der Regent den Namen eines Vaters des Vaterlandes nicht verdienen kann, wie in England, das Volksschulwesen gar nicht beachtet wird, oder daß man daselbst den maschinenartigen gegenseitigen Unterricht einführt, als Nothbehelf, um damit das Gefühl des Mangels zu beschwichtigen. Es ist ein wichtiger Unterschied, ob man in einer christlichen Gemeine sagt: die Kirche, die Schule oder, unsere Kirche, unsere Schule; unser Pfarrer, unser Schul-

meiſter, oder der Pfarrer und Schulmeiſter. Letzteres klingt ebenſo, wie: der Amtmann, der Amtsdiener.

Iſt das Gebäude wie es ſeyn ſollte, ſo wird es von ſelbſt den Lehrer und die Kinder zur Ordnung und Reinlichkeit ermuntern, wie man im Sonntagskleide jeden Schmutz vermeidet. Wenn hingegen die Schule einem Stalle gleicht, ſo wird auch bald ein thieriſcher Stallſinn darin wohnen und einheimiſch werden. Und wie hochwichtig iſt doch Ordnung und Reinlichkeit bei Unterweiſung und Bildung der Jugend. Man leſe und erwäge nur die Erziehungsweiſe Gottes bei ſeinem aus Aegypten geführten Volke. Wie viele bis ins Kleine gehende Vorſchriften zur Reinlichkeit finden ſich in den moſaiſchen Geſetzen! Und ebenſo allgemein, als die Opfer, finden ſich die Reinigungen (Luſtrationen) in den Religionsgebräuchen aller Völker. Beginnt nicht auch die Erziehung mit Gewöhnung zur Reinlichkeit? Welchen tiefen Sinn hat das Wort „rein“ in geiſtiger Bedeutung? Es ſteht dem Worte „Heilig“ am nächſten. Sollte nicht auch leibliche und geiſtige Reinheit und Reinigung in naher Verbindung und Wechſelwirkung ſtehen? Das berechneten die klugen Phariſäer, wenn ſie die äußere Reinlichkeit, als einen Deckmantel ihres inneren Schmutzes gebrauchten, um die Augen des Volks zu täuſchen. Bezeichnet doch auch das Wort: Schmutz, die niedrigſten Stufen der Gemeinheit und

Lasterhaftigkeit, wogegen rein und unschuldig gleichlautend sind.

Die Tugend und Zierde einer christlichen Volksschule soll vor allen Reinlichkeit seyn. Sie kann es seyn, denn Reinlichkeit ist nicht kostbare Pracht. Selbst die Armuth, kann sich reinlich halten, und es ist ihr ein Schmuck, der ihr Hochachtung und Liebe erwirbt. Wollte man sagen, die Kinder der Hütten seyen des Schmutzes und der Unreinheit gewohnt, so folgt daraus um so mehr, daß die Schule ihnen Unterweisung und Vorbild des Gegentheils werden müsse und solle.

Warum bezeichnen wir den Tag des Herrn auch durch reinere und bessere Kleidung? Doch wohl, weil es dem Tage angemessen ist und die natürliche Ehrfurcht vor dem Herrn des Tages es fordert. So soll auch in der Schule, als auch Vorhöfen des Herrn, die tägliche Kleidung und der Leib und alles Schulgeräthe rein seyn und rein erhalten werden. Welch einen lieblichen Anblick gewährt eine Schaar reinlicher Kinder, wenn auch in noch so ärmlicher und geflickter Kleidung! Ein reingewaschenes Kinderangesicht mit klaren Augen und wohlgeordnetem Haar, wie man z. B. die Waisen zu Potsdam sieht, ist eine wahre Augen- und Herzenslust. Wer könnte ein solches Gesicht hart und rauh ansehen? Die Reinlichkeit ist der Grund und die Wurzel der ächten Zucht

und Disciplin, sie flößt dem Lehrer eine zartere Achtung gegen die Kinder ein, die nicht anders als von wohlthätigem Einfluß auf ihn und diese seyn kann, und wirket rückwärts ermunternd oder beschämend auf die Eltern. Den Leib, den das Bad der Wiedergeburt zu einem Tempel des heiligen Geistes geweihet hat, darf kein Schmutz besudeln. Also soll die Christenschule nicht der Synagoge des Volks gleichen, welches in dem Raupenstande seines Unglaubens das Gegentheil von dem geworden ist, wozu es ersehen und bereitet wurde, und dessen Tempel, nach Haman, oft dem Orte gleichen, wo Er, den sie verwarfen, und seit neunzehn Jahrhunderten vergeblich erwarten, geboren ward. — Wem hier zu viel von diesem Gegenstande geredet scheint, der kennet und liebt unsere Volksschulen nicht. —

Darnach gleiche die Schule einer evangelischen Kirche auch darin, daß sie hell sey und freies Licht sie durchströme. Das Licht, die erste Gabe dessen, der im Lichte wohnt, und welche die Erde unmittebar von oben empfängt, ist an sich erhebend und erfreulich, wo hingegen das Dunkel, sey es auch ein sogenanntes heiliges in Tempeln eingeschlossen, eine Empfindung und Stimmung erzeugt, die man nur auf kurze Zeit ertragen kann, indem sie den Menschen, wie den bußfertigen Zöllner, der von ferne stand, ganz auf

ſich ſelbſt zurückwirft, und welche wenigſtens der Unterweiſung nicht zuſagt.

Ohne Zweifel hat auch das Licht einen heilſamen phyſiſchen Einfluß auf die Kinder, die inſtinctmäßig von Kindheit an ſich dem Lichte zuwenden, und am liebſten im hellen Sonnenſcheine ihre Spiele treiben. Helle und Heiterkeit ſtehen in genauer Verbindung und letztere iſt der Himmel, unter welchem nur die Kindheit gedeihet. Auch befördert jene die Reinlichkeit, indem im hellen Lichte jeder Schmutz abſtechend und beſchämend hervortritt. Der Eintritt in eine dunkle und darum auch dumpfe Schule, wo der Dunſt an Fenſtern und Wänden herabtrieft, hat etwas Kerkerartiges und erregt nothwendig ein, durch den Gegenſatz ihrer jugendlichen Bewohner um ſo mehr verſtärktes, niederdrückendes Gefühl. Wie wohlthuend iſt dagegen der Anblick einer heitern, reinlichen Schule, wo die jugendlichen Köpfchen, wie Gemälde, in rechter Beleuchtung erſcheinen! Die Väter und Diener des Vaterlandes, beſonders auch Prediger, Lehrer und Gemeinden ſollten dieſes nicht außer acht laſſen, und wie Gott reichlich ſein Licht und ſeine Luſt darreicht, der jugendlichen Welt ihren vollen Antheil gönnen. Das Bild der Schule, wo das Kind ſeinen erſten Unterricht empfängt und die Flügel ſeines Geiſtes entfaltet, bleibt lebenslang in deſſen Seele, vor allen wenn jene iſt, wie ſie ſeyn ſollte. Und dieſes wird

immer mehr ſich von ſelbſt ergeben, wenn die Schule für das erkannt wird, was ſie nach ihrem innerſten Weſen iſt und ſeyn ſoll, nämlich ein Vorhof und eine Pflanzſtäte der Kirche des Herrn, der die Kindlein ſegnete und ihnen das Himmelreich verhieß.

Das Leben der Schule.

Den negativ ſchlechten Zuſtand einer Schule kann man nicht leicht beſſer bezeichnen, als durch den gewöhnlichen Ausdruck: Es iſt kein Leben darin! Und dieſes heißt nichts anders, als das Leben ſey darin erdrückt und erſtickt. Denn in den Kindern iſt Leben, etwa einige Unglückliche ausgenommen, in welchen des Lebens Keime, mehrentheils durch der Eltern Sünden und Verſchuldung vor oder nach ihrer Geburt, verdorreten. Solcher giebt es jedoch, vor allem auf dem Lande, nur wenige. Hier trifft man gewöhnlich geſunde Seelen in geſunden Leibern, und daraus entwickelt ſich leicht von ſelbſt, gleichwie ein häusliches, alſo auch ein Schulleben.

Beides iſt ein gemeinſames in Geiſt und Form, obwohl dieſe verſchiedenartig ſeyn können. Ich will ein Beiſpiel erzählen. In der zahlreichen Mädchen-

ſchule einer wohlhabenden Dorfgemeine fand ich einen Schulmeiſter, der viele Jahre lang ſo engbrüſtig war, daß er nur mit Mühe die Kinder leſen laſſen und kaum, aus Mangel an Othem und Kraft die Leſefehler verbeſſern konnte. Mit ſeinem Geiſt und Geſchick war es nicht viel beſſer beſtellt, als mit ſeiner Bruſt. Indeß hatte er nicht die mindeſte Urſache, ſich über ſeine Schülerinnen zu beklagen. In der Schule von nahe an hundert Mädchen herrſchte Fleiß, Stille und Ordnung, und die Quelle war keine andere, als das allgemeine Mitleid mit dem armen unvermögenden Manne. Dieſes Leben hatte ſich von ſelbſt gebildet. Freilich war es nur ein negatives, woran der Lehrer ſelbſt nicht das mindeſte Verdienſt hatte. Dennoch wurde ſeine ſchwache Unterweiſung, oder vielmehr Anweiſung, von den Kindern ſo gut benutzt, daß ſie aus ſich ſelbſt eine gewiſſe Fertigkeit im Leſen, Schreiben und auch im Tafelrechnen erlangten. Man konnte das Leben dieſer Schule ein ſtillmitleidiges nennen. Das Exempel ſoll nur erweiſen, daß ſich aus den Kindern leicht von ſelbſt, und ohne Zwang ein gemeinſames Schulleben herausbilde.

Ebendenannte, obwohl ſehr mangelhafte Schule, wird dennoch der geſunde Menſchenſinn für eine beſſere erkennen, als eine ſolche, wo zwar viel mehr gelernt, aber das kindliche Leben ſelbſt gehemmt und unterdrückt wird. Jeder fühlt, daß das Leben, eine Got-

tesgabe, mehr als die Speiſe ſey und nicht gehemmet werden dürfe, ſondern in freier Entwicklung beſtehe. Dieſe geſchiehet durch Geben und Nehmen, alſo, durch das Band der Liebe. Wie ziehet der Himmel ſeine Pflanzenwelt? Er ſendet ihr das Licht, den Thau und Regen. Aber die Pflanze hat Gefäße und Röhren, womit ſie jene Gaben aufnimmt und mit ſich vereinigt. So erwächſt ſie frei und in ihrer eigenthümlichen Geſtalt bis zur Vollendung. Ein Kind gleicht der Pflanze. Seine Augen und Ohren, die Thüren ſeines Geiſtes, ſtehen offen, zum Empfangen bereit; noch iſt ſein Leben von der Hülſe umſchloſſen, aber es harret des Lichts und Thaues, der es entfalte, und erſt das Gras, darnach den Halm und die Aehre hervorbringe. Das vermag nicht dürrer und harter Mechanismus, ſondern nur ein ſtilles Geben und Empfangen. Der Himmel läßt ſich zur Pflanze herab; das iſt Liebe, denn die gebende, helfende Liebe iſt immer Herablaſſung. Liebe iſt die Quelle alles Lebens, ja das Leben ſelbſt. Was iſt das häusliche Leben anders als Liebe? So kann auch aus ihr nur das Leben hervorgehen, und unter ihrem Einfluſſe Leben ſich bilden. Er, der Urquell alles Lebens, iſt auch die Liebe.

In einer Schule, wo der Lehrer ſein göttliches Werk, denn ein ſolches iſt ſein Amt, ohne Glauben und Liebe handwerksmäßig treibt, kann kein eigenes

Leben seyn, oder doch nur ein verkrüppeltes, ein Treibhauswesen. Ein solcher Lehrer gewinnt in seinem langen mühsamen Amte nicht so viel, daß von den Tausend Kindern, die er unterrichtete, auch nur ein einziges irgend ein Gefühl der Dankbarkeit und Liebe gegen ihn und die Schule in das Leben mit hinüber nähme. Dieß ist schrecklich zu denken, aber — ich rede aus Erfahrung — es ist wahr und nicht selten. Oft tritt sogar an die Stelle der Dankbarkeit das Gegentheil, der Fluch und heimliche Verwünschung. Denn leicht erzeuget sich in dem Herzen der Jugend ein verschlossener Haß und Groll gegen den Treiber, wogegen man noch in reifern Lebensjahren zu kämpfen hat. In solcher Schule kann Fleiß und Anstrengung herrschen und eine Stille, wie im Reiche der Todten; aber heißt das Leben? Wer es nicht erfahren, hat keine Vorstellung, wie weit solcher Schuldespotismus gehen kann und die Erbitterung, die er erzeugt.

Jedoch ist dieses Extrem heutzutage seltener, oder geringer. Die Kinder stehen jetzt den Eltern näher, als vor 40 und 50 Jahren, wie schon das damals höchstseltene, jetzt aber — ob zum Guten oder zum Uebel, bleibe hier unentschieden — fast allgemein gewordene traute liche „Du" beweiset. So können, was sonst nicht geschah, Kinder bei den Eltern Klage führen, und sie in ihr Interesse ziehen, und diese nehmen oft nur zu sehr und mit weichlicher Vorliebe die Parthei der

Kinder gegen den Lehrer. Daher tritt jener Leben ertödtende Schulzwang, aus Klugheit und Bequemung, zwar leiſer und verſteckter auf, aber er beſtehet doch und iſt überall da, wo es an dem rechten Geiſt, dem Geiſt des Evangeliums, fehlt.

Dieſer iſt ernſt und verſchmähet alles Getändel, aber er iſt immer ſich ſelbſt gleich, freundlich und herablaſſend. Die Geſchichte, wo der Herr die Kinder zu ſich kommen ließ, iſt auch deßhalb in den Evangelien ſo umſtändlich beſchrieben, damit ſie der Schulen und Jugendlehrer Vorbild werde. Die Jünger wehreten ihnen, ja bedräueten ſie; er aber ließ ſie zu ſich kommen, legte die Hände auf ſie, und herzte und ſegnete ſie mit dem bedeutungsvollen Ausſpruch: ihrer ſey das Himmelreich. — Dahin eben ſoll die Schule ſie führen. Aber wie kann dieß gelingen, wenn der Lehrer das Gegentheil vom Himmliſchen, ja das Thieriſche, Zorn, Grimm und Bitterkeit im Herzen trägt und in ſeinen Reden und Handlungen offenbaret? Muß nicht das kindliche Gemüth dadurch aller Freudigkeit verſchloſſen und verriegelt werden? Es iſt ein Jammer, wie z. B. nicht ſelten und vor andern der Katechismus in manchen Schulen den Kindern eingepoltert und eingebläuet und dadurch auf immer vielleicht das Chriſtenthum verleidet wird. Ein Prediger ſogar fand nichts Arges darin, mir zu geſtehen, daß er ſeine Confirmanden, nicht einmal

zwölf an der Zahl, in jeder Lehrstunde — zur Vorbereitung auf den Genuß des h. Abendmahls — tüchtig mit dem Stock bearbeiten müsse! Freilich müsse — vermöge seines eigenen hölzernen stöckigen Wesens.

Wie milde und freundlich ist der Himmel in der Frühlingszeit, wo die Natur ihre zarten Kinder erzieht! Selbst die Gewitter kommen nur um zu segnen. Aber was hilft es, solchen Herzen Lieder singen? Es ist, mit Salomo zu reden, Essig auf der Kreide. Sie gehören zu denen, welche die von dem Herrn so hoch empfohlenen Kleinen ärgern, deren Engel doch das Antlitz des Vaters sehen. Aber ihnen fehlet der Glaube, und darum auch der kindliche Sinn und die Liebe. Hier ist kein anderer Rath, als daß der Schulvorstand die Weisheit des Staats anspreche, um solche Menschen dem Jugendunterricht zu entnehmen und zu Thor- und Landstraßenwart und Zollempfang sie anzustellen.

In andern Schulen — und solche giebt es in unsern Tagen viele — ist, wie es scheint, Leben, aber es ist nicht das rechte, das wahre. Ich meine solche, die es auf äußern Glanz und Schimmer vor der Welt anlegen. Hier ist Künstelei und Verkünstelung, äußeres Weltleben, kein inneres geistiges, Seele und Gemüth umfassendes. Wissen und Können wird einzig bezweckt, und dazu der Wetteifer auf alle Weise

zum Hebel gebraucht, um die Ehrbegierde aufzuregen. Auch ein leichter und breiter Weg. Denn die dritte der Cardinal-Weltlüste, das hoffärtige Leben, findet ebenso leicht Eingang zum Herzen, als die beiden andern, Augenlust und Fleischeslust. Man braucht nur die Schranken zu öffnen und den Kampfpreis, den Beifall der Welt, von ferne schimmern lassen. Dieß geschieht denn auch häufig genug, und zwar von geschickten d. h. vielwissenden, selbst um Beifall buhlenden Lehrern, welche die Kinder zu Marionetten machen, um selbst hinter der Bühne zu glänzen.

Diese verfehlen durchaus den Zweck der Volksschule, indem sie ihn darin setzen, eine Masse von Kenntnissen, je mehr je lieber, in den Kindern aufzuhäufen. Diese Kenntnisse nennen sie „gemeinnützige" und gründen auf diese Benennung ihren Stolz und ihre Rechtfertigung. Sie legen diesen Kenntnissen einen um so viel höheren Werth bei, je mehr Mühe ihnen selbst die Erwerbung derselben gekostet hat und je weniger sie das Wesen, den Umfang und Zweck des Wissens und der Wissenschaft überschauen. Ein solcher hatte für seine Schule auf dem Lande, um etwas außerordentliches zu thun, eine Kirchengeschichte zusammengeschrieben, worin es bunt und kraus genug durcheinander gieng. Eben derselbe begnügte sich nicht, während der Predigervacanz am Erndtedankfest eine Predigt vorzulesen, er machte selbst eine fol-

che, und zwar: „Im ersten Theile wollen wir sehen, wie Gott unsere Erndte dieses Jahr gesegnet hat, und im zweiten wollen wir unsere Maaßregeln darnach nehmen.“ Der lächerliche, nur leider in Hinsicht auf die Kinder beklagenswerthe, Schulmeisterdünkel hätte sich kaum besser, als durch dieses Thema bezeichnen können.

Solche Lehrer meinen nun in ihrer Schule ein reges und fruchtbares Leben gewirkt zu haben, wenn die Kinder eine Menge erlernter Antworten und Redensarten aus dem weiten Gebiete des Wissens von sich geben können. Aber es ist ein todtes Wissen und solche Schule gleicht mehr einem Präparaten-Cabinet, als der lebendigen Natur. Aber dieses möchte noch hingehen, wenn nicht viel Schlimmeres daraus entspränge. Diese Vielfältigkeit verdrängt nämlich die Einfalt des Geistes und Herzens, zerstreuet das Gemüth, verflacht die Kinder und erfüllt sie mit Dünkel. Kommen nun noch jene Reizmittel des Ehrtriebes hinzu, so ist die Saat gestreuet, und man mag die Früchte und Früchtchen erwarten. Nicht selten sehen solche Treibhauspflanzen und gemästete Kälber mit Geringschätzung auf ihre Eltern und andere nicht also gefüllte Menschen herab, wenn diesen die eingelernten Schulfloskeln und fremdartigen Worte wie böhmische Dörfer erscheinen. Besonders verlieren solche Kinder den Sinn und die Empfänglichkeit für

das Evangelium, weil dieſes nicht im Vielwiſſen, ſondern in einfacher Erkenntniß und Glauben beſtehet, und ein reines, einfaches Auge und Herz erfordert. Vielwiſſen iſt nicht Erkennen, vielmehr ſteht es demſelben entgegen und gehört auch zu dem Reichſeyn, das den Eingang in das Himmelreich erſchwert. Erkennen iſt durchdringen, umfaſſen, in ſich aufnehmen.

Leider kranken in unſerer Journal- und Converſationslexikons-Zeit viele Schulen an dieſem Uebel, das überall leichten Eingang und Beifall findet. Dieß iſt nicht zu verwundern. Die Kinder, ſagen die Eltern, gehen gerne in die Schule, und lieben den Lehrer. Bei Lichte beſehen iſt aber dieſe geprieſene Liebe zur Schule und zum Lehrer nichts anders, als eine verſteckte Selbſtſucht und Eigenliebe. Der Lehrer behandelt nämlich die Kinder wie Seinesgleichen; er betrachtet ſie als Spiegel und Abdrücke ſeines eigenen Ichs; ihm iſt ſehr behaglich, daß er ſeine Künſte und Wiſſereien an den Mann bringen kann; er behandelt folglich auch die Kinder als Weſen höherer Art nach ſeinem eigenen Ebenbilde, mit einer Art von beſonderer Achtung und auf ſeinem Geſichte iſt viel mehr ſelbſtgenügſame Freundlichkeit und Lächeln, als gehaltener männlicher Ernſt. Auch läßt er ſich die Mühe nicht leicht verdrießen, weil ihm ſein Ziel ſo nahe entgegenglänzt, und ſelbſt die überwundene ſchwere Faſſungskraft mancher Kinder ihn deſto höher

hebt. Dabei wird allen Fortschritten reichliches Lob gespendet und wenn ein Hügelchen auf dem Gebiet des Wissens erobert ist, Triumph geblasen. Darum gehen die Kinder gern in die Schule und sind voll Lobens über ihren Meister, und die Eltern sammt dem Vorstande der Schule bewundern die Geschicklichkeit der Schulkinder, wenn diesen am Examenstage der Mund von allerlei Dingen übergeht, womit das Gedächtniß angefüllt wurde und wovon jene in ihrer Jugend nichts gelernt haben. Selbst der Prediger, als Schulaufseher, wird oft getäuscht durch diese Künste, oder läuft Gefahr, wenn er diesem schimmernden Allerlei seinen Beifall versagt, dem Schullehrer nachgesetzt oder des Neides beschuldigt zu werden. Solch ein vielwissiger und dünkelhafter Schulmeister kann unaussprechlich viel Schaden im Volke anrichten, und man möchte diesem scheinbar regen und activen Schulleben jenes zuvor genannte passive vorziehn, das aus dem mitleidigen Gemüthe sich von selbst erzeugte.

Viel Wissen und viel Schwatzen ist eben so wenig Bildung des Geistes, als viel Essen und Trinken des Leibes. Vielmehr bildet sich der Leib am sichersten und besten bei mäßiger, sparsamer Hausmannskost, und was er durch Fülle und Leckereien an Umfang gewinnen mag, verliert er an Kraft und Dauer. Die Verstandes- und Geistesbildung, welche die Volks-

ſchule geben ſoll, hat ihr Ziel und ihre Gränzen. Dieſen muß Stoff und Umfang des Unterrichtes der Volksſchule angemeſſen ſeyn, und ein Hinausgehen über dieſe Gränzen, Ueberbildung und Verfeinerung des geiſtigen Lebens iſt hier, nach meinem Bedünken, viel ſchädlicher als ein Zurückbleiben und Mangelhaftigkeit. Das Leben des Volks ſoll ein einfaches, aber nicht dummes und unwiſſendes, ein kräftiges, aber nicht rohes, es ſoll ein frommes, chriſtlich-gläubiges werden. Dazu ſoll die Schule, zugleich mit dem Elternhauſe den Grund legen, dahin ſoll ſie mit Kraft und Einfalt wirken. —

Sinnliches Leben.

Entwickelung und Bildung des geiſtigen Lebens, des innern Menſchen, und dadurch wieder Veredlung des ſinnlichen Lebens, des äußern Menſchen, iſt der Zweck der Schule. Das geiſtige und ſinnliche Leben zuſammen machen das menſchliche aus, der äußere und innere Menſch den ganzen Menſchen. Beides ſteht in der innigſten Verbindung, wie Leib und Seele; erſterer aber liegt dem Lehrer am nächſten, entwickelt ſich auch zuerſt, und ſomit muß ſich der Lehrer zu-

nächst an das sinnliche Leben wenden, um das geistige zu wecken. Es ist unglaublich, wie leicht das Fleisch den Geist überwächst und erstickt, und wie somit das Sinnenleben mancher Kinder, vorzüglich aus der ärmern, größtentheils sehr verderbten Volksklasse, verwahrloset seyn und bis zur Thierheit versinken kann. Hier ist Geduld nöthig. Mit Gewalt, Zwang und Eile läßt sich nichts beschicken, vielmehr leicht alles verderben. Die Schule, und in derselben das ruhige Wort und die stilleitende Hand des Lehrers, muß hier das beste thun, um das Kranke zu heilen und das Gift hinweg zu schaffen. Die Schule ist da, ehe solche Kinder hineintreten, und sie muß schon durch sich selbst die Bildungsstäte, oder vielmehr eine neue Welt für solche Kinder werden. Die darin wohnende und waltende Ordnung, Reinlichkeit, Stille und Freundlichkeit muß dem Ankömmling das Häßliche der Unordnung, des Schmutzes und der Rohheit auffallend und fühlbar machen, und denselben zur Aufmerksamkeit auf sich selbst leiten. Wie viel ist schon gewonnen, wenn ein verwahrlosetes Kind die Augen erst aufthut und auf sich selbst richtet! Darum mußte der Mann Gottes Mose dem der schnöden Knechtschaft kaum entführten und durch dieselbe abgestumpften, daher auch in der theuer erkauften Freiheit immer wieder nach Aegyptens Fleischtöpfen gelüstenden Israel so viele kleine, dessen äußeres Le-

den betreffende Vorschriften geben, um das entartete Volk nur erst aufmerksam auf sich selbst zu machen. Besteht nicht die Wildheit eben in einer dummen fast bewußtlosen Begierde nach dem Aeußern, Fleischlichen, und ist Rohheit etwas anders, als rücksichtlose und ungestüme Hingabe in solche thierische Gier- und Fleischeslust? Selbst die Abrichtung eines Hundes und Pferdes beginnt mit dem Zwang, auf sich selbst zu merken, und so kann selbst das vernunftlose Thier dadurch zu einer Aehnlichkeit von Verstand und moralischem Gefühl gebracht werden. Der Lehrer soll aber niemals in dem noch so rohen Kinde den Menschen vergessen, und darum, wo es des Zwanges bedarf, durchaus den Schein des Willkürlichen vermeiden. Dieses wird ihm leicht werden, wenn die Schule selbst schon so eingerichtet ist, daß sie in allen ihren Theilen ein eigenthümliches Leben darstellt, und als selbst Ordnung und Gesetz, ohne äußern Zwang, das Kind von seinem bisherigen Seyn und Leben absondert.

Diese Absonderung (Isolirung) gehört vor allem und zunächst zum Wesen der Schule. Selbst ihr Name, Enthaltung von dem Gewöhnlichen, Muße und Ruhe bezeichnend, deutet darauf hin. Noch mehr soll des Herrn Weise in Erziehung seines Volks uns zum Muster und Vorbilde dienen. Er hieß Abraham aus seiner Verwandtschaft gehen, erst nach Haran, dann

nach Canaan; Aegypten und in demſelben das Land Goſen war eine andere Schule, wo Iſrael bei den Heerden ein Volk wurde; dann wurde die Wüſte Arabiens für daſſelbe eine Elementarſchule, und endlich das Land Canaan — und erſt dann, als es ein geiſtiges Iſrael geworden und ſeine Erziehung vollendet war, wurde ihm die ganze Welt geöffnet. Unſtreitig eignete ſich kein Fleck der Erde ſo zur Schule und Bildungsſtufe des Himmelreiches, als das kleine heilige Land mit ſeinen mäßigen Bergen und Höhen, Flüſſen und Bächen, und ſeinen Speiſe und Freude gebenden Naturerzeugniſſen, welche in dem Munde der Propheten und heiligen Sänger ſich zu Bildern des Ewigen, und durch das Wort des Herrn ſich zu Gleichniſſen des Himmelreichs verwandelten. Dabei war dieſes Land dem weltlichen Handel und Verkehr verſchloſſen. Noch mehr war das Volk durch ſeine Geſetzgebung und Verfaſſung von allen andern getrennt, und jeder Austritt aus dieſen Schranken mit ſchlimmen Folgen für daſſelbe verbunden.

Ueberhaupt fordert das Göttliche und die Erhebung und Bildung zu demſelben ſeinen örtlich abgeſonderten Bezirk; daher bei dem Volke Iſrael ſein tragbares Gezelt und dann ſein Tempel, bei heidniſchen Völkern ebenſo, oder, wie bei den alten Teutſchen, geheiligte Bezirke in den Hainen. Volksverſammlungen und öffentliche Berathungen, Reden und

Gerichte bedürfen nur des Raumes, und finden dieſen unter warmen Himmelsſtrichen auf den Marktplätzen, oder unter den Stadtthoren und auf freiem Felde. Nur dem erhabenen Menſchenſohne ſtand es zu, jeden Ort der Erde, ſelbſt das Meer zum Tempel und zur Schule zu machen. Seine Boten und Bekenner aber verſammelten ſich bald wieder in den Häuſern hin und her, und waren dann einmüthig und im gegenſeitigen Anſchauen unter einander ſich lebendiger bewußt, zu welchem Bunde ſie gehörten.

Peſtalozzi ſagt: „Der Lehrer iſt Vater der Kinder, und dieſe ſind bei ihm, wie in der elterlichen Wohnſtube.“ — Dieß iſt nur wahr im höheren idealiſchen Sinne; geiſtlicher Vater der ihm anvertrauten Kinderſeelen ſoll der Lehrer ſeyn, und die Schule eine idealiſirte, geiſtige Wohnſtube. Beſſer noch, die Schule ſey ein Kindertempel, oder vielmehr eine Kinderkirche, ein kindliches Gotteshaus, in welchem alſo das Väterliche und Mütterliche ebenſowenig als das Kindliche fehlen wird, noch kann. Die Volksſchule ſoll ja die Vorſchule der Kirche und ihre Pflanzſtäte ſeyn; ſie iſt ja auch eine Tochter dieſer Mutter.

Das beſte Abbild der urſprünglichen und älteſten Chriſten-Verſammlungen finden wir jetzt noch bei der Brüdergemeine. Hier erſcheint ſie als ein einfacher Familien-Verein, als eine in Chriſto Jeſu innig ver-

bundene Hausgenoſſenſchaft Gottes des himmliſchen Vaters. Das helle geräumige Gotteshaus oder der Verſammlungsſaal beut keinen Prunk noch Pracht dar, und entfernt alles, wodurch die gemeinſame Andacht den Schein eines Ceremoniels oder Hofedienſtes bekommen könnte. Darum auch kein Altar; denn alle Altäre und Opfer waren Hinweiſungen auf den, der da kommen ſollte und der, wie mit ihm des Geſetzes Ende und aller Opfer Vollendung in dem einigen, gekommen iſt. Des Altars Stelle vertritt eine einfache Tafel, um welche ſich die Gemeine, als Kinder des Vaters und Brüder des Herrn in Glaube und Liebe verſammeln. Der Geiſt einer ſolchen Verſammlung iſt Ordnung, Ruhe, ſtille Aufmerkſamkeit, Andacht und Erhebung; alſo durchaus der Gegenſatz von allem Gemeinen oder auch Zerſtreuenden. Komme der ungläubigſte und roheſte Menſch hinein, hier muß er an ſich halten und ſeine Rohheit und Gemeinheit wenigſtens verbergen und ſittſam ſcheinen. Wagt es doch nicht leicht jemand, in zerriſſener oder beſchmutzter Kleidung in ſolch ein Gotteshaus zu treten, geſchweige irgend eine Unart zu äußern..

Dieſem ähnlich müſſen die Betſäle und Verſammlungen der erſten Chriſten geweſen ſeyn, ehe das verweltlichte Chriſtenthum anfieng, nach Heiden Art, Baſiliken und Tempel zu bauen. Ein himmliſch-häusliches Leben ſollten ſie, und ſollen auch noch heutzuta-

ge unſere evangeliſchen Verſammlungen darſtellen, mögen ſie übrigens in den erhabenen Domen der alten Zeit, die nur den Städten angehören, oder in einfachen Stadt- und Dorfkirchen gehalten werden. — Sie ſollen hinwiederum der Schule zum Vorbilde dienen, damit auch dieſe, wie jene, ähnliche Empfindungen der Ordnung, Ehrerbietung und Ruhe einflöße und, wo es nöthig, erzwinge.

Freilich in anderer Maaße und Weiſe. Die Schule ſteht in der Mitte zwiſchen dem irdiſch-häuslichen und himmliſch-häuslichen Leben, oder der Kirche. Von jenem habe ſie die Liebe und Freundlichkeit und die Fürſorge und Aufmerkſamkeit für und auf den Einzelnen und das Einzelne, von dieſer die ſtille Ehrerbietigkeit und andächtige Aufmerkſamkeit. Dazu iſt allerdings, wie ſchon oben bemerkt iſt, die ſchickliche Einrichtung des Schulgebäudes ſelbſt nothwendig, und verdient, dächt' ich, eben ſo ſehr eine ſorgſame Beachtung, als die zweckmäßige Anlage der Reitbahnen, Exerzir- Zoll- Chauſſee- und Schauſpielhäuſer ꝛc. ſie jetzt überall findet. Denn an dumpfen Stellen wachſen nur Erdſchwämme und Giftkräuter. Aber die Hauptſache iſt, daß der chriſtliche Lehrer, als Vater und Biſchof der Schule, in Vereinigung mit dem Vater und Biſchof der Kirche, dieſen Geiſt der Ordnung in erſtere einführe, pflege und fördere.

Solches wird ihm in dem Maaße gelingen, als er selbst von dem Geist des Evangeliums erfüllt und durchdrungen ist. Denn dieser ist ein Geist der Ordnung und der Zucht. Alsdann wird die Schule schon durch und an sich selbst zur Bildungsstäte, in welcher die Ausbrüche grober Sinnlichkeit von selbst zurück gehalten, oder, kommen sie zum Vorschein, durch sich selbst und die Umgebung beschämt und bestraft werden. Da die Kinder sehr jung, schon im sechsten oder siebenten Jahre in die Schule, nemlich in die Elementarschule, eintreten, so können sie zwar sehr verwahrloset, aber doch nicht gänzlich und so verderbt seyn, daß das Leben der Schule nicht kräftig auf sie einwirken sollte. Der Elementarlehrer hat es zunächst noch nicht mit dem inwendigen Menschen als vielmehr mit den Eingängen und Thoren, die zu demselben führen, mit den Augen und Ohren zu thun. Diese zu öffnen für alles was wohl aussiehet und wohl lautet und dadurch zugleich jedem Uebellaut und Uebelstand den Eingang zu verschließen, das ist sein Ziel und Beruf. So wird die Sinnlichkeit des Kindes allmählig in sich selbst geläutert, wenn auch von Haus aus ein Wildling, ein guter Stamm und der Veredlung würdig und empfänglich werden. — So viel vorläufig!

Strafen und Belohnungen.

Hier iſt der Ort zu einigen Bemerkungen über Strafen und körperliche Züchtigungen, die manchem Lehrer ein durchaus unumgängliches Zucht- und Bildungsmittel der rohen Volksjugend ſcheinen. Ich bin nicht der Meinung. Im häuslichen Leben laſſe ich die einzelnen Püffe und Schläge der Vater- und Mutterhand viel eher gelten; ſie ſind in manchen Fällen unvermeidlich, ja, ſie dienen, wo die Liebe waltet, dazu, dieſe in den Herzen der Kinder zu ſtärken und zu befeſtigen. Wenigſtens mochte ich nie, und werde nimmer von dem Bilde und Andenken meiner innigſtgeliebten und verehrten Mutter einen kräftigen Schlag trennen, welchen ich, nicht lange vor meinem Abgang zur Akademie, auf das ſtolze und freche Maul von ihrer Hand empfieng. Das beruhigende und ſüße Gefühl einer Sühne für das Majeſtätsverbrechen kindlicher Beleidigung und Ungehorſams liegt in einer ſolchen Maulſchelle, und überwiegt deren Schmerz und Schimpf. Beſonders war in dem ehemals ehrerbietigern Verhältniſſe der Eltern und Kinder eine ſolche raſch auf die That folgende leidenſchaftliche Handreichung gleichſam eine vertrauliche Annäherung und ein Siegel der Eltern- und Kindſchaft. „Wen er züchtiget,

den hat er lieb; seyd ihr aber ohne Züchtigung, so seyd ihr Bastarte und nicht Kinder.“ — Heut zu Tage, bei dem viel vertrauteren und weichlichern Verhältnisse zwischen den mehrsten Eltern und Kindern, liegt in solcher Züchtigung eine Beleidigung, und was man sonst als eine häusliche Kost oder Frucht ruhig und ohne viel Aufhebens hinnahm, wird jetzt mit großem Lärm und Geschrei empfangen und empfunden, und nicht bald vergessen. Ich halte dieses für eine überrheinische Ausländerei und Ueberverfeinerung. Die nördlichen Völker haben mehr Körperlichkeit und Geradheit, die südlichen mehr Empfindlichkeit, Selbstsüchtelei und Ehrgefühl. Daher scheuen diese die nähere Berührung und ahnden darin Tücke und Beleidigung. Nicht also der Teutsche; er nimmt einen Schlag für nichts weiter als einen Schlag, vor allen von dem Vorgesetzten. Ein alter Mann, der mir zufällig erzählte, daß er in seiner Jugend in einem teutsch-französischen Regiment gedient habe, bemerkte mit besonderm Behagen, daß diese Truppe, außer dem teutschen Commando, sich auch noch durch einen andern Vorzug von den Stockfranzosen unterschieden habe; „wir bekamen Fuchtel“ sagte er. Als ob das teutsche Fleisch vor andern bedürfte, durch Klopfen mürbe gemacht zu werden, und freilich haben die altteutschen Volksstämme dieses von jeher auf einander angewendet und durch Bläuen sich gegenseitig

erzogen. Auch hat schwerlich eine Sprache so viel Lieblingsausdrücke für die rasche Bestrafung, die immer zur Hand ist, und wovon ein Sprichwort sagt, daß sie auf eine Lüge — dem größten Schandfleck eines Teutschen — gehöre. Sie muß auch in alter Zeit so übermäßig angewendet seyn, da mehrere Schriften über ihren Mißbrauch geschrieben sind.

Jedoch alles dessen und ihrer vielleicht nicht ganz entbehrlichen Anwendung im häuslichen Leben unbeschadet, behaupte ich, daß alle körperliche Züchtigungen nicht in die Schule gehören, sondern daraus verbannt werden müssen. Aus keinem andern Grunde, als weil sie mit dem Wesen, der Würde und Bestimmung der Volksschule, als Vorhofe der Kirche, in Widerspruch stehen. Wo nicht gegessen noch getrunken, noch auch Speisen zur Belohnung gereicht werden, da dürfen auch keine Schläge und körperliche Strafen statt finden. So wie der Kirche nur das Schwert des Geistes, das Wort Gottes, als einzige Waffe zusteht, so soll auch in der Schule nur das Wort gelten und geltend gemacht werden. Wo es nicht zureicht, wie wenn etwa in eine junge Judasseele der Satan führe, so werde solcher, wie Judas, ausgeschieden, oder wenn körperliche Strafe nothwendig, so geschehe sie außer der Schule. Wenn aber die Obrigkeit sogar polizeiliche Bestrafungen und Executionen beispielshalber in die Schule verlegt, so ist

dieſes ein grober Mißgriff und eine Barbarei, wodurch die Schule entweiht und ſämmtliche Schulkinder als angehende Verbrecher betrachtet werden. Wo es geſchieht, da kann möglicher Weiſe nur zur Entſchuldigung geſagt werden, daß die Schulen nur Zuchtanſtalten ſeyen; welches leider! von vielen, bis auf den heutigen Tag, nach ihrer innern und äußern Beſchaffenheit nicht mag geleugnet werden. Iſt aber die Schule, was ſie ſeyn ſoll, ſo muß ſie von ſelbſt alle körperlichen Strafen, als ihrem Zweck und Weſen entgegen, ausſchließen.

Noch füge ich die Behauptung hinzu: daß Strafen an ſich keine Kraft zu beſſern haben. Ein dürrer Stock kann keine Frucht erzeugen; er taugt nur zum Dreſſiren, nicht aber die Natur und Geſinnungen zu ändern. Leibesſtrafen an ſich verdumpfen und verbittern den Menſchen, und verſchließen ihn in ſich ſelbſt. Wie ſollte das bloße Wehethun Wohlthun bewirken können? Kann man auch von Dornen Trauben, von Diſteln Feigen leſen? Schwerlich iſt auch je ein Menſch dadurch gebeſſert worden. Wohl aber habe ich einen Vater, einen Prediger, gekannt, der ſeinen Sohn alle Tage regelmäßig züchtigte, dann aber auch es erlebte, wie der erwachſene Sohn ein Gewehr auf ihn abſchoß, in der Abſicht, ihn zu tödten. So ſehr war in ihm alles menſchliche Gefühl erſtickt worden. Ein anderer ließ ſeinen eingeſperrten Sohn zweimal die ganze Bibel zur Zucht und Strafe abſchreiben;

dagegen ſpottete dieſer in ſeinem künftigen Leben ſeines Vaters und der Bibel mit Wort und That. Körperliche Strafen und die Furcht vor denſelben können einen, beſonders ehrliebenden Knaben, zu einem unglaublichen Fleiß und Anſtrengung im Lernen bringen z. B. (ich erzähle eine Thatſache) daß er, ohne einen hebräiſchen Buchſtaben zu kennen, und ohne alle Anweiſung, außer der todten Grammatik, dennoch in einem Tage die Conjugation eines Zeitwortes und eine Seite Wörter in dieſer ihm völlig fremden Sprache ohne Fehl auswendig lernt — aber, welchen Schaden nimmt er an ſeiner Seele, während er aus Furcht ſeinem Gedächtniſſe todte Formeln einprägt! —

Beſſerung iſt auch eigentlich nicht der Zweck der Strafen. Auch die Strafgerichte Gottes in der h. Schrift, inſofern ſie dieß wirklich waren, wollten nicht diejenigen beſſern, welche die Strafe traf. Das erſte Menſchengeſchlecht gieng unter in der Fluth, Sodom und Gomorrha verzehrte das Feuer, Pharao verſank im Meere, die Rotte Korah in die Erde, Iſrael kam um in der Wüſte, Ananias und ſein Weib giengen unter in der Strafe Gottes. Dieſe göttlichen Strafen waren theokratiſch, theils zur Offenbarung der Gerechtigkeit Gottes, theils Abtrennung verderbter Glieder, entweder von dem Iſrael Gottes im alten oder neuen Bunde (z. B. die Rotte Korah, und Ananias und ſein Weib), oder von der Menſchheit (z. B.

Pharao und die heidnischen Kanaaniter); die menschlichen Strafen sind politisch, staatsgemäß, gleichfalls theils zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Verfassung, theils zur gänzlichen Ausscheidung gesetzloser Mitglieder. In der Volksschule können folglich keine eigentliche Strafen stattfinden, blos die Ausscheidung eines für unverbesserlich erklärten Schülers ausgenommen. Also von Besserung als Frucht körperlicher Strafen kann nicht die Rede seyn.

Ganz anders aber verhält es sich mit der Züchtigung, wie schon das die Benennung selbst, von Zucht, Ziehen, erziehen (vergl. Baumzucht), so wie im Griechischen von Kind, Kindheit, als Kind behandeln, abstammend andeutet. Sie kann und will bessern. Sie ist zwar auch nicht Freude sondern Traurigkeit, wehethuender Ernst — aber Freundlichkeit und Liebe ist sichtbarlich in ihr und dem Gezüchten im Glauben offenbar. Sie ist ein Gewitter, aber vorübergehend und mit fruchtbarem Regen verbunden; auch fehlet nicht der himmlische Bogen. Kinder wissen und fühlen dieses auch bei den leidenschaftlichen Züchtigungen ihrer Eltern, sofern diese solchen Namen verdienen. Denn es giebt auch Rabenväter und Rabenmütter, die durch reinboshafte Mißhandlungen Rabenkinder erziehen und zuletzt selbst ihnen zum Aas und Raube werden. Gute Eltern dürfen ohne Gefährde das apokryphische Recht des Rückenbläuens zu guter Zeit an

ihren Kleinen in Ausübung bringen, ja ſie können ſolches oft nicht umgehen, beſonders in den mittlern und niedern Ständen, wo jeder Hand anlegen muß und beſonders auch ſowohl Zeit als Geſchick zu ſittlichen Erklärungen und Ermahnungen fehlt. Da helfen Ruthe, Stock und Hand beſſer als Worte, um den alten Adam zu rütteln und zu zähmen.

Aber die Schule geſtattet hier nicht, was das häusliche Leben. Denn die Schule iſt eine Gemeine von Chriſtenkindern (ecclesiola) und der Lehrer vertritt zwar die Stelle der Eltern von Gottes und Rechts wegen, aber nur inſofern ein Pfarrer die Vaterſtelle in ſeiner Gemeine. Beide ſollen väterliche Majeſtät haben in ihrem Wirkungskreiſe, aber es geziemt ſich weder für den Einen noch den Andern, ihrer Pfleglinge Haut und Gebein anzutaſten.

Die Sünden und Vergehungen der Schulkinder ſind hauptſächlich folgende: Trägheit, Unaufmerkſamkeit und Leichtſinn, Unreinlichkeit, Ungehorſam und Widerſpänſtigkeit, Lüge und Diebereien. Die Keime aller dieſer Unarten liegen in jedem Menſchenherzen, deſſen Dichten von Jugend auf böſe iſt, jedoch werden ſie in einigen durch Gewöhnung, Fleiſch und Blut, Verziehung und Verführung mehr genährt und gefördert als in andern. Aber dieſe Teufel, wenn ſie auch ſchon herangewachſen ſind, werden nicht mit Gewalt ausgetrieben, ſondern durch Wachen und Beten

des Lehrers wie des Kindes. Der Grund und Boden, worauf dieses Unkraut wächst, muß verändert, gereinigt, rajolt und umgegraben werden. Schimpfreden, Entehrungen, Schläge sind hier nicht Pflug, Egge und Spaten; sondern ganz andere Züchtigungen und Heilmittel, aus welchen die Liebe eben so hell hervorleuchtet, als der Ernst und die Geduld. Versteht der Lehrer solche Züchtigungen nicht, und weiß er überhaupt den Geist der Zucht nicht in seine Schule einzuführen, so ist das ein Beweis, daß er nicht zu seinem Berufe taugt, weil ihm der Geist der Weisheit und der Liebe fehlet, die Alles glaubt, hofft und duldet und auch das Schwere überwindet.

Wendet man ein, daß, da körperliche Strafen doch einmal in den meisten Schulen statt finden, solche keinen so schädlichen Einfluß haben könnten, indem die Kinder, damit vertraut, sie als eine natürliche Zugabe ihrer Schuljahre hinnähmen, ohne besonders dadurch gekränkt und bewegt zu werden; so frage ich dagegen: wird man nicht allgemein einer Schule, wo es des Stocks nicht bedarf, den Vorzug vor jener zugestehen? Muß nicht Jedermann die körperliche Strafe für einen Beweis mangelhafter geistiger Einwirkung erkennen? Verliert nicht der Lehrer durch den Gebrauch der harten Zwangmittel an seiner Würde und ist nicht mit Ausübung derselben, besonders in Gegenwart Anderer, ein Schamgefühl

verbunden? Legt er nicht, indem er straft, entweder Leidenschaftlichkeit, oder wenn dieses nicht, eine abschreckende Kälte an den Tag, die beiderseits ihn in den Augen der Kinder unehren und ihm ihre Gemüther verschließen? Ist in den körperlichen Strafen, auch wenn sie nach sorgsamer Vorbereitung und mit dem Eingeständniß des Schülers, daß er sie verdient habe, vollzogen werden, irgend etwas, welches als Liebe von dem Sträfling anerkannt werden könnte? Ist nicht vielmehr der nächste Zweck der körperlichen Strafe ein Wehethun, also eine Art Rache, und kann dieses Wohlthun und Liebe erzeugen? Und giebt es nicht auch viele Schulen, wo es, wie man die Sache selbst bespöttelnd durch scherzhaften Euphemismus zu sagen pflegt, der ungebrannten Asche gleichsam zur Lauge für die Haut nicht bedarf?

Wenn man die Herrschaft des Prügels, die noch immer, mehr als man denkt, in vielen Volksschulen, ja selbst in dem Confirmationsunterricht mancher Prediger fortdauert, nicht eben unangemessen, wohl gar nothwendig findet: so liegt der Grund hiervon zum Theil freilich in der schlechten Beschaffenheit und Organisation der Schulen und des Schulwesens selbst, theils aber auch in althergebrachter Gewohnheit. Fand man es doch noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts nicht sonderlich auffallend, wenn ein junger dem Vaterlande dienender Bürgersohn, der um einen

Zoll breit in der Linie vorstand, mit dem spanischen Rohr oder der Degenklinge einen Hieb über den Nacken empfieng, daß er zu Boden stürzte, oder um eines Fleckens an der Patrontasche 30 Hiebe ihm aufgezählt wurden. Strömten doch Neugierige von allen Seiten herbei, wenn die barbarische Strafe der Spießruthen von den Brüdern an dem Bruder vollzogen ward, also daß, gegen Mose Gebot (Deut. 25, 3). „der Bruder scheußlich wurde vor aller Augen.“ Darum konnte auch ein übrigens treumeinender Gymnasial-Lehrer jener Zeit auf den seltsamen Einfall kommen, alle Freitage um 3 Uhr — wer sollte es denken! zum Andenken an das große Ereigniß auf Golgatha! — sämmtlichen Schülern seiner Classe eine Anzahl Stockschläge auszutheilen, welches diese, den Lehrer heimlich belächelnd, sich gefallen ließen und wovon die Eltern keine Kenntniß nahmen! — So können Barbareien, ja Teufeleien, wie noch immer der Zweikampf, durch Gewohnheit gleichsam verjähren und in den Augen eines Zeitalters ihre häßliche Gestalt verlieren. Konnte man es doch sogar mit der christlichen Bruderliebe und mit der Weisheit des Evangeliums in Uebereinstimmung bringen, wenn ein gefallenes Mädchen, der Kirchenzucht zu genügen, baarfuß und mit einer ausgedroschenen Garbe an dem Tage des Herrn vor der Kirchenthüre stand! Wurde doch bei manchen Züchtigungen in christlichen Volksschulen alle

Zucht und Schaamhaftigkeit auf das schnödeste beiseite gesetzt! Und ist doch der Leib jedes Kindes ein Tempel des h. Geistes! Jeder Mißbrauch, jede Abweichung von dem rechten Wege führt seiner Natur nach, wenn nicht bei Zeiten gehemmt wird, immer weiter zu größern Abweichungen.

Es giebt Züchtigungen, die alle jene Mißbräuche und Gefahren vermeiden und viel sicherer, oder vielmehr allein zum Zweck führen. Ich meine hier nicht Herabsetzungen der Schüler, Beschimpfungen, Kränkungen des Ehrgefühls. Diese sind auch eine Art von Schlägen, die oft tiefer schmerzen und verwunden, als Stecken und Ohrfeigen. Die Schule soll ihrer Mutter und ihrem Vorbilde, der Kirche, in ihrer Zucht nachfolgen. Diese hat nach der Vorschrift des Evangeliums kein anderes Zuchtmittel als das Wort; erst das Wort unter vier Augen, dann mit Zuziehung von 2 oder 3 Zeugen, darnach vor der ganzen Gemeine, und alsdann, wenn alles nicht fruchtet, die Ausschließung. (Matth. 18, 15 f. f. 2 Thessal. 3, 14. 15.)

Also in der Schule erstens das Wort des Lehrers und, wo es nöthig ist, auch des Predigers und Schulaufsehers. Dieses Wort werde, nach Befund der Sache, entweder in Gegenwart der ganzen Schule, oder unter vier oder sechs Augen, immer aber mit allem Ernst und aller Kraft der Ermahnung geredet. Fruchtet dieses nicht, z. B. bei Lügen, leichtsinnigen Unar-

ten und dgl., so werde der Sträfling von den andern Kindern abgesondert; jedoch ohne diese Absonderung als Schimpf und Schande, sondern nur als nothwendige und natürliche Folge des vergeblich geredeten Worts und des Ungehorsams, und Mittel zur Aufmerksamkeit auf sich selbst darzustellen. In der Schule kann es keinen unheiligen entweihten Armen-Sünderplatz geben. Das Schulkind wird in diesem Fall als ein krankes angesehen und behandelt, dem man auch im häuslichen Leben seine besondere Stelle giebt. Es ist unmöglich, daß diese Behandlung, auf rechte Weise angewendet, in einer wohlgeordneten Schule den Sträfling nicht zur Besinnung und Ordnung, wenigstens in der Schule, bringen sollte.

Diese Behandlung würde vorzüglich bei Lügen, unanständigen Reden, Ungehorsam, muthwilligem Leichtsinn, heimlichen Tücken und offenbaren Bosheiten ihren Platz finden. Auch kleine Entwendungen und sogenannte Naschereien würden in diese Rubrik gehören. Offenbare Diebereien aber, die etwa ein Schulkind, zuweilen selbst von den Eltern dazu gereizt oder veranlaßt, begangen, gehören, als bürgerliche Verbrechen, nicht zur Bestrafung der Schule. Sobald ein Kind dessen überführt ist, hört es, so lange die Schuld nicht gebüßt ist, auf, Mitglied der Schule zu seyn. Die Obrigkeit mag hier eingreifen, wie ehemals der Areopag einen Knaben, der einer

Wachtel die Augen ausgestochen hatte, vorforderte und freilich nicht weise und milde genug, zum Tode verdammte. Aber sie verlege die Bestrafung selbst nur nicht in die Schule. Hat das Kind seine Strafe gebüßt, so werde es wieder, als ein neuer Ankömmling mit gehörigem Ernst und Feierlichkeit aufgenommen. Es versteht sich von selbst, daß bei solchen Veranlassungen das mütterliche Wort des Evangeliums besonders angewendet, das beste wirken muß. Oft ist solchen unglücklichen bestraften Kindern eben durch ihren Fall das Herz für die Wahrheit und Besserung und der Eingang zu einem höheren Leben geöffnet worden. Hier kann und soll der Lehrer dem sündigen Kinde vor allen ein Heiland werden durch Nachfolge des Einen wahren, der die Sünder annahm.

Eigentlich absichtlicher Unfleiß und, wie man es nennt, Faulheit, kann in einer wohlgeordneten Schule nicht aufkommen. Ist dieses, so trägt der Lehrer und der Geist der Schule die Schuld. Faulheit ist ja, wie Fäulniß, Stillestand und Rückgang des Lebens selbst. Die Schule ist aber dazu eben bestimmt, das Leben zu wecken und zu leiten, und nimmt deßhalb das Kind von Anfang an in Anspruch; ihr ganzes Wesen ist darauf berechnet. Mit der Trägheit verhält es sich anders. Sie kann den Geist, wie den Körper, wie eine Kränklichkeit überfallen; wir sind von Natur dazu geneigt; aber es giebt Mittel dage-

gen, die der erfahrene Lehrer kennt und anwendet. Wenn Jemand auf dem Wege durch Hitze oder, was gefährlicher, durch Kälte von Schläfrigkeit übermannt wird, so faßt man ihn bei der Hand und läßt ihn hurtiger voranschreiten, und erinnert ihn an das Ziel der Reise. Also auch der Lehrer! Sein: Frischvoran! muß den Schläfer wecken. Nur fordere er kein Schnellesеyn und Laufen von solchem, der die Beine nicht dazu hat, er habe Geduld mit dem von Natur Schwachen und verwechsele nicht Unvermögen mit Trägheit, wie so oft ungerechter Weise geschieht.

Ueberhaupt ist es zur Zucht durchaus nothwendig, daß der Lehrer jeden seiner Schüler auf das genaueste kenne. Hierüber sagt eine alte vortreffliche ächt christliche Schulordnung des Grafen Heinrich II. zu Reuß vom Jahre 1720: „Vor allen werden die Schul-Bedienten treulich in der Liebe erinnert, daß sie sich legen auf die Erkenntniß der besondern Gemüthsbeschaffenheit eines jeglichen Kindes, also daß sie hauptsächlich deren Hauptaffect oder Laster lernen prüfen, um ihnen dasselbe recht vorzuhalten ꝛc. ꝛc. Gewiß ist es, daß das Schulwesen, bei welchem man die Kinder nicht recht specialissime kennen lernet, sondern, wie leider oft geschieht, faul und schlauderich abfertiget, und, wenn sie nur in der Memorie etwas gefasset, zufrieden ist, gar nichts tauget.“ — Mancher wohlmeinende Lehrer wird hiebei seufzend auf die

übergroße Zahl ſeiner kleinen Schulgemeine blicken und ſich mit der Unmöglichkeit entſchuldigen. Wir aber können nichts weiter, als an den chriſtlichen Staat appelliren und ihn bitten, daß er der chriſtlichen Zucht, wie jeder andern Zucht, ihren Raum gönne, und dem Schuldiener, wie jedem Staats- und Militärdiener, kein größeres Departement zuweiſe, als er überſchauen kann. Denn wir reden nicht von einer Dreſſur-Anſtalt, ſondern von einer Chriſtenſchule für Kinder, deren das Reich Gottes iſt. Genug hievon.

Nach demjenigen, was über die Strafen geſagt iſt, wird man vermuthlich ſchließen, daß wir auch keine äußern Belohnungen in der Volksſchule geſtatten werden. Und ſo iſt es in der That. Mögen die ſogenannten höheren oder gelehrten Schulen, obwohl wahrlich auch nicht zu ihrer Ehre, dieſes heidniſche Weſen — das iſt es — immerhin treiben; es taugt nicht, und iſt verderblich. Denn es erzeugt, nährt und entflammt die Eitelkeit und die Ehrſucht, und tödtet die Ehrliebe. Eitelkeit und Ehrſucht verhalten ſich zur Ehrliebe, etwa, wie Liebelei und Buhlerei oder Wolluſt zur ſtillen und keuſchen ehelichen Liebe. Ehrliebe iſt Liebe zu dem, was in ſich ehrbar iſt; wenn aber ein äußerer Preis und Lohn auf das Trachten nach dem Ehrbaren geſetzt wird, und man ſolchen nachſtrebet, ſo ergehts dieſer ſogenannten Ehrliebe, wie der auch ſogenannten Liebe, die um ein

reiches Weib, weil ſie reich iſt, d. h. um ihren Kaſten freiet; ſie wird Ehrgeiz, Eigennutz, Ehrſucht.

Das hoffärtige Weſen, das Trachten nach Menſchenbeifall und äußerer Auszeichnung vor Andern iſt eine der erſten ſündlichen Neigungen, die in dem Knaben und Mädchen erwachen. In den Knaben zeigt ſie ſich mehr als Stolz, Trotz, Selbſtſucht und Zankluſt; in dem Mädchen als Eitelkeit und Ziererei. Mag man damit zum Fleiß, zur Ordnungsliebe ꝛc. erwecken wollen, es iſt und bleibt Einimpfung eines Krankheitsſtoffes in die jugendliche Seele, und Zerſtörung der Einfalt des Herzens. Man bahnt dadurch vielem andern Böſen den Weg; denn eine Leidenſchaft bleibt nicht allein, ſondern weckt die andern, beſonders in unſern Zeiten, wo, nach Ausſage der Aerzte, alle Krankheits-Zuſtände die Neigung haben, complicirt und nervös zu werden. — Meint man aber durch die ſogenannte Ehrliebe d. h. durch den fremden Reiz, den man in die Seele des Kindes legt, ſolches vor dem Böſen und deſſen Verführung zu ſichern, ſo irrt man auch hierin. Denn, einmal, haſt du nun auch dieſen Reiz und Trieb, welchen du in guter Meinung dem jugendlichen Gemüthe einhaucheſt, ferner in deiner Gewalt, um ihn in ſeine zarten Gränzen zu beſchränken? Kannſt du hindern, daß er mit dem Kinde wachſe und was früher ein Fünkchen war, zur Flamme werde? Und

wenn nun dein Zögling aus der Schule in das Leben tritt, kannſt du dann auch das Gerüſt aus ihm hinwegnehmen, womit du ſeinen innern Menſchen umbauetest? Auch vertragen ſich mit dem Trachten nach fremdem Lob und Beifall und mit dem Wunſch in Anderer Augen für etwas Vorzügliches zu gelten, alle Laſter und Sünden, nur daß ſie auch in einem glatten und glänzenden Ueberwurf erſcheinen und ſich vor den Augen der Menſchen verſtecken. Man denke an die Phariſäer, die vor den Augen des Volks als die übertünchten Gräber erſchienen, um das Todtengebein und den Graus ihres Innern zu verſtecken. Wo gäbe es nicht auch jetzt noch Menſchen, die bei innerer Leerheit und Verderblichkeit den äußern Schein auf das klügſte zu bewahren wiſſen, und Mücken ſeihen, während ſie Kameele verſchlucken?

Dieſe ſogenannte Ehrliebe iſt vor allen die Krankheit eines überverfeinerten Zeitalters. Der äußere Schein und Menſchenbeifall tritt nachäffend an die Stelle kräftiger Tugend und Selbſtverläugnung, und täuſchet die Menſchen über ſich ſelbſt und vor andern; die Sünde wird nur Mangel des Anſtandes, Verletzung des Decorums. Jupiter mag immer Schande und Unzucht treiben, wenn es nur mit Anſtand, in Geſtalt eines weißen Schwans oder goldenen Regens geſchieht, und darf ſo ſelbſt im Kunſtgebilde die Zimmer und Wände der Reichen ſchmücken. Selbſt der

gemeine Mann bedient ſich nicht ſelten dieſes Rechts, und hat, wenn er geheimer Sünden bezüchtigt wird, die Entſchuldigung zur Hand, er habe doch nicht geraubt und geſtohlen, alſo ſeine Ehre nicht vor dem Geſetze durch Verbrechen verloren. Die Verwandtſchaft innerer Unehre mit äußerer Schminkluſt und Flitterputzſucht iſt ſattſam bekannt. Lebhafte, mit vorzüglichen Anlagen begabte Kinder ſind am meiſten zur Ehrſucht geneigt, und ihnen, die des Stachels der Ehrliebe am wenigſten bedürfen, ſchadet die Erweckung und Anreizung derſelben am meiſten. Müßten alſo Belohnungen in den Schulen ſeyn, ſo würde ich rathen, ſie lieber in Bretzeln (die ja ihren Namen davon haben) oder in philanthropiſch-zuckergebackenen Alphabeten und Fibeln zu reichen, da die Bretzel- und Kuchenluſt viel eher mit den Schuljahren aus dem gekräftigten Magen, als der Ehrtriebskitzel aus der Seele verſchwindet. Aber alle äußere Belohnungen und Kampfpreiſe, mögen ſie in Prämien, Roſen oder Schauſtücken beſtehen, ſind dem Geiſt einer chriſtlichen Schule entgegen, eben darum weil ſie nicht Geiſt, ſondern Fleiſch ſind und das höhere Leben in das gemeine Leben herabziehn. Das Prämienweſen ſtammt aus dem heidniſchen Alterthum, wo es deſſen zu irdiſchen und leiblichen Zwecken, nämlich griechiſcher Kunſt und Leiblichkeit und römiſcher Kampf- und Raubluſt, ja hier ſogar zuletzt eines Dreikinder-

Rechts-Ordens bedurfte. Mag man sie meinethalben ferner zu Staats- und Kunstzwecken benutzen. Nur in die christliche Volksschule gehören sie nicht; denn da betet man: Dein Name werde geheiligt, Dein Reich komme, Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!

Aus obigem ergiebt sich schier von selbst, daß ich in meiner christlichen Volksschule auch das sogenannte Certiren nicht dulde. Schon das ausländische Wort, welches in der Römersprache seine Wurzel hat, deutet an, daß es ein eingeschwärztes Ding ist, und daß wir uns der Sache zu schämen haben; es heißt Streiten, oder will man's gelinder sagen, Wetteifern. Beides läuft aber auf eins hinaus. Es ist ein förmliches Streiten, Wetten und Eifern um das Oben- oder Untensitzen. Ich war in einer Schule von etwa 50 Knaben; der junge lebhafte Lehrer gab grammatischen Sprachunterricht, das Certiren war trefflich organisirt; sobald ein Knabe fehlte, und ein Unterer ihn verbesserte, wurden sogleich ohne Gebot des Lehrers die Sitze gewechselt, so daß der Unterricht nicht im mindesten gestört oder unterbrochen wurde. Freilich war der Aufrückende der beredendeste bei diesem Wechsel; aber die Heruntergesetzten (es geschah wohl 10 mal) weinten fast ohne Ausnahme; wo es nicht zu Thränen kam, zeigten Blick und Gebiß hinlänglich, was in ihnen vorgieng. — Ich ge jeden Verstän-

digen, ob hier der Zweck das Mittel heilige; ob nicht vielmehr in die jungen wachsweichen Gemüther Neid, dieser Eiter in den Gebeinen, Mißgunst, Scheelsucht und Feindschaft ausgesäet werde? Pflanzet man in gelehrten Schulen nicht damit den Keim zu künftigen Raufereien und frevelhaften Zweikämpfen auf Akademien? Wird nicht in solcher Schule das Mittel, das Certiren selbst, zur Hauptsache, zum Zweck, und das Lernen zum Mittel und Hebel des schnöden Ehrgeizes? Ist der Fleiß und die Aufmerksamkeit, die dadurch erregt werden, des Schadens und Verderbens werth, die man dadurch unfehlbar der jugendlichen Seele einimpfet? Väter, die ihre Kinder, besonders wenn sie lebhafter Natur sind, genau beobachten, wissen, wie ein Kind Tage lang mit Erbitterung darüber trauern kann, daß es etwa um einen Gedächtnißfehler oder augenblicklichen Mangel an Besonnenheit herabgesetzt wurde. Ich habe bei solchen Veranlassungen dem Uebel bei meinen Kindern dadurch zu wehren gesucht, daß ich durch Scherz das Oben und Unten auf der Schulbank lächerlich machte, und das Certiren als eine kleinliche Kinderei darzustellen suchte. Dieß ist es aber bei den Kindern keineswegs, sondern ein höheres Leben, freilich ein erkünsteltes fieberhaftes, ein Krieg und Wettrennen.

Wie kann nun solches Streiten und Eifern mit dem Worte des Friedens und der Liebe, welches den

ſanften ſtillen Sinn köſtlich vor Gott nennt, und dem Frieden, der Einigkeit im Geiſte, der Sanftmuth und Demuth nachzujagen gebeut, — wie kann es mit dem Evangelio und Chriſtenthum, mit dem Geiſte einer chriſtlichen Schule beſtehen? „Kann auch, ſagt Jakobus, ein Brunnen ſüßes und ſalziges Waſſer geben? Wer iſt weiſe und klug unter euch? der erzeige mit ſeinem guten Wandel ſeine Werke in der Sanftmuth und Weisheit. Habet ihr aber bittern Neid und Zank in eurem Herzen, ſo lüget nicht und rühmet euch nicht wider die Wahrheit. Denn das iſt nicht die Weisheit, die von oben herabkommt, ſondern irdiſch, menſchlich und teufliſch. Denn wo Neid und Zank iſt, da iſt Unordnung und eitel böſes Ding.“ — Der Ehrgeiz iſt ein übertünchtes Laſter, ein überzuckerter Teufel, um mit dem Sündenmaler Shakeſpear oder, um mit Luther zu reden, der alten Schlange Vergift, und das Haupt, Leben und ganze Weſen aller Sünde; eine Frucht der Selbſtſucht, Quelle des Unglaubens und Ungehorſams von Anfang her in Satans und der Menſchheit Fall. Darum zittere man, dieſen in jedem Menſchenherzen ſchlummernden Erbfeind zu wecken, oder ihn zu pflegen, wie nur leider! zu ſehr in den Schulen geſchieht.

In der Schule unſers Herrn, „des frommen treuen Schulmeiſters“, wie Luther ihn nennt, war es anders. Da finden wir keine äußeren Belohnungen und Reiz-

mittel, sondern stetes Hinwegweisen von denselben und Hinweisung auf das Erste, Höchste, Unsichtbare. Demuth war ja gleichsam die Einfassung seines ganzen Wesens; obwohl er in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich zu seyn, sondern nahm Knechtsgestalt an. So machte er Sanftmuth und Demuth zur ersten Bedingung seiner Jüngerschaft und erklärte das Streben nach eiteler Ehre für das größte Hinderniß der Genossenschaft an seinem Reiche, welches er abermals wieder mit einem Senf- und Saamenkörnlein, mit einer verborgenen Perle, mit einem wenig Sauerteig verglich. Von Obenansitzen wollte er nichts wissen, ja gebot seinen Jüngern, sich unten an zu setzen. Als Petrus in die herzlichen Worte ausbrach: Du bist des lebendigen Gottes Sohn! empfieng er kein Lob aus dem Munde des Herrn, daß er recht geantwortet, sondern die demüthigende Weisung, daß nicht Fleisch und Blut, sondern der himmlische Vater ihm solches offenbaret habe. Als die Jünger um den Vorrang in dem Reiche Gottes thörichter Weise sich stritten, nahm er ein Kind und stellte es ihnen zum Vorbilde in ihre Mitte. Als ein andermal die Jünger von ihrer Sendung zurückkamen, frohlockend, daß auch ihnen die Geister unterthan gewesen, redet der Herr von dem Fall und Untergange des Satansreichs und spricht: Freuet euch vielmehr, daß eure Namen im Himmel

angeſchrieben ſind! Und wenn ſie fragen: Was wird uns dafür, daß wir alles um deinetwillen verlaſſen haben? erhebet er ihren Blick dahin, wo die Vergeltung wohnet. In der treuen Erfüllung ihres ſchweren mit Schmach und Verfolgung verbundenen Berufs ſollten ſie ihren Lohn finden, auf ſich ſelbſt aber, wenn ſie auch alles gethan was ſie thun ſollten, mit dem Gedanken hinblicken: Wir ſind unnütze Knechte. Aber wohl belohnt er ſie durch ſeine ſtille Liebe, durch die unermüdliche Geduld und Sanftmuth, womit er ihre Schwachheiten und Verirrungen ertrug, durch das Vertrauen, womit Er ſie ſeine Freunde, ſeine Erwählten, ſeine Brüder nennt, durch Blicke, womit er ſie anſah. Ihre Augen ſahen ſeine Herrlichkeit voller Gnade und Wahrheit. So war die Schule Jeſu, und ſie die Jünger, als ſie in die Welt giengen und das Evangelium aller Kreatur verkündeten, erwieſen, dächt' ich, daß ſie in dieſer Schule die Sanftmuth und Demuth ihres Meiſters wohl begriffen und erlernt hatten.

Und wie ſtrafte und züchtigte Er die Seinigen? — Daß Er öffentlich die Feinde der Wahrheit und den Unfug an heiliger Stäte zu ſtrafen wußte, erwies Er in ſeinen Reden gegen die heuchleriſchen und ſtolzen Phariſäer und Schriftgelehrten, die dieſen bis in das Mark drangen, ſo wie in jener feierlichen zweimal wiederholten Handlung, wo er als das Angeſicht und

Ebenbild Gottes dessen Ernst offenbarte, indem er eine Geissel aus Stricken machte, und die Geldwechseler, Ochsen- Schaafe- und Tauben-Krämer aus dem Tempel trieb, das Geld verschüttete, die Tische umstieß und zu den Taubenhändlern sagte: Traget das von dannen. — Aber in seiner Schule strafte Er anders, der treue fromme Meister. Keiner der Jünger bedurfte so sehr der Zucht, als Petrus der Felsenmann, und er empfieng sie. Als er Jesu, da er sein Leiden verkündigte, drein redete und mit unrechter trotziger Liebe widerstand, da erhielt er zur Antwort: „Satan, hebe dich weg von mir. Denn du meinest nicht was göttlich, sondern was menschlich ist.“ — Ein ernstes, ja das härteste Wort, das je ein Jünger aus seinem Munde vernahm. Aber es sollte dem künftigen Apostel des Gekreuzigten wie eine Pflugschaar die Seele aufreißen zum Saamen des Gottesreichs. Eine andere mildere Strafrede ergieng an ihn, als er im kecken Selbstvertrauen allein sich vermaß, seinem Herrn, auch wenn sie Alle ihn verließen, in den Tod zu folgen. „Wahrlich, ich sage dir, ehe der Hahn krähet“ — . Jesus deckte dem trotzigen Felsenmann, welches er künftig für das Reich Gottes werden, und wozu auch der Name ein Saamenkorn seyn sollte, sein Herz auf, damit er einst hineinblicken möchte. Nachher als er wortbrüchig wurde, bedurfte er nur eines Blicks vom Herrn, um sein Herz

zu zerſchmelzen. Ein anderes Strafwort empfieng derſelbe, als er abermals weiſer ſeyn wollte als ſein Meiſter und beim Fußwaſchen ſich weigerte. „Werde ich dich nicht waſchen, ſo haſt du kein Theil mit mir!“ — und endlich, als der Auferſtandene ihn dreimal fragte: Simon Johanna Sohn (alſo nicht Petrus, oder Kephas, mit welchem Namen ihn der Herr benannt hatte) haſt du mich lieb?“ — Als Johannes und Jakobus auf ein feindſeliges Samaritiſches Dorf Feuer vom Himmel forderten, bedräuete er ſie mit den Worten: „Wiſſet ihr nicht, weß Geiſtes Kinder ihr ſeyd?“ Und mit welcher Sanftmuth behandelt er den hartgläubigen Thomas: „Thoma, ſey gläubig, und nicht ungläubig!“ — weiſet ihm die Nägelmale und die Seitenwunde, und ſpricht dann: „Nun du mich geſehen haſt, glaubeſt du. Selig ſind, die nicht ſehen und doch glauben.“ —

Siehe hier die Belohnungen und Strafen in der Schule des Herrn. Sollen nicht auch unſere Schulen dem Vorbilde der ſeinigen, und unſere Schulmeiſter dem großen Meiſter ähnlich werden? Sind nicht unſere Schulen evangeliſch, und unſere Schulmeiſter Diener des Evangeliums? So walte wenigſtens nicht in ihnen, was dem Geiſt des Evangeliums geradezu entgegen iſt, und die Schüler davon abführt, indem es ſie zu eiteln und ſelbſtſüchtigen Weltmenſchen verbildet.

Religiöſes Leben der Schule.

Unſere Sprache hat kein Wort, das die Stelle des entlehnten ausländiſchen »Religion« und der davon abgeleiteten völlig erſetzen könnte. Die Urſache liegt in teutſcher Art und Natur. Vielleicht ergehet es unſerer Nation hierin, wie den Griechen, von denen Cicero ſagt, daß ihrer Sprache das Wort fehle, welches fade, albern (ineptum) bedeute, deßhalb, weil ihnen die Sache ſelbſt ſo heimiſch und eingeboren ſey, daß ſie ſolche nicht an ſich erkenneten, und ſo überreichlich beſäßen. Unſere alten heidniſchen Vorfahren zeichneten ſich, nach dem Bericht des Tacitus, durch beſondere Ehrfurcht gegen ihre Gottheiten aus, und hielten es der Größe himmliſcher Weſen ungeziemend, ſie in Wände einzuſchließen oder menſchenähnlich abzubilden. Auch mag das Weite und Unbeſtimmte des Ausdrucks und Begriffs dem teutſchen Sinne nicht zuſagen. Indeß haben wir Gottlob! die Sache, und erkennen und fühlen des Wortes Bedeutung vielleicht beſſer und tiefer, als die Völker, denen es einheimiſch war, oder mit dem Römerdialect, heimiſch geworden iſt. Denn bei dieſen iſt es mehr oder minder gleichbedeutend mit Kirchthum und Kirchlichkeit. Wir verſtehen vorzugsweiſe darunter, was die Schrift

„gottesfürchtig und gottselig“ nennt, oder die neuere Zeit „gottinnig“, obwohl ohne Glück, zu nennen versucht hat. Wir können das Wort, in seiner Allgemeinheit, besonders in der Bücherſprache nicht füglich entbehren; in die Rede an das christliche Volk gehört es nicht, außer etwa, wenn historisch von Religionen die Rede ist. Soviel von dem Worte selbst.

Das Leben der Volksschule soll ein religiöses Leben seyn. „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, und das ist eine feine Zucht, so man darauf merket, und eine feine Klugheit, so man darnach thut.“ Sie soll und muß des Volksschulwesens belebender Odem seyn. Von ihr muß Alles ausgehen, auf sie Alles zurückführen.

Dieses hat man freilich nie geleugnet oder ausdrücklich in Abrede gestellt, sondern ja als wesentlich nothwendigen Bestandtheil der Volksschule anerkannt, oder vielmehr anzuerkennen sich gezwungen gefühlt. Aber man hat in den neueren Zeiten sich damit abzufinden gewußt. Man verschmähte alles Bestimmte, setzte die Religiosität in ein gestaltloses zwischen Glauben und Vernunft schwebendes Gefühl und suchte dieses zu reizen; man redete von des Menschen Würde und Bestimmung, und von Gott dem Allvater. Aber im Grunde war es der selbstgeschaffene Apfelgott, von welchem Luther in seinem großen Katechismus sagt, „als müßte er uns zu Dienste stehen und unser

Schuldner, wir aber seine Lehnherren seyn." Die Natur war der Codex und die Urkunde dieser Gotteslehre, und daraus wurde den Kindern vordemonstrirt, daß er sey und Alles gar stattlich und nützlich eingerichtet habe. So mußte der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde sich von seinen Kindern meistern und rechtfertigen lassen! Das hieß man Religion und Religiosität in die Kinderherzen pflanzen! Und diese Weise gieng aus von — „den Engeln des Herrn Zebaoth, deren Lippen die Lehre bewahren sollen, daß man aus ihrem Munde das Gesetz suche"; von den Haushaltern über Gottes Geheimnisse kam sie in die Kirche und Schule.

Die Stimme des Volks richtete hier ganz anders. Alle Schulbücher blos weltlichen Inhalts sind demselben zuwider, und es ist ihm nicht recht, wenn in oder hinter der Fibel die 5 Hauptstücke fehlen. Ehmals enthielt jene, außer dem A B C, nichts weiter, als eben diese 5 Hauptstücke. Sie sind ja auch des Christenthums A B C, und enthalten, gleichwie das Alphabeth, alle menschliche Schrift, den Kern der göttlichen, das Gesetz und Evangelium. Sogleich nach der Muttermilch sollten, so wollte es das Volk, die Getauften solche in Saft und Blut aufnehmen. Gleichviel ob die Kinder es verstanden oder nicht; genug, die Eltern hielten das göttliche Wort für den einigen Schatz und Trost im Leben und im Sterben, gleich-

ſam für ein göttliches Amulet, das den Kindern nicht früh genug mitgetheilt werden könne; oder war es eine geheime Furcht und Achtung, die chriſtliche Wahrheit möge mit der Zeit der Schule gänzlich entzogen werden, und bedürfe um ſo mehr der Verbrief- und Verſiegelung? —

Solche Abſicht und Beſorgniß des Volks iſt eben ſo, wie ſeine Scheu vor Einführung neuer Liederbücher, auch wenn ſie, als Oppoſition, hie und da das rechte Maaß überſchreiten ſollte, nicht zu verdammen, ſondern, im rechten Lichte geſehn, an ſich aller Ehre werth. Des Volkes Stimme meint hier viel mehr, als ſie ausſagt, und wenig Worte, aber viel Meinung, ſagt Luther, iſt chriſtlich; es meinet nämlich nicht ſowohl die in Buchſtaben geſetzten und gedrückten fünf Hauptſtücke, ſondern vielmehr die Hauptſtücke des chriſtlichen Glaubens und der Wahrheit nach dem Geiſt. Mag man, nicht mit Unrecht, einwenden, daß uns jene fünf Hauptſtücke nicht gegeben ſind, um daran Buchſtabiren und Syllabiren zu lernen, ja daß ſie dadurch gewiſſermaßen, wie Luther vom Vaterunſer ſagt, zu Märtyrern werden; ſo kann man auch dagegen ſagen, daß dieſes ebenfalls fleiſchlich, und nicht geiſtlich gerichtet ſey. Denn was möge es den fünf buchſtabiſchen Hauptſtücken ſchaden, wenn ſie von den Kinderfingern etlichemal zerrieben werden. Das Volk blicket oft tiefer, als es ſelbſt weiß. Die „neumodiſchen“ Fibeln, wie es ſie nennt,

ohne die fünf Hauptstücke, sind ihm Zeichen der dem einfachen frommen Christenglauben entgegen strebenden und die 5 Hauptstücke selbst bedrohenden und untergrabenden Verständelei- und Wiß-Lehrart, die alles Christliche allmälig aus den Schulen verbannt hat oder in den Hintergrund stellt. Wer mag es dem frommen altgläubigen Landmann und Bürger, der sich und sein Haus im Schweiß seines Angesichts mit seinen Händen ernährt, verargen, daß er sich zur Wehre setzt, wenn man ihm die fünf Finger seines Betens abzuschneiden drohet! So spricht er auch: die fünf Hauptstücke beten.

Die Herstellung des reinen Evangeliums durch Luther und die Reformation begann in den Schulen mit der Wiedereinführung der fünf Hauptstücke. Johann Matthesius sagt: „Ich kann mich nicht erinnern, daß ich, der ich doch bis in das fünf und zwanzigste Jahr meines Alters im Pabstthum leider gesteckt, in meiner Jugend die zehn Gebote, den Glauben, Vaterunser oder Taufe gehöret hätte. In Schulen las man in den Fasten etwas von der Beichte und einerlei Gestalt, aber der Absolution und des Trostes, so man durch gläubige Genießung des Leibes und Blutes Christi bekäme, habe ich mit Wissen mein Lebtage, ehe ich nach Wittenberg kommen bin, weder in Kirchen noch in Schulen mit einem Worte gedenken hören; wie ich mich denn auch keiner

gedruckten oder geſchriebenen Auslegung der Kinderlehre im Pabſtthum zu erinnern weiß, der ich doch von Jugend auf alle Legenden und Brigitten-Gebetlein, ſonderlich zu München, bei meinem Herrn, der eine große teutſche Bibliothek beiſammen hatte, ein ganzes Jahr durchleſen habe. Wenn demnach Dr. Luther in ſeinem Laufe ſonſt nichts Gutes geſtiftet, als daß er den Catechismum wieder in die Kirchen und Schulen und das Gebet in die Häuſer gebracht; ſo könnte ihm ſolches die ganze Welt nimmermehr genugſam verdanken oder bezahlen." Ebenderſelbe bezeugt, daß „ſchon zu ſeiner Zeit über hunderttauſend Exemplaria des kleinen Catechismus gedruckt und in allerlei Sprachen mit Haufen in fremde Lande gebracht worden." — Siehe hier des chriſtlichen Volks Stimme, zu einer Zeit, wo die Luſt und Liebe zu dem Worte Gottes von neuem erwachte.

Freilich, leider, ward dieſes Erwachen des Geiſtes wieder nachher von dem Fleiſche geſchwächt, wo nicht überwältigt. Was damals im Geiſte begann, ſank nur zu bald wieder in die Form zurück. So wurde auch die durch Luther und ſeine Freunde in der Schule neuerweckte oder erwachende chriſtliche Religioſität bald ein bloßes Formel- und Buchſtabenweſen, und nicht ſelten den Geiſt mehr ertödtend als erweckend. Außerdem ſtand dieſe Glaubens- oder Katechismuslehre in den meiſten Schulen ganz allein, ohne Berüh-

rung mit dem Leben der Schule oder andern Lehrgegenständen, und mußte also von selbst in ein bloßes gefühl- und verstandloses Gedächtnißwerk und mechanisches Auswendiglernen ausarten. Dieses wurde denn an bestimmten Wochentagen, ebenso wie eine Seite Vokabeln oder grammatischer Regeln abgeleiert. Ich bekenne, daß dieses Lernen und Hersagen des Katechismus mir die unangenehmste aller Schularbeiten war, und ich besinne mich nicht, daß je durch diesen Unterricht eine fromme Empfindung oder Gedanke in mir erweckt worden wäre, ein einzigesmal ausgenommen, wo das Wort „Dankbarkeit", womit der Heidelberger Katechismus das Leben und Verhalten des Christen bezeichnet, zufälliger Weise erklärt wurde. Dieses war mir so etwas neues und sprach mich so an, daß ich die Erklärung zu Hause mir aufschrieb und oft als einen köstlichen Fund wiederholte. So wurde bekanntlich auch dem König Friedrich, dem nachher genannten Großen, der Katechismus blos in das Gedächtniß eingeprägt und der junge Prinz mehrmals gezwungen, das Erlernte vor dem Vater und Andern herzusagen. Wer kann bestimmen, welchen Einfluß dieses auf ihn selbst sowohl als auf sein Volk und seine Zeit möge gehabt haben. — Indeß hat auch diese Sache ihre Kehrseite. Wenn auch in vielen Schulen dieser christliche Unterricht so verkehrt behandelt oder abgefertigt wurde, so waren

und blieben doch die fünf Hauptstücke, der Katechismus, das Gesangbuch und die Bibel, die Hauptbücher und Hauptsachen in derselben, und der fromme und verständige Lehrer hatte oft oder vielmehr immer Veranlassung und Gelegenheit, irgend ein frommes Wort seines Herzens daran zu knüpfen, oder der Jugend durch zweckmäßige Behandlung dieses Lehrgegenstandes, als eines heiligen, Ehrfurcht vor dem Worte Gottes und ein, wenn auch dunkles, Gefühl seines Werths einzuflößen. Dadurch empfiengen manche Kinder einen in der Zukunft sich entwickelnden Segen für ihr Herz und ihre Seele, den die bloßen Wiß- und Verstandesschulen nicht geben können. So gestand mir ein sehr warmblütiger und leichtsinniger Jüngling auf der Akademie, daß das einfache: „du sollst nicht!“ in einem der zehn Gebote eben in dem gefahrvollen Moment lockender Versuchung, wie ein Cherub mit dem flammenden Schwerdt sich vor ihn gestellt, und allein ihn gerettet habe. Das Wort war in seiner Schulzeit durch stete Wiederholung, wie tägliches Brod, in sein Blut übergegangen, ohne Commentar und Erklärung, wie es auf Sinai gegeben worden. Darum eben wirkte es, als es zu rechter Zeit in ihm aus dem Dunkel hervor trat, mit seiner ursprünglichen Blitzes-, Donner- und Posaunenkraft, und riß ihn, wenigstens jetzt, vielleicht für immer, von der breiten Pforte des Sündenweges hinweg,

und wie einen Brand aus dem Feuer. Dagegen hat die moralische Verständelei der spätern Zeit ein Besprechen und Kapituliren mit Fleisch und Blut eingeführt, wobei letzteres nimmer zu kurz kommt. — Noch gehört hieher eine Erfahrung, welche mit mir gewiß manche Seelsorger bei dem schweren und wichtigen Amte des Krankenbesuchs, wo solches noch üblich, werden gemacht haben. Auf dem Kranken- und Sterbebette verliert die Welt und ihre Lust die bunte Schlangenhaut und Regenbogenfarbe, und der Mensch erscheint und offenbart sich in seiner wahren Gestalt; sterbend möchte er, wenn er nicht gar verdummt ist im Weltwesen, Worte des ewigen Lebens und eine Brücke haben, die ihm den Uebergang aus der Zeit in die Ewigkeit erleichtere; oder er bedarf der Hand, die dem Blinden die Augen öffne und den geistlich Todten aufwecke, auf daß Christus ihn erleuchte. Wie bin ich da oftmals erstaunt, bei Kranken und Sterbenden aus den niedrigsten Ständen einen Reichthum der herrlichsten Schriftstellen und kräftigsten Liederverse zu finden, die nun lebendig auftauchten, und wie Engel des Friedens oder Wegweiser zum Leben um ihr Bett und vor ihre Seele traten. Wie leicht knüpfte sich nun an diese das Wort der Lehre, der Ermahnung und des Trostes. — Hier stehe ein Brief einer Schulmeisterwittwe, nämlich der Mutter Herders, an diesen als Jüngling, vom Jahre 1770, den ich mir aus

den Erinnerungen aus dessen Leben, herausgegeben von J. G. Müller, aufgezeichnet habe: „Mein liebstes Kind", schreibt sie an den 26jährigen Sohn, „Du machst mir manche wache Stunden; wenn ich aufwache und an Dich denke, so ist der Schlaf weg, und kann doch nicht mehr thun, als Dich dem großen Gott empfehlen, er wolle seinen Engeln Befehl thun, daß sie Dich auf den Händen tragen und ich habe das starke Zutrauen zu ihm, er werde mein Flehen nicht lassen umsonst seyn. Er hat mir ja versprochen, mich und die Meinigen nicht zu verlassen noch zu versäumen. Um mich gräme Dich nicht! Der alte Gott ist und bleibet mein Schutz. Wenn mir der Herr nur die Gnade schenkt, daß ich in sein Haus gehen kann, so habe ich Alles; die Freude in Gott ist und bleibet meine größte Zufriedenheit. Ich seufze immer; wenn es gegen den Sonntag kommt, so bitte ich Gott, er möchte mir doch die Gnade geben, daß ich sein Wort anhören kann. Ob ich wohl wenig arbeiten kann, so danke ich Gott, daß ich mich doch zur Noth selbst bedienen kann. Ich stelle alles ihm heim; mein Kreuzesbecher wird doch einmal voll werden.

Er hat noch niemals was versehn
In seinem Regiment.
Nein, was er thut und läßt geschehn,
Das nimmt ein gutes End.

Ich wünsche Dir auf Deiner Reise die Worte Jesaiä Kap. 43, 1. 2. 4. (Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein. Denn so du durchs Wasser gehest, will ich bei dir seyn, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen; und so du ins Feuer gehest, sollst du nicht brennen und die Flamme soll dich nicht anzünden. Weil du so werth bist vor meinen Augen geachtet, mußt du auch herrlich seyn, und ich habe dich lieb.) Der Herr wolle diese Worte tief in Dein Herz schreiben." — So die fromme Mutter. In einer schlaflosen ruhigen Nacht seiner letzten Krankheit 1803, heißt es in der Lebensgeschichte, ließ sich Herder in der Bibel aufschlagen und bekam dieselbe Stelle des Jesaias. Er gedachte dabei jenes Wortes seiner Mutter und wurde dadurch außerordentlich erheitert. Scherzend sagte er zu den zween Aerzten, die ihn des Morgens besuchten: Ich habe heute Nacht in der Bibel aufgeschlagen — Eure Wasser- und Feuerkur wird mir nichts schaden." — Als Seitenstück zu diesem — auch zu obbenannten Kranken aus den niedern Ständen — will ich noch ein anderes Excerpt (aus dem Morgenblatt Nro. 37, 1820.) abschreiben: „Die Furcht der Verewigten (nämlich Frau v. Stael) vor dem Tode, ist eine ernste tiefbedeutende Erscheinung, und führt sein Bild in dem grausig erhabenen Dunkel, das ihn als einen König der Schrecken umgiebt, vor uns vorüber. Wer

empfand tiefer und voller, wie ſie, Alles, was den Gedanken an ihn zu verſchönern, Kraft in ſein Bild, Würde in ſeinen Namen zu legen und ihn im Himmelsglanz eines Friedensboten zu verklären vermag, und doch war der Kampf des vergänglichen in die Erde feſtgewurzelten irdiſchen Lebens mit der Begeiſterung des zur Unſterblichkeit emporſtrebenden Geiſtes für ſie ein harter ſchwerer Kampf. Retten Sie mich, ſagte ſie zu ihrem Arzt, und ich gebe Ihnen mein ganzes Vermögen; denn mich grauet vor dem Tode. (Sauver moi, et je vous donnerai toute ma fortune, car j'ai horreur de la mort.) — Im Anfange ihrer Krankheit bat ſie oft die ſie Umgebenden, auf ihren Schlaf aufmerkſam zu ſeyn, „damit ſie ja wieder erwachen möge für die Geliebten dieſer theuren Erde.“ — Welch eine Kluft zwiſchen der höchſtgebildeten Frau unſerer Zeit und der armen Schullehrerwittwe zu Moringen! Nicht viel geringer als zwiſchen Lazarus und dem reichen Mann. Hätte ſie doch nur *einen* ſolchen Spruch, wie die arme Wittwe zu Moringen, in ihrem Herzen gehabt! Wo hätte ein Seelenarzt, wenn F. v. St. eines ſolchen begehrt hätte, anknüpfen ſollen? Er hätte ſie, nur in einer andern Weiſe, bei ihrem Worte faſſen, nur die Hingabe ihres ganzen innern Vermögens von ihr fordern müſſen, um ſie zu heilen. —

Jedoch ich kehre nach dieſer, ich denke nicht ganz unnützen Abſchweifung, auf das Vorige zurück, und berufe mich, wie oben, auf die Erfahrung der geiſtlichen Aerzte und Seelſorger, welche unbeſchreibliche Leere und Verflachung ſie oftmals bei ſolchen, nicht eben aus den niedrigen Ständen, gefunden haben, die ſo unglücklich waren, ihre Jugend in Schulen zu verleben, wo Gottes Wort gar nicht galt noch getrieben wurde. Und ſo bleibet den ältern Schulen, wo Gottes Wort in Bibel, Katechismus und Geſangbuch ſtehender Artikel war, wie ſie auch mochten getrieben werden, ein unleugbarer Vorzug vor denjenigen neueren und neueſten, wo jenes gänzlich beſeitigt oder doch nur als Nebenſache beiläufig behandelt wird.

Wollte man annehmen, die Kinderlehre und der Confirmationsunterricht der Prediger könne ſolches erſetzen, ſo würde man ſehr irren. Denn einmal iſt dieſer Religionsunterricht, wie die Sache liegt, nicht eigentlich Schulunterricht; der Schullehrer hat nichts damit zu thun; es iſt Amtsſache des Pfarrers, eine abgeſonderte Unterweiſung, die nur in beſtimmten Stunden kurze Zeit dauert. Ferner iſt die Erkenntniß der chriſtlichen Wahrheiten und des ganzen Gebäudes der chriſtlichen Lehre ihr nächſter Hauptzweck. Dieſem dienet die h. Schrift, ſie wird dem Hauptzweck untergeordnet, da ſie die aufgeſtellte Wahrheit

erweiſen und das Gebäude begründen ſoll und muß. Wenn alſo auch die Confirmanden ſich in dieſen Lehrſtunden ausſchließlich und mehr als ſonſt mit der Bibel beſchäftigen, und viele, ja die köſtlichſten Stellen derſelben auswendig lernen, ſo liegt es doch eben in der Natur eines Geſchäfts, daß es wohl das Leben und die Kraft in Anſpruch nimmt, nicht aber eigentlich Leben erzeugt. Denn erlernen und einlehren läßt ſich ein Leben unmöglich, ſondern nur pflegen und eingewöhnen. Ja, wir Geiſtliche treiben, bei Lichte beſehen, in der That und eben darum, weil uns die Schulen im Stich laſſen und wir in unſern Confirmanden kein Leben vorfinden, mit unſern Kinderlehren ein Kunſtwerk, welches das Leben erſetzen ſoll. Anſtatt ein ſchon in den kindlichen Seelen gegründetes und vorhandenes chriſtlich-geiſtliches Leben zu ordnen, zu kräftigen und vollzubereiten, ſehen wir uns genöthigt, ein vollſtändiges Gebäu von Grund aus docirend (hier paßt das Schulwort) in ihnen aufzuführen, und ſomit, wie alles Bauen erfordert, ihren Verſtand und ihr Gedächtniß, gleichſam die Hände des inwendigen Menſchen, zunächſt und faſt ausſchließlich in Anſpruch zu nehmen. Und wenn wir nun unſern Unterricht durch Gebet, Ermahnungen, Liederverſe, Geſang unterbrechen, geben wir dadurch nicht zu erkennen, daß wir dieſen Mangel fühlen, wenn auch ohne ein deutliches Bewußtſeyn, wo er liege? —

Ja, ich trage ſelbſt kein Bedenken, die in neuerer Zeit üblich gewordenen, nicht ſelten theatraliſchen Feierlichkeiten bei dem Confirmationsact, eben dieſem Gefühl des Mangels an dem Rechten und dem Bedürfniß eines Surrogats zuzuſchreiben. Ehmals geſchah die Confirmation einfach und ruhig; jetzt will man zu guter Letzt Effect machen! —

Dazu kommt nun noch ein anderes Uebel. Die Kinder haben unterdeſſen, ehe ſie zum eigentlichen ſyſtematiſchen Religionsunterricht gelangen, in den nach neueſter Weiſe gut organiſirten Schulen löbliche Fortſchritte in allem ihrem Alter angemeſſenen menſchlichem Wiſſen und Kenntniſſen gemacht, nur allein in dem, was ſie als Chriſten erkennen und wiſſen ſollen, in der Erkenntniß des Wortes Gottes, ſind ſie verſäumt und zurückgeblieben. Dadurch iſt in den Kindern die Glaubensfähigkeit, ſo zu ſagen, vermindert und geſchwächt worden. Das erlernte Menſchliche und Natürliche konnten ſie begreifen; von Begreifen war immerfort die Rede, es war ihr Stolz und ihr Leben, etwas begriffen zu haben. In der chriſtlichen Lehre iſt aber von keinem Begreifen, oder doch von einem ganz andern Begreifen, von einem göttlichen Ergreifen und Ergriffenwerden, die Rede. Wird ihnen nun nicht die Kinderlehre, gleichſam als ein ihnen zugemutheter Rückſchritt, als eine Hingabe des mit Fleiß und Mühe Errungenen, wie es auch in gewiſſer Weiſe

nicht anders iſt, erſcheinen? Und wird ſich nicht abermals der Religionslehrer veranlaßt und genöthigt fühlen, ſeinen chriſtlichen Unterricht mit den Forderungen und weltlichen Kenntniſſen ſolcher Lehrlinge in Uebereinſtimmung zu bringen, und wie Paulus zu den abgöttiſchen Athenern, erſt von ihren Dichtern und Altären, und dann von dem einen Tage und dem einen Manne und der Auferſtehung der Todten, vielleicht mit gleichem Erfolge, zu predigen? Darum ſehen wir auch ſo viele Katechismen erſcheinen, in welchen Weltliches und Geiſtliches vermiſcht iſt, und wo von der einen Seite dem Worte Gottes und von der andern der Welt und Vernunft, um es mit keinem zu verderben, Verbeugungen gemacht werden. Kann daraus ein Leben in Gott entſtehen? Hat man ſich zu verwundern, wenn in kurzer Zeit nicht blos der ganze Unterricht, obwohl auf das ſorgfältigſte in den dazu beſtimmten Lehrſtunden ertheilt, ſondern auch die Bibelſprüche, die während des Unterrichts und zu deſſen Behuf auswendig gelernt wurden, weil ſie keinen Boden und keine Wurzel fanden, verwelken und ohne Spur verſchwinden! Die Geiſtlichen ſelbſt haben dieß verſchuldet. Sie haben das Leben in der Volksſchule entweder getödtet oder erſterben laſſen, und darum finden ſie auch kein Leben und keinen Boden für ihren Unterricht und für ihre Predigt. Das geiſtliche Leben muß mit dem leiblichen von Kindheit

an erwachſen und ſich verzweigen; ſo wie an Alter, ſo muß auch das Kind zunehmen an Weisheit und Gnade bei Gott. Und daß ſolches in ihr und durch ſie geſchehe, iſt der chriſtlichen Volksſchule Beruf und Beſtimmung. —

Die Verfaſſung der Volksſchule muß alſo eine theokratiſche, eine Chriſto-kratiſche ſeyn; Alles in ihr muß von Gott, wie er in Chriſto Jeſu ſich der Welt offenbaret hat, ausgehen und auf ihn zurückführen. So wie in der Kirche, ſo muß auch in der Schule Chriſtus der Herr und ſein Wort herrſchen und alles durchdringen. Denn dazu iſt die Volksſchule, daß die Kinder zu Ihm geführt und ihrer das Himmelreich werde. Hier iſt die Erziehung des Volks Gottes in der alten und neuen Zeit durch Moſe und die Propheten und endlich durch Jeſum Chriſtum ſelbſt das höchſte Muſter und Vorbild. Bei allen andern Völkern war die Religion eine Sache des Staats, ein für ſich beſtehendes abgeſondertes Weſen, dazu beſtimmt, um das Volk in der Zucht und im Zaum zu halten, eine blos menſchliche, irdiſche, mitunter teufliſche Weisheit oder vielmehr Klugheit, und von einem Unterricht in derſelben war nicht die Rede. Nur die Gebildetern unter den Griechen und Römern hatten ihre Philoſophie. Wie ganz anders bei dem Volke Iſrael, welches Gott ſelbſt erzog und unterwieß, damit es einſt das Licht und Salz

der Erde werden möchte, und daß von ihm das Heil der Welt ausgehen ſollte. Darum hieß auch das Verhältniß Iſraels zu Gott nicht Religion, ſondern ein Bund, alſo eine Verbindung, ein Leben mit Gott, und ſogar die Grundbedeutung des Wortes Geſetz (Thorah) in der Urſprache iſt: Unterweiſung.

Dieſes innige Verhältniß des ſündigen Menſchen zu Gott, der ihn zu ſeinem Ebenbilde erſchaffen hatte, nach dem Verluſt deſſelben wieder herzuſtellen und der Menſchheit die Kindſchaft wiederzugeben, war der große, göttliche und liebevolle Zweck und Plan dieſes Bundes, der in der alten Zeit begann und in der neuen Zeit, in der Zeit des Evangeliums, vollendet wurde. In Abrahams Berufung und Leben trat dieſe Bundesverfaſſung zuerſt in ein helles Licht. Ihm offenbarte ſich der Allmächtige — man möchte ſagen, wie ein väterlicher Freund, und belohnte ſeinen kindlichen Glauben und Gehorſam mit der erfreulichen Verheißung, daß durch ihn alle Völker und Geſchlechter der Erde ſollten geſegnet werden. Hier war noch von keinem Geſetze die Rede, ſondern der Bund war wie ein häusliches Leben, und Glaube ſein Geſetz und Verdienſt. Abraham wurde ſelbſt gewürdigt, das Antlitz und Ebenbild Gottes menſchlich zu ſchauen und im Hain zu Mamre zu empfangen. Solches inniges Verhältniß kam nie wieder; aber Abraham

wurde der Stammvater Israels nach dem Fleisch und zugleich, was viel wichtiger, auch des geistigen Israels. Nachdem das erstere ein Volk geworden und aus Aegypten geführt war, begann die Schulzeit. Die väterliche geistliche Verheißung war im Fleisch untergegangen und zu Fleisch geworden. Das Volk hoffte nur ein Land, wo Milch und Honig fleußt, und verlangte sogar, als dieses sich verzog, zurück zu den Fleischtöpfen und in die Knechtschaft Aegyptens. Aber der Wahrhaftige hielt seinen Bund, und wurde der Zucht- und Schulmeister des Volks, dessen Herz immerdar den Irrweg suchte, Gottes Wege aber nicht lernen wollte. Das Gesetz kam nun, wie der Apostel sagt, mitten inne, auf daß die Sünde, die Bundbrüchigkeit, sündiger würde, das heißt, damit die Sünde in ihrer Abscheulichkeit und als Gottesfeindschaft und Bundbrüchigkeit erkannt, und dadurch ein Verlangen nach einem Abrahamsbunde mit Gott im Glauben erzeugt werden möchte.

Zu dem Ende wurde nun das Gesetz Sinais nicht blos wie die zusammen gebettelten römischen zehn Tafeln aufgestellt vor den leiblichen Augen des Volks, sondern die Gesetzestafeln der zehn Gebote wurden den Augen entzogen, und in die Bundeslade gelegt, damit das Gesetz nicht ein Buchstabe, sondern ein inneres Leben des Volkes werden möchte. Darum heißt es: „Höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein

einiger Herr. Und du ſollſt den Herrn deinen Gott lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen. Und dieſe Worte, die ich dir heute gebiete, ſollſt du zu Herzen nehmen. Und ſollſt ſie deinen Kindern einſchärfen, und davon reden, wenn du in deinem Hauſe ſitzeſt, oder auf dem Wege geheſt und wenn du dich niederlegeſt oder aufſteheſt; Und ſollſt ſie binden zum Zeichen auf deine Hand und ſollen dir ein Denkmal zwiſchen deinen Augen ſeyn, und ſollſt ſie über deines Hauſes Pfoſten ſchreiben, und an deine Thür." (5 Moſ. 6, 4 – 9.) Hat doch dieſes Eingewöhnen und, mit Luther zu reden, Einbläuen in die Seele, ſolche Wirkung gehabt, daß in dem jetzigen verkrüppelten Judenvolke, wenn auch weiter nichts, dennoch die Farbe davon nach Jahrtauſenden unauslöſchlich ſichtbar iſt!

So wollte der Herr der Heerſchaaren, daß ſein Geſetz und ſeine Unterweiſung ein Leben in ſeinem Volke werden ſollten. Darnach war ſeine Schule eingerichtet. Darum die Trennung von allen andern Völkern, die aber keinesweges eine feindſelige war, eben ſo wenig, als eine von dem bürgerlichen Leben und deſſen Handel und Wandel getrennte Schule ein aufrühriſcher Klubb iſt. Daher die vielen in das Kleine gehenden mit allen Lebensverrichtungen verbundenen Vorſchriften. „Es ſollen euch die Quäſtlein (an den Kleidern) dazu dienen, daß ihr ſie anſe-

het und gedenket aller Gebote des Herrn, und thut ſie, und nicht ſchwärmet eures Herzens Dünken nach, noch euren Augen, noch daß ihr ihnen nachhuret, damit ihr gedenket und thut alle meine Gebote, und heilig ſeyd eurem Gott." (4 Moſ. 15, 39. 40.) Dazu endlich das ganze Criminalgeſetz, welches nichts anders war, als tiefbedeutende geheimnißvolle, ſtets wiederkehrende Schatten des verheißenen Lichtſegens und zukünftiger Güter des neuen Bundes. —

So war die Elementarſchule des Herrn mit göttlicher Weisheit dazu beſtimmt und eingerichtet, ein göttliches Leben zu erzeugen. Daß ſie dieſen Zweck nicht verfehle, hat der Erfolg erwieſen. Sehen wir nicht dieſes Leben in der Geſchichte und den Büchern des Volkes Iſrael ſich je länger je mehr entwickeln? Wie herrlich flammt es empor zur Zeit Davids und Salomos in Pſalmen und Sprüchen göttlicher Weisheit! Wie in den hocherhabenen wundervollen Weiſſagungen und Reden der Propheten, wenn ſie das abtrünnige Volk lehrten und ſtraften und den verborgenen Rath Gottes offenbarten! Selbſt die verderbteſten Zeiten des Abfalls und Götzenthums, wo nur noch „ſiebentauſend Seelen übrig blieben, die dem Baal nicht ihre Kniee beugten", konnten doch dieſes eingewurzelte Leben nicht erſticken. Die Züchtigung brachte es wieder hervor. Als nach der Rückkehr aus Babylon Esra und Nehemia dem verſammelten Volke

das Geſetz vorlaſen, weinte das ganze Volk, „da ſie die Worte des Geſetzes höreten“ — alſo daß man es ſtillen mußte. Es war ihnen, als ob ſie von den Todten erſtünden und das Leben von neuem in ſie zurückkehrte. — Und blieb nun nicht dieſes Leben bis auf die Zukunft des Herrn? Sprach es ſich nicht aus in der allgemeinen Erwartung deſſen, der da kommen und Abrahams und Davids Segen und das Geſetz und die Propheten erfüllen ſollte? Und iſt nicht die Carikatur des jetzigen Judenvolks, mit ſeinen von Moſe geweißagten „unruhigen Fußſohlen, bebendem Herzen, verſchmachteten Augen“, in der Fortdauer ſeiner „Raupengeſpinſt- und todten Puppengeſtalt, dem der Schmetterling entflogen iſt“, noch immer ein Beweis und Zeichen des Lebens, das durch die Kraft ſeines Erziehers in ihm erzeugt worden war!

Aber als nun die Zeit erfüllet war, da kam Er, der Sohn, der das Leben ſelbſt war, und wandelte drei Jahre unter den Menſchen als des Menſchen Sohn, und richtete eine Schule auf, deren Zweck kein anderer war, als die Menſchen zur Erkenntniß der Wahrheit zu führen, die er dem Nikodemus in den Worten ſagte: Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben.“ Er, der Menſchenſohn, mußte, ſo wie menſchlich lernen, auch menſchlich lehren, eine

Schule ſtiften, oder vielmehr die in dem alten Bunde begonnene Anſtalt fortführen und vollenden. Auch hier wurde die Schule nicht eine Unterweiſungsanſtalt, wie z. B. die Schulen der griechiſchen Philoſophen, ſondern ein Leben, das ſich allmälig entwickelt.

Jeſus wählte ſich ſeine Jünger, nicht ſie ihn, wie er ſelbſt ſagt. Nikodemus wollte ihn wählen, aber das gelang nicht. Er erwählte ſich ſolche, die darin den Kindern glichen, daß ſie noch von keiner menſchlichen Buchſtaben-Weisheit verderbt waren. Sie waren unwiſſend, nur fehlte es ihnen nicht an den Vorurtheilen und Irrthümern ihres Volks. Folget mir nach! begleitet mich auf meinen Wanderungen! war das einige Gebot, womit er ſie zu ſich berief. Und nun lebte er mit ihnen und ſie mit ihm. Sie hörten ihn zu dem Volke und den Phariſäern reden, waren Zeugen ſeiner Thaten, Wunder und Zeichen, auch der Verfolgungen und Läſterungen ſeiner Feinde; ſie ertrugen mit ihm, wiewohl zuweilen noch ungern, Hunger, Durſt und Ungemach, und giengen aus in die Städte und Märkte und predigten das Evangelium den verlornen Schaafen des Hauſes Iſrael. So wurde ſein äußeres Leben auch das ihrige. Zwar dachten ſie wohl und hörten es ihn zu andern Zeugen ſagen, daß Er der Verheißene ſey, der da kommen ſollte. Aber völliger Glaube war dieß jetzt noch nicht in ihnen, und außerdem mit irdiſchen Vorurthei-

len verbunden. Jedoch der Herr that keinen Sprung in seiner Erziehung; er bekämpfte nicht ausdrücklich ihre Vorurtheile, die sie selbst nach seiner Auferstehung noch nicht ganz abgelegt hatten; er belehrte sie nicht systematisch von seiner Person und Würde, sondern nur gelegentlich. Als er seine Jünger gefragt hatte: Wer sagen die Menschen, daß des Menschen Sohn sey? und der eine den Elias, der andere den Jeremias und Johannes den Täufer nannte, und nun Petrus auf die Frage, was sagt denn ihr? in die Worte ausbrach: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn! — sagt Jesus, nicht Fleisch und Blut, sondern sein Vater im Himmel habe ihm solches offenbaret, und gebeut seinen Jüngern, daß sie Niemand sagen sollten, daß er Jesus der Christ sey. Warum anders dieses, als weil diese Wahrheit und der Glaube an dieselbe noch in den Jüngern kein inneres Leben geworden war. Wir sehen aber in der evangelischen Geschichte dieses innere Leben allmälig wachsen und zunehmen in den Jüngern, die Er ja selbst die Unmündigen nennt, denen der Vater solches offenbaret habe. So wie dieses Leben in ihnen wächst und zunimmt, wird auch seine Rede an sie ernster und voll höherer Offenbarungen der Zukunft und Verheißungen. Aber noch war dieses Leben in ihnen nicht zur Reife und Festigkeit gelangt; sie konnten die Verkündigung seines Leidens und Todes nicht fassen, viel-

weniger, was der Herr jedesmal hinzufügte, ſeiner Auferſtehung. Hier mußte abermals ein zwiefaches Leben durchlebt werden; erſt des Verzagens, wo ſelbſt ein Petrus ihn verleugnete und die Andern, außer Johannes, kleinmüthig entflohen; und dann des freudigen Glaubens und der Hoffnung in einem vierzigtägigen Wandel mit ihm nach der Auferſtehung. Nun konnte er ihnen ohne Gleichniß ſagen: „Mir iſt gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden!“ Nun ihnen den Auftrag geben: „Gehet hin in alle Welt, und predigt das Evangelium aller Kreatur.“ Nun, vollendet im Glauben an Ihn, waren ſie würdig, ſeine Himmelfahrt zu ſchauen und zehn Tage nachher zu ihrem innern Glaubensleben die Gabe des h. Geiſtes zu empfangen, und als ſeine Stellvertreter in alle Welt zu gehen und allen Völkern das Leben in Chriſto mitzutheilen. Sie lebten nun, doch nicht ſie, ſondern Chriſtus lebte in ihnen. —

Das Chriſtenthum in ſeiner Vollendung iſt nicht Lehre, ſondern ein Leben. Darum nennt Johannes Chriſtum ſelbſt das Leben, das erſchienen ſey, und Paulus ſagt: Chriſtus iſt mein Leben; und das Evangelium heißt eine Kraft Gottes. Wem war die Nachricht, die jenem bekümmerten Vater auf ſeinem Heimgange gebracht wurde: „dein Sohn lebet!“ ein Evangelium, eine frohe Botſchaft? doch nicht den müßigen neugierigen Zuſchauern, die ſie auch hörten,

ſondern dem bekümmerten Vater. Und warum dieſem? Deßhalb, weil ſie ihm zu Herzen gieng und ihm ein inneres Leben wurde. Jenen blieb ſie nur eine Bothſchaft für die Ohren, woran das Herz keinen Theil nahm.

Die chriſtliche Kirche ſucht, um dieſes innere Leben zu wecken, daſſelbe äußerlich darzuſtellen. Sie verkündigt in der Adventzeit die nahe Zukunft des Herrn und erfüllt die Gemüther der Gläubigen mit freudiger Hoffnung. Mit dem Advent beginnt ſelbſt das kirchliche Jahr, verſchieden von dem bürgerlichen, als ob keine Zeit wäre ohne Chriſtus. Am Weihnachtsfeſte wird Chriſtus geboren; die Kirche frohlockt mit Engeln und Hirten. Zwar kämpft gegen ihn das Satansreich, aber er behält den Sieg. Wir ſehen ihn leben in dem ſterbenden Stephanus, deſſen Feſttag dem des Herrn folgt. Nach dem Chriſtfeſte kommen die Tage der Erſcheinung; die Weiſen des Morgenlandes, Jeſus zwölf Jahr alt im Tempel, ſein erſtes Wunder zu Canaan auf der Hochzeit, die Heilung des Ausſätzigen und des Knechts des Hauptmanns zu Kapernaum, und die Stillung des Sturms und Meeres. — Dann erſcheint der Herr lehrend von ſeinem Königreiche und in der Verklärung, vorbereitend die Faſten und Paſſionszeit. Am Charfreitage neigt er ſein Haupt und verſcheidet, aber nach 3 Tagen ſieht die Chriſtenheit ihn

auferſtehen, 40 Tage mit ſeinen Jüngern auf Erden wandeln, dann auffahren gen Himmel, und zehn Tage nachher die Ausgießung des h. Geiſtes, und darnach das alles vollendende Dreieinigkeitsfeſt. Was ſind dieſe Feſte anders, als ein Leben Chriſti in ſeiner Kirche, in ſeiner Gemeine? Die Gemeine des Herrn aber iſt ein Leib, beſtehend aus vielen Gliedern. So ſoll dieſes Glaubensleben jedes einzelne Glied, wie den ganzen Leib, durchdringen, auf daß alle innigſt verbunden und eins werden mit dem Haupte, welches iſt Chriſtus.

Wer muß nicht geſtehen, daß die Kirche, als äußere Anſtalt zu dieſem Zwecke, vortrefflich organiſirt iſt? Freilich iſt ſie nicht das Leben ſelbſt und kann es auch nicht erzeugen. Aber — mögen die Arbeiter fehlen oder träge und ſchlecht ſeyn, mag ſchlechter Saamen darin ausgeſäet werden, und gar keine, oder ſolche Pflanzen darin wachſen, die ausgereutet werden müſſen, Unkraut zwiſchen den Weizen, Dornen zwiſchen den Reben; oder mag er öde und verwüſtet da liegen — ein Acker und Weinberg des Herrn iſt und bleibt doch ſeine Kirche.

Freilich iſt die ſichtbare Kirche nicht das Reich Gottes ſelbſt, das nicht mit äußern Gebehrden kommt, und von welchem man nicht ſagen kann: ſiehe es iſt hier, in dieſer Kirche, oder es iſt da, in jener Kirche! Aber ſie iſt doch immer, wie in alter Zeit,

des Herrn, des in Christo Jesu offenbarten Jehovah, Haus — nach einem andern Bilde: das Gehäuse und die Hülle des Lebens in Christo und zwar theils aus diesem Leben erzeugt, theils dieses Leben umschließend und äußerlich darstellend. Seit der Vorhang in dem alten Hause des Herrn zerriß von oben an bis unten aus, begann diese Gestaltung; Vorhang, Opfer und Versöhnungstag verschwanden. Die Kirche der neuen Zeit begann in der Gestalt des häuslichen Lebens; die ersten Christen lobeten Gott und brachen das Brod hin und her in den Häusern, waren ein Herz und eine Seele und nannten sich Brüder und Schwestern. So konnte es nicht bleiben, als die Anzahl der Christen-Familien sich vermehrte und in den Häusern nicht mehr Platz hatte. Da mußte dem Herrn ein eigenes Haus erbaut werden. Das geschah auf mancherlei Weise, je nachdem das Leben der Erbauenden zum Glauben oder Aberglauben, zur Furcht oder Kunst, zum Judenthum oder Heidenthum sich neigte. Das wollen wir nicht richten. Aber überall war doch die Kirche des Herrn und Er selbst gemeint, und wenn man die Gebäude auch den untergeordneten Heiligen weihete und sie nach ihren Namen benannte, so wollte man doch Christus als das Leben der Menschheit darstellen. So gestattete und weihete man zwar den Aposteln und Märtyrern ihre Gedenk- und Feiertage, aber nur als solchen, in welchen Christus, das Leben,

besonders sichtbar geworden, und die Feste des Herrn selbst blieben die Hauptfeste. Diese stehen da als feste himmlische Tage in der Zeit; sie bleiben und sind geblieben, möchte und mag auch die Kirche des Herrn noch so sehr ausarten oder in der Form versinken. Der Grund dieser Unvergänglichkeit liegt in nichts anderm als in ihrem Ursprunge, welchen sie nicht menschlicher Verabredung, sondern dem Geiste verdanken, der die Kirche Christi gegründet hat. Es verhält sich in geistiger Hinsicht hiemit, wie in natürlicher mit den Jahreszeiten. Sommer und Winter, Frühling und Herbst, Aussaat und Erndte machte Gott; darum bleiben sie unverrückt.

Was spricht nun diese durch den Geist des Evangeliums aus dem Herzen der Christenheit hervorgegangene, in jedem christlichen Lande bestehende Kirchen- und Festordnung anders aus, als daß das Leben eines christlichen Volkes ein christliches, ein Leben in Christo, seyn und werden, und Christus in und unter ihnen herrschen solle. Darum geht der Tag des Herrn, der Sonntag, als der Tag seiner Auferstehung und Herrschaft, allen Wochentagen vor; darum ist die Geburt des Herrn zur Jahrzahl, und die Feste zu Zeitbestimmungspunkten geworden und jeder Tag trägt den Namen eines Christen. Kalender, Friedensschlüsse und Verträge, Acten und Briefe, Geburts- und Sterbelisten sind mit dem Namen des-

ſen bezeichnet, der da kommen ſollte und gekommen iſt und kommen wird.

Iſt dieß bei der Menge zur bloßen Form geworden, was kümmerts mich. Können ſie doch die Form nicht vernichten, wie ſie es z. B. in dem franzöſiſchen Sodom verſucht haben. So mahnt doch wenigſtens die Form an das Leben, das die Form bildete, und welches wieder erſtehen kann. War doch auch das Judenthum bei dem Beginn der neuen Zeit ſo zur Form geworden, daß der ſteinerne Tempel für höher galt, als Er, dem er geweiht war. Aber doch waren Simeon und Hanna Tag und Nacht im Tempel und harreten des Troſtes Iſrael. Und, was noch mehr, aus dieſem Judenthum kam das Heil, Er der Herr und ſeine Apoſtel! Aus dem erſtorbenen Gehäuſe kam das Licht und Leben der Welt, und verklärte die alte Form zu einer neuen, alſo daß aus dem Ruhetag (Sabbath) ein Tag der Freude und des Lebens, aus dem Paſſah ein Auferſtehungsfeſt, aus den Gedenktagen der furchtbaren Geſetzgebung ein Feſt des Friedens und der Freude in dem heiligen Geiſte, aus der Zerſchneidung ein Bad der Reinigung und Wiedergeburt, und aus dem blutigen Oſterlamm und bittern Kräutern ein Mahl des Bundes und der Liebe wurde. Das Leben des neuen Bundes iſt das verklärte Leben des alten, und die nun veraltete Form war das Saamenkorn der verherrlichten neuen. Un-

ſer Oſter- und Pfingſtfeſt iſt das alte, nur in neuem Geiſte.

Mag alſo immerhin der Geiſt in die Form übergegangen zu ſeyn oder letztere vorzuherrſchen ſcheinen, wir haben auch an der Form des Chriſtenthums ein köſtliches Gut. Der Eckſtein des Gebäudes der chriſtlichen Kirche iſt und bleibet Chriſtus; Chriſtus der Grund und die Wurzel des Baumes; mag das Gebäude zu zerfallen, der Baum in ſeinen Zweigen zu verdorren ſcheinen, Chriſtus bleibet derſelbige geſtern, heute und in Ewigkeit. Hat es auch hie und da das Anſehen, als ob ſein Name in dem Volksleben nur ein leerer Laut, ein Wort ohne Leben geworden ſey; er bleibet dennoch unvertilgbar, ein Saamenkorn in dem Schooße der Kirche, welchen Beinamen dieſe auch führen mag, aufbewahrt und begraben, und wird ſchon zu ſeiner Zeit hervorbrechen und ſeine Früchte bringen.

Dazu, daß der Name des Herrn wiederum in der Kirche und in den Häuſern erſchalle, ſoll die Volksſchule, als die Pflanzſtäte der Kirche, wirken. Hier ſoll das Leben beginnen, und das Hoſianna! dem Sohne Davids erſchallen. „Denn aus dem Munde der Unmündigen haſt du dir ein Lob zugerichtet!“

Das kirchliche Leben der Schule.

Das Wort „Kirche“ begreift nothwendig die Prädikate des Aeußern und Gemeinsamen. Wenn man von einer unsichtbaren Kirche redet, und darunter die Gesammtheit der Gläubigen in allen Bekenntnissen versteht, so ist dieß ein uneigentlicher Ausdruck und eine Verwechselung des Wortes Kirche mit dem Worte Reich Gottes, dessen Genossen die Mitglieder einer jeden Kirche seyn können. Zu einer Kirche gehört eine Gesammtheit von Menschen, die sich zu einerlei Form und Regel des christlichen Glaubens verbinden, und dann auch äußerlich sich als Mitglieder dieses Vereins bekennen und erweisen. So wie nur ein Christus ist, so sollte auch freilich nur eine christliche Kirche seyn. Aber diesem menschlichen Institute ist als solchem auch Menschliches wiederfahren; es sind Kirchen entstanden, die jedoch in der Hauptsache übereinkommen, daß sie ein und dasselbe Oberhaupt, nämlich Jesum Christum anerkennen, und hierin wiederum eine christliche Kirche bilden. Doch stellen wir dieses dem Herrn der Kirche anheim, und begnügen uns damit zu bemerken, daß die christlich-protestantische Kirche keine andere Regel, Norm und Autorität des Glaubens anerkennt, als das Wort Gottes in der

heiligen Schrift. Sie ist demnach ein Verein zur Erhaltung und Beförderung der Erkenntniß des Wortes Gottes und des christlichen Glaubens unter ihren dermaligen und künftigen Mitgliedern. Dazu bedarf es des gemeinsamen Unterrichts und gemeinsamer Uebung, und hierin eben besteht das kirchliche Leben. Dazu dient die gemeinsame Feier der Sonn- und Festtage, so wie gemeinsamer Gesang und Gebet.

Dieses kirchliche Leben nun soll schon in der Schule beginnen, und daselbst vorbereitet, geweckt und gebildet werden. Das Leben der Volksschule soll hauptsächlich ein kirchliches seyn, damit es ein religiöses, ein christlich-gläubiges werde. Dazu gehört vorerst: daß alle Schulkinder sich immerdar bewußt bleiben, daß sie Christenkinder und in einer Christenschule sind. Freilich werden dadurch die Judenkinder, die an manchen Orten die Christenschulen — nachdem nämlich diese alles Christliche so viel als möglich beseitigt haben — besuchen, oder gar gesetzlich dazu verpflichtet sind, von den Christenschulen entfernt oder ausgeschlossen werden. Aber das soll und kann auch nicht anders seyn, so lange die jüdischen Eltern nicht zuvor erklären, daß sie ihren Kindern, wenn diese durch den Schulunterricht dem Christenthum zugeführt werden möchten, den Eingang in dasselbe nicht verwehren wollen. Hierüber haben sie sich nicht zu beschweren, sondern können, wie ihre Synagogen, so auch ihre

eigenen Schulen sich halten. Die Gegenwart jüdischer Kinder in einer christlichen Schule, ohne jene Bedingung, stört das Bewußtseyn, daß es eine christliche Schule sey, andere Nachtheile solcher Vermischung des hänfenen und wollenen Fadens zu geschweigen.

Um nun benanntes kirchliche Gefühl, so wollen wir es nennen, zu wecken und zu beleben, müssen auch in der Schule die benannten kirchlichen Mittel dienen, Gesang, Gebet und Festfeier. Die Schulzeit sollte nie ohne Gebet und Gesang beginnen. Dieß war auch die Regel der alten Zeit, aber es wurde leider in den meisten Schulen ein blos heidnisches Plapperwerk. Wo es besteht, sagt gewöhnlich ein Schüler oder eine Schülerinn ein auswendig gelerntes Gebet so her, daß man kaum ein Wort davon versteht; die andern falten umhergaffend oder dumm hinstarrend die Hände, und somit ist die Sache im Fleisch und in der Lüge abgethan. Besser gar nicht, als schlecht gebetet; so wird doch das Heilige nicht gemißbraucht.

Schüler sollen nicht vorbeten. Auch im Evangelio finden wir nirgends, daß die Jünger das Gebet verrichtet hätten; der Herr lehrte sie beten, und betete mit ihnen und hieß sie im Kämmerlein beten. Der Lehrer soll das Gebet sprechen. Hat er die Gabe des Gebets, so bedarf es keiner Anweisung, auch keiner Formel; er wird schon das Rechte treffen. In-

deß ſchadet auch die Formel nicht, und ſie kann, wie die kirchliche, in manchem Betracht nützlich und ſelbſt nothwendig ſeyn. Wir würden demnach einer chriſtlichen Schul-Agende bedürfen. Einfach, kindlich, evangeliſch müßte ſie ſeyn, nach dem Vorbilde der Gebete des Herrn. Das Vaterunſer ſelbſt aber muß das Hauptgebet der Schule, wie der Chriſtenheit, bleiben. Wenn die Kinder es noch nicht aus dem Munde der Eltern gelernt haben, ſollen ſie es aus dem Munde des Lehrers empfangen, und von dieſem, auf jeden Fall, mit Andacht beten lernen. Darum ſoll es nicht als Anhang eines andern Gebets, ſondern für ſich allein, und auch nicht zu oft gebetet werden. Ich möchte dazu den Anfang einer jeden Schulwoche und das Ende derſelben, am Sonnabend, beſtimmen, weil beide Tage dem Sonntage zunächſt folgen oder vorgehen. Man wird wohl nicht einwenden, daß die Kinder das Gebet noch nicht verſtehen. Die Jünger mochten es auch wohl noch nicht ganz verſtehn, als der Herr es ſie lehrte, und wir Alten werden es auch nicht auslernen, ſondern wie unſer Kirchenvater Luther von ſich geſteht, unſer Lebenlang daran zu lernen haben. Das Kind kann es kindlich verſtehen, und daran hat es genug. Das Gebet iſt ſo einfach, hell und tief, daß jeder das Seinige darin findet. Nur werde es mit kindlichem Herzen, langſam und demüthig, mit den Kindern gebetet. Es

wird schon Frucht bringen, und die Kinder werden es mit sich in das Haus und Leben nehmen. Die andern Wochengebete wird die Schul-Agende enthalten. Es ist nicht nöthig, daß jeder Wochentag sein besonderes Gebet habe, sondern es können wenige hinreichen. Ein Gebet, wenn es ist, was es seyn soll, verliert durch tägliche Wiederholung keinesweges seine Kraft; vielmehr dringen oftmals die bekannten Worte desselben desto tiefer in das Herz; leere Ceremonien verlieren nur durch öftere Wiederholung und werden alltäglich. Nicht so die Rede mit Gott und Gottes Wort. Dem Lehrer selbst bleibe es unbenommen, in diesen Gebeten (das Gebet des Herrn ausgenommen) nach dem Bedürfniß der Schule zu ändern und hinzuzusetzen. Auch müssen diese Gebete das ganze Jahr hindurch nicht dieselben bleiben, sondern den Festzeiten, in welchen sie gebetet werden, ihrem Inhalt nach anpassen, und daran erinnern, so daß z. B. das Gebet in der Adventzeit sich von dem der Passionszeit unterscheide. Eben so wie die Schule mit Gebet beginnt, so soll sie auch damit schließen. Jedoch sey das Schlußgebet, in der Regel, wenn z. B. nicht Vorabend eines hohen Festes ist, kürzer als das Anfangsgebet. Auch das Gebet der Nachmittagsschule sey kürzer als das der Morgenschule.

An das Gebet schließe sich der Gesang der ganzen Schule. Dieser sey immer entweder Gebet- oder

Dank- und Loblied, und zwar Choral. Dieser Gesang werde aber durchaus nicht als Gesangübung betrachtet, und unisono gesungen. Die Gesangübungen, als Unterricht im Singen, gehören in die Lehrstunden, wovon hier noch nicht die Rede ist; diese aber sollen als Mittel zu dem feierlichen Schulgesange betrachtet werden, der als Opfer der Andacht gemeinsam dem Herrn dargebracht wird. Diese fromme Empfindung muß in der sanften Haltung und dem demüthigen und ruhigen Gange der Melodie sich ausdrücken. Auch müssen solche Melodieen gewählt werden, die sowohl durch Einfalt und Leichtigkeit, als durch Angemessenheit sich auszeichnen. Die Nähe der Festzeiten fordert besonders Festmelodieen, die gewöhnlich auch leicht und in dem Munde des Volkes sind.

Aber ich halte auch dafür, daß zur Beförderung dieses kirchlichen Schullebens auch besondere Feierlichkeiten in der Schule veranstaltet werden, geschehe dieses nun entweder vor dem eigentlichen kirchlichen Festtage, als am Vorabend des heiligen Tages, oder an, oder nach demselben. Hiezu möchten nicht blos die christlichen Hauptfeste, sondern auch solche sich eignen, die in der evangelischen Kirche nicht mehr pflegen gefeiert zu werden, als z. B. die Apostelntage, das Fest Johannis des Täufers, der Michaelistag u. a.

Zu diesen Schulfesten würden außerordentliche Stunden genommen, auch müßte solche Feier des

Maaß einer Stunde nicht überschreiten. Die Schule würde auf eine einfache Weise von den Kindern geschmückt, und diese erschienen in mehr als alltäglicher Kleidung. Gebet, Gesang und ein auf das Fest beziehender einfach kindlicher Vortrag des Lehrers würden die Bestandtheile dieser Feier ausmachen. Jedoch möchte ich hier mehr und lebhaftern Wechsel wünschen, und hiezu scheinen mir die Liturgieen, wie sie in den Betstunden der Brüdergemeine statt finden, vorzüglich geeignet, und leicht in den Schulen einzuführen. Der Liturg spricht nämlich das Gebet, aber die Gemeine fällt dann und wann gemeinsam redend, oder auch singend ein. Folgendes mag zum Beispiel dienen:

Liturgie für das Weihnachtsfest.

Der Lehrer: Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen! — Siehe ich verkündige euch große Freude, die allem Volke geworden ist: Denn heute ist euch der Heiland geboren, Christus der Herr!

Schule: (Gesang) Gelobet seyst du Jesus Christ,
Daß du Mensch geboren bist!
Dir ist der Erdkreis unterthan,
Dich beten Erd' und Himmel an.
Halleluja.

Lehrer: Auch wir kommen dich anzubeten mit Freude und Danksagung, und deine Liebe zu preisen, hochgelobter Herr und Heiland. O lehre uns deine Herrlichkeit erkennen und empfinden, deine Herrlichkeit voller Gnade und Wahrheit.

Schule (sprechend): Herr Jesu erhöre uns! Herr Jesu, erleuchte uns.

Lehrer: Finsterniß bedeckte das Erdreich und Dunkel die Völker. — Die Nacht ist vergangen, der Tag ist herbeigekommen. Preis und Dank dir, du hast auch uns berufen von der Finsterniß zu deinem wunderbaren Licht, und in deinem Lichte sehen wir das Licht.

Schule (Gesang): O frohes Evangelium,
Wir sind dein Volk und Eigenthum!
Die Nacht ist hin, der Tag ist da.
Wir singen dir Hallelujah.

Lehrer: Uns zu erlösen von der Sünde und dem Tode, — uns zu heiligen in der Wahrheit — uns zu deinem Vater und unserm Vater zu führen, — uns Friede und Freude, und Licht und Leben zu geben, kamest du vom Himmel zur Erde herab.

Schule (sprechend): Erbarme dich unser Herr Jesu!

Lehrer: Du wurdest arm um unsertwillen, auf daß wir durch deine Armuth reich würden! Du nahmest unsere arme Knechtsgestalt an, auf daß wir Kinder werden möchten.

Schule (sprechend): Herr, erbarme dich über uns und gieb uns deinen Frieden.

Lehrer: Eine Krippe war dein erstes Lager. Du kamest nicht, dir dienen zu laſſen, ſondern zu dienen, und dein Leben zu geben zur Erlöſung. Was iſt der Menſch, daß du ſeiner gedenkeſt, und des Menſchenkind, daß du dich ſeiner ſo annimmſt!

Schule (Geſang): Ach könnten wir es doch vergelten,
Was du, o Herr, an uns gethan.

Lehrer: Engel Gottes verkündeten deine heilige Geburt und himmliſche Heerſchaaren ſangen dir Loblieder, die Hirten Bethlehems kamen und ſahen dich, beteten dich an, und breiteten das Wort aus, das ihnen geſagt war. — O du treuer Herr und Heiland, gieb auch uns deinen heiligen Geiſt, und leite und regiere uns, daß wir immerdar dich preiſen, deinen heiligen Namen verkündigen, alles ungöttliche Weſen und die weltlichen Lüſte verläugnen, und nach deinem Vorbilde vor dir wandeln mögen.

Schule (Geſang): Hoſianna! zeuch denn bei uns ein,
Rath, Held und Kraft und Fürſt der Ehren!
Komm, unſre Herzen zu verklären
Mit deines Lichtes hellem Schein!
Herr, komm und bleib uns immer nah,
Ja, Amen, komm! Halleluja! ꝛc.

Diese Liturgieen für die verschiedenen Feiertage gehören in das Schulgesangbuch. Freilich müßten solche anfangs eingelernt werden; aber ist einmal der Anfang gemacht und sind sie in den Schulen eingeführt, so pflanzt sich die Sache von selbst fort, sie wird dem Einen von dem Andern, eingelernt und eingelebt. Das gemeinsame Sprechen lernt sich leicht schon in den Elementarlesestunden, und lautet, wenn es mit rechter Stimme und in gehörigem Ton geschieht, sehr gut. Die Zwischengesänge müssen immer kurz und einfach seyn. Den Schluß solcher gottesdienstlichen Schulfeier machte wieder das Gebet des Lehrers und ein Liedervers von der Schule gesungen, oder statt des letztern ein bloßes Amen! oder Halleluja, Amen! — oder auch das Gebet des Herrn von dem Lehrer, nach einer Melodie, wie die von Luther in Natorps Melodieen-Buch für den Gemeindegesang, gesungen, worauf dann die Schule mit der Doxologie: „Denn dein ist das Reich" ꝛc. oder mit dem „Amen" beschlösse. — Letzteres könnte auch der Lehrer dann und wann am Schluß der Schulwoche, besonders wenn ein ausgezeichneter Sonntag folgte, nach Gutbefinden anordnen. Ueberhaupt muß und soll zwar ein festes Gesetz in der Schule walten, jedoch nicht also, daß das Gesetz zum Buchstaben werde und das Leben beherrsche, sondern umgekehrt, daß

das Geſetz ein Leben werde und in Wort und Geſang ſich offenbare.

Zur Förderung und Begründung dieſes chriſtlich-kirchlichen Schullebens ſollen ferner auch die heiligen Zeiten und Feſttage benutzt werden. Das Chriſtenthum iſt, ſo wie überhaupt die Offenbarungen Gottes im alten und neuen Teſtament, geſchichtlich; es beſteht in Ausführung göttlicher Rathſchlüſſe durch göttliche Thaten und Anſtalten zum Heil der Welt. Die göttlichen Thaten, als die Geburt und Menſchwerdung Jeſu Chriſti und ſeine ganze Geſchichte, ſind einmal in der Zeit geſchehen, und können nie wieder geſchehen; aber es ſind göttliche Thatſachen, die, obwohl über Raum und Zeit erhaben, im Raum und in der Zeit geſchehen, fortdauern und als jetzt geſchehend im Glauben angeſehen und angenommen werden müſſen. So laſſen ſich auch hierauf die apoſtoliſchen Worte anwenden: Jeſus Chriſtus geſtern und heute und derſelbige in Ewigkeit.

Die chriſtliche Kirche nun hat den Zweck, dieſe göttlichen Thatſachen, die in der Zeit geſchahen, zur Verherrlichung der Zeit, als immerdar geſchehend darzuſtellen, oder vielmehr gleichſam von neuem geſchehen zu laſſen. Dazu dienen alle Feſte und heilige Zeiten. Sie ſind nicht blos Gedenktage zur Erinnerung an hiſtoriſche Begebenheiten, die in der Vorzeit geſchahen, wie z. B. das Reformationsfeſt ſeyn würde, wenn

man die geſchichtliche Thatſache derſelben, und nicht vielmehr, wie es ſeyn ſoll, den dadurch von Gott herbeigeführten jetzigen Zuſtand evangeliſcher Erleuchtung zum Gegenſtande des Feſtes und die Erweckung chriſtlicher Dankbarkeit zum Zweck deſſelben machen wollte —; ſondern ſie ſind eine Wiederkehr jener Begebenheiten, ein Leben in dieſen göttlichen und ewigen Ereigniſſen, die darum in der Zeit geſchahen, auf daß die Zeit und die Menſchheit durch dieſelbe verſöhnt, verklärt und verherrlicht werde. Nicht das Wiſſen, ſondern der Glaube feiert dieſe Feſte und heilige Zeiten. So feiert die chriſtliche Kirche die Adventzeit gleichſam als Tage der Sehnſucht und Erwartung deſſen, der da kommen ſoll. Sie ſingt: „Wie ſoll ich dich empfangen, und wie begegn' ich dir.“ Am Chriſtfeſte ſingt ſie: „Ein Kindelein ſo löbelich iſt uns geboren heute.“ Heute ſtimmt ſie in die Jubellieder der himmliſchen Heerſchaar, heute geht ſie mit den Hirten zur Krippe, das Kindlein zu beſchauen. In der Paſſionszeit und Leidenswoche begleitet ſie den Herrn nach Gethſemane, vor den Richtſtuhl und gen Golgatha und zu ſeinem Felſengrabe. Sie ſingt: „O Lamm Gottes unſchuldig“ — jedoch ſo, daß die himmliſche Vollendung und Verklärung überall in das Zeitliche hereinleuchtet. Denn der Glaube iſts, der da feiert, und er ſieht mit himmliſchem Blick auf das Zeitliche. So weiß er bei dem Begräbniß des Herrn,

daß ja die Bande des Todes den Fürſten des Lebens nicht halten mögen. An dem Oſterfeſte verkündet die Chriſtengemeine triumphirend die Auferſtehung des Herrn und ruft frohlockend ſich zu: Der Herr iſt auferſtanden! der Herr iſt wahrhaftig auferſtanden! Und ſo geht es durch alle Feſte. —

In welchem Lichte und Leben würde die Chriſtenheit an dieſen Feſttagen erſcheinen, wenn ſie eine wahre Chriſtenheit wäre! Von welcher ſtillen, tiefen und demüthigen Freude müßte z. B. eine Chriſtengemeine ſich durchdrungen und ergriffen fühlen am Weihnachtsfeſt, bei der frohen Bothſchaft von der Gnade unſers Herrn Jeſu Chriſti, daß, obwohl er reich iſt, ward er doch arm um unſertwillen, daß wir durch ſeine Armuth reich würden. — Ja, welche Armuth und welcher Reichthum in dieſer Geburt und Menſchwerdung des Sohnes Gottes! — in der Erſcheinung der heilſamen Gnade Gottes in dem Ebenbilde ſeines Weſens! Welches Geheimniß unermeßlicher Liebe, das ſelbſt die Engel gelüſtete zu ſchauen und welches nun jedem Chriſten offenbaret iſt! Denn eben dieſes große gottſelige Geheimniß von der Offenbarung Gottes im Fleiſch iſt ja die Grundfeſte des Chriſtenglaubens und der Chriſtenhoffnung; und die Weihnachtstage ſind der Feier dieſer großen göttlichen Thatſache gewidmet. Sie geſchieht gleichſam von neuem vor den Augen der Chriſten, und himmliſche Boten ver-

künden die groſſe Freude, die allem Volke wiederfahren iſt, während Er, der zur Rechten der Majeſtät Gottes ſitzet, in einem Stall an der Bruſt ſeiner Mutter, oder auf einem Heubündel in der Krippe ruht. —

Wer kann die Höhe und Tiefe, die Breite und Länge dieſer über alle Erkenntniß erhabenen Gottesliebe, zur Verherrlichung des Menſchen, ermeſſen und ausreden! Welch' ein Feſt müßte es für die Chriſtenwelt ſeyn, wenn ſie es recht erkennete und bedächte, welche Gnade und Ehre ihr zu Theil geworden! Aber wie geht es damit? Bei den Mehrſten, auch wenn ſie zahlreich in ihren Feierkleidern ſich zur Feſtfeier verſammeln, iſts doch nur ein Kalendertag, der ihnen innerlich, wie äußerlich, kalt oder neblig vorübergeht, ohne eine Spur zurück zu laſſen. Ein Kalendertag, der blos einen Zeitabſchnitt ihres äußern Lebens bezeichnet, und indem er laut und öffentlich zeuget, daß Chriſtus, der Menſchgeborene Gottesſohn, das Licht und Leben der Welt iſt und bleiben wird, ſie ſelbſt, die in ſeinem Namen ſich verſammeln und nach Ihm ſich nennen, Lügen ſtraft. Manche wiſſen gar nicht einmal, was gefeiert wird; ſie folgen dumm und gedankenlos der Menge erſt in die Kirche und dann in die Herbergen, auf die Bierbänke oder Tanzböden. Andern, die ſich klüger dünken, iſt es ein Mährlein und die Redner des Tages helfen weidlich dazu, ſie in dieſem Sinne zu beſtärken. Dieſe ſtellen das ho-

he Ereigniß ſelbſt in den Hintergrund, als wär' es eine äſopiſche Fabel, und knüpfen daran ihre Moralien: daraus kann man lernen! Sie bedenken nicht, daß ſie damit Ihm, der geſagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, und Niemand kommt zum Vater ohne mich" — wenn ſie ihn auch als das Vorbild aller Tugend anpreiſen, die erſte aller Tugenden, die Wahrhaftigkeit abſprechen und Ihn, den Mund der Wahrheit — Lügen ſtrafen! Sie wiſſen nicht, was ſie thun. Aber ſo iſt es; Lügen vorne und hinten und überall Lüge und Widerſpruch, nachdem man die Grundwahrheit aufgegeben hat! Wie kann da Wärme, lebendige Theilnahme, Friede und Freude ſeyn, wo keine Harmonie, wo lauter Widerſpruch, oder ſcheue Verſteckheit und Verſtellung waltet! Wie können unſere hohen herrlichen Feſttage noch Feſttage bleiben! Aber ſie ſind und bleiben es auch nicht durch die Menſchen und ihre Zahl, ſondern durch die Kraft der Wahrheit, die in ihnen iſt und in deren Thoren ſich auch die Lüge und Gleisnerei, und der flache Unglaube bücken müſſen. —

Soll nun dieſem lügenhaften Zwieſpalt in der Chriſtenheit abgeholfen und ein neues Feſtleben in dem Volke geweckt werden, ſo muß das Tageslicht, wie in der Natur, von unten aufgehen; in der Kindheit, in den Schulen. Die Jugend hat ſchon von Natur den rechten, freudigen Sinn für Feſtlichkeiten

und hohe Zeiten. Die kirchlichen Verſammlungen haben für Kinder, weil ſie den Zweck derſelben nur dunkel ahnen, und durch den Contraſt mit dem alltäglichen Leben, etwas Anzügliches; vor allen die hohen Feſte, die durch Geläut, Thurmgeſang, Lichterkirche, und feſtlichere Kleider beſonders ausgezeichnet werden. Die wehmüthigen und freudigen Empfindungen, welche in uns Erwachſenen, z. B. durch das Einläuten heiliger Tage, noch immer geweckt werden, ſind Nachklänge aus unſerer Kindheit, und Zeugen unſerer damaligen Feſtfreude.

Dieſen einfachen Kindesſinn ſoll die Schule in Anſpruch nehmen, ihn leiten und befeſtigen. Vorerſt müßten die drei chriſtlichen Hauptfeſte auch als die drei hohen leuchtenden Zeitpunkte des Schuljahrs gelten und feſtſtehen. Mag das Schuljahr in ſeinen zwei Hälften getheilt bleiben, gleichſam nach irdiſchem Zeitmaaß, zum Lernen und Wiſſen; aber über demſelben wölbe ſich, wie ein himmliſches Firmament, die Feſtzeit mit ihrem dreifachen Hauptgeſtirn. Die Kinder ſollen erkennen und fühlen lernen, daß wir, mit dem Apoſtel zu reden, ſammt Chriſto verſetzt ſind in ein himmliſches Weſen.

Dieſes iſt der Zweck des kirchlichen Lebens der Volksſchule, und damit könnten und ſollten auch diejenigen Lehrſtunden, die nicht ein bloßes Arbeiten ſind, in Verbindung geſetzt werden. Dahin rechne ich

besonders das Bibellesen und den Unterricht in der heiligen Geschichte. Ersteres darf nicht als bloße mechanische Leseübung betrachtet werden, obwohl allerdings darauf zu achten ist, daß die h. Schrift gut, ohne Anstoß, fertig und mit gehörigem Ausdruck gelesen werde, wodurch solches natürlicher Weise auch eine Leseübung wird. Aber dieß ist nicht des Lebens Zweck und darf auch nicht als solcher erscheinen; sondern die h. Schrift selbst, als das Buch Gottes und die Erkenntniß derselben ist des Lesens Zweck, und daher Andacht das erste Erforderniß. Dieses wird um desto sicherer erreicht werden, wenn das Lesen selbst, dem kirchlichen Schulzweck untergeordnet, nach einer zweckmäßigen Auswahl geschieht.

Die Schule habe also ihre Lese-Perikopen, ihre biblischen Abschnitte, wie die Kirche. Diese Perikopen müssen in Beziehung auf die Hauptfeste, welche den Schluß einer Schulperiode ausmachen, gewählt und bestimmt werden. Ich nehme Herbstbeginn zum Anfangspunkt des Schuljahrs. Die Schule geht also der Advent- und Christzeit entgegen. So sey sie auch vorbereitend auf jene Zeit! sie lebe in der Zeit der Verheißung und des Gesetzes! Mit andern Worten: die Schüler sollen in dieser Periode die vorbereitenden Veranstaltungen Gottes zum Heil der Menschheit durch Jesum Christum und die Erwartungen der Frommen in Israel kennen lernen, und

in der h. Schrift des alten Bundes lesen. Dieser Zweck muß die Auswahl der benannten Leseperikopen leiten und begründen.

Um dieses sicher zu erreichen und zugleich alle unzweckmäßige Unterbrechung des Lesens selbst zu vermeiden, muß der höchstwichtige Unterricht in der biblischen Geschichte mit jenem Lesen in Verbindung gesetzt werden und beide gleichsam Hand in Hand fortschreiten. Zu dem Ende muß die h. Geschichte in großen Umrissen dargestellt und mitgetheilt werden. Diese sind etwa folgende: I. Der Abfall der ersten Menschenfamilie zum Unglauben und Ungehorsam, dabei die noch dunkle Verheißung von dem Menschensohn und dereinstigen Heiland der Welt. Ueberhandnahme des Unglaubens der ersten Welt und ihr Untergang. II. Noah bis Abraham. Wiederholte Verheißung. Entfernung von Gott durch Aberglauben und Abgötterei. III. Abraham bis Mose. Jener empfängt die Verheißung für seine Nachkommenschaft. Israel wird ersehen, das Wort Gottes und seine Anbetung im Geist und in der Wahrheit dem ganzen Menschengeschlecht zu erhalten und zu bewahren. Deutlichere Verheißung. IV. Moses bis David. Israel ein Volk, Israel ein Reich. Das Gesetz, als Zwischenanstalt zwischen Verheißung und Erfüllung, auf daß die Sünde sündiger und das Bedürfniß nach Gnade und Erlösung stärker werde.

Verheißung an und durch Moſes und in den Opfern und Gottesdienſt. V. David bis zur babyloniſchen Gefangenſchaft. Tempelbau, lautere helle Stimmen der Verheißung in den Pſalmen und Weißagungen der Propheten. Unglaube des Volks, Zerſtörung des Tempels und Auflöſung des Reichs. VI. Rückkehr des Volks bis Herodes. Sehnſucht nach Erfüllung der Verheißung. —

Dieſe ſechs hiſtoriſchen Abſchnitte, wovon die beiden erſten und der letzte wenig Zeit erfordern, können recht gut nach ihren Hauptmomenten in dem benannten Vierteljahre vorgetragen und erlernt werden, beſonders wenn den Kindern durch ein zweckmäßiges Büchlein dabei zu Hülfe gekommen wird, das ihnen zum Leitfaden dient. Die Hauptſache hiebei iſt, daß ſie den Weg Gottes zum Heil der Menſchen, den goldenen Faden des Bundesbuchs, recht lebendig erkennen und Jeſum Chriſtum auch im alten Teſtamente ſehen, ohne welchen es ein verſchloſſenes Buch bleibt. Dieß geſchieht abermals nicht durch das Viel, ſondern durch das rechte Wenig. Dann werden ſie auch Aufmerkſamkeit und Andacht zum Leſen der Schrift mitbringen, welches viel heilſamer iſt, als die ſogenannte Luſt, die nur Neugierde und Ohrenkitzel zum Zweck hat, und welche die Meiſter nur zu oft durch fade Verzuckerungen und Verwäſſerungen hervorzubringen ſuchen. Weder die h. Schrift noch deren Geſchichte

darf jemals als ein Gegenstand des Wissens, sondern des Erkennens behandelt werden.

Wenn auf solche Weise das Bibellesen und die Bibelgeschichte in Verbindung gesetzt sind, so kommen auf ersteres, wenn täglich eine Stunde darauf verwendet wird, in dem Vierteljahre 72 Stunden. Diese reichen hin, um das ganze alte Testament zu absolviren d. h. die Kinder, so fern sie es bedürfen und zu fassen vermögen, in die h. Schrift einzuführen und mit ihrem Zweck und Inhalt bekannt zu machen. Die ganze alte Zeit bis auf Christum ist Adventzeit, Erwartung dessen, der da kommen sollte; folglich gehört das Durchleben dieser Zeit in die kirchliche Schul-Adventzeit, die um Michaelis beginnt. In die eigentliche Adventzeit der Kirche kurz vor dem Christfeste werden nun die Propheten des alten Testaments fallen, und sich den Propheten des neuen Testaments, Johannes, Simeon, Hanna ꝛc. anschließen. So tritt denn das h. Christfest, die Erfüllung des Gesetzes und der Propheten, hellleuchtend aus der Dämmerung hervor. Die Schule harrt dem Tage, den der Herr gemacht hat, freudig entgegen; Gebet und Gesang deuten immer merklicher darauf hin, und werden allmälig gleichsam die Lerchenlieder, die die Annäherung des himmlischen Frühlings verkünden.

Mit dem Christfest ist nun die Schule in die neue Zeit und das Neue Testament getreten, und somit

wird Christus ihr Leben. Christus, der Menschen- und Gottes-Sohn, in dem Zustand seiner Selbsterniedrigung bis zu seiner Erhöhung durch die Auferstehung, ist der Inhalt und das Hauptziel dieser Zeitperiode bis zum Osterfeste. Die biblische Geschichte hat hier wiederum ihre bestimmten Abschnitte, z. B. I. Geburt und Kindheit. II. Taufe, Lehramt, Apostelwahl. III. Leben und Thaten. IV. Leiden, Sterben bis zur Auferstehung. Hiemit beschäftigt sich der Unterricht, der den Hauptzweck hat, Jesum Christum in seinem Wesen und Wandel, Glauben und Gehorsam, den Kindern lebendig vor Augen zu stellen, und sie selbst in jene Zeit und die Umgebung des Herrn zu versetzen. Hiebei hat sich der Lehrer alles Moralisirens und sogenannter Nutzanwendungen zu enthalten, die nur zerstreuen, und leicht die Hauptsache zur Nebensache machen. Die Hauptsache ist, daß die Schule das Geschehene, die Thatsache selbst, deutlich erkenne und wisse; und darauf ziele der Unterricht durch Fragen und Belehrung. Fällt dann dem Lehrer irgend ein biblischer Kernspruch ein, der das Erkannte gleichsam krönt und tiefer in das Herz prägt, so geb' er solchen, als auch ein Gottes- nicht Menschenwort.

An diesen Unterricht schließe, oder damit vereine sich abermals das Bibellesen. Da die Evangelisten selbst einen verschiedenen Plan und Zweck bei ihren geschichtlichen Darstellungen befolgt haben, so bin ich

auch hier der Meinung, daß ſie nicht nach der Reihe, ſondern ebenfalls Perikopenweiſe geleſen werden. Was hiſtoriſch iſt in den Evangelien, gehört ohne Ausnahme für die Schule, nicht aber alle Reden des Herrn, vornehmlich mehrere derſelben im Johannes. Dieſe, z. B. das hoheprieſterliche Gebet u. a., mögen dem höheren chriſtlichen Unterrichte vorbehalten werden. Es iſt genug, daß ihnen geſagt werde, wie der Herr kurz vor ſeinen Todesleiden ein beſonders feierliches Gebet geſprochen habe u. ſ. w. — Bei der Leidensgeſchichte hat der Lehrer ſich aller Empfindelei zu enthalten, und nur auf den ſtillen und erhabenen Gang des Herrn auf ſeinem Glaubens- und Prüfungswege hinzudeuten. Auch fehle nie der Hinblick auf die Erhöhung und den Sieg des duldenden Gotteslamms. Der Paſſionsgeſang trete beſonders hier ein als beſänftigende Himmelsſprache, wie ja auch in alten Paſſionsliedern dem ſterbenden Todesüberwinder das Halleluja erſchallt.

In Hinſicht der dem Oſterfeſte folgenden ſieben Wochen bis zum Pfingſtfeſte, bedarf es weniger Worte. In dieſe Zeit fallen die vierzig Tage des Wandels des Erſtandenen auf der Erde, den Seinigen zum Zeichen, daß ſie ſchon hienieden, in dem irdiſchen Leibe und ungeachtet deſſelben und ſeiner Wundenmaale, die himmliſche Bürgerſchaft (phil. 3, 20.) haben. Die Natur ſcheint ſeine Auferſtehung zu

feiern. Sie, seine Verheißungen, sein Himmelreich und die Gleichnisse, die davon reden, seine Himmelfahrt und die neue Apostelwahl geben den Stoff zum Unterricht und Bibellesen, und die Schule erschallt von Freudengesängen und Jubelliedern.

Nach dem Pfingstfeste kommt die Trinitatiszeit, die Arbeit der Apostel und ihrer Jünger und Nachfolger, zur Begründung und Verbreitung des Reichs Gottes. Hier geben die Apostelgeschichte, die Briefe der Apostel, ferner eine kurze einfache Geschichte der christlichen Kirche oder vielmehr des Reichs Gottes auf Erden, den Stoff zum Unterricht und zum Bibellesen.

Das Reformationsfest der evangelischen Kirche ist nach meinem Bedünken ein blos kirchliches Gedächtnißfest der erwachsenen Christen, welches nicht in die Schule gehört. Es bleibe dem Prediger vorbehalten, die Katechumenen darüber zu verständigen, und ihnen den Grund jenes großen kirchlichen Ereignisses und der Trennung der christlichen Kirche aus Gottes Wort klar und einfach darzulegen. Er wird Luther und die andern Reformatoren, wie oftmals geschieht, obwohl diese solches auf das Dringendste abgewehrt haben, nicht vergöttern, noch den Aposteln an die Seite setzen, noch auch den Kampf mit der römischen Hierarchie als ebenso, wie damals, fortdauernd darstellen; wohl aber den Glaubensmuth jener Männer Gottes

und den heiligen, auf Gottes Wort gegründeten, Zweck ihres Wirkens und Strebens in dem gehörigen Lichte zeigen. Sind die Kinder hievon gründlich belehrt, so ist sowohl aller unchristlichen Verdammungssucht, als jeder Versuchung zum treulosen oder verblendeten Uebertritt der Weg verschlossen. — Hiemit glaube ich, die Hauptsache, nämlich die Begründung und Belebung eines evangelisch-kirchlichen Sinnes in der Volksschule, hinlänglich angedeutet zu haben.

Vaterländische Schulfeste.

Von diesen noch einiges zu reden ist hier vielleicht der schicklichste Ort. Vor 8 und 9 Jahren würde ich ihnen aus vollem Munde das Wort geredet haben. Da erschollen selbst die Kirchen und Kanzeln von des teutschen Volkes errungenem Adel und Wiedergeburt, und es deuchte die träumende Menge, sogleich hinter dem rothen Meer, wodurch die starke Hand Gottes sie geführet, des gelobten Landes, wo Milch und Honig fleußt, Thore zu sehn, die man nur mit eigener Hand zu öffnen brauche. Immer wieder der alte verkehrte Weg! Als Pharao mit seinem Heer in den Wellen lag, glaubte Israel der Hand, die ihn ver-

ſtockt und geſchlagen hatte, nicht mehr zu bedürfen, ſondern durch und auf eigene Hand ſich ſein Heil, wie ſein goldenes Kalb, bauen zu können. Dazu bedurfte es nur, wähnte man, des immer regen Bewußtſeyns eigener Kraft, und hiezu blos der Erinnerung an die vollbrachten Großthaten. So, glaubte man, ſey alles gemacht. Teutſches Volk und Volk Gottes ſollte gleichbedeutend ſeyn, nur vergaß man dabei, daß dieſes neue Iſrael von der Schmach und Krankheit des Dienſthauſes, aus welchem es eben geführt worden, vom Scheitel bis zur Fußſohle angeſteckt ſey, und daß ſein Jubelgeſchrei eigentlich den Fleiſchtöpfen Aegyptenlandes, in neuer Geſtalt, gelte.

Freilich wohl war es eine denkwürdige Zeit, aber nicht um deßwillen, was Teutſchland, ſondern was der Herr durch und an Teutſchland gethan, um das franzöſiſche Heidenthum aus demſelben zu vertilgen. Wie des alten Iſraels, ſo iſt auch von Alters her des teutſchen Volkes Seuche und Verderben die Ausländerei geweſen. Kein Volk aber hat ſolchen Einfluß auf daſſelbe gewonnen, als das flachſte und leichtfertigſte von Allen. Deſſen Sprache ohne Tonlaut und Rhythmus, wußte ſich eben dadurch, daß ſie ohne Tonfall durch die Naſe ihren Weg nimmt, zur Welt-Staats- und Hofſprache empor zu ſchmeicheln, und in unſere Mutterſprache einzudrängen. Es war eine Zeit, wo man asbodiſch redete und die fremde cyni-

sche Mundart vergötterte; aber es kam eine noch schlimmere, wo man asiatisch empfand und dachte. Hätte der Herr nicht diese Ausländer erst in den nordischen Gefilden und dann auf teutschem Boden „gerauft und geschlagen", so würden sie unsere Sitte und Sprache zertreten haben. Verräther und Helfershelfer würden sie hiezu aller Orten gefunden haben, wie ja selbst Marat und Robespierre ihre teutschen Lobredner fanden. Der Herr sey gelobet, der uns gedemüthigt, darnach aber auch wieder gnädig angesehen und aus Menschenhänden errettet hat!

Daß zum Andenken dieser Erlösung anfangs Freudenfeuer auf den Höhen flammten, und vor allen die Jugend sich hiebei thätig erwies, war natürlich; aber auch eben so natürlich, daß diese Feuer allmälig erloschen, und man dabei des Holzbedarfs gedachte. Gern sieht man noch hie und da einige Flammen, und kann mit dankbarem und gerührtem Herzen hinblicken, ohne indeß Lust zu bekommen, einen Scheit hinzuzutragen. Es ist ja auch eigentlich nicht die Leipziger Schlacht, die unser Vaterland gerettet hat, sondern ein Höheres, ein Etwas, dessen Nähe auch die gekrönten Heerführer auf dem blutbenetzten Wahlplatz knieend empfanden. —

Mögen denn Krieger Schlachten feiern, als solche; für Kirche und Schule können und sollen sie keine stehende Festtage werden. Selbst Israel feierte nicht

den Untergang Pharaos und seines Heers, wohl aber den Vorübergang des Verderbers, der die Erstgeburt schlug, und nur der Gnade des Herrn, der sie aus der Knechtschaft befreiet, sollten sie dankbar gedenken, um Ihm Herz und Leben zu weihen. So soll und möge auch unter uns jene Erlösung der neuern Zeit niemals vergessen, aber zugleich aus einem höheren Gesichtspunkt, als ein Werk des Herrn und Anfang einer neuen Christenzeit angesehen werden. Dabei möge denn auch der Beispiele von Vaterlandsliebe, Muth und Aufopferungen, wovon jene Zeit reich war, gedacht werden, jedoch so, daß man der Menschenhand, als dem Werkzeuge, nicht zuviel beilege und Alles auf das Eine, was noth ist, zurückführe.

Hiezu wird man hinlänglich Veranlassung finden, ohne daß ein besonderes kirchliches oder Schul-Fest daraus werde. Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß es ungeziemend und nicht gut sey, stehende vaterländische Feste neben den christlichen anzuordnen. Es ist Vermengung des Ungleichartigen. Die christlichen Feste feiern Ereignisse und Offenbarungen aus der höhern Welt, die in der Zeit geschehen und wodurch die Zeit verherrlicht wurde, die vaterländischen hingegen beziehen sich auf blos zeitliche und irdische Begebenheiten, und suchen solche gleichsam zu himmlischen Ereignissen zu steigern, und das Stückwerk vollkommen zu machen. Aber indem sie irdische und welt-

liche Begebenheiten himmlischen Offenbarungen und Thatsachen durch gleiche oder ähnliche Feier an die Seite setzen, ziehen sie letztere zu jenen erstern herab und verrücken dadurch den Gesichtspunkt und einfachen Glauben des feiernden christlichen Volks. Dieses kann dadurch leicht veranlaßt werden, den Maaßstab des Verstandes und der Erfahrung, wonach es seine zeitlichen Begebenheiten mißt, auch bei den himmlischen anzuwenden, woraus nothwendig Verwirrung entspringt. Wollte man dagegen einwenden, es seyen Dankfeste Gott dem Regierer der Welt zu Ehren, so antworten wir: dasselbe sind auch alle christlichen Feste, selbst die Todes- und Begräbniß-Feier unsers Herrn. Auch wollen wir, daß alle für das Vaterland und irdische Leben wohlthätige Ereignisse, so wie jede gute Gabe durch Gebet und Danksagung von den Christen geheiligt werde. Aber Danksagungen für zeitliche Wohlthaten und stehende Feste eines christlichen Volkes sind sehr verschieden, weil ihr Kern und Leben ein anderes ist. — Das Erndtedankfest wird man nicht mit jenen vaterländischen Festen vergleichen. Denn es ist das Fest der fortdauernden Schöpfung und Vorsehung des allmächtigen himmlischen Vaters. Eben so wenig das Reformationsfest, als dankbare Erinnerungsfeier der Wiederherstellung des reinen, ungefälschten Evangeliums, aus welchem Gesichtspunkte es auch allein gefeiert werden muß.

Aber, könnten nicht ſolche vaterländiſche Feſte zur Belebung und Stärkung der Vaterlandsliebe und der Treue gegen den Fürſten und die Verfaſſung des Landes benutzt werden? Wären ſie nicht beſonders der jetzigen neuern Zeit angemeſſen, wo jeder Eingeborene verpflichtet iſt, dem Herrn zu dienen und die Waffen zu tragen? Reizten und erhielten nicht die Volksfeſte der Griechen und Römer und die Ehrenbilder ihrer Helden und Großthaten ſeine Vaterlandsliebe und den Kriegsmuth, welche wir an dieſen Völkern bewundern? Und bedürfen nicht auch wir ſolcher Erinnerungen und Gedenktage? Ich antworte: Es iſt ein Unterſchied zwiſchen griechiſch-römiſcher und chriſtlich-teutſcher Vaterlandsliebe, wie zwiſchen Heiden und Chriſten. Die Griechen und Römer erkannten nichts Höheres als das Vaterland und keine höhere Tugend als die Vaterlandsliebe. Bei einem chriſtlichen Volk verhält es ſich hiemit ganz anders. Hier bekommt das Vaterland eine ganz andere Stellung, alſo auch die Vaterlandsliebe. Vaterland iſt derjenige Theil der Erde, der uns zunächſt zur Wohnung und Wirkſamkeit angewieſen iſt, mögen wir daſelbſt geboren ſeyn oder nicht. Man kann ſein Vaterland wechſeln. Die Apoſtel wechſelten daſſelbe unaufhörlich und hatten, nachdem ſie ſich zu den Heiden gewendet, eigentlich gar kein, oder überall wohin ſie kamen, ihr Vaterland. Wie der Geiſt durch den

Leib begränzt wird, ſo die geiſtige Wirkſamkeit durch das Vaterland. Mein Leib, mein Haus, mein Vaterland ſind mir lieb und theuer, aber es giebt ein höheres als dieſe Dinge, und wenn ich ſolche um ihrer ſelbſt, und nicht um des Höheren willen liebe, ſo iſt meine Liebe nicht viel werth, ſie iſt Eigenliebe und Selbſtſucht. Der Nationalſtolz iſt ſo gut Stolz, als der Adel-, Geld- und Bettelſtolz.

Das Chriſtenthum lehrt uns alle Dinge, ſo auch das Vaterland in ſeinem wahren Werth ſchätzen und erkennen. Chriſtus wirkte zunächſt in ſeinem irdiſchen Vaterlande und für daſſelbe; denn aus Zion ſollte das Licht und Heil kommen, aber keineswegs blos für daſſelbe, ſondern in der Abſicht für daſſelbe, damit aus ihm das wahre geiſtige, und ſomit auch das zeitliche Heil der ganzen Menſchheit hervorgehn und Abrahams Segen erfüllt werden ſollte. So unterordnet alſo das Evangelium die Vaterlandsliebe einem höheren Princip und bauet dieſelbe auf einem viel feſteren Grund. Gottesliebe heißt dies Princip. Das Vaterland iſt alſo freilich dem Chriſten nicht das Erſte und Höchſte; vielmehr iſt ſein eigentliches Vaterland im Himmel, und dahin ſein Blick und Streben gerichtet. Aber darum iſt ſeine Liebe zu ſeinem irdiſchen Vaterlande nicht geringer, ſondern vielmehr reiner und feſter. Denn er erkennet es als Gottes Ordnung und als den ihm von Gott ſelbſt

angewiesenen Raum und Kreis seiner Wirksamkeit in Glauben und Liebe. Die natürliche Vaterlandsliebe wird geheiligt und befestigt. Der Christ weiß, daß sein Leib nur eine zerbrechliche Hütte ist, worin er kurze Zeit wohnen soll; aber er verachtet ihn deßhalb nicht, sondern sucht ihn unbefleckt zu erhalten und zu einem Tempel Gottes zu heiligen. Des wahren Christen höchste Liebe ist die des Vaters im Himmel, aber wird er, wenn diese Liebe in ihm ist, seine irdischen Eltern nicht um so inniger ehren und lieben, und in ihnen, nach Luthers Ausdruck, Gottes Majestät und Ebenbild erkennen? Ja, es giebt keine reine, wahre Vaterlandsliebe, wenn sie nicht auf das Evangelium gegründet ist. Denn jene von Zorn und Ehrgeiz erglühete Wuth, die sich besinnungslos unter Kugeln und Bajonette stürzt, und die jugendliche schwärmerische Gemüthsstimmung, welche sich ein Phantasiebild unter dem Namen des Vaterlandes erschafft, und solches, mit Verachtung jedes andern Landes und Volks, in den Himmel zu erheben sucht, ist keineswegs Vaterlandsliebe, sondern eigensüchtige Leidenschaft oder Selbsttäuschung. Wenn Arnold von Winkelried in der Schlacht zu Sempach, als er sein Volk wanken sieht, zu ihnen spricht: „Liebe Eidgenossen, sorget für mein Weib und Kind; ich will euch eine Gasse machen", und dann die feindlichen Speere umfassend, sein Wort hält, — und wenn in der Schlacht von

Fehrbellin der Stallmeiſter ſeinen Herrn bewegt, ſein weißes Roß, worauf alle Kugeln zielen, mit dem ſeinigen zu vertauſchen, ſo heißt und iſt dieſes allerdings Tapferkeit und Vaterlandsliebe; denn hier ſteht man weder Ehrgeiz noch Leidenſchaft, ſondern ſtille Ruhe und Entſchloſſenheit. Und dieſe kann nur, in völliger Reinheit, eine Frucht des Glaubens und des heiligenden Geiſtes ſeyn.

Ueberhaupt halte ich, trotz Mode und öffentlicher Meinung, die Erhebung der Vaterlandsliebe, ſo wie der perſönlichen Tapferkeit im Kriege, über andere Tugenden für unchriſtlich. Denn — zu geſchweigen, daß dieſe hochgerühmte Vaterlandsliebe und beſonders die kriegeriſche Tapferkeit oft eine ſehr zweideutige mit Laſtern und Sünden verpaarte, weltlich alſo genannte, Tugend, oder eine bloße Naturanlage iſt, wie des Löwen und Roſſes Muth und des Lammes Geduld — das Evangelium will den Menſchen Gottes nicht aus einzelnen Tugenden zuſammenſetzen, ſondern will alſo ihn umwandeln und bilden, daß er göttlicher Natur theilhaftig werde und alle Tugenden, wie Früchte eines guten Baumes, aus ihm hervorgehen. (2 Petr. 1, 5. f.) So giebt es alſo keine Rangordnung chriſtlicher, d. h. wahrhafter Tugenden, ſondern ſie ſind allzumal Früchte eines Baums und von gleicher Würde. Die Keuſchheit, womit Joſeph die Lockungen des unzüchtigen Weibes zurückwies, iſt

keine geringere That, als Davids Heldenmuth, womit er im Namen des Herrn den Philister erschlug, und wenn der reiche Jüngling dem Gebot des Herrn gehorchend sein ganzes Vermögen unter die Armen vertheilt hätte, würde er die Wittwe, die zwei Scherflein in den Gotteskasten legte, nicht übertroffen haben. Sonach ist alle Ober- und Unterordnung der Tugenden, als Früchte des einen Geistes, von dieser Welt und nicht aus Gott, nicht Weisheit von oben. Willst du aber eine himmlische Rangordnung, so gilt für diese der Ausspruch unsers Herrn: „der Kleinste wird der Größeste seyn!“ Die größte Demuth ist die höchste Gottesnähe. —

Dieses christliche Element möchte aber jenen öffentlichen, patriotischen Tugenden oft am meisten abgehen, und darum ist es noch weniger rathsam, sie durch vermehrte Oeffentlichkeit obenan zu stellen und sie der stillen häuslichen Tugend und Tapferkeit vorzuziehn. Außerdem neigt sich der Patriotismus leicht zum Stolz und zur Verachtung oder Geringschätzung anderer Verfassungen und Völker, wie solche von den patriotischen Griechen und Römern Barbaren gescholten wurden. Und was ist unchristlicher als alter Kastengeist? — Im Kriegszustande zeigt sich freilich solcher Nationalhaß als dessen natürliches Erzeugniß, und es scheint hier solches Hebels zu bedürfen. Aber der Krieg ist ein unnatürlicher, oder vielmehr, wenigstens

abseiten des einen, ihn erregenden, Theils, unchristlicher Zustand, und abseiten des andern Theils nichts anders, als pflichtmäßige Nothwehr, also ein Zwangszustand. Dieses wird besonders seit dem letzten Kriege, vielleicht dem größten und gerechtesten von allen, lebendiger erkannt, und Fürsten und Völker scheinen die Zeit herbeizuwünschen, wo „aller Krieg mit Ungestüm wird aufhören, und blutigts Kleid wird verbrannt und mit Feuer verzehrt werden.“ Wenigstens hat in unsern Tagen das große Werk einer innigern Verbrüderung aller christlichen Völker unsers Erdtheils begonnen, und wenn diese Idee auch nur noch eine blos politische wäre, so hat sie doch ihren Ursprung dem Evangelium zu verdanken, und ihre Wurzel liegt in dem unsichtbaren Reiche, welches Gerechtigkeit, Friede und Freude ist in dem heiligen Geist. — Auf jeden Fall wird jene Idee, die, nachdem sie in das Leben getreten, nicht leicht wieder untergehen kann, den Ausbruch eines Krieges zwischen christlichen Völkern erschweren; und bräche er aus, so wird das Volk, welches sich in dem Stande der Nothwehr befindet, je christlicher es ist und den Krieg führt, vor dem andern in großem Vortheil seyn. Denn die klare Ansicht der gerechten Sache, verbunden mit Ruhe und festem Gottvertrauen, besteht im Kampfe mit der tobenden Wuth und trägt sicherlich den Sieg davon. Hier ist David und Goliath. Die Umschrift

des preußiſchen Wappenſchildes: „Gott mit uns!“ — das iſt Grund und Quelle des wahren Patriotismus.

Dieſer höhere, chriſtliche Patriotismus verdrängt nothwendig den niedrigern, weltlichen, der eigenſüchtig und einſeitig ſich als Nationalſtolz und Nationaleitelkeit zu erkennen giebt. Kein Volk in der Welt bedarf des erſtern mehr, als das teutſche, keins iſt aber auch gegen den letztern mehr verwahrt. Wir ſind vielmehr geneigt, das Ausland zu überſchätzen und das eigene Vaterland zu verkennen. Wir gleichen hierin dem alten Volke Gottes, das nie recht einſehen wollte, daß der Herr es in ein ſchönes Land verſetzt habe. Unſere ganze Geſchichte ſcheint darauf abgeſehn, daß die politiſche Vaterlandsliebe (man verſtatte dieſen Ausdruck) niemals in uns aufkommen und Wurzel gewinnen ſollte. Schon in ſeinem Urſprung beſtand Teutſchland aus einer Menge Völkerſchaften, und bis auf den heutigen Tag benennen uns die Ausländer mit verſchiedenen Namen. Dieſe Völkerſchaften waren von jeher in politiſcher Hinſicht getrennt und in kleine Partheien und Landmannſchaften getheilt. Alle Verſuche, ſie zu einem Ganzen zu verbinden, mißriethen; als es ein Reich wurde, beſtand es doch wieder aus zehn Stämmen oder Kreiſen. Auch die urſprünglich teutſchen Auslande, wie England, Holland, die Schweiz, haben ſich in viele kleine Theile getheilt. So werden ſie auch niemals ein Volk

unter gleicher Verfassung werden; es ist gegen ihre Natur. Darum kann auch kein eigentlicher, in sich beschränkter, Patriotismus unter ihnen statt finden, ja es wäre schädlich und würde in Kastengeist und Provinzialeifersucht ausarten. Denn wäre es wohl erfreulich, wenn es eine Preußische, Sächsische, Oesterreichische, Bairische ꝛc. Vaterlandsliebe gäbe? Ist es, wenn solches war, nicht dem teutschen Volke verderblich gewesen? Und kann man, wo etwas ähnliches sich findet, es erfreulich, oder teutsch, oder christlich nennen? Hat nicht die neuere Zeit und die große Völkerschlacht es laut beurkundet, wie verderblich die kleinliche Vaterlandssucht, und wie heilsam die geistige, christliche Verbrüderung teutscher Völkerschaften dem Ganzen sey? — Ja, dieser gewaltige Zeitlauf hat den Völkern die große Wahrheit vor Augen gestellt, daß nicht weltlicher Patriotismus, sondern Verbindung in einem höheren Geiste eines Christenvolkes würdig und die ächte, christliche Vaterlandsliebe sey. Ueberhaupt, je christlicher die Völker werden, um so mehr wird aller Nationalstolz und die Nationaleifersucht verschwinden und ein heiliger Bund die Menschen und Völker unter einander verbrüdern. Nur ein christlicher Bund, im Geiste des Evangeliums geschlossen, kann ein heiliger Bund seyn. — Genug! Man verzeihe diese Abschweifung, wozu die in manchen neuern Schulen obenan gestellte Teutschheit und Va-

terlandsſüchtelei die Veranlaſſung gab; wir kehren zu unſerm Vorhaben zurück.

Alſo in die Volksſchule gehören nicht vaterländiſche Feſte, theils, weil ſie, als verſchiedenartig, ſich nicht mit den chriſtlichen vertragen, theils weil es ihrer nicht bedarf. Letzteres, weil, wenn das Höhere gegeben iſt, das geringere von ſelbſt folgt. Denn die reine Lehre des Evangeliums, ſage ich mit Luther, „beſtätigt, ſtärkt und hilft erhalten alle Obrigkeit, allen zeitlichen Frieden, ſteuret den Aufrühriſchen, lehret Gehorſam, Sitten, Zucht und Ehre, unterrichtet Vateramt, Mutteramt, Kinderamt, Knechtamt und Summa alle weltlichen Aemter und Stände.“ — Wo ſolches im Herzen wohnet, da iſt auch die ächte Vaterlandsliebe, und wer Chriſtum lieb hat, der läßt auch gern ſein Leben für die Brüder, für den König und für das Vaterland. Der gute Chriſt iſt wieder ein guter Hausvater, Bürger und Soldat.

Wenn aber auch keine beſondern Feſte für zeitliche Begebenheiten in der chriſtlichen Schule ſeyn ſollen, ſo ſchließet dieß mit nichten das dankbare Andenken großer und wohlthätiger vaterländiſcher Ereigniſſe aus. Vielmehr ſollen dieſe als beſondere Gaben Gottes anerkannt, und auch das Irdiſche und Zeitliche durch Gebet und Dankſagung geheiligt werden. So ſoll auch öfter im Gebet der Schule des Landesfürſten gedacht werden, beſonders an deſſen Geburtsfeſte eine

längere herzliche Danksagung und Fürbitte für ihn geschehn. Nicht minder werde im Gebet oftmals neben den Eltern der Kinder auch der Obrigkeit gedacht nach der Vorschrift des Evangeliums. Dieses macht überhaupt dem Christen die Fürbitte für andere zur heiligen Pflicht, und erweiset sich auch hierin als das Wort des Friedens und der Liebe. Abgesehen von der Wohlthat, die ich meinem Nächsten, nach der Verheißung, durch mein Gebet erzeige, kommt auch die Frucht solches Gebets zu uns selbst zurück, und macht unser Herz empfänglicher für den Frieden Gottes und die Liebe des Nächsten. Wenn ich für meinen Feind gebetet habe, so habe ich ihm vergeben und würde augenblicklich mich mit ihm versöhnen, ja, habe es schon gethan. Der christliche Lehrer ist demnach verpflichtet, seine Schüler auch für Andere beten zu lehren, und würde ohne dieses ihnen eine große Wohlthat vorenthalten. Das gemeinsame Gebet des Lehrers mit den Kindern ist ein sehr wichtiger Theil seines Berufs, und von dem größten Einfluß auf ihre durch dasselbe geöffnete Herzen und auf ihre gesammte christliche Bildung. Auch hier gilt Luthers Ausspruch: „Fleißig gebetet, ist über die Hälfte studirt.“ Und ich setze hinzu, der rechte Beter ist auch der rechte Schulmeister; wer mit Gott, weiß auch mit Kindern auf die rechte Weise zu reden.

Theilung der Volksschule, Anfangs- und Hauptschule.

Wir haben bisher nur noch von dem Verhältniß der Volksschule zur Kirche und von ihrem Leben geredet, nicht aber von dem eigentlichen Unterricht und den Lehrgegenständen. Ehe wir dahin gelangen, müssen wir zuvor die Schule und die Schüler theilen und ordnen. Es muß nämlich besonders dahin gewirkt werden, daß die Schulkinder durch zu große Ungleichartigkeit des Alters und der Fassungskraft nicht verhindert werden, Alle, wenn auch natürlich nicht in gleichem Maaße, an dem Leben und Unterricht der Schule Antheil zu nehmen. Wo dieses nicht ist, sitzt nothwendig ein Theil der Kinder müßig und unaufmerksam, welches, an sich ein Uebel, dadurch noch schlimmer wird, daß die Kinder theils sich an Zerstreutheit und Gedankenlosigkeit gewöhnen, theils auch die gehörige Achtung für die Schule selbst verlieren.

Ich kann meine eigene Person zum Beispiel anführen. Es war Schulgesetz, daß wir Knaben jeden Gottesdienst besuchen mußten. Wir waren unfähig und wurden eben so wenig angeleitet, die Predigt zu verstehn oder etwas daraus zu behalten. So wurde die Kirche für uns eine Schule der Zerstreutheit, oder

der Langenweile. Sobald der Geſang zu Ende war, ſuchten wir uns durch Gaffen und Phantaſiren die Zeit zu vertreiben, oder zogen durch Muthwillen und Plaudern uns für den Montag eine derbe Züchtigung auf den Hals. Dieß hatte den nachtheiligen Einfluß auf mich, daß mir vorerſt nach Erlöſung von dieſem Zwange der öffentliche Gottesdienſt auf lange Zeit ganz verleidet war und ich mich zum Beſuch deſſelben zwingen mußte. Dann aber war auch jene Zerſtreutheit in der Kirche mir ſo zur Natur geworden, daß ich entweder oft nach der Predigt nichts von dem Inhalt derſelben wußte, oder doch lange mit dieſer Flatterhaftigkeit zu kämpfen hatte. Ich bin überzeugt, daß mir beides durch jenen Schulzwang eingeimpft worden. Darum bewahre man die Kinder vor ſolchem dumpfen apathiſchen Zwangszuſtande, wo ſie ſich ihres eigenen Lebens und Daſeyns kaum bewußt bleiben. Auch wird man in einer Schule, wo dieſes Uebel ſtatt findet, durch die größte Strenge keine Ruhe und ungeſtörte Stille bewirken, ſondern ein ſtetes Summen und immer wiederkehrende Störungen vernehmen. Des Kindes Natur und ſein bewegliches, durch Thätigkeit und Bewegung ſich entwickelndes Leben ſträubt ſich dagegen, und jede gewaltſame Hemmung muß zerſtörend auf daſſelbe wirken. — Ich habe wohl die Entſchuldigung gehört, die Kinder lernten, wenn auch nichts weiter, doch ſtille ſitzen; als ob das

Sitzen an ſich ſelbſt und ohne Zweck etwas Edles wäre; ich dächte, vielmehr etwas Thieriſches.

Darum verlange ich eine Scheidung der kleinern und größern Schulkinder; und für erſtere Elementarſchulen. — Hier rufe ich abermals Luthern zu Hülfe. „Liebe Herren, ſagt er zu den Rathsherren aller Städte teutſchen Landes, muß man jährlich ſo viel wenden an Büchſen, Wege, Stege, Dämme und dergleichen unzähligen Stücke mehr, damit eine Stadt zeitlichen Frieden und Gemach habe; warum ſollte man nicht vielmehr doch auch ſoviel wenden an die dürftige arme Jugend, daß man einen geſchickten Mann oder zween hielte zu Schulmeiſtern.“ Dies ſoll kein Vorwurf ſeyn. Ich beſcheide mich gern, daß in der jetzigen, in vieler Hinſicht neuen Zeit die Staaten Teutſchlands, unter welchen ich mir Preußen an der Spitze der evangeliſchen denke, einen beträchtlichen Theil ihrer Kraft an Büchſen und Dämme mögen zu verwenden haben, um die aus ihren Fugen gerathene Ordnung wieder einzurichten und die aufgeregten Wogen zu bändigen und zu beſänftigen. Aber ich vertraue zugleich, daß dieſer Zuſtand, eben ſo wie die vorhergegangene Erſchütterung, allmälig und bald aufhören und die Schwerdter und Spieße ſich in Sicheln und Pflugſchaare verwandeln werden. Ich hoffe und vertraue, daß die Regenten, als die Väter des Vaterlandes, die Treue und Ordnungs-

liebe ihrer christlichen Völker als die sicherste Wehr und Waffe erkennen werden. Ein gewichtiger Anfang ist dazu gemacht, indem jeder zum Dienst und Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet ist. So muß ja nothwendig die Zahl der besoldeten Waffenträger in der Folge sich vermindern und somit die Summe der auf die Bildung des Volks zu verwendenden Staatseinkünfte sich vermehren. Aber um so mehr wird man auch einsehen, was die Zeit uns gepredigt hat und was auch die Fürsten jetzt lauter als je aussprechen, daß ein christlicher Staat eines christlich gesinnten Volkes, und es hiezu christlicher Schulen und Erziehung bedarf. Alsdann wird dem Wollen nicht ferner das Können fehlen. Wo Geist ist, da bildet er sich leicht das Gehäuse. Konnte ein andächtiger oder abergläubiger Geist früherer Zeitalter Teutschland mit Klöstern und Abteien besäen und Dome und Kathedralen bauen, wie sollte denn der erwachende christliche Geist, oder wenn auch nur das dunkle Gefühl des Bedürfnisses nach demselben, und ein erneutes kirchliches Leben nicht auch Schulen stiften und Schulmeister anstellen, so viel es deren bedarf? — Verzeihe mir, gütiger Leser, wenn ich unverständiger Weise mich in die Politik verirrte, oder, wie Bernardin de St. Pierre, großmüthig vom ewigen Frieden träume; jedoch erlaube mir fortzufahren.

Zu dem Können kommt nun endlich auch noch das Müſſen; und zwar liegt dieſes in einer andern weltumfaſſenden Neuerung. Denn alles Neue der neuern Zeit wird univerſal, welt-hiſtoriſch — ſo wie vor der Reformation die Erfindung des Pulvers und der Buchdruckerkunſt, ſo in unſern Tagen der Krieg und der Friede, die Bibelgeſellſchaften und das Miſſionsweſen und, wovon wir hier reden (der Leſer mag lächeln) — die Kuhpockenimpfung. Die früherhin ſo zahlreichen Narben und Zeichen dieſer Kinderpeſt werden immer ſeltener, ſo wird auch bald das Andenken der frühern Zeit und ihres Uebels, ſo wie der durch die Erlöſung von demſelben empfangenen Wohlthat verſchwinden. Aber die Frucht jener Erfindung und ihr Einfluß nicht bloß auf die Jugend, ſondern auch auf Völker und Staaten iſt und wird immer groß und folgenreich bleiben. Schwerlich kann die Arzneikunde in ihrer ganzen Geſchichte ſich eines gleichen Erfolgs rühmen. — Mir liegt hier nur ob, auf die außerordentliche Vermehrung der Schuljugend, deren Berechnung ich mir nicht zutraue, aufmerkſam zu machen. Fordert dieſe den Staat und die Kirche nicht auf, für deren Erziehung neue, vermehrte Anſtalten zu treffen? Bedarf nicht die Maſſe, je größer ſie wird, um ſo mehr der beſondern Aufſicht, Erziehung und Leitung, wenn ſie nicht in ſich ſelbſt vergähren und verfaulen ſoll? Sind ſie nicht alleſammt

Christenkinder, die Anspruch auf das tägliche Brod des Evangeliums haben? Darf hier der Staat ohne Gefahr für sein eigenes Bestehen sich als müßigen Zuschauer gebehrden, und als ob er, nur nicht das Schwerdt, wohl aber den Beutel umsonst trüge? Das sey ferne!

In einer kleinen Landstadt, deren Seelenzahl sich auf 1980 beläuft, betrug die Anzahl der wirklichen Elementarschüler um Ostern des vorigen Jahrs 214; in einer andern Landstadt von 1963 Seelen 250 Kinder; und diese Schulen haben nur einen Lehrer. — Von jeder Lehrstunde kommt auf jedes einzelne Kind ungefähr eine Viertelminute, also in 4 Stunden eine Minute. Schmeckt das nicht nach jenem Tropfen an der Fingerspitze, der den Durst einer Ewigkeit löschen sollte? Mag man sie — denn wie wäre es anders möglich — rottenweise das ABC lernen, syllabiren und lesen lassen; so sind auch schon die Rotten zu groß. Von dem Unterricht des einzelnen Kindes oder einer genauern Kenntniß desselben, kann nicht die Rede seyn. Der Stock und die Furcht müssen herrschen, um einige Stille, und 500 Füßchen und 250 Stimmen in einiger Ruhe zu erhalten. Und diese Zahl nimmt, wie die Populationstabellen beweisen, jährlich zu? Daß aus solchen Elementarschulen immerfort wieder ein Haufen abgegeben werden muß zur höheren Classe, ohne dafür reif zu seyn, ergiebt sich von

ſelbſt, ſo wie die Verwirrung, die daraus in dieſen entſtehen muß, indem dieſe nun auch wieder zu Elementarſchulen herabſinken.

Nothwendig alſo müſſen in ſolchen Gemeinen entweder mehrere Elementarſchulen angelegt, oder „Lancaſter'ſche Schulen von 1000 Kindern unter einem Lehrer" eingeführt werden. Letzteres iſt ein Nothmittel und eine allerdings merkwürdige Erfindung unſerer Zeit; ein Zeichen, daß ſie ihr Bedürfniß fühlt, dem ſie, wie vielen andern durch Maſchinen abzuhelfen ſucht. Beſſer dieſes, als gar nichts. Kann es nicht anders ſeyn, ſo richte man ſolche in den überhäuften Elementarſchulen ein, damit die Kinder in allgemeiner Thätigkeit bleiben, und mechaniſch ſo viel leſen, ſchreiben und rechnen lernen, daß ſie in die andere Claſſe aufgenommen werden können. Auch der Vortheil würde daraus erwachſen, daß die Kinder in ſolcher Schule, wo Alles von ſelbſt geht, der üblen Laune eines Lehrers nicht preis gegeben ſeyn werden, die nur zu leicht aus dem fühlbaren Unvermögen, eine zu große Maſſe von Kindern in Ordnung zu halten, entſpringt. Bei den Miſſionen unter den neubekehrten oder zu bekehrenden Heiden, wo es theils noch der Arbeiter zu wenige giebt, theils des Mechanismus, als bei rohen Menſchen, noch ſehr bedarf, iſt die Bell-Lancaſter'ſche Methode gewiß von großem Nutzen und als ein von dem Herrn zu rech-

ter Zeit gegebenes Hülfsmittel mit Dank zu erkennen. Auch in England, wo die mit dem Staate und in den Staat nur zu sehr verschlungene — (das Wort in zwiefacher Bedeutung genommen) — Kirche sich um den Unterricht ihrer Mitglieder oder des Volks bisher gar nicht, oder wenig, bekümmerte, mag solche für einen Anfangspunkt des Besserwerdens und Abhelfungsmittel jenes großen Mangels gelten.

Jedoch würde in dem evangelischen Teutschland (ich maße mir nicht an, das katholische oder dessen Kirche zu richten), wo die Kirche, zwar genau mit dem Staate verbunden, jedoch für sich selbst besteht, und die Sorge für die Volkserziehung ihr größtentheils anvertraut ist, die Einführung jener Lancasterschen Unterrichtsweise ein Rückschritt seyn. Der Kirche und kirchlichen Seelenpflege durch die Schule geziemt nicht solcher Mechanismus, sondern eine freiere mütterliche Entwickelung und Belehrung. Darum müssen da, wo schon Elementarschulen bestehen, aber die Kinderzahl zu groß ist, um sie zu fassen, solche vermehrt, und wo sie fehlen, neu angelegt werden.

Die Vermehrung, wo sie nöthig, könnte auf zweierlei Weise geschehen, entweder durch Trennung der Geschlechter, und Errichtung einer besondern Elementarschule für die Knaben und für die Mädchen, in welchen beiden der Unterricht in derselben bliebe; oder durch Abstufung der Anfangsschulen für beide Geschlechter ge-

meinſchaftlich. Letzteres ſcheint mir das Beſſere. — Die jetzt faſt überall eingeimpfte Trennung der beiden Geſchlechter in der Volksſchule iſt ein Product der neuern überverfeinerten Zeit, und des damit verbundenen Argwohns, der Andere da ſucht, wo er ſich ſelbſt zu verſtecken pflegt, und — leider nicht immer ohne Grund — in den Kinderſeelen die argen Triebe des eigenen Herzens und Fleiſches vermuthet. Solcher Argwohn glaubt nichts beſſers thun zu können, als alle Gemeinſchaft beider Geſchlechter auch in den Schulen zu verhindern. Als ob die Sünde dadurch nicht noch ſündiger würde! Ich bin der Meinung, daß es deſſen überhaupt gar nicht bedarf, weil in der Regel fleiſchliche Triebe ſich in ſolchen Kindern, die für die Anfangsſchulen gehören, noch nicht, wenigſtens nicht mit Bewußtſeyn, regen; daß aber, wo es der Fall ſeyn möchte, eben das Zuſammenſeyn in einer Schule ein Mittel ſeyn wird, dergleichen Empfindungen zu verhindern oder zu unterdrücken. Ein geſchwiſterliches Verhältniß wird da eintreten, wenn der Lehrer ſein Amt verſteht. Mit Vergnügen erinnere ich mich des öftern Zuſchauens eines kindlichen Spiels, wo mehrere Knaben und Mädchen, an warmen Frühlingstagen Schuh und Strümpfe auszogen und die nackten Füßchen durch einander in warmem Sande badeten, ohne daß ſicherlich ein arger oder lüſterner Gedanke in irgend ein Herz gekommen wäre.

Selbst in der Schule der ältern Kinder von 10 — 15 Jahren finde ich, wenn die Schule ist was sie soll, das Zusammensenn der Knaben und Mädchen, obgleich sie heutiges Tages um 7 Jahre klüger sind als ehmals, nicht gefährlich oder bedenklich, sondern, eben in der Hinsicht, weßhalb es Manchem bedenklich scheint, räthlich und heilsam. Ich selbst habe solche Schule mit durchgemacht, aber ich weiß mich nicht zu erinnern, daß jemals mein Blick auf ein Mädchen, als solche, gefallen wäre, oder auch nur, daß irgend einer der übrigens nicht zahmen Buben, je ein in dieser Beziehung ungeziemendes Wort hätte verlauten lassen. Die erwachsene Welt war der Satan, der uns nachher aus dieser Unschuld und Unbefangenheit heraustrieb durch Scherz, Anspielungen und Vorbild. — Argwohn weckt bei Kindern nur gar zu leicht die Sünde selbst, und wenn man z. B. in den Landschulen, wo sie nicht ist, eine Trennung vornehmen wollte, so würden wahrscheinlich Gedanken und Empfindungen in den Kindern entstehen, die sie früher nicht kannten. Man erlaube mir noch eine Bemerkung: Der Schullehrer, wenn er ein wahrhaft christlicher, ernster und freundlicher Mann ist, kann in einer solchen vermischten Schule — mehr als in der getrennten — sehr heilsam auf die schwache Seite unseres verweichlichten Zeitalters hinwirken und den Lüsten entgegenarbeiten. Ich meine hier nicht directe Ermah-

nungen und Einschärfung des Gesetzes — sondern durch Herbeiführung eines höheren Lichtlebens, welches, nach einem Ziele strebend, sich über alle Kinder verbreitet, und so sie innig im Geiste vereinet, also daß aller Unterschied des Geschlechts und Standes und der Verstandesanlagen in diesem Lichte verschwindet, und sie sich Alle als unter einander verschwistert fühlen. Wer so die Schulzeit verlebt hat, bei dem wird die lockende Lust der Welt und ihr versuchender Blick nicht leicht Eingang finden. Er wird das Leben wie eine Schule ansehen und die Menschen als seine Mitschüler. Das wirkt aber nur der Geist, vor welchem auch nicht Knecht oder Freier, Mann oder Weib gilt, sondern eine neue Kreatur.

Ich wende mich wieder zu meinem Zweck und meiner Schule. Ich würde demnach die Errichtung einer zwiefachen vermischten Elementarschule, da wo es nöthig ist, einer blos verdoppelten für beide getrennte Geschlechter vorziehen. — Erstere würde zwei Klassen oder Stufen des Elementarunterrichts bilden. Wenn also die Kinder im 6ten oder 7ten Jahre in die Schule aufgenommen werden, so würden sie etwa bis zum 9ten oder 10ten Jahre die Elementarschule besuchen, und zwar jede derselben etwa anderthalb bis zwei Jahre. Man könnte diese drei Schulen mit den Namen Anfangs-, Mittel- und Hauptschule bezeichnen. In der Anfangsschule müßten, was den regelmäßigen

Unterricht betrifft, nur die ersten Anfangsgründe des Lesens, Schreibens und die Zahlenkenntniß gelehrt werden. Also das liebe A B C, die vierundzwanzig Stamm- und Grundzeichen aller Sprache und Schrift, sammt den zehn die Unermeßlichkeit der Zahl beherrschenden Ziffern würden hier den Kindern mitgetheilt und somit der Eingang zur geistigen Herrschaft über die Welt geöffnet. Ich rede so hoch davon, theils weil es sich in der That also verhält, und wer muß nicht die einfache Thatsache bewundern, daß der Mensch nur zwanzig Zeichen bedarf, um damit sein Denken und Empfinden und Alles, was in und außer ihm da ist, in Laut und Schrift zu bezeichnen? — Theils thue ich es im Andenken an einen treuen, wohlmeinenden alten Schullehrer meiner Bekanntschaft, der am Ende seiner vieljährigen Laufbahn, auf dem Sterbebette, sich vor allen mit tiefer Reue den Vorwurf machte, daß er die kleinen Kinder bei Erlernung des A B C oft so hart behandelt, und ihnen so wenig Geduld bewiesen habe. Eine Entschuldigung für ihn lag in dem Umstande, daß in seiner Schule Kleine und Große unter einander waren, und er immer so gern baldmöglichst aus den Anfangsgründen heraus wollte. Aber das half nicht; die Beleidigung und strenge Behandlung der Kleinen erschien ihm nun als eine Sünde, die ihm wie ein Mühlstein auf dem Herzen lag. Solches Aergerniß würde auch bei unse-

rer Einrichtung leichter vermieden werden. Ich meine nämlich, es müsse in solcher Schule voll kleiner Wesen, die von dem Schooß der Mutter kommen und noch nicht wissen, was sie mit dem großen A, dem krausen K und dem runden O machen sollen und die das ganze Alphabet in unschuldigem Glauben und Gehorsam annehmen, ein mütterliches lustiges Leben seyn, und der jugendliche Lehrer mit den Kindern zum Kinde werden. Wahrlich es liegt viel daran, daß solche Kinder von einem christlichen Lehrer bei ihrem ersten Eintritt in das Schulleben gesegnet und ihnen die Hände aufgelegt werden.

In Hinsicht des Unterrichts in der Anfangsschule mag es hier bei diesen Andeutungen bewenden. In der Mittelschule wird auf dem gelegten Grunde fortgebaut, also daß die Kinder vor dem Austritt mit einiger Fertigkeit lesen, und einigermaßen schreiben können, und bis zu einem gewissen Grade mit Zahlen umzugehen wissen. Außerdem muß aber auch in dieser Anfangsschule das Schulleben, welches wir als ein religiöses und kirchliches bezeichnet haben, beginnen und walten. Also soll in ihr neben der mütterlichen Liebe und Nachsicht der väterliche Ernst wohnen. Hiezu sollen dieselben Mittel und Uebungen angewendet werden, wie in der größern Schule, nur mit weiser Rücksicht auf das verschiedene Alter, Fassungsvermögen und Verhältniß. Die Schulstunden müssen immer

mit Gebet begonnen und beschlossen werden. Kinder können beten, so gut und vielleicht besser, als viele Erwachsene, und sie beten gerne. Man kann sie nicht zu früh, wie man wohl ehmals thörichter Weise behauptet hat, mit dem himmlischen Vater und dem, den er gesandt hat, bekannt machen. Die beste Weise, sie zu dieser Bekanntschaft und Vertraulichkeit zu führen, ist das Gebet. Es versteht sich, daß solches ein kindliches und kindlich gesprochenes seyn müsse. Wenn der Lehrer den Sinn dafür hat, so wird er solches unter und von den Kindern leicht lernen. Auch der Gesang soll nicht unterbleiben, jedoch in der Elementarschule noch kein Choral (etwa einige wenige leichter kindlicher Weise ausgenommen), da dieser, als die ernsteste und geistigste Frucht der Tonkunst, mehr Odem, Kraft und Geist, als dem Alter eigen ist, erfordert. Dessen Stelle mögen einzelne leicht sangbare Melodieen mit heiter ernstem und frommen Text, und kürzere Epipheneme einnehmen, z. B. ein in eine leichte Weise gefaßtes von Kinderstimmen gesungenes: „Danket dem Herrn! denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!“ wäre auch wohl ein Lob zu nennen, dem Herrn aus dem Munde der Unmündigen zugerichtet. — Ueberhaupt muß der Unterricht in dieser Schule öfter mit Gesang abwechseln, damit ihnen sowohl das Gemüth erheitert, als die Stimme gestärkt und emporgehoben werde. Und hie-

zu können allerlei kleine und leichte, auf Gott, die Natur und das Kinderleben ſich beziehende Lieder dienen.

Dieſe Uebung ſey ſtatt des Geſangunterrichts, der dann erſt regelmäßig in der Mittelſchule begönne und in der Hauptſchule als Choral vollendet würde. Die Feſtfeierlichkeiten dürfen ebenfalls in den Anfangsſchulen nicht unterbleiben, nur müſſen ſie dem Kindesalter angemeſſen ſeyn. Auch die Kleinen ſollen von Kindheit an mit Freuden inne werden, auf weſſen Namen ſie getauft ſind und welchem Reiche ſie angehören. Die einfältige evangeliſche Geſchichte können auch Kinder begreifen und ihre Luſt daran haben.

Ehe ich dieſe Bemerkungen ſchließe, füge ich noch Folgendes hinzu: Die Einrichtung von einer zweifachen oder doppelten Elementarſchule findet natürlich nur da ihre — nothwendige — Anwendung, wo es derſelben wegen der großen Kinderzahl bedarf. Wäre die Zahl nicht übergroß, ſo könnte vielleicht, bei den gleichmäßigern Fortſchritten der Eintretenden, eine Hauptſchule hinreichen, beſonders wenn ſie in der Mittelſchule noch etwas länger blieben und weiter geführt würden. Aber bei einer Seelenzahl, wie die obbenannten, würde es allerdings auch einer doppelten Hauptſchule bedürfen. Sie findet ſich auch wirklich in den angeführten Orten, als abgeſonderte Knaben- und Mädchenſchule. Bei dieſer Trennung nach

dem Geſchlechte, als welche auch durch die verſchiedene Beſtimmung deſſelben begründet wird und manches eben ſowohl für als gegen ſich hat, — könnte es dann auch verbleiben. — Ich kenne aber auch Gemeinen mit zwei Hauptſchulen, in welchen der Schulmeiſter alle Kinder eines gewiſſen Bezirks der Gemeine unterrichtet, ſowohl die Elementarſchüler als die größern, nur daß erſtere durch eine Zwiſchenwand getrennt von einem ſogenannten Untermeiſter, einem zum Schulfach ſich beſtimmenden Jünglinge, unterwieſen werden. Hier könnte durch Anlegung einer Elementarſchule vielleicht hinlänglich geholfen werden, und die Hauptſchulen in ihrem Weſen verbleiben. Die Elementarſchule iſt aber durchaus nothwendig. In kleinen Dorf- und Bauerſchaften, wo man bei einer Geſammtzahl von 20 bis 50 Schulkindern keine beſondere Elementarſchulen anlegen kann noch wird, muß dennoch jener Trennung der Elementar- und Hauptſchule, und deren Unterſchied und Stufengang in dem eigentlichen Schulleben dem Geiſte nach ſo ſtreng als möglich beachtet und befolgt werden. Dazu würde zunächſt eine Vermehrung der gewöhnlichen Lehrſtunden (etwa 2 täglich, mit Zuziehung der ſonſt freien Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittage) erforderlich ſeyn. Man ſchreie nur nicht über Belaſtung der Schullehrer. Das Schulamt, wenn es ordentlich darinnen zugeht, iſt nicht ſo ſauer und beſchwerlich, als es

von manchen eigensüchtigen Schullehrern ausgeschrieen wird. Ich selbst habe länger als ein Decennium, erst in einer sehr vollen Elementarklasse und dann in einer höheren, täglich sechs Stunden und dazu, außer meinen Privatstudien, noch 2, 3 und 4 Privatstunden gegeben, und zwar wohl oft ermüdet, doch meine Munterkeit dabei nicht eingebüßt. Wer Lust und Liebe zu seinem Werk hat, dem wird auch die Kraft nicht fehlen. Der Weg durch Beispiele ist der kürzeste. Darum finde hier ein solches seine Stelle, das ich aus einer kleinen Schulschrift meines Freundes Natorp (damals Prediger in Essen, jetzt Oberconsistorialrath in Münster) vom Jahre 1808 entlehne.

In diesem Jahr starb daselbst im 72sten Jahre seines Alters, im 48sten seines Amtes der dortige Schullehrer J. H. W. Böcker. Hr. Natorp sagt von diesem Manne im Angesicht der Gemeine, wo er 48 Jahre gelehrt und gelebt hatte, folgendes: „Böcker war willens, sich dem Predigtamte zu widmen, er hatte dazu sich alle erforderlichen Schulkenntnisse erworben; einige Freunde aber riethen ihm, weil Brust und Stimme dazu zu schwach seyn möchten, sich lieber dem Schulfach zu widmen. Er gab seinen Lieblingswunsch auf und folgte dem Rath seiner Freunde. Eine Schulstelle in Essen wurde vacant. Die Stadtregierung trug ihm dieselbe an, jedoch unter der Bedingung, daß er zuvor anderthalb Jahre in Halle

ſtudieren und in den Schulen des Waiſenhauſes ſich weiter für ſein Schulamt ausbilden ſollte. Er erfüllte die Bedingung, und trat dann im Jahr 1760 an der oberſten Pfarrſchule in Eſſen ſein Amt an."

„Böcker begann — heißt es nun, und dies eben iſt der Grund und die Wurzel des folgenden — ſeine Amtsführung mit der ihm von Jugend an eigenen Gottesfurcht. Und dieſer Sinn begleitete und belebte ihn die ganze lange Reihe von Jahren hindurch, die er in unſerer Stadt die Jugend unterrichtete, bis zu ſeinem Tode. Er war und blieb in und außer ſeiner Schule in ſeinem Lehrerleben und in ſeinem häuslichen Leben, in allen Umſtänden und in jeder Lage ein Mann Gottes, der durch Wort und That den Herrn ehrte. Er betrachtete ſich immer als einen Knecht im Dienſte ſeines Gottes; das Amt, welches er verwaltete, als ein ihm von Gott auferlegtes Tagewerk; die Kinder, die er unterwies, als Pflanzen, die ihm der Herr des Weinbergs zur Pflege und Wartung anvertraut hatte; und wenn er Früchte von ſeiner mühſamen Arbeit ſah, dann freute er ſich über dieſelben, als über einen Segen des himmliſchen Vaters und gab mit demüthigem und beſcheidenem Herzen Gott die Ehre."

„Sein ganzes Gehalt beſtand aus 75 Rthlr. (cleviſch, den Rthlr. zu 60 Stüber, deren 78 einen Berl. Thaler machen), 4 Malter Roggen und 4 Mal-

ter Gerste. Das Schulgeld, 1 Stüber wöchentlich für jedes Kind, hätte noch gegen 80 Rthlr. eintragen können — aber nicht alle schulfähigen Kinder besuchten die Schule und unter diesen waren viele, welche unentgeldlich unterrichtet wurden oder zu zahlen versäumten. Außerdem empfingen alle sonstige arme Kinder, wie auch Knechte und Mägde, die in der Lehre versäumt waren und das Versäumte nachholen wollten, nach einer Stiftung, unentgeldlichen Unterricht von ihm in der Abendschule."

„Seine Einkünfte waren also äußerst geringe, und sie blieben auch in spätern Zeiten noch äußerst geringe, da sein stehendes Gehalt auf 100 Rthlr. gesetzt wurde. In seinem Ehestande wurden ihm 10 Kinder geboren, von denen er 8 groß gezogen — die häuslichen Bedürfnisse vermehrten sich — die Preise der Lebensmittel stiegen von Jahr zu Jahr, und B. lebte in einer Stadt. — —"

„Nichts destoweniger bewies Böcker eine seltene Genügsamkeit und Zufriedenheit mit seinem Schicksal. Er schränkte sich aufs möglichste ein, behalf sich aufs sorgfältigste und arbeitete mit den Seinigen aufs emsigste. Er konnte zu der Gemeine, so wie der Apostel Paulus zu den Aeltesten der Gemeine zu Ephesus, sprechen: Ich habe euer keines Silber, noch Gold, noch Kleid begehrt. Ihr wisset selbst, daß mir diese meine Hände zu meiner Nothdurft und derer,

die mit mir gewesen sind, gedient haben. Ich habe es euch gezeigt, daß man also arbeiten müsse und die Schwachen aufnehmen und gedenken an das Wort des Herrn Jesu, welches er gesagt hat: Geben ist seliger denn nehmen."

„Diese seine Genügsamkeit und Zufriedenheit erregt in der That Erstaunen, wenn man das ganze Leben dieses Mannes, insbesondere die vielen Beschwerden und Widerwärtigkeiten, die er zu ertragen hatte, und die große Anstrengung, mit der er lebte und arbeitete, in Betracht zieht. Man darf kühn behaupten, daß er von seiner Jugend an bis in die letzten Jahre seines Alters fast nur gearbeitet, und wenige Stunden der nächtlichen Ruhe abgerechnet, fast gar keine andere Erholung genossen, als die Erholung und Freude, welche ihm leichtere Arbeiten gewährten. Achtundvierzig Sommer hindurch hat er täglich 5, achtundvierzig Winter hindurch täglich 7 öffentliche Lehrstunden gehalten, und das in einer von Kindern gemeiniglich überfüllten Schule. Bis vor wenigen Jahren hat er daneben auch noch täglich mehr als Eine Privatlection ertheilt, um versäumten Kindern nachzuhelfen und geübtere Schüler weiter zu führen. Hatte er seine täglichen Berufsarbeiten vollbracht und des Tages Last und Hitze getragen, dann legte er noch als Hausvater mit den Seinigen Hand ans Werk, und nicht selten hat man ihn noch in der

Mitternacht arbeiten gehört. Mit eigener Hand bestellte er seinen Garten; mit eigener Hand pflanzte er eine Menge Bäume; mit eigener Hand legte er Hecken und Zäune an; mit eigener Hand verfertigte er sein Hausgeräthe (auch, wie vorher bemerkt worden, neue Klaviere, ohne je Anleitung dazu empfangen zu haben und verbesserte schadhafte alte); ja mit eigener Hand hat er sein alt und baufällig angekauftes Wohnhaus gezimmert, gemauert, getäfelt und gepliestert. Sein ganzes Leben war eine aneinanderhangende ununterbrochene Kette von lauter Thätigkeiten und Anstrengungen mancherlei Art. Man sollte denken, eine solche Anstrengung des Geistes und des Körpers, bei vielen Beschwerden und bittern Erfahrungen, müßte die Lebenskräfte des Mannes in Kurzem wenn nicht gänzlich aufgerieben, doch seinen Muth und seine Freudigkeit bald ganz unterdrückt haben. Aber, nein; fast schien es, als ob jede Anstrengung für sein Amt seine Kräfte neu belebt hätte. Je eifriger er in der Schule gearbeitet hatte, desto munterer kam er heraus, desto rascher gieng er an neue Arbeit. Das Bewußtseyn, recht viel gethan zu haben, erfrischte seinen Muth und erhöhete die Kräfte seines Geistes. — Beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch hat er sein Amt, ungeachtet aller Beschwerden, Widerwärtigkeiten und drückenden Lasten, mit einer solchen Treue verwaltet, daß sich Niemand in der Gemeine

zu erinnern weiß, daß er in 48 Jahren auch nur ein einzigesmal ohne Noth eine einzige Lehrstunde aussetzte." —

Solches Zeugniß durften die Prediger diesem Mann an seinem Grabe, um welches sich die Hausväter und Kinder der Stadt und tausend Andere in tiefer Rührung versammelt hatten, ertheilen und Sonntags darauf in der Kirche wiederholen, und dann im Druck bekannt machen.

Ich hoffe, der geneigte Leser wird dieses Beispiel nicht zu lang noch auch diesen Auszug aus jener nur örtlich bekannt gewordenen Schulschrift hier am unrechten Orte finden. Ich selbst kehre in Demuth zu meinem Satz zurück: daß das liebe Schulamt kein so saures und kraftverzehrendes Werk sey, wofür es oft erklärt und gehalten wird, und daß folglich einem Lehrer auf dem Lande wohl einige Lehrstunden mehr zugemuthet werden dürfen, um den schon angegebenen heilsamen Zweck einer christlichen Ordnung zu erreichen.

Aber hier kommt nun auch die Kehrseite. Wer dem Schullehrer sein Amt überträgt, tritt mit demselben in einen Bund; er, der Lehrer, übernimmt die Unterweisung der Kinder einer Gemeine, er denkt, arbeitet, sorgt für die Jugend; diesem Beruf widmet er seine Zeit und seine Kräfte. Dagegen liegt dem Berufenden ob, nicht blos den Lehrer in Ehren zu halten und ihm seine Amtsführung möglichst zu er-

leichtern, ſondern auch dafür zu ſorgen, daß er ſein ordentliches und ſtandesmäßiges Auskommen habe. Der ſchwerſte Theil der Bedingungen dieſes Bundes iſt offenbar nicht auf Seiten des Berufenden, ſondern auf Seiten des Berufenen. Dieſe Sätze ſind auch, beinah wörtlich, jener kleinen Schrift entnommen, und verfehlen bei der Gemeine ihre Wirkung nicht. Möge es überall ſo geſchehen!

Möge der Dorfſchafts-Schullehrer nebenbei einigen Garten- und Ackerbau treiben; dieſe Beſchäftigung iſt ſeinem Amte nicht zuwider, ſondern vielmehr angemeſſen und nützlich; nur ſey er und ſein Beſtehen nicht von ſeinem Acker und Garten, viel weniger von einem Handwerke, wie leider noch an manchen Orten, abhängig. Dann würde er freilich ſein Amt, geſchweige die überzähligen Stunden mit Seufzen verſehn, und das wäre den Kindern und der Gemeine nicht gut.. Dafür alſo ſorge die chriſtliche Gemeine, wenn ſie es vermag; und wo ſie es, wie in vielen kleinen Dorf- und Bauerſchaften der Fall ſeyn möchte, nicht vermag, oder nicht will, da ſorge der Staat, daß der Schullehrer nicht darbe und ſelbſt den Spaten oder Pflug, oder Pfriem und Nadel ergreifen müſſe, um zu beſtehen. Dann wird er auch nicht allein der zu ſeiner Amtsführung ſo ſehr nöthigen Achtung genießen, und nicht, wie nur zu oft geſchieht, dem Dorfhirten neben- oder gar untergeordnet

werden; sondern man wird auch eine unbedingte Treue und Thätigkeit in seinem Beruf und für denselben von ihm fordern können; wohingegen jetzt dem Schulvisitator oft der Mund verschlossen wird durch die zitternde Frage des Schulmeisters: wo soll ich Brod hernehmen für mich und mein Haus? — Man würde dann ferner nicht gezwungen seyn, solche kleine Stellen dem Ersten Besten, der nothdürftig lesen und schreiben kann, zu geben und ihm das Heil und die Ausbildung eines ganzen künftigen christlichen Geschlechts anzuvertrauen. Oft kommen auch solche Lehrer, besonders in dem nach altteutscher Weise bewohnten Westphalen, und ebenso auf entfernten Filialen, in den Fall, daß sie die Stelle des Geistlichen am Kranken- und Sterbebette vertreten müssen, oder auch in der Schule mit Erwachsenen an Sonntagsnachmittagen Bet- und Erbauungsstunden halten. Dieses wird nur dann in rechter Weise geschehen können, wenn diese Schullehrer nicht blos durch Anweisung der Prediger, sondern besonders durch den evangelischen Geist und Uebung der Schule dazu geleitet und gestärkt werden. Die Schule selbst und der Sinn der Gemeine wirkt oft heilsamer auf den Lehrer selbst zurück, als der Unterricht der Prediger und Schulmeister-Seminarien, besonders wenn diese nicht von dem Einen, was vor allen noth ist, von dem Evangelium ausgehen und darauf zurückführen.

Ach, man verachte doch dieſe kleinen — Dorf- und Bauerſchaften nicht! Man denke nicht, ſie bedürften, bei ihrer einfachern Lebensweiſe und größern Entfernung von dem Leben der Welt und der Städte, weniger der chriſtlichen Unterweiſung. Der Teufel ſuchet auch auf dem Lande, um mit Luther zu reden, „ein nacket, bloß, wehrlos Volk vor ſich zu haben, mit dem ers machen möge, wie er will.“

Man glaube nur ja nicht, als ob dem Weſen der Städte und ihren Giftapotheken, ich meine die Leihebibliotheken, der Zugang zu dem Landmann und Dorfbewohner verſchloſſen geblieben wäre! Mir iſt ein Beiſpiel bekannt, wie ein ſolcher Beſitzer einer Leihebibliothek, dazu noch ein Gelehrter, und öffentlicher Lehrer, es ſich angelegen ſeyn ließ, die abſcheulichſten Schriften mancherlei Art, unter dieſen auch die antichriſtiſchen des Paine und Volney, Wolfenbütt. Fragm. u. dgl., unter dem Landvolke und wohlhabenden Bauern zu verbreiten, und wie auch vor nicht langer Zeit das abgeſchmackte Geſchreibſel eines Brenneke in einem Dorfe umlief. Dabei dürfen denn nur noch, wie auch geſchieht, elende Schauſpielerbanden das Land durchſtreifen und ſelbſt auf kleinen Dörfern ihre Poſſen und Zoten dem Volke Preis geben, und es wird bald erfüllt werden, was Luther als Folge des Verfalls der Schulen prophezeit: „Was will da bleiben in teutſchen Landen, denn ein wilder, wüſter

Hauſe Tartern und Türken, ja vielleicht ein Sauſtall und eine Rotte von eitel wilden Thieren? Solches läſſet aber der Satan ſie jetzt nicht ſehen und blendet ſie meiſterlich, auf daß wenn es dahin kommt und ſie durch Erfahrung ſolches ſehen müſſen, er dann aller Klugen möchte in die Fauſt lachen, als die nun nicht mehr könnten der Sache rathen noch helfen, und ſagen müßten, es iſt zu lange geharrt." „Darum — fährt er fort — ſeh' ein jeglicher, weß Amt es iſt, zu, daß er hier nicht ſchlafe, und den Teufel laſſe Gott und Herrn ſeyn. Denn wo wir hier ſchweigen und ſchlafen, daß die Jugend ſo verſäumet, und unſere Nachkommen Tartern oder wilde Thiere werden, ſo wird es unſers Schweigens und Schnarchens Schuld ſeyn und werden müſſen ſchwere Rechenſchaft dafür geben." —

Ich habe die Erfahrung gemacht, daß der ſogenannten Cultur des Landmanns (nicht minder freilich auch des Bürgers), der Unglaube gewöhnlich zur Seite geht, der ſich leicht zum völligen Atheismus ſteigert, oder vielmehr es wirklich ſchon iſt, mag er nun die Natur Gott nennen oder in dumpfer oder leichtfertiger Gleichgültigkeit gar nicht nach Gott und göttlichen Dingen fragen. Die Urſache und der Grund liegt in den Schulen und deren völligem Mangel eines religiöſen chriſtlichen Lebens ſowohl als chriſtlichen Unterrichts, wie er für die Schule gehört;

ohne welche der nachherige syſtematiſche Unterricht des Predigers ohne Fundament wie in der Luft ſchwebt und Ohrein Ohraus geht. Außerdem hat der Chriſt ohne Chriſtus keinen Gott, und verliert er ſeinen Heiland, ſo verliert er auch ſeinen Gott. Mit dem idealen ſelbſtgeſchaffenen Gott, oder Namen-Gotte, iſt dem Menſchen nichts geholfen, ſondern allein mit dem, der in Chriſto die Welt mit ſich ſelber verſöhnt und ſich als Vater offenbaret hat.

Dieſer muß von Kindheit an nicht blos gelehrt, ſondern auch gedacht, gefühlt, gelebt, gebetet, geſungen und geſprochen werden, als in welchem wir leben, weben und ſind. Darnach müſſen die Schulen geordnet und organiſirt ſeyn, und zu dieſem Organismus gehöret auch die bisher beſprochene Elementareinrichtung.

Ich füge nur noch eins hinzu. Hat das göttliche Wort des reinen Evangeliums ſich einmal in dem Herzen des Kindes feſtgeſetzt, und deſſen ganzes Weſen in Anſpruch genommen, wie es geſchehen muß; dann wird daſſelbe auch in dem folgenden Leben haften bleiben. Mögen auch weltliche Verbindungen und Lüſte es auf eine Zeitlang zurückdrängen, es wird in den meiſten Fällen wieder hervortreten und ſeine alte Stelle einnehmen. Es wird den Verführungen zum Unglauben und unheiligen Spöttereien, auch wenn dieſe auf eine Zeitlang den Sieg davon tragen, doch

einen geheimen Eckel oder verborgenen Stachel beimiſchen, die den Unglücklichen vor dem völligen Verſinken bewahren oder ihn retten werden. — Was in der Kindheit nicht blos mit dem Gedächtniß gelernt, ſondern auch gelebt und geübt wird, iſt faſt unvertilgbar, und tritt, wenn es in einem leichtſinnigen Leben untergegangen zu ſeyn ſcheint, oft plötzlich als ein warnender oder ſtrafender Engel hervor, dem Unbeſonnenen den Abgrund zu zeigen, dem er entgegen taumelt.

Noch eine andere Bemerkung möge dieſen Abſchnitt beſchließen. In den kleinern Bauer- und Dorfſchaften, deren es in Deutſchland ſo viele giebt, die ihren Prediger nicht in ihrer Mitte haben, ſondern dann nur unter ſich ſehen, wenn Amtsgeſchäfte ihn hinführen, iſt ein Schulmeiſter, dem ſein Amt, ſo wie jenem Böcker, am Herzen liegt, eine ſehr wichtige Perſon. Durch ſeinen Stand und Beruf von dem großen und kleinen Bauer und Arbeiter geſondert, gehört er deßhalb eben Allen an. Iſt er nun der rechte Mann, voll frommen chriſtlichen Ernſtes in Geſinnung und Leben, ſo wird er der Gemeine, wo er wirket, zu einem bedeutenden und wirkſamen Vorbilde werden. „In einem Zeitalter, ſage ich mit dem Verfaſſer der obbenannten Denkſchrift, worin ſo viel Leichtſinn, Vergnügungsſucht, Flatterhaftigkeit und oberflächliches Weſen herrſcht, ſind

Männer von dieſem ernſten gottesfürchtigen Charakter in der That Männer Gottes. Man kann auf ſie hinſchauen und es fühlen, daß es eine edlere Würde und Glückſeligkeit gebe, als des Leibes brauchen, weil er jung iſt, ſich mit Wein und Salben füllen und prangen mit Fröhlichkeit. (B. d. W. 1, 6. f.) In einem Zeitalter, wo noch ſo manche unwiſſende, unbeſonnene und leichtfertige Schullehrer ihr Unweſen treiben, geben uns Charaktere dieſer Art die wohlthätige Erinnerung, daß ein Lehrer ohne Ernſt im Denken und im Leben kein Salz der Erde ſeyn kann." — Daß die Gemeinen ſolche Männer Gottes wollen und wünſchen, leidet keinen Zweifel, eben ſo wenig, als daß ſie ihn verachten und unter den Dorfſauhirten ſetzen, wenn ſie nichts von ſolchem Ernſt und Würde an und in ihm wahrnehmen. — Eine Bauerſchaft holte ihren neuen Lehrer, welchen ſie für einen ſolchen hielten, auf deſſen Wort und Leben ſie hinſehen könnten, feierlich ein, und führte ihn mit dem Geſange des Liedes: Komm, o komm du Geiſt des Lebens ꝛc. in ſein geſchmücktes Wohnhaus. — Auswärtige Zeugen lachten oder lächelten und witzelten. Freilich, die Spötter ſahen nur, um mit Hamann zu reden, die hohle, nicht aber die gewölbte Hand. — Der Bauer, wenn er auch die Structur der Brunnen nicht demonſtriren kann, fühlt doch wohl, daß ihm die durchlöcherten waſſerloſen nicht nutzen können. —

Die Volksschule als Lehranstalt.

Daß die Volksschule eine Lehranstalt sey, und als solche die Bestimmung habe, die geistigen Anlagen der Jugend auszubilden und ihr gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten mitzutheilen, versteht sich von selbst, und folgt nothwendig aus dem Verbande, worin sie mit der Kirche steht. Die Kirche ist ebenfalls zum Theil eine Lehr- und Unterrichtsanstalt; sie hat den Beruf des Apostelamts: „gehet hin und lehret" fortwährend zu erfüllen, und setzet darum Erkenntniß- und Lernfähigkeit, also Unterricht und Ausbildung voraus. Das Wort Gottes kann nur wurzeln in einem „feinen, wohl vorbereiteten Herzen." Stumpfheit und Dummheit sind dem Evangelium nicht minder hinderlich und entgegen, als Verbildung und Verkünstelung. Es fordert ein einfaches klares Auge, als des Leibes Licht, fähig Leib und Leben zu erleuchten. So darf also die Kirche, eben so wenig als das Evangelium, das Licht scheuen, noch auch etwa eine zu große Erleuchtung ihrer Mitglieder fürchten, nur eine falsche hat sie zu fürchten und zu bekämpfen.

Diese falsche Erleuchtung hat, unter dem Namen der Aufklärung, der protestantischen Kirche mehr als alle Angriffe der Ungläubigen geschadet und ihre

Grundfeſten erſchüttert, und nicht minder auf die Volksſchule einen verderblichen Einfluß gehabt. Sie war anfangs ein fades leichtfertiges Witzweſen, das wir mit andern Seuchen von dem Auslande, beſonders durch ſeinen hochgefeierten Repräſentanten Voltaire, bekommen hatten. Ein Weltmenſch, wie je Einer, dabei mit ausgezeichneten Geiſtesfähigkeiten, beſonders dem ſeinem Volke eigenthümlichen leichtfertigen Witz, reichlich begabt, wandte er alles dieſes, verbunden mit einer meiſterhaften Darſtellungskunſt, dazu an, um den Glauben an alles Ueberweltliche zu vernichten. Scheinbar machte er die Blößen, welche die äußern Gebräuche ſeiner Kirche ihm darboten, zum Ziel ſeiner Angriffe; aber eigentlich war es auf alles, was Glauben und Erhebung über das Irdiſche heißt, beſonders auf das Chriſtenthum und die heil. Schrift abgeſehn; auf ihren Trümmern ſuchte und wußte er ſeine Ehre zu bauen. Als Voltaire — ſo erzählt Chamfort von ihm in ſeinen Werken — das Anſehn der Religion immer mehr verſchwinden ſah, ſagte er: das iſt ärgerlich; denn worüber werden wir uns künftig luſtig machen? O, tröſten Sie ſich, antwortete ihm Sabatier de Cabre, die Gelegenheiten werden Ihnen eben ſo wenig fehlen als die Mittel. — Ach, mein Herr, erwiederte V. mit ſchmerzlichem Ausdruck, „außer der Kirche kein Heil!“ — Auch in Teutſchland, wie in der ganzen Chriſtenheit, fand ſein Affen-

thum Beifall und Nachäffer die Menge; jedoch so, daß der Teutsche, den der französische Witz auf die Dauer anekelt und der, nach seiner angestammten Natur, nicht ganz ohne Gott seyn kann, nun seine eigene Vernunft vergötterte. Diese Vernunftvergötterung fand auch bald ihre ernste, man darf sagen, ächtteutsche und darum dem Franzmann stets unschmackhafte, Begründung in einer, wie es schien, alles zermalmenden Philosophie, die sich die kritische, die sichtende und richtende, nannte. Allen Respect vor diesem menschlichen Verstandesgebäude; aber Sara und Hagar können nimmer zusammen wohnen, eine muß in die Wüste. Sie war, wie jedes Philosophiesystem, so gut der Epikurer als der Stoiker, ein Erzeugniß der Zeit, und so mußte das Salz der Zeit, das thörichte Wort vom Kreuz, auch durch dieses Sieb hindurch, wie ein Kamel durchs Nadelöhr, und von diesem Richtstuhl sein Urtheil vernehmen. Nie ist das Evangelium schärfer bedrängt worden, als durch diese teutsche Vernunfterhöhung, obwohl auch sie ihr Gegengift mit sich trägt, und indem sie an die äußerste Gränze der Vernunft- und Verstandeswelt führt, entweder zu einer methodischen Tollheit und Verzweiflung, oder zur Umkehr führt.

Diese Philosophie nun lief wie ein Lauffeuer durch die teutsche Welt, und so erschien sie auch in den theologischen Hörsälen, in den Kirchen und auf den

Kanzeln. Es regnete Predigten und Katechismen „nach Kantischen Grundsätzen“; man wunderte sich nicht einmal darüber, ja sie fanden allgemeinen Beifall. Man ahnete nicht, daß mit Einführung dieser neuen Satzungen und Menschenlehre dem Evangelium der Stab gebrochen werde. Oder war es, da der Glaube verschwunden war in dem Diensthause und bei den Fleischtöpfen des neuen Aegyptenlandes, vielleicht nothwendig und heilsam, daß in der entchristlichten Wüste der gesetzgebende Verstand mit seinem steinernen Imperativ auftreten mußte, um das erstorbene Verlangen nach dem Gnadenstuhl wieder zu wecken? — Kurz, es hatte in der That den Anschein, als ob diese neue Gesetzlehre Christum verdrängen und das Leben der Kirche, folglich auch des Volkes, werden sollte. Prediger und Katecheten posaunten nur von dem Sittengesetz und der praktischen Vernunft, und wer etwas gelten wollte, mußte mit einstimmen. Für viele war es auch ein bequemer Weg, ihr Lichtlein leuchten zu lassen, die Altgläubigen zu bemitleiden und die eigene Weisheit an den Mann zu bringen.

Der Mensch als ein reines Vernunft- und Verstandeswesen kam dabei zu hohen Ehren. Alles, ja Gott selbst, wurde dem Menschen unter die Füße gethan. Man demonstrirte, daß man das Daseyn Gottes, oder eine sittliche Weltordnung, als ein Erfor-

derniß des Verſtandes, desgleichen eine Unſterblichkeit der Seele, als von Rechtswegen, annehmen d. h. folgern und gelten laſſen müſſe; man ſuchte mit einer Art von gutmüthigem Mitleid die Lehre Jeſu mit der kritiſchen Weisheit in Uebereinſtimmung zu bringen; erklärte das Gebet — verſteht ſich nach Kantiſchen Principien — wenigſtens das Dankgebet, welches Kant nur ausſchließlich und allerdings folgerecht, etwa als eine poetiſche Explesion oder abwechſelnde Stylübung der praktiſchen Vernunft geſtatten wollte — für eine nützliche Uebung u. ſ. w.

Daß dieſe Weisheit ſich nun auch der Schule, wie der Kirche zu bemächtigen wußte, zeigte bald die Erfahrung. Ich bekenne von mir ſelbſt, daß ich damals nichts beſſeres thun zu können glaubte, als im Schul- und Religionsunterricht die praktiſche Vernunft und das Sittengeſetz zu predigen, und die Bibel ihnen unterzuordnen, ſo gut es gehen wollte. Die Baſedowſche, Rochowſche und andere Schulweiſen jener Zeit wirkten in demſelben Geiſte, nur daß ſie mehr oder minder noch manches von dem faden und flachen Weſen der frühern Periode beibehielten. Alle ſtrebten dahin, dem Verſtande, oder der eigenen geſetzgebenden Vernunft, die Herrſchaft zu ſichern. Der edle und gutmüthige Peſtalozzi, dem vor allen die Noth des Volks zu Herzen gieng, meinte, gleichfalls von dieſem Geiſte ſeiner Zeit ergriffen, die Sa-

che selbst sey nur noch nicht recht organisirt und für die Jugend eingerichtet; ihn jammerte des armen verwahrloseten Volks, und er stiftete mit großen Aufopferungen seine Anstalt, als eine Musterschule. Ich habe ihn immer geehrt und geliebt, darum darf ich wohl über ihn urtheilen. Ich meine: er war ein Mann wie Cornelius, „der Hauptmann von der Schaar, die da heißet die Welsche, gottselig und gottesfürchtig und gab dem Volke viel Almosen und betete zu Gott“ (Apostg. 10, 1.) — aber, eins fehlte: „er vernahm nicht die Predigt, die Gott gesandt hat und verkündigen lassen den Frieden durch Jesum Christum.“ (V. 36.) — Mit andern Worten: er war nicht zur Erkenntniß des Evangeliums gelangt, und konnte also auch nicht auf den Gedanken kommen, durch dieses gegebene, vor jedermanns Augen, wenn auch unbeachtet, darliegende Ferment die Jugend eines christlichen Volkes zu durchsäuern und umzugestalten. Er that daher den Fehlgriff, daß er nur die „intensive Kraft“ des Menschen ins Auge faßte und darauf die ganze Bildung und Erziehung des Volks gründete; uneingedenk, daß man auch, wie Satanas, mit der größten intensiven Kraft ein Böse-wicht seyn könne. Dieser erste Fehl, ganz anti-Cornelisch, gehet durch sein ganzes System.

So suchte seine Methode nur die Seelenthätigkeit, besonders den Verstand, durch Anschauung,

Maaß und Zahl naturgemäß, wie er sagte, zu üben und zu steigern, und glaubte für das religiöse Bedürfniß durch unbestimmte Anregungen des Gefühls und Andachtsübungen hinlänglich gesorgt zu haben. Seine Weise, die er mit Eifer und Aufopferung betrieb, erregte, als ein ersehntes Abhelfungsmittel eines allgemein gefühlten Bedürfnisses, großes Aufsehen, und hatte auf das Volksschulwesen einen bedeutenden Einfluß, und wenigstens die heilsame Wirkung, daß dieses von neuem als ein wichtiger Gegenstand zur Sprache kam, und manche Schnarcher dadurch aus ihrem Schlafe gerüttelt wurden. — Aber, wie in der Natur, so scheinen auch in dem Gebiete des menschlichen Geistes Aufsehen und äußere Gebehrde und dauerhafter Bestand im umgekehrten Verhältnisse zu stehen. Das Licht kommt allmälig und das Saatfeld besamet sich in der Stille; Gewitter und Stürme gehen vorüber. Die Geschichte des Thurmbaues bewährte sich von neuem. Die Jünger des edeln Mannes überboten ihren Meister, bauten immer babelisch-höher, es fehlte nicht an Sprachverwirrung, und das Gebäude zerfiel früher als man dachte. Ich kann nicht umhin, einige Belege aus jener Zeit zu geben. — Einer der eifrigsten Anhänger und Verfechter der neuen Erziehungsweise behauptete: „daß, wenn nur die Aufmerksamkeit aller Säuglinge von den ersten Tagen ihres Lebens auf glänzende Punkte gerich-

tet würden, damit ſie die Geſtalt des Dreiecks feſt ergriffen, auf deſſen Vorſtellung alle Erkenntniß in der Welt beruhe, eine Verbeſſerung des menſchlichen Geſchlechts erfolgen würde, wodurch auch die moraliſchen Uebel verſchwinden müßten, welche die franzöſiſche Revolution hervorgebracht habe.“ (ſ. Götting. Anz. Nro. 32. 1804.) Ein Gegenſtück anderer, und zwar rein-praktiſcher Art liefert zu dieſem die Behauptung des Verfaſſers der „Notizen über die Erziehungsanlagen zu Hofwyl“, (1805) nämlich: „jede Vermehrung von Düngungsmitteln könne Menſchen zu Engeln erziehen helfen — und, man müſſe das Sammeln der Düngungsmittel, als das anſcheinend niedrigſte Geſchäft, mit dem höchſten, zu welchem der Menſch ſich erheben könne, mit der Andachtsübung in Verbindung zu bringen ſuchen.“

Was ſchadets, ich bin daran, Excerpte aus jener Zeit zu geben, nicht von Narren, ſondern von angeſehenen und für weiſe geachteten teutſchen Männern — was ſchadets, noch einige hinzuzufügen, damit man daraus den Stand der Sackuhren jener Zeit ermeſſen könne, wonach man die Weltuhr in weltlichen und geiſtlichen Dingen geſtellt wiſſen wollte. In der von einem Berliner Prediger herausgegebenen „Fragmenten zur Begründung einer beſſern Zukunft ꝛc.“ befindet ſich ein Aufſatz, der die Sitte der Chineſen, ihre Kinder auszuſetzen oder in den Fluß zu werfen, vertheidigt,

„weil ſolches das Heirathen erleichtere, gewiſſen unnatürlichen Mitteln, die der Bevölkerung nachtheilig werden könnten, wehre und die väterliche Gewalt ausdehne!“ (ſ. N. Allg. D. Bibl. 76. B. S. 511. –) Was Wunder, wenn ein anderer daſiger Geiſtlicher, ohne ſein Amt zu gefährden, behaupten durfte: „daß, weil der Glaube an überſinnliche Dinge auf erleuchtete Geiſter nur ſchwach wirken könne, die Religion ihre ungeheure Rolle auf dem handlungsvollſten Schauplatz menſchlicher Dinge, in der Mitte der neueuropäiſchen Menſchheit wahrſcheinlich mit dieſem Jahrhundert für immer ausgeſpielt habe.“ — Was Wunder, daß in einer Zeitſchrift, die den Namen „Euſebia“ führte, die Bemerkung (die, wahrlich nicht zum Lachen, Odilo in Theoduls Gaſtmahl S. 124. unſerer Kirche aufmutzt) ſich findet: „daß die Monogamie und das Verbot unehelicher Vermiſchung zu den Reliquien des Mönchthums müſſe gerechnet werden und auf blindem Glauben beruhe“ — und wenn ein Landesſuperintendent in ſeiner „Kritik der praktiſchen chriſtlichen Religionslehre“ ausſagt, daß „ein gemäßigter Genuß der ſinnlichen Liebe außer der Ehe eben ſo wenig unmoraliſch ſey, als in der Ehe, und daher nur deßwegen vermieden werden müſſe, weil er nach den Sitten der Menſchen, unter welchen wir leben, unanſtändig ſey und die Ausſchweifungen darin oft mit dem Verluſt der Ehre und Ge-

ſundheit gebüßt werden müßten!“ — Was Wunder endlich, daß Gott dieſe Verſtändler, da ſie nicht geachtet haben, daß ſie ihn erkenneten, alſo dahingegeben hat in ihre Narrheit und verkehrten Sinn, daß die Natur ihnen zu einer „ewig wechſelnden Mammuthsgeſtalt“, die Menſchheit zu einer „geſteigerten Schlammpotenz“, und die Gottheit ſelbſt zur „großen Null und zum Sauerſtoffgas“ geworden iſt! Dürft ihr Teutſche jenen Blutrath, welcher die Vernichtung Gottes, wie das Aufhören der Staaten, friſchweg decretirte, noch richten und verlachen, wenn in Eurer Mitte die Koryphäen Eurer Weisheit, Eure Weltweiſen und Eure Gottesgelehrten daſſelbe mit kühlerem Blute wagen, und, da ſie nicht decretiren konnten, Euch demonſtriren durften! Müßt ihr euch nicht in eurer Seele ſchämen, Ihr Genoſſen der freien evangeliſchen Kirche, wenn die andere, von welcher ihr ausgienget, euch nicht ohne Grund vorwirft, daß Ihr auf ſolchen Unfug und Frevelmuth Eurer Seelſorger nicht achtet, ſondern die Verhöhnung und Vernichtung Eures Glaubens und Evangeliums kaltſinnig ertraget! —

Lieber Leſer verzeihe, wenn Excerpte dieſer Art, deren Zahl und Abgeſchmacktheit unter der Benennung „einer tollgewordenen Weisheit dieſer Welt“, leicht um vieles geſteigert werden könnte, mich weiter geführt haben, als ſie vielleicht ſollten. Es ſoll damit eben ſo wenig der Verſtand, dieſe gute, mit Dank-

ſagung zu preiſende Kreatur Gottes, verwerflich gemacht werden, als die Hand verwerflich wird, wenn man das Fauſtrecht verdammt. Ich will nur, daß das Fauſtrecht des Verſtandes eben ſo wenig auf dem heiligen Boden der Kirche und des Glaubens herrſche, als das gemeine Fauſtrecht auf dem Boden des Staats. Ich will, daß der Verſtand, wie jede gute Kreatur, durch das Wort Gottes und Gebet geheiligt werde. (1 Tim. 4, 4. 5.) Ich glaube, darum rede ich.

Ich erkenne das reine, in und auf ſich ſelbſt gegründete, über die Vernunft und den Verſtand erhabene, die Vernunft und den Verſtand und das ganze Weſen des Menſchen heiligende, und, wie das Daſeyn alles Ueberſinnlichen, durch demüthigen Glauben an Gottes Offenbarung und Zeugniſſe zu erfaſſende Chriſtenthum — dieß erkenne ich für das höchſte Heil der Menſchheit. Ich glaube, daß, um einen lebendigen Gott, als den himmliſchen Vater und die Erfüllung des Sittengeſetzes, oder, was viel mehr ſagt, die Heiligung als Gottes Willen und des Menſchen Beruf zu erkennen, es der beſondern Offenbarung Gottes, wie ſie in der h. Schrift enthalten iſt, bedurfte, bedarf und immer bedürfen wird. Ich bin aber auch folgerecht überzeugt, daß durch Annahme der Vernunft, als des höchſten Princips und Richters des Glaubens und der Offenbarung, das Chriſten-

thum unfehlbar, soviel Menschen dagegen vermögen, zerstört und vernichtet werden muß. Ein kirchliches Symbolum, z. B. das apostolische, kann hier diese Vernunft nicht annehmen, selbst dessen ersten Artikel von der Weltschöpfung, als einer Gottesthat, muß sie folgerecht verwerfen, oder aber ihren Grundsatz aufgeben. Hält sie, wie sie ebenfalls folgerecht nicht anders kann und thut, die h. Schrift für ein Gemisch von Wahrheit und Irrthum, so die Geschichte Jesu für entstellt durch Wundersagen und Dichtungen; so muß sie, diese reine Vernunft, die alle Autorität verschmäht und nur die „reine" Wahrheit will — die, nach ihrer Behauptung, in Dichtung und Sagen gehüllte Autorität Jesu Christi und seiner Apostel, die allesammt sich auf diese Wundersagen und Thaten berufen, nothwendig und consequenter Weise verwerfen — sie kann höchstens, wie auch Manche thun, die ihr Brod von der Kirche haben — das Christenthum nur als eine vorübergehende Anstalt und Vorbereitung zur Herrschaft der sogenannten reinen Vernunft anerkennen. In diesem Sinne konnte ein Doctor der Theologie behaupten: „Christus sey leider unserer heurigen Exegese unkundig gewesen!" und ein Anderer: „der Apostel Paulus habe so geschrieben, wie etwa heutzutage ein ungebildeter Corporal oder eine Dienstmagd, und durch seine unbesonnenen Behauptungen die Laster der ersten Christen veranlaßt!"

Mich eckelt solches abzuschreiben. Aber warum soll man nicht die heimlichen Künste Satans aufdecken, womit er das Christenthum zu untergraben sucht! Soll es denn immer wahr bleiben, was Luther sagt: „Es findet sich, daß das Evangelium nicht heftigere noch wüthigere Feinde hat, denn eben die Geistlichen, hohen Schulen, Doctoren ꝛc., die es doch billig mit allem Fleiß fördern sollten.“

Ich gehe noch weiter, und behaupte, daß auch das Christenthum mit dem Verstandesgebäude der Moral, oder der sogenannten praktischen Vernunft folgerecht nicht bestehen könne. Diese Moral sucht ein Princip, ein für alle Gesinnungen und Handlungen gültiges Sittengesetz. Das biblische: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn ꝛc. und deinen Nächsten ꝛc.“ kann nicht dafür gelten. Denn es ist kein Vernunftgesetz, sondern vielmehr ein Glaubensgesetz — oder, so man will, ein Ideal; es setzt den Glauben voraus. Also zum Princip einer Vernunftmoral kann es nicht taugen, wenn man es buchstäblich, und nicht bildlich, nehmen will. Auch stellt die Moral Maximen und Grundsätze auf, nach welchen der Mensch durch sich selbst und durch eigene Kraft seine Gesinnungs- und Handlungweise bilden soll. Hier sind also nur solche Grundsätze gültig und anwendbar, wie sie die Philosophen aufgestellt haben: Handle der Natur gemäß — vervollkomme dich selbst — handle

ſo, daß deine Handlungsweiſe Maxime für Alle werden kann u. a. m. Ob der Menſch dahin gelangen könne, dieſe Maxime zu erfüllen, gehört nicht hieher und kann zugegeben werden, wie ja die Stypliten ihren Grundſatz: Verherrliche dich durch ein unbewegliches Stehen auf einer Säule! — trotz Sonnengluth, Wind und Wetter, dreißig Jahre lang und darüber treulich erfüllen, und bekanntlich die amerikaniſchen Wilden einem andern: Verſpotte und verlache deinen Feind, der dich in ſeiner Gewalt hat! auch unter den ſchrecklichſten Martern treu bleiben. Eben ſo wenig iſt die Frage davon, ob ſolche Willenskraft in dem Menſchen Achtung verdiene, oder ob ſie blos mit der natürlichen Kraft und dem Muth z. B. eines Löwen zu vergleichen ſey. Genug, der Menſch, der ſeine Maximen befolgt, bleibt Er ſelbſt, und was er gewonnen hat, hat er durch eigene Kraft gewonnen. Er kann hiezu ſich der Religion, der Idee eines Gottes oder einer ſittlichen Weltordnung bedienen, als eines Mittels zu ſeinem Zweck, obwohl auch dieſes die Philoſophie folgerecht, als eine Befleckung der reinen Tugend, die nur dem Imperativ des eigenen Sittengeſetzes huldigen ſoll, eigentlich nicht zugiebt. Auf jeden Fall dienet hier nur Gott, als Idee oder als Hülfsmittel, und kann entbehrt werden, ſobald der Menſch ſich ſelbſt — vergöttlicht hat. Und ſo will auch die Philoſophie keine Rückſicht auf Vergel-

tung — oder aber ſie fordert ſie von dem, dem Sittengeſetze dienenden und aus demſelben gefolgerten, Gotte; braucht alſo die Idee Gottes als ein Supplement der Sittlichkeit. Und auch dieſes iſt ganz folgerecht; mit ſolcher Sittenlehre kann das Chriſtenthum durchaus nicht beſtehen, denn dieſes nimmt einen ganz andern Weg. Nicht der Menſch, nicht das Sittengeſetz, ſondern Gott allein iſt das Höchſte und Erſte. Das Geſetz und Gebot des Chriſtenthums des alten Bundes ſowohl als des neuen, lautet: Du ſollſt lieben Gott deinen Herrn ꝛc. Aber wie kann ſolche Gottes- und Nächſtenliebe als Geſetz geboten werden? — Kann man Liebe, ein inneres Leben, gebieten oder durch Reflexion erzwingen? Der Apoſtel ſagt, man könne alle ſeine Habe den Armen geben und ſeinen Leib brennen laſſen und doch ohne Liebe ſeyn. Aber es iſt auch kein Moralprincip und kein Sittengeſetz noch kategoriſcher Imperativ; ſondern ein Geſetz, dazu geſetzt, daß „die Sünde ſündiger werde", daß der Menſch erkenne: daß er es nicht erfüllt habe, noch aus ſich ſelbſt erfüllen könne.

Alſo das hat der Menſch von dem Geſetze und dahin ſoll es ihn führen, daß er die Unmöglichkeit einſieht, es zu erfüllen, und nach einem andern Zuſtande als nach dem des Geſetzes verlange. Dieſes Verlangen iſt kein anderes, als das Verlangen nach Befreiung von der Sündhaftigkeit und Gottesferne,

welche eben das Gesetz darthut und bezeuget. Das Gesetz kann jene Erlösung nicht geben, es fordert nur, es dringet und zwinget, oder drohet, ja, wie die Schrift sagt, es tödtet. Also ist das Gesetz kein Leben, sondern hemmt das Leben, hebt es auf, steht außer und über dem Leben. Das Gesetz kann eben so wenig ein Leben in Gott, Liebe Gottes von ganzem Herzen, erzeugen, als die Kenntniß aller grammatischen, prosaischen und poetischen Kunstregeln eine Ilias oder Messiade hervorbringen wird.

Soll also das innere Leben ein wahres Leben, ein freies göttliches seyn, so muß es von dem Zwange des Gesetzes befreit und über das Gesetz erhoben werden. Ein solches Leben aber ist nicht das der sich selbst Gesetze und Maximen gebenden und mit diesen sich spornenden Vernunft, sondern das Leben im Glauben, in dem bestimmten Glauben an das Evangelium. Dieses hebet das Gesetz auf — auch das Gesetz: Du sollst lieben Gott deinen Herrn ꝛc. und deinen Nächsten als dich selbst — welches selbst die Philosophen, wenn sie etwa unter Gott ihre Tugend verstehen wollten, als das umfassendste anerkennen müssen — hebet es, als Gesetz, auf; und zwar dadurch, daß es ein ganz neues anderes Verhältniß des Menschen zu Gott — nicht als dem Herrn, sondern als dem Vater, begründet und erzeuget.

In dieſem innigen ganz neuen Verhältniſſe und Bunde, worin das Leben des Menſchen ein Leben im Glauben wird (Gal. 2, 19. 20.), höret das Geſetz, als ſolches, auf; ein höheres, inneres Princip und Leben tritt an deſſen Stelle; nämlich die Liebe, dankbare freudige kindliche Liebe wird des Geſetzes Erfüllung. Alſo das Evangelium verſetzet den Menſchen in das allereinfachſte, menſchlich-natürlichſte, und eben darum auch erſte und göttlichſte Verhältniß zu Ihm, der den Menſchen zu ſeinem Bilde erſchuf und von ſeinem Odem ihm einhauchte. Dieſes iſt das Verhältniß des häuslichen Lebens, des Vater- und Kinderſtandes, — das vollkommenſte Abbild ſowohl der Majeſtät als der Liebe des Schöpfers. In dem häuslichen Leben, im Vater- und Kindesbunde, waltet und herrſchet nicht das Geſetz, es gehört, als ein äußeres, gar nicht hinein, ſondern tritt nur dann richtend und ſtrafend hervor, wenn dieſer Bund gebrochen und das Verhältniß geſtört wurde, und das höhere Leben des Glaubens und der Liebe verſchwand. Wenn den Kindern das Geſetz: Du ſollſt Vater und Mutter ehren! verkündigt werden muß; ſo iſt dieß eben ein Beweis von der Erſtorbenheit des innern höheren Lebens und Bundes. Und ſo iſt überhaupt jedes Geſetz, ſobald es als ſolches hervortritt, Zeugniß eines erſtorbenen oder krankhaften Lebens. „Nicht dem Ge-

rechten, sondern den Ungerechten und Ungehorsamen ist das Gesetz gegeben worden; und, welche der Geist regieret, die sind nicht unter dem Gesetze", sagt der Apostel.

Das Evangelium nun will, wie schon dessen Name andeutet, den Menschen zu diesem höheren Leben über dem Gesetze erheben, also daß das Gesetz ihm nicht mehr als ein solches, sondern als väterlicher Gotteswille erscheine. Es will ihn aus dem Stande des Gesetzes und der Werke in den Stand der Gnade, der Kindschaft und somit der Liebe und Heiligung, mit einem Worte, in sein ursprüngliches göttliches Verhältniß und Leben versetzen.

So wie das Gesetz und die Gesetzesanstalt von dem heiligen Gott ausgegangen ist; so mußte auch die Gnadenanstalt, die Offenbarung: daß Gott die Liebe ist, das Wort der Versöhnung, von Gott ausgehen. Es ist geschehen; denn also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung, wodurch er uns ermahnet: Lasset euch versöhnen mit Gott. — Hier ist das neue Leben. Gott ist Vater, der Mensch, der unsichtbare, im Leibe wohnende, Mensch ist sein Ebenbild und Kind, zeitlich und ewig.

ſein Kind. Eben ſo wenig als es für den Vater im Himmel ein Geſetz giebt, eben ſo wenig für ſein Kind auf Erden. Die innere Kindſchaft bedarf nicht des äußern Geſetzes; das Geſetz iſt nur Zuchtmeiſter, ſo lange die Kindſchaft uns fehlt. In dem Leben des Glaubens hört das Geſetz auf, und die Liebe iſt das Band der Vollkommenheit.

Freilich muß auch dieſes höhere Leben, wie das ſinnliche, in jedem Einzelnen beginnen und ſich bilden und geſtalten. Zwar gehet es, wie alles Licht und Leben, von Gott aus, aber es bedarf darum nicht weniger der Selbſtthätigkeit des Menſchen. Jeder Menſch muß, mehr oder minder, den mühſeligen Weg machen, den die Menſchheit bis zu ihrer Verherrlichung durch das Evangelium an Gottes Hand und unter ſeiner Leitung, wie das Volk Iſrael, oder, ohne Gottes Leitung auf eigenen Wegen, wie das Heidenthum, gemacht hat. Erſtere erkannten und empfanden die Unzulänglichkeit und den Druck des Geſetzes, letztere, die Nichtigkeit ihrer irdiſchen Weisheit. Solches führte jene und dieſe zu dem Evangelium, als „einer Kraft Gottes ſelig zu machen Alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen.“ — Alſo muß von jedem einzelnen Menſchen des Geſetzes Kraft zum Tode und deſſen Ohnmacht zum Leben, ſo wie der eigenen Weisheit Finſterniß und Irrthum, erkannt, angeſchaut und em-

pfunden werden, bevor das neue Leben des Evangeliums in ihm aufgehen kann. Oder, mit andern Worten, — da er, der jetzige christliche Mensch, in der Erfüllung der Zeit unter dem Evangelio geboren ist und aufwächst, muß er, je mehr das von Kindheit an ihm mitgetheilte Licht des Evangeliums ihn erleuchtet, um so mehr in diesem Lichte jene Finsterniß erkennen und empfinden; es fühlen und erkennen, daß nur in dem Glauben das Leben ist, aber ohne den Glauben der Zorn Gottes über ihm bleibet. Das Evangelium ist Wahrheit und Licht; nur in seinem Lichte erkennen wir unser eigenstes Wesen und unsere wahre Gestalt; also sowohl unsere ursprüngliche göttliche Würde, als nach und zu dem Ebenbilde Gottes erschaffen, als auch unsere Entfernung von diesem Lichte, unsere Armuth, Knechtschaft, Erniedrigung.

Sind wir dahin gelangt, so kann es uns weder zu groß noch zu klein dünken, daß das ewige, uranfängliche Wort, durch welches alle Dinge geschaffen sind — Fleisch, Mensch ward und voll Gnade und Wahrheit unter Menschen erschien und wohnete. Die lebendige Erkenntniß dieser Offenbarung Gottes demüthigt den Menschen eben so sehr, als sie ihn erhebt und erheben soll. Sie zeuget von der einen Seite von dem tiefen Verfall des Menschen, von der Befleckung seines Fleisches und Geistes durch die Sünde, von der andern beweiset sie theils seine ur-

ſprüngliche göttliche Würde (ſeine göttliche Abkunft und Geſchlecht), theils die Fähigkeit der Erneuerung und Wiederherſtellung zu dem Ebenbilde Gottes. — Das erſte, die Abgrundsnatur der Sünde, als einer Gottesfeindſchaft, und ſeine eigene Sündhaftigkeit, als Abtrünnigkeit und Trennung von Gott, alſo ſeinen unſeligen natürlichen Zuſtand, muß zuvörderſt der Menſch in dem Lichte Gottes erkennen. „Er muß untergehen, ſagt Luther, in allen ſeinen Kräften, Wirken und Weſen, alſo daß nichts übrig bleibt, als ein elender, verlaſſener Sünder; dann kommt die göttliche Hülfe und Stärke, und das Finſtere wird, wie Hiob ſpricht, ein lichter Morgen.“ Dieſe Selbſterkenntniß vor dem Angeſicht des heiligen Gottes iſt die wahre Demuth. In ihr liegt, wie in dem verweſenden Saamenkorn, und aus ihr entwickelt ſich, wie aus dieſem, der Keim des neuen göttlichen Lebens. Die Demuth ſucht nicht in ſich ſelbſt Hülfe und Rettung, ſondern wendet ſich zu der Quelle des Lichts und aller guten Gaben. Wer mit Gott ſuchet, der findet, wer vor Gottes Thür anklopfet, dem wird aufgethan. Kommt her zu mir, ſpricht das Evangelium, ihr Mühſeligen, ich will euch erquicken, bei mir ſollt ihr die Ruhe finden für eure Seelen, wonach ihr euch ſehnet. Das Evangelium aber iſt nichts anders, als die Offenbarung der ewigen unendlichen Vaterliebe Gottes in der Menſchwerdung ſeines ein-

gebornen Sohnes; eine göttliche Anſtalt, wodurch wir Befreiung von der Sünde, Wiederherſtellung des göttlichen Ebenbildes in uns (Gerechtigkeit), und Friede und Freude in dem heiligen Geiſt für Zeit und Ewigkeit erlangen ſollen. Jeſus Chriſtus iſt der Mittler und das Haupt dieſes neuen Bundes, des Himmelreichs. Es iſt ein Gott, und ein Mittler zwiſchen Gott und dem Menſchen, nämlich der Menſch, Chriſtus Jeſus ꝛc. (1 Tim. 2, 4. 5.)

Da dieſes evangeliſche Reich ein unſichtbares, geiſtiges iſt, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß wir nur durch den Glauben daran Antheil haben können. Der Glaube aber iſt nicht blos Erkenntniß, oder ein Fürwahrhalten aus Gründen der Vernunft, ſondern ein inneres zuverſichtliches Leben, eine innere lebendige Gotteskindſchaft. Anfangs ein Ergreifen des Evangeliums, darnach eine immer wachſende Befeſtigung in demſelben. Daß der Menſch dieſes Glaubensleben, wie alles Leben, nicht, um mit dem Täufer zu reden, von ihm ſelber nehmen könne, ſondern daß es ihm müſſe gegeben und geſtärkt werden vom Himmel, verſteht ſich auch von ſelbſt, und iſt eben ſo natürlich, als unſer irdiſches Leben des ſteten Zufluſſes von oben bedarf, Licht, Luft, Wärme und Alles. Aber deshalb verhält ſich der Menſch nicht leidend, ſondern er lebt im Glauben, in einer erhöheten göttlichen Vernunft, in einer Gottesnähe und gei-

stigen Welt, die der natürliche Mensch, dem Gott nur Idee, Gedanke, Wort, ist, nicht vernimmt noch vernehmen kann. Weit entfernt also, daß dieses höhere Leben ein müßiges und unthätiges sey, ist es vielmehr ein um so thätigeres, je höher der Gläubige steht, und je mehr er seinen Beruf erkennt, sich selbst, sein irdisches zeitliches Leben, sein Thun und Leiden, sein ganzes Herz, Seele, Gemüth und alle seine Kräfte mit diesem höhern Leben in Uebereinstimmung und vollen Gleichklang zu bringen; kurz, sich selbst und Alles andere, bis auf das Gras, das heute blühet und morgen in den Ofen geworfen wird, gleichsam in diese höhere Welt zu versetzen und in ihrem Lichte zu heiligen und zu verklären. Darum ist auch das Gebet von diesem Glaubensleben unzertrennlich, ja demselben so natürlich, wie das Bitten und Danken eines Kindes an seine Eltern im häuslichen, oder wie das Wünschen und Arbeiten im gewöhnlichen Leben. Es ist ein Hinaufreichen in die höhere Glaubenswelt, in den Himmel, um von dort Kraft zu empfangen im Kampfe mit der niedern Erdenwelt, ein Ergreifen der Vaterhand Gottes in dem Namen Jesu Christi, und, als Danksagung, ein Erguß kindlicher Freude im Gefühl der Nähe dessen, der die Liebe und der Brunnquell aller guten und vollkommnen Gaben ist. In dem Gebete und durch dasselbe „schmeckt der Gläubige, um mit dem Apostel zu reden, das gütige Wort

und die himmlische Gabe Gottes, empfähet Kräfte der zukünftigen Welt, und wird theilhaftig des heiligen Geistes."

So wächst nun dieses höhere Leben des inwendigen Menschen unter „dem Gnadenhimmel, der über dasselbe gezogen ist, und in dem Glanze der Sonne der Gerechtigkeit, und der Mensch wird von Tage zu Tage erneuert nach dem Ebenbilde Gottes in Jesu Christo, von einer Klarheit zu der andern. Der Glaube — oder (damit man nicht, nach teutscher Art und Unart, trenne, stückle und tödte, was eins ist), das innere Glaubensleben ist und wird je länger je mehr Hoffnung, ist und wird Liebe, ist und wird Heiligung. Die Sünde erscheint nun dem erneuerten Menschen in ihrer wahren Gestalt und Abgrundsnatur, als „Gottesfeindschaft und Satanswerk, als Geistes- und Leibesbefleckung und Brandmal im Gewissen." Nun genügt ihm nicht mehr „die Lumpenwäscherei der Moralisten und daß er hie und da ein Werk stücke und tröpfle" (Luthers Worte); sondern er sucht den ganzen alten Menschen mit allen seinen Gebrechen aus sich hinwegzuschaffen und sich im Geiste seines Gemüths zu erneuern und den neuen Menschen anzuziehen nach dem Ebenbilde Gottes. „Der Glaube ist der Sauerteig, das Mehl liegt in der Arbeit, bis jener sich ganz durch und durch gearbeitet hat."

Je mehr nun dieſes Glaubensleben fortſchreitet und ſich vollendet, um deſto mehr tritt der Zuchtmeiſter, das Geſetz, zurück; es hat ſein Amt erfüllt und darf in dem göttlichen Hausleben, unter den Hausgenoſſen des Vaters, nicht ferner als ſolches erſcheinen. Hier waltet nur die Liebe; ſie iſt des Geſetzes Erfüllung. „Dein Wille, o Vater, geſchehe auf Erden wie im Himmel“ — iſt der Sinn und das Streben der Himmliſchgeſinnten; die Gebote Gottes des Herrn ſind ihnen ein liebevoller Vaterwille geworden; ihre ewige Gültigkeit erſcheint ihnen, von der Liebe des Vaters umleuchtet, um ſo mehr in einem himmliſchen Lichte; die Kinder trachten gleichſam des Vaters Wohlgefallen ihm an den Augen abzuſehen, und ſomit göttlicher Natur theilhaftig und wie der Vater im Himmel vollkommen zu werden. Das Geſetz des Herzens in dieſem neuen Leben und Bunde lautet nun: „So ſeyd nun Gottes Nachfolger, als die lieben Kinder und wandelt in der Liebe gleich wie Chriſtus uns hat geliebet und ſich ſelbſt dargegeben für uns zur Gabe und Opfer.“ (Eph. 5, 1. 2.)

Aus dieſen Bemerkungen ergiebt ſich die Verſchiedenheit der beiden „Wege“ (Apoſtg. 24, 14.), von welchen wir reden, des evangeliſchen, auf welchem man vor dem Angeſicht des in Chriſto geoffenbarten Gottes und Vaters wandelt und ihm ſich zu nahen ſucht, und des philoſophiſchen, wo man aus eigener

Vernunft und zum Behuf eigener Gesetzgebung sich einen Gott schafft, oder, nach dem Kunstausdruck, construirt. Die Unvereinbarkeit derselben liegt am Tage. Wo man, wie nur zu oft geschehen, in den christlichen Unterricht auf der Kanzel oder in der Schule sie zu verschmelzen gesucht hat, da giebts neue Lappen und altes Kleid, nichts aus einem Stück; es ist Selbsttäuschung oder ein erkünsteltes Scheinwesen, in welchem nicht Christus herrschet, sondern dem Gesetz des Verstandes unterthan wird. Demnach kann in der christlichen Kirche, welche auf den einigen Grund, Jesus Christus, gebauet und deren Gebiet, Ziel und Streben das Reich Gottes, das Reich des Glaubens, der Hoffnung und Liebe ist, und folglich auch in der Volksschule, als ihrer Pflanzstäte, jene Lehre und Satzung durchaus nicht geduldet werden, noch mit derselben bestehn. Bei rechtem Lichte besehen, ist diese Gesetzlehre in ihrem innersten Grunde keine andere, als die philosophisch aufgestutzte Gesetz- und Werkheiligkeit der Pharisäer und des Pabstthums, welche erstere Christus und die Apostel, letztere die Reformatoren bekämpften. „Also hörst du, sagt Luther, daß nicht seyn kann, neben Gottes Wort ein anderes lehren, neben seinem Licht ein anderes anzünden; ist gewißlich ein Irrwisch und Irrthum."

Frägt man, wie das bisherige zu der Aufschrift des Abschnitts passe, so gestehe ich gern, daß ich

abermals die Feder habe gehen laſſen, wie die Zunge im Geſpräch. Indeß wird der Leſer doch daraus vermerken, daß ich damit den Stand der evangeliſchen Kirche und Schule, theils wie er war oder iſt, theils wie er ſeyn und nicht ſeyn ſoll, habe bezeichnen wollen. Sind beide, verbunden mit einander, eine Anſtalt zur Beförderung des beſtimmten chriſtlichen Glaubens und eines damit nothwendig verbundenen chriſtlichen Lebens; ſo müſſen doch wohl vor allen die Offenbarungsurkunden, worauf jene ſich gründen, die höchſte Autorität haben, indem alles, was dieſe Autorität ſchwächt, die Anſtalt ſelbſt entzweiet und zerſtört. Es darf folglich in der Volksſchule, eben ſo wenig als in der Kirche, kein Unterrichtsſyſtem Raum finden, welches der Vernunft die höchſte Stelle anweiſet, und ſie zur Quelle der Wahrheit und Richterin der Offenbarung zu machen ſucht. Der in Chriſto Jeſu offenbarte Gott, Vater, Sohn und heiliger Geiſt, muß obenan ſtehen über Verſtand und Vernunft, über Geſetz, Willen und Gewiſſen, und Gottes Wort und Offenbarung muß als Wort Gottes, als das einige und höchſte Licht gelten.

Um dieſes Wort Gottes zu faſſen und zu verſtehen, dazu bedarf es des Unterrichts, und der Uebung und Ausbildung aller geiſtigen Vermögen des Menſchen, des Verſtandes, der Vernunft, des Gefühls, des Gewiſſens und der Willenskraft. Ja es bedarf

dieſer Ausbildung um ſo mehr, je höher und tiefer das Wort und die Weisheit Gottes in ſich ſelbſt iſt. Es iſt Abgeſchmacktheit und Unſinn, wenn Schwärmer behauptet haben, das Chriſtenthum bedürfe der Geiſtesbildung nicht, oder ſie ſtänden gar in Widerſpruch gegen einander. Die Schrift fordert, daß wir ſollen Kinder ſeyn an der Bosheit, nicht aber an Verſtändniß, ſondern vollkommen an Verſtändniß, und einfältig aufs Böſe, aber weiſe aufs Gute; es fordert erleuchtete Augen des Verſtändniſſes und verbindet Erkenntniß und Glauben. Iſt nicht die chriſtliche Kirche die Mutter und Stifterin der Schulen und Unterrichtsanſtalten zur Bildung und Uebung des geiſtigen Menſchen, und beweiſet ſie nicht dadurch, daß ſie ſolche will? Wer hat je den Schulen und dem Unterricht in allem Wiſſenswürdigen kräftiger das Wort geredet, als Luther und die Reformatoren? Und darin eben bedurfte es der Reformation, weil Erkenntniß, Unterricht des Volks und der Jugend, Schulen und Lehranſtalten verfallen waren.

Aber es iſt ein Unterſchied zwiſchen Erkenntniß und Erkenntniß, zwiſchen weltlicher und chriſtlicher Bildung. Die chriſtliche Bildung und Weisheit beginne damit, womit alle menſchliche Weisheit, wenn ſie anders ihren Weg und ihr Ziel redlich verfolgt, nothwendig endet, nämlich mit dem Sokratiſchen Wiſſen, daß wir nichts wiſſen. Damit begann auch

die thörigte Predigt vom Kreuz mitten unter den Schätzen griechiſcher und römiſcher Weisheit, und nur diejenigen, die ſich hier am Ende fühlten, nahmen das Wort auf mit Freuden. Die Folge davon war, daß ſie ihre natürliche Weisheit, ſo fern ſie Irrthum und Lüge war, aufgaben, dagegen der Altar des unbekannten Gottes ihnen in einen Wegweiſer zu dem Lebendigen verwandelt, und die ahnenden Ausſprüche ihrer Poeten zu himmliſcher Wahrheit verklärt wurden.

Alſo walte und herrſche in der Volksſchule das Wort Gottes, das Evangelium, als das Höchſte, wie es iſt und ihm gebühret. Es trete überall hervor, als das höchſte Ziel, zu welchem Alles andere führen ſoll! Es erſcheine als der himmliſche Leitſtern in allem menſchlichen Wiſſen, Thun und Können, — als „das Zeugniß des Herrn“ das die Seele erquicket, das Herz erfreuet, die Albernen weiſe macht und die Augen erleuchtet.“ So durchdringe, leite und heilige es das Leben der Volksſchule, ſowohl in ihren Uebungen und Unterricht zur Bildung des geiſtigen Vermögens und des Wiſſens der Kinder, als auch zur Erlangung und Erlernung gewiſſer Fertigkeiten, welche wir die Arbeit der Schule nennen möchten. Zu dem letztern zählen wir den Unterricht und die Uebung im Leſen, Schreiben und Rechnen. Zu dem erſtern den Unterricht in der chriſtlichen Lehre,

in der heiligen und weltlichen Geſchichte, in der Naturkunde und Länderkunde und was dazu gehört, und in der Mutterſprache; der Geſangunterricht möchte zwiſchen beiden in der Mitte ſtehen. — Wir wollen nun hierüber unſere Anſichten mittheilen.

Chriſtliche Lehre und Unterricht.

In einer oben ſchon angeführten alten Schulordnung vom Jahr 1720 heißt es gleich zu Anfang: „Der Schullehrer ſolle allezeit den Zweck aller Information vor Augen haben, daß nämlich das Reich Gottes in den Kindern aufgerichtet, das verlorene Ebenbild wieder in ihnen hergeſtellt und ſie je mehr und mehr ihrem Heilande, nachdem ſie ihn im Glauben ergriffen, in allen ſeinen Tugenden ähnlich werden mögen.“ Ich weiß die Hauptbeſtimmung der chriſtlichen Volksſchule mit keinen beſſern Worten auszudrücken, und werde mich deßhalb auch in dieſem Abſchnitte vorzüglich an dieſe alte mir zufällig zu Händen gekommene Schulordnung halten. Wirft man ihr das Alter vor, ſo antworte ich: Das Evangelium iſt noch älter, und dahin müſſen und wollen wir ja doch zurück, und dahin ſoll und muß die Schule wir-

ken, daß das Reich Gottes in den Kindern aufgerichtet werde. Und dazu gehört nothwendig und zuvörderst Erkenntniß des Evangeliums, und, um diese zu erlangen, der Unterricht.

Man hat in neueren Zeiten an vielen Orten den Schullehrern den Unterricht im Christenthum genommen und ihn allein den Predigern zugetheilt, oder erstern blos die mechanische Einlernung des Katechismus übertragen. Gewiß aus keinem andern Grunde, als theils weil man die Mehrzahl der Schullehrer für untüchtig zu diesem Unterricht erkannte, theils weil man von vielen eine unzeitige Einmischung ihrer eigenen Weisheit und Verständelei und somit Entstellung der evangelischen Wahrheit mit Recht befürchtete. Man übertrug ihnen dagegen, gleichsam zum Ersatz oder im Gefühl, daß die Religionslehre doch in die Schule gehöre, den Unterricht der biblischen Geschichte. Aber gehört denn nicht auch hiezu Erkenntniß des Evangeliums, und ist nicht selbst die Geschichte die Grundlage, ja Wesen der Offenbarungen Gottes? Ist hier geringerer Nachtheil zu besorgen? Ein in mancherlei Wissen wohlerfahrener Schullehrer lehrte in meiner Gegenwart die Kinder beim Vortrag der Geschichte, Abraham habe sich „eingebildet“, daß Gott ihm befehlen, seinen Sohn zu opfern. — Wie das Eine, so verstehn sie auch das Andere nicht, und so müßte ihnen beides genommen, oder beides übertra-

gen werden; die Schullehrer müſſen nicht blos die bibliſche Geſchichte lehren, ſondern auch in der chriſtlichen Lehre unterrichten. Freilich möchte man beſonders in dieſer Hinſicht mit Luther ſagen: „Wir haben nur nicht die Perſonen dazu, darum traue ich es nicht anzufahen, ſo lange bis unſer Herr Gott Chriſten macht.“ — Aber unſer Herr Gott wird ſie nicht machen, wenn wir, beſonders die Vorſteher und Diener der Kirche, unbekümmert um den Schaden Joſephs, die Hände in den Schooß legen. Freilich müſſen unſere Bildungsanſtalten für Schullehrer zuvor wahrhaft chriſtliche ſeyn und das oben angegebene natürliche Verband der Kirche und Schule, des Pfarrers und Schullehrers herſtellet werden; mit einem Worte, es muß wieder Salz in Kirche, Schule und das Chriſtenvolk kommen. In der Schule, in den Kindern muß dieſes Salzen beginnen, will man der Fäulniß wehren.

Das Chriſtenthum iſt Erkenntniß der Wahrheit. Wie ſollen ſie glauben, von dem ſie nicht gehört haben, und wie ſollen ſie hören ohne Unterricht? Dieſer Unterricht — dieſes Hinrichten und Hinwenden auf die Wahrheit kann nicht zu früh beginnen. Sobald der Menſch für menſchliches Wort und Rede empfänglich iſt, iſt er es auch für Gottes Wort; — „wer Ohren hat, der höre!“ — er kann nicht zu frühzeitig darauf merken lernen. Zwar ſoll in unſerer Schule das

oben dargeſtellte kirchliche und religiöſe Leben beſonders dazu beſtimmt und geeignet ſeyn, das Ohr zu wecken, den inwendigen Menſchen und das religiöſe Gefühl anzuregen und zu beleben. Aber dieſes reicht nicht hin, es fordert ſeine Begründung in dem Erkenntnißvermögen, alſo ſeine beſondere Unterweiſung.—

Eine Hauptſache iſt hier, wie bei jedem Unterrichte, daß das Kind ein lebendiges Intereſſe dafür empfange, und hier glaube ich mich auf die Erfahrung berufen zu dürfen, daß Kinder an keinem Unterricht ſo viel Freude haben, als eben an dem chriſtlichen, wenn er auf rechte Weiſe ertheilt wird, ſo wie keine Geſchichte ſie ſo intereſſirt, als die heilige. Um ſo mehr hat der Lehrer dahin zu ſehen, daß dieſer Unterricht den Kindern nicht verleidet, d. h. daß er nicht auf gemeine Art und Weiſe, wie man ſagt, „getrieben“ werde.

Der Gegenſtand der Unterweiſung iſt Gott, Gottes Geheimniß und Offenbarungen, und fordert alſo zunächſt Glauben, gläubiges Hören. Dieſes braucht man von Kindern nicht erſt zu fordern; iſt ja die Entwickelung ihres ganzen geiſtigen und ſinnlichen Lebens auf den Glauben gegründet und hingewieſen; ſie bringen ihn mit aus dem elterlichen Hauſe; er iſt das Element der Schule, ſo wie aller Erziehung und Bildung. So liegt auch dem Kinde der höchſte Glaube viel näher, als dem Erwachſenen, der in dem

gewohnten Wahn seines Sinnen-, Erfahrungs- und Verstandeslebens die Erscheinung für das Wesen, den Buchstaben für den Geist und die Form für die Sache hält. Ein neuer Beweis, daß der religiöse Unterricht und das Leben in und zum Glauben nicht zu früh beginnen könne, und in der Schule beginnen müsse. Es versteht sich von selbst, daß es auch hier, wie bei aller Belehrung, einer durch Alter und Fassungsfähigkeit bedingten Stufenfolge bedürfe.

Der Religionsunterricht muß, möchte ich sagen, häuslich beginnen und allmälig fortschreiten zum kirchlichen. — Der Hausvater und die Mutter belehren anfangs ihre Kinder gelegentlich und bei besondern Veranlassungen; so wie aber der Knabe oder das Mädchen heranwächst, belehrt jener den Sohn umständlicher über seinen Landbau, die Mutter das Töchterchen über die Hauswirthschaft. Nur daß sie stets als des Hauses Kinder sich erkennen und benehmen, liegt den Eltern immer am Herzen. — Also sollen auch die Schulkinder zuerst und immer inne werden und inne seyn, welchem göttlichen Hausbunde sie angehören. Sie sollen erfahren, daß ihrer das Himmelreich und daß Jesus Christus der Heiland dazu in die Welt gekommen ist, sie hereinzuführen.

Darum sollen die Kinder zunächst erkennen und empfinden, daß sie Menschen sind, Wesen, in göttlicher Gestalt und zum Bilde Gottes erschaffen, aber

welche die Gottesgestalt und Ebenbild verloren haben. Also sage ich mit meiner hundertjährigen Schulordnung §. 1. „Der Schulmeister soll zuvörderst die Kinder auf die Erkenntniß ihres tiefen Verderbens, darinnen alle Menschen von Natur stecken, dergestalt führen, daß sie an ihnen selbst finden und begreifen können, wie sogar keine rechte Erkenntniß Gottes, keine Furcht noch Liebe Gottes, noch Vertrauen auf Gott, keine Geduld, Demuth, Sanftmuth, noch einige wahre Tugend von Natur in einem Menschen, sondern sein Verstand in göttlichen Dingen verfinstert, sein Wille zum Guten untüchtig und zum Bösen geneigt sey, und seine Begierden nach zeitlichen irdischen Gütern, Ehren und Lüsten gehen ꝛc." Das ist der Anfang der Bibel und aller Gottesoffenbarung, so sey und bleib' es der Anfang, auch in der Schule, und vor allen in der Schule! Die Kinder haben nicht weit zu gehen, sondern nur in ihr eigen Herz und Wesen. Sie haben ein Gewissen, und in demselben den Anfangspunkt (das punctum saliens) des innern Sinns für göttliche Dinge und für die höhere Welt. Freilich ist es nur ein dunkles Gefühlsvermögen für das, was recht und unrecht ist; gleichsam ein Instinct, dem zerrütteten und entarteten inwendigen Menschen zum Ersatz so beigegeben, wie dem verstandlosen Thiere statt des Verstandes die Kunsttriebe. Aber bei dem Allen wirkt

es mit wunderbarer Sicherheit und Gewißheit. Man befrage, wie ich oftmals gethan habe, unbelehrte, unwissende Kinder über das Rechte und Unrechte in noch so vielen Fällen, und sie werden jedesmal, auch wo es ihren Handlungen und Neigungen durchaus widerspricht, richtig: Recht oder Unrecht! antworten. Im Leben aber giebt das Gewissen sich kund als Gefühl des Unrechten und der Schuld bei bestimmten Fällen und Thatsachen; jedoch hält es auch gar nicht schwer, im Allgemeinen dieß Schuldgefühl in den Kindern zu wecken, und aus ihren eigenen Geständnissen, und dem Gefühl der Uebereinstimmung ihres innern Gesetzes mit dem göttlichen sie zur Erkenntniß ihrer Verderbtheit und Sündhaftigkeit zu führen. Dieß heißt, sie zur Erkenntniß der Wahrheit leiten: „daß wir des Ruhms (der ursprünglichen Herrlichkeit) ermangeln, die wir vor Gott haben sollen"; eine Wahrheit, ohne welche wir uns selbst betrügen und nie zur Selbst- folglich auch nicht zur Gott-Erkenntniß gelangen können. (1 Joh. 1, 8.)

Zu dieser Erkenntniß soll der Lehrer sie weislich führen durch seinen Unterricht; nicht, wie manche, übrigens wohlmeinende sogenannte pietistische Lehrer, durch Seufzen und Klagen über das menschliche Verderben und Elend. Solch Seufzen und Jammern ist kein Unterricht; es widersteht dem kindlichen Gemüthe, das dem sinnlichen Leben und der Freude in sei-

nem Aufblühen ſich zuwendet, ſie gewöhnen ſich bald daran und laſſen es Ohrein und Ohraus gehn; ſie werden dem Lehrer, als einem grämlichen Mann, abgeneigt, und ſo nicht ſelten von dem Evangelium, dem er ſie zuführen wollte, abgeleitet. Auch iſt es eine alte Erfahrung und Behauptung, daß ſich bei den Separatiſten und Pietiſten gemeiniglich eine ſchlechte Kinderzucht finde, ſo wie auch nicht immer die Treueſten und Fleißigſten in ihrem zeitlichen Beruf ſeyn ſollen. In der Volksſchule kann ein ſolches empfindelndes krankhaftes Weſen nicht geduldet werden. Durch das Geſetz, nämlich durch des Geſetzes Erkenntniß, kommt Erkenntniß der Sünde, ſagt der Apoſtel. In der Bibel iſt nicht Empfindelei und Kränkelei, ſondern geſunde kräftige Rede, zur Lehre, zur Strafe, zur Beſſerung, zur Züchtigung! Nie hat ein teutſcher Mann kräftiger geſprochen, als Luther.

Darum ſollen die Kinder frühzeitig zur Erkenntniß des Geſetzes, ſowohl des in ihre Herzen, als in den Buchſtaben des göttlichen Wortes geſchriebenen, angeleitet werden, damit ihnen die Sünde ſündig, als das wahre Unheil, erſcheine, und in ihnen das Verlangen nach Erlöſung und Heil erwache. Es iſt mir oft auffallend geweſen, wie leicht Kinder das innerſte Weſen der Sünde, als des an ſich Böſen, faſſen und, trotz der ihnen ſo oft angerühmten natürlichen Unſchuld, — die nur ein bald verſchwindender

Schimmer ihrer himmliſchen Abkunft iſt — zur Erkenntniß ihrer eigenen Sündhaftigkeit gelangen. Die Kindeseinfalt ſtimmt auch hierin mit der Einfalt der heil. Schrift, welche mit einem einzelnen Worte der Sünde Natur und geheimes Weſen wahrer und kräftiger malt, als alle Philoſophie. Die Erkenntniß und das Gefühl der Sündhaftigkeit iſt dem chriſtlichen Kinde und Zögling des Evangeliums eben ſo natürlich nothwendig, als dem menſchlichen Kinde und Zögling der Schule die Erkenntniß und das Gefühl ſeiner Unwiſſenheit und Unmündigkeit. Darum ſoll ſchon die Elementarſchule den Blick des Kindes hierauf und in ſich ſelbſt richten, und ſein inneres Auge zu ſchärfen ſuchen, damit es ſich ſelbſt erkennen lerne. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier von einem eigentlichen ſyſtematiſchen chriſtlichen Unterricht noch nicht die Rede iſt, aber wohl von Vorbereitung deſſelben, und von einer Hinweiſung auf das Himmelreich, die mit der Aufforderung zur Selbſterkenntniß und Buße beginnt. Der beiläufige, fragmentariſche Unterricht, und ein Wort zu ſeiner Zeit geſprochen, faßt oft um deſto tiefere Wurzel, und das frühzeitig in der Kindheit geweckte Gewiſſen verwächſt leichter mit Fleiſch und Blut, und ſchläft nicht ſobald wieder ein. —

Hier ſtehe eine beiläufige Bemerkung. Manche Lehrer meinen dadurch den Kindern ſehr nützlich zu werden, wenn ſie ihnen recht viele Geſchichten von

sogenannt-edeln Thaten und Menschen erzählen; eine sogenannte Moral in Beispielen. Ich bin nicht der Meinung. Alles hat seine Zeit, also auch das Beispiel. Zur Erläuterung und Verdeutlichung einer schwer faßlichen Wahrheit kann es von Nutzen seyn; aber zu — wir wollen sagen — sittlichem Zweck angewendet, seine Nachtheile haben. Das Kind, welches solche Geschichten freilich gern hört, wird dadurch gewöhnt zu einer falschen unchristlichen Ansicht und oberflächlichen Beurtheilung des Guten und Bösen: nämlich die äußere That für das Höchste zu halten, die innere Quelle aber, also die Hauptsache und das Leben der That, zu übersehen. Ferner wird das Kind den Werth solcher Menschen, und ihrer auffallenden That, und darnach auch den Werth der Menschen überhaupt, zu hoch anschlagen, und sie gleichsam schon für vollendete Heilige und Engel in Menschengestalt halten. Dadurch wird ihm die wahre Erkenntniß der menschlichen Natur und ihrer innern Schwachheit und Verderbtheit verdunkelt oder gar entzogen, und ihm selbst sein inneres Wesen verborgen. Denn leicht halten wir selbst unsere Rührung und Bewunderung solcher Großthaten für ein Stück aus uns selbst und für eigene Großthat. Darum hinweg mit solchen Beispielen, die nur den Menschen aus sich selbst herausführen. Das erste und letzte Beispiel sey Jesus Christus, darnach das seiner Jün-

ger und Apostel und aller Gläubigen, oder auch, wo wir, wie bei allen diesen gewiß ist, die reine Quelle solcher That voraussetzen dürfen, und wo diese als die Frucht eines heiligen innern Lebens erscheint. Da gilt dann das Scherflein der Wittwe soviel als die Barmherzigkeit des Samariters, und viel höher als Petrus Eindringen in die Schaar. —

Der Zweck der christlichen Volksschule beschränkt sich nicht darauf, die Menschen zu humanisiren — wie man die Bildung des heidnischen Alterthums, und durch das heidnische Alterthum nennt — sondern gehet darauf, sie zu Christen, zu Gotteskindern zu bilden, welches das ächte und höchste — ja mehr ist als humanisiren — sie dem Menschensohne ähnlich zu machen. Dieses höhere Leben kann nur entstehen, wenn das niedere untergegangen ist. Beides geschieht nicht mit einmal, wenigstens nicht in Kindern, die weder gläubig noch ungläubig sind. Darum müssen sie allmälig fortgeführt werden, sowohl auf dem Wege der Selbsterkenntniß als der Erkenntniß des Evangeliums. Dieß letztere kann nur erkannt werden zugleich mit der Erkenntniß unserer Sündhaftigkeit und Verdammlichkeit. Mit dem ersten Fluch war zugleich die erste Verheißung verbunden. So soll auch den Christenkindern zugleich mit der Sündhaftigkeit und dem Elende des Menschen die gnädige Veranstaltung Gottes zu unserer Rettung aus dem Unheil und Verderben,

und zu unserer Wiederherstellung zum Ebenbilde Gottes gezeigt werden. Also Christus für uns und Christus in uns! — „Der Präcepter, sagt meine alte Schulordnung, muß den Kindern wohl bekannt machen, wie der Sohn Gottes, das Licht der Welt, welches allen Menschen scheinet und sie aus der Finsterniß retten will, aus großer Liebe in die Welt gekommen sey, der Gerechtigkeit Gottes alle Genüge gethan habe, und allen denen, die ihn im Glauben annehmen, Macht gebe, Gottes Kinder zu werden, in ihnen wohnen, und sich denen, die seine Gebote halten, mehr und mehr offenbaren wolle; (Joh. 1, 12. Eph. 3, 17. Joh. 14. 21. 23.) Wie er zu dem Ende nicht nur äußerlich sein Wort predigen und seinen Willen verkündigen lasse, sondern auch in dem Gewissen durch seinen heil. Geist vorarbeite mit Züchtigungen, Bestrafungen, Erinnerungen, auf daß sie an allen Orten den Lehr- und Zuchtmeister, den sie überall, ob sie ihn zwar noch nicht recht erkennen, mit sich führen, wahrnehmen, und dadurch eines Theils vom Bösen abgehalten werden; andern Theils nach und nach den lebendigen, sich in uns kräftig bezeugenden Gott suchen, der überall gegenwärtig und bereit sey, ihnen zu helfen und sie heilig und selig zu machen.“ — So bekommt also das Gewissen seine Begründung, als eine vorbereitende innere Gottesstimme und Zucht des heiligen Geistes;

die Sünde tritt heller hervor in ihrer wahren Natur, als Abfall von Gott, als Unglaube und Feindschaft wider Gott; es wird den Kindern klar, daß bei diesem sündlichen bundbrüchigen Wesen keine Gemeinschaft Gottes und des Menschen, des Lichts und der Finsterniß statt finden könne; wie ja alle, selbst rohe Völker, dieses Bekenntniß durch ihre Opfer und Büßungen ablegten. Das Gefühl des Unheils erweckt nun in ihnen immer mehr das Verlangen den Heiland und den Weg zum Heil kennen zu lernen. — „Dabei muß der Lehrer — fährt unsere Schulordnung fort — den Kindern die rechte Ordnung zeigen, in welcher sie der durch Christum erworbenen Gnade und Seligkeit theilhaftig werden können, nämlich nicht anders als in der Ordnung wahrer Buße (Sinnes- und Gemüthsänderung) und des wahren Glaubens. Und weil besonders die Taufe dahin zielet, daß die Getauften durch den lebendigen Glauben Christum mit allen Schätzen der Seligkeit, — als da sind Vergebung der Sünden; Friede mit Gott im Gewissen; freudiger Zugang zu Gott; Kindschaft Gottes und alle Vorrechte eines Kindes; Einwohnung des heiligen Geistes mit allen Früchten des Geistes ꝛc. — angezogen haben und noch immer weiter anziehen sollen; so hat er ihnen solche theuren Schätze und die große Liebe Gottes und Christi zu den armen Menschen fleißig vor Augen zu malen, und sie Christum recht kennen

zu lehren (1 Kor. 1, 30.), auch zu vermahnen, daß sie wachen und beten, sie immer auf die Prüfung zu führen und darauf merken lehren, ob die Früchte des Glaubens sich an ihnen hervorthun, nämlich Liebe zu Gott und zu allen Menschen, Abscheu vor aller Sünde, Freude an Gott und seinen Geboten und Worten, insonderheit der Trieb des h. Geistes zum steten Gebet. So soll er ihnen auch die Hülfsmittel zeigen, wodurch sie das angefangene Werk vollenden, Glauben behalten, christlich leben, das Böse überwinden, im Guten wachsen und den Sieg davon bringen mögen; besonders soll er sie gewöhnen zu einem steten Wandel in der Allgegenwart Gottes, oder einem beständigen, gläubigen, demüthigen und liebreichen Andenken an den gegenwärtigen Gott, als unsern in Christo versöhnten Vater, welches eins der kräftigsten Mittel ist, vor allen Sünden bewahrt zu werden und in allen Tugenden zuzunehmen u. s. w." —

Mit diesen Auszügen aus jener alten Schulordnung habe ich nichts weiter geben wollen, als — um nach heutiger Weise zu reden — Bruchstücke einer ächtchristlichen Schulconstitutions-Urkunde, womit man unsere jetzigen vergleichen möge. Man wird diese doch für eine Niet- und Nagelfeste erkennen; und mit jeder andern ist uns nicht geholfen. Wo die Lehre und der Lehrer schwanken, da schwanken die Schüler noch ärger, und am Ende fällt alles zusammen.

Was würde Luther zu der Herderschen Dollmetschung seines Katechismus sagen! Was zu solchen Fragen und Antworten: „Wie hat uns Christus also von Sünden erlöset? Antw.: Ein Christ darf und soll vorsätzlich nicht sündigen; sonst gehört er Christo nicht an, sondern ist ein Knecht der Sünde.“ — „Was sind die Sakramente? Antw.: Heilige Verpflichtungen.“ — Was ist das heilige Abendmahl? Antw.: Es ist ein Andenken des Abschieds Jesu von seinen Freunden, welches er ihnen ausdrücklich zum Andenken einsetzte.“ — „Was wollte Christus den Seinigen zunächst mit den Einsetzungsworten sagen? Antw.: Sein Tod sey nahe und unvermeidlich.“ — „Also trennt der Tod Jesu ihn nicht von den Seinigen? Antw. Nein. Durch den Beistand seines Geistes und seiner Gesinnungen wollte er ihnen aufs innigste gegenwärtig seyn. Und eben dies Denkmal seiner fortwährenden Gegenwart bei ihnen sollten sie feiern.“ — Welch ein schwankendes und unbestimmtes Wesen in diesen Fragen und Antworten! Ueberhaupt ist dieser Katechismus in seiner Art merkwürdig, weil in demselben durch die Verbindung mit Luthers kleinem Katechismus, das Schwanken und Ab- und Ausweichen, und das Kapituliren und Accommodiren desto auffallender hervorsticht. Gewiß ist Herder selbst mit seinem Werk nicht zufrieden gewesen, wenn er es auch nicht zu bessern oder besser zu geben vermochte. — Jeder Un-

terricht, wenn er eindringen soll, verlangt Entschiedenheit und Bestimmtheit; um wie viel mehr der evangelisch christliche!

Fürchtet man, gegen die Vernunft anzustoßen, so stößt man eben überall an und geräth ins Stolpern. Gottes Wort ist der einzige Grund, worauf trotz allen menschlichen gebaut werden muß. Wer zweifelt, ist wie die Meereswoge, worin man nicht säen noch gründen kann. Durch ihr gerades und festes Anhalten an diesen Grund gewannen die Reformatoren solchen Eingang in die Herzen der Menschen, und dieser würde trotz aller Hindernisse sich erweitert haben, wenn man bei dieser Einfalt verblieben wäre. Faßten und erkännten die Christen erst recht den allerkleinsten Katechismus, ich meine das gemeinsame apostolische Glaubensbekenntniß, in seiner Tiefe und Uebereinstimmung mit der Offenbarung, oder verständen sie den Ausspruch Joh. 3, 16. in seiner Wahrheit; so würden sie, wofern ihnen die Wahrheit am Herzen läge, bald einig werden. „So wäre, sagt Luther, Gott mit in der Concordia und würde die Ruhe und der Friede beständig.“ Ich will mit allem diesen sagen, was Luther mit folgenden Worten ausdrückt: „Da steckt es, da liegt es, da bleibt es; wer diesen Mann, der da heißet Jesus Christus Gottes Sohn, den wir Christen predigen, nicht recht und rein hat, noch haben will, der lasse die Biblia (und

den Unterricht aus und in derſelben) zufrieden; das rath ich, er ſtößt ſich gewißlich, und wird, jemehr er ſtudirt (und ſeine Vernunft mit der Schrift in Einklang zu bringen ſucht), je blinder und toller" —; und ſeine Schüler desgleichen. Ein ſolcher laſſe alſo die Biblia zufrieden, d. h. er ſey weder Prediger noch Schullehrer, wenn er ſein Amt nicht erfüllen und das thörigte Wort vom Kreuze nicht lehren kann.

Alſo daß der Schullehrer das Evangelium rein und recht lehre, wie es nach ſeinem Hauptinhalt in obiger, unſerer evangeliſchen und kirchlichen Lehre angemeſſenen Schulordnung zum Theil angegeben worden, iſt das erſte Erforderniß, wozu vor allen auch der Prediger helfen und rathen ſoll. — Darnach verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Unterricht der Schule eine Vorbereitung auf die vollſtändige Unterweiſung des Predigers ſeyn, und ſich folglich in beſtimmten Gränzen halten muß. Dieſe können hier nicht genau gezogen werden.

Ueber die Vorbereitungen der Anfangs- und Mittelſchule iſt das Nöthige geſagt. — Beſonders aber möchte ich auch dieſen Unterricht, ſeinem Stoffe nach, mit dem Feſtleben der Schule verbunden ſehen. So würde in dem erſten, dem Advents-Vierteljahre, die Lehre von dem Menſchen, des Menſchen Fall und Verderben, Sünde und Sündhaftigkeit, von dem Geſetz und der Verheißung vorgetragen werden. In dem

zweiten die Lehre von der Erlösung; also von der Person, Menschwerdung und dem Erlösungswerke Jesu Christi, und allen Gütern die uns dadurch erworben sind, und von des Christen Antheil an denselben; zugleich in der Nähe des Osterfestes, von dem zukünftigen Leben des Menschen, Auferstehung und Ewigkeit. In das dritte Stadium, oder die Pfingst- und Sommerzeit, fiele dann die Lehre von dem heiligen Geist und der Heiligung, und was dahin gehört. Es würde hiezu eines einfachen kurzen Festkatechismus, oder Leitfadens nach den Festen bedürfen. Der Unterricht selbst würde sich darauf beschränken, die Wahrheiten selbst nach klaren auswendig zu lernenden Bibelstellen so einfach als möglich vorzutragen, diese, oder einzelne den Kindern nicht völlig verständliche Ausdrücke zu erklären und damit kernhafte Liederverse zu verbinden.

Unsere christlichen Festzeiten begünstigen diese Stufenfolge des Unterrichts ausnehmend. Sie sind gleichsam ein menschlicher Lebens-Glaubensweg; denn wir wandeln ja im Glauben, nicht im Schauen. — Die herannahende Winterzeit und das abnehmende Tageslicht des ersten Stadiums stimmen zu der Verfinsterung und Sündhaftigkeit des Menschen, dem Ernst des Gesetzes und dem Bedürfniß freudiger Hoffnung und Aussicht. — Die zweite Periode, nach dem Christfeste, ist die des wiederkehrenden Lichts und Natur-

lebens; darum der Lehre von der Erlösung und Versöhnung, der göttlichen Kindschaft, und mit heranna-hendem Frühling und Osterfeste, der Lehre von dem zukünftigen Heil, Auferstehung und Himmel, die wir der Sonne der Gerechtigkeit verdanken, angemessen; denn zu dieser Zeit ist diese Lehre — könnte man mit Luther sagen — nicht blos in die Bücher, sondern auch in die Bäume und andere Creaturen geschrieben." — Die nächste Zeitfolge ist die des vollendeten Lichts, und so der Lehre von dem heiligen Geist, der Heiligung, und dem Lichtwandel und dessen Geistesfrüchten, sehr entsprechend. — Das Christenthum, das göttliche Werk der Erlösung und Heiligung, ist wie die Schöpfung, geschichtlich, ein geschehenes, gewordenes. Darum muß es immer wieder ein geschehendes, werdendes, werden; wie ja auch unser Leben, das Leben der Natur, der Weg des Lichts und der Tages- und Jahreszeiten ebenfalls geschichtlich sind. Darum heißt es: „Als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, und Gott das ewige Wort konnte sich und seine Gnade und Wahrheit den Menschen nicht anders offenbaren, als indem es Fleisch ward und unter uns als ein Zeitwesen wohnete. Auch die heil. Schrift nimmt denselben geschichtlichen Gang. Die Schöpfung geschiehet historisch, darnach der Fall und die Sünde, und die verhüllte Verheißung mit dieser; nun der Menschen zwie-

facher Irrweg vor und nach der Fluth, im Unglauben und Aberglauben; dann die Erwählung Abrahams, seiner Familie und seines Volks erneuete und bestimmtere Verheißung; darnach das Gesetz, äußerlich, geschichtlich, hervortretend und zugleich mit demselben in äußern, geschichtlichen Bildern und Schatten (Cerimonialgesetz und Opfer ꝛc.) die Verheißung, die nun allmälig in Psalmen, Tempeldienst und Weissagungen immer heller hervortritt; endlich die Erscheinung Gottes in Christo, die Vollendung des Erlösungswerks durch Erniedrigung, Knechtsgestalt, Gehorsam und Tod, Auferstehung und Verherrlichung und Sendung des heiligen Geistes. Selbst die Offenbarung von der zukünftigen Zeit und Welt ist historisch! — So giebt uns also die Schrift selbst das Vorbild des geschichtlichen Ganges des Gottesreichs und somit auch seiner Lehre. Wir können mit Recht unsere Feste und Festzeiten, da sie aus dem Evangelio entsprangen und sich demselben so innig anschließen, als göttliche Stiftungen betrachten. Um so mehr darf und muß bei dem christlichen Unterricht der Volksschule darauf Rücksicht genommen werden. Der Confirmanden-Unterricht des Predigers ist daran nicht gebunden; vielmehr hat dieser die christliche Lehre als ein gewordenes, von Gott ausgegangenes und bestehendes Wort und Licht zu behandeln. Dieß sey genug von dem Unterricht in der christlichen Lehre, auf daß

wir — wie Luther ſein erſtes Buch über die Concilien beſchließt — auch Athem holen. —

Unterricht in der bibliſchen Geſchichte.

Die Wichtigkeit und Nothwendigkeit dieſes Unterrichts bedarf keines Erweiſes. Die Bibel iſt der Grund und die Quelle unſers chriſtlichen Glaubens und Lebens; heilige Schrift und Gottes Wort. Folglich iſt die möglichſt vollkommne Erkenntniß ihres Inhalts jedes Chriſten Pflicht und Beruf. Nun iſt aber ein großer Theil der Bibel rein geſchichtlich, d. h. erzählt Ereigniſſe und Thatſachen, die auf Erden zu beſtimmten Zeiten und an beſtimmten Orten geſchehen ſind. Dieſe Begebenheiten und Thatſachen aber gewinnen dadurch ihre höchſte Wichtigkeit, daß ſie offenbar mit einer beſondern Veranſtaltung Gottes zum Heil der Menſchheit in Verbindung ſtehn. Der Chriſt allein hat den Schlüſſel zu dieſer göttlichen Geſchichte, und ſiehet in Allem, was vor der Erſcheinung Jeſu Chriſti geſchah, Vorbereitungen auf ſein Himmelreich. Wer Chriſtum nicht im alten Teſtamen-

te ſiehet, für den bleibt es ein verſchloſſenes und ungenießbares Buch. Die Geſchichte der heil. Schrift iſt demnach der Grund und die Wurzel des Chriſtenthums und unſers geiſtigen Lebens, unſerer Erkenntniß, unſers Glaubens und unſerer Hoffnungen. Wie nahe geht alſo dieſe Bibelgeſchichte uns an, und welchen Werth muß ſie demnach für uns haben!

Wer dieſen Geſichtspunkt nicht auffaßt und feſthält, kann auch die bibliſche Geſchichte nicht lehren; er muß, wenn er ſie weltlich und wie jede andere Geſchichte behandeln will, ſich und ſeine Lehrlinge entweder in unaufhörliche Verirrungen und Widerſprüche verwickeln, oder die Wahrheit in Dichtung und Mährlein verwandeln, wie leider nur zu oft geſchieht. Welch' ein unausſprechlicher Nachtheil daraus für die Kinder und ihren Chriſtenglauben entſpringen müſſe, bedarf keiner Ausführung. Iſt einmal der Zweifel in ihrer Seele geweckt, wer will ihm Einhalt thun? — Unſere Kinder, ſagen manche Eltern, ſind jetzt im achten Jahre klüger, als wir im achtzehnten waren! Sie mögen Recht haben, wenn klug heißt, daß ihnen die kindliche Einfalt frühe verſchwinde. Daran iſt aber zum großen Theil der Unglaube und Leichtſinn der Alten und ihr unbeſonnenes leichtfertiges Geſchwätz über heilige Sachen in Gegenwart der Kinder ſelbſt Schuld. Auch mag das weltſinnige Leben und Treiben der Eltern einen geheimen anſteckenden Ein-

fluß auf die Herzen der Kinder haben. Indeß ſtehet es doch ſo übel noch nicht, als es manchen Lehrern ſcheinen mag, welche nur zu leicht ihre eigene Un- oder Halbgläubigkeit in den Seelen der Kinder vorausſetzen, und dadurch auch leider nur zu leicht ihnen mittheilen. Ich ſelbſt bin mir nicht bewußt, daß in meinen Knabenjahren, wo ich die Bibel aus eigenem Triebe fleißig las, mir je ein Zweifel an der Wahrheit der Geſchichte eingefallen ſey. Nur bei der Begebenheit des Sonnenſtillſtandes im B. Joſua forſchte ich lange in Güttleri origines mundi, die ich geleſen hatte und wo ich glaubte Zeugniſſe der Profangeſchichte für dieſes Ereigniß gefunden zu haben. Ein andermal erzählte ich meinem Vater die mir ſehr auffallende Behauptung eines Knaben, Elias ſey nicht gen Himmel gefahren, und die Antwort meines Vaters: Frage du ihn, wie er denn hingekommen ſey! genügte mir vollkommen. Dieſe Glaubenseinfalt habe ich auch im katechetiſchen Unterricht durchgängig bei den Kindern aus allen Ständen gefunden, wenn ſie nicht durch das elterliche Haus, oder durch ſchlechte Leſerei, oder ſogenannt-klaſſiſche Bildung verſchroben waren. O, es iſt ein köſtliches Ding um dieſe Glaubenseinfalt, welche man freilich hie und da vornehm-mitleidig belächelt, und die allerdings auch ſeltener geworden iſt.

Eben darum aber muß der Unterricht in der bibliſchen Geſchichte mit deſto größerer Sorgfalt gegeben werden. Er darf, nach meinem Bedünken, nicht blos darin beſtehen, daß der Lehrer irgend eine ſogenannte „bibliſche Hiſtorie“ d. h. eine Sammlung der merkwürdigſten Bibelgeſchichten, nach Hübners Weiſe, deren wir jetzt ſo viele haben, mit der Schule durchgeht, ſie leſen läßt, abfrägt u. ſ. w. Denn hiemit bekommen die Kinder nur Geſchichten, Erzählungen, nicht aber Geſchichte. Eben ſo wenig ſollen dieſe Geſchichten zum Mittel gebraucht werden, den Kindern ſogenannte moraliſche und nützliche Lehren vorzutragen; denn dieß heißt die Geſchichte entwürdigen und verdunkeln. Wo Geſchichte gelehrt wird, da bleibe es bei Geſchichte! Nachher mag bei anderm Unterrichte auch das Geſchichtliche, wo es muß, als Beiſpiel dienen, hier aber herrſche ſie, als lebendige Thatſache, und als Glied der großen Kette, deren erſter Ring an dem Throne des Allwaltenden befeſtigt iſt.

Die Hauptſache iſt, daß die Kinder von verne herein die bibliſche Geſchichte als eine göttliche anſchauen und erkennen — als eine Geſchichte des Glaubens und Unglaubens, der Annäherung und Entfernung zu und von Gott, abſeiten der gefallenen bundbrüchigen Menſchen; und als eine Anſtalt zur Wiederherſtellung derſelben abſeiten Gottes; kurz, als

Geſchichte des Gottesreiches unter den Menſchen, oder, der königlichen Regierung Gottes zu dem Zweck, daß ſein Reich komme und ſein Wille geſchehe auf Erden, wie im Himmel, alſo der Menſch, der das Ebenbild Gottes verloren hat, wieder zum Ebenbilde Gottes erneuert werde.

Dieſen hohen Standpunkt giebt auch die h. Schrift ſelbſt, indem ſie mit der Erſchaffung der Welt, beſonders unſerer Welt und des Menſchen, beginnt. Welche Tiefe und Herrlichkeit der Offenbarung Gottes! A. H. Franke in ſeinem „Unterricht, wie man die h. Schrift leſen ſolle", ſtellt in Beziehung auf die Worte: „Und die Erde war wüſte und leer" folgende Betrachtung an: „Wie hat doch der wunderbare Gott von Anfang ſo gar einerlei Wege gehalten, daß er ſeine Herrlichkeit darinnen am meiſten beweiſet, daß er aus Nichts Etwas, aus dem Wüſten und Ungeſtalten etwas Schönes und Wohlgeſtaltes, aus dem Elenden etwas Großes und Erhabenes macht. So mußte es zum Preiſe ſeines heiligen Namens gereichen, daß die Erde wüſte und leer war, ehe ſie von ihm gebildet, ſchön und fruchtbar gemacht worden." —

Alſo liegt ſchon in jenen einfachen erſten Worten der Bibel, wie in einem Keime „die berühmte Pflanze, die der Herr der Menſchheit erwecken will" (Ezech. 34, 29.) — und die Anlage der ganzen Bibelgeſchich-

ꝛc. — Dann kommt die Schöpfung des Menschen — womit Gott sein Werk, die sinnliche Offenbarung seiner Herrlichkeit krönte. Er schuf den Menschen in göttlicher Gestalt, zum Bilde Gottes schuf er ihn. Wenn er den Wohnort und Schauplatz des Menschen durch das Wort erschuf, so geschah die Schöpfung des Menschen durch Rath, That und Handlung: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sey, die da herrschen!“ — Er schuf den Menschen unsichtbar, wohnend in einem sichtbaren aus Erde gebildeten Leibe. (2 Kor. 5, 6.) — Darnach folgt die Geschichte der Prüfung und Versuchung, des Falls, des Fluchs und neben diesem zugleich die erste Verheißung, das Evangelium von dem Weibessaamen und dessen Kampf und Sieg. — Ist hier nicht die ganze heilige Geschichte von dem Erkenntnißbaume in Eden bis zu dem Baume des Heils und Lebens auf Golgatha, der in alle Welt reicht — schon im Uranfange und im ersten Keime enthalten? So erscheint schon in den ersten Geschichten der Schrift das Ganze der Bibel und sie selbst als ein einiges großes göttliches Ganze, welches von Erschaffung der Welt bis in den neuen Himmel und die neue Erde herüberreicht. Dieses muß den Kindern von vorne herein mitgetheilt, zu diesem Standpunkt müssen sie erhoben werden. Es ist nicht schwer; sie werden die einfache Wahrheit leichtlich fassen. —

Ein Kind hat, als seinem Ursprunge näher stehend, mehr Empfänglichkeit für das höhere Licht, als man ihm zutraut. So zeiget jedes nicht verkuppelte Kind mit dem Erwachen seiner Vernunft viel Liebe zur Natur, besonders der Pflanzenwelt; es macht sich gern ein eigenes Gärtchen, pflanzt und siehet wachsen. Erzählt und zeigt man ihm die Geschichte eines Saamenkörnleins bis zur Aehre, so wird es sich freudig verwundern, und wenn es ihn auch nicht nennen kann, die Kraft und Wirksamkeit dessen empfinden, der alle Dinge trägt mit seinem mächtigen Wort. Es wird die Herablassung, die Demuth des Schöpfers in seinen Werken empfinden. Diese kann und soll es auch in der Bibel empfinden. Denn die ganze h. Schrift ist Urkunde der Herablassung und Demuth Gottes. Selbst die Schöpfung der Welt und des Menschen ist nichts anders. Das wahrhafte einige Licht und Wort, offenbart sich d. i. seine ewige Kraft und Gottheit in sichtbaren Werken, und haucht dem Menschen seinen Odem ein, also daß auch er eine lebendige Seele wird, ein Wesen Seines Geschlechts. So ist auch die ganze biblische Geschichte von Anfang zu Ende eine Erniedrigung Gottes und demüthige Herablassung zu dem Menschen. „Es gehört zur Einheit der göttlichen Offenbarung, sagt Hamann, daß der Geist Gottes sich durch den Menschengriffel der heiligen Männer, die von ihm getrie-

ben wurden, eben ſo erniedrigt und ſeiner Majeſtät entäußert, als der Sohn Gottes durch die Knechtsgeſtalt, und wie die ganze Schöpfung ein Werk der höchſten Demuth iſt.“ Das innerſte Weſen, die Seele der Liebe iſt Demuth, Selbſtentäußerung, Hingabe an den Geliebten. Die Mutterliebe z. B. (dieſer göttliche Inſtinct, den der Sündenfall nicht vertilgte, und nur die äußerſte Entartung vernichten kann) opfert ſich und ihre ganze Perſönlichkeit dem Säugling, ernährt ihn mit ihrem eigenen Fleiſch und Blut, lebet in ihm und für ihn Tag und Nacht, wird zum Kinde; und alles dieſes um ſo mehr, je mehr das Kind ihrer bedarf. Die Liebe des barmherzigen Samariters verſetzt dieſen ganz in die Lage des unter die Räuber gefallenen Unglücklichen, er vergißt ſich ſelbſt, ſein Geſchäft, die Gefahr, der er ſich ausſetzt, Alles —, die raffinirteſte Selbſtſucht kann nicht ſelbſtſüchtiger handeln, als hier die Liebe ſich ſelbſt opfernd das Heil und die Rettung des Leidenden ſucht. In der That iſt auch in dieſem Gleichniſſe mehr die Liebe deſſen, der ſich ſelbſt für uns gegeben hat, und den ſie einen Samariter ſchalten, dargeſtellt, als die Liebe irgend eines Menſchen.

Alſo dieſe Erſcheinung und Offenbarung der Gnade, Freundlichkeit und Leutſeligkeit Gottes des Heilandes, dieſe Verbindung ſeiner Majeſtät und Vaterſchaft, zum Heil der ſündigen Menſchheit ſoll von

Anfang an der Lehrling in der heiligen Geſchichte erkennen. Das iſt der goldene Faden, der ihn durch das Ganze leiten, das Licht, das ihm das Geſammte und das Einzelne erhellen ſoll. Das chriſtlich geborene und erzogene Kind kennet ſchon zuvor die Vaterliebe und die Abſichten Gottes mit dem Menſchen; es weiß den Zweck und das Ziel ſeiner Anſtalt und Erziehung, nämlich „Erlöſung von dem Geſetze, auf daß wir die Kindſchaft empfangen.“

So ſiehet es nun dieſes Werk der ewigen Liebe in der heil. Geſchichte allmälig fortſchreiten, und läuft nicht Gefahr, auch in den ernſteſten Veranſtaltungen und Züchtigungen, oder in den ſtrengſten, oft erſchütternden, Ausſprüchen, beſonders des A. T., jene weiſe Vaterliebe zu verkennen. Denn die bibliſche Geſchichte iſt ja zugleich die Geſchichte der Sünde, des Unglaubens — die Geſchichte des das Gottesreich bekämpfenden Satansreichs. Die verführende Schlange blieb nicht im Paradieſe, ſondern wurde nun und blieb die feindſelige, unſichtbare Genoſſin der daraus verbannten bundbrüchigen Menſchheit. In der natürlichen, giftgeſchwollenen im Staube kriechenden, auf die Ferſe des Wanderers lauernden ſehen wir ihr Zeichen und Abbild. In der ganzen Geſchichte lauert ſie vor der Thüre der abtrünnig gewordenen Adamskinder und ſucht ſie, wie die Stammeltern, zur Selbſtvergötterung, Unglauben und Weltliebe zu verführen,

und leider lassen jene ihr nur zu sehr ihren Willen. In Kains und Abels Geschichte erblicken wir schon abermals ihren Sieg und zugleich die Geschichte des Glaubens und Unglaubens, so wie der Bruder- und Nächstenliebe in der Menschheit; dann auch die Zertheilung der letztern in Kinder des Lichts und der Welt. Wie der Anfang, so der Fortgang, wie bei Adam, so liegt auch hier wieder in dem Einzelnen das Ganze. Adam ward des Menschen Name. —

Die Geschichte beginnt mit der Sünde und stellt sie sofort in ihrer ungöttlichen häßlichen Gestalt vor Augen. Haben die Kinder das abscheuliche Wesen der Sünde, als einer Feindschaft gegen den Gott, der Licht und Liebe und in welchem keine Finsterniß ist, im Gegensatz des dem Menschen anerschaffenen göttlichen und nun in ihm vernichteten Ebenbildes (denn das Gewissen, welches auch in Kain seine richtende Kraft beweiset, ist auch eine Frucht der Sünde, eine Scheu Gottes) — recht gefaßt und erkannt, dann werden sie auch die Höhe und Tiefe, die Breite und Länge der Liebe und Heilsanstalt Gottes ahnden und mit Ehrfurcht anschauen lernen. Die Geschichte der ersten Menschheit bis zur Sündfluth ist nichts als Sündengeschichte; Darstellung einer völlig Gott-losen Welt, aus welcher ein Henoch, dieweil er ein göttliches Leben führte, hinweg genommen werden mußte, und die darauf selbst unterging bis auf eine gläubige Familie.

So wie das Menschengeschlecht mit einer Familie begonnen hat, so setzt nun auch der Herr und Vater des Menschengeschlechts seine Leitung und Erziehung fort, indem er immer wieder in Familien, im häuslichen Leben beginnt, gleich als wollte Er, der Vater, durch eine Familie, alle Menschenfamilien wieder zu sich führen und im Glauben mit sich vereinigen, und zu seiner Familie, zu seinen Hausgenossen machen. Dieß ist ein eben so einfacher, als wunderbarer Gang der heiligen Geschichte, und darum heißen auch Menschen und Völker in der Schrift die Kinder ihrer Stammväter, oder der zweiten und dritten Glieder der Stammfamilie. — Gott ließ nun das neue Menschengeschlecht sich nach eigener Lust zertheilen und Reiche und Völker gründen, und nach ihrem, der Welt und dem Irdischen zu-, von Gott und dem Glauben abgewandten, Sinn, „ihre eigenen Wege wandeln in Unwissenheit und Aberglaube und erkohr dann, als letztere gänzlich die Welt beherrschten, abermals eine Familie, nämlich Abraham, dem sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet wurde. Hier beginnt nun heller und deutlicher die göttliche Heilsanstalt, zugleich mit deutlicher Hinweisung auf das zukünftige Heil; welches aus seiner Nachkommenschaft über alle Geschlechter der Erde sich verbreiten sollte. „Abraham wünschte den Tag des Herrn zu sehn, und sah ihn"; ja Er, der eher war denn Abraham, er-

ſchien ihm und war ſein Gaſt zu Mamre. — Als Iſrael ein Volk geworden war in Aegypten und unter der Tyrannei und Knechtſchaft zu erliegen ſchien, wurden zwei Brüder, aus einer Levitenfamilie, zu Rettern und Begründern des Volks und ſeiner theokratiſchen Verfaſſung erſehen. Der eine derſelben, Moſes, wurde auf wunderbare Weiſe als Kind dem Tode entriſſen und, obwohl am Hofe, doch mit ſeiner Muttermilch und Wort genährt und erzogen. Gott redete zu dieſem Moſe „wie ein Freund zu dem andern“; in ſeinem großen göttlichen Amte und Beruf war der Engel des Bundes, Chriſtus, ihm nahe; aber dem widerſpänſtigen Volke offenbarte er ſich nur in ſchreckhaften Erſcheinungen, Wolken- und Feuerſäulen, Strafen und Züchtigungen, und wunderbaren Errettungen. Dieſe Periode der heil. Geſchichte, als die der Geſetzgebung, iſt äußerſt wichtig. Die Geſetzgebung auf Sinai findet ihre Erklärung und Vollendung in der Bergpredigt des Herrn. Die zwei Tafeln wurden unter Blitzen und Donnerſchlägen gefertigt, nicht für das damals lebende Volk, das nur Zeuge, in der Wüſte umkommen ſollte, ſondern für das neue und alle zukünftigen Geſchlechter. Auch die Verheißung tritt in dieſer Periode nicht heller hervor, als zu herrlich und zu gut für das nur in der Gegenwart lebende unwürdige Volk; aber deſto bedeutſamer offenbart der Heilige in Iſrael ſie in mancherlei

Zeichen und Sinnbildern, wie in dem Bau des Stiftgezeltes, in der Anordnung der Opfer, in der ehernen Schlange und vielen andern, welche erst durch die Erfüllung im neuen Bunde, in der Wiedergeburt der Zeit, ihr vollkommnes Licht empfingen. Sogar der Name, wie das Amt des Heerführers, der das neue Geschlecht in das verheißene Land einführte, und der früher Hoseas nun Josua, oder Jesus, hieß, ist in dieser göttlichen Geschichte, in welcher alles auf eine ferne Zukunft deutet, merkwürdig. Mitten unter der Verwirrung die unter den Richtern durch den Unglauben des Volks entstand, und wo es immer mehr zu einem gemeinen Weltvolke zu entarten schien, kommt die Hebräerin Naemi mit ihrer Schwiegertochter Ruth, einer Heidin von Geburt, nach Israel und durch letztere wird, wie durch geringfügigen Zufall, die Familie Isai gegründet, aus welcher David geboren und von der Heerde auf den Thron erhoben wird. An das Haus David knüpft sich nun die Verheißung; auf dieses Haus deuten von da an alle Weißagungen, bis endlich aus der, wie es schien, ganz verschwundenen Wurzel der Sproße aufstieg, und der Verheißene in dem Stall zu Bethlehem geboren ward. —

Wir können also, das Ganze der heil. Geschichte zusammenfassend sagen: Gott, der himmlische Vater, erschuf den Menschen zu seinem Bilde, um auch auf

Erden Weſen ſeines Geſchlechts, ein Haus, eine Familie, zu haben. Der Menſch aber beſtand nicht in der Prüfung und verlor ſein Kindesrecht; aber der Vater entzog ihm deßhalb ſeine Liebe nicht, ſondern traf ſolche Veranſtaltung, wodurch der ſündige Menſch, unbeſchadet der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, von ſeinem Unheil erlöſet und wieder zur Kindſchaft gelangen könnte. Da aber das ganze Geſchlecht ſich immer mehr von ihm entfernte, und in Unglauben und Hochmuth auf ſeinem Wege fortwandelte, ſo erwählte der Herr ſich das einzelne ihm treu gebliebene Haus, und machte dieſes von neuem zum Anfangspunkte ſeiner liebevollen Anſtalt, das Haus Abraham. Dem vertraute er ſeine Verheißung und das Geheimniß ſeines Wohlgefallens, daß durch daſſelbe alle Geſchlechter ſollten geſegnet werden. Aus dem Hauſe Abrahams ward das Haus Iſrael. Aber auch dieſes gerieth bald wieder auf den verkehrten Menſchenweg; jedoch der Wahrhaftige blieb ſeiner Berufung getreu und gab dem Hauſe Iſrael, da Abrahams Glaube ihm verloren war, das Geſetz zum Zuchtmeiſter, und verbarg die Verheißung theils in den häuslichen Dienſten, die er ihnen auferlegte, dem Cerimoniengeſetz, theils in dem eigenen Gezelthauſe, das er ſich unter ihnen erbauete, und in welches nur der vermittelnde Prieſterſtand, und zwar in das Allerheiligſte nur einmal des Jahres, eintreten durfte.

Zur Zeit Josua und der Richter, wo das Haus Israel in der Verwirrung der Kriege zu verwildern scheint, pflanzte sich der Herr Setzlinge in sein Haus und seinen Garten von außen her, woher man es nicht hätte erwarten sollen; nämlich die gläubiggewordene Hure Rahab aus Jericho, und Ruth aus dem Moabiterlande, jene Mutter des Boas, und diese sein Weib, woraus das Haus Jesse (Isai), oder Davids, entsprang. Zur selben Zeit ward Samuel in dem stillen Hause zu Ramath auf dem Gebirge geboren. Von David an bleibet nun dessen Haus das einzige Haus des Herrn, auf welches alle Propheten hinweisen, und als das Haus Davids selbst aller äußern Herrlichkeit entkleidet und in Dunkel und Niedrigkeit versunken war, hieß doch Er, der da kommen sollte, ein Sohn Davids.

So ruft die „göttliche Thorheit und Schwachheit, weiser und stärker denn die Menschen", aus der Finsterniß das Licht, aus dem Kleinen das Große hervor. Auf diese Demuth in den großen Veranstaltungen des Herrn mitten unter dem Hochmuth und den Sünden der Menschen hat der Lehrer der heiligen Geschichte besonders seine Zöglinge aufmerksam zu machen. Ohne dieses Aufmerken auf das Kleine, auf das keimende Saamenkorn, verirrt man sich leicht und verliert den Zusammenhang auf dem Felde dieser großen wunderbaren Geschichte. Zuweilen liegt in

einem einzelnen unscheinbaren Ereigniß die ganze Zukunft des Gottesreichs verborgen. Ich kann hier nur Andeutungen geben. So stehe hier als Beispiel ein Ereigniß aus Davids Leben, 1 Chron. 22. Unglaube und Stolz — nach Luther, „die uns vom Teufel im Paradies eingepflanzte Begierde der Gottheit“ — hatten den König zur Volkszählung verleitet. Eine furchtbare Pestilenz war die Strafe dieser Sünde. David sah mit seinem, durch die Sünde geschärften, Auge den verderbenden Engel des Herrn zwischen Himmel und Erde mit einem Schwerdte, ausgereckt über Jerusalem, über der Tenne Arnans des Jebusiters, und that Buße mit den Aeltesten des Volks. Der Prophet Gad sagte David, daß er dem Herrn einen Altar bauen sollte auf der Tenne Arnans auf dem Berge Moriah. Voll Demuth kaufte der bußfertige König den umzäunten Dreschplatz, bauete den Altar, und opferte. — Dieß war der erste Anfang des Tempelbaus, welchen David beschloß und Salomo ausführte. Bald erschollen nun hier auf dieser durch das Strafgericht und die Gnade des Herrn geweiheten Höhe Psalmen und Weißagungen der Erlösung, und die Dreschtenne ward zur Behausung des Herrn, seiner Bundeslade und des Gnadenstuhls — von hier, von Zion aus sollte Gerechtigkeit und Wahrheit in alle Welt gehen. Es geschah, der Vorhang des Allerheiligsten zerriß, das Haus mit Händen gemacht,

der Tempel, zerfiel, Gnade und Wahrheit giengen aus in alle Welt, die Peſt des Aberglaubens und Unglaubens verſchwand; die Altäre verſanken vor dem einen Opfer, „das ewiglich gilt.“ — Die Sünde war überwunden, der Engel des Verderbens kehrete für immer ſein Schwerdt in die Scheide; der Tod ward Leben, Demuth und Glaube beſiegten die Welt. — So ſtehen auch hier David und der Davidsſohn, Sünde und Erlöſung, Strafe und Gnade, Fall und Evangelium in gleicher Beziehung und Wechſelwirkung, wie der Baum der Erkenntniß in Eden und das Fluchholz auf Golgatha. —

Die heilige Geſchichte muß alſo nicht mit dem gemeinen Auge der Welt, ſondern mit dem erleuchteten Auge des Glaubens angeſehen werden. Jenes ſieht nur eine Reihenfolge von Begebenheiten, wie ſie eine aus der andern hervorgehen und ſo im Kreiſe, oder zu Ende laufen; befangen in und von der Zeit und dem Raume ſiehet es nur das Geſchehene, als in der Zeit und für die Zeit geſchehen; dieſes aber ſiehet in der Geſchichte ein Werden — ein ſtetes Hervorgehen aus Gott — gleichſam die Fortſetzung der Schöpfungsgeſchichte an und in dem Menſchen, der wieder abtrünnig von Gott, in das „Wüſte und Leer“ der Erde zurückgefallen iſt. — Die Löſung des Räthſels haben wir in dem „Menſchenſohne“, durch welchen die Zeit erfüllet wurde. —

Darum können auch die unumwundenen Darstellungen der Verkehrtheit, der Sünden und Laster der Menschen, selbst der Gläubigen oftmaliger Rückfall in der biblischen Geschichte des A. T. eben so wenig als die Verleugnung Petri im Neuen befremden, oder, wovon wir hier reden, den Kindern anstößig und verführerisch werden. Wenn man dieses behauptet, so setzt man eine innere Lüsternheit und Verderbtheit in der Jugend voraus, die nur der Nennung verbotener Frucht bedürfe, um geweckt und zur That selbst gereizt zu werden. Da müßte freilich dem Unreinen Alles unrein werden; aber mag das seyn; der Reine soll nicht darunter leiden. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß mir, da ich die Bibel als Knabe las, nie irgend eine Geschichte anstößig oder verführerisch gewesen ist, wohl aber weiß ich auch, daß andern Knaben und Jünglingen manche Geschichte zum Schrecken gereichte, indem sie sich selbst darin erblickten. Man verfahre bei dem Unterricht nur geradezu, wie die Bibel selbst, und meide alle versteckte Ziererei und Blümelei. Man sage z. B. ohne hehl wie Potiphars Weib den keuschen, schönen Joseph zur Hurerei und Ehebruch habe verführen wollen, er aber lieber den Mantel fahren lassen, die Flucht ergriff und gesagt habe: „Wie sollte ich ein so großes Uebel thun und wider Gott sündigen.“ Eben so wenig hat man nöthig, Noahs und Lots Trunkenheit, Davids

Mord und Ehebruch, noch ſonſt irgend etwas zu verſchweigen. Die Schrift nennet jeden Abfall von Gott Hurerei, warum ſollen wir dieſe ſelbſt nicht mit ihrem rechten Namen nennen. In unſerer Volksſchule darf und ſoll jede Wahrheit frei ausgeſagt werden. Nur ſolche Kinder, die durch Leſerei und Schauſpielerei verweichlicht und verderbt ſind, mögen dabei ein beſonder Geſicht machen; aber ſoll man an ſolche Weichlinge ſich ſtören!

Eben ſo wenig kann das unmittelbare Eingreifen Gottes in die Begebenheiten, die Erzählung der Wunder und Erſcheinungen aus der höhern Welt den Kindern, wie den Ungläubigen, auffallend ſeyn oder Zweifel erregen. Denn vorerſt iſt das Kind ſchon von vorne herein in die höhere Region einer Gottes- und Glaubenswelt verſetzt, wo die anerkannte Unbegreiflichkeit der Wege Gottes ſein Gemüth vor allem Zweifel bewahren wird. Eben ſo wenig, als es ſich wird einfallen laſſen, den Himmel mit ſeinem Arm zu ergreifen, wird es ſich anmaaßen, Gottes Wege, die ſo viel höher denn Menſchen Wege ſind, als der Himmel höher iſt denn die Erde, begreifen und richten zu wollen. Ferner hat die Schule auf den Namen des Herrn getaufte Chriſtenkinder zu Jüngern, welche wiſſen und glauben, daß Gott ſeinen eingebornen Sohn in die Welt geſandt hat, und die von Anfang an die Geſchichte und den Wandel unſers Herrn

auf Erden gehört haben. Wie könnten sie andere frühere, dies größte Ereigniß vorbereitende, mit demselben in genauem Verbande stehende göttliche Thatsachen und Begebenheiten bezweifeln! Endlich ist auch eben die Unbegreiflichkeit das Zeichen und Gepräge des Ueberweltlichen und Göttlichen, selbst schon in der sichtbaren Natur, wo unsere Weisheit z. B. über den Keim in dem Saamenkörnlein auch um keinen Strohhalm breit hinausreicht noch je hinausreichen wird. Wer hier begreifen, erklären, verstehen will, der verfällt auch in die „Begierde der Gottheit" d. h. er wird ein Narr.

Also nur das muß das Kind wissen, daß es in der Schrift nicht eine solche Geschichte vor sich hat, wie die gewöhnliche Menschengeschichte, von welcher Salomo sagt: „Was ist es das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird? Was ist, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird; und geschiehet nichts neues unter der Sonne." — (welches in Beziehung auf die sündige Welt, auch in der Bibel wahr ist) sondern eine Geschichte der Offenbarungen unsers großen Gottes und Heilandes. — Dann wird es mit Bescheidenheit und Ehrfurcht sich nahen, und nicht fragen noch wissen wollen, wie und wozu das Eine und Andere geschehen seo und so und nicht anders habe geschehen müssen, warum z. B. und zu welchem Ende die Gadarener ihre Sauheerde,

bei zweitausend an der Zahl, auf Christi Wort und in des Teufels Namen in dem See mußten ersaufen sehn. Da heißts mit Ps. 66: „Sprechet zu Gott: Wie wunderlich sind deine Werke, und wie bist du so wunderlich mit deinem Thun unter den Menschenkindern!“ — Kurz die heilige Geschichte enthält Begebenheiten die nur einmal so geschehen sind, und die nie wieder also geschehen können.

Die Perioden und Abtheilungen der biblischen Geschichte haben wir schon oben angegeben. Sollten sich hier einige Wiederholungen finden, so ist die Ursache, weil wir das früher Geschriebene nicht mehr zur Hand noch im Gedächtniß haben. Bei einem Buche, wie dieses, muß man das so genau nicht nehmen, und wenn das Gesagte gut und wahr ist, so kann die Wiederholung auch nicht schaden, sondern vielmehr desto nützlicher werden. Nun noch einiges Wenige, wie wir hoffen, von der weltlichen Geschichte, jedoch unter besonderer Aufschrift.

Unterricht in der weltlichen Geschichte.

Die weltliche Geschichte steht mit der biblischen in vielfacher Verbindung. Vorerst hat sie großentheils, nämlich die der ältesten Völker, ihren Ursprung und

Anfang in der bibliſchen. Darnach kommt auch das iſraelitiſche Volk mit den meiſten Völkern der alten Welt in vielfältige Verbindung, und die Geſchichte des erſtern läßt ſich ohne einige Kenntniß der letztern nicht hinlänglich verſtehen. Aber auch an ſich ſelbſt iſt es dem Chriſten, als einem Erdenbürger, der da weiß, daß die ganze Erde des Herrn iſt, und alle Enden derſelben zu ihm verſammelt werden ſollen, nützlich, die Hauptveränderungen, welche mit der Menſchheit unter Gottes Leitung vorgegangen ſind, ſoviel die Schule geben darf, kennen zu lernen.

Von einem eigentlichen hiſtoriſchen Curſus kann natürlich in der Volksſchule nicht die Rede ſeyn; ſondern der Unterricht der Weltgeſchichte wird dem chriſtlichen Zweck der Volksſchule und ſomit auch der heiligen Geſchichte untergeordnet und mit dieſer in Verbindung geſetzt. Dadurch empfängt aber auch jene ihre rechte Stellung und das rechte Licht. Wer die Menſchengeſchichte blos zur Befriedigung ſeiner Neubegierde oder zu irdiſchen Zwecken erlernt und benutzt, betrachtet ſie aus einem ſehr niedrigen Geſichtspunkt. Die h. Schrift, beſonders des neuen Bundes, führt uns auch hier auf den rechten Standort, indem ſie uns in den Wegen der Menſchen den Weg Gottes kennen lehrt, „welcher gemacht hat, daß von einem Blute alle Menſchen Geſchlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel geſetzt, zuvor ver-

ſehen, wie lange und weit ſie wohnen ſollen, daß ſie den Herrn ſuchen ſollten, ob ſie ihn fühlen und finden möchten. (Apoſtg. 17, 26. 27.)

Johannes v. Müller (damit ich nicht allein rede), der Geprieſenſte unſerer vaterländiſchen Geſchichtsforſcher, geſteht, „daß er, nachdem er alle Alten aus allen Zeitaltern geleſen, eine wunderbare Zubereitung des Chriſtenthums durch alle großen und kleinen, politiſchen, militäriſchen und moraliſchen Veränderungen der Staaten voriger Jahrhunderte bemerkt habe, und, weil er die Geſchichte wiſſe, das Neue Teſtament als den Mittelpunkt oder die Lichtquelle aller divergirenden Strahlen erkenne.“ Er ſagt: „ſtatt der Wunder, die zu Jeſu Zeit geſchehen, hätten wir andere Wunder vor Augen, nämlich die Zuſammenſtimmung aller großen und kleinen Begebenheiten zur Beförderung des Evangeliums, und der Sache Jeſu Chriſti, und daß dieſer Alles untergeordnet war und iſt, wovon auch, ſagt er, der Anblick der ganzen Geſchichte täglich mehr überzeugt. Das überzeugendſte Wunder aber iſt, fügt er hinzu, wenn er uns nach aufrichtigem, ausharrendem Forſchen die Gnade giebt, mit Augen zu ſehen und mit Ohren zu hören.“ — So das Bekenntniß dieſes großen Hiſtorikers, wozu er auf philoſophiſchem Wege geführt wurde.

Der erleuchtete Chriſt bedarf ſolcher Zeugniſſe nicht, ſondern erkennt Jeſum Chriſtum für das N

und O der ganzen Weltgeſchichte, und hat ſomit das Recht, alle Geſchlechter der Erde zu richten. Wir reden aber auch zu ſolchen, die das Licht ſuchen. — — So ſind demnach die Geſchichten aller alten Völker, das auserwählte Volk ausgenommen, „eigene, Menſchenwege", die Gott ſie wandeln ließ, da ſie ſich von ihm gewendet hatten. Anfangs hielten ſich die älteſten Völker (hier rede ich abermals mit Johann Müller) an „dunkle Sagen, die ſie von den erſten Menſchen (ihren Stammvätern) empfangen hatten, worauf ſie beſonders den Glauben an die Fortdauer nach dem Tode bauten; ſo lange blieben ihre Staaten frei und groß an Tugenden und Macht, bis auch dieſer Glaube untergieng; wie zu Athen zur Zeit des Perikles, zu Rom zur Zeit des Cicero geſchah, welcher Unglaube dann von der Degradation dieſer Völker begleitet wurde." — Freilich nicht dieſer Glaube an die Fortdauer allein war es, was ſie durch „dunkle Sagen" (d. i. mündlich mitgebrachte und fortgepflanzte, und freilich wohl entſtellte Offenbarungen) von den erſten Menſchen empfangen hatten, ſondern dieſer Glaube ſetzt den Glauben an einen über die Welt erhabenen Gott, und ein Sehnen nach Gemeinſchaft mit dieſem höchſten Weſen und folglich auch das Gefühl der Trennung von demſelben voraus, welches ſogar auch Hume und Voltaire in der Geſchichte aller alten Völker anerkennen.

Dieſer erſte Glaube aber gieng ihnen zuerſt und je länger je mehr verloren, „indem ſie die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes verwandelten in ein Bild — (der Sonne, des Mondes, der Sterne oder) — gleich dem vergänglichen Menſchen, und der Vögel und der vierfüßigen und der kriechenden Thiere, und ſo Gottes Wahrheit in Lügen verkehrten, und dem Geſchöpf mehr dienten, als dem Schöpfer — und weil ſie nicht geachtet haben, daß ſie Gott erkenneten, hat ſie Gott auch dahin gegeben in verkehrtem Sinn, zu thun was nicht taugt.“ (Röm. 1, 23. 25. 28.) — Der Abfall, oder die immer größer werdende Entfernung von dem Urquell alles Lichts, dem lebendigen Gott, war alſo auch hier das Erſte. Indeß erhielt ſich der Glaube an Fortdauer nach dieſem Leben noch am längſten bei dieſen Völkern und empfieng bei mehrern ſelbſt eine philoſophiſche Ausbildung, weil er — ſelbſt in verderbter Zeit noch immer mit der Selbſtſucht und Ichliebe des Menſchen ſo genau zuſammenhängt; aber darum verſchwand er auch mit der fortſchreitenden Weltliebe, wie alle Wahrheit, ganz und gar. Ganz umgekehrt war es bei den Iſraeliten, indem bei dieſen der Glaube an den lebendigen Gott die erſte Stelle einnimmt, und der hierin nothwendig eingeſchloſſene Glaube an die Fortdauer des Menſchen und ein künftiges Leben, welchen freilich das Geſetz nicht geben kann, — ſehr ſel-

ten, und gar nicht als Doctrin hervortritt, ſondern gleichſam mit der immer heller erſcheinenden Verheißung der Sonne der Gerechtigkeit wächſt und zunimmt, und mit der Vollendung der Zeit in vollem Glanze hervortritt. — —

Unterdeſſen gehet der Weg der ſich ſelbſt und ihrer eigenen Weisheit überlaſſenen Menſchen immer vorwärts — und ein Volk erſteht aus dem Untergang und auf den Trümmern des andern. Die ganze Weltgeſchichte läßt ſich wie mit einem Blicke auch von Kindern überſchauen. Die älteſten Völker, mit welchen das Volk Iſrael in nähere Verbindung kommt, ſind Aegypter und Phönicier, an ſich wenig bedeutend; erſteres nur durch das, was Fremdlinge, nämlich Hebräer und Griechen, in denſelben wurden und thaten. Iſrael wurde in Aegypten ein Volk, und ſpäterhin wurden deſſen heilige Urkunden in dieſem Lande, nachdem es griechiſch geworden, in dieſe Weltſprache übertragen. Beide Länder giengen nach mancherlei Umwandlungen unter in den großen Völkerrevolutionen der alten Welt. Das Wiſſenswürdige, d. h. das eigentlich Welthiſtoriſche von ihnen läßt ſich in der Volksſchule kurz und beiläufig vortragen, und darf ſchon, als zum Verſtändniß der h. Geſchichte nothwendig und nützlich nicht übergangen werden.

Darnach kommen die großen Weltreiche, welche eins das andere verſchlingen; das Aſſyriſche Welt-

reich, welches auch das Königreich Israel zerstörte, unterliegt dem Chaldäisch-babylonischen, welches nun auch Juda verschlingt, dem folgt nach kurzem Zeitraum das Persische Weltreich unter Kores, dem Retter des gefangenen Juda, nach zwei Jahrhunderten überwältigt dieses der Macedonische Alexander und stiftet das Griechische Weltreich, welches bald in mehrere einzelne Königreiche zerspaltet, in die Gewalt und das Gebiet des großen Römerreichs fällt, das zur Zeit Christi beinah den ganzen Erdkreis beherrscht und bald nachher das Gericht des Herrn über Judäa und die heilige Stäte vollzieht. Die Geschichte aller dieser Weltreiche greift so innig in einander, daß sie eigentlich nur ein fortgehendes Weltreich ausmachen, so wie das Bild, das Nebukadnezar im Traume sah, nur ein einziges Bild war, obwohl aus verschiedenen Stoffen, Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Thon bereitet. Wunderbar, daß das Volk Israel von diesen Weltwogen immerdar bedroht, bespült, fortgerissen und verschlungen, dennoch blieb, dasselbe blieb und in seiner eigenthümlichen Verfassung wieder von neuem empor kam, bis endlich äußerlich zertrümmert, dessen unveredelte Reste in alle Welt verschleudert wurden.

Bis dahin reicht die alte Geschichte, die alte Welt; die alte Zeit; Jesus Christus geboren zu Bethlehem im jüdischen Lande, ist der Beginn der neuen. Sein Reich ist der Stein im Traum Nebukadnezars,

der ohne Hände herabgeriſſen an das Bild ſchlägt und deſſen goldenes Haupt, ſilberne Bruſt und Arme, und ehernen Bauch und Lenden zermalmt. Dieß geſchah in der alten Zeit; das Zermalmen der erſten Weltreiche iſt ein „Bereiten des Weges dem Herrn und ein Richtigmachen ſeiner Steige.“ Mit dem zermalmenden Steine des Geſichts verhält es ſich aber ebenſo wie mit den vier Thieren und den vier Rädern, die Ezechiel ſah und von welchen immer wiederholt wird, daß ſie ohne umzuwenden ſtracks in alle Weltgegenden vor ſich giengen, wohin der Wind ſie führte. Der Lehrer der Geſchichte ſoll dieſe als wie in einem Geſichte betrachten, in welchem das Rad, ohne umzuwenden, ſtracks vor ſich geht, und wo die Räder, als mehrere anzuſehen, doch nur ein Rad ſind. Das Rad gehet immer ſeinen Weg ſtracks vor ſich — oder nach Nebukadnezars Bilde, der Stein ſchlägt immerfort an das Bild, das Bild zerbröckelt und zerfällt immerdar; aber der ſchlagende Stein wächſt, wird allmählig immer größer, und zuletzt zu einem Berge, der die Erde füllet. Mit der Geburt des Heilandes wird der Stein ſichtbar; erſt im Hauſe Iſrael, dann, nachdem er dieſes zertrümmert, auf „dem ganzen Erdkreis“, wie nun mit Recht, obwohl nur vorläufig und prophetiſch, das römiſche Weltreich hieß.

Die neue Weltgeſchichte, welche mit dem beginnt, nach welchem wir unſere Jahre zählen, iſt nur Fort-

setzung, Fortgang der alten; aber mit dem großen Unterschiede, daß der Sauerteig, der bisher in dem Hause Israel aufbewahrt wurde und verborgen lag, nun die ganze Welt durchsäuert. Das Reich Gottes ist erschienen, es ist nahe herbeigekommen. So wie in der alten Zeit Israel der Leitstern des historischen Weltganges war, so wird es in der neuen der gleichfalls „aus Aegypten gerufene" Sohn Gottes und sein Reich. Die Volksschule giebt die Geschichte nicht als Wissenschaft, oder als ein bloßes Wissen (wovon sie ihren griechischen Namen hat), sondern das höchste Resultat, die reife Frucht der historischen Wissenschaft, also in der Weltgeschichte die Geschichte des Reichs und der Regierung Gottes. — Folglich wird in der Schule nicht von den innern politischen Veränderungen und einzelnen Kriegen des römischen Reichs die Rede seyn, wohl aber von dessen Umfang und Erweiterung, von dessen Beherrschern und ihren Gesinnungen in Beziehung auf das Christenthum, von dessen Verderbniß und Verfall bis zu der großen Völkerwandlung — nach Nebukadnezars Traumbilde die Vermengung des Eisens (der alten römischen Nation) mit dem Thon (mit andern Nationen), und Entstehung der neuen christlichen Reiche.

Wird aber nicht auf diese Weise die Weltgeschichte zur Kirchengeschichte? Freilich; und das soll sie, sie soll eine Geschichte der christlichen Kirche werden,

d. h. Geschichte der göttlichen Leitung und des Ganges der Menschen zum höchsten Ziele der Menschheit, zum Reiche Jesu Christi. Das Reich Gottes selbst, sofern es ein geistiges inneres Reich ist, bestehend in Glaube, Hoffnung und Liebe — und in jedem Einzelnen kommen muß — kann keine Geschichte haben, eben so wenig als die Entwickelung eines Saamenkorns zur vollen Aehre; man kann nicht von demselben sagen: sieh es ist hie oder da! Aber wohl die Veranstaltung, daß das Reich Gottes komme, die Kirche. — Und hat denn die neue Geschichte, und in derselben das Fortschreiten der Menschheit, historisch, ein anderes Ziel als dieses? Sind denn nicht unsere civilisirten Staaten christliche, auf das Christenthum gegründet, vom Christenthum durchdrungen, und werden nicht die anderen, mit welchen die Christenheit in weltlicher Verbindung steht, mit Recht den Raubstaaten gleich geachtet, deren Bestehen, weil man es nicht hindern kann, man nur duldet, und deren Bekehrung zum Christenthum man wenigstens hoffet und hoffen muß.

Aber die Geschichte des Reichs Gottes in der christlichen Kirche ist nicht die Geschichte der Irrthümer, Streitigkeiten, Zänkereien, Verdrehungen, Verdammungen und Erbärmlichkeiten, welche von Anfang an das Evangelium umgaben, bekämpften und zu entstellen suchten; eben so wenig als die Geschichte des

Hannas und Kaiphas, Pilatus und Herodes, der Kriegsknechte und des vornehmen und geringen Pöbels von Jerusalem, die Geschichte unsers Herrn ist. „Freilich, es thut nicht anders, schreibt Luther an Hartmuth von Cronberg, wo Christus ist, da muß seyn Judas, Pilatus, Herodes, Kaiphas, Hannas, dazu auch sein Kreuz, oder es ist nicht der rechte Christus.“ Aber Seine Geschichte ist: wie Er durch alle diese siegreich hindurch gehet und sie überwältigt. Also ist auch die Geschichte, welche wir meinen, die Darstellung des neuen Weges, den das Christenthum, als „Gottes Kraft und Gottes Weisheit“, durch das Getreibe und Getümmel der Menschen sich bahnt, und auf welchem es still und verborgen, aber desto sicherer an der Hand Gottes fortschreitet, und allmälig die Erde erfüllt.

Es gehören demnach in unsere Geschichte alle die großen Begebenheiten, welche mit der Begründung und Verbreitung des Evangeliums, kurz mit der Theo- oder Christokratie, in innigem Zusammenhange stehn. So Verfall des dem Gottesreich widerstrebenden römischen Weltreichs; Konstantin, und zwar politische Begründung aber auch Verweltlichung des Christenthums; die Völkerwanderung und Untergang des abendländischen Kaiserthums, Muhamed; Zeit Karls des Großen, immer fortgehende Umgestaltung der Welt, des Pabstthums weltliche Herrschaft und Gewalt zur

Zucht und Vormundschaft der rohen und entarteten Zeit; Gericht über Konstantinopel und das morgenländische Kaiserthum; Buchdruckerkunst, Entdeckung von Amerika, Reformation u. s. w. Es würde auch hiezu eines ganz kurzen und einfachen Leitfadens in dem Lehrbüchlein der Volksschule bedürfen. — Hier können wir nur Fingerzeige geben. —

Nur der Lehrer, welcher die biblische Geschichte recht zu lehren versteht, wird auch die weltliche Geschichte auf die rechte Weise vorzutragen wissen. Er wird letztere als eine Fortsetzung der erstern betrachten und behandeln, und in der ersten das Vorbild der weltlichen erkennen. — Das Reich Gottes nach der Erscheinung des Herrn hat auch seine Patriarchenzeit, sein Dienstaus und Auszug aus demselben; seinen Weg durch Wüsteneien und Kriege; sein äußeres Königthum und Gefangenschaft, seine Psalmen- und Prophetenzeit, und seine Erlösung und Palingenesie. Das unsichtbare Reich Gottes ist der goldene Faden, der alle Geschichte zusammenhält und zu einem Ganzen verbindet; es ist der Wind des Propheten Jeremias, der das weite Feld voll todter Gebeine mit Haut, Fleisch und Adern überzieht, oder jener lebendige Wind in dem Rade des Ezechiel, anzusehen wie vier Räder. — Alle Wege Gottes sollen uns führen zu dem „neuen und lebendigen Wege, den er uns zubereitet hat“ (Hebr. 10, 20.).

Daß auch das Gesagte auf die neueste Weltgeschichte seine Anwendung leide, ist dem nicht zweifelhaft, der gewohnt ist auf den Weg des Herrn zu merken. Dem zeugte selbst vor nicht langer Zeit die Stimme des Volks. Es erkannte, wie auffallend in unsern Tagen manche Ereignisse der alttestamentlichen Geschichte sich wiederholten und manche Aussprüche der Propheten von neuem in Erfüllung giengen. Diese sind noch nicht erschöpft, und werden bis zum Ende der Tage nicht erschöpft werden. — Möge dem Verständigen das Gesagte genügen!

Als Zugabe zu diesem Abschnitt mögen einige Bemerkungen über den geographischen Unterricht hier ihren Platz finden. Dieser Unterricht wird heutzutage fast in allen, selbst kleinen Landschulen getrieben. Die neuere Zeit hat den Blick in die Weite, so wie den Wanderungstrieb bei der Jugend belebt. Da die Geographie eine Gedächtnißwissenschaft ist, so können Schullehrer sich solche leicht aneignen, sie den Schülern ohne Mühe einprägen und damit glänzen. So wird oft kein Ziel noch Maaß gehalten und mit Quadratmeilen und Zahlen gespielt, wie mit Rechenpfennigen. Solch Unwesen raubt dem Bessern die Zeit, verweltlicht die Kinder und macht sie dünkelhaft. Darum soll auch hier die Volksschule ein weises Maaß

beobachten. Die Kinder sollen das Nothwendige von dieser Wissenschaft, nach ihren Theilen, der sogenannten mathematischen, physischen und statistischen Geographie, erlernen. Es bedarf dazu eines Aparats von wenig Landcharten. Eines Planiglobs, wonach sie die Gestalt, die Bewegung, die Zonen und Pole, so wie die 5 Haupttheile der Erde, deren Lage, Clima, und die großen Meere ꝛc. — alles in großen einfachen Umrissen anschauen lernen; dann einer Charte von Europa, als dem eigentlich christlichen Welttheile, hier würde etwa von jedem einzelnen bedeutendem Reiche so viel gelehrt, als der Zeit nach der Unterricht auf dem Planiglob betrug; darnach noch einer Charte des teutschen Vaterlandes, wo die Unterweisung abermals verhältnißmäßig in das speciellere einginge, und bei dem eigenen Vaterlande am speciellesten, wozu es in einem größern Lande z. B. Preußen vielleicht noch einer Specialcharte bedürfen möchte. Die Methode, wonach man von dem Vaterlande oder der Provinz des Wohnorts ausgieng und in immer weitere Kreise sich ausdehnte, ist verwerflich, weil kleinlich und eigensüchtig, auch unbequem und unnatürlich. Erst kenne man das ganze Haus und dann sein Kämmerchen, so wird man sich am besten zurecht finden. Die vaterländische Erdbeschreibung könnte auch durch Anführung merkwürdiger Begebenheiten aus der vaterländischen Geschichte belebt

werden. Eine specielle Geschichte des Vaterlandes scheint mir nicht geeignet für die Volksschule. Was kann Kindern und dem Volke überhaupt mit einer Regentenfolge, Ländervermehrung, Kriegesgeschichten, Verträgen und dergleichen dürren, rein weltlichen Dingen gedient seyn, wenn solche nicht auf das jetzige Bestehen des Vaterlandes einen ausgezeichneten Einfluß hatten. Ueberhaupt meine ich, müsse bei dem geographischen Unterricht, der nur dienen soll, der höhere historische Gesichtspunkt nicht außer Augen gesetzt werden. Dieser muß vor allen die Wichtigkeit und das Maaß und Ziel des Vorzutragenden bestimmen. Darum muß auch bei diesem Unterricht auf die Vorzeit und den Zustand der Länder in derselben gehörige Rücksicht genommen werden. Ebendeßhalb verlange ich noch vor allen in der Volksschule eine Charte von Palästina (wie mir jetzt eben eine solche, für diesen Zweck von W. A. Möller herausgegeben, vor Augen kommt), und besondere Unterweisung darüber. Palästina ist aller Christen Stammland nach dem Geiste; hier liegt Bethlehem und Golgatha; hier wohnte Abraham, hier ertönten Davids Psalmen, und die Weissagungen der Propheten; hier wandelte, lehrte, starb und erstand Jesus Christus; von hier aus giengen die Apostel in alle Welt und verkündeten das Evangelium aller Kreatur. Wie könnte irgend ein Land der Erde mit diesem kleinen Landstrich ver-

glichen werden! Hier ist mehr als klassischer, hier ist heiliger Boden.

Darum sollen die Kinder frühzeitig das irdische Vaterland ihrer geistigen Väter und dessen, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, kennen lernen und vor Augen haben. Bethlehem und Bethanien, Cana und Kapernaum, diese Kleinen in Juda, sollen ihnen erscheinen wie die Lilien des Feldes, schöner als Roms und Constantinopels Herrlichkeit, und die vor Gott groß geachtete Demuth auch in die Erd- und Weltbeschreibung bringen. Denn die Erde selbst ist nur wie ein Tröpflein am Eimer und wie ein Stäublein in der Wage; aber der Mensch ist das Ebenbild des Herrn aller Welten. — Auf dem Abbilde des alten, nun verödeten, gelobten Landes sollen sie die leuchtenden Fußstapfen des Hirten ihrer Seelen aufsuchen und verfolgen, damit seine Worte und Thaten, sein Wandel und Vorbild ihnen desto lebendiger vergegenwärtigt werde. Sie sollen, wie seine Jünger und Jüngerinnen ihn begleiten von Judäa nach Samaria, von Samaria nach Galiläa, in das Land der fünf Städte und die Gegend von Tyrus und Sidon. Dann auch sollen sie den Aposteln folgen in alle Welt, gen Athen, Corinth, Philippi, Ephesus und Smyrna, gen Rom und Galatien, Melite und Kreta, und in das Mohrenland ꝛc., damit sie sehen, daß der Herr ein Gott

der Berge und ein Gott der Gründe iſt. (1 Kön. 20, 28.)

Unterricht in der Naturkunde.

Dieſer Unterricht findet ſich heutzutage in den meiſten Volksſchulen, wenigſtens wird etwas Naturgeſchichte, wie man es nennt, getrieben. An Büchern und Büchlein, die dazu helfen wollen, gebricht es auch nicht; es iſt ein leichtes Ding, hieraus den Kindern vorzuſchwatzen und ſie nachſchwatzen zu laſſen. Aber, was iſt der Gewinn? — Eben in dieſen Tagen führte ein Bauer unter andern Beſchwerden über den Schulmeiſter auch die an, daß er die Kinder frage: Wie viel Beine ein Haſe habe? und rief ſein Töchterchen zum Zeugen. Er wollte ſagen, die Kinder giengen nicht in die Schule, um zu hören was ſie ſchon wüßten und mit eigenen Augen auf dem Felde ſehen könnten. Und in der That, es iſt ein langweiliges, gemeines Ding, wenn — von wiſſenſchaftlichen Zwecken iſt natürlich nicht die Rede — alle bekannten Thiere, die lebendig vor ihren Augen wandeln, den Kindern nach allen ihren Merkmalen mit Worten zergliedert werden. Die Lehrer fühlen

selbst das Mißbehagen der Schule und lassen darum gern unbekanntere, große und furchtbare Thiere auftreten. So hört man gewöhnlich in solchen Schulprüfungen von Löwen, Hyänen, Elephanten u. dgl. Kurz, dieser Unterricht ist mehrentheils nur eine Spielerei, womit man die edle Zeit verdirbt. Auch liegt schon in der Benennung Naturgeschichte eine Unwahrheit und Verwirrung, da die Beschreibung eines thierischen Lebens und Wesens keine Geschichte ist, auch die Natur selbst in ihrem Kreisgange eigentlich keine Geschichte haben kann.

Jedoch sollen die Kinder der Volksschule allerdings eine Unterweisung über die Natur empfangen, aber in dem höheren Gesichtspunkte, daß sie auf die Schöpfung, als ein Werk Gottes, merken lernen, „woraus sein unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit ersehen werden kann.“ Er, der Schöpfer und Herr Himmels und der Erde muß auch hier in diesen sichtbaren Offenbarungen, wie in der Schrift, vorne und obenan stehen, und die Vögel unter dem Himmel und die Lilien des Feldes sollen des Menschen Blick zu dem Vater leiten, der ohne ihr Zuthun sie ernährt und bekleidet. Das sey das erste und Hauptaugenmerk des Lehrers und der Schule nach dem Vorbilde dessen, der gewaltig lehrte. „Begegne deinem Gott, spricht Amos; denn, siehe er ist es, der die Berge macht und den Wind schaffet;

er machet die Glucke und Orion, die Morgenröthe und die Finsterniß; er tritt auf den Höhen der Erde, er rufet dem Wasser im Meere und schüttet es auf den Erdboden; er heißet Herr, Gott Zebaoth." — In den Psalmen werden Blitze und Sturmwinde, Hagel, Schnee und Dampf, Berge und Hügel, Fruchtbäume und Zedern, Thiere, Gewürm und Vögel aufgerufen, in den Lobgesang der Jungen und Alten, der Jünglinge und Jungfrauen einzustimmen. (Ps. 148. u. a.)

Also den Gott, den sie kennen als den Vater über alles was Kinder heißet im Himmel und auf Erden, sollen die Kinder der christlichen Schule auch in seinen sichtbaren Werken suchen und fühlen lernen. Dies liegt dem kindlichen Sinn und Auge nahe; ja, nur durch diese Empfindung der Hand und Nähe des Allwaltenden, auch in seinen kleinsten Geschöpfen, kann das Kind die rechte Ansicht und jene fromme Liebe des Schönen und Erhabenen in der Natur gewinnen, die sich mit der stillen unschuldigen Blumenwelt gleichsam verschwistert, und bewundernd den Himmel um und um als das Gewand des Herrn und die Sonne als den Stern auf seinem Vaterherzen betrachtet. Die h. Schrift ist auch hier das Hauptlehrbuch. Wie reich ist sie an kindlichen und herzlichen, nicht minder als an tiefen und erhabenen Naturansichten und Betrachtungen. So das Buch Hiob, mehre-

re Psalme z. B. der 104te, die Sprüchwörter und Propheten, unter den Apokryphen das B. d. Weisheit und Sirach z. B. das 43ste Kapitel u. a. — Im neuen Bunde sehen wir den Herrn selbst die Natur, Sonnenschein und Regen, Reben und Bäume, Blumen und Saaten und das welkende Gras durch sein Wort verklären. Auch fehlt es unserer Kirche nicht an kernhaften Liedern, die solche Naturbetrachtung beleben können.

Die Lehrer haben bei Anleitung zur Naturkunde vor allen zwei Abwege zu meiden. Den erstern will ich die Naturvergötterung nennen; eine nicht seltene Abgötterei, wobei man über dem Geschöpfe den Schöpfer vergißt, und ersteres über Gebühr erhebt. Junge, lebhafte Lehrer fallen leicht in diesen Fehler; ich weiß es auch aus meinem eigenen Beispiele. Sie reden mit solcher Wortfülle von der Schönheit und den Wundern der Natur, als ob es nichts Höheres gäbe; sie hören nicht auf, z. B. die Majestät des gestirnten Himmels, die Herrlichkeit der Sonne, die Pracht des Lenzes und die große Weisheit und Ordnung in der sichtbaren Haushaltung des Schöpfers zu preisen. — Dies ist vorerst nicht die Weise der h. Schrift. Sie redet da, wo sie die Allmacht und Weisheit des Schöpfers in den Werken preiset, allerdings in einer würdigen, aber auch eben so einfachen Sprache, und giebt überall seinem Namen die Ehre. Darin setzet

ſie die größte Herrlichkeit der Himmel, daß auch ſie — gleich der vernünftigen Schöpfung — Gottes Ehre erzählen, und des Firmaments, daß es das Werk ſeiner Hand verkündet. Es iſt nur Saum ſeines Gewandes, und das Heer der Sterne eine Lämmerheerde; er weidet ſie und nennet ſie alle mit Namen. Die Himmelskörper erſcheinen bei dem Schöpfungswerke nur als große und kleinere Lichter, und weiter ſind ſie auch nichts vor Ihm, dem Vater des Lichts, und in Beziehung auf die Erde und ihr Planetenſyſtem. Der Menſch, göttlichen Geſchlechts, ſteht ja ohne Zweifel unendlich höher, als die Sonne, die ihm leuchtet und ſeine Tage und Jahre theilt. Darum verbindet auch die h. Schrift, wo ſie Gottes Werke preiſet, in göttlicher Weiſe ohne Anſehen der Perſon, das Kleine mit dem Großen, und die Brünnlein und das Gras werden, neben dem Weltmeer und Libanons Zedern, mit gleicher Ehre genannt. Iſt ja auch das Entfalten einer Roſenknoſpe kein geringeres Zeugniß des Allwaltenden als ein Sonnenaufgang, und ſind nicht die Maaßliebchen zu unſern Füßen gleich Sönnchen und Sternlein, die Er ausgeſäet hat und über welche Er ſeine Sonne aufgehen und regnen läßt! So möge der Lehrer mit dem lebendigen Worte Gottes die Winke und Fingerzeige der ſtummen Natur beleben, damit man ihre Stimme höre, womit ſie Gottes Ehre verkündet.

Nur lege man auch der Natur nicht mehr in den Mund, als sie auszusprechen vermag, und mache nicht thörigter Weise das Werk zum Meister. Das höhere Leben des Glaubens kann sie nicht schaffen noch geben, sondern nur, wo der Glaube ist, aber in seiner Unmündigkeit und Schwäche auch der Stütze und sinnlichen Nachhülfe bedarf, als Bild und versinnlichtes Gotteswort ihm dienen. Der Herr verwies seine Jünger, so lange sie noch nicht „alle Wahrheit“ erkannt hatten, auf die Saatfelder und Blumen des Feldes. Nachher, als der Herr und sein Reich durch den h. Geist in ihnen verklärt war, bedurften sie nicht mehr des Hinblicks auf die Lilien und Sperlinge; wohl aber führten auch sie wieder die Unmündigen, — wie Paulus die Korinther, welche die Verwesung des Fleisches für einen Einwurf gegen die Auferstehung hielten, mit der Anrede: „Du Narr“ (1 Kor. 15, 36.) — in die Natur und auf die Saatfelder und zum Sonnen-, Mondes- und Sternenglanze. Kinder sind Unmündige; darum bedürfen sie des göttlichen Bilderbuchs der Natur. Dieses ist ihnen zur Hand und spricht sie zunächst an. Sie sollen darin lesen lernen; nur muß man sie hüten, daß sie den Buchstaben nicht für das Leben, das Bild nicht für die Sache und das Wesen nehmen, auf welche nur das Bild hinzudeuten vermag. Sie müssen erkennen, daß sie in der Natur zwar des Meisters Werk, aber darum noch keines-

weges ſein Bild und Weſen ſehn. Kann man aus der Lilie, die der Gärtner pflanzet und ziehet, dieſen nicht erkennen, wie denn Ihn, der ſie wachſen läßt und ſchmückt! Wie geneigt der Menſch zu ſolcher Naturvergötterung ſey, lehrt die heidniſche Abgötterei in ihren mannigfachen Geſtaltungen.

Beſonders verſehn es auch die Schullehrer oft darin, daß ſie die Güte und Liebe Gottes des himmliſchen Vaters aus der Natur und den Geſchöpfen erweiſen wollen. Allerdings ſollen die Kinder hören und wiſſen, daß der Herr Allen gütig iſt und ſich aller ſeiner Werke erbarmet; daß er dem Bienenvölkchen nicht blos die Kunſt verlieh, die ſüßeſte Frucht zu bereiten, ſondern dazu auch Blumen in Fülle wachſen läßt und ihnen den Weg zu den Kelchen weiſet — ſie ſollen die Natur als eine Dienerin des Herrn, und die darum auch von ſeinem liebreichen Weſen an ſich hat — anſehen lernen. Aber auch hier ſey Maaß und Ziel. Es iſt nicht alles Güte, was wir in der Natur ſehen. Ueberall begegnen uns, vor allen in der Thierwelt, gleichſam dem Abbilde unſers verderbten Fleiſches, Erſcheinungen und Bilder des Neides, der Liſt, der Bosheit, des Kampfes und Streites. Wo iſt hier Güte? — Wie verwildert die Pflanzenwelt, wenn der Menſch ſie nicht bekämpft und beherrſcht! Warum bedarf es des zuckenden Blitzes, des rollenden Donners, um die Luft zu reinigen

und Regen und Kühlung herabzubringen? Wozu die furchtbaren Stürme, Ueberschwemmungen, Erdbeben u. s. w.? Wo ist hier die Güte zu erkennen? Oder sind die Kinder so weit, daß sie die Ruthe küssen? — Wird sich auch der Ackermann, dem sein Feld verhagelt oder der Blitz die Wohnung anzündet, mit der Güte Gottes in der Natur trösten können? Wenn er keinen andern Gott kennet, als den Schöpfer und Herrn der Natur, so wird er vielmehr irre an ihm werden und in Gefahr kommen mit Hiobs Weib zu sagen: Segne Gott und stirb! — Für wahre Leiden ist in der Natur wenig Trost zu finden; nur die verweichlichte Empfindelei mag sich in ihr Sympathieen und Tröstungen erkünsteln. Dafür aber hat eine frische gesunde Jugend keinen Sinn; sie sieht die Sonne freudig ohne eigenen inneren, wie sie selbst ohne äußern, Rumor auf- und untergehen, mißt den Mond nach eigenem kindlichen Augenmaaß, ergötzt sich an Morgen- und Abendröthe, Baumblüte und Vogelgesang, und hat genug an dem Gedanken: Der Alles dieses gemacht hat, muß ein großer Herr seyn. Darum machen auch sogenannte Naturpredigten: über die Allmacht, Weisheit, Güte Gottes in der Natur, worin besonders junge Geistliche, wenn ihnen das Wesentliche abgeht, sich gefallen, wenig Eindruck auf das Volk und die Gemeine. Mit Recht; denn hier, in dem Sichtbaren, ist nicht der Weg, die Wahrheit und

das Leben, sondern es trägt den Text, welchen der Herr selbst dem Propheten aufgab, zur Aufschrift: „Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit des Fleisches wie des Grases Blume; das Gras verdorrt, die Blume fällt ab: nur des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit!“ — Außerdem hat auch dieses stete Reden und Predigen von der Güte Gottes in der Natur den Nachtheil, wovor Luther in seinem großen Katechismus warnet, daß sich die Kinder gewöhnen, Gott also anzusehn „als müßte er uns zu Dienste stehen, und er unser Schuldner, wir aber seine Lehnsherren seyn; welches nichts anders ist, denn aus Gott einen Götzen, ja einen Apfelgott gemacht und sich selbst zu Gott aufgeworfen.“ — Also, ferne sey von der Volksschule alle Naturvergötterung! Man erweise ihr die Ehre, die ihr als einem Werk und Kleide des Schöpfers gebührt, vergesse aber dabei nicht, daß hienieden noch nicht der neue Himmel und die neue Erde ist, in welchen Gerechtigkeit wohnet, sondern ein Pilgerland, wo wir im Fleische wallen und einen Tag, wie in einer Herberge verweilen, gleichwie unsere Väter.—

Ein zweiter, nicht seltener Abweg der Lehrer ist — wie soll ich sagen — eine Art Verwitz und Dünkel, womit man über die Natur und ihre Erscheinungen und Kräfte spricht und urtheilt, als hätte man sie selbst geschaffen und alle ihre Geheimnisse durchschaut. Je flacher Geist, Sinn und Erkenntniß, desto

größer ist dieser Dünkel. Ein solcher bildet sich ein, durch schulgerechte Benennung der Naturkräfte und Erscheinungen ihr Wesen selbst erforscht und erklärt zu haben; er weiß vom Winde zu sagen, von wannen er kommt und wohin er fährt, weil er von Compression und Expansion der Luft ꝛc. zu reden versteht. Es fällt ihm nicht ein, sich selbst auch einmal zu fragen: was denn eigentlich Licht, Luft, elektrischer Stoff ꝛc. sey, oder was hinter dem Keimlein im Saamenkorn oder Ei liege, das aus jenem den Halm und diesem das Vöglein zeuget. — Der christliche Lehrer soll bei seinem Naturunterricht seine Schule auf dieses unbekannte, unsichtbare = x aufmerksam machen; er soll in Demuth bedenken und lehren, daß auch in der sichtbaren Welt Gottes Wege und Gedanken um soviel höher sind denn der Menschen Wege und Gedanken, als der Himmel höher ist, denn die Erde, und daß er unerforschlich ist in seinen Werken, wie in seinem Wesen. „Von seinem Thun, sagt die Schrift, haben wir nur ein geringes Wörtlein vernommen; wer will aber den Donner seiner Macht verstehn? und, von allen seinen Werken, spricht sie, können Menschen kaum ein Fünklein erkennen."

Die Unterweisung der Volksschule soll also, so wie das Christenthum selbst, damit beginnen, womit nach dem Bekenntniß eines berühmten ungläubigen

Weltweisen (Hume), als mit ihrer letzten Frucht, alle Weltweisheit endet, nämlich „mit der Erkenntniß der menschlichen Unwissenheit und Schwachheit.“ Diese Erkenntniß liegt dem kindlichen Sinn und Alter sehr nahe. Man führe es zu einem Rosenstrauch, zeige ihm die aufblühende Knospe, und frage: wie es geschehen möge, daß das dornige Gesträuch solch ganz verschiedenartiges Gewächs hervorbringe; man lasse das Kind den einfachen Bau eines Kornhalms mit der Aehre betrachten und führe es zurück auf das Körnlein und den Keim und die Kraft, die hinter demselben liegt. Man mache es aufmerksam auf den Nesterbau der Vögel, auf den Weg und Zellenbau der Biene, die Reisen des Kranichs und der Schwalbe, die ihre Zeit wissen, auf den Gesang der Nachtigall und die Bildung des Zwiefalters — so wird es wenigstens nicht auf den Einfall kommen, die Morgenröthe riechen und den Nelkenduft hören zu wollen. Es wird mit Demuth einsehen lernen, daß die Erforschung, Eintheilung und Benennung der Kräfte und Erscheinungen der Natur und ihrer Wirkungen noch keineswegs die Erkenntniß ihres innern Wesens sey, sondern wir auch hier nur an der Schwelle dieses Tempels stehen; oder mit Claudius zu reden, zwischen verschlossenen Kisten und Kasten einher gehn. — Wenn das Auge, des Leibes Licht, einfältig ist, so wird der ganze Leib lichte seyn. Diese höhere Ansicht der sichtbaren Gotteswerke, und

ihrer Ordnung und Erscheinungen, in dem Lichte des Glaubens ist zugleich das beste Mittel gegen den Naturaberglauben, der die Naturerscheinungen und Wirkungen gleichsam als von Gott unabhängige übersinnliche Wesen ansieht, wie gegen den Naturunglauben, der die Natur, als eine außer Gott in sich selbst beschlossene und bestehende Welt denken möchte.

So lehrt uns das Wort Gottes seine Werke in der Natur betrachten; es stellet uns auf den höheren Standpunkt des Glaubens. Der natürliche Mensch vernimmt, auch bei der Betrachtung der Natur, nichts von dem Geiste Gottes; es ist ihm Thorheit und kann es nicht erkennen; denn es muß geistlich gerichtet seyn. Die „Weisheit von oben her" ist auch hier die erste und die rechte Weisheit. Wie in allem menschlichen Wissen und Weissagen, so erkennt sie auch in der Natur nur Gerüst und Stückwerk, freilich ein göttliches, mit gebührender Achtung und Liebe, aber mit dem Hinblick auf das Vollkommne, welches dem Stückwerk folgen wird, und wo wir nicht mehr durch einen Spiegel, sondern von Angesicht schauen und erkennen werden. So ist der Naturkunde in der christlichen Volksschule, und ihrer Unterweisung ihr Standpunkt, ihre Quelle und ihr Zweck angewiesen. Alles muß von dem einen Licht ausgehen und zu dem einen Licht zurückführen; und nur dann wird das Leh-

ren und Erkennen ein fruchtbares und chriſtliches werden.

Aber welchem Plan ſoll der Lehrer der Volksſchule bei ſeiner Unterweiſung folgen? Was ſoll er zuerſt, und was zuletzt lehren? Von ſo übergroßer Wichtigkeit iſt dieſe Frage nicht bei einem Unterricht, der Erkenntniß, nicht aber ein ſyſtematiſches Wiſſen, zum Zweck hat. Nur die Weiſe der Peſtalozziſchen Schule, die mit dem Mikrokosmus des menſchlichen Leibes beginnt, mag ich nicht gelten laſſen. Es giebt einen höheren Anfang; der Menſch iſt ohnehin nur zu geneigt, ſein kleines Ich obenan und in die Mitte zu ſtellen; auch hat das Kind von Natur wenig Luſt und Intereſſe, ſich ſelbſt ſtückweiſe zu zergliedern und zum Lehrbuch Model und Exempel zu machen. — Ich ſtimme der Meinung und Anſicht J. G. Hamann's bei, die er in ſeinen „Briefen an einen Lehrer der Weltweisheit, der eine Phyſik für Kinder ſchreiben wollte" (im 2. Thl. ſeiner Schriften) aufgeſtellt hat, und halte mit ihm einen hiſtoriſchen Plan einer Wiſſenſchaft immer für beſſer, als einen logiſchen, er mag ſo künſtlich ſeyn als er wolle. Dieſer hiſtoriſche Plan, ſagt er, liegt ſchon in jedem Kinde, das weder Heide noch Türke iſt, zum Grunde, und wartet gleichſam auf die Cultur des Unterrichts. Es iſt kein anderer, als der, welcher am Anfange unſerer Bibel in der Schöpfungsgeſchichte uns gegeben iſt. Darnach

will Hamann die Naturkunde in folgender Ordnung vorgetragen haben: I. Vom Licht und Feuer. II. Von der Dunstkugel und allen Lufterscheinungen. III. Vom Wasser, Meer, Flüssen. IV. Vom festen Lande und was in der Erde und auf der Erde wächst. V. Von Sonne, Mond und Sternen. VI. Von den Thieren. VII. Vom Menschen und der Gesellschaft.

Ich finde gegen diese Ordnung des Unterrichts durchaus nichts einzuwenden. Man wird doch wohl nicht die flache Behauptung wiederholen, die Sonne müsse vor dem Lichte stehen oder V mit I verbunden werden? Die Reihenfolge der sichtbaren Offenbarung Gottes beginnt mit dem Kleide, „das er an hat, und mit dem Teppich und Gewölbe das er ausbreitet", (Ps. 104, 2.) und endet mit der Bildung des Erdgewandes, womit er seinen Odem und sein Ebenbild, den Menschen, bekleidete. Wie kann sie natürlicher und würdiger beginnen und beschließen? Hier berühren sich die äußersten Gränzen, Gott und der Mensch, zu seinem Bilde erschaffen, die Offenbarung der erschaffenden Kraft und die vernünftige Schöpfung, um welcher willen alles erschaffen wurde. „Seine Lust ist bei den Menschenkindern." Der Mensch ist der Inbegriff der ganzen sichtbaren Schöpfung, eine kleine Welt; die richtige Erkenntniß seiner selbst, ist der Schlüssel zur Erkenntniß der Natur und ihrer Geheimnisse.

Freilich hat es unſere Naturkunde eigentlich nur mit dem ſichtbaren Menſchen, nicht mit dem unſichtbaren, nur mit ſeinem Leben in der Zeit, mit ſeinen äußern irdiſchen, menſchlichen Verhältniſſen zu thun. Aber wie eine Erdkunde ohne Vermittelung der Sonne nicht möglich iſt, und jedes Saamenkorn und Hälmchen mit ihr in Verbindung ſteht und zu ihr aufblickt; und ſelbſt das im tiefen Schoos der Erde gebildete Erz und Geſtein nur in ihrem Lichte glänzet, ſo iſt auch des Menſchen äußere Geſtalt und Leben in der Zeit ſeinem Weſen nach unzertrennlich von der göttlichen Geſtalt und dem Leben im Lichte, wozu er erſchaffen und gebildet ward. Und die Sonne dieſes höheren Lebens iſt das Wort ſelbſt, das vom Anfang war und durch welches alle Dinge erſchaffen ſind, das Wort, welches im Beginn der Tage verheißen, in der Mitte der Tage in armer Menſchengeſtalt erſchien und unter uns wohnete voll Gnade und Wahrheit. Unter Ihn, als das eine Haupt, ſollen alle Dinge die im Himmel und auf Erden ſind, zuſammen verfaſſet werden. —

So beginnt und endet unſere Naturunterweiſung in und mit dem Lichte. Freilich gehört dazu ein Lehrer, der ſelbſt im Lichte wandelt und, wie der Vater des Lichts und aller guten und vollkommnen Gaben zu den Menſchen, ſich zu den Kindern herabzulaſſen verſteht. „Sich ein Lob aus dem Munde der Kinder

und Säuglinge bereiten, — sagt Hamann — ist kein gemeines Geschäft, das man nicht mit dem Raube bunter Federn, sondern mit einer freiwilligen Entäußerung aller Ueberlegenheit an Alter und Weisheit, und mit einer Verleugnung aller Eitelkeit darauf anfangen muß." Und Luther sagt: „Christus, da er Menschen ziehen wollte, mußte er Mensch werden; sollen wir Kinder ziehen so müssen wir auch Kinder mit ihnen werden." — Dieses vermögen wir nur wenn wir sie von Herzen lieben, das heißt, wenn wir sie als himmlische Wesen erkennen, deren Engel immerdar das Antlitz des Vaters schauen. — Und — wollte Jemand eine Naturlehre für Kinder verfassen, der möge Hamanns Worte, in einem Schreiben an Kant, nicht außer Acht lassen: „Ein philosophisches Buch für Kinder würde so einfältig und thörigt aussehen müssen, als ein göttliches Buch für Menschen geschrieben. Haben Sie Herz der Verfasser einer solchen Naturlehre zu seyn, so sind Sie auch ein Philosoph für Kinder. Sapere aude!"

Unterricht in der Muttersprache.

Was wir noch etwa zu sagen hätten, wollen wir unter dieser Aufschrift in die Kürze fassen. Dieß können wir um so füglicher, da wir einestheils dieß ganze Büchlein wie einen Brief schreiben; anderntheils aber der gesammte Unterricht der Volksschule eigentlich Unterweisung ist zum Sprechen und Reden. Die Unmündigen sollen mündig werden, auf daß der Herr sich in ihrem Munde ein Lob zurichte. Gedanke und Empfindung muß in dem Worte, wie der Mensch selbst, der unsichtbar ist, im Leibe, Gestalt und Wesen empfangen und menschlich offenbar werden. Die Kinder sollen reden lernen mit andern Menschen, mit sich selbst, mit Gott; Rede und Antwort geben lernen über menschliche und göttliche Dinge. Rede ist die Offenbarung des innern Menschen, wie Stand und Stellung des äußern. „Rede, daß ich dich sehe!“ So verschieden als die Stellung, war auch Gebet und Rede des Pharisäers und Zöllners im Tempel. — Selbst der Gesang ist nur Rede, auf gehaltenem Odem in gemessener Bewegung einherschwebend. — Die Sprache ist das einzige Mittel der Vereinigung und Mittheilung zwischen Lehrer und Lernenden; sie ist Vermittlerin aller Bildung des Geistes und Herzens, des Denkens, Empfindens und Glaubens. „Wie sollen sie glauben,

von dem sie nichts gehört haben?" — Auch die sogenannten Verstandes- und Denkübungen, womit in manchen Schulen soviel dünkelhafte Faselei getrieben wird, sind und sollen nichts anders seyn, als Sprach- und Sprechübungen.

Für unsere Volksschule gehört nur die liebe Mutterſprache, wie wir teutschinnig sie nennen. Welchen Schatz haben wir an unserer reinen ungemischten kräftigen und bildsamen Stammsprache! Wie ist Herz und Geist, Verstand und Empfindung, Wahrheit und Einfalt in ihr vereint! Das wußten auch die welschen Kananiter sehr wohl, und suchten darum uns unsere Sprache zu rauben, um uns mit ihrem Nasendialekt ihre Lügen und Gleißnerei einzuimpfen. Aber es ist ihnen nicht gelungen und nur in der großen Welt wird „zur Hälfte asdodisch geredet."

Für unsere Volksschule gehört die hochteutsche Sprache, wie wir sie in unserer Bibel haben. Sie ist jedes Teutschen Mutterſprache, auch da, wo im Hause und auf den Gassen platteutsch geredet wird. Freilich hat der Lehrer in solcher Schule mehr zu thun, als wo Hochteutsch die Landesſprache ist. Aber Kinder lernen leicht eine Sprache, vor allen wo sie der Wörter Bedeutung schon durch den ähnlichen Laut erkennen; ja, die Lehrer solcher Schulen haben darin einen Vorzug, oder Ersatz, daß die Sprache selbst ihnen als Mittel dient, die Kinder zu einem höhern

innern Leben zu leiten. In hochteutſcher Sprache wird ihnen das Evangelium verkündigt, in derſelben ſollen ſie ihr Glaubensbekenntniß ablegen und die Predigt des göttlichen Worts vernehmen. Es iſt alſo höchſtwichtig, daß ihnen das Verſtändniß geöffnet, die Zunge gelöſet, und Geiſt und Herz in dieſer Sprache einheimiſch werde. Darum muß die Volksſchule die Mutterſprache rechtſprechen, leſen, reden, ſchreiben und ſingen lehren. Denn die Schrift iſt gemalte Sprache und der Geſang erhöhete Rede.

Die Art und Weiſe dieſes Unterrichts hier darzuſtellen, iſt nicht unſere Abſicht. Wir wollen nur einiges bemerken. Vorerſt ſagen wir dem Lehrer, daß er den erſten Unterricht, wo er den Kindlein den Mund öffnet, nicht gering achten möge. Der dumme Eigendünkel ſpricht verächtlich von ABC-Schützen; die Liebe aber iſt demüthig und giebt einfältiglich und mütterlich, ſey es Milch oder ſtarke Speiſe; jene noch mit mehr Demuth und Herablaſſung, als dieſe. So treibe alſo der Anfangslehrer ſein göttliches Werk nicht, als eine hölzerne Buchſtabier- und Leſemaſchine. Die Elementarkinder ſollen in ihrem erſten Unterricht gleichſam das Einſaugen aller Unterweiſung lernen. Darum werde es ihnen nicht von vorne herein verleidet! Soll nicht die Buchſtabenkenntniß ſie zur Erkenntniß und zum Leben des Geiſtes führen? Und haben nicht die 24 Buchſtaben den Apoſtelberuf, das

ganze Evangelium zu verkündigen? Wohnet nur der freundlichernste Geist des Evangeliums in dem Lehrer, so wird er auch in dem scheinbar geringsten Unterricht sich fruchtbar erweisen, und ihn die rechte Weise lehren. Spiegelt sich doch das Bild der Sonne in dem Thautröpfchen, welches den Grashalm tränkt! —

Auch kann schon mit dem ersten Unterricht die Sprachunterweisung beginnen. Vorerst durch Angewöhnung einer reinen und deutlichen Aussprache der Laute und Worte. Reinreden ist Teutschreden; „der h. Geist, sagt Luther, kann fein hell, ordentlich und deutlich reden: der Satan mummelt und kaut die Worte im Maul.“ Wir machen es nicht wie andere Völker, denen ein großer Theil der Worttheile und Buchstaben in der Nase oder im Gaumen und zwischen den Zähnen hängen bleibt, sondern wir reden rein aus was geschrieben steht. So wiederfahre jedem Buchstaben und jeder Sylbe ihr Recht, damit man nicht Ursache habe, sich wie Luther über das „Tutten und Tatten seiner Sachsen“ zu beschweren. So hört man, beiläufig gesagt, zuweilen von der Kanzel in dem matten halbverschluckten Schlußworte der Predigt den Geist des Redners und der Rede. — Deutlich aussprechen und deutlich singen soll man auch schon in der Anfangsschule hören; vielmehr in der höheren. Dazu bedarf es nicht, daß die Kinder, nach Pestalozzischer Weise, den Mechanismus in der Bildung eines

jeden Lauts lernen, eben ſo wenig als man um zu pumpen den Bau der Pumpe zu wiſſen braucht; es iſt Zeit-Verluſt und Verderb.

Auch eigentlichen Sprachunterricht können die Kinder ſchon von Anfang an empfangen. Ich verſtehe hier nicht die Regel, dieſe erzeugt kein Leben; ſondern das Leben der Sprache ſelbſt, welches die Regel ſchafft. Das Kind ſtrebt von Natur nach dem Leben im Laut und Worte. Darum genügt ihm ſchon im erſten Beginn des Sprechens nicht das einfache ſchon an ſich ſinnliche Kuh, ſondern es ſetzt das Buh davor, wie vor „Vogel“ den Laut: Piep u. ſ. w. und nimmt ſomit das alte Adamsrecht in Anſpruch: „wie er ſie nennete, ſo ſollten ſie heißen.“ Wie für den äußern, ſo haben auch viele Worte für den innern Sinn einen bedeutſamen beſondern Klang; dafür ſoll das innere Ohr des Kindes frühzeitig geſchärft werden. So ſagt Luther: „daß wir Teutſchen GOtt eben mit dem Namen von alterhör nennen, feiner und artiger, denn keine andere Sprache, nach dem Wörtlein Gut, als der ein ewiger Quellbrunn iſt, der ſich mit eitel Güte übergeußt und von dem Alles, was gut iſt und heißet, ausfleußt.“ Eben ſo ſagt er von dem Wörtlein Liebe, daß „keines in anderer Sprache ſo dringe und klinge in das Herz.“ Es giebt viele Wörter in unſerer Sprache, denen man ihren hohen und tiefen Sinn mehr anfühlen, als ihn

ausreden kann. Viele von ihnen sind geeignet, auch schon Kindern zur Anschauung gebracht zu werden.

Auch grammatisch soll in der Volksschule die Muttersprache gelehrt und erlernt werden, aber, als lebendige Sprache, weniger durch Regeln als durch Erfahrung und Uebung. Die Paradigmen der Abänderungen des Haupt-, Bei-, Für- und Zeitworts sind, weil rhythmisch, leicht und mit Lust auswendig erlernt, und eines mehrern bedarf es wenigstens vorläufig nicht. Der Zweck des Sprachunterrichts ist nicht, daß die Kinder schön stylisiren, wie man es nennt, sondern daß sie die Sprache selbst und das Verhältniß der Worte und Wörter zu einander verstehen lernen. Unsere Sprache hat das eigene vor den meisten neueren Sprachen voraus, daß sie das Verhältniß des Zeitworts zu dem Haupt- und Fürwort durch Abänderung der letztern ohne Vorwort bezeichnet, welches die französische und englische, auch die skandinavische und die holländische Sprachen und größtentheils auch die plattteutsche Mundart nicht vermögen. Diese haben z. B. blos ein mich und dich, nicht aber ein mir und dir; und eben in dem Gebrauch dieser Beugungsfälle wird am meisten in der unsrigen gefehlt. Dieß ist aber kein blos grammatischer, sondern ein Gedanken- und Empfindungsfehler; und darum eben von Wichtigkeit. Die Regel hilft hier nicht eher, als bis man sie, d. h. das rechte Verhältniß des Zeit-

worts zu der Person oder Sache, schon erkannt hat, und dann bedarf es eigentlich der Regel nicht mehr. Auch wird dieses Verhältniß mehr empfunden, als gedacht und abstrahirt. Ein Kind wird bei dem Satze: ich liebe dich und sage dir, den Unterschied des dir und dich leichter fühlen, als ein Sprachphilosoph ihn angeben. Darum bedarf es hier mehr der Bildung und Schärfung des Gefühls durch Uebung, als der Regel, die auch erst aus dem Gefühl hervor geht. Ich habe in einer Zeit von zusammengerechnet vielleicht kaum zwei bis drei Stunden einem Kinde dieses richtige Sprachgefühl so beigebracht, daß es hierin keinen Fehler mehr machte, und nun von selbst die Lust in ihm erwachte, auch den Ausdruck des Verhältnisses zwischen Präposition und Hauptwort zu wissen. Ueberhaupt habe ich die Erfahrung gemacht, daß mit dem richtigen Gefühl des erstbenannten Verhältnisses zugleich ein eifriges Streben entsteht, alle Sprachfehler, wie Flecken der Rede, zu meiden und in der Kunst rein zu sprechen und zu schreiben weiter zu kommen. Daß dieses wiederum auf Erkenntniß und Empfindung, als des Wortes Geist und Seele, heilsam zurück wirken müsse, ist begreiflich.

Der Hauptzweck nun, weßhalb und wozu diese Sprachunterweisung in der Volksschule mit Sorgfalt getrieben werden soll, ist kein anderer, als weil das Wort Gottes für uns in teutscher Sprache gefasset

iſt und darin geleſen, verkündigt und mitgetheilt wird. Welchen Schatz haben wir an Luthers teutſcher Bibel! Selbſt Klopſtock ſchämte ſich nicht zu geſtehen, daß, wenn er einiges Verdienſt um unſere Sprache habe, er es ihr verdanke. Luther hat recht geweiſſagt, daß auch ſeine Widerſacher Teutſch von ihm lernen würden. Möchte ſeine, oder ſo man Luthers Namen nicht will, eine, wie die in Frankfurt am Main durch Hrn. v. Meier erſchienene, berichtigte Ueberſetzung die Bibel von ganz Teutſchland werden! Hier iſt alter kernhafter Stamm und Sprachſchatz, rein und klar teutſch. Rein und klar ſoll auch die Jugend ihre Sprache hieraus lernen, d. h. ſie ſollen ſich hereinleben und ſomit rein und klar daraus reden lernen. Können ſie das, dann wird es ihnen auch im Weltlichen eben ſo wenig an dem rechten Wort und Styl fehlen, als es dem Apoſtel Paulus daran gebrach, da er auf dem Markte zu Athen oder vor dem Könige Agrippa ſtand. Denn, wer das Höhere hat, dem wird das Geringere leicht gegeben. Dieß ſehen wir auch in auffallender Weiſe durch das Beiſpiel des allerteutſcheſten Mannes beſtätigt, der im Mönchslatein erzogen erſt Teutſch lernen mußte.

Der weiſeſte Mann unter den Heiden, von dem man wohl ſagen darf, daß er, gleichwie ſeine Mutterſprache, zur Anbahnung der großen Gottesſtraße, auf welcher der Weg des Evangeliums zu allen Völkern

gehen ſollte, unwiſſentlich geholfen habe — ſagte, ſeine Weisheit habe mit dem Verſtändniß der Wörter begonnen, und, wer die Worte erkenne, erkenne auch die Sachen. Luther ſagt, die Theologie d. h. die wahre Gotteserkenntniß, ſey nichts anders als Sprachkunde befliſſen mit den Worten des h. Geiſtes. Dieſe Sprachkunde kann und ſoll jeder Chriſt haben; jeder Chriſt, als zum hohenprieſterlichen Geſchlecht gehörig, kann und ſoll (im eigentlichen Sinn des Wortes; denn es giebt unter den gelehrten Theologen auch „Buchſtabilirer“ genug) ein Theologe ſeyn; und — ſetze ich mit Luther hinzu — „der heilige Geiſt iſt der allereinfältigſte Schreiber und Redner, der im Himmel auf und Erden iſt, darum auch ſeine Worte nicht mehr denn einen einfältigen Sinn haben.“ Alſo zum einfältigen Wortverſtändniß der Schrift zurückführen und des Wortes Sinn erkennen lehren — das iſt heilige Grammatik und Grund aller chriſtlichen Erkenntniß. Wie weit iſt z. B. derjenige ſchon in der Erkenntniß gefördert, der das Wort „Sünde“ recht und in ſeiner Tiefe verſteht! Und dazu bietet unſere Sprache, wenn man das Wort von Sühnen (Sühn, de, was verſühnet werden muß, ſo wie die griechiſche, wo es Abweichung von dem Ziele heißt) ableitet, ſchon die Hand. Wie viel liegt in dem Worte „gerecht“ und deſſen Ableitung nach ſeiner urſprünglichen alten Bedeutung, wo es ſoviel heißt als anpaſ-

send, und dem griechischen „Harmonisch“ entspricht. (z. B. der Schuh, das Kleid ist mir gerecht). Welchen tiefen und umfassenden, und dabei doch einfachen, Sinn haben in der Schrift die Worte: Glaube, Hoffnung, Liebe, Gottseligkeit u. s. w. Welche Irrthümer hat das unrichtige Verständniß des in dem N. T. nur selten vorkommenden Wortes „Tugend“ erzeugt! Welch ein schönes und tiefes Wort ist das Wort „Heiland“! Wie viel weiß derjenige, der es versteht und empfindet! — Ja, unser heiliges Denken und Empfinden, unser höheres geistiges, desgleichen unser wohlgeordnetes bürgerliches Leben, stammt, gleichwie die Früchte, die uns erquicken und erfreuen, und im Sommer kühlen und im Winter erwärmen, von Sonnenaufgang her; im Orient ist die Wiege unsers Geschlechts und unserer Religion. Darum wird — mit Hamann zu reden — in jeder Christengemeine die Sprache auf der heiligen Stäte ihr Vaterland und Genealogie verrathen, und je erbaulicher der Redner seyn wird, desto mehr wird uns sein galiläisches Schiboleth in die Ohren fallen; desto mehr von jenem Thau der Morgenröthe, in deren Schooß uns die Sonne der Gerechtigkeit aufgegangen ist mit Heil unter ihren Flügeln. — Genug! diese heilige Sprache soll auch das Schiboleth der Volksschule seyn und werden;

denn ſie iſt, ihrer Beſtimmung nach, ein Weg der Chriſtenjugend. —

Leſen heißt das geſchriebene Wort eines Andern ſprechen. Leſen iſt Dollmetſchen, alſo ſich gleichſam an die Stelle und in die Seele des Andern verſetzen. Buchſtäblich heißt es ſammeln; daher Aepfel und Birnen, Erdbeeren und Aehren leſen; folglich, Worte, Gedanken ſammeln. Es iſt demnach kein geringes Ding, und erfordert Aufmerken und Sorgſamkeit. Indem das Leſen in der Schule gelehrt und den Kindern angebildet wird, wird und ſoll es bilden und lehren. Es iſt ein wichtiger Lehrgegenſtand, der auf das Denkvermögen, Gemüth und Sprache großen Einfluß haben kann. Eintönig ſich fortſchleppender Mechanismus iſt Geiſt und Herz ertödtend, und gewöhnt die Kinder zu Gedankenloſigkeit und Stumpfſinn. Indem das Kind lieſt, ſpricht es zu ſich ſelbſt in dem Namen eines andern; darum muß es leſen, wie es zu Andern reden würde oder ſollte, mit gehörigem Tonfall und Bewegung (Rhythmus). Das iſt auch der Zweck und die Bedeutung der Unterſcheidungszeichen. Darum ſind in der Anfangsſchule ſolche Leſebücher nützlich, deren Inhalt aus dem Kreiſe des kindlichen Lebens genommen und ſeiner Faſſungskraft angemeſſen iſt, damit es davon lerne, was Leſen ſey und heiße. Allmählig müßte ein ſolches Buch weiter zu höherem Ton fortſchreiten, und ſo ſtuffen-

weiſe zum Leſen der h. Schrift, — worin man nicht, ſondern welche man leſen lernen ſoll — anfangs in einfachen Geſchichten dann zu Lehrſtücken und zu poetiſchen und prophetiſchen Abſchnitten führen. Wie viel gehört z. B. dazu, um das neunte Kapitel des Evang. Johannes gut zu leſen! — Daß hier von keinem declamirenden Leſen die Rede ſey, verſteht ſich von ſelbſt. Leider, hat ſich dieſes verkünſtelnde Unweſen auch in unſere Volksſchulen eingeſchlichen, und es giebt Schulen, wo die Kinder, deren künftige Beſtimmung, als Dienſtboten man weiß, dazu abgerichtet werden. Was Wunder, wenn ſie nachher Liebhabertheater und Leſezirkel unter ſich errichten, und als Höhergebildete ſich über ihre Herrſchaften erhaben dünken. Alles künſtliche Declamiren gehört in das Griechen- und Römerthum, nicht auf die chriſtliche Kanzel noch in die Volksſchule. Ganz etwas anders iſt es, mit Ausdruck, Anſtand und Würde leſen oder reden, und ſolches ſollen die Kinder der Volksſchule lernen. Dieß heißt dem Wort und der Rede Leben geben. Dieſes Leben liegt auf eine beſondere und eigenthümliche Weiſe in unſerer Sprache. Nämlich jedes Haupt-, Bei- und Zeitwort, wenn einſylbig, iſt lang z. B. Mann, gut, thun; jede Sylbe dagegen, die nur Zufälligkeiten der Zeit, der Zahl, des Geſchlechts ꝛc. bezeichnet iſt kurz, die Hauptſylbe, auf welcher der Begriff beruht, bleibt immer lang

z. B. des Mannes, die guten, gethan. Sind Hauptwort, Beiwort und Zeitwort mehrsylbig, so ist die Hauptsylbe, auf welcher der Begriff beruhet, immer lang, die andern sind kurz z. B. Tugend, Jugend, jugendlich. Nur ein besonderer Nachdruck, der des Sinnes wegen auf sonst kurze einsylbige Wörter, die nicht zu benannten gehören, gelegt wird, macht diese lang. So giebt diese Eigenschaft unserer verständigen Sprache, indem sie bei jeder bedeutsamern Sylbe verweilt, über jede andere aber, die nur Zufälligkeiten anzeigt, hinwegeilen heißt, ein besonderes Leben, Vernunftmäßigkeit und Empfindung; ja diese Eigenschaft ist das Leben selbst. (Man vergl. die schöne Abhandl. über unsere Sprache von F. L. Gr. z. Stollberg, in dessen drei kleinen Schriften.) — Also gut lesen heißt nicht declamiren, ein Leben erkünsteln, sondern den Sinn und das Leben, welches in dem geschriebenen Worte liegt, durch das gesprochene lebendig wiedergeben; und hiezu wird nicht wenig Uebung und Aufmerksamkeit erfordert, aber auch der Gewinn ist nicht klein. Das Kind hört nun mit dem äußern und innern Ohre die Stimme dessen, der da spricht, und sichet den, der da redet.

Ich will aber damit nicht sagen, daß das Kind der Schule Alles, was es lieset, wie man zu sagen pflegt, verstehen müsse und solle. Aus diesem irrigen

Grundſatz iſt das verflachende Verſtändeln und Eintrichtern in unſern Schulen entſtanden. Der Kämmerer aus Mohrenland verſtand auch nicht, was er mit lauter Stimme in dem Propheten Jeſaias las; aber wohl verſtand er ſo viel, daß er mehr zu verſtehen wünſchte, und es ward ihm gewährt; der heilige Geiſt wurde ſein Lehrer durch Philippus. Es giebt ein Verſtehen und Erkennen, welches höher und fruchtbarer iſt, als das gewöhnlich ſogenannte, und damit beginnt, daß man fühlt und weiß, daß man noch nicht verſtehe. Dieſes führt ſicherlich zum rechten Verſtehen und Erkennen, nicht blos des Verſtandes, ſondern des ganzen inwendigen Menſchen. Das letztere bezeichnet auch eigentlich unſer teutſches Wort Verſtehen, analog dem Worte Vertreten d. h. eines Andern Perſon vorſtellen. Wer das Glück gehabt hat, mit wahrhaft chriſtlichen Landleuten umzugehen, wird oft mit Bewunderung ihre tiefe und klare Einſicht in das Evangelium und einzelne Schriftſtellen bemerkt haben. Alſo auch verſtehen ſinnige und nachdenkende Kinder weit mehr, als ſie ſcheinen oder in Worten ausſprechen können. Es giebt ein Verſtehen des Herzens, und wo dieſes begonnen hat, folgt mit der Zeit der Verſtand nach. Ueberhaupt werden wir ja Gottes Wort nimmer auslernen, und wer da hat, dem wird immer mehr gegeben werden, bis er die Fülle habe. Darum kommt es auch nicht

darauf an, daß die Kinder die Bibelsprüche, welche ſie auswendig lernen, verſtehen d. h. deren Sinn in Worten darlegen können, ſondern man muß ſolche Sprüche als Saamenkörnlein betrachten, die ſchon zu rechter Zeit im guten Erdreich aufgehen und erſt das Gras, darnach den Halm und die volle Aehre bringen werden. Genug, wenn ſie den ſtillen Dollmetſcher, den einfältigen Glauben, in ſich haben. Genug, wenn ſie z. B. einen Spruch wie Joh. 3, 16. mit der Würde und dem Ausdruck, der ihm gebührt, vortragen können. Wie wäre es möglich, ihn zu entwickeln, da in ihm das ganze Evangelium liegt, und dieſer Spruch immer wieder von neuem hervortreten muß. — „Er längert und längert — ſagte mir geſtern ein Dorfbewohner, die Predigten ſeines Pfarrers beurtheilend — und kein Menſch wird klug daraus.“ Dieſes Längern und Verwäſſern meide der Lehrer, wenn er ſeine Schule nicht langweilen will. Findet er nöthig zu erklären, ſo ſey ſein Wort kurz und hell, gleich einem Sonnenblick, oder freundlich deutend, ein Fingerzeig auf unbekanntem Wege.

Vor allem wird auch das innere und äußere Ohr des Kindes geſchärft und gebildet durch das Leſen und Lernen poetiſcher Leſe- und Lehrſtücke. Wie reich iſt auch hieran unſere Bibel, und wie rhythmiſch unſere Ueberſetzung! Auch fehlt es unſerer Sprache und Kirche nicht an vortrefflichen Liedern und Geſän-

gen, die zugleich wahrhaft poetisch und christlich sind. Beides gehört in dem geistlichen Liede zusammen, und wo es sich findet, wird es das Gemüth des Kindes ansprechen. Denn Poesie ist ja die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, und der Rhythmus liegt schon in seinem Herz- und Pulsschlage. Es ist bemerkenswerth, daß die Sprachen der Völker, die ihre ursprüngliche nationale Gestaltung verloren, auch den Rhythmus und wechselnden Tonfall in der Aussprache eingebüßt haben; so die Neugriechen, die Juden, die Franzosen ꝛc. Es liegt eine Art von Erniedrigung, Unwahrheit und ich weiß nicht welche Kälte darinn, weßhalb auch die französische Sprache, die nur am Ende des Satzes maschinenartig sich hebt, um so eher Welt- und Hofsprache werden konnte. Deßhalb bleibe unserer Sprache ihr eigenthümlicher Gang bewahrt, und dazu helfe die Poesie, d. h. die höhere Rede. In der Volksschule gelte nur die heilige. Nicht als wollte ich dadurch jedes nichtgeistliche Lied ausschließen. Nur das blos weltliche will ich davon ausgeschlossen haben, nämlich alle solche Poesie, die nur der Sinnlichkeit, sey sie so fein als sie kann, dienet. Also jedes Lied der Schule soll wenigstens, nicht durch die Sinnenwelt beschränkt, über dieselbe hinaus zu dem Uebersinnlichen, zu dem das man hoffet und nicht siehet, hinleiten. Lieder, welche die Schönheit der Natur im Einzelnen oder Allgemeinen preisen z. B.

Claudius Lied vom Reifen, heitere Frühlings-, Sommer-, Aerndte- und Winterlieder u. ſ. w. ſind nicht ausgeſchloſſen. Jedoch bleibe das chriſtliche, das Kirchenlied, das Hauptlied der Schule. Je poetiſcher dieſes, deſto beſſer! Die ſogenannten moraliſchen Lieder, größtentheils nichts als geweihte Klugheitslehren verderben und verwirren Gemüth und Geblüt; wegegen wahrhafte Kernlieder den Geiſt erzeugen und mittheilen, aus welchem ſie geboren ſind. Nach des Plinius Zeugniß gehörte es zum Weſen der erſten Chriſten, daß ſie Chriſto Loblieder ſangen. Die Apoſtel gebieten Pſalmen, Lobgeſänge und Lieder.

Das rechte Leſen bibliſcher und chriſtlicher Poeſie iſt zugleich die beſte Vorübung zum reinen und andächtigen Geſang, wozu die Kinder der Volksſchule früh angeleitet werden ſollen. Dieſer Unterricht iſt von jeher, wie der Kirche, ſo der Schule eigen geweſen, und Luther, ſelbſt ein Meiſter darin, hat ihn durch Wort und That empfohlen. Wer kennt nicht die Lobſprüche, womit er die Muſica — »dieſe wunderliche Creatur und Gabe Gottes« — erhebt! Und wahrlich, ſie iſt als hörbare Creatur nur mit dem ſichtbaren Licht zu vergleichen, inſofern auch dieſes gleichſam an der Gränze der Sinnen- und Geiſterwelt ſchwebt. Die Muſik hat nichts ſinnliches als das Zeitmaaß; dieß iſt ihr Leib. Darum aber eben ſoll ſie nicht im Dienſte der Sinnlichkeit ſtehen und ihr ſchmeicheln,

sondern sie läutern, erheben und heiligen. Als Kunst betrachtet ist sie, wie alle Kunst, — ein Feigenblatt, Zeichen verlorener Vollkommenheit und Unschuld, aber zugleich auch ein Seufzen und Sehnen nach derselben. „Ich bin nicht der Meinung, sagt unser Kirchenvater Luther, daß durchs Evangelium alle Künste sollten zu Boden geschlagen werden und vergehen; sondern ich wollt alle Künste, sonderlich die Musika gern sehen im Dienste deß, der sie gegeben und geschaffen hat.“ Darum, sagt er (in derselben Vorrede zu Joh. Walthers vierstimmigen Gesängen 1525) „habe er sammt etlichen Andern, zum guten Anfang und Ursach zu geben denen, die es besser mögen, etliche geistliche Lieder zusammenbracht, das h. Evangelium, so jetzt von Gottes Gnaden wieder aufgegangen ist, zu treiben und im Schwang zu bringen.“ — Und der Carmeliter Thomas a Jesu und der Jesuit Adam Canzonius geben ihm das Zeugniß, daß ihm dieses trefflich gelungen sey, und er mehr Seelen durch seine Gesänge und Lieder (cantilenas et hymnos) als durch seine Predigten und Schriften gewonnen („getödtet“) habe. — Es liegt, meiner Meinung nach, mehr in dem neu erwachten, wenn auch nur dunkel gefühlten Bedürfniß, das heilige Evangelium, nachdem es beinah in unserer protestantischen Kirche untergegangen ist, „von neuem zu treiben und in Schwang zu bringen“ — als in blos sinnlicher Kunstliebe, wenn

jetzt überall der Wunsch eines verbesserten Kirchengesangs (der mit dem Glauben gesunken ist und sinken mußte) und das Anerkenntniß der Würde und Tiefe des Choralgesangs sich laut ausspricht. Letzterer ist ohne Zweifel der Gipfel und die Krone aller Tonkunst und Sangweisen; einfach in Gang und Gebehrden, wie die Morgensterne, dabei jedem Gläubigen faßlich und singbar. Welche Oper reicht an ein: „Wachet auf, ruft uns die Stimme" von der Berliner Singakademie gesungen! Eben die größeste Einfalt ist hier die höchste Kunst. Darum können Kinder den Choral vollkommen gut singen lernen. Er ist der Gesang der Volksschule; jedoch sollen in den Singübungen auch andere Liederweisen eingelernt werden, nicht sowohl, damit die Jugend, um wieder mit Luther zu zu reden, „der Buhllieder und fleischlichen Gesänge los werde und sie an derselben Statt etwas heilsames lerne, wodurch also das Gute mit Lust, wie den Jungen gebührt, eingehe" — sondern besonders um des Choralgesangs selbst willen, damit dessen Unterschied und Würde durch den Gegensatz desto mehr erkannt und empfunden werde.

Jedoch, eine Methodik des Gesangunterrichts zu geben, ist nicht unsere Absicht; auch fehlt es dazu nicht an mancherlei Anweisungen. Nur das wollen wir bemerken, daß der Gesang an und für sich kein Leben erzeugen könne, sondern aus dem Leben hervor-

gehen müſſe, und gewiß auch, wenn das Leben da iſt, daraus hervorgehen und alsdann dieſes Leben auf ſeinen Flügeln tragen, kräftigen und erheben werde. Die Nachtigall ſingt, weil das Tonleben in ihr wohnet; die Jugend ſingt gern, weil ſie lebt und das Leben fühlt. Als Moſe und die Kinder Iſrael das rothe Meer hinter ſich hatten und frei athmeten, da ſangen ſie: „Ich will dem Herrn ſingen, denn der Herr hat eine herrliche That gethan; der Herr iſt meine Stärke, mein Lobgeſang und mein Heil!“ Paulus ſagt: „Singet dem Herrn in euren Herzen.“ Es verhält ſich mit dem Geſange wie mit dem Gebet; in dem Herzen muß beides geboren werden, dann wird es auch zu Herzen gehen und ſeine rückwirkende heiligende Kraft beweiſen. Iſt alſo unſere Volksſchule, was ſie heißt und ſeyn ſoll, eine chriſtliche, dann wird es auch nicht fehlen an Pſalmen, Lobgeſängen und geiſtlichen lieblichen Lieder dem Herrn zu Ehren.

Nun könnten, vielleicht auch ſollten wir noch reden vom Schreiben, Rechnen und andern Uebungen und Thätigkeiten unſerer chriſtlichen Volksſchule. Aber es fällt uns bequem und genehm, jetzt zu ſchließen. Wohnet und waltet der rechte Geiſt in unſerer Schule, ſo wird derſelbe Geiſt auch der rechte Schreib- und Rechenmeiſter ſeyn. Denn er iſt ein Geiſt der Zucht und der Kraft. Möchte nur die Zeit herbeikommen, von welcher der Prophet Sacharja weißaget:

„Zu der Zeit wird der Herr nur Einer seyn, und sein Name nur Einer. Zu der Zeit wird die „Rüstung der Rosse dem Herrn heilig seyn, und die Kessel im Hause werden gleich seyn wie die Becken vor dem Altar, und wird kein Cananiter mehr seyn im Hause des Herrn zu der Zeit.“ —

Druckfehler.

S. 18 Z. 11 l. vielfältiger.
— 20 — 16 — an seiner Z.
— 21 — 4 v. u. st. Stockwerk l. Stückwerk.
— 22 — 5 — — darin l. darein.
— 39 — 15 l. Kirche. Daß ꝛc. Himmel — dies ist ꝛc.
— 40 — 6 st. auch l. auch nur
— 46 — 11 st. verbannt l. verkennt
— 68 — 6 v. u. st. auch l. noch
— 76 — 6 v. u. st. Luß l. Luft
— 123 — 3 st. Achtung l. Ahnung
— 130 — 11 l. unruhigen.
— 140 — 3 l. noch euren Augen nach, daß ꝛc.
— — — 6 st. Criminalgesetz l. Ceremonialgesetz
— 167 — 7 st. Lebens l. Lesens
— 179 — 6 st. dem Herrn l. in dem Heere
— — — 9 st. seine l. jene
— 192 — 2 v. u. statt großmüthig l. gutmüthig
— 196 — 2 v. u. st. in derselben l. derselbe
— 197 — 2 st. eingeimpfte l. eingeführte
— 202 — 14 st. leichter ꝛc. l. leichte kindliche Weisen ꝛc.
— 204 — 18 st. jener l. jene
— 211 — 7 st. verfehlen l. verfehlten
— 214 — 6 st. Klugen l. Klagen
— 229 — 3 st. hier l. schon
— 232 — 4 l. Sittlichkeit; und — folgerecht. Mit ꝛc.
— 245 — 10 v. u. st. darin l. darum
— 262 — 9 st. gründen l. ärndten
— 278 — 9 st. Muttermilch l. Mutter Milch ꝛc.

Den Anachronismus in der Titulatur meines Freundes S. 1 hat die höfliche Verlagshandlung zu verantworten.

Bei dem Verleger dieſes ſind ferner erſchienen:

Aufgaben zum Kopfrechnen in Erzählungen eingekleidet. Zum Unterrichten eingerichtet. 10 ggr.

Bädeker, F. G. H. J., kurzer und faßlicher Unterricht in der einfachen Obſtbaumzucht, für die Landjugend. Vierte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit 2 Steinabdrücken. 1822. 12 ggr. (für Schulen 9 ggr.)

Fleckenſtein, J., Muſter zur Uebung im Schreiben. Zweite Auflage. 20 ggr.

Gläſer, K., Liederbuch für Schulen, zum früheſten Unterricht im Singen beſtimmt. Zweite ganz umgearbeitete, verbeſſerte und vermehrte Ausgabe 1822. 6 ggr.

— Melodieen zu obigem Liederbuche für Schulen, 1, 2, 3 und 4ſtimmig, theils geſammelt, theils verfertigt von K. Gläſer. Zweite ganz umgearbeitete und verbeſſerte Auflage. broch 8 ggr.

— ſiebenzehn muſikaliſche Wandtafeln zur erſten Unterweiſung im Singen nach Noten, nach der Natorpſchen Methode entworfen. 3 Rthlr.

— kurze Anweiſung zum Singen in zwei Kurſen. 4 ggr.

— muſikaliſches Schulgeſangbuch, methodiſch geordnet nach Natorps Anleitung zur Unterweiſung im Singen in 2 Kurſen. gr. 8. broch 18 ggr.

Harder, A., Geſänge und Lieder aus Krummachers Feſtbüchlein, 1, 2, 3 und 4ſtimmig mit Clavier- und Fortepiano-Begleitung in Muſik geſetzt. 1. und 2. Heft. 1 Rthlr. 12 ggr.

Krummacher, Dr. F. A., Katechismus der chriſtlichen Lehre, nach dem Bekenntniß der evangeliſchen Kirche. 8. broch. (Die zweite Auflage iſt unter der Preſſe.)

— die freie evangeliſche Kirche. Ein Friedensgruß zum neuen Jahrzehend. gr. 8. broch. 1821. 10 ggr.

— Apologen und Parampthien. 1 Rthlr. 4 ggr.

— Bibelkatechismus, das iſt kurzer und deutlicher Unterricht von dem Inhalte der h. Schrift. 6te Aufl. 6 ggr.

— der Eroberer, eine Verwandlung. 4 ggr.

— Feſtbüchlein, eine Schrift fürs Volk. Erſtes Bändchen: der Sonntag. Vierte Aufl. 9 ggr.
Zweites Bändchen: das Chriſtfeſt. Dritte völlig umgearbeitete Ausgabe. 18 ggr.
Drittes Bändchen: das Neujahrsfeſt. 1 Rthlr.

— Hymnus an die Liebe. 10 ggr.

— Die Kinderwelt. Ein Gedicht in 4 Geſängen. Neu bearbeitete Ausgabe. 1 Rthlr. 4 ggr.

Krummacher, Dr. F. A., Briefwechsel zwischen Aemus und seinem Vetter, bei Gelegenheit des Buchs Sophronizon und wie Fritz Stolberg ein Unfreier ward. 6 ggr.

— Parabeln. 3 Bdchn. Neueste Aufl. 2 Rthlr. 6 ggr.

— das Wörtlein Und, eine Geburtstagsfeier. 1 Rthlr. 4 ggr.

Natorp, B. C. L., Anleitung zur Unterweisung im Singen, für Lehrer in Volksschulen. I. Leitfaden für den ersten Cursus. Dritte umgearbeitete Ausgabe. 20 ggr.

— desselben Werks II. Leitfaden für den zweiten Cursus. 1 Rthlr 6 ggr.

— Lehrbüchlein der Singekunst, für die Jugend in Volksschulen herausgegeben. Erster Cursus. Vierte Aufl. 3 ggr.

— desselben Werkchens zweiter Cursus. 3 ggr.

— Bell und Lancaster. Bemerkungen über die von denselben eingeführte Schuleinrichtung, Schulzucht und Lehrart. 14 ggr.

— Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde. Erster Band. Zweite Aufl. 1823. 1 Rthlr. 4 ggr.
Zweiter Band. 1 Rthlr. 4 ggr.
Dritter Band. 1 Rthlr. 4 ggr.

— Entwürfe zu Predigten über die sonn- und festtäglichen Episteln des ganzen Jahrs. 1 Rthlr. 12 ggr.

— Fibel, oder Elementarbuch für den ersten Unterricht in deutschen Schulen. 3 ggr. (für Schulen direct 2 ggr.)

— über den Gesang in den Kirchen der Protestanten. Ein Beitrag zur Veredlung der Liturgie. 1 Rthlr. 4 ggr.

— Grundriß zur Organisation allgemeiner Stadtschulen. 1 Rthlr.

— kleine Schulbibliothek. Ein literarischer Wegweiser für Lehrer in Volksschulen. Fünfte ganz umgearbeitete Ausgabe. 14 ggr.

Nissen, Hermansen und Steffensen, theoretisch-praktisches Handbuch für unmittelbare Denkübungen. Eine gekrönte Preisschrift. Zweite Aufl. 3 Theile. 1 Rthlr. 12 ggr.

v. Türk, W., die Erscheinungen in der Natur. Ein Buch für Eltern, Erzieher und Lehrer; vorzüglich zum Gebrauch für Volksschulen. Mit Kpfrn. 1 Rthlr. 12 ggr.

St. Ansgar.

Die alte Zeit und die neue Zeit.

Zur Geſchichte

der

chriſtlichen Kirche, der Hierarchie, der Wunder und Reliquien

von

Friedrich Adolph Krummacher.

Bremen.
Bei Wilhelm Kaiſer.
1828.

Παράγει γὰρ τὸ σχῆμα τοῦ κόσμου τούτου.

1. Korinth. VII, 31.

In ecclesia bona, omnia tendunt ad sublimius: in morbida, vergunt ad deterius.

J. A. Bengel.

Vorrede.

Der freundliche Leser gestatte einige Bemerkungen über die Entstehung und die Form des vorliegenden Büchleins. Erstere war ganz zufällig. Während im Frühling des Jahres 1826 eine Unpäßlichkeit mich einige Wochen lang an die Stube fesselte, las ich die eben erschienene Schrift: „Leben des St. Willehad und St. Ansgar. Ersteres beschrieben von St. Ansgar, letzteres von dessen Nachfolger, dem bremischen und hamburgischen Erzbischof Rembert. Nebst einem Briefe Ansgars. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Carsten Miesegaes. Bremen. 1826.“ ——

Der Inhalt dieſer alten Hiſtorien, vielleicht auch die Nähe der Kirche und des Thurms, die den Namen des letztgenannten Heiligen tragen, und mit welchen ich nicht blos durch Amt und Beruf, ſondern auch durch die Lage meiner Wohnung, gleichſam unter einem Dache und Fache, ſo enge verbunden zu ſeyn die Ehre habe, erregten in mir mancherlei lebhafte Herzungen und Gedanken, die ich, um ſie feſtzuhalten, und zum Zeitvertreib, oder auch, ſo man will, velut aegri somnia, auf das geduldige Papier warf. So habe ich — wie Luther von ſich bei einer ähnlichen Gelegenheit erzählt — „weil ich zu andern Geſchäften ungeſchickt geweſen, und doch nicht ganz müſſig ſitzen wollte, derweil dies Hölzlin genommen und daran geſchnitzt.“

Der nachherige Überblick dieſer fragmentariſchen Bemerkungen, auch der Gedanke an die damals in Dänemark in Rede gehende und wirklich vollzogene tauſendjährige Jubelfeier jener nordiſchen Apoſtel, und der Wunſch, un-

ferm Ansgarius bei dieſer Gelegenheit in ſeiner letzten Heimath auch ein kleines Denkmal und Zeichen der Dankbarkeit zu ſtiften, wozu ich mich beſonders verpflichtet fühlen mußte, bewogen mich, jene Fragmente an einen Faden zu reihen, der, wie man vielleicht mit Verwunderung ſehen wird, mich und meine Feder in die alte und neue Zeit, in Theokratie und Hierarchie, und in die Polemik und Irenik geführt hat. Man erwarte hier alſo keine Lebensbeſchreibung des h. Ansgar, ſondern nur eine Ehrenrettung ſeiner Perſon gegen den Vorwurf des Aberglaubens und knechtiſcher Anhänglichkeit an die Hierarchie, wovon ſelbſt Spittler ihn freiſpricht. Hieran knüpft ſich die Hauptſache des Buchs, nämlich Darſtellung des Hierarchismus, als eines im Laufe der Zeiten entſtandenen, wider Gottes Ordnung ſich erhebenden, und ſeinem Untergange jetzt entgegen eilenden Weſens und Reichs von dieſer Welt.

Wollte Jemand ſagen, es ſey keine Kunſt,

auf solche Art ein Buch zu fertigen, so geben wir ihm vollkommen recht, da ja auch das vorliegende, wie gesagt, ganz auf natürlichem Wege entstanden ist; wiewohl auch zu bemerken steht, daß in dem Natürlichen eine Kunst liegen könne, die nicht jedem Auge sich offenbaret. — Wollte man aber behaupten, ich hätte den Namen des heiligen Ansgarius nur dazu gebraucht, um, wie es scheinen könnte, gegen die christkatholische Kirche zu polemisiren; so sagen wir: Nein! wohl aber wollen wir den Hierarchismus bekämpfen, oder vielmehr, wie es unserm Gemüth am meisten zusagt, historisch in seinem Wesen ihn darstellen —; den Hierarchismus, wie und wo er sich zeigt, in der katholischen wie in der protestantischen Kirche — das Reich von dieser Welt, welchem der Herr schnurstracks das Seinige entgegenstellt. Diesem und dem Buchstaben, der den Geist beherrschen will, mag es gelten; und wenn nun die Historie mitunter polemisch wird, so ist das ihre Art, und nicht unsere Schuld.

Andere werden dem Büchlein vielleicht den Vorwurf machen, es habe der Römiſchen Kirche zuviel eingeräumt, und z. B. ihre Wunderlegenden und die Reliquien in Schutz genommen. Dagegen mag es ſich ſelbſt vertheidigen. Mit einem grinſenden Hohngelach, gleich dem des Affen von Ferney und ſeinem: écrasés l'infame! ſind doch Dinge und Ereigniſſe, welche die treuherzige Hiſtorie berichtet, und die das Reich des Unſichtbaren berühren, wahrlich nicht abgethan. Wir ſchmücken lieber unſere Vorrede mit den Worten des nordiſchen Magus: „Es giebt Handlungen höherer Ordnung, für die keine Gleichung durch die Elemente dieſer Welt herausgebracht werden kann. Eben das Göttliche, das die Wunder der Natur, und die Originalwerke der Kunſt zu Zeichen macht, unterſcheidet die Sitten und Thaten berufener Heiligen.“ Möge man dieſe tiefſinnigen Worte als eine Captatio benevolentiae für unſern Ansgar gelten laſſen.

Hätte übrigens unſer Büchlein, wie es wünſchet, über irgend ein oder anderes Dunkel der chriſtlichen Geſchichte alter und neuer Zeit einiges Licht verbreitet, zugleich auch der friedlichen Herzenseinigung, in Einem Glauben, bei mancherlei Form und Anſicht, den Weg geebnet — das wäre uns recht. Die Geſtalt und Form dieſer Welt vergehet; es bleibet aber Glaube, Hoffnung, Liebe.

F. A. K.

Manchen, die vielleicht blos aus Respect vor dem großen schlanken Ansgarius, der über alle Gebäude und Thürme unserer Stadt emporragt, auf dessen und des h. Willehads von Herrn Misegaes verdeutschten Lebensbeschreibung unterzeichneten, mag, als sie nun das Büchlein empfingen und begierig lasen, dann und wann wunderlich zu Muthe geworden seyn. Wozu, werden sie mit unwilligem Kopfschütteln gesagt haben, wozu die Aufwärmung der alten Legenden und Wundergeschichten in unserm aufgeklärten protestantischen Bremen? Wozu das actenmäßige Register der Mirakel, die in unserm Dom sollen geschehen seyn, wo heutzutage doch alles so natürlich zugeht? Und dazu das Reliquienwesen, die Träume, die Erscheinungen .... Gewiß ists vielen so ergangen. Wohl auch hat man das Büchlein, wie etwa selbst eine Reliquie aus dem Alterthume, nachdem man sie beschaut,

still beiseits gelegt, und ist selten oder gar nicht weiter die Rede davon gewesen.

Ich will nicht läugnen, es ist mir selbst Ähnliches begegnet, besonders bei den Wunderthaten dieser Helden der Vorzeit, denen unser Norden so Großes verdankt. Mußte sich denn der Rost der Lüge auch diesen ehrwürdigen Bildern unserer für das Reich der Wahrheit so tapfer kämpfenden Ahnen ansetzen, und hat der Teufel überall sein Spiel? —

Und doch tragen diese Lebensgeschichten so unverkennbar die Miene und das Gepräge der Wahrheit, und die Darstellung ist so kunstlos und einfach, daß man ohne Furcht, die Manen jener ehrwürdigen Männer zu beleidigen, sich kaum einen Zweifel erlauben möchte. Auch wird dieß nicht leicht jemand begegnen bei den Erzählungen reinmenschlicher Thatsachen und Ereignisse. Aber die übernatürlichen! die Wunder! die Wunder! Wohin soll man diese stellen, was dazu sagen! Mit einem stolzen Bah! oder verächtlichen Naserümpfen, womit man den drohenden oder empfangenen Kopfstoß zu erwiedern pflegt, ist die Sache nicht abgethan.

Und sind denn die Wunder und Zeichen dadurch beseitigt, wenn man mit vornehmer Miene

behauptet, es sey dazumal ein wunderſüchtig abergläubiges Zeitalter geweſen? Iſt hiemit die Lüge von dem Charakter dieſer Männer abgewaſchen, und auch nur ihre Ehrlichkeit gerettet? — Oder täuſchten Ansgar und Rembert vielleicht ſich ſelbſt ohne Wiſſen und Willen? — Wo wäre der Beweis dafür? Ich finde keinen. Ja, wenn man den Styl für den Menſchen ſelbſt, und das Wort für den Mann will gelten laſſen, wie man ſoll, ſo möchte es ſchwer halten, irgend eine Spur Täuſcherei und Selbſtbetrug, wie ſie Schwärmern und Enthuſiaſten eigen iſt, nachzuweiſen; ſondern überall trifft man Klarheit und Einfalt. Daß nun gar ſolche Männer, die alle Bequemlichkeit des Lebens und ihr Leben ſelbſt der Sache Jeſu Chriſti, und der Ausbreitung ſeines Reichs opferten, abſichtlich der Unwahrheit und Täuſchung, als eines Mittels zu heiligem Zweck, ſich bedient haben ſollten, iſt undenkbar.

Aber — wird man ſagen — wenn nun alles dieſes wahr ſeyn ſoll; ſo würde ja auch das, was die Römiſche Kirche von der Kraft der Reliquien, Fürbitte der Heiligen, und fortwährenden Wunderthaten behauptet, Wahrheit ſeyn, und wir Proteſtanten thäten wohl, in den Schooß dieſer Kirche zurückzukehren? Ich antworte: Was kümmern mich

euer Wenns und Wanns! Alle Consequenzen können doch die Wahrheit selbst, wenn sie eine solche ist, nicht unwahr machen. Aber eine aufrichtige muß sie seyn; das heißt, sie muß mir stehen, daß ich ihr ins Auge schaue.

So will ich nun sagen, wie und was ich darüber und dazu denke und gedacht habe. Vorerst glaube ich, daß jene ehrenfesten Männer, Willehad und Ansgar, dazu von Gott ersehen und berufen waren, die Greuel des Heidenthums in unserm Norden zu vernichten, und an deren Stelle das Licht des Evangeliums und das Wort des ewigen Lebens den armen Menschen mitzutheilen, und daß sie zu diesem großen Werke der Kraft und Hülfe von oben bedurften, und folglich auch damit ausgerüstet wurden. Darum glaub' ich ferner, daß die Visionen, die schon früher Ansgar zu seinem Beruf bestimmten, oder nachher in demselben ihn leiteten und stärkten, und welche er selbst seinem Freunde Rembert, und dieser uns, mitgetheilt hat, völlig glaubhaft und wahr sind, und nicht etwa in seinem Fleisch und Blut, sondern in einer unsichtbaren Welt, der er mit Leib und Seele sich weihete, ihren Ursprung hatten.

Und gestattest du diese und den Glauben an eine solche, wie du mußt und nicht anders kannst;

wie wäre denn die Einwirkung dieser unsichtbaren Welt auf und in den Menschen, und ein besonderes, in mancherlei Stufen begränztes, Verhältniß des Menschen zu derselben, minder glaub- und statthaft? In dir selbst, in deinem geistigen und leiblichen Mikrokosmus hast du das Bild und Gleichniß des sichtbaren und unsichtbaren Makrokosmus. —

Ältere Philosophen unterschieden, nach Baader, eine göttliche, geistige, natürliche, materielle und unreine Region, und behaupteten demnach, daß der Mensch in Gott, mit Gott, durch Gott, ohne Gott und wider Gott denken und handeln könne. Wenn gleich diese Abgränzungen die Spuren der Menschlichkeit an sich tragen, und nicht so gar genau zu scheiden seyn möchten; so können wir doch, wie in der frühern Arzneikunde und noch jetzt im gewöhnlichen Leben von der Temperamentseintheilung, hier Gebrauch davon machen. Jene apostolischen Männer des Mittelalters traten auf unter Menschen, die sich in den beiden letztern Regionen befanden, und zwar in keiner andern Absicht, als um sie davon, von dem Materiellen und Unreinen, dem Leben ohne Gott und wider Gott, zu befreien, und zu der höheren Region zu erheben, wozu die Erkenntniß des wahren Gottes der erste Schritt ist. Sie selbst,

diese Glaubenshelden, mußten nothwendig über diese niederen Regionen erhoben seyn, wie sie es in der That waren und immer mehr wurden, indem sie, der Sache des Herrn geweiht, alles Materielle und Unreine, z. B. Ansgar die Ruhmsucht (die reizendste Form des Egoismus) in sich niedergekämpft und niedergebetet hatten. Diese Region können wir füglich mit jenen Theosophen die natürliche nennen, insofern der Mensch, ein Wesen göttliches Geschlechts, von der eigenen gemeinen thierischen Natur und von der satanischen Unnatur erlöset, in sein wahres Verhältniß zu Gott und zur Übernatur (zur unsichtbaren Welt) tritt, welcher er ursprünglich angehört. Er denkt und handelt alsdann durch Gott, unter dem Einfluß der höheren Welt, wirkt im Glauben an dieselbe, und stehet auf der Gränze der noch höheren geistigen oder geistlichen Region: „des Lebens mit Gott."

In jener natürlichen Region befand sich, während alle andern Völker in der unreinen, im Schatten des Todes, saßen, das Volk Israel zur Zeit des alten Bundes, und wurde, so oft es sich auch dagegen sträubte und nach der materiellen und unreinen Region, „nach den Fleischtöpfen Egyptens" verlangte, von Gott gehalten und ge-

zwungen (Jer. 31, 32), daß es durch Gott denken und handeln mußte. „Alles Volk sah und vernahm den Donner und Blitz, und den Ton der Posaune und die Stimme Gottes — und sie erschraken und traten von ferne.“ *) Über diese Region hinaus, in der geistigen, im Denken und Handeln mit Gott, standen nur die ausgezeichneten Männer, welche zu Führern, Propheten und Sehern erkohren waren. Wir finden in dem A. T. keinen Priester, der ein Prophet gewesen wäre; erstere erkannten den Willen Jehovahs durch das Urim und Thummim, letztere durch Geschichte und unmittelbare Offenbarungen; erstere durch, letztere mit Gott.**) So geschah es zur Zeit des Gesetzes und unter dem Gesetze, wo das Israel Gottes durch Zwang in der natürlichen Sphäre (in dem Bunde Gottes) erhalten wurde; anders sollte es werden zur Zeit der Gnade und Wahrheit, nach der Weissagung beim Joel: „Ich

*) 2. Mos. 20.

**) Die Priesterwürde war auch nach dem Gesetz an den Stamm Levi und das Geschlecht Aarons gebunden und erblich, nicht also die Prophetengabe, sie war frei; Jesaias war aus königlichem Geblüte und Amos ein Kuhhirt zu Thekoa, der Maulbeeren sammelte.

will von meinem Geist ausgießen auf alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen, und eure Älteste sollen Träume haben." An dem Tage der Pfingsten wurden die Apostel, erfüllt von dem heiligen Geiste mit Kraft aus der Höhe, zur geistigen göttlichen Region erhoben. Hingegen sie, die jene in ihrer eigenen Sprache reden hörten und sich entsetzten und verwunderten, dann fragten: „Ihr Männer, lieben Brüder, was sollen wir thun?" und gläubig wurden und sich taufen ließen, traten aus der materiellen Sphäre in die natürliche; die Andern aber, die Spottenden, welche sprachen: „Sie sind voll süßen Weins" verblieben und versanken nur noch tiefer in der materiellen und unreinen Region.

Die natürlichmenschliche Region, wo mehr oder minder (denn es giebt in diesem, wie im Leben überhaupt Stufen und Grade) das Materielle sich ablöset, oder von dem Geistigen bekämpft wird, ist das Gebiet der Visionen, der Gesichte, durch welche das innere Auge der unsichtbaren Welt aufgeschlossen wird. Als dem etwa 20jährigen Ansgar das Rectorat über die Schule zu Alt-Corbey übertragen war, wurde ein Schulknabe, Fulbert, von einem andern tödtlich verwundet. Ansgar, der

seiner nachlässigen Aufsicht die Schuld beimaß, war tiefbetrübt. Als der Knabe im Sterben lag, lehnte sich Ansgar, von Kummer und zugleich nach langem Wachen von Schläfrigkeit übermannt, an die Wand, und sah nun „halb wachend, halb träumend", wie die Seele des Knaben, — der seine Schmerzen mit bewundernswürdiger Geduld ertragen und sich fortwährend für seinen Mörder auf das liebreichste verwendet hatte, — von Engeln getragen, sich zum Himmel erheben, und dann in einen purpurfarbenen Ort geführt und der Schaar der verklärten Märtyrer beigesellt wurde.*) Als gleich darauf sein Mitinspector Withmar ihm den Tod des Knaben anzeigte, antwortete ihm Ansgar, daß er es schon zuvor gewußt habe. Dahin gehört auch die herrliche Ekstase,**) die auch Herr D. Neander in seine „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums" Th. 3. aufgenommen hat. — Der Graf Zinzendorf — um ein Beispiel aus der neuern Zeit anzuführen — sagte, auf seiner Seereise von Amerika nach Europa bei einem schrecklichen Sturme, wo alle den Untergang erwarteten, dem Capitain Garrison

*) S. Leben des St. Willehad und St. Ansgar ꝛc. übers. von C. Misegaes, S. 67.

**) S. 167.

ganz ruhig und vergnügt: der Sturm werde in zwei Stunden vorüber seyn —, und gerade so geschah es. „In Unfällen und Gefahren, sagte der Graf, lasse ihn sein Heiland gewöhnlich wissen, wie es ablaufen werde, wenn er zuvor ihm zu Füßen gefallen; zuweilen aber auch nicht.“— Wie sehen nicht selten sterbende Kinder in ihrer Todesstunde, gleich dem Stephanus, den Himmel offen, und die Engel sie umschweben? Man wird diese und den geistreichen und frommen Zinzendorf doch wohl nicht der Selbsttäuschung oder gar des Betrugs beschuldigen? oder sich einbilden, man habe damit etwas erklärt, wenn man es ein Spiel der Phanthasie nennet? Erst mögen jene Philosophen, die mit diesem Worte spielen, sagen, was denn die Phanthasie sey, und welches Plätzchen sie in dem Gebäude des Geistes bewohne? Hierhin gehört die Frage aus Agrikolas Sprichwörtern: „Was sollten wir von Gott wissen, und niemand weiß, was seine Seele thut, wenn er schläft?“— Von den Wirkungen des Magnetismus, der durch Kunst den Menschen für eine Zeitlang von den materiellen Banden zu lösen und in die natürliche Rezion zu versetzen strebt, und welchem nur noch des Materiellen und Unreinen zu viel anklebt, mag ich keine Beispiele entlehnen. — Übrigens wird

man Ansgars Visionen die Schicklichkeit und das würdige Decorum nicht absprechen. Und daß Ansgar durch Fasten und Beten die materielle, unreine Region, in welcher wir alle empfangen und geboren worden, in sich niederdrückte, und dadurch der höheren, verhüllten und zwar gedrückten, aber nicht unterdrückten, Sphäre Luft und Raum schaffte — ist, deucht mir, ebenso in der Ordnung, als man z. B. durch Unmäßigkeit und Schlemmerei und Gebetsscheu, die Thierheit in sich pflegen und nähren, ja, wie die Beispiele der Canibalen beweisen, ganz verthieren kann. Macht jemand, sagt Hamann, den Bauch zu seinem Gott, so stehen auch alle Haare seines Hauptes unter dessen Obhut. —

Wir kommen nun auf einen zweiten Punct, nämlich auf die Wunder, welche, nach dem einfachen Bericht der Geschichte, Willehad und Ansgar gethan haben sollen. Ich, für mein Theil, mag nicht von vorne herein bezweifeln, daß diese heiligen Männer Wunder haben thun können, d. h. solche, in ihren Folgen wohlthätige Handlungen, welche augenscheinlich kein Mensch thun kann, „es sey denn Gott mit ihm." — Dieses ist, nach der angeführten ältern philo- oder theosophischen

Stufenleiter, eine höhere, nämlich die geiſtige Region, wo der begnadigte Menſch nicht blos durch, ſondern mit Gott denkt, will und handelt, und ſich der höchſten, der göttlichen Region des: in Gott ſeyn, nahet. Waren dieſe Männer, wie ſie ſelbſt glaubten und bekannten und in dieſer Ueberzeugung durch den geſegneten Erfolg beſtärkt wurden, von Gott zu Apoſteln und Boten des Evangeliums unter den rohen Heiden beſtimmt und berufen; ſo mußten ihnen auch, ſo gut als den Apoſteln des Herrn, wenn auch nicht in gleicher Weiſe und in gleichem Maaße, die Kräfte zu dieſem Beruf und Werk mitgetheilt werden. Es ſtehet nirgend geſchrieben, daß nur den erſten Apoſteln die Amtsgaben ertheilt und mit ihrer Zeit auch die Wunder haben aufhören ſollen; vielmehr iſt hiſtoriſch gewiß, daß auch nach den Zeiten der Apoſtel Wunder von den Gläubigen verrichtet worden. Und warum ſollte es denn auch Gott unmöglich oder ungeziemend ſeyn, in ähnlichen Verhältniſſen und zu gleichem Zweck daſſelbige zu thun, was früher geſchehn! Willehad und Ansgar traten in Kampf mit dem rohen nordiſchen Satansreiche, wie die Apoſtel mit dem hochcultivirten ſüdlichen. Hier berührten ſich abermals, wie überall im Zeitlichen, die beiden Enden. Nur die Verſchiedenheit

des Bodens und der Cultur forderte eine verschiedene Behandlung zur Fortpflanzung des Einen und ewig deſſelben Evangeliums und Gottesreiches, das der Herr ſo oft mit dem Saamen und mit Pflanzen vergleicht; ebenſo auch bedurfte es verſchiedener und eigenthümlicher Wunder.

Dahin gehören die beiden von Rembert ſo ſchön erzählten Wunderthaten des gläubig gewordenen und keckgläubigen Schweden Herigar, wodurch, wie zu Elias Zeit, die falſchen Götzen vor den Augen des Volks zu Schanden wurden. Sein Glaubensmuth, womit er die Wolken des Himmels zu Gehülfen der Wahrheit aufruft, gleicht dem eines Gideon und Elias, und ſein Gebet in der Kirche um Geneſung iſt eines Apoſtels nicht unwürdig.

Merkwürdig iſt, daß Rembert in ſeiner vortrefflichen Lebensbeſchreibung wenig oder gar keine Wunderthaten von Ansgar anführt. Er bemerkt zwar, daß durch Ansgars Gebet und Salbung mit dem heiligen Öl*) unzählige Kranke geneſen, und

*) Bengel macht in ſeinem Gnomon zu Jak. 5, 14. folgende Bemerkung: „Was Chriſtus Mark. 6, 13. den Apoſteln auftrug, iſt nachher, auch nach der Apoſtel Zeiten, in der Kirche geblieben; beſonders hat dieſes ſo einfache, ſichtbare und heilſame Charisma der Oelſalbung

ſolche aus weiter Ferne zu ihm geeilt ſeyen; aber, ſetzt er hinzu, er ſelbſt wollte dieſes lieber geheim als bekannt haben. Denn als von dieſen Wundern einſt in ſeiner Gegenwart die Rede war, ſagte er zu einem ſeiner Vertrauten: „Würde ich deren von meinem Gott gewürdigt, ſo möchte ich ihn bitten, an mir ſelbſt ein einziges Wunder zuzulaſſen, nämlich dieſes, daß er mich durch ſeine Gnade zu einem guten Menſchen machte.“*) — Welche Demuth und Herzenseinfalt!

Ansgar wirkte größere Thaten durch die ihm von oben verliehene Gabe des Geiſtes und der Rede, welche Rembert meiſterhaft darſtellt, wenn er von ihm ſagt: „Dieſe Gnade wirkte bewundernswürdig auf ſeine gewählten Worte und auf ſeine Mienen,

---

am längſten gedauert. Ja, es ſcheint von Gott dazu beſtimmt geweſen zu ſeyn, daß es immer in der Kirche verbliebe als ein Zeichen der übrigen Charismen, ſowie von dem Manna zum Andenken des alten Wunders aufbewahrt wurde. Die Anwendung des Oels gehörte zum Amte der Presbytern. Es war die höchſte mediciniſche Facultät in der Kirche, wie wir 1. Kor. 6. die juridiſche haben. O, ſelige Einfalt! verſäumt oder verloren durch den Unglauben. Der einzige Zweck der Salbung war anfangs die wunderbare Heilung; wo dieſe fehlt, iſts nur ein leeres Symbol.“

*) S. 175.

ſo daß er den Mächtigen und Reichen, vorzüglich aber den Widerſpenſtigen und Laſterhaften, ſchrecklich wurde; Leute vom Mittelſtande hingegen ihn, wie ihren Bruder, achteten, und Arme ihm, wie ihrem Vater, in frommer Verehrung huldigten.“*) Wie hätte er auch ohne dieſe Gabe der Rede und Weiſſagung ſo Großes wirken und jene nordiſchen Löwen und Bären zähmen können!

Aber — drittens — miſchte ſich zu Ansgars Glauben, den wir ihm in hohem Maaße zugeſtehen werden — nicht auch ein Theil Aberglauben? Trägt der Heilige nicht auch die Leibfarbe ſeines Jahrhunderts? — Ei nun, wenn auch! — Ich frage dich, chriſtgläubiger Bruder, miſcht ſich nicht auch zuweilen zu deinem Glauben ein Theilchen Unglauben, oder iſt jener ſchon wie Gold dreimal im Schmelztiegel geläutert? Und wo nicht, ſteht der ſchwarze oder graue Flecken des Unglaubens beſſer auf deinem weißen Kleide, als der des Aberglaubens auf Ansgars Gewande? Mußte nicht ſelbſt Petrus der Apoſtel die Züchtigung des Paulus für ſeinen jüdiſchen Aberglauben geduldig und

*) S. 171.

ſchweigend hinnehmen?*) Und war der Felſenmann um ſo minder ein Apoſtel?**) —

Jedoch, noch mehr, ich für mein Theil kann unſern Ansgar, nach Remberts Lebensbeſchreibung, nicht für abergläubig und der landesüblichen vornehmen Entſchuldigung ſeines Zeitalters für bedürftig erkennen. Er hält freilich, mit ſeiner Kirche, auf Reliquien; aber darf man dieſes geradezu für Aberglauben erklären? — Man höre, und erſchrecke nicht! Nach Apoſtelgeſch. 19. hielt man zu Epheſus die Schweißtüchlein und Koller, die der Apoſtel Paulus an ſeinem Leibe getragen, über die Kranken, daß die Seuchen von ihnen wichen und die böſen Geiſter von ihnen ausfuhren; und nach Kap. 5, 15. trug man die Kranken zu Jeruſalem herbei, daß der Schatten Petri ſie überſchatten möchte. — Nicht das Schweißtuch und Koller, noch auch der Schatten des Apoſtels machte die Kranken geſund, ſondern der vermittelnde

*) Galat. 1.

**) Robert Boyle, dieſer gelehrte und gläubige Irländer, geſtand, daß, ſo lebendig und aufrichtig auch ſein Glaube geworden, dieſer doch zuweilen getrübt würde. Er ſah dies für eine Krankheit an, die, wie er ſagte, der Seele das ſey, was dem Körper das Zahnweh, nicht eben gefährlich, aber ſehr läſtig.

Glaube der Kranken, ihr inneres durch den Rapport (man verzeihe das Wort) mit dem Apostel auf das Höchste gesteigertes Leben. Warum sollte in einer andern, jener ersten so ähnlichen Periode des Reiches Gottes, nicht Ähnliches sich ereignet haben können, ja müssen? Warum sollte es der Gnade*) Gottes unwürdig gewesen seyn, ebenso wie der Glaube und die Liebe seiner Boten, den Bedürfnissen jener Barbaren, welche sie mit Aufopferung ihres Lebens von den Banden der Finsterniß zu erlösen strebten, herablassend sich anzubequemen? Hier bedurfte es zunächst des Gewandsaums Jesu, um seiner Kraft und Seiner selbst theilhaftig zu werden. Den sichtbaren scheußlichen Götzen mußten sichtbare Zeichen und Offenbarungen des unbekannten Gottes entgegentreten, wie ja nicht minder in der ganzen Offenbarung des A. und N. Testaments geschah. Aber die Gebeine — die modernden Knochen der Heiligen!! wird man schreien; und, wie kann aus dem Todten Leben kommen! — Darauf läßt sich antworten: Ei nun, so sehr ferne liegen sich diese beiden Enden nicht, und wenn Er, bei dem das

*) Meine Etymologie leitet das Wort her von Nahen, hinzunahen; Genade schrieb man vorzeiten.

Große und das Kleine in Eins zuſammenfällt, ſich eines dürren Stabes, oder, wie in Joſephs Geſchichte, eines flüchtigen Traums bedient, um dadurch große und heilſame, in den Gang der geſammten Weltgeſchichte eingreifende Ereigniſſe einzuleiten; warum nicht auch, wenn und wo er will, der todten Gebeine, um geiſtiges, neues Leben zu wecken! — Als man, nach 2. Kön. 13, einen Todten zufällig und eilig, bei einem feindlichen Überfall, in Eliſa's Grab warf, ward der Todte, ſobald ihn Eliſa's Gebeine berührten, lebendig und ſtand auf ſeinen Füßen. — Zur Zeit Ansgars war die chriſtliche Kirche noch nicht, wie ſpäterhin, durch die Herrſchſucht und Prachtliebe des römiſchen Babylons entweiht und verweltlicht, ſondern ſtand ihrer ungeſchwächten Jungfräulichkeit und urſprünglichen Einfalt noch näher. Noch war die von der hierarchiſchen Politik und Geldbegierde genährte Reliquienſucht und der erweislich betrügeriſche Reliquienhandel nicht eingeriſſen. Um ſo ſicherer kann man annehmen, daß die Reliquien, die man ehrte, wirklich die Gebeine der entſchlafenen Märtyrer und Glaubenshelden waren, wofür man ſie ausgab. Für ſolche, wenn auch erſtorbene und verwesliche Theile ausgezeichneter Menſchen eine Art von Verehrung zu empfinden, iſt

menſchlich. Wie lag es Jacob und Joſeph am Herzen, daß ihre Gebeine in dem verheißenen Lande ihre Ruheſtätte finden möchten. Die Römer bewahrten die Aſche und Überreſte geliebter Todten wie ein Heiligthum. Agrippina, ſo erzählt Tacitus, beſtieg das Schiff, das ſie von Deutſchland nach Rom bringen ſollte, „mit der Aſche ihres Mannes und ihren Kindern.“ *) — Und in der That, der Anblick und die Berührung, ſey es eines Gebeins oder Kleidungsſtücks und Geräthes, das einem ausgezeichneten oder geliebten Todten angehörte, ruft das Andenken und Bild des Verſtorbenen lebendiger, als alles Andere, in die Gegenwart zurück und erweckt, wie eine geiſtige Berührung, eigenthümliche Empfindungen. Der Mißbrauch kann die Sache ſelbſt nicht aufheben, und dem Aberglauben liegt immer, wenn auch zuweilen ſehr tief, die Wahrheit zum Grunde.

Ja, ich möchte noch kühner werden und fragen: Iſt es denn undenkbar und in ſich widerſprechend, daß den Gebeinen der Heiligen, wie die Geſchichte berichtet, eine beſondere Kraft eingewohnt habe? Sage und erkläre mir zuvor, wofern du

*) Cum mariti cineribus et liberis suis. — Die Aſche des Gemals ſtellt der tiefe Tacitus den Kindern voran.

vermagſt, was Fleiſch und Gebein, Kraft und Leben, Tod und Verweſung denn eigentlich ſey. — Wiſſen wir doch aus dem Worte Gottes, daß dieſer unſer ſterblicher und verweslicher Leib anziehen wird das Unſterbliche und Unverwesliche, und daß in dem irdiſchen ſterblichen Leibe das Saamenkorn — alſo der Keim und das punctum saliens — des unſterblichen himmliſchen verborgen liegt. Das wie? und wo? iſt freilich ebenſo unergründlich, als das wie und wo der Ähre, die aus dem verweſenden Weizenkorn ſich entwickelt, und der ungeheuren Eiche, die in der kleinen Eichel beſchloſſen ruht! Ein Zweifel dagegen gilt und wiegt gerade ſo viel, als das heilige Bein (os sacrum) der Rabbinen, woraus dieſe den Auferſtehungsleib zu conſtruiren ſuchten.

Wenn nun, nach der h. Schrift, in dem verweslichen menſchlichen Leibe, wie in jedem Saamenkorne, eine, weil von Gott ſtammend, unvertilgbare Kraft (Anlage, Fähigkeit) liegt, wodurch, auf den Ruf des Herrn, Staub und Aſche zu einem neuen herrlicheren Leibe und Leben wieder hergeſtellet werden; iſts denn ſo ſehr ungereimt, anzunehmen, daß, wenn der Herr will, aus den Gebeinen, die einſt eine heilige Seele bewohnte, eine nach außenhin wirkſame belebende Kraft aus-

gehen könne; wie z. B. vermittelſt der gläubigen Berührung des Gewandes, welches der Herr auf der Erde trug, eine Kraft von ihm ausging. War denn der Glaube des kranken Weibes, die in ihrer Demuth nichts weiter wollte, als den Saum ſeines Gewandes berühren, und davon mit Zuverſicht ihre Heilung erwartete, Aberglaube? Und wenn freilich nicht der Saum des Kleides ſie heilete, ſondern die Kraft des Herrn, war deshalb der Saum und deſſen Berührung gleich Null? — Die Heilung des Blindgeborenen (Joh. 9.) geſchah dadurch, daß der Herr in den Sand ſpützete, einen Koth machte, ſolchen dem Blinden auf die Augen ſtrich und ihn ſo zum Teiche Siloha ſandte, von wannen er ſehend zurückkam. Was machte ihn ſehend? der Koth, oder das Waſſer Siloha? Keins von beiden; ſondern das Wort des Herrn und der Glaube des Blinden. Es hätte weder des Koths noch des Teiches Siloha bedurft, den Blinden ſehend zu machen; aber der Herr wollte, nach ſeiner Weisheit, eben damals und in dieſem Fall ein ſolches Mittel, und ſomit bedurfte es auch deſſelben, nach einer höheren Weltordnung, die wir nicht kennen. Ebenſo wollte er, daß die bittern Waſſer zu Mara durch ein Holz, welches Moſe hineinlegen mußte, ſüß und trinkbar wurden,

und daß der Prophet Elisa noch im Grabe und in seinen Gebeinen sollte verherrlicht werden. Kann man auch fragen, ob der Herr die sieben Brode und ein wenig Fischlein, und nichts weniger, bedurft habe, um die Fünftausend zu speisen? —

Wer darf der Geschichte zumuthen, daß sie nicht schreiben soll, was geschehen ist, aus dem Grunde, weil das, was geschah, nicht alle Tage geschieht oder nie wieder geschehen wird? Und liegt darin, daß Gott zur Vollführung seiner heiligen Absichten und zur Belebung und Stärkung seiner gläubigen Boten auch der Gebeine frommer Märtyrer und Zeugen sich bedienen könne und bedient habe, etwas an sich widersprechendes und abergläubisches? Zumal da die h. Schriften des A. und N. Bundes mancherlei Belege für diese Wahrheit enthalten. Nur dann wird und ist es Aberglaube, wenn man über den Glauben an den alleinwirksamen lebendigen Gott hinausgeht, und abgöttisch das todte Gebein, wie zu Hiskias Zeiten die von Mose aufgerichtete eherne Schlange, für göttliche Kraft und Leben halten wollte. Dies hat Ansgar niemals gethan; vielmehr erhellt aus Remberts Biographie, wie Ansgar überhaupt auf Wunder an sich keinen großen Werth legte, son-

dern die innere Heiligung des Menschen durch die Kraft und Gnade Gottes für das größte und herrlichste Wunder erkannte.

Aber — wird man einwenden — wie stimmet damit das von St. Ansgar selbst verfaßte Leben des h. Willehad, und vor allen die von ihm (von Kap. 13 an) beschriebenen, auffallenden Wunderheilungen, welche in der hiesigen Domkirche durch die Kraft des daselbst ruhenden Leichnams des h. Willehad geschehen seyn sollen? Diese Wunderthaten werden vor allem das obenbesagte Bah! und Kopfschütteln erregt haben. Jedoch bin ich nicht verlegen, auch darauf zu antworten.

Vorerst: Die Unmöglichkeit dieser Wunderheilungen kann eben so wenig, als die Unmöglichkeit der Wunder überhaupt dargethan werden; viel leichter läßt sich das Gegentheil erweisen. Eben so wenig läßt sich darthun und behaupten, daß es Gottes unwürdig sey, so gut einzelne Orte und Stätten, als einzelne Menschen, zu besonderer Offenbarung seiner Wirksamkeit und Herrlichkeit auszuzeichnen, und, für eine Zeitlang, so lange es ihm gefällt, zu seinen Pniels zu heiligen. Dies kann so gut an der Weser, als am Jordan, und so gut 800 Jahre nach, als vor Christi Geburt,

geſchehen. Wenn nun die, Kap. 15 u. f. mit Namen und Zunamen benannten, einfältig gläubigen Kranken und Leidenden, in lebendigem Glauben an Jeſum Chriſtum, den rechten Arzt und Heiland, ſich nach Bremen, in den Schatten des h. Petrus, wo die Gebeine ſeines treuen Nachfolgers Willehad ruheten, führen ließen, und in kindlich-blöder und demüthiger Zuverſicht nur durch die dritte Hand Hülfe und Geneſung ſuchten, was wäre denn Widerſinniges, Unmögliches und Ungöttliches darin, daß ſie, wie die Geſchichte klar und deutlich beſagt, dieſe Hülfe auch wirklich fanden! — Hatte der Herr dieſe einfältigen Heiden gewürdigt, ſie ſammt ihrer zahlloſen Nachkommenſchaft von der Finſterniß und Gewalt des Satans zu erlöſen, und zu ſeinem Licht und Himmelreich zu berufen: wie ſollte Er ſich ihnen nicht auch, wie jenem Cananäiſchen Weiblein und viel tauſend andern während ſeines Erdenwandels, hülfreich in Kreuz und Leiden erwieſen haben? Ward doch Elias nicht zu den vielen Wittwen in Iſrael, ſondern gen Zarpath zu der einen ſidoniſchen geſandt, und nicht die vielen Ausſätzigen in Iſrael, ſondern Naeman der Syrer durch Eliſa geheilt. Iſt Er nicht derſelbe geſtern, heute und in alle Ewigkeit? Darum würde ich dem h. Ansgar alle jene Wun-

derheilungen, von Frau Tida von Oblebhausen bis zu Frau Rotgundis von Lessem, ohne Widerrede glauben, wenn er, der Ansgar des h. Rembertus, sie mir erzählte.

Aber eben dieses bezweifle ich, und zwar — man erschrecke nicht — aus Gründen der höheren Kritik.

Es handelt sich um die Frage: Hat Ansgar das Leben des im Jahre 789 verstorbenen Bischoffs von Bremen, Willehad, und die seit 860 in der Bremischen St. Peterskirche durch den „seligen in dieser Kirche ruhenden Willehad"*) geschehenen Wunder und Krankenheilungen wirklich beschrieben, und folglich die ihm beigelegte Schrift mit ihrem von der Lebensbeschreibung selbst getrennten Anhange, der die Aufzählung der Wunderheilungen enthält, in seinen letzten Lebensjahren (Ansgar starb 864) verfaßt und hinterlassen? —

Ist dieses wahr und die Authentie erwiesen; so wäre diese letzte Arbeit des dem Tode sich nahenden Erzbischoffs einer Canonisirung seines Vorgängers, des h. Willehad, gleich zu achten. Aber sollte sein ihm so innig ergebener, Ansgars letzte Tage so verständig und umständlich beschreibender

*) S. 31.

Schüler, Gehülfe und Freund Rembert dieses sein letztes Werk unbeachtet und unbemerkt gelassen haben? Sollte überhaupt Ansgar, der durch den Eifer für des Herrn Haus, und in dessen Dienste durch Anstrengungen aller Art, durch beschwerliche Reisen und Kämpfe, durch Fasten, Nachtwachen und Gebetsübungen, verzehrte, auf sein Sterbestündlein sich unablässig vorbereitende, in sich selbst zurückgezogene, mehr als sechzigjährige Mann — sich in seinen letzten Tagen eine solche actenmäßige Wunderaufzählung aufgelegt haben? Er, der selbst eigener Offenbarungen aus der unsichtbaren Welt gewürdigt, nach Remberts Zeugniß, auf einzelne äußere Wunderthaten kein sonderliches Gewicht legte! —

Das gänzliche Stillschweigen Remberts von dieser letzten Schrift Ansgar's macht also die Authentie derselben sehr verdächtig, ja unwahrscheinlich, und legt denen, die sie behaupten, den Beweis auf. Der älteste Zeuge dafür ist Adam von Bremen, der mit wenig Worten bei Willehads Geschichte bemerkt, Ansgar habe dessen Leben und Wunder getreulich beschrieben.*) Aber Adam

*) S. Adam von Bremen Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion ꝛc., übersetzt von C. Misegaes. 1. B. K. 11. u. K. 30.

von Bremen lebte mehr als 200 Jahre nach Ansgar, und war ein gütmüthiger und dabei leichtgläubiger Schriftsteller, der sich um die Ächtheit und Kritik der Sagen und Nachrichten, die er aufnahm, wenig bekümmerte; dabei seines Standes ein Domherr, der von dem Erzbischoff Adalbert und von dem Dom zu Bremen sein Brod hatte, und dem natürlich die Verherrlichung des Bischofflichen Stuhls durch dessen Stifter und ersten Inhaber am Herzen lag. Daß andere viel spätere Schriftsteller die Ächtheit der Sagen und des Wunderbüchleins zu bezweifeln keine Lust oder Talent hatten, war sehr natürlich. — Nur Trogillus Arnkiel in seinem Buch: Cimbrische Heidenreligion, Hamburg 1691. behauptete: „der Theil, der von den nach dem Tode des Willehad geschehenen Wundern handle, sey dem Ansgar von Mönchen untergeschoben; denn er habe solchen weder in einem, in der Cathedralkirchen-Bibliothek befindlichen, auch Willehads Leben enthaltenden, pergamentenen Legenden-Codex gefunden, noch auch geschehe desselben in einer Schleswigschen Lebensbeschreibung Willehads Erwähnung."

„Aber Ansgar, wird man einwenden, nennt im 13. Kapitel der Lebensbeschreibung sich selbst

als den Verfaſſer derſelben.“ — Dies wäre freilich ein ſehr wichtiger Beweis, wenn nur erſt bewieſen wäre, daß — Ansgar ſelbſt hier rede und zeuge. Aber daran eben gebricht es. Man leſe die pathetiſche Selbſtverkündigung *) des Biſchoffs der bremiſchen Kirche, und frage ſich dann, ob dieſe in Ansgar's Geiſte ſey, und am rechten Orte. Ansgar war, nach Remberts einfacher Darſtellung, in hohem Grade beſcheiden und demüthig, und um ſo demüthiger in der That, als er die Anfechtungen angeborener Ruhmſucht und ein damit verbundenes leidenſchaftliches Temperament in ſich bekämpft hatte. **) Rembert erzählt ſelbſt, wie er nur durch inſtändiges Bitten von Ansgar erlangen konnte, daß er ihm die kleinen Gebete, die er ſeinen Lieblingspſalmen beigeſchrieben hatte, in die Feder dictirte, und dabei legte Ansgar ihm die Bedingung auf, ſie während ſeines Lebens niemand zu zeigen. Und hier ſollte St. Ansgar mitten in ſeiner Lebensbeſchreibung des h. Willehad, wo man früher ihn gar nicht gewahr wird, und im Eingang zu dieſem Wunderregiſter mit einmal den Mund ſo voll genommen und in die Poſaune

*) Miſegoes Ueberſ. S. 28.
**) S. 161.

gestoßen haben. Unmöglich! Der Anhang von Kap. 13 bis Ende ist sicherlich nicht von Ansgar, sondern aus späterer Zeit und von einem andern Geiste.

Es ist sehr zu bedauern, daß uns von Ansgars schriftlichem Nachlaß, besonders von seinem, noch im 13. Jahrhundert vorhandenen Tagebuche (Diarium), nichts übrig geblieben, außer dem kleinen Sendschreiben, welches Herr Misegaes S. 49 verdeutscht hat.*) Wir würden alsdann aus sei-

*) In Orbjälms Historia Suconum Goth. ecclesiast. findet sich die Rede, welche Ansgar vor dem Schweden-Könige Olav hielt, nebst des Königs Antwort, und eine Uebersetzung derselben im Auszuge in der Denkschrift von dem Jubelfeste, welches am ersten Pfingsttage 1826 in Dännemark ꝛc. wegen der daselbst vor tausend Jahren geschehenen Einführung des Christenthums gefeiert worden ist. Herausgeg. von Archidiakonus Harms in Kiel. Hamburg 1826. — Wenn wir gleich diese Rede nicht aus Ansgars Feder haben, so ist sie doch ganz in seinem Geiste und Charakter. Mit eben so viel Feinheit und Gewandtheit, als Energie und Kenntniß schildert sie die Greuel und Nichtigkeit des nordischen Götzendienstes und Aberglaubens, und empfiehlt dem Könige die Einführung des Evangeliums. Wir setzen den Schluß her: — „Diese Finsternisse, in welcher die verleiteten Seelen ge-

nem Worte ihn viel beſſer kennen und beurtheilen. Aber auch ſchon in dieſem einzelnen Bruchſtücke haben wir ein Richtmaaß. Welche apoſtoliſche Kraft, Einfalt und Würde iſt in dieſem Schreiben! Wie fern von allem Selbſtruhm, und welcher

---

hen, wolleſt du, o König, zerſtreuen durch den Glanz der Himmelslehre! Auf deine Seligkeit nicht weniger als auf ihre eigene dabei bedacht, bitten dich freundlichſt die Könige darum, die mich geſandt haben. Kein größeres Geſchenk kannſt du dir oder den Unterthanen jemals machen. Nach dem Anſehen, das du haſt, und nach deiner Gütigkeit, kraft derer du die Unterthanen ſo unbegreiflich dir verbunden haſt, nimm es auf dich, Chriſti Jeſu Sache zu fördern! Bei dem wirſt du einen unermeßlichen Lohn empfahen, deſſen Größe und Süßigkeit niemand verſteht, als wer die Irrthümer abwirft der elenden und von den Dämonen gefangen gehaltenen Völker, und der himmliſchen Gnade bei ſich eine Stätte ſchaffet. Nicht bin ich gekommen, erhabener König, daß ich Würden oder Güter, irgend welcher Art bei Euch ſuchte, als die auch, was Vielen ausgemacht iſt, dem Eifer in Frömmigkeit und Weisheit hinderlich ſind; ſondern daß Ihr, Verehrer geworden des wahren Gottes, einen wahren Ruhm erlanget bei denen, die Chriſtum aufrichtig lieben, hier auf der Erde dieſen Ruhm, und unter den heiligen Seelen im Himmel eine Seligkeit, wie ſie allein den Frommen bereitet iſt, und die kein Ende haben wird.“ S. Denkſchrift S. 34.

ernſte Eifer für die Sache Jeſu Chriſti ſpricht ſich darin aus! Ex ungue leonem. Auch iſt nicht zu bezweifeln, daß Ansgar, von vornehmer Herkunft, in dem durch Kenntniſſe und Fleiß ausgezeichneten, damals noch unbefleckten Benedictiner-Orden erzogen, und durch ſeinen erfahrungsreichen und treubenutzten Aufenthalt in den beiden berühmten Corbey's eine ausgezeichnete Bildung empfangen hatte, die er auch in ſeinem Umgange mit Kaiſern, Königen und Fürſten trefflich bewährte. Darum dürfen wir ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten nach einem höheren Maasſtabe meſſen; und wer mag wiſſen, durch weſſen Hände ſie in den verfinſterten Jahrhunderten verloren gegangen ſind. —

Sonach könnten wir vielleicht, aber auch nur höchſtens, zugeben daß St. Willehads Leben bis zum 13. Kapitel von Ansgar auf irgend eine Weiſe herrühre, oder derſelbe Antheil daran habe. Ansgar mag für eigenen Bedarf, oder auch in Briefen, deren er ſehr viele, und unter dieſen wahrſcheinlich die meiſten an ſeine Ordens-Brüder und Jugendfreunde in Alt- und Neu-Correy, mit welchen er, nach Rembert, bis an das Ende ſeines Lebens in Verbindung ſtand,*) — manches aus

*) S. 163.

dem Leben seines Vorgängers, des ersten bremischen Bischoffs, aufgezeichnet haben. Diese Angaben mögen alsdann als Grundlage von einem oder mehreren Benedictinern in Neucorvei — denn dieser Orden suchte vor andern durch Schriften zu wirken — benutzt und zu einem Ganzen verarbeitet worden seyn. Auch wollen wir einzelne Stellen gern als im Geiste Ansgars geredet anerkennen, z. B. S. 4: „Die Heiligen sind demnach ihrer Verdienste wegen zu loben; aber vielmehr ist Christus in ihnen zu loben, durch dessen Gnade sie es empfangen haben, daß sie gut und heilig wurden.“ Desgleichen die Stelle S. 27: „Denn das Geschöpf (z. B. das Feuer) ist der Macht des Schöpfers untergeordnet, und verliert selbst seine natürliche Kraft, wenn es den Befehl seines Gebieters befolgt. Auch kann dadurch den Gesetzen der Natur kein Abbruch entstehen, insofern jede Naturkraft von dem Willen des allmächtigen Schöpfers abhängig ist.“

Manches Andere hingegen läßt sich mit dem Wesen und Character des ächten Ansgars nicht vereinigen. Zunächst, deucht mir, läßt sich nicht verkennen, daß der oder die Verfasser des Büchleins nicht sowohl den Willehad und sein Leben im Auge hatten, sondern vielmehr durch *seine*

Canoniſat[illegible] andere kirchliche und hierarchiſche auf die damaligen Zeitumſtände bezügliche Zwecke zu erreichen ſuchten. Schon die Vorrede Kap. 1. ſpricht dieſes mit der Klugheit des h. Benedicts, zwar verſteckt, aber doch beſtimmt genug, aus. Sie beginnt mit dem Allgemeinen: wie Gottes Gnade die Heiligen als ſeine Werkzeuge zur Verherrlichung Jeſu Chriſti (und natürlicher Weiſe auch ſeines Stellvertreters auf dem Sitze des h. Peters) mit beſondern Kräften ausgerüſtet — dann, wie die heilige Kirche den Gebrauch beibehalten (alſo durch Tradition der Apoſtel), das Leben ſolcher Heiligen, welche durch Wunder, Glaubensandacht und durch die „Vollkommenheit ihrer guten Werke ſich Ruhm und Lob erwarben, erſt nach ihrem Tode, zu beſchreiben —; endlich, wie, wenn gleich alle Heilige, nämlich die ſeligen Bürger des überirdiſchen Vaterlandes, von den Gläubigen mit Recht hochgeachtet würden, ſolches doch vornehmlich auf diejenigen anzuwenden ſey, von welchen man ſteif und feſt glauben könne, daß man ſich ihres beſondern Schutzes und Beiſtandes zu erfreuen habe.“*) — Worauf alles dieſes ziele, wird dem bedächtigen Leſer von

*) S. 4. 5.

selbst einleuchten, und im Verfolg sich näher erweisen. Hier frage ich nur jeden, der aus Remberts einfacher Darstellung ein Bild von Ansgar's Charakter, Gemüth und Streben aufgefaßt hat, ob er nicht fühle, daß Ansgar selbst das Leben seines nahen Vorgängers ganz anders begonnen haben würde? —

Mit den erzählten Wunderthaten des gepriesenen Heiligen hat es auch absonderliche Bewandniß. Die Wundergeschichte von der hölzernen Schüssel,*) welche „der Diener des Mannes Gottes, Aldo, zufällig zerbrochen, und dann, als er die Stücke holen sollte, von dem Himmel — es leidet keinen Zweifel, um des frommen Mannes willen — wieder ergänzt fand," — erscheint als ein gar jämmerlicher Lückenbüßer in Ermangelung eines bessern. Gewiß würde Ansgar, wenn er sie geglaubt und erzählt hätte, sie ganz anders vorgetragen, und nicht von dem „gerechten Zorn des Mannes Gottes und von Furcht und Zittern des armen Dieners und Reisegefährten Aldo vor seinem frommen Herrn — um einer ohne dessen Schuld zerbrochenen hölzernen Schüssel willen! — geredet haben." Können himmlische Seelen also zürnen!

*) S. 16.

möchte man hier mit Virgil ausrufen, oder Tant do bruit pour une ommelette! Nein, dazu hatte Ansgar zu viel Menſchenkenntniß, feinen Tact und Gemüth; Er, der Sklaven mit eigenem Gelde loskaufte, und mit einer Mutter, der er ihren aus der Sklaverei von ihm erlöſeten Sohn in eigener Perſon wieder zuführte, Freudenthränen weinte! — Er ſollte ſolche Capucinaden zu Lobe eines Heiligen erzählt haben? Nimmermehr!

Überhaupt erſcheint der h. Willehad — ſein Andenken in Ehren! — in dieſer Biographie eben nicht als ein ſo überaus ſonderlicher Glaubensheld, und mit Ansgar keineswegs vergleichbar. So möchte man ſeine ſchnelle Flucht von Wigmodien nach Ruſtrien, wo er ein Schiff beſtieg, um den hereinbrechenden Sachſen zu entgehen, ſeine Schüler aber den Letzteren Preis gab, wohl nicht rühmlich finden, obwohl ſie „mit der göttlichen Vorſchrift, welche befiehlt: Wenn ſie euch in einer Stadt verfolgen, ſo fliehet in eine andere“ — nach mönchiſch-bequemer Exegeſe, entſchuldigt wird.*) — Jedoch ſoll hiemit dem heiligen Willehadus und ſeinen Verdienſten nicht zu kurz geſchehn; nur ſein Biograph ſcheint wegen Ermangelung genauer und

*) S. 14.

specieller Nachrichten von seiner Missionsthätigkeit, die nur in allgemeinen Worten beschrieben und angedeutet wird, wofern diese wirklich so groß als ihr Ruf gewesen ist, ihm zu kurz gethan zu haben. Daher schließen und behaupten wir: Nicht Ansgar ist Willehads Biograph.

Ansgar, der ungefähr 74 Jahr nach Willehad starb, würde auch nicht von dessen Schriften gesagt haben: „Die von seinen Nachfolgern zum Denkmal frommer Erinnerung aufbewahrt und bis jetzt noch unvernichtet vorhanden sind.“*) Ebensowenig würde Ansgar, selbst Erzbischof in Bremen, von Willehad geschrieben haben: „Auch erbauete er ein wunderschönes Gotteshaus an dem Orte, welcher Bremen heißt, den er auch zu seinem bischöflichen Sitze bestimmte.“**)— Wie hätte Willehads Verehrer und dritter Nachfolger so geschmacklos von ihm reden können! — Ferner, wie unbestimmt und vag ist die Erzählung von der wunderbaren Erhaltung des bischöflichen Stabes und des silbernen Kelchs in einer Feuersbrunst?***) Man ersiehet nicht, was für ein Haus es gewesen,

*) S. 17.
**) S. —.
***) S. 26.

wo der Stab und der Kelch, und zwar ersterer „zur Verehrung der Gläubigen“ aufbewahret worden; und ebenso unbestimmt heißt es von dem Kelch „er sey durch die treue Liebe seiner Schüler irgendwo aufgehoben gewesen.“ Schwerlich konnte der an demselben Orte wohnende Nachfolger des verstorbenen Heiligen so unbestimmt sich ausdrücken, besonders da auf diese Thatsachen, deren Wahrheit wir übrigens nicht bestreiten wollen, ein so großes Gewicht gelegt und sie vor andern „zur Verherrlichung des seligen Mannes“ hervorgehoben werden. Der Biograph selbst scheint die historische Unzuverlässigkeit gefühlt zu haben, indem er vorob. bemerkt, „es sey vieles durch die göttliche Macht geschehn, welches, obgleich von niemand aufgezeichnet, nach der glaubwürdigen Behauptung Vieler, höchst wundervoll sich ereignet habe, und nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfe.“ —

Alle diese Gründe und Umstände machen es, dünkt mich, sehr wahrscheinlich, wonicht gewiß, daß die vorliegende Lebensgeschichte des Bischofs Willehad nicht von Ansgar verfasset, sondern spätern Ursprungs sey, wenn auch Ansgar dazu mag Veranlassung gegeben haben. — Viel weniger aber ist der Anhang, der nach dem Schluß der Biographie mit dem 13. Kapitel beginnt, und die

durch den im Dom zu Bremen beſtatteten Leichnam Willehads bewirkt ſeyn ſollenden Wunderheilungen beſchreibt, aus Ansgars Geiſte und Feder.

Der feierliche Gruß, womit Ansgar namentlich beginnt und „als Biſchof der Bremiſchen Kirche der ganzen, in der Welt in brüderlicher Eintracht lebenden Gemeinde der Gläubigen, Frieden und die ewige Seligkeit in Chriſto wünſcht“ — beweiſet, wie ſchon bemerkt, mehr gegen als für die Authentie. Denn wie kommt dieſer neue Gruß und dieſe zweite Vorrede in die Mitte des ſchon begonnenen durch zwölf Kapitel fortgeführten Werks? Es iſt ſattſam bekannt, wie viel der ſogenannte fromme Betrug ſich in dieſer Hinſicht zur damaligen Zeit erlaubte. Man denke nur an die falſchen Decretale! Die Römiſche Hierarchie iſt zu betrachten als eine Pflanze, „die der himmliſche Vater nicht gepflanzet hat,“*) die aber mit jeder Pflanze, auch mit der des Reiches Gottes, das gemein hat, daß ſie unbemerkt und im Dunkel allmälig wächſt, und ſich in zarten Röhrchen und Zäſerchen entfaltet, bis ſie in voller Blüthe daſteht. Oder auch, ſie iſt ein Gebäude, das ſcheinbar nach dem ſchon vorliegenden göttlichen Grund-

*) Matth. 15, 13.

riß des Reiches Gottes allmälig erbauet wird, und wo jeder unbeachtete Ziegelstein und Mörtelwurf die Vollendung des Ganzen fördert. Die Geistlichen, besonders die Ordensgeistlichen, damals fast allein im Besitz der Wissenschaft und Schreibekunst, waren, oft ohne es selbst zu wissen, die Maurer und Handlanger, oft auch nur Steine, bei diesem Bau.

Das Büchlein von den Wundern des heiligen Willehad ist auch ein solcher Mörtelwurf und Mauerstein. Es ist zunächst in der Absicht geschrieben, um den heiligen Willehad durch Ansgar zu kanonisiren.*) Denn, welches wohl zu merken, zu Ansgars Zeiten gehörte die Heiligsprechung noch nicht zu den Vorrechten der Päbste, obwohl schon im vierten Jahrhundert die Lehre von den Heiligen in der christlichen Kirche als Glaubensartikel galt. Es blieb den Bischöfen, dem Clerus und dem Volke überlassen, ihre Heiligen als solche anzuerkennen, und gleichsam zu wählen

*) Hic fecit canonisari B. Willehadum, cujus vitam claro stylo conscripsit et miracula annotavit, quorum codices adhuc habentur in Brema — schreibt Henr. Woltherus in Chronico Episc. Bremens. (T. II. Rer. Germ. H. Meibomii. p. 22. 25.) (Diese, wie mehrere andere Notizen, verdanke ich Herrn C. Mitzgard.)

und zu ernennen, desgleichen auch zu bestimmen, ob sie blos innerhalb, oder auch außerhalb ihres Sprengels verehrt werden sollten. Es herrschte also in Betreff dieser überirdischen Stellvertreter und Repräsentanten, und ihrer Wahl und Befugung, eine freiere Verfassung. Aber dieses freie Wahlrecht und liberale Princip konnte mit dem Fortwuchs der Hierarchie nicht bestehen. Der Pabst Johann XV. verrichtete im Jahre 993 die erste päbstliche, und hiemit für die ganze römisch-katholische Christenheit gültige, Heiligsprechung, und Alexander III. erklärte im Jahre 1170 das Heiligsprechen für ein ausschließliches Recht des Römischen Stuhls und nannte es Kanonisation, weil der Name des neuen Heiligen in den Kanon (die Liturgie) der Messe eingetragen wurde.

So bedurfte es demnach des Namens und der Autorität eines Mannes, wie Ansgar, dessen Thaten noch in frischem Andenken waren, um den h. Willehad zu einem der ersten Heiligen und größten Wunderthäter, besonders durch die Kraft seines Leichnams, zu erheben, und sein Ansehen in dem Glauben der nördlichen Christen zu befestigen, und dadurch den Reliquien überhaupt die Verehrung zu verschaffen, welche für die Hierarchie eine reiche

Quelle des Ansehns und geistlicher Obergewalt, so wie des Erwerbs und Gewinns wurde. Außerdem stiegen dadurch die sogenannten überflüssigen Verdienste der Heiligen im Werth und Preis, worüber bekanntlich die Kirche zu verfügen hatte, und woraus sie ihre Indulgenzen schuf, deren Werth und Absatz das schon im 10. Jahrhunderte festgesetzte Dogma vom Fegefeuer beträchtlich vermehrte.

Von solchem Geiste beseelt, sagt unser Pseudo-Ansgar: „der christliche Glaube bestehe und bewähre sich darin, daß er das, was auf unsichtbare Weise durch Gottes Allmacht geschehen sey (verstehe die erzählten Wunder der Heiligen), so ungezweifelt wie vom Himmel geschehen, annehme, als ob es vor seinen Augen geschähe. Und die an den Orten, wo die heiligen Reliquien aufbewahrt und verehrt werden, geschehenen Thaten der Heiligen, schreibe er (der rechte Glaube) den Verdiensten der Heiligen zu. Auch erfahre man die wunderthätige Kraft der Heiligen nicht blos da, wo man ihre zeitliche Gegenwart in ihrem Staube und ihren Reliquien erblicke, sondern an allen Orten des Reichs Gottes, wo sie gläubig angerufen werden, erfolge auch ihre Hülfe und Beistand durch Gottes Kraft zur Vergeltung ihrer Verdienste.

Dies habe durch vielfache und einleuchtende Hülfsleistungen sich als offenkundig erwiesen.“*)

Wer erkennt hier nicht die Fäden des feinen Gewebes der Hierarchie, welche der vermittelnden Aristokratie des himmlischen Adels, nämlich der Heiligen, als ihrer Vasallen, bedurfte, um dadurch ihr geistlich-despotisches Princip zu befestigen! Und dazu sollte unser frommer und demüthiger Ansgar die Hand geboten haben! Das sey ferne! — Irgend ein Knecht des Römischen Stuhls hat sich zu solcher List und Lüge gebrauchen lassen.

Ein Lügner muß ein gutes Gedächtniß haben; aber daran gebrichts ihm gewöhnlich: — auch dem unsrigen. Man sehe! Der Pseudo-Ansgar sagt in der Vorrede seines Wunderbüchleins S. 29: „Wenn der Herr durch seine Heiligen Wunder gethan habe, sey solches mit Recht allgemein bekannt geworden, damit den Nachkommen in hoffnungsvollem Andenken bliebe, was den Vorfahren, ihres Glaubens wegen, zu Theil geworden. Deshalb habe Seine Wenigkeit (man denke an den „Knecht der Knechte“) gut gefunden, die schriftlichen Belege darüber aufzusuchen, was zum Beweise der Verdienste des heiligen Bischofs und Bekenners

*) S. 28. 29.

Willehad bekannt geworden ꝛc.“*) Und doch heißt es kurz vorher im zwölften Kapitel: „Man hat aus Unachtsamkeit und Vernachlässigung unterlassen, die vielen und häufigen Wunder des seligen Mannes zu beschreiben.“ Und weiter: „Es solle, als zu den Zeiten seines denkwürdigen Nachfolgers, des Bischofs Willerich, sein Körper in eine andere Kirche versetzt worden, daselbst durch göttliche Macht vieles geschehen seyn, welches, obgleich von Niemand aufgezeichnet, nach der Behauptung Vieler, höchst wundervoll sich ereignet habe.“ — Wie stimmt das zusammen? So hat Ansgar, der Mann aus einem Stück, wahrlich nicht geschrieben.

In diesem 13. Kapitel tritt nun auch die Absicht, welche den Verfasser bewog, die Thaten des h. Willehad unter dem Namen des h. Ansgar zu beschreiben, näher an das Licht. — Zunächst und im Allgemeinen war es, wie schon bemerkt, die: daß die nordischen Christen den h. Willehad als „ihren Gott wohlgefälligen Beschützer, der, dem Geist und dem Körper nach, bei ihnen bleibe, anerkennen, und den Schutz dieses Heiligen in al-

*) S. 30.

len Stücken nicht bezweifeln möchten." — Das ist — ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken — im Geist der Hierarchie geredet. Der kirchliche Despotismus hat darin einen großen Vorzug vor dem weltlichen, daß er nicht nöthig hat, wie dieser, seine Proconsuln und Landpfleger (denn die Bischöfe sind nur Knechte) mit Truppen in die entfernten Provinzen zu senden, sondern statt deren sich, ohne alle Unkosten, der von ihm selbst creirten Heiligen, gleichsam als himmlischer Procuratoren, bedienen kann, auf welche das Volk hingewiesen wird. Darum heißt es eben: sie sollten den h. Willehad als ihren Beschützer, der dem Geiste und dem Körper nach bei ihnen bleibe, anerkennen.

Außer dem angeführten scheint ferner das Legendenbüchlein noch einen andern nähern, auf damalige Zeitumstände sich beziehenden, Zweck im Auge gehabt zu haben, nämlich: das christliche Volk unter den unzähligen Angriffen und Gefahren, womit die Heiden sie quälten und bedroheten, zu trösten, sie bei dem christlichen Glauben zu erhalten, und diejenigen, welche durch diese feindlichen Einfälle von Haus und Hof vertrieben, ihr Vaterland verlassen hatten, zur Rückkehr zu bewegen. Daher die Ermahnung: „im Vertrauen auf den Schutz und die Gegenwart und Verdienste

des heiligsten Vaters Willehad, dessen vielfache Heilkraft sie so oft verspürt hätten, ihre verlassenen Wohnsitze freudig wieder aufzusuchen, wo sie durch die göttliche Güte wieder mit Gütern würden bereichert werden."

Ich bin keineswegs geneigt, diese Absicht des Lebensbeschreibers des h. Willehad zu tadeln, vielweniger ein Verdammnißurtheil über dessen frommen Betrug der Pseudonymie auszusprechen. Es mag ja seyn, daß ihn aufrichtiger Gehorsam gegen seine Kirche, oder einfältiger Glaube an die ihm, gleichviel auf welchem Wege, zugekommenen Nachrichten oder Sagen von Willehads Wunderthaten, oder das Bedürfniß der Neubekehrten, dazu veranlaßten; wenigstens geschah es im damaligen Zeitgeist, welcher immer, mögen die Nachkommen hinterher darüber philosophiren und kritisiren, soviel ihnen beliebt, sein eigenthümliches Gewand trägt, und am wenigsten damals im Dienste der Kirche den Gebrauch der Pseudonymie für eine Sünde achten konnte. Wie der Verfasser des vortrefflichen apokryphischen Buches der Weisheit diesem, vielleicht mit dankbarer Ehrfurcht, den Namen des weisen Königs vorsetzte; so erkannte unser, nicht unverständiger Biograph, daß er des Namens des heiligen Ansgar bedürfe, um seinen Zweck zu er-

reichen. Er mußte, um seiner Schrift Eingang und Glauben zu verschaffen, einen Augen- und Ohrenzeugen reden lassen. Welchen bessern hätte er wählen können, als den bei Kaiser, Pabst und Volk mit vollem Recht angesehenen, verdienstvollen Ansgar? Daher auch die Ehrfurcht gebietende Einleitung des dreizehnten Kapitels, wo der heilige Erzbischof seinen Mund aufthut, und der feierliche Schluß des Ganzen. (Kap. 21. S. 48.)

Somit hätten wir hier eine Sanct-Ansgars-Biographie, wie wir in Bremen eine St. Ansgars-Kirche und St. Willehads-Brunnen haben, denen die Vor- und Nachwelt gern ihre gefeierten Namen läßt, ohne von denselben den Beweis der persönlichen Handanlegung mit Hammer und Kelle zu fordern. Solche Namen müssen fortleben, und wenn auch nur im Geschrei der Balken und Steine und in der sie umsummenden Volkssage.

Aber, nun kommen wir auf die durch den in der St. Petrikirche zu Bremen begrabenen Leichnam des h. Willehad in gedachter Kirche verrichteten **Wunder** selbst! Was wird daraus werden? Was sollen wir hiezu denken und sagen?

Gegen die **Form** der historischen Darstellung scheint, beim ersten Anblick, mit Grund sich nichts

einwenden zu lassen. Die Zeit, wo die Wunder begonnen, wird auf das bestimmteste angegeben; nämlich „860 nach Chr., im acht und zwanzigsten Jahre der Regierung des Kaisers Ludewig und in der achten Indiction," also im vierten Jahre vor Ansgars Tode, und zwar nach Pfingsten, volle 70 Jahre nach dem Tode Willehads.*) — „Ja," so sagt der Verfasser, „ich habe die Namen der Geheilten, ihre Krankheiten, wie auch deren Geburts- und Aufenthaltsörter hin und wieder, sowie es die Sache mit sich brachte, mit eingeflochten, zur Bezeugung der Wahrheit der so vielfach bestätigten Wunder."**) — Alles, wie protocoll- und actenmäßig! Was könnte man mehr verlangen!

Jedoch können dabei auch andere Gedanken Raum finden. Als z. B. daß, sowie nach dem Sprichworte die äußersten Enden sich berühren, die dichtende und erdichtende Darstellung nicht selten in der genauen und minutiösen Umständlichkeit mit der acten- und protocollmäßigen wetteifert, wie dieses oft in den abentheuerlichen Legenden, nicht minder als in der Ilias, der Fall ist. — Auch mußte natürlich dem späten Verfasser der Lebens- und

*) Kap. 14. S. 30. 31.
**) S. 32.

Wundergeschichten, als angeblichen Ansgar, sehr daran gelegen seyn, die Authentie und Glaubwürdigkeit seines Berichts durch Tag und Datum — wie der gemeine Mann noch heut zu Tage auf Nennung derselben großes Gewicht legt — zu begründen. Und dies geschieht, wie gesagt, mit einer auffallenden Beflissenheit und Sorgfalt, die aber dem bedenklichen Forscher das Kunststück um so eher verrathen. In den Überschriften der sechs, die Wunderthaten des h. Willehad beschreibenden Kapitel (K. 15—20.) wird die Anzahl der Wunderheilungen in der vielleicht zufällig rhythmischen oder künstlichen Zahlenordnung: 4. 5. 6. 7. 5. 7. angegeben; jedoch ist diese Aufzählung, sofern sie die geheilten Personen angiebt, unrichtig, indem ihre Anzahl nicht 34, sondern (mit Abzug der Kap. 15, 3. von 7. nicht namentlich aufgeführten fünfe) 39 beträgt. Unter diesen namentlich angegebenen Geheilten sind nur 6 männlichen, die übrigen 32 alle weiblichen Geschlechts, und zum größten Theil Blinde. Auffallend ist, daß aus Bremen selbst nur ein einziges, und zwar stummes und lahmes, Mädchen, namens Wige, geheilt wurde. Die Bremer müssen demnach entweder sehr gesund, oder ungläubig gewesen seyn, vielleicht, wie oft, beides zusammen.

Aber — wir verfahren in dieser Schrift nach dem homöopathischen System und bedienen uns häufig des Wörtleins aber, zur Hinwegräumung der vielen, in diesen alten Geschichten uns aufstoßenden Abers, die, nach Luther, den Bauch voll Glossen haben — wenn nun erwiesen ist, daß unser Ansgar nicht Verfasser dieser Legenden ist, noch seyn kann; folgt daraus die Unwahrheit der angeführten Thatsachen? Mit nichten! der Geschichtschreiber scheint sich nach allen Umständen genau erkundigt, und aus Volksagen oder schriftlichen Aufzeichnungen an Ort und Stelle geschöpft zu haben. Freilich mögen die mündlichen Sagen und Überlieferungen in dem Lauf der Zeiten, wie gewöhnlich, sich vergrößert und abgerundet, und wenn wir spätere schriftliche Aufzeichnung annehmen, durch dieselbe eine genauere Entwickelung gewonnen haben; wobei nicht zu vergessen ist, daß die Kunst zu Lesen, geschweige zu Schreiben, in jener Zeit, vor allem in Norden unsers Welttheils, allein im Besitz der Geistlichkeit und Mönche war. Dennoch und deßungeachtet können sie wahr seyn.

Wir wollen, indem wir dieses schreiben, keiner kirchlichen Confession angehören, sondern nur der Wahrheit und ihren Bekennern. Der kalte, wortmäkelnde und systemsüchtige Protestantismus, der

nur proteſtiren und verneinen will, meint mit dem Worte: „Legende," ſowie die dürre, anatomiſirende Pſychologie mit dem Worte „Phanthaſie" — eitel Ausländereien! — Alles abgethan zu haben. Wo die Geſchichte Begebenheiten erzählt, die über die alltägliche Erfahrung und den gewöhnlichen Kreislauf der Natur hinausgehen, da heißts ſofort: Sage! Legende! und dieſes gleichlautend mit Erdichtung, Betrug und Lüge! Und kann denn das Wort: „Phanthaſie" — denn es iſt doch nur ein Wort — für einen Schlüſſel gelten, der das Ungewöhnliche und Geheimnißvolle ohne weiteres aufſ-, und alles Fragen und Unterſuchen darüber abſchließt! Es iſt lächerlich, wie zuweilen ſonſt verſtändige und kenntnißreiche Menſchen das bezeichnende Wort und die äußern Zeichen mit der Sache ſelbſt und ihrem Weſen verwechſeln. So war es mir einſt unmöglich, mit einem erfahrenen Arzt mich darüber zu verſtändigen, daß er zwar alle Symptome eines Fiebers, nicht aber, was es eigentlich in ſeinem Weſen ſey, wiſſe und erkenne. — Wenn Kant — um zunächſt auf dem pſychologiſchen Felde zu bleiben — behauptet, daß er ſelbſt heftige körperliche Schmerzen an ſeinem eigenen Leibe, — ich meine, welches wegen der weitmöglichſten Entfernung von dem commune sensorium deſto merk-

würdiger wäre, an dem großen Zehen — durch Abstraction und die Kraft seines Willens gestillt habe, was man dem ehrlichen Philosophen wohl glauben darf —; warum sollte denn der einfache Glaube eines kräftigen, noch nicht durch Cultur geschwächten, Nordländers nicht dieselbe und größere Wirkung hervorbringen können? Jedoch, wozu die Philosophie, wenn eine einfache historische Thatsache vorliegt? — Wollte man die Möglichkeit leugnen, so müßte man zugleich eine große Zahl der alten und neuen Geschichtschreiber der Unwahrheit und des Aberglaubens zeihen, und würde somit, indem man den engen Begriff eigner Subjectivität und Erfahrung zum Prüfstein der Geschichte machte, alle Historie auf den platten Boden der Alltäglichkeit herabziehen und vernichten. Man hat dies auch oft genug, z. B. an dem ehrlich gemüthlichen Herodot, und noch kecker an den Büchern der heiligen Geschichte, versucht, ist aber in Betreff des erstern oftmals an den Entdeckungen neuerer Zeit, und hinsichtlich der letztern an dem, vom Standpunkt des erleuchteten Glaubens aus, erwiesenen großen Zusammenhang der ganzen Offenbarung gescheitert. Auch scheint man von dieser flachen Ansicht um so mehr zurückzukommen, seit die tiefern Forschungen gläubiger Psychologen und

Ärzte, und die Erfahrungen neuerer Zeit den Menschen den Abgrund ihres eigenen Wesens, und in demselben die Mischung des Menschlichen und Dämonischen gezeigt, und sie zum Sokratischen Nichtwissen zurückgeführt haben.

Aber die Reliquien! die Reliquien und ihr Wunderkram! wird man ausrufen; soll dieser papistische Sauerteig wieder aufgewärmt und hervorgezogen werden! Sollen durch Gerippe und Todtengebeine Wunder geschehn! — Hierauf antworte ich: Nicht die Gerippe und Gebeine — sondern Gott allein kann Wunder thun, und die Kraft, Wunder zu thun, verleihen. Und sowie er sie durch Menschen und Engel und Thiere, vermittelst eines Teiches Bethesda oder Siloha, oder durch Handauflegen thun konnte und kann; so kann er sich auch dazu, wenn es ihm gefällt, eines Gerippes und todten Gebeins bedienen. Hat er dieses früher gethan; warum sollte er es nicht auch im Jahr 860 vermocht haben? Stellst du dich also, mein werther Protestant, mit diesen Waffen dem Katholischgläubigen entgegen, so kann er mit denselbigen Waffen dich auf deinem eigenen heiligen Boden angreifen, und dir das Palladium deiner eigenen gepriesenen Glaubensfreiheit, die Bibel, abstreiten; oder dich zu dem Geständniß zwingen, du

glaubest an gar keine Wunder, folglich auch an keine Weltschöpfung, an keine Offenbarung und an keine Bibel, und somit hätte freilich alles Streiten mit dir, als einem erklärten Heiden, sein Ende. —

Aber — leider muß fast jeder neue Abschnitt, wir können's nicht ändern, mit dieser adversativen Conjunction beginnen — würde dadurch, so zu reden, nicht Gott selbst den superstitiösen Wunderglauben, desgleichen die abgöttische Verehrung der Heiligen und ihrer Überbleibsel, befördern? — Keineswegs! Jeden Mißbrauch göttlicher Gaben und Kräfte hat allein der Mensch zu verantworten. Sonst würde man Gott auch zum Urheber und Beförderer der Trunkenheit machen können, weil er der durch die Sündfluth erkalteten Erde den Weinstock und dessen köstliche Frucht verlieh. Er gab ihn aber nicht, des Menschen Herz zu bethören, sondern, Dank Ihm! zu erfreuen. War es Gottes, oder des abergläubigen Volkes Schuld, wenn die Israeliten zur Zeit der Könige die eherne Schlange, die Moses, zur Heilung der von giftigen Schlangen Gebissenen, in der Wüste aufrichtete, zu einem Götzen machten, den sie anbeteten, also, daß der König sie mußte zerschlagen lassen? Und sind dagegen die Gebeine des Propheten Elisa, wodurch ein Todter lebendig wurde, jemals göttlich verehrt

worden? Hat man dem Stein, den Jakob aufrichtete und mit Öl salbte, je Anbetung erwiesen, oder den Koller und das Schweißtuch Pauli aufbewahrt?

Es giebt jedoch noch eine, ich meine gewichtige, Antwort, welche, so dünkt mich, den andern zum Schlußstein dienen kann, nämlich die Salomonische: „Alles hat seine Zeit, und: der Herr thut alles fein zu seiner Zeit.“ Diese einfache und tiefe Wahrheit — der Spruch ist einfach, der Inhalt tief — sehen wir vor allen in den Geschichtsbüchern der h. Schrift auf eine höchstmerkwürdige Weise dargestellt und bestätigt.

Die heilige Geschichte ist die Geschichte der Erziehung des von Gott abtrünnig gewordenen und entfremdeten Menschengeschlechts zum Glauben, und dadurch zur Wiedervereinigung mit Gott, mit einem Wort, zur Religion. Wollte Gott Menschen erziehen, sagt Luther, so mußte er selbst Mensch werden, sich zu den Menschen, als seinen verirrten Kindern, zu ihrer Fassungskraft und ihren Bedürfnissen, herablassen. Die ganze Offenbarung ist nichts anders, als eine Menschwerdung Gottes zur Vergöttlichung des Menschen. — Dem Abraham und den Erzvätern nahete und offenbarte er sich in

menschlicher Gestalt und Weise, oder in Gesichten und Träumen; er redete mit Mose, wie ein Freund mit dem andern, zog vor dem aus Ägypten wandernden Volke einher in der Wolken und Feuersäule, verkündete das Gesetz unter Donner und Blitz und Posaunenhall, bestätigte dem Helden Gideon, auf dessen Verlangen, ritterlich sein Ehrenwort, und stellte, als die Pest Israel verheerte, den Engel des Verderbens mit hauendem Schwert auf die Tenne Arafne. Doch wozu bedürfte es einer Aufzählung aller großen Thaten, ja vielmehr Herablassungen und Äußerungen Gottes, deren die h. Geschichte so viele enthält, und welche geschehen mußten zur Herbeiführung der Resultate, die wir jetzt, in der Zeit des Neuen Bundes, vor Augen sehen, und in welchen wir leben.

Auch hier that der Herr alles fein zu seiner Zeit. „Denn alle in der h. Schrift bezeugten Wunder bilden zusammengenommen ein großes Ganzes, wovon jedes einzelne nur ein ergänzender Theil ist, das nicht um sein selbst willen, sondern nur im Blick auf das Ganze, im Zusammenhange mit allen vorhergehenden und nachfolgenden seyn konnte und statt gefunden hat; als die alle durch Jahrtausende hindurch zu Einem Zweck, zur Förderung eines Werkes Gottes, zum Heile der Welt geschehen

sind.“ *) Darum haben auch die Offenbarungen Gottes in Wundern (in Thaten), ebenso wie seine Offenbarungen durch das Wort, ihre Stufenfolge, ihre Geschichte und Perioden. Die Anfänge der verschiedenen Offenbarungsperioden sind, als Durchgangspuncte zu einer höheren Stufe der Erkenntniß und des Glaubens, vor allen mit besonders großen und eigenthümlichen Thaten und Erscheinungen Gottes bezeichnet. Das erste und — wir reden menschlich, denn bei Gott ist alles gleich — größte Wunder, welches zudem kein vernünftiger Mensch, obgleich es das allerunbegreiflichste ist, leugnen wird, steht zu Anfang der Schrift mit den einfachen Worten geschrieben: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ **)—

*) S. G. Menken's Predigten S. 35.

**) Der geneigte Leser verstatte hier eine Randglosse, die eigentlich nicht zur Sache gehört. Unsere deutsche Bibelübersetzung beginnt mit einer Kakophonie: Am Anfang; aber Luthers feiner Tact wollte lieber diese, als den schielenden Sinn, wenn es wohllautender hieße: Im Anfang. Am Aufange, der Anfang ward als Gott schuf; hieße es: im Anfange, so würde der Anfang gewesen seyn, ehe Gott schuf. — Joh. 1, 1. heißt es: Im Anfange war das Wort — hier kann es, obwohl das Wort der Grundsprache keine Verschiedenheit

Das letzte wird seyn die Schöpfung des neuen Himmels und der neuen Erde. Hier haben wir das Alpha und Omega der gesammten Gottesoffenbarung.

Jedoch uns lieget ob, nur diejenigen Gottesoffenbarungen und Wunder anzudeuten, welche in der nächsten Beziehung auf den Zweck und die Bestimmung des Menschengeschlechts stehen. In der Geschichte desselben bis auf die Sündfluth geschieht keines eigentlichen Wunders Erwähnung; und wenn auch die Hinwegnahme Henochs eine solche unmittelbare Gottesthat war, so ward sie, sowie Henoch selbst, doch wohl nicht gesehen. Es geht in der Urwelt Alles, im Guten und Bösen, so einfach-natürlich und häuslich zu, daß — so zu sagen — zu Wundern kein Raum war. — Überdem, da ihnen keine neue Gottesoffenbarungen, außer denen, die sie von den Stammeltern empfangen hatten, und welche die Kinder Gottes durch Tradition unter

angiebt, in unserer feindestimmenden Sprache nicht am Anfang heißen. — Es ist zu verwundern, daß es in den neuern Bibelausgaben unverändert seinen Platz behauptet hat, da in den meisten, sogar in der Canstein'schen, das alterthümliche edlere und bedeutsamere gebeut, reucht, fleucht, zeucht u. a. dem gemeinern: gebietet, riecht, fliegt, zieht ꝛc. hat weichen müssen.

sich bewahrten und fortpflanzten, mitgetheilt wurden, bedurfte es auch nicht der Zeichen und Wunder zu ihrer Bestätigung. Denn in der Schrift treffen Gottes Rede und Gottes That immer zusammen, als vollendetes Zeugniß. — Endlich dürfen wir annehmen, daß die kleine Zahl der Frommen, die, wie Henoch, „mit Gott wandelten," eines vertrautern Umgangs mit Ihm genoß, während die Menge der Ungläubigen so verderbt und verthiert (Fleisch) war, daß ihre Augen für alles Göttliche erblindeten.

Die Wunder beginnen erst in der Zeit, wo das neue Menschengeschlecht nach der Fluth, von dem Glauben an den Einen lebendigen Gott abgefallen und dem Götzendienst ergeben, sich dem unseligen Zustande des verlorenen Sohns im Evangelio nahete. Wie vor der Fluth Unglaube und Gottesverleugnung, so hatte nun Aberglaube und Götzenthum die Menschheit bewältigt. Der Dichter Lucretius hat Recht, wenn gleich in ganz anderm Sinn, als dem seinigen, in seinem bekannten Ausspruch, daß die Furcht die Götter, d. i. den Götzendienst, geschaffen habe.*) Das Gericht Gottes im Rücken und das böse Tichten und Trachten im Herzen verleidete

*) Timor in orbe fecit Deos.

ihnen den Einen unsichtbaren lebendigen Gott, und so verwandelte ihr Leichtsinn die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menschen, und der Vögel, und der vierfüßigen und der kriechenden Thiere,*) welche sie unter die Füße treten und nach ihrer Herzen Gelüste sich modeln konnten. Da trat die Gnade und Barmherzigkeit Gottes ins Mittel, zur Zeit Abrahams.

Eigentlich kann man nicht sagen, daß Gott sich dem aus seinem abgöttischen Vaterlande und Vaterhause berufenen Patriarchen in eigentlichen Wunderthaten bezeugt habe. Es bedurfte derselben nicht, weil Abraham kindlich glaubte, und die Geburt Isaaks von der betagten Sara war nicht sowohl ein Wunder, als vielmehr eine segnende Gottesthat, eine Wohlthat, die nicht außer, sondern in sich selbst ihren Zweck hatte. Dagegen aber nahete sich der Herr desto zuthätiger und menschlicher dem frommgläubigen Hirtenfürsten, den Er zum Stammvater aller Gläubigen erkor. Er suchte ihn heim in seinem Gezelt, und ließ sich von ihm speisen und tränken. Man denke nur an das Wort des Herrn: „Amen, Amen, ich sage euch, ehe

*) Röm. 1, 23.

Abraham ward, bin Ich“ — und, „Abraham war froh, daß er meinen Tag ſehen ſollte, und er ſah ihn und freute ſich.“*) — In dem Anfange lag das Ende; das Wunder aller Wunder, die Offenbarung Gottes im Fleiſch, trat auf Momente in die Zeit und Erſcheinung des gläubigen Erzvaters. Iſt dies nicht vielmehr, im Hinblick auf das große, gottſelige Geheimniß, natürlich als wunderbar zu nennen? —

Die kurze Patriarchenperiode iſt die Zeit des Glaubens und der Verheißung; ſomit gleichſam ein häusliches Niederlaſſen und Wohnen Gottes bei dieſen einfachen kindlichen, zuweilen auch kindiſch-furchtſamen, ja, wie es die h. Geſchichte von Abraham und Iſaak nicht verhehlt, kindiſch ſich verſtellenden, Menſchen; dabei ohne Geſetz, welches dem Staat und Volke, nicht aber dem Hausſtande angehört. — Dieſem entſprachen die väterlich-vertraulichen Mittheilungen Gottes: „Wie kann ich Abraham verbergen, was ich thue?“ — „Wandle vor mir, und ſey fromm!“ — „Ich bin dein Schild und dein großer Lohn.“ Dahin gehört auch die zugleich ſo demüthige und traulichkühne Für-

*) Joh. 8, 56. 58.

bitte für Sodom.*) — Iſt es nicht — um menſchlich von Gott zu reden — und im Hinblick auf den Menſchenſohn dürfen wir dies, ja, was hülfe mir ein Gott, der nicht ein menſchlich-herablaſſender wäre! — iſt es nicht, als ob der Herr im Beginn ſeiner neuen Gnadenanſtalt jene obenbenannte knechtliche und abergläubige Furcht der Menſchen beachtet, und ſein Vaterantlitz ihnen habe leuchten laſſen wollen, um die verſchüchterten Kinder wieder zu ſich zu locken? — Den nächſten, minder kindlich-gläubigen Nachkommen Abrahams, der allein der Vater der Gläubigen heißt, werden zwar die jenem gegebenen Verheißungen wiederholt und beſtätigt, aber die ſichtbaren Gotteserſcheinungen hören auf, und an deren Stelle treten Geſichte und Träume, als ob die herannahende Nacht andeutend, worin Iſrael mehrere Jahrhunderte lang, wie im Schlafe, zu einem Volke erwachſen ſollte.**)

*) 1. Moſ. 18.

**) Die heilige Geſchichte unterſcheidet ſich auch darin von der weltlichen, daß ſie die menſchlichen Mittelzuſtände übergeht, und nur von dem Anfang (des göttlichen Rathſchluſſes) und von dem Ende (der Vollendung des göttlichen Werks) berichtet. So iſt ſie nicht pragmatiſch, und darum eben göttlich. So paßt der Ausſpruch: Meinen Sohn habe ich aus Egypten geführt! auf das Volk und auf den Sohn Gottes.

Eine andere Periode beginnt mit Moſes, durch welchen Iſrael als ein freies ſelbſtſtändiges Volk erſteht, ein Volk Gottes. Hier geſchehen Wunder ganz anderer Art, welche ſchon durch die Errettung des Kindes Moſes aus den Fluthen des Nils, wovon er ſogar ſeinen Namen empfängt, und durch ſeine Erziehung am königlichen Hofe an- und vorgedeutet werden. Abraham mußte ſein väterliches Haus verlaſſen, um der Vater und das Vorbild der Gläubigen zu werden, Moſes aus den Wellen errettet und am Hofe erzogen, war beſtimmt zum Retter, Heerführer und Geſetzgeber des Volkes Gottes. Wie Gott zu Abraham geſagt hatte: „Ich bin der allmächtige Gott; wandle vor mir und ſey fromm!“ — ſo hieß es jetzt: „Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Egyptenland aus dem Dienſthauſe geführt habe. Du ſollſt keine andere Götter neben mir haben.“ Die Theokratie, die Alleinherrſchaft des lebendigen Gottes und ſeines Geſetzes, begann. Darum offenbarte der Herr bei dem Auszuge aus Ägypten und auf der Wanderſchaft durch die Wüſte, überall und unzählige mal, ſeinen ſtarken Arm; zuweilen in ernſten Gerichten und Beſtrafungen des Volkes, welches immer den Irrweg wollte, noch öfter aber in mancherlei Erweiſungen ſeiner herablaſſenden

Güte und Gnade; besonders gegen und durch seinen Knecht Mose, mit welchem Er redete, „wie ein Freund mit dem andern.“*)

Hiebei ist besonders zu bemerken, wie Gott bei den meisten Offenbarungen seiner Allmacht zur Vollbringung seiner Rathschlüsse sich der Vermittelung einzelner Menschen bedient, und zwar, man darf sagen, in der Regel solcher, von welchen man es am wenigsten hätte erwarten sollen, und die er aus der Niedrigkeit und dem Dunkel hervorzog, oder zuvor demüthigte. So Abraham, Joseph, Samuel, David, und in unserer Periode sein Knecht Moses. Aber damit auch diese ihrer Abhängigkeit von dem, dessen Werkzeuge sie waren,

*) Es ist — um kein anderes Beiwort zu gebrauchen — seltsam, wie man in deutscher Theo- vielmehr Neologie, von flachem ausländischen Unglauben verführt, den Gott Israels als einen orientalischen Despoten hat verschreien können; da doch jedem unbefangenen Blick in das A. T. offen liegt, wie immer nur der verschmäheten Gnade der Ernst folgt, und dieser nur deßhalb eintritt, um neuer Gnade und Wohlthat Raum zu machen. Selbst das furchtbare Gericht der Sündfluth, wie die h. S. es beschreibt, zeuget eben so sehr von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, als von dem tiefen Verderben der untergegangenen, eher geistig, als leiblich versunkenen Menschenwelt.

eingedenk blieben, mußten sie hinwiederum sich eines menschlichen oder irdischen Mittels bedienen. Ein solches ist z. B. Mose's Hand und sein Stab; er schlägt mit dem Stabe ins Wasser, und das Wasser wird Blut; er reckt seinen Arm mit dem Stabe über die Ströme und Seeen, und sie wimmeln von Fröschen; er hebt ihn empor gen Himmel, und es donnert und hagelt. — Ofenruß mußten Mose und Aaron nehmen und gen Himmel sprengen, um schwarze böse Blattern an Menschen und Vieh zu erregen. Das bittere Wasser zu Mara machte der Herr süß und trinkbar, indem er Mose einen Baum zeigte, dessen Holz er in das Wasser legen mußte: Ich bin der Herr, dein Arzt, sprach der Gott Israels. In dem Kampfe mit Amaleck siegte Israel, solange Mose die Hände empor hielt; wenn er aber seine Hand niederließ, siegte Amaleck, und da es ihm zu schwer wurde, die Hände emporzuhalten, so unterstützten Aaron und Hur seine Arme, bis die Sonne unterging. — Es ist in der That merkwürdig, wie bei diesen und bei den meisten Wunderthaten das geschah, was in dem Buche Josua (Kap. 10, 14.) mit den Worten ausgedrückt wird: „daß der Herr der Stimme eines Mannes gehorchte.“ Moses war der Mittler der alten Bundesverfassung, und mußte

als ſolcher beglaubigt werden; aber Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen war er nicht; bedurfte er doch eines Steckens und Stabes.

Unter Joſua, dem Stellvertreter und Nachfolger Moſes, der das von jenem begonnene Werk vollendete und durch die Beſitznahme des Landes Canaan den ihm von Gott gegebenen Namen des Erretters und Heilandes rechtfertigte, und ſomit den Namen desjenigen, der denſelben in vollſter Bedeutung tragen ſollte, zum voraus verherrlichte, — dauern die Wunder derſelbigen Art eine Zeitlang fort, wie ja auch Joſua's Werk die Fortſetzung und Vollendung des von Moſe begonnenen, und er ſelbſt ein anderer Moſes war. Dahin gehören der Durchgang durch den Jordan, der Fall von Jericho durch Poſaunenhall und Volksgeſchrei, der Sonnenſtillſtand auf Joſua's Gebot. Der kriegeriſchen und ſtürmiſchen Periode unter den Richtern, wo das Volk oft in Abgötterei und Rohheit verſank, fehlte es zwar nicht an theokratiſchen Erweiſungen in Berufung und Unterſtützung einzelner Helden; aber dieſe dienten gleichſam nur dazu, um das kranke, fieberhafte Volk vor dem Sterben zu retten, und Moſes Wunder geſchahen nicht, weil es am Glauben, und folglich an Empfänglichkeit für die Kraft aus der Höhe, gebrach.

Eine dritte Wunderperiode beginnt mit Samuel, wo der Gott Israels mehr in Wort und Rath, durch den Mund erwählter Propheten, als in Erscheinungen und Thatsachen sich offenbaret, wie auch von nun an das Wort des Herrn in Psalmen und Sprüchen mehr des gesammten Volks Eigenthum wurde, und durch den Tempelbau ein festes Haus Gottes unter ihnen gegründet ward. Der König David, von Propheten umgeben, wird selbst ein viel höherer Prophet; er wird gewürdigt, in dem Namen des Messias zu reden, der da kommen, und aus seinem Geschlecht, nach dem Fleisch, abstammen solle. Der Priesterstand tritt in dieser Periode immermehr zurück, blos beschränkt auf die Pflege des Altars. Der Königsstand, und um diesen der Propheten-stand, bilden jetzt den Mittelpunct der Theokratie. Die Könige sind, ihrem Berufe nach, die Statthalter des wahrhaftigen Königs Israels, zur Erhaltung der theokratischen Verfassung, und die Propheten die Wortführer des unsichtbaren Königs, und die Wächter über die Könige, und über das Volk und die Theokratie. Aus diesem Gesichtspuncte müssen die Bücher von den Königen gelesen, und die Wunder angesehen werden. Letztere haben den zwiefachen Zweck, theils die Propheten als solche

zu beglaubigen; theils die Abweichungen der Könige und des Volks von der theokratischen Verfassung zu strafen, und zugleich weissagend die Entwickelung und Vollendung der letztern, d. i. die neue Bundesverfassung, vorzubereiten.

Diese letzte alttestamentliche Periode kann man also vorzugsweise die prophetische nennen. Denn von nun an, nachdem Israel den Elementen seiner Erziehung entwachsen, und die durch Moses vermittelte theokratische Verfassung unter David und Salomo vollständig gegründet, und der Tempel auf Zion, als das feste Haus des Herrn*) statt der wandelbaren Stiftshütte erbauet worden war, waltet vielmehr das Wort und die Rede, als sichtbare That- und Krafterweisungen seines unsichtbaren Königs. Durch Samuel, der auf ähnliche Weise wie Johannes der Täufer, seinen kinderlosen Eltern gegeben wurde, und zu dem schon als Jüngling das Wort des Herrn geschah, wurde letzterm zu einer Zeit, „wo das Wort Gottes theuer und wenig Weissagung war," — der Eingang geöffnet, und von seiner Zeit an bekommt selbst unsere Bibel eine andere Gestalt; nämlich das Wort wird das Vorherrschende; Psalmen, Sprüche,

*) 2. Sam. 7, 6.

Weissagungen; die Geschichte tritt in den Hintergrund.*) — Sie hat freilich von dem nun in zwei Reiche zerfallenen, seinen Beruf gänzlich verkennenden und größtentheils elenden Fürsten hingegebenen Volke nicht viel Erfreuliches zu melden. Aber um desto kräftiger und entschiedener tritt das Wort Gottes, strafend, zürnend, und zugleich tröstend und verheißend, in die Mitte des seinem Untergange zueilenden Volks.]

*) Wie wenig z. B. wird uns von der vierzigjährigen thatenreichen Regierung eines Königs wie David erzählt! Wie wenig von Salomo, und wie kurz werden so viele andere Regenten Israels abgefertigt! — Aber diese Geschichten wurden nicht in der Absicht, eine weltliche Historie zu geben, sondern im Hinblick auf das Königthum Gottes und sein Wort, und zwar, was nicht unwahrscheinlich ist, nach Josephus und Philo, von Propheten, gefertigt. S. Ueber den Hauptgesichtspunct der beiden Bücher der Könige von Friedr. Kern, in Bengels N. Archiv. II. B. 2. St. Daher erklärt es sich auch, warum die Uebelthaten Davids so umständlich und unverholen erzählt werden. Vor dem Herrn und seinem Worte gilt kein Ansehn der Person. Salomo stirbt, ohne daß seiner Bekehrung von der Abgötterei, wozu er sich hatte verführen lassen, erwähnt wird. Seine Sprüche und Koheleth müssen für ihn reden, wie die Psalmen für David. —

Eine große Zahl von Propheten werden nun die Dollmetscher und Wortführer Jehovahs. Als solche wurden die meisten blos durch die eigenthümliche Kraft und Erhabenheit ihrer Rede und die Erfüllung ihrer Weissagungen, einige auch durch auffallende Wunderthaten beglaubigt. Letzteres geschah vor allen bei Elias und Elisa; Männer Gottes, große, herrliche Gestalten! Moses lebte in ihnen wieder auf. Es mußte also seyn; denn das Volk Israel befand sich damals, obgleich im Besitze des gelobten Landes, in einem ähnlichen verwilderten Zustande, wie auf seinem Zuge durch die Wüste, und darum offenbarte Gott seinen starken Arm in ähnlichen gewaltigen Wundern, Zeichen und Thaten durch Elias und Elisa, wie durch Moses und Josua*) Dies waren gleichsam

*) Man vergleiche den Untergang der Rotte Korah und den der Baalspfaffen und der bewaffneten Boten des Königs Ahasja, die Zertheilung des Jordans, die Gesundmachung des Wassers zu Jericho, die Bestrafung des Gehosi mit dem Aussatz, die Verschließung des Himmels durch das Wort Gottes u. s. w. Elisa stand zu Elias wie Josua zu Mose. Was von diesem gesagt wird, ist auch auf Elias anzuwenden: „Er war ein geplagter Mann über alle Menschen“ — und: „Mündlich rede ich mit ihm und er siehet den Herrn in seiner Gestalt, nicht durch dunkle

die letzten sichtbaren theokratischen Thaterweise und Zeugnisse Gottes vor den Augen eines entarteten widerspännstigen Volks: Daß der Gott Israels allein der Herr, der Lebendige sey. Der großen Thaten Gottes wurden allmälich weniger, und an deren Stelle traten die, im Namen Jehovahs, ernstlich warnenden und strafenden, und zugleich tröstlich verheißenden Stimmen und Weissagungen der Propheten, von welchen unsere Bibel in siebenzehn Sammlungen einen unvergleichbaren Schatz enthält. Mit ihnen, mit dem Worte, schließet das Alte Testament. Darnach folgt eine Stille von vier Jahrhunderten, wo das Volk Gottes, obwohl widerwillen und oft widerstrebend, sich selbst überlassen unter fremder Herrschaft stand, und politisch eine Provinz großer Weltreiche ausmachte. Jedoch verbreitete sich nun, theils durch die unter allen Völkern zerstreueten Juden, theils durch die ungefähr 300 Jahre vor Christo in Ägypten veranstaltete griechische Übersetzung des A. Testaments,*)

Worte oder Gleichnisse." 4. Mos. 12. Beide Helden Gottes auf Horeb und auf Tabor — stellt die Vergleichung noch höher. —

*) Der sogenannten Alexandrinischen Version, der ersten aller Uebersetzungen des A. T., schliessen sich die von ägyptischen Juden entweder verfaßten oder übersetzten

die Kenntniß der jetzt geschlossenen Offenbarungen Gottes aus der alten Zeit, wodurch der bevorstehenden neuen der Weg geöffnet wurde.

Mit dem Beginn des neuen Bundes thut sich der Himmel von neuem auf, und zwar in einer viel herrlicheren Weise. Jesus Christus, der Verheißene, der Sohn Gottes, das Wort, das von Anfang war, erscheinet auf Erden in menschlicher Gestalt, und wird als solcher kräftiglich erwiesen durch die Zeugnisse der unsichtbaren Welt bei seiner Geburt; durch die zahllosen Wunder und Zei-

---

Apokryphen an. Auch diese sind ein Beweis, daß die Offenbarungen der alten Zeit geschlossen und die Prophetenzeit vorüber war. Die Apokryphen sind zu betrachten theils als Aehrenlese alter heiliger Sprüche, die noch im Munde des Volkes lebten; theils als Nachbildungen kanonischer Bücher. Mochten auch bei der ersten etliche taube Aehren oder Stoppeln mit aufgerafft werden, und bei letztern einzelne Mißgriffe geschehen; es sind doch sehr schätzbare Reste aus jener stummen Zeit, und vor Ueberschätzung derselben ist durch die Ueberschrift und Kenntniß ihres Ursprungs hinlänglich gesorgt. Darum können wir unsers Orts die Einseitigkeit, womit die brittischen Bibelgesellschaften sie verworfen haben, nicht loben. Außerdem hat es das Ansehn eines angemaßten vormundschaftlichen Eingriffs in die Rechte der mündig gewordenen protestantischen Kirche. Diese müssen wir uns verbitten.

chen, die er selbst that, und diejenigen, welche seinen Kreuzestod verherrlichten; durch seine Auferstehung und Himmelfahrt. Schon durch ihren eigenthümlichen Charakter waren diese Wunder Zeichen einer ganz neuen Zeit. (Palingenesie.) Denn obgleich sie allerdings Zeugnisse von der Würde und göttlichen Sendung der Person Jesu von Nazareth waren und seyn sollten; so waren sie doch nicht dieses allein, sondern vielmehr gleichsam natürliche Attribute des göttlichen Menschensohns: in dessen Nähe Krankheit, Leiden und Tod aufhören mußten, weßhalb auch seine Jünger sich so daran gewöhnten, daß die Thaten des Herrn kaum eine Bewunderung in ihnen erweckten, wie sie auch davon in ihren Berichten nichts blicken lassen. Auch in dieser Hinsicht konnte der Herr sagen: „Wer mich siehet, der siehet den Vater."

Mit der Erscheinung Jesu Christi waren alle Gottesoffenbarungen vollendet, und es bedurfte nun nichts weiter, als daß das, was in den engen Gränzen von Judäa geschehen war, Eigenthum der ganzen Menschheit würde. Der Anfang hiezu war die große Gottesthat der Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingstfeste zu Jerusalem, wodurch die Apostel mit Kraft aus der Höhe ausgerüstet wurden, in alle Welt zu gehen und allen

Völkern das Evangelium zu verkündigen. Dieß geschah in der Kraft des Herrn, und, wenn gleich in einer der Wahrheit überall widerstrebenden Welt, doch mit dem gesegnetsten und, — das Ärgerniß und die Thorheit des Wortes angesehen, — mit wunderbar-schnellem Erfolg. Die Apostel und ihre Jünger thaten, in dem Namen des Herrn, dieselben Zeichen und Wunder, welche der Herr gethan hatte, und wurden dadurch, was auch auf keinem denkbaren andern Wege geschehen konnte, als seine Gesandten beglaubigt. Ja, ähnliche Wunder geschahen auch in den Christengemeinen und von deren Mitgliedern, wie z. B. in der Korinthischen.*) Auch nach den Zeiten der Apostel dauerten, sichern historischen Zeugnissen zufolge, diese Gnadengaben noch eine Zeitlang fort, jedoch so, daß, wie Bengel sagt,**) „die christliche Kirche, als sie die reinen Gnadengaben verloren, nach der Weise Rehabeams, die geraubten goldenen Schilde des Salomo durch eherne zu ersetzen suchte, und allerlei menschliche Hülfsmittel und Surrogate anwandte, in welchen die Gnade, nach Verhältniß der Umstände,

*) 1. Kor. 12.

**) Gnomon zu 1. Kor. 12, 9. Vergleiche die oben angeführte Bemerkung desselben zu Jakobi 5, 11.

ſich mehr oder minder wirkſam erwies, bis ſie gänzlich aufhörten."

Wenn man nun alle dieſe geſchichtlichen Ereigniſſe zuſammennimmt, ſo kann man, dünkt mich, mit Recht daraus folgern, daß derſelbe Gott und Herr, ſobald Er will, daß irgend ein Volk von der Gewalt des Satans und von den Banden der Finſterniß erlöſet, und zu ſeinem wunderbaren Licht berufen werden ſoll — in ähnlicher Lage und bei gleichen oder ähnlichen Bedürfniſſen ſeiner Menſchenkinder, ſich gleicher oder ähnlicher, ihrem Bedürfniß und Zuſtande angemeſſener Gnadenmittel könne und werde bedient haben.

Die Verkündigung des Evangeliums unter den nordiſchen Heiden war doch eben ſo gut Gottes Sache und Werk, als die Bekehrung der Götzendiener der Morgen- und Abendländer; und jene bedurften dazu, ſo gut wie dieſe, der Knechte Gottes, die ſie einluden. Und waren denn Willehad und Ansgar nicht auch Boten deſſelben Herrn, den die Apoſtel geſehen hatten, und von welchem ſie ausgeſandt worden waren? Können wir dieſen Männern die göttliche Bevollmächtigung und deren Merkmale abſprechen? Willehad und Ansgar wollten nicht ihre eigene, ſondern die Sache des Herrn und ſeines Reichs, wozu ſie, wenigſtens

Ansgar, wie wir wissen, auf eine eigenthümliche, nicht von außen stammende Weise berufen wurden. Und so brachten sie, besonders der letztere, der Verbreitung des Evangeliums in dem rauhen mitternächtlichen Lande ihre Ruhe, Bequemlichkeit und ihr Leben freudig zum Opfer, und der Herr segnete ihr Werk bis auf den heutigen Tag.

Sie hatten mit Menschen und Völkern zu thun, die, aller Bildung ermangelnd, einem grobsinnlichen Götzendienst ergeben waren. Es war nicht ihre eigene Schuld, daß sie in der Gewalt der Finsterniß in den Banden des Satans lagen; sie waren darin geboren, und hatten dasselbe Anrecht auf Gottes Erbarmung, der da will, daß allen Menschen durch Erkenntniß der Wahrheit geholfen und die ganze Erde voll seines Ruhmes werde, wie die Bewohner des Morgen- und Abendlandes. Nach langer Nacht schlug endlich auch ihnen die Stunde der Erlösung; Ansgar ward ihr Mose; aber auf Einen Gott ihrer Väter konnte er sich bei ihnen nicht berufen; es mußte das alte Reich des Aberglaubens zerstört, und ein ganz neuer Grund gelegt werden. Um ihnen nun die Milch der Wahrheit beizubringen, und nachdem sie solche empfangen, sie dabei zu erhalten, bedurfte es fürwahr der äußern sicht- und fühlbaren Mittel,

z. B. daß die an einem Sonntage, dem Sabbatgesetze und Ansgars Warnungen zum Trotz, errichteten Heuschober in Feuer aufgiengen. Und ebenso konnte das wichtige Ansehen der heiligen Männer, die zuerst das Reich Gottes unter ihnen gegründet hatten, und somit die von ihnen gepredigte Wahrheit selbst, in dieser Zeit und auf dieser Bildungsstufe nicht besser, und vielleicht auf keine andere Weise, befestigt und erhalten werden, als dadurch, daß an deren Ruhestäten und modernden Gebeinen die Kraft des Herrn in wohlthätigen Heilungen sich wirksam erwies. Die Befestigung des Ansehens dieser Männer in jener Zeitperiode und bei diesen Völkern war deßhalb um so wichtiger, weil deren Wort und Lehre bei diesen rohen Menschen die Stelle des Gotteswortes und der Bibel vertreten mußte, wofür sie nicht empfänglich waren. Diese Boten des Evangeliums mußten auch nachdem sie gestorben waren, ihnen noch als solche gelten, wie das Volk Israel Mose in seinem hundert und zwanzigjährigen Lebensjahre bei seinem Tode sah, wenn es von ihm heißt: „Seine Augen waren nicht dunkel geworden, und seine Kraft war nicht verfallen.“*)

*) 5. Mos. 34, 7.

Wenn zur Empfänglichkeit für dieſe göttlichen Einwirkungen von Seiten des Menſchen, wie mehrentheils, doch nicht immer in der h. Schrift, ein demüthiger Glaube, oder deſſen Bedürfniß, erforderlich iſt; ſo wird man ihn jenen mühſeligen Kranken, Lahmen und Blinden, die zu den Gräbern der Heiligen wallfahrteten, nicht abſprechen wollen. Und wenn nun ſolche einfache, noch nicht durch die Cultur abgeſtumpfte und zerſtreute Menſchen zum Glauben ſich erheben, ſo äußert ſich dieſer viel kräftiger in ihnen, als in ſolchen, die von Kindauf dazu erzogen wurden, und in dem Licht des Evangeliums erwuchſen. Der Herr ſelbſt machte das Beiſpiel des Syrers Naemann und der ſidoniſchen Wittwe zu Zarpath ſeinen Ländsleuten zum beſchämenden Vorwurf; und ſo könnte man im N. T. auf das Cananäiſche Weib, den Hauptmann von Capernaum und den Cornelius hinweiſen. Auch ſcheinen die heidniſchen Nordländer, ſo roh und verwildert ſie waren, durch ihre germaniſche Gemüthsart und ihren, ſelbſt von Tacitus anerkannten, Sinn für das Unſichtbare, (sensus numinis) empfänglicher für den Chriſtenglauben geweſen zu ſeyn. In den Geſchichten der an Willehads Grabe geſchehenen Heilungen zeigen ſich auch

wirklich alle Geheilte als gutmüthige, und in ihrer Weise gottesfürchtige und gläubige Personen.

So muß demnach das Zeitalter des Ansgar ganz anders gerichtet werden, als das unsrige, um ein Jahrtausend von jenem entfernte; und dabei kommt billig nicht blos die Denkweise, sondern besonders auch das Bedürfniß desselben in Berücksichtigung. Vor allen muß man von der unbestreitbaren Wahrheit und dem Grundsatz ausgehen: daß es Gottes Wille war, daß eben in dieser Zeit das Evangelium bei den nordischen Heiden Wurzel fassen sollte, und daß gerade diese Zeit dazu die geeignetste gewesen. Denn was geschehen ist, hat nun schon tausend Jahre lang seine Frucht getragen; folglich war es die rechte Zeit zur Aussaat. Was wäre alle Geschichte, wenn nicht ihr letzter Ring an dem Throne des ewigen Lenkers aller Dinge haftete? Eine Reihe gehaltloser Zufälligkeiten, ein Chaos ohne Licht und Wärme. Erkennt man aber in der gesammten Menschengeschichte, wie in der Geschichte Israels, den Plan einer göttlichen Erziehung;*) so wird man auch

*) Versteht sich mit dem großen Unterschiede, daß er jene, jedoch auch nicht ohne sich ihnen zu bezeugen und Gutes zu thun, ihre eigenen Wege wandeln ließ (Apostg. 14,

zugeben, daß Gott alles fein zu rechter Zeit thue, und für jede Zeit die zeitgemäßen Mittel zum Zweck wähle, welcher letztere wiederum ohne Theilnahme des Menschen — so ist Gottes Ordnung — nicht kann erreicht werden. Darum hat auch der freundliche Gott sich von jeher den Bedürfnissen und dem Culturstande der Menschen, welche Er berief und erwählte, anbequemt, wie die ganze heilige Schrift zeigt, die nichts anders ist, als Geschichte der Herablassung Gottes zu den Menschen und — mochten die Menschen es erkennen oder nicht — eine fortgehende Menschwerdung Gottes. Also auch, da die Zeit der nordischen Völker erfüllet war. Auch Willehad und Ansgar waren Stellvertreter des Herrn, wie die ersten Apostel; freilich nicht in gleichem Maaße, wie sie, die dem Herrn so nahe standen, aber doch auch in eigenthümlicher Weise, nach Bedürfniß und Beschaffenheit der Zeiten und Völ-

16, 17) — Israel aber zu seinem Hause erkohr, welchem er seine Geheimnisse kund that (Röm. 9, 4.) Israel hieß es, soll besonders wohnen und nicht unter die Heiden gerechnet werden (4. Mos. 23, 9.), — aber doch nur, damit zu seiner Zeit von Zion das Gesetz und von Jerusalem die Gerechtigkeit ausgienge. Und dazu mußte Nebukadnezars Traum erfüllt werden. S. das Monarchienbild von G. Menken.

ker. Denn sie hatten nicht mit Juden und Griechen zu thun, sondern mit rohen ungebildeten Nordländern.

Jene Zeit hatte mit der Zeit der ersten Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden das gemein, daß erstlich ein von altersher eingewurzelter Götzendienst mußte gestürzt werden, um der Wahrheit Bahn zu machen; hernach, daß dieses nur durch mündliche Verkündigung des Evangeliums geschehen konnte; endlich, daß, sowie die Apostel, wenigstens großentheils, mit der griechischen Sprache in dem damaligen Römischen Weltreiche, so die nordischen Boten des Evangeliums mit der deutschen Sprache ausreichten, welche damals, mit geringen Abweichungen, in Dänemark und Schweden geredet und verstanden wurde.*) Daß das Wort nun, um mit der Apostelgeschichte zu reden, so schnell lief und überhand nahm unter diesen Barbaren — zu dieser in der That bewundernswürdigen Thatsache wirkte unstreitig die in allen ähnlichen Perioden der Offenbarung durch Wunder und Zeichen bekräftigte Bevollmächtigung der Männer, die das Wort verkündeten. Aber diese sinnlichen und sichtbaren Zei-

*) S. D. F. Münter's Vermischte Beiträge zur Kirchengeschichte. Kopenh. 1798.

chen dauerten auch nur so lange, als, und da, wo es derselben bedurfte. —

Der Apostel giebt hierüber in dem ersten Briefe an die Korinther, im zwölften bis vierzehnten Kapitel, wo er von den geistlichen Gaben (Charismen) redet, merkwürdige Aufschlüsse. Diese geistlichen Wundergaben waren folgende: die Redegabe der Weisheit (der tiefern Einsicht), der Erkenntniß (des Wissens); der Glaube (wunderthätige), die Gabe gesund zu machen, die Gabe der Prophetie (Hellsehen?), die Gabe der Diagnose der Geistesgaben; die Sprachengabe, und die der Auslegung der Sprachen. *) Der Apostel redet davon, als von gewöhnlichen, jedem Korinthischen Christen bekannten Dingen, die uns natürlicher Weise räthselhaft bleiben. — Bengel macht hiebei, nach seiner Weise, die treffende Bemerkung, daß der Überfluß dieser wunderbaren Geistesgaben in den griechischen Gemeinen mächtig dazu geholfen habe, den, diesem Volke eigenthümlichen, gelehrten, aber eiteln und leeren Vorwitz niederzuschlagen. So waren sie also dem Wissen und der Kunst (dem Können),

*) K. 12, 8—10.

welches eben die Griechen vergötterten und weßhalb vielen von ihnen Christus eine Thorheit war, entgegengesetzt. Aber bald war auch der Mißbrauch eingetreten; man behandelte das Mittel als Zweck und Hauptsache, stritt unter einander über die Vorzüglichkeit der außerordentlichen Geistesgaben, und mißbrauchte sie zur Befriedigung der Eigenliebe, des Stolzes und eitler Selbstsucht. — Der Apostel verkennet keinesweges den Werth der Charismen, sondern schätzet sie hoch als Gaben des heiligen Geistes, wodurch eben, im Gegensatz der stummen Götzen, die keine geistliche Gaben mittheilen können, die Kraft und Wirksamkeit des Glaubens an Jesum und des Verbandes mit ihm augenfällig erwiesen wurde. Aber der Mißbrauch veranlaßt ihn, denselben die rechte Stellung anzuweisen, wonach sie nur als temporäre Mittel zur Erbauung der Gemeine des Herrn, „zur Besserung, zur Ermahnung und zur Tröstung" (K. 14, 3), angesehen und angewandt werden sollten.

Es ist merkwürdig, wie der Apostel seinen didaktischen Vortrag plötzlich abbricht mit den Worten: „Strebet nach den bessern Gaben. Und ich will euch — ja fürwahr — einen köstlicheren Weg (viam maxime vialem ist Bengels geniale Übersetzung; gleichsam einen

Wegweg) will ich euch zeigen." Und nun beginnt er die unvergleichlich herrliche Lobpreisung der Liebe; ein Meisterwerk in Form und Inhalt, an Schwung den Psalmen Assaphs, an Redekraft den Prophetenreden vergleichbar; als ob er von der rechten Zungen- und Sprachenrede hätte einen Beweis geben wollen. Wunderbar und lieblich steht dieses dreizehnte Kapitel zwischen den beiden andern; das Hohe, Bleibende zwischen dem Zeitlichen und Örtlichen! Hier spricht der Apostel es aus, daß die äußerlich sicht- und hörbaren Geistes- und Wundergaben, gleichsam die Nachklänge und Strahlenschimmer des gewaltigen Pfingstbrausens und seiner Feuerzungen, aufhören und verschwinden sollen. Nur Glaube, Hoffnung, Liebe — diese drei — sind nicht Stückwerk, nicht Theile und Stufen; sie bleiben, und die Liebe ist die größte unter ihnen!

Vor allen kämpft der Apostel in diesem Abschnitte von den Geistesgaben gegen die Selbstsucht und den Egoismus, und die daraus entstehenden Spaltungen. Wie läßt er es sich angelegen seyn, den Korinthischen Christen es anschaulich zu machen, daß sie allesammt Glieder eines Leibes seyen, wovon Christus das Haupt ist! (K. 12, 12—27.) Und der Grund und die Ursache dieses Zwiespalts ist

nichts anders, als die selbstsüchtige Überschätzung dieser Wunder- und Amtsgaben, die damals nothwendig waren, die aber aufhören sollten, gleichwie die Wolken- und Feuersäule aufhörte, nachdem die Israeliten Kanaan erreicht hatten.

Wunder und sichtbare Gottesoffenbarungen gehören, ebenso, wie die Ceremonien, in die Zeit der Anfänge und Elemente; sie sind Schatten, die mit der Erscheinung des Körpers selbst verschwinden. „Zeichen und Andeutungen,“*) welche aufhören, sobald das Bezeichnete und Angedeutete erschienen ist, und erkannt und geglaubt wird. Wo man also diese festzuhalten sucht, beweiset man, daß man die Wahrheit selbst entweder

*) σημεῖα καὶ τερατα. — „Wenn du ein Rosmarinblümlein setzest, so mußt du es alle Morgen und Abend drei oder vier Wochen mit Wasser besprengen; wenn es aber erstarkt ist, so bedarf es dessen nicht mehr. Also der Glaube im Anfange, da er gepflanzt wurde, da bedurfte er, daß er also mit Wunderzeichen besprengt wurde.“ — sagt der ehrliche Geiler von Kaisersberg. s. dessen Leben, Lehren und Predigen von Dr. F. W. P. von Ammon. — Diese Bemerkung soll übrigens der fortwährenden Beweiskraft der biblischen Wunder keinen Eintrag thun; aber der Gläubige erkennt z. B. in den Wundern Jesu etwas viel Höheres als den Beweis: daß Jesus der Messias sey, dessen er nicht mehr bedarf.

noch nicht hat, oder nicht haben will; letzteres aus selbstsüchtigen und eigennützigen Absichten. So war es in der Korinthischen Gemeine. In dieser reichen und üppigen Stadt scheint der Egoismus vorzüglich geherrscht, und sich auch in das Herz der dortigen Christengemeine eingeschlichen zu haben. Daher die Klagen des Apostels über Partheisucht und Rottenwesen, desgleichen über Dünkel und Weisheitsstolz, überhaupt über den leichtfertigen Weltsinn, der selbst bei der heiligsten Stiftung des Christenthums, dem h. Abendmal, sein Unwesen trieb. Dieser egoistischen Selbsterhöhung mußten auch die Charismen dienen; man suchte sie unter eine Rangordnung zu stellen, und die beste und bleibende Frucht des Evangeliums, Eintracht und Liebe, gieng darüber verloren. Die Christengemeine war in großer Gefahr, in Partheien und Rotten zu zerfallen und zu verweltlichen. Dem redet Paulus kräftig entgegen, sagt sogar, daß man mit Engelzungen reden, weissagen und alle Geheimnisse wissen, alle Erkenntniß besitzen, und einen, Berge versetzenden Wunderglauben haben, und dabei doch ein nichtswürdiger Mensch, ein tönend Erz und eine klingende Schelle seyn könne!

Als die siebenzig Jünger darüber frohlockten, daß ihnen auch die Dämonen unterthan gewesen

in Jesu Namen, antwortet Er ihnen: Sehet, ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Skorpionen, und über alle Gewalt des Feindes, und nichts wird euch beschädigen. Doch darinnen freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind: Freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind. (Luk. 10.) So stellt der Herr das Unsichtbare dem Sichtbaren, das Ewige dem Zeitlichen entgegen, und zählet auch die Wundergaben zu dem letztern. Ja, er wollte sogar nicht, daß seine Wunder, die doch nothwendige Zeugnisse von seiner Person und Würde waren, durch das Gerücht und die Sage der Menschen verbreitet werden sollten, sondern verbot es ausdrücklich; und die Apostel erwähnen in ihren Sendschreiben keiner einzigen von Ihm vollbrachten Wunderthat. Auch sie gehörten zu den Elementen, zu dem alten Vergangenen, dessen der Christ, in welchem die Wahrheit gegründet ist und Christi Geist wohnet, ebensowenig, als der Herr selbst für sich, bedarf.

Darum ist es auffallend, daß die Römische Kirche die Wunder noch immer in ihrer Kirche will fortbestehen lassen; ja solche zu einem Hauptargument ihres alleinseligmachenden Primats macht.

Sogar in der neuesten Zeit sind bekanntlich durch eine vornehme, und darum desto weiter glänzende und blendende, Hand Versuche gemacht worden, diesem alten, mit der Zeit hie und da lückenhaft werdenden Fundament, wo möglich, einige frische Steine einzuflicken. Wäre diese Kirche so weise, als sie sich klug zu seyn dünkt, sie würde heuer solche Künste nicht versucht haben. Es giebt gar viele katholische Christen, denen bei dem alljährigen Zeitungsartikel von dem flüssig gewordenen Blute des h. Januarius und ähnlichen Kunststückchen mißlich zu Muthe wird.

Unsere Zeit, ihr Lieben, hat das Besondere, daß sie sich nicht länger in Quadrate und Systeme will einschließen lassen. Die Römische Hierarchie ist ein solches Viereck, das eben so viel rechte Winkel als Seiten hat, und, mag es sich ausdehnen oder verengen, immer dasselbe Quadrat bleibt, oder zu bleiben strebt; sie ist despotisch. Dies ist die nothwendige Folge der vorherrschenden Form, oder Leiblichkeit. Form ist der Leib der Idee, des Geistigen. Das geistige Leben bildet, wie das natürliche, sich seinen Leib, seine Form, sein äußerliches Bestehen. Der Glaube, die Religion, obwohl eine Opposition gegen, oder vielmehr eine Erhebung über die Wirklichkeit und Leiblichkeit,

die man hat und ſiehet, (Hebr. 11, 1.) — iſt demnach ein Verlangen nach dem Sehen, nämlich deſſen, was über die Wirklichkeit erhaben iſt, der Idee, — und ſomit nach ſichtbarer Darſtellung der geglaubten Idee oder Wahrheit. Dieſe Geſtaltung oder Beleibung*) kann in mancherlei Weiſe geſchehen. Als in der Seele des Sokrates der Glaube an eine über die Welt erhabene Gottheit, oder, ſo man will, an eine moraliſche Weltordnung, aufgieng, warf er, der Bildhauer, den Meißel, womit er ſein geprieſenes Werk, die Charitinnen, geſchaffen hatte, hinweg, entſagte dem ſinnlichen Lebensgenuß, gieng baarfuß in der Kälte, ſtand eine ganze Nacht bis zum Aufgang der Sonne, wie eine Säule, mit gen Himmel gerichtetem Angeſicht — und ſuchte jetzt nur noch, ſelig im Genuß,

*) Der tiefſinnige, nur wie ſein Held J. Böhm oft abſtruſe, Fr. v. Baader leitet unſer deutſches Bleiben von Leib, beleiben; ich meine, mit Recht. Im Hebräiſchen, Griechiſchen und Lateiniſchen gränzet das Wort, welches Bleiben bezeichnet, mit Wohnen, d. i. ein Haus, ein Gebäuſe haben. Der raſtlos bewegliche Franzoſe hat unſer deutſches raſten, rester, in ſeine Sprache aufgenommen, um jenen Begriff zu bezeichnen. — Daß dieſe Etymologie, wozu ich eine unſchuldige Neigung habe, hier nicht umſonſt ſtehe, wird man erkennen, wenn man die Hierarchie recht ins Auge faſſt.

ein äußerliches Beſtehen und eine ſichtbare Darſtellung ſeines innern Lebens und Glaubens. Dieſes fand er in der Gemeinſchaft der Gleichgeſinnten, in ſeinen Schülern; in ihnen ſah er ſich ſelbſt und ſeine Ideen gleichſam leiblich geſtaltet und perſonificirt. So iſts bei allen Gründen philoſophiſcher Religionsſyſteme, Religionen und Secten geweſen. Es giebt für den Menſchen kein Leben ohne Form, keinen Geiſt ohne Leib. Was ehmals Schule, hieß ſpäterhin Kirche.

Je inniger nun die Form mit der Idee verſchmolzen, gleichſam aus ihr geboren, mit ihr eins, kurz je geiſtiger die Form iſt; um ſo mehr ſucht ſie in ruhiger geiſtiger Weiſe ſich mitzutheilen und in andern ſich darzuſtellen; deſto toleranter iſt ſie. Ihres eigenen Urſprungs und ſtufenweiſer Entwickelung, aus der Idee und dem innern Leben, ſich bewußt, legt ſie auf das Gehäuſe als ſolches wenig Werth, und will ſich niemand aufdringen. Je mehr hingegen die Form, oder das Syſtem, welches auch nur Form (Begriff, Verſtandesform) iſt, vorherrſcht, deſto eifriger ſucht ſich daſſelbe zu erhalten und deſto ſelbſtſüchtiger ſich andern aufzudringen und ſie darin einzuhägen. Es iſt ein Gebäude; Andere ſollen Mörtel und Steine dazu werden. Darum ſind alle Religionsverfaſſungen um

deſto intoleranter und dünkelhafter, je mehr die Form und das Syſtem bei ihnen vorherrſcht.*)

Eine eigenthümliche und merkwürdige Ausnahme macht in dieſer Hinſicht die theokratiſche Form und Verfaſſung des Alten Teſtaments, welche durch Moſes dem Iſraelitiſchen Volke gegeben wurde. Bedenkt man die Menge der äußern Gebräuche, Ceremonien, Opfer, Reinigungen und kleinlichſcheinender, bis auf die Läppchen und Trodeln an den Kleidern herabſteigender Vorſchriften, dabei die ſcharfe Scheidung des Prieſterſtandes von dem Volke; ſo möchte man leichtlich auch hier nichts anders als eine äußere hierarchiſche Form, ein ſtarres Syſtem vermuthen.

*) Der Verſtand iſt die Hand des Geiſtes; darum kann er nur Begriffe, Formen, Syſteme bilden, nicht aber ſelbſt erzeugen und ſchaffen, ſondern nur machen. Ein Syſtem iſt ein Machwerk des Verſtandes. Darum läßt ſich der Verſtand, ſich ſelbſt ein Meiſter dünkend, nicht gern meiſtern. Ein Menſch läßt ſich etwa ohne Unwillen Phantaſie, Gefühl für das Schöne, ſogar Moralität und Tugend abſprechen; aber einen Zweifel an ſeinem Verſtande, oder gar Vorwurf der Dummheit wird er für die gröſte Beleidigung achten. Darum gilt auch Spott über Leibes- oder gar Kleiderform für bittere Kränkung. Man wende dieſes an auf die Syſteme und Syſtematiker.

Aber nein; es iſt das Haus Iſrael, und in demſelben eine Erziehung Gottes, die freilich zunächſt von den entarteten hartnäckigen Kindern — denn als ſolche werden die Kinder Iſrael, ſowohl durch dieſen ihren Namen, als in den Reden der Männer Gottes immer bezeichnet — den Gehorſam, aber nicht um ſein ſelbſt willen, ſondern deßhalb fordert, damit das durch denſelben gedemüthigte Herz für den Glauben bereitet, und aus dem Knechte ein Freier werde.*) Darum, wenn das Geſetz das Gehäge um das Volk zog, förderte die Gnade der Verheißung, worauf alles hindeutete, das Fortſchreiten und die ſtufenweiſe Entwickelung des Iſraelitismus (des göttlichen Kampfs bis zur Morgenröthe) im Glauben, auf welchen allein die Augen des Herrn ſehn. Folglich war auch dieſe abgeſchloſſene Form, die aufhören ſollte, frei von allem ſelbſtſüchtigen Aufdringen und Einzwängen Anderer. Nur auf abgöttiſchem Boden konnte das Haus Iſrael nicht

*) Paulus nennt das Geſetz den Zuchtmeiſter auf Chriſtum. Luther ſagt: „Das Geſetz iſt geiſtlich, und dazu gegeben, daß es demüthige und treibe, Chriſtum zu ſuchen. Denn das eigentliche Amt des Geſetzes iſt nicht, Werk fordern, ſondern die Sünde und unſer Unvermögen zeigen, und den Durſt nach Chriſto bringen.“

ſtehen, noch irgend Götzenthum und Ausländerei in ſich dulden; aber eben ſo wenig ſuchte es den Fremdling zu ſich herein zu ziehen, vielmehr lief es, in verkehrtem Sinn, oft zu dieſem hinüber. Der gehoffte und von den Propheten oftmals ausgeſprochene Proſelytismus (Palingeneſie) der ganzen Welt bezog ſich nicht auf die alte geſetzliche Form und Faſſung, ſondern auf den neuen Bund der Freiheit und Erkenntniß, der (nach Jeremias 31, 31—34. und andern Weiſſagungen) aus dem alten, ſeiner Form nach veraltenden, hervorgehen ſollte. Wenn ſpäterhin, als die Zeit erfüllet war, die Erwartung eines weltlichen Meſſiasreichs, das größte Hinderniß des Reichs der Gnade und Wahrheit, ſich eingeſchlichen und unter dem Volke und ſeinen Vorgeſetzten ſich verbreitet hatte; ſo iſt dies eben ein Beweis, daß durch die verheidniſchte Prieſterherrſchaft und das atheiſtiſche Phariſäer- und Saduzäerthum die Form verſteinert, und der Geiſt daraus entflohen war. So waren und wurden die Juden, die Chriſtum verwarfen, das Gegentheil von dem, was ſie werden ſollten; ſie blieben in ihrem Raupenſtande, und verſanken immer tiefer in die todte verſteinerte Hülle, worin ſie bis auf den heutigen Tag begraben liegen.

Es beliebt uns hier, ehe wir weiter über Form und System reden, und damit wir um so mehr allen Verdacht eigener Systemsucht von uns ablehnen, eine kleine Digression, oder, wie Luther, besonders wo er zu allegorisiren beginnt, zu sagen pflegt, einen lustigen Ausbruch und Spaziergang zu machen. Wollten auch wir allegorisiren, so würden wir sagen, die Stelle der h. Schrift, wo es heißt: „Und Gott der Herr machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen und zog sie ihnen an“*) bezeichne, — außerdem was sie nach ihrem nächsten Sinn bedeuten mag — den Zustand der alten Welt vor Christo, in Hinsicht ihrer Nacktheit vor Gottes Angesichte, d. h. des Gefühls ihrer Sündhaftigkeit und der damit verbundenen Schaam und Trennung vor und von Gott. — Ist uns diese allegorisirende Erklärung auch kein baarer Ernst; so ist es doch die Behauptung: daß die Schaam der sündigen Menschen vor ihrer Nacktheit das — Correlatum einer innern Schaam und Schande war, und erstere in der letztern ihren Grund hatte. Der barmherzige Gott hatte Mitleiden mit den verschämten Menschen, und gab ihnen in unausdenklicher Herablassung die Opfer;

*) 1 Mos. 3, 21.

er verſtattete ein gegenſeitiges Geben und Nehmen, ein Band der Verehrung und Liebe zwiſchen Ihm und dem Menſchen. — In den Opfern, die der Urwelt ſchon gegeben wurden, und die auch zu dem ganzen Menſchengeſchlecht übergegangen ſind — denn es giebt kein altes Volk ohne Opfer — ſehen wir zugleich die Anfänge des Opferſyſtems, welches durch Moſen in Iſrael geſetzlich geordnet wurde. Daraus können wir ſchließen, daß auch die Keime und Anfänge der ganzen moſaiſchen Ceremonialverfaſſung den Menſchen, und zwar allmälig mehrere, wie dem Abraham die Beſchneidung — gegeben wurden.

Hier machen wir nun, mit Erlaubniß des Leſers, einen Sprung, und nennen die alte Zeit, d. h. die Zeit bis auf die Offenbarung Gottes im Fleiſch, die menſchliche, und, eben darum, zugleich im Gegenſatz der erſtern, nennen wir die neue Zeit, (die Zeit nach der Menſchwerdung des Sohnes Gottes) die göttliche. Daraus leiten wir einen andern Gegenſatz, nämlich: des Sinnlichen (σαρξ) und des Geiſtigen oder Heiligen (πνευμα). Die alte Zeit kämpft gegen ihre Nacktheit, d. i. nach unſerer Allegorie, gegen die aus der Sünde entſprungenen Übel des Lebens, gegen die Entgottung des Men-

schen,*) und stellt ihnen das Sinnliche entgegen; die neue Zeit will und soll durch das Übersinnliche, das Heilige, über die Erde und ihre Übel sich siegend erheben. Die alte Zeit bekleidet ihre Nacktheit mit Thierfellen, mit dem, was die Erde darbietet; die neue sucht sich mit Himmlischem zu überkleiden, und soll damit bekleidet werden.

Mit dem, was wir hier, so gut es uns hat gelingen wollen, allegorisiren, stimmt die h. Schrift überein, vor allen Paulus in seinem tiefen Briefe an die Galater, wenn er hier seinen und der Galater frühern Zustand beschreibt als eine Knechtschaft unter die Elemente der Welt.**) Um den Apostel recht zu verstehn, muß man, wie er selbst thut, die gesammte Menschheit als einen einzelnen Menschen, als ein einzelnes von dem Ba-

*) Luther, unser deutscher Sprachmeister, braucht mehrmals das Wort: Vergotten, so dürfen wir, auf seine Autorität, das neue bilden.

**) Gal. 4, 3. Luther hat übersetzt: wir waren gefangen unter den äußerlichen Satzungen. Paulus hat den weit mehr sagenden Ausdruck: Elemente der Welt, ein Wort, welches alle Anfänge bedeutet, insofern sie Grundlage, Keim, Embryonenzustand sind von dem, was noch werden und sich vollenden soll. Man sehe Bengels Gnomon zu Gal. 4, 3.

ter getrenntes Kind betrachten. Dies Kind ist — kraft seiner Abstammung und Bestimmung — **Erbe und Herr** aller väterlichen Güter; aber so lange es unmündig, ist zwischen ihm und einem Knechte kein Unterschied; es steht unter Vormündern und Pflegern bis auf die von dem Vater bestimmte Zeit. Eine bedeutsame, treffende Vergleichung. Die ersten vier Jahrtausende der Welt, von dem ersten irdischen bis zu dem zweiten himmlischen Adam, waren die **Zeit der Unmündigkeit**, und weil der Erbe sein Kindesrecht, sein natürliches Anrecht auf die väterlichen Güter verloren hatte, die **Zeit der Knechtschaft**. Dennoch wollte die Gnade Gottes, daß die Menschheit wieder zur göttlichen Kindschaft, zur Mündigkeit und Freiheit der Kinder Gottes gelangen sollte. Dieses ist der Zweck und das Ziel des Erziehungsplans, welchen die göttliche Weisheit, trotz aller Hindernisse des Fürsten dieser Welt, viertausend Jahre hindurch führte, und dessen Geschichte und Urkunden die Bibel enthält. Das A. Testament enthält die Elemente dieser Pädagogie, wie sie in dem Hause und an dem Volke Israel sich entwickelte. Dieses Volk, sagt der Apostel, beschloß und verwahrte Gott „unter dem Gesetz auf den Glauben, der da sollte offenbaret werden;“ alle andern Völker

aber, zu denen die Kunde von Gott*) auch gekommen, aber verloren gegangen oder vielmehr entstellt worden war, und welche er, obwohl nicht unbezeugt, ihre eigenen Wege wandeln ließ, beschloß er unter die Sünde und den Unglauben, auf daß er zu seiner Zeit sich aller erbarmen, und die da ferne waren, herbeiführen möchte.

Hier haben wir die Zeit der Elemente dieser Welt, die alte Zeit. — Was ist die Zeit? fragt S. Augustin in seinen Bekenntnissen, und antwortet: „Wenn mich niemand fragt, dann weiß ich es; will ich es aber dem Fragenden erklären, so weiß ichs nicht.“ Es wird mir und andern nicht besser ergehn. Der Mensch weiß von einer Zeit, hat, wenn auch nicht den Begriff (notio), doch die Idee der Zeit; nicht weil er in der Zeit ist, sondern weil ein Etwas in ihm lebet, welches höher ist, als die Zeit. Weil er aber in der Zeit lebet und webet, wie der Fisch im Wasser, so kann er wiederum nicht sagen, was die Zeit sey; gleichsam wie er den gewaltigen Druck der Luftsäule nicht fühlt, weil er in der Luft lebt. Die Zeit ist ein Strom, der dem unvergänglichen Felsen: „Ewigkeit“ entquillend, alles, was nicht

*) τὸ γνωστὸν τοῦ Θεοῦ. Röm. 1, 19.

ewig iſt, ſo auch ſich ſelbſt, verzehrt, bis er auf das Geheiß deſſen, der über dem Felſen thronet, aufhören wird zu ſtrömen. Er fließet aber, um die Menſchen, denen die Ewigkeit in das Herz gegeben iſt, zu ſeinem und ihrem Urſprunge, als dem einigen haltbaren Fels zurückzuführen. Und dazu leitet ihn der Herr der Zeit, der Alte der Tage. So ſpricht die h. Schrift von einer Zeit, zwei Zeiten und halber Zeit. Beſonders merkwürdig iſt, daß ſie von einer Erfüllung und Fülle der Zeit redet, und durch dieſen Gegenſatz jene alte Zeit als die der Elemente deſto ſtärker bezeichnet.

Alles Sichtbare iſt elementariſch; Element, Keim, Grundſtoff des (noch für uns) Unſichtbaren, das aus erſterm ſich entwickeln wird. Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, wo Gerechtigkeit wohnen wird; und Himmel und Erde werden vergehen. Nicht blos des Menſchen verweslicher Leib muß anziehen die Unverweslichkeit, das Sterbliche an ihm die Unſterblichkeit, ſondern auch ſein Glaube, ſeine Hoffnung und Liebe ſind nur die Anfänge und das ABC von der Verherrlichung dieſes ewig bleibenden Kleeblatts.*) Die

*) Es iſt, wiewohl oft gepredigt, nicht bibliſch, daß der Glaube und die Hoffnung aufhören werden in der zukünf-

Kirche des Herrn auf Erden, und wenn sie aus lauter Aposteln bestände, ist doch nur Elementarleib und Bild der vollendeten himmlischen. Nicht anders gehet auch die Geschichte und Führung des Menschengeschlechts durch Elemente aufwärts und auch abwärts. Wir haben es mit dem aufwärts zu thun, d. i. mit dem Reiche Gottes, nicht aber mit dem Reiche des Satans.

Das Christenthum ist so alt, als die Welt — sagen wir mit Jakob Spon*); und eine Religion, die nicht dieses Alter hat, darf nicht behaupten, die wahre zu seyn. Denn wie wäre es möglich, daß der unveränderliche Gott den Grund zu einer von ihm selbst gestifteten Religion wieder zerstören sollte. Das Christenthum ist also in der That keinesweges eine von dem Judenthum unter-

---

tigen Welt; sondern sie bleiben, sagt der Apostel, wie die Liebe. Aber freilich sind unser Glaube, Hoffnung und Liebe nur elementarisch gegen die himmlischen. — Der Verfasser des Briefes an die Hebräer macht es K. 5, 12. den Christen zum Vorwurf, daß sie kaum die ersten Buchstaben (die Elemente, das ABC) der göttlichen Aussprüche wüßten, und wieder Milch bedürften.

*) In der jetzt wieder herausgegebenen Correspondence entre le Père La Chaise, jésuite, Confesseur de Louis XIV. et Jacob Spon, antiquaire et médecin a Lyon. Paris 1827.

schiedene Religion; die Christen sind der wahrhaftige Saame Abrahams; sowie ein erwachsener Mensch dieselbe Person ist, die er ehmals als Kind war. — Bevor das Kind aber zum männlichen selbstständigen Alter gelangt, muß es mancherlei Zeiten und Stufen durchwandeln, die mit demselben ihre Endschaft erreichen.

Siehe hier das Bild und den Gang der alten Zeit, in welcher die sinnliche Hülle das Geistige und Heilige zu beherrschen scheint. In dem hebräischen Volke, oder vielmehr dem Menschengeschlechte, wie die Bibel es uns zeigt, war von Anfang an das Element und der Grund des Reiches Gottes gelegt; und eben dieses war die Hauptsache, dem alles Andere dienen und zur Entwickelung verhelfen sollte.*) Aber so, wie der König des Himmelreichs, als er selbst auf Erden erschien, in Windeln gewickelt, in eine Krippe geleget und von den Weisen des Morgenlandes, die seinen Stern gesehen hatten, mit Gold und Rauchwerk

*) In dem göttlichen Ausspruch über die Schlange und das Weib (1. Mos. 3, 15.) liegt die symbolische Andeutung der ganzen Geschichte der alten Zeit als eines Kampfes bis auf die Fülle der Zeit, nicht minder, als darin zugleich Er, in dem und durch welchen Alles erfüllet werden sollte, darin bezeichnet wird.

beſchenkt wurde; ſo hatte auch ſein Reich ſeine Kindheit, kindliche Kleidung, und Übung und kindliches Spielzeug; und bedurfte des letztern um ſo mehr, ſolange es unter dem ernſten Pädagogen, dem Geſetze, ſtand. —

Darum, während dieſes, wie es nicht anders kann, in dem trocknen Buchſtaben, ja ſelbſt unter Begleitung von Donner und Blitz, Erdbeben und Poſaunen, redete, wurde dem jungen Iſrael, nachdem der Herr ihn bei der Hand genommen und aus Ägypten geführt hatte, in ſeinen, zwar den Charakter ſeines Pädagogen an ſich tragenden, auf den Jehovah hinweiſenden und Gehorſam fordernden, Ceremonien, Feſten und Gebräuchen eine Luſt und Erholung, und zugleich in ihrer Symbolik freudige Hoffnung und Ausſichten in die Zukunft, dargeboten. Eine Kindheit ohne Luſt zum Spiel und ohne Liebe zur Natur iſt ein kränkelnd verkrüppeltes Ding, und eine Pädagogik, die dem Kinde Spiel und Spielzeug verſagt, eine grauſam verkrüppelnde. Auch das Reich Gottes hat ſeine Lebensalter, wie der Menſch und die Menſchheit.*) —

*) Suas etiam ecclesia habet aetates — ſagt Bengel zu Gal. 4, 4. und Paulus bekennt von ſich ſelbſt, daß er ein Kind geweſen und kindiſche Anſchläge gehabt, und wie ein Kind gedacht habe. 1. Kor. 13.

Nur Israel war das auserwählte Volk, dessen der Herr in seiner Kindheit sich annahm. Allen andern Völkern ward es nicht so gut; er ließ sie ihre eigenen Wege wandeln, und so wurden sie von dem Zeitstrom beherrscht und überwältigt. Das Sinnliche, Sichtbare gewann bei ihnen die Oberhand, und verdrängte allmälig und je mehr und mehr das Heilige und die Wahrheit.*)

In dem alten Ägyptenlande scheint die Verwandlung der Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild,**) der Pantheismus oder

*) Neigete doch selbst Salomo, Israels König, dem die Herrlichkeit des Herrn zweimal erschienen war, sein Herz zu Astoreth, dem Gott der Zidonier, und zu Milkom, dem Greuel der Ammoniter, und bauete doch er, der den Tempel auf Zion gegründet hatte, dem Kamos und Moloch Höhen auf den Bergen bei Jerusalem! 1. Kön. 11. So sehr war die damalige Zeit voll Eitelkeit und Zeitlichkeit, daß sie selbst den weisen König überfluthete. — Ein merkwürdiges Beispiel, um so mehr, da die Bibel von seiner Umkehr nichts meldet, die wir aus dem Predigerbuche folgern. — Man rede von einem Geist, Charakter der Zeit ꝛc.; könnte man ihr nicht auch Temperament und epidemische Dispositionen beilegen, oder soll man es den „Geistern, die in der Luft wohnen," zuschreiben?

**) Röm. 1, 23.

die Naturvergötterung, zuerst begonnen zu haben, wo sie denn auch in die lächerlichsten Systeme und landes- und stadt-üblichen Gebräuche verfiel, indem bekanntlich die eine Stadt und Gegend die Katze, eine andere die Maus als Repräsentanten und Symbol ihres Abgottes verehrte. Von ihnen empfingen die feiner organisirten Griechen, welche nach Herodot von den ägyptischen Priestern Kinder genannt wurden, ihr Götterſyſtem, zogen es aber ganz in das Gebiet der dichtenden Phantaſie, und bildeten darnach ihre schönen Götzenbilder, Tempel, Ceremonien und Feſte.*) Sie hatten eine Unzahl von goldenen Kälbern, um welche das

*) Winkelmann ſagt in ſeiner Geſchichte der Kunſt Th. 1, S. 6.: „Anfangs begnügten ſich die Griechen, die Götter blos durch einen unbearbeiteten Klotz oder viereckige Steine anzudeuten, wie auch die Araber und Amazonen thaten. Selbſt die Liebe und die Grazien wurden (nach Pauſanias) blos durch Steine vorgeſtellt. Kaſtor und Pollux hatten bei den Spartanern die Geſtalt von zwei Paralleltzölzern, welche durch zwei Querhölzer verbunden waren, und dieſe uralte Bildung derſelben erſcheint noch in dem Zeichen des Thierkreiſes, wodurch die Zwillinge abgebildet werden.“— Erinnert dies nicht an den Ernſt der Kinder, womit ſie jedes Klötzchen in ein Kind, und jeden Stock in ein Pferd verwandeln? Dieſe Einfalt iſt Ernſt, die Kunſt iſt Spiel.

Volk tanzte und luſtig in den Tag hineinlebte. Roms Götzenthum war auch eine, aus gemeinſamer Quelle anderswoher geholte, und durch Griechenkunſt aufgeſtutzte Superſtition; von Anfang an und je länger je mehr eine Sklavinn des herrſchſüchtigen Staatſyſtems, und mußte als ſolche in ſpätern Zeiten, ſogar den tyranniſchen Kaiſern, ſelbſt bei ihren Lebzeiten, göttliche Verehrung bewirken, und nach ihrem Tode dieſe unſtätigen Menſchen unter die Götter verſetzen. *)

Dieſe Grundzüge aus dem Bilde der alten Zeit, oder vielmehr, wie wir hier auch nach Paulus reden müſſen, der alten Welt, werden hinreichen, um den Charakter derſelben und ihr ſinnliches Tichten und Trachten daraus zu erkennen. Sie ſelbſt wurde älter, und ihr bisheriges kindiſches Treiben und Weſen konnte und ſollte ihr nicht ferner genügen. Entweder mußte ſie ein Anderes beginnen, oder es mußte ihr gegeben werden. Das letztere geſchah bei dem auserwählten Volke; erſteres bei den Griechen, einem Volke, welches im Beginn der neuen Zeit die weltliche Parallele zu dem auserwählten bildete, ſowie

*) „Veſpaſian ſoll auf einem Stuhl, der nicht ſein Thron war, ausgerufen haben: uti puto, Deus fio.“ Hamann.

deſſen Sprache zur Weltſprache und zum Organ des Evangeliums erſehen war.*) Gegen die Zeit der Erſcheinung Jeſu Chriſti neigte ſich die Welt je mehr und mehr dem Ernſten und ſomit dem Heiligen zu, und das Sinnliche trat in den Hintergrund. In dem hebräiſchen Volke war das Ceremonielle durch die immer lauter tönende Stimme der Propheten als das unweſentliche dargeſtellt worden; ja, ſie hatten oft in den verächtlichſten Ausdrücken von den Feſten, Opfern, Faſten, Reinigungen und dergl. geredet, und dagegen das Heilige, Göttliche, Herzensänderung, Glaube und Liebe gefordert, indem ſie deſſen Annäherung und Zukunft verkündigten.**) Nach und nach erſtarrte und verſteinte daher das Ceremonienweſen, und diente nur noch der Herrſch- und Habſucht der Hohenprieſter und Schriftgelehrten zum Bollwerk, hinter welchem ſie ihre eigenſüchtigen

*) Auch das Wiederaufleben der Wiſſenſchaft im 15. Jahrhundert, und dadurch die Kirchenbeſſerung, wurden durch das Wiederaufleben des Griechenthums vorbereitet, und hier bildeten Homer und das Neue Teſtament die Parallele. Hebräiſch, griechiſch und — römiſch war die Inſchrift des Pilatus.

**) S. z. B. die ſchöne Stelle Jeſ. 58, 4—8. und Amos 12, 21—24 u. a.

Absichten verschanzten, oder zum Spielzeug, womit sie das arme Volk täuschten; während fromme Seelen wie Simeon und Hanna, deren ja immer nur ein kleines Häuflein im Verborgenen gewesen ist, nach dem Frieden Gottes sich sehnten. Nachdem die Prophetenreden aufgeschrieben, und somit, wie das Gesetz, in Buchstaben gestellt, den Strom der Zeit im Judenthum angeschwellt hatten, floß dieser ganz anders, tiefer und stiller, seiner Mündung entgegen. Und wie das lebendige geredete Wort dazu geeignet war, die Hörenden zu durchdringen, und ihnen ein Wasser des Lebens zu werden; so reizte der volle Strom der alten Offenbarungen in dem geschriebenen Worte die Weisen und Sophisten Israels, nach Maaßgabe ihrer verschiedenen Gesinnungen, entweder zu stiller Beschauung, oder spitzfindiger Erörterung, oder auch zu geheimer Sehnsucht. So bildeten sich auch in dem jüdischen Volke Systeme, Schulen, Secten, wie die der Pharisäer, der Sadduzäer und der Essäer; von welchen die ersteren durch den Heiligenschein, womit sie sich heuchlerisch umgaben, das Volk täuschten, und es bei dem Tempeldienst und in der Abhängigkeit von sich erhielten, die andern aber dem Heiligen ohne Scheu entgegenstrebten, und dadurch die Gunst der Reichen

und Vornehmen gewannen, wohingegen die letztern in einem abgeſchloſſenen beſchaulichen Leben das Heilige iſolirend darzuſtellen ſuchten. So floß der Zeitſtrom in Iſrael ſchlammig und träge dahin, ſeinem Ende ſich nahend. Moſes war von denen, welche auf ſeinem Stuhl zu ſitzen behaupteten, pharaoniſch erſäuft worden; ſein Name war zum todten Buchſtaben geworden, und die ſteinernen Tafeln der zehn Worte lagen in dem Dunkel des marmornen Heiligthums, ſchweigend und drohend, wie ein Richtſchwerdt in der Scheide. Der Hauch des Prophetenmundes, der Moſen verklären und der „Gnade und Wahrheit“ die Bahn öffnen ſollte, konnte zu dieſen dürren Gerippen und verknöcherten Herzen keinen Zugang finden, welche das Schüſſelputzen, die Zizzith und Gebetriemen und das Verzehnten des Dills und Kümmels zu einer Haupt- und Religionsangelegenheit machten! Selbſt die erhabene Sprache der Propheten mußte dieſem Gewürm ein Ohrengellen erregen. So bildeten ſie ſich ein Syſtem, ein Gehäuſe, nach ihrer Weiſe; und der Meſſias, den auch ſie erwarten *mußten*, ſollte als ein Mann nach ihrem Herzen erſcheinen. Solche Menſchen waren die Oberſten des Volks, die daher auch nicht glaubten, als die Fülle der

Zeit wirklich herankam.*) Sie wollten die Elemente der Welt, auch da als der Fürſt dieſer Welt ſich derſelben bemächtigt hatte, und zwar, im Bunde mit demſelben, aufrecht erhalten, und dem heiligen Geiſt widerſtreben und ihn dämpfen. Sie tödteten den Herrn der Herrlichkeit; aber ſein Tod war ſeine Erhöhung, das Gericht ergieng über die Welt, zunächſt über Jeruſalem und Jüdäa; der Fürſt dieſer Welt ward ausgeſtoßen, und ſo mußte dennoch von Zion das Geſetz ausgehen und des Herrn Wort von Jeruſalem, und das Heil von den Juden kommen.**)

Daß auch in andern Völkern, nämlich denjenigen, welche zunächſt berufen wurden, und mit dem Evangelium in Berührung kommen ſollten, ein Vorgefühl, Ahnung und Bedürfniß des Hei-

*) Wie ſie ſelbſt ſagten Joh. 7, 48: Glaubet auch irgend ein Oberſter oder Phariſäer an ihn? — Es iſt merkwürdig, daß wir in der evangeliſchen Geſchichte auch nicht einen derſelben finden, die während ſeines Lebens an Jeſum glaubten, wenigſtens dieſen Glauben bekannten. Selbſt Nikodemus ſcheint ſich neutral oder verborgen gehalten, und erſt nach dem Tode des Herrn mit Joſeph für ihn erklärt zu haben. Der reiche Jüngling, auch ein Schriftgelehrter, ging traurig von ihm. Paulus wurde unter Donner und Blitz wiedergeboren.

**) S. Joh. 12, 31. 32. Mich. 4, 2. Joh. 4, 22.

ligen, um die Zeit der herannahenden Fülle ſich regte, erweiſet ihre Geſchichte, und ihr je länger je tiefer ſinkender Verfall. Der Geſchmack an Unwahrheit und Täuſchung, oder an Surrogaten der Wahrheit, kann, wenn nicht allem Lichte der Zugang verſperret wird, wie die Obſcuranten wohl wiſſen, nicht lange dauern. Der Menſch kann, ſolange er ſich noch nicht der Finſterniß ganz hingegeben hat, ſeinen Urſprung nicht völlig verleugnen; er gleicht der Pflanze, die im finſtern Keller ſich der Ritze zuneigt, wo Licht hindurchſcheint. Er hat das, wenn auch dunkle, Gefühl, daß in der Wahrheit, die er nicht hat, das Heil ruhet, das er wünſcht, und nicht aufhören kann zu wollen. Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht vor allen das Volk der Hellenen. Um Esra's Zeit, unter Perikles, war Athen zum höchſten Gipfel ſeines Glanzes in Reichthum, Üppigkeit und Künſten emporgeſtiegen; es war der Culminationspunct, die höchſte Blüthe der Herrlichkeit des Fleiſches.*) Dies ahndeten die ausgezeichneten Geiſter jener Zeit. Der gemüthliche Herodot ſchrieb ſeine Geſchichte durchdrungen von einem religiöſen Sinn, womit er ſich von dem Widerſtreit und der Ver-

*) 1. Pet. 1, 24.

gänglichkeit der menſchlichen Dinge zu der Idee einer überſinnlichen Harmonie erhob, und vor allen die Wahrheit einſchärft: daß die Gottheit dem Hoffärtigen widerſtehe, aber dem Demüthigen Gnade erweiſe. Man braucht dieſen Vater der griechiſchen Geſchichte nur einigermaßen zu kennen, um einzuſehen, daß dieſe Wahrheit nicht etwa ein Product ſeines philoſophirenden Verſtandes, ſondern ein Gefühl ſeines kindlichen Gemüthes iſt, eine Wahrheit des Herzens, die bald nachher wunderbar, vor den Augen der ganzen Welt, zu Tage kommen ſollte. Zu derſelben Zeit lebte Sophokles, ein tragiſcher Dichter, ſo ernſt und erhaben, und zugleich in ſeiner Weiſe religiös, wie je einer.*) Paulus hätte aus ihm, wie aus dem Aratus und Epimenides, Sprüche entnehmen können. Euripides ſteht zu ihm, wie unſere neuen moraliſchen Kirchenlieder zu den alten Kern- und Glaubenslie-

*) Man wird dies Prädikat dem heidniſchen Dichter um ſo eher zugeſtehen, da Paulus Apoſtg. 17, 22. daſſelbe von den Athenern ſagt. Luthers Ueberſetzung: abergläubiſch iſt zu hart. Paulus gebraucht ein Mittelwort, dem Sinne nach gottheitfürchtig — wobei die Furcht der Hauptbegriff, und das Object ins vage geſtellt wird. Unſer religiös — in ſeiner Vieldeutigkeit — wird es am beſten ausdrücken. S. Bengels An.

dern; er iſt ein Rationaliſt und moraliſirt, ſo viel er kann, und ſo huldigt er doch auch dem Heiligen. Denn das Geſetz, den Heiden ins Herz geſchrieben, iſt ja doch auch heilig. Und was war es denn, was den Sokrates hervorrief, und ihn, den man wohl demüthig nennen darf, und der zuerſt unter den Griechen ſagte: daß er wiſſe, daß er nichts wiſſe, zu einem Weiſen unter den Heiden mitten zwiſchen ihren Phariſäern, den Sophiſten, machte, wie noch keiner geweſen war, und ihm dann das Loos der Propheten bereitete? Ich antworte mit Hamann: Wer den Sokrates unter den Propheten nicht leiden will, den muß man fragen: Wer der Propheten Vater ſey? und ob ſich unſer Gott nicht einen Gott der Heiden genannt und erwieſen?*)

Von nun an beſaßen die Griechen ein viel ernſteres — Spielzeug, als woran ſie ſich bisher ergötzt hatten. Die Poeſie, die auf dem luſtigen und luftigen Boden der Mythik ſo lange getändelt und zuletzt zur ernſten Darſtellung der Schickſalsidee, gleichſam des heidniſchen Gottes der Götter, ſich erhoben hatte, mußte nun der Philoſophie, d. i. der Erforſchung des Wahren

*) Hamanns Schriften Th. 2. S. 42.

Raum geben. Es gehört nicht hierher, dies weiter auszuführen; aber man kann sich auf einen Blick davon überzeugen, wenn man etwa nur die synoptischen Tabellen irgend einer griechischen Literaturgeschichte durchlaufen will. Da sieht man fast nichts als Philosophen und philosophische Schulen: Cyrenaiker, Cyniker, Akademiker, Peripatetiker, Epikuräer, Stoiker, mit ihren mancherlei Ab- und Ausartungen; und was noch von Poesie übrig geblieben, scheint sich, damit der Scherz und das Spiel doch nicht gar ausgehe, zur Komik und Volksbelustigung gewandt zu haben.*) So nahete

*) Es ist doch merkwürdig, daß mit den drei großen tragischen Dichtern, Aeschylus, Sophokles und Euripides, diese ernste griechische Poesie, deren Sprache man allein mit der hebräischen Prophetenrede, vor allen in den gewaltigen Chören, vergleichen kann, ganz erlosch. Ersterer lebte ungefähr um die Zeit des letzten Propheten Maleachi. — Wie Aristophanes der s. v. Hanswurst des Sokrates war, so standen die spätern Komiker etwa auch zu den Philosophen und ihren Systemen. — Die Phänomena des Aratus, woraus Paulus Apostg. 17, 28. citirt, gehören zu den Lehrgedichten. Er lebte gleichzeitig mit dem Ursprung der Stoa, und mit Euklides, dem Vater der Mathematik, einer Wissenschaft, die den Dreiling in der Hand, allein auf unbedingte Wahrheit Anspruch macht.

ſich dieſes merkwürdige Volk, welchem ſich Gott nicht unbezeugt gelaſſen, ſondern deſſen Herzen mit Speiſe und Freude erfüllt hatte, dem ernſten Scheidepuncte der Welt und ihrer Palingeneſie, und auch ſein Schickſal wurde ernſter und unerfreulicher, indem es, von dem großen Weltkoloß verſchlungen, ſeine Selbſtſtändigkeit einbüßte. Auch in dieſer Hinſicht bildete es eine Parallele mit Iſrael, indem es in die weite Welt zerſtreuet wurde, um daſelbſt — Pädagogie zu treiben. Aber noch bedeutſamer kann man ſeine Philoſophie mit dem Geſetz paralleliſiren; inſofern dieſe auch nichts anders war, noch iſt, als Kinderei und Elementarwerk, welches nicht genügen kann, und ſomit auch, in ſeiner Art, Pädagogie auf den Glauben. Hatten nicht auch die Apoſtel ebenſo mit der Philoſophie der Griechen, wie mit den Geſetzeswerken der Juden zu kämpfen? Und ſowie dieſe in Jeruſalem ſagten: Sie ſind voll ſüßen Weins! ſo jene zu Athen, „da ſie hörten die Auferſtehung der Todten, hatten es ihren Spott.“ Aber es half alles nicht; auf ihrem Markte ſtand ein Altar: dem unbekannten Gott, und dieſer mußte den Sieg behalten. Er leitet die Herzen aller Könige; wie denn nicht auch aller, noch ſo thörigter, Völ-

ker, gleich den Waſſerbächen! wie nicht auch den Strom aller Zeiten, wie ein Bächlein!

Ich könnte auch in gleicher Weiſe mit den Römern fortfahren; allein ſie ſind nur, was ihre Bildung und Wiſſenſchaft betrifft, ein wilder Stamm, veredelt durch griechiſches Propfreis. Ihre Poeſie iſt kein Wurzelgewächs, eben ſo wenig ihre Philoſophie aus dem Kern gezogen; nur Ableger. Mußten ſie doch ihre 12 Geſetztafeln aus Griechenland holen. Dies Volk war hart wie Eiſen, beſtimmt zum Zerſchlagen, Zermalmen und Zerbrechen. Auch das Chriſtenthum hat bis auf dieſen Tag des Eiſens Pflanze in ihm noch nicht ganz tilgen können.*) —

Hier mag der Ausbruch und Spaziergang zu Ende ſeyn, und wir beginnen wieder von Form und Syſtem, und deren Unverträgſamkeit zu reden, und kommen auf die Behauptung zurück: daß eine Religionsverfaſſung um deſto liebloſer und eigenſüchtiger ſey, je mehr ſie von den Banden eines menſchlichen Syſtems beſchränkt und gehalten wird, aber, welches einerlei iſt, je mehr ſie Menſchenwerk und ein Reich von dieſer Welt iſt. In der Ge-

*) Daniel 2, 40. 41.

ſchichte des alten Teſtaments findet ſich unter den abgöttiſchen Völkern kaum etwas von dem, was wir in der neuern Zeit Religionshaß und Glaubenszwang nennen. *) Wenn die Erzväter und nachher das Volk Iſrael in Ägypten verweilen und wohnen, ſo iſt von ihrem Glauben nicht die Rede. Joſeph heirathet eine Prieſtertochter, und Moſes wird in der Weisheit der Ägypter unterrichtet, aber ihr Glaube ihnen nicht zugemuthet. Auch die Kriege mit den Kanaandern ſind nicht Religionskriege, ſondern um den Beſitz des Landes und zur Vertilgung des unverbeſſerlichen abgöttiſchen Volkes. Die Familie des Elimelech wohnet im Lande Moab, und Ruth, die Moabiterin, die ihr einfaches Glau-

*) Vielleicht lag der Grund dieſer Toleranz darin, daß, ſo wie die weltliche Herrſchaft ganz in den Händen der Könige, alſo die Myſterien der Religion des heidniſchen Orients im Verwahrſam der Prieſter waren, und das Volk von deren Inhalte, eben ſo wenig als von den Grundſätzen des Kabinets, etwas gewahr wurde, und folglich ſeine blos äußerlichen Götzendienſte, wie ſeine Frohndienſte, blos als Dinge, die einmal ſeyn mußten, ohne Intereſſe betrachtete. Die Prieſter ſelbſt konnten auf der Höhe, wo ſie ſtanden, keine Apoſtaſie befürchten. Wovon ſollte das Volk auch abfallen? Nur mit dem Sturz der Deſpotie konnte ihr Prieſterthum und die Volksreligion fallen.

bensbekenntniß in den Worten ablegt: „dein Land ist mein Land, und dein Gott mein Gott!“ wird die Stamm-Mutter des Hauses David. Elias Eifer wider Baal und seine Priester und deren Anhang ist ein Kampf zwischen Wahrheit und Lüge, für den lebendigen Gott gegen den Fürsten der Finsterniß, der in Israel, Gottes Eigenthum, sich eingebürgert hatte. Auch in der Babylonischen Gefangenschaft durften die Juden ihren Glauben bekennen, wenn auch dann und wann der orientalische Despotismus eine Vergötterung und Anbetung des Herrschers forderte, und die beabsichtigte Verfolgung der Juden in Persien war eine Hofintrigue. Wie der Perserkönig Kores hierin dachte, erhellet aus seinem Edikt, worin er den Juden die Rückkehr erlaubte.*) Bei Gelegenheit des neuen Tempelbaues, den die verheidnischten Bewohner Samaria's aus Neid zu verhindern suchten, entstand der Keim des Religionshasses, zwischen Juden und Samaritern, der, als bitterer Ingrimm

*) Das Wort der Weißagung Jes. 45. nennet den Kores den Gesalbten des Herrn; wie denn freilich alle Könige Schattenbilder waren des einen wahrhaftigen Königs, der vor Pilatus die Dornenkrone trug — und alle Könige nach ihm, die nach seinem Namen sich nennen, ihm zu Ehren ihre Kronen tragen sollen.

und Verachtung, besonders abseiten der erstern, auch zur Zeit Jesu fortdauerte. Einen eigentlichen Religionszwang, den die Makkabäer mit Heldenmuth abschlugen, übte der König von Syrien, Antiochus, indem er sie zum Götzendienst zu verleiten und mit Gewalt der Waffen zu zwingen suchte.

Hier erinnern wir uns des merkwürdigen Ausspruchs des Herrn: „Wehe euch Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umziehet, daß ihr einen Judengenossen machet; und wenn er es geworden ist, machet ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seyd.“*) — Wie fern standen diese Jesuiten der alten Zeit dem wahren Israelitismus, dem Glauben Abrahams! Aber das eben ist die Wirkung der eigensüchtigen Form- und Systemsucht, womit zugleich Hochmuth und Herrschsucht um so mehr verbunden ist, je edler der Geist war, aus welchem, durch Satans List, wie des Herrn Verrath aus der Seele eines Jüngers, diese Teufelei entsprang, und mit dessen Lichtgestalt sie sich zu bekleiden weiß. Das Judenthum — jammer, daß auch diesem Worte, welches Lob Gottes bedeutet, selbst bei den Juden, die jetzt Israeliten heißen wollen,

*) Matth. 23, 15.

ein Makel anklebt! — war in der That zur Zeit des Herrn durch das verknöchernde System seiner Schriftgelehrten schnurstracks das Gegentheil des mosaischen und prophetischen Israelitismus, und darum, so wie dieser das Heil der ganzen Welt im Schooße trug, eine Höle des engherzigsten Egoismus geworden. Der Talmud hat dieses System fortgepflanzt, und wenn das Judenvolk die Macht hätte, so würde man den Neid und die Bosheit ihrer Schriftgelehrten und Pharisäer bald wieder aufleben sehen. Assemann in seiner Orientalischen Bibliothek giebt davon einen Beleg in der Geschichte des jüdischen Königs Dunaan, der zu Anfang des sechsten Jahrhunderts über das Land Homeritis, wie das glückliche Arabien genannt wurde, herrschte. Dunaan verfolgte zuerst die Christen in Äthiopien, die das Judenthum nicht annehmen wollten, und rühmte sich, daß er 180 ihrer Priester habe erwürgen lassen. Dann bemächtigte er sich des Landes Homeritis, und belagerte die von Christen bewohnte, dem Fürsten Aretas gehörende Stadt Nagran mit 20000 Mann. Da er sie nicht erobern konnte, versprach er ihnen Gnade, wenn sie sich ergeben würden. Sie thaten es, weil sie Hunger litten; aber der Wüthrich hatte schon beschlossen, nicht Wort zu

halten. Er ließ den verſtorbenen Biſchof Paulus wieder ausgraben, ſeine Gebeine ſammt den Kirchen mit den Prieſtern und vielen andern, die ſich hineingeflüchtet hatten, verbrennen. Den Übrigen befahl er, Chriſtum und das Kreuz abzuſchwören. Als ſie ſich weigerten, ließ er vorerſt den König und die Vornehmen und wehrhaften Männer hinrichten, und dann die Mütter auffordern, ihre Kinder durch Abſchwörung des Chriſtenthums zu retten. Aber dieſe eilten im heiligen Wetteifer zu dem Richtplatz und boten ihren Nacken den Henkern dar. Die unmündigen Kinder der getödteten Mütter befahl er, auf den Rath der Hohenprieſter, den Kriegesleuten zur Erziehung zu übergeben, jedoch unter der merkwürdigen Bedingung, ihnen, wenn ſie mündig ſeyn würden, die Wahl zu laſſen, entweder durch Annahme der jüdiſchen Religion ihr Leben zu erhalten, oder, wofern ſie bei dem Glauben ihrer Väter verbleiben wollten, durch die Hände ihrer Erzieher den Tod zu empfangen*) Iſt hier wohl ein Unterſchied zwiſchen

*) Assemann Bibl. orient. erzählt aus einem Briefe des Biſchofs S. Simeon an den Abt Simeon von Galata. Auch gehört noch folgende Geſchichte hieher. „Der grauſame Dunaan ließ Ruma, die Gattin des Aretas, auffordern, ſich ihrer ſchönen Töchter zu erbarmen, und das

dem grauſamſten Türkenthum und dieſem Judenthum? — Aber es bleibt merkwürdig, daß ein bloßer leerer Verſtandesbegriff — denn weiter war doch dieſes Judenthum des Dunaan, auch das der alten Phariſäer nichts — die Seele des Menſchen zu ſolchem Fanatismus ſteigern kann. Aber, es ſcheint, jemehr der Verſtand, ſeiner Natur nach egoiſtiſch, ſich iſolirt, und (um das weiteſte Wort zu wählen) ſelbſt göttliche Dinge ſich dienſtbar zu machen und in die Linien ſeines Syſtems einzuhägen ſtrebt; um ſo mehr verknöchert das Herz, und es erſtirbt der Glaube und die Liebe. — Welch ein ungeheurer Unterſchied zwiſchen Dunaan und Numa! — Und beide waren doch Menſchen; ja beide Kinder Abrahams; beide bekannten ſich zu dem Einen lebendigen Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs, den Moſes verkündigte! Aber dem erſten war Abrahams Glaube und Moſes Geſetz

---

Chriſtenthum abzuſchwören. Aber der Antrag erfüllte ſie mit Unwillen; ſie rief: Zum Tode, zum Tode führt uns! und führte ihre Kinder zum Richtplatz, und ermahnte ſie mit hoher Freudigkeit, ihrem Glauben treu zu bleiben. Dunaan ließ erſt die Töchter vor den Augen der Mutter enthaupten. Als ihr das Blut einer der Enthaupteten ins Geſicht ſprützte, hob ſie ihre Augen gen Himmel und rief: dies opfere ich dir, mein Heiland!“ —

ein todter und tödtender Buchstabe geworden; der gläubigen Heldin hingegen Geist und Leben. Darum, weil es also zur Zeit des Herrn war, mußte Jerusalem und der Judenstaat — gleich einem dürren Baume, dem das Leben erstorben ist — ebenso nothwendig untergehen, als die erste ungläubige Welt durch die Sündfluth, und die Juden mußten, wie die Seelen derer, die einst nicht glaubten zur Zeit Noä — in das Gefängniß wandern *), wo auch, wenn sie nur hören wollten, ihnen Christus predigt. „Darum, daß dieses Volk," spricht der Herr durch den Mund seines Propheten, **) „sich zu mir nahet mit seinem Munde, und mit seinen Lippen mich ehret, aber ihr Herz ferne von mir ist, und mich fürchten nach erlerntem Menschengebot; so will ich fortan auch mit diesem Volke wunderlich umgehen, aufs wunderlichste und seltsamste, daß die Weisheit seiner Weisen untergehe, und der Verstand seiner Klugen verblendet werde." Das ist ihre Geschichte bis auf den heutigen Tag. ***)

*) S. 1 Pet. 3, 19.

**) Jes. 29, 13. 14.

***) Als Beweis, daß auch jetzt noch derselbe Geist in diesem verblendeten Volke, ich meine der Mehrzahl nach, lebt, kommt mir so eben der Bericht des englischen Missioners,

Das lustige Griechenvolk, daß wir dessen noch einmal gedenken, steht in der Geschichte denen aus der Beschneidung, wie der jüngere Bruder dem ältern in dem Gleichnisse von dem verlornen Sohne gegenüber. Ihre Lebensweisheit steht in dem Buche der Weisheit Salomonis *) beschrieben, und wird also redend eingeführt: „Wohl her nun, lasset uns wohl leben, weil es da ist, und unsers Leibes brauchen, weil er jung ist. Wir wollen uns mit dem besten Wein und Salben füllen; laßt uns die Maienblumen nicht versäumen; laßt uns Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie welk werden. Unser keiner lasse es ihm fehlen mit Prangen, daß

Prediger Leeves d. Konstantinopel d. 5. Jan. 1827. zu Gesicht, nach welchem die dortigen Juden drei ihrer Glaubensgenossen, die das Evangelium angenommen hatten, auf das bitterste verfolgten, und bei der türkischen Obrigkeit mit Geld und Bitten ihre Hinrichtung zu bewirken suchten, und als dieses nicht gelang, sie im Gefängniß, durch Bestechung der Kerkermeister, auf das furchtbarste quälten. In ihrer Bittschrift an den Dragoman der Pforte, bedienten sie sich des Ausdrucks: „Wir fordern den Tod dieses verfluchten Menschen, und sein Blut komme über uns!“ — Ihre Zeit ist noch nicht gekommen. Indeß ist es ein gutes Werk, auch nur Einen wie einen Brand aus dem Feuer zu retten.

*) Kap. 2, 6—9.

man allenthalben ſpüren möge, wo wir fröhlich geweſen ſind. Wir haben doch nicht mehr davon denn das!“ So glich ihre Religion einem Bankett und Praſſen, und Genuß war die Hauptſache. Andere herbeizuziehen konnte ihnen nicht einfallen; wie hätten ſie Barbaren gleichen Kunſtſinn und Bildung zumuthen können? Aber ſelbſtſüchtig und unduldſam wurde dennoch dieſes abgöttiſche Religionsſyſtem, vor allem, nachdem es ſich zu einem Syſtem geſtaltet, und mit dem Staatsweſen verzweiget hatte. Wie konnten ſie zugeben, daß ihnen das Luſtige verleidet oder genommen würde! Daher die Erbitterung gegen Anaxagoras und Sokrates, die ihnen die Gottheit vergeiſtigen und ſomit die luſtige Form, d. h. Alles nehmen wollten. Sie verführen das Volk, hieß es da, und lehren andere Götter, als welche das Volk glaubt. Daher, als der Apoſtel Paulus zu Epheſus predigte: „Es ſind nicht Götter, die von Händen gemacht ſind!“ der Zorn und das Geſchrei der tobenden Menge: „Groß iſt die Diana der Epheſer!“*) Doch hatten in dieſem letztern Fall — merkwürdig genug! — der Haß der Juden und die Gewinnſucht eines Goldſchmidts, der mit

*) Apoſtg. 19.

Dianenbildchen*) handelte, die Hände im Spiel.

Das heidnische Rom war bei weitem mehr, als Griechenland, der Sitz der religiösen Unduldsamkeit und Verfolgungssucht. Gegen unterjochte Barbaren waren sie in so fern tolerant, daß sie ihnen die Ausübung ihres Cultus, wenn sie nur unterwürfig blieben, gestatteten, jedoch nicht ohne Einmischung und Beschränkung, wie bei den Juden, und ohne den Wunsch, allmälig ihre Sitten und Sprache zu romanisiren, wie bei den Deutschen. Dagegen waren sie gegen jede fremde Religion, die in ihrem Staate und auf Römischem Boden sich verbreiten wollte, höchst unduldsam und suchten sie, als ein Verbrechen beleidigter Majestät des Volks und Staats, mit Feuer und Schwerdt zu vertilgen.**) Auf die furchtbarste

*) So sind die Kruzifixbildchen in vielen Gegenden Deutschlands ein wichtiger Fabrik- und Handelsartikel, und werden unter der Benennung: Herrgöttl verkauft! — Es geschieht nichts neues unter der Sonne.

**) Ueberhaupt Despotismus im Staate und Glaubenszwang giengen und gehen immer Hand in Hand. Da wird auch der Glaube, der wahrhaft frei macht, verknechtet, in die Banden der Form und des Systems geschlagen, und wo er sich sträubet, mit Feuer und Schwerdt gerichtet.

Weise geschah dieses gegen die Christen, um so mehr, weil diese ihren Glauben, nach dem Gebot des Herrn, freimüthig bekannten. Diese Verfolgungen giengen von den höchsten Staatsbehörden aus, und die Christen wurden als Staatsverbrecher und Empörer (hostes publici) behandelt, und zu den furchtbarsten Todesstrafen verdammt. Um den Haß des abergläubischen Volks gegen sie zu schärfen, wurden alle Übel, Mißwachs und Theurung, nasse und dürre Witterung, Seuchen und Kriege, Hagelschlag, Heuschrecken- und Mäusefraß dem Zorn der Götter gegen die Christen zugeschrieben, die man der Ruchlosigkeit (Atheismus) und des Hasses des Menschengeschlechts*) beschuldigte. Man ging so weit, zu behaupten, daß die Welt, seit das Christenvolk in derselben aufgekommen, dem Untergange entgegen gehe, und das Menschengeschlecht von seinen Göttern gänzlich verlassen werde; worin sie freilich, wie Kaiphas, wider Wissen und Willen weißagten. Der aufgeregte Pöbel übte an allen Orten furchtbarschnelle tumultuarische Justiz mit dem Geschrei: „Hinweg mit den Atheisten zu den Löwen, zum Kreuz, zum

*) odium generis humani, d. i. des Römischen Volks. Selbst ein Tacitus huldigte diesem Wahn. —

Feuer!“ alſo daß ſelbſt manche Landpfleger dem Würgen „ohne Verhör“ Einhalt thun zu müſſen glaubten.*) —

Der Grund von allen dieſen Greueln lag in dem Geiſt der Römiſchen eiſernen Staatsverfaſſung, als eines „Reichs von dieſer Welt“ — der Wolf, der den Kainitiſchen Gründer der alten Roma ſäugete, hat wohl ſein Ideal, womit er ſelbſt den Herrn vom Himmel täuſchen zu wollen dumm genug war, in keinem Weltreiche ſo verwirklicht, als in dieſem. Es iſt merkwürdig, daß dieſer Geiſt ſich in den aus der Zerſplitterung des eigentlichen Römiſchen Reichs entſtandenen, an ihrer Sprache kenntlichen, Völkern und Staaten am meiſten fortgepflanzt hat. — Eigentlich iſt die Römiſche Hierarchie, nach ihrem Urſprung, Syſtem und

*) Es iſt merkwürdig, daß in der Folge alle Anklagen und Beſchuldigungen gegen die Chriſten in ein einziges Wort „Atheismus“ (ἀθεοτης) zuſammengefaßt wurden. Deſto kürzerer Prozeß! So ſpäter das Wort: Ketzer — Hugonott — und in der franz. Revolution: Royaliſt. Es iſt ſchrecklich, wie ein einziges Wort, „wenn es von der Hölle entzündet wird,“ zu Gift, Dolch und Feuer werden kann. — (Die Belege zu obigen hiſtoriſchen Angaben ſ. De odio humani generis Christianis olim a Romanis objecto. Exercitationes hist. auct. Jo. F. Gruner. 1755.)

Grundsätzen, eine Fortsetzung jenes altrömischen Weltdespotismus, worauf auch ihre Residenz, die „ewige Roma“ und der auf Ausbreitung zielende Name „der apostolisch-katholischen und allein seligmachenden Kirche“ deutet. Die „Partes infidelium,“ wozu immer noch Bischöfe ernannt werden, vertreten die Stelle der ehmaligen Provinzen, d. h. erhofften Eroberungen (von porro vincere). Dem zeuget die Geschichte aller Zeiten.

Der Hauptperiodus des Verfalls der christlichen Kirche — heißt es in den von F. C. von Moser 1761 herausgegebenen vertrauten Briefen — ist unstreitig in das 4te Jahrhundert, in die Zeiten Constantins, zu setzen. „Es ist eine Art von Schibboleth, dabei man erkennen kann, ob jemand eine wahre oder schriftmäßige Einsicht in das jus publicum reipublicae Christianae habe oder nicht, wenn er sich erklärt, ob er von dieser Zeit an den Hauptverfall der Kirche Christi herleitet, oder ob er in diesen Zeitpunct einen Hauptausbruch des Reiches Christi setzet.“ Constantin brachte zuerst das weltliche Princip in die Kirche, nicht sowohl dadurch, daß er das Christenthum zur Staatsreligion zu machen suchte, sondern vielmehr durch Vereinigung der weltlichen

und geistlichen Macht in seiner kaiserlichen Person, also durch den weltsinnigen despotischen Grundsatz: cujus est regio, ejus est religio. Hiezu veranlaßten ihn, oder vielmehr zwangen ihn, die ebenfalls weltsinnigen und egoistischen Spaltungen und Rotten, die nach dem Verlust der alten Einfalt und Lauterkeit unter den Christen eingerissen waren. Denn der Verfall und die Verschlechterung der Völker erzeugt die Tyrannei, wie das Aas die Geier herbeilockt. „Die weltliche Macht der Fürsten über die Kirche, das sogenannte jus episcopale oder jus circa sacra — heißt es bei Moser — war ein von der wunderbaren Vorsehung Gottes zugelassenes, gleichsam nothwendiges Übel, zu einer heilsamen Palliativ-Cur gegen wilde Ausbrüche. Aber weltliche und geistliche Regentschaft, Imperium und Sacerdotium, konnten natürlicher Weise auch nicht lange einig bleiben, weil sie, ohne den ächten theokratischen Geist in ihrem Wesen so sehr verschieden, ja einander entgegengesetzt waren. Nur Gott allein kann Leib und Geist zu einem harmonischen Ganzen, wie in der Theokratie des A. T., vereinen. — Die Geistlichkeit behielt die Oberhand und riß sich los, und so entstand die Hierarchie; ein bewundernswürdiges Gebäude menschlicher Selbstsucht und Klugheit, an dessen

Bau und Befestigung Jahrhunderte gearbeitet haben.

Anfangs bildete die geistliche Macht eine aristokratische Verfassung der Bischöfe, unter scheinbarer Obergewalt der Kaiser; auch die christlichen Gemeinen hatten ihre Rechte, z. B. das Recht der kirchlichen Ausschließung (Excommunication) und Wiederaufnahme, welche die Gemeinen beschlossen und durch ihre Diener, die Geistlichen, vollzogen. Aber dies währte nicht lange; die Bischöfe nannten sich die Repräsentanten der Kirche und maßten sich die Rechte der Gemeinen an. Daraus nun bildete sich die Lehre und der Grundsatz: daß die Kirche blos aus Geistlichen bestehe, und diesen Alles unterworfen sey, in spiritualibus — sagten sie, hielten aber auch, da ein Geist ohne Leib auf Erden nicht existiren kann, das Weltliche (ein Ausdruck der Curie!) in Petto. Die folgenreiche Unterscheidung zwischen Klerus und Laien entstand; höchstbedeutsame Benennungen des despotischen Aristokratismus, der darin verborgen lag, und sich allmälig, doch schnell entwickelte. — Der Klerus, der nun die Kirche bildete, und allmälig in mehrere Classen und Unterordnungen, gleichsam in den höhern und niedern geistlichen Adel, sich theilte, und durch Übertragung der Lehensgrund-

ſätze auf kirchliche Verhältniſſe, ſo wie durch Schenkungen, Diſpenſationen und Ablaß ꝛc., je mehr und mehr an Reichthum, Anſehn und Einfluß gewann, und auf den Concilien, als kirchlichen Tagſatzungen, Antheil an der geſetzgebenden und regierenden Gewalt der Kirche gehabt hatte, verlor bald dieſe Vorrechte durch die Inveſtitur, den Cölibat und das die Freiheit der Concilien vernichtende Legatenweſen. Bald ſaß der Römiſche Biſchof als Jeſu Chriſti Statthalter, dem alle Macht gegeben ſey im Himmel und auf Erden, und der die Schlüſſel des Todes und der Hölle in ſeiner Hand trage, auf dem „heiligen Stuhl,“ und ließ ſich den „heiligen Vater“ nennen. Welche Wörter und Namen! — Vater, heiliger Vater!*) — Der Name: Vater! iſt die Benennung der höchſten menſchlichen Autorität;

*) Freilich, wir wiſſen wohl, es iſt ein Titel, und wollen ihn, als ſolchen, ſo viel er kann, gelten laſſen; er ſtammt, wie das verſchollene, den ſpätern Kaiſern beigelegte Prädicat: Eure Ewigkeit (vestra Aeternitas) und wie das noch übliche: Majeſtät — aus dem alten Rom, das ſeine Kaiſer Väter des Vaterlandes nannte. Titel gelten wie Münzen im Weltlichen; aber im Geiſtlichen — dem Evangelium, dem Worte der Wahrheit, gegenüber — will doch dieſer Name Wahrheit ſeyn! —

in dem Vaterſtande, ſagt Luther, iſt Gottes Majeſtät verborgen. Der Vater iſt das Haupt der Familie, worin Geſchlechter, Völker, Staaten ihren Urſprung und ihr Beſtehen haben. Dabei iſt es das einfachſte und allgemeinſte Wort, in aller Menſchen Munde, des allerhöchſten Begriffs und Inbegriffs fähig.*) Zu dieſem Worte paßt der Stuhl, viel weniger ſagend, aber viel mehr bedeutend, als Thron. In der That, dieſes geiſtliche Gebäude des menſchlichen Verſtandes der Klugen und Weiſen dieſer Welt verdient unſere Bewunderung, in ähnlicher Weiſe, wie wir die Pyramiden Ägyptens, oder die herrlichen Kathedralen und Dome des Mittelalters, mit Ruhe bewundern. Freilich die Zeit legte den Grund und bauete darauf fort; nicht Er, der derſelbige iſt geſtern, heute und in alle Ewigkeit, war der Grund- und Eckſtein, und darum wuchs auch der Bau nicht zu einem Tempel Gottes im Geiſt. So kommen wir bald wieder zu dem weiſen: Nil admirari.

*) Zudem iſt es die Benennung, womit nie im Alten Bunde Gott angeredet wird — nur in dem Neuen haben die Kinder, welche der Geiſt treibet und ihnen Zeugniß giebt, dieſes Gnadenrecht empfangen. — „Heiliger Vater!“ — betete Jeſus, und erwarb uns das Recht, auch ſo zu beten. Möchte doch nie ein Menſch ſich ein ſolches Wort angeeignet haben!

Wir erblicken ein System, d. h. auf deutsch: eine Zusammenstellung, nämlich von Materialien, die man auf göttlichem oder menschlichem Gebiet herbeischafft und zu einem bestimmten Zweck mit einander verbindet. Dieses ist lediglich eine Operation des Verstandes, der, wie auch sein Name andeutet, als höchste Intelligenz über der Menschheit schwebt, um sie zu seinem Zweck zu vertreten, und, wie die Mechanik eine Mühle, sie zu seinen Absichten zu leiten. — Ein Beispiel giebt uns der Muhamedanismus, als ein mit Kraft und Gelingen durchgeführtes systematisches Gemisch von Lüge und Wahrheit, von Heidenthum, Judenthum und Christenthum, welches nicht hätte gelingen und das Christenthum verdrängen können, wenn das letztere nicht auch zu einem System herabgesunken, und zu einem todten Quadrat geworden wäre. Es ist ein Gott und Muhamed sein Prophet! heißt der Fundamentalartikel dieses Systems, gleichlautend mit: Es ist ein Gott und Muhamed ist sein Statthalter und Stellvertreter. Dazu der Gegensatz gegen das Christenthum: „Gott ist Gott und nicht ein Mensch; wie könnte Er einen Sohn haben?“ — Man sieht, Muhamed setzt sich an die Stelle Jesu Christi, den er als Propheten gelten läßt — er macht sich zum ewigen

Pabſt der Moslemin. Muhameds **Monotheismus** iſt ein bloßer **Verſtandesbegriff**; und wird durch die im Coran enthaltenen, zum Theil aus dem A. T. geſchöpften, erhabenen orientaliſch-poetiſchen Darſtellungen, nur um ſo mehr den Augen und den Herzen der Menſchen entrückt — und daher folgerecht und nothwendig zu einem unbiegſamen Fatum und heidniſchen Schickſalsgott geſteigert. Er, der eine Gott, iſt ein morgenländiſcher Deſpot, der nur in der Perſon ſeines Abgeſandten Muhamed ſeinen Knechten, den Menſchen, ſein Daſeyn und ſeinen Herrſcherwillen kund thut. Blinder Gehorſam und Unterwürfigkeit iſt ſeine einzige Forderung. Geſetzmäßige Faſten und Gebete und Almoſen und andere gute Werke ſind die Huldigungen, die ihm dargebracht werden müſſen, und welche mit ſinnlichen Freuden im Paradieſe belohnt werden. Wie der Deſpotismus die einfachſte Regierungsform, ſo iſt der Islamismus ein ſehr einfaches Religionsſyſtem, auch ein geſchloſſenes Quadrat. Der Geiſt und das Weſen deſſelben iſt Abgeſchloſſenheit — Stolz, Gewalt und Zwang mit Feuer und Schwert. Der Islamismus wollte folgerecht die ganze Welt in ſein Quadrat einſchließen — eine theokratiſche **Weltdeſpotie** gründen. Es gelang nur zu gut im Anfange, bis

ihm ein Damm geſetzt, und die vier Seiten des Vierecks geſchloſſen wurden. Seitdem wohnet in dieſem Bezirk fortwährend träge Ruhe, ein verſteckter Stolz und die höhnende Verachtung aller andern Religionen, welche der ruhende Löwe wie Ameiſen um ſich kriechen läßt. Es iſt kein Fortſchreiten in Religion und Philoſophie, in Kunſt und Wiſſenſchaft, ſeitdem einmal, in dem ſpaniſchen Chalifat, ariſtoteliſche Philoſophie, Natur- und Arzneikunde und mechaniſche Kunſt eine Zeitlang blühten, und auch da nur Begriffe, nicht aber Ideen, der Verſtand, nicht aber das Gemüth, erfolglos ſich bildeten. Dieſem trägen Sumpf ſteht eine Erſchütterung bevor, welche die Ausſaat und den Zugang des Lichts vorbereiten und anbahnen muß und wird.

Wie könnte man verkennen, daß das Syſtem des Römiſchen Papismus, ſo wie mit dem heidniſch-römiſchen Staatscultus, alſo auch mit dem Islamismus Ähnlichkeit habe; theils in ſeinem weltlichen Herrſchprincip, welches Alles außer und neben ihm, ſo lange es ſich nicht unterwirft, verdammt; theils in ſeinem ſichtbaren, die Stelle Jeſu Chriſti des Herrn vertretenden, und, mit dem Klerus, die ganze Kirche repräſentirenden Oberhaupte. Iſt denn ein ſo großer Unterſchied

zwischen dem: „Es ist ein Gott und Muhamed ist sein Prophet!“ und dem: „Es ist ein Heiland und der Pabst sein Stellvertreter!“? — Freilich, wesentlich und wichtig ist der Unterschied: daß dieses Römische Quadrat, woran Jahrhunderte lang die Herrschsucht und der Weltsinn gebauet haben, vorerst auf christlichem Boden stehet; und darnach, daß Jesus Christus und das Evangelium, wenn auch unter Schloß und Riegel, in demselben mit eingeschlossen ist. So kann — wer wollte es leugnen — bei solchen, die mit eingehäget sind, wahres, auf Gottes Wort gegründetes, Christenthum seyn; aber jemehr die Erkenntniß der Wahrheit zur Gottseligkeit in ihnen zunimmt, um desto mehr müssen die Schranken des Systems fallen und verschwinden. Denn, wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit und Klarheit mit aufgedecktem Angesicht. Dieses fühlend hat die Hierarchie von altersher die alleinige Herrschaft Jesu Christi zu beschränken, und dem Volke aus den Augen zu rücken gesucht. Wer weiß nicht, wie die durchaus antibiblische Verehrung der Jungfrau Maria, als der Himmelskönigin, die Verehrung des Herrn bei weitem überwog, und wie die große Zahl der hülfreichen Heiligen Ihn, das Licht der Welt, verdunkelten, und noch verdunkeln!

Wenn Petrus laut verkündet, daß „in keinem andern Heil und kein anderer Name den Menschen gegeben sey, darin sie können selig werden“ — wozu denn die Namen so vieler Heiligen, die zum Heil helfen sollen? Aber es liegt auch hier eine feine Klugheit zum Grunde. Durch die von den Päbsten kanonisirten Heiligen, unter welchen es verschiedene Stufen und Rangordnungen giebt, wird das hierarchische System und Princip auch in den Himmel versetzt, und das Volk, welches sie um ihre Fürbitte und Vertretung anruft, an das hierarchische Subordinations-System in der sichtbaren Kirche gewöhnt. — Dazu nehme man die Indulgenzen und den Schatz der überflüssigen guten Werke, deren Verdienst die Kirche, d. h. der Pabst und die Geistlichkeit, vertheilen, also Sünden erlassen kann! Wozu bedürfte es da noch eines Heilandes und Versöhners? — Und so wie diese Kirche, d. h. der Klerus, das Verdienst Jesu Christi unter Siegel und Beschlag genommen hat, also auch maßt sie sich den ausschließlichen Besitz des heiligen Geistes und seiner Gaben an. Sie allein hat ihn in ununterbrochener Reihenfolge von den Aposteln ererbt, und ist darum allein berechtigt und befähigt, den Sinn der Offenbarungen Gottes richtig zu erkennen, auszulegen und zu be-

ſtimmen; z. B. mit den Worten, Luk. 14, 23.: „Nöthige ſie (die Gäſte) hereinzukommen“ den Glaubens- und Gewiſſenszwang, und ſogar mit 1 Tim. 3, 2.: „Ein Biſchof ſoll ſeyn Eines Weibes Mann“ (wo das Eine Weib die Kirche bedeuten ſoll) den Cölibat der Geiſtlichen zu vertheidigen.

Somit behaupten wir, mit Hamann, was die ganze Geſchichte beweiſet: daß das römiſch-kirchliche Syſtem nichts anders ſey, als ein hierarchiſcher Deſpotismus, ein Reich von dieſer Welt, welches ſeit Jahrhunderten in ſeinen Principien ſich weder geändert hat, noch auch, ohne Gefahr ſeines Beſtehens, ſich ändern darf, noch kann. Selbſt wenn ein heldenkender und demüthiger Pabſt auf den h. Stuhl erhoben würde, wie deren etliche darauf geſeſſen haben, würde er doch nichts daran ändern können. Denn er ſitzt, wie ein Heiligenbild, zwiſchen der dreifachen Tiare und dem Stuhle eingeklemmt und von dem alten Syſtem, wie von einem Netz, umſchloſſen.

Aber was nicht aus dem hierarchiſchen Syſtem ſelbſt hervorgehen kann, das wird und muß die Zeit herbeiführen.*) Dieſe Zeit rückt immer näher

*) Wir gebrauchen dieſes Wort im Blick auf Ihn, der Zeit und Stunde ändert, Dan. 2, 21. Ihr Weſen iſt, alles

heran, mit Gottes Wort in der Hand. Wie will vor demſelben das vergängliche Princip des Hierarchismus beſtehen! Unmöglich! Dies fühlt auch die Römiſche Curie, und — wie kann ſie anders? — ſteift ſich um deſto mehr auf ihre alten Grundſätze. Der Verbreitung der h. Schrift werden alle mögliche Hinderniſſe in den Weg gelegt; der Jeſuitismus und die Propaganden leben wieder auf, neue Wunder werden verſucht und ausposaunt, von einzelnen Übertritten zur katholiſchen Kirche wird großes Aufſehen gemacht, woraus man den geheimen Schmerz abnehmen kann, den Beiſpiele von entgegengeſetzter Art erzeugen mögen. An mancherlei Inſinuationen und gefliſſentlicher Ausbreitung von Sophismen läßt es die bedrohete Curie und ihr Anhang auch nicht fehlen. Dahin gehört vor allen die durch Geſchichte und Erfahrung ſatt-

---

Zeitliche zu ändern und zu zerſtören. Tempus edax rerum. Sogar die von Gott ſelbſt geſtiftete Oekonomie des A. T. mußte allmälig der Fülle der Zeit weichen, und untergehn; die ganze Geſchichte iſt nichts anders, als Stromkarte einer Fluthung, die hier abreißt, dort anſetzt; oder, nach Daniel, das Fortrollen des einen unvergänglichen Felſen, der Alles, was ihm entgegenſteht, Gold, Silber, Erz, Eiſen und Thon zermalmt, um die Erde zu füllen.

ſam geſchwächte Behauptung: daß durch Verbreitung des evangeliſchen Lichts die Thronen und der Gehorſam der Unterthanen gefährdet würden; und daß die Reformation nichts anders ſey, als eine politiſche Revolution, woran freilich ſo viel wahr iſt, daß ſie ſich gegen die Politik und Geiſtes-Deſpotie Roms erhob, und immerfort, mit dem Schwerdt des Geiſtes, dem Worte Gottes in der Hand, ſich dagegen erheben wird. — Man muß der Curie und ihrem Anhange ſolche nichtige Behauptungen nicht zu ſehr verargen. Denn dieſe haben ihren Urſprung in einem krankhaften, ſympathetiſch-egoiſtiſchen Gefühl ihres eigenen kränkelnden und wankenden Zuſtandes, welches ſie auch gern Andern einreden und anſchwatzen mögte. —

Aber alle Gegenwehr nach außenhin hilft nichts; in dem innern Bezirk des hierarchiſchen Quadrats iſt Chriſtus, und ſein, wenn auch noch vor dem Volke verhülltes, Wort mit eingeſchloſſen; und je mehr Er, als der Weg, die Wahrheit und das Leben offenbar und erkannt wird, um ſo ſchneller müſſen die Schranken zerfallen, und das Licht hereinbrechen. Wie könnte vor ſeiner einfachen Geſtalt und mit ſeinem Reiche, das nicht mit äußerer Gebährde kommt, das Reich von dieſer Welt und was ihm angehört, beſtehen! Und wie will

man dem, wenn auch still und langsam, fortschreitenden Lichte ferner wehren? — Alle äußere Hemmungen und Gegenanstalten zeugen nur, wie zur Zeit des Herrn die öffentlichen und geheimen Machinationen der Pharisäer und Schriftgelehrten, von der schwachen und leicht verwundbaren Seite, die man zu vertheidigen sucht. Die Proclamation und Feier eines Jubeljahres und allgemeinen Sündenablasses ist heutzutage mehr geeignet, das Nachdenken über diese ultramontanischen Bestrebungen bei vielen katholischen Christen zu wecken, als das römische Principat zu befestigen. Tempi passati! sagte der Kaiser Joseph zu Pius VI., als dieser die Auctorität des h. Stuhls geltend zu machen versuchte. — Wie viel katholische Geistliche mag es geben, die im Geheimen ebenso denken, wie Sailer, Boos, Wessenberg, Henhöfer und die schlesischen Pfarrer, aber nur den Muth nicht haben, es zu bekennen, weil der Glaube noch nicht in ihnen die Welt überwunden hat. Andere, fromme und gläubige Katholiken, täuschen sich selbst mit dem Gedanken, die äußere weltliche Fassung der Hierarchie, sowie des Cultus, sey nur Symbol der unsichtbaren Herrschaft und Herrlichkeit Jesu Christi und seiner Kirche, und ein Bedürfniß des sinnlichen Menschen, um ihn zu dem unsichtbaren Ewi-

gen zu erheben. Aber auch dieſe Täuſchung, welche theils denen, die ihren Glauben an das Evangelium mit dem kirchlichen in Übereinſtimmung zu bringen ſuchen*), beſonders aber ſolchen zuſagt, die ohne Wiedergeburt, bloß durch äußere Handreichung, zum Frieden mit Gott und mit ſich ſelbſt gelangen möchten, muß vor dem hellen Lichte des Evangeliums allmälig verſchwinden.

Dieſem Lichte ſteht nur leider, als der treuſte Gehülfe des Papismus, ein anderes Pabſtthum, welches in der proteſtantiſchen Kirche ſeine meiſten Wortführer hat, entgegen; ich meine das Pabſtthum der Vernunft, oder des ſich ſelbſt alſo nennenden Rationalismus.**) Dieſes ſetzet der Ver-

*) Ich habe einen ſolchen, mir innigſt befreundeten, ächtchriſtlichen, katholiſchen Mann gekannt, der, ſeiner Confeſſion getreu, mit demüthig gläubigem Gemüthe in allen Anordnungen ſeiner Kirche und ihrem ſichtbaren Oberhaupte, nur den irdiſchen Reflex einer himmliſchen Ordnung und Herrlichkeit erblickte, und mit herzlicher Liebe die proteſtantiſche Kirche um dieſe Entbehrung bedauerte.

**) Paulus Coloſſ. 2, 8. nennt es die Philoſophia und loſe Verführung nach der Menſchen Lehre und der Welt Satzungen (Elementen), nicht nach Chriſto. Es ſind zwei Abwege, auf welche das Chriſtenthum von jeher ſich zu verirren in Gefahr ſtand, der politiſche, der zur Hierarchie, und der philoſophiſche, der zur Vernunft-

nunft, nämlich der eigenen, — denn wo wäre ſie ſonſt? — alſo ſich ſelbſt die dreifache Krone auf das Haupt, giebt ihr den Binde- und Löſeſchlüſſel in die Hand, und verwirft alle poſitive Offenbarungslehren, namentlich die Lehre von dem Fall und Sündenelend des Menſchen, von der Erlöſung und Verſöhnung durch Jeſum Chriſtum, und von der Rechtfertigung durch den Glauben; Lehren und Wahrheiten, die das Fundament des Chriſtenthums ausmachen und von welchen Luther ſagt: „Wo der Artikel (nämlich dieſer dreifache) weg iſt, ſo iſt die Kirche weg (nämlich die evangeliſche, als die Bewahrerin des göttlichen Wortes, worauf ſie gegründet iſt) — und mag keinem Irrthum widerſtanden werden, weil außer dieſem Artikel der heilige Geiſt nicht bei uns ſeyn will noch kann; denn er ſoll uns Chriſtum verklären.“ Dieſe unchriſtlichen, ja unvernünftigen Vernunftpäbſtler verſehen die Theodulſchen Gaſtmale fortwährend mit neuen Schaugerichten, auf Koſten der Reformation. Sehet da, ſchreit man von der andern Seite, die Proteſtanten, ſie ſelbſt bekennen es, haben nichts

vergötterung, Naturalismus, führt. Der erſte iſt die Verſuchung, durch eigenes Wort Steine in Brod zu verwandeln; der andere, durch eigene Kraft ſich von der Tempelzinne herabzulaſſen; beiden iſt die dritte nicht fern.

Positives, nichts, was Bestand hat, folglich nur Hirn- und Luftgespinnste, keine feste Basis für Sittlichkeit und Recht; und folglich ist die Reformation in ihrem innersten Wesen nichts anders, als eine Verleugnung aller Gottesoffenbarung und eine vermaledeite Selbstvergötterung! — Und wer könnte, in Hinsicht auf solche un- und antievangelische Vernunftprotestanten, diese Vorwürfe Lügen strafen! —

Sie, diese Lobredner und Prediger der Vernunft-Hierarchie, sind es, die am meisten der Verbreitung des evangelischen Lichts entgegenwirken. Der katholische Christ muß durch solche Menschen, die bei dem ungehinderten Gebrauch der h. Schrift, solche Behauptungen aufstellen, gegen das Licht des Evangeliums selbst mißtrauisch werden, und wohl gar den Verschluß der Bibel unter Schloß und Riegel gerecht und nothwendig finden. Wie könnte er das, was ihm seine Kirche, wenn auch mit manchen Irrthümern und Satzungen vermischt, darbietet, vor allen die Beruhigung wegen seiner Sünden, gegen diese luftigen Dinge, die er aus sich selbst nehmen soll, hingeben? Der Rationalismus in seinem innersten Wesen ist Unglaube, Vergötterung der Vernunft und des eigenen Ichs, welches keine Zeugnisse anderswoher, als aus sich

ſelbſt nehmen will. Daher führt nun eben das Glaubensbedürfniß, das jeder Menſch mit auf die Welt bringt, und ohne welches er kein Menſch werden konnte, — wofern es nicht gänzlich unterdrückt wird — entweder, wenn es lebendig erwacht, zu Schwärmerei und Aberglauben, oder in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche. Der Glaube hat Vernunft eben ſo nöthig, als dieſe jenen. Das reine Wort Gottes, das klare und einfache Evangelium, vereinet beide Gottesgaben zur ſchönſten Harmonie, und ſichert eben ſo ſehr vor Schwärmerei, als vor ſtumpfem und dummen Autoritätglauben an menſchliche Satzungen.

Darum, jemehr die evangeliſche Kirche, d. h. die Geſammtheit derer, die einzig und allein das Wort Gottes in der h. Schrift als Glaubensgrund anerkennen, eine evangeliſche ſeyn und werden wird, von dem Worte Gottes erleuchtet und belebet, und eben hiedurch unter einander zu einer geiſtigen Gemeinſchaft verbunden; um ſo mehr und kräftiger wird das Licht und Leben von ihr ausgehen, und ſich verbreiten, und ſomit aller hierarchiſche Sauerteig aus der chriſtlichen Kirche verſchwinden. Das iſt ihre, ſowie des Evangeliums, Beſtimmung. Aber darum hüte ſie ſich auch, daß ſie nicht unter einen Scheffel geſtellt, und durch

eigene Schuld in ein viereckiges System irgend einer Dogmatik eingehägt werde. Diese Gefahr bedroht sie vor allen in ihrem Kampf gegen den Rationalismus, durch dessen Anfälle sie zu einer feindseligen Stellung, gleichsam zu einer Verschanzung und Ueberschätzung der Außenwerke, sich leicht versucht finden kann. Die Kirche verwandelt sich dann, wie ihre Geschichte von altersher erweiset, in ein Feldlager; ihre Streiter kleiden sich in Uniform, die bekanntlich im Kriege hinreicht, die Wuth der Kämpfenden zu erregen, und die Person und das Wort, das αὐτος ἐφα, des Heerführers wird die Seele des ganzen Körpers. Das ist unevangelisch; denn der Geist des Evangeliums ist Wahrheit und Liebe, nicht aber irgend menschliches System. Einer ist euer Meister, Christus.*) Wo

*) Daß auch der hochherzige Luther also dachte, ist bekannt. So schrieb er an Melanchthon: „Es gefällt mir übel in eurem Briefe, daß ihr schreibt, ihr habet mir als dem Haupt in dieser Sache um meines Ansehens willen gefolgt. Ich will nichts heißen, auch nichts befehlen, will auch nicht Autor genannt werden. Du mußt nicht Luthers, sondern Christus Schüler seyn.“ — In s. Schrift v. d. babylon. Gefängniß der Kirche sagt er: „Nur für die Freiheit und Gewissen schreie ich, daß mit keinem Recht den Christen könne einerlei Gesetz aufgelegt

also irgend ein Mensch und dessen Wort und Ansicht, als Autorität, an der Spitze steht, oder vielmehr von der kämpfenden Parthei an die Spitze gestellt wird, wie es von jeher bei allen philosophischen Systemen und Schulen geschah; da ist System und unevangelisches Wesen. Desgleichen wo der Buchstabe den Geist des Evangeliums einengen und beherrschen, das Unbegreifliche in einen Begriff fassen, und diesen Begriff zur Sache selbst und zum Schibboleth des Glaubens machen will; da ist unevangelisches Wesen. Es ist bekannt genug, wie solches Unwesen, uns jetzt beinah unbegreiflich, sich in seinen ärgerlichen Früchten, z. B. bald nach der Reformation an dem Bischofssitze des h. Ansgars in den Zänkereien der Ubiquisten und ihrer Gegner offenbarte, wo die Zunge, dieses unruhige Übel, einen ganzen Wald anzündete.

Dieß war freilich eine natürliche Folge des Kampfs, den die Reformatoren gegen das hierarchische System siegreich gekämpft hatten, und wobei es eines um die evangelische Wahrheit geschlossenen Feldlagers bedurfte. Aber bald erwies sich auch in der unseligen Spaltung der Protestanten

---

werden, weder von Menschen noch von Engeln, als sie wollen. Denn wir sind frei von allen "

unter einander, daß ein Unterſchied ſey zwiſchen Syſtem und evangeliſcher Wahrheit, und daß letztere unmöglich durch jenes beſchloſſen werden könne. Man wollte einen Thurm erbauen, deſſen Spitze bis an den Himmel reichte; daraus entſtand eine neue Sprachenverwirrung. Der Grund derſelben lag darin, daß man das einfache Gotteswort verließ und menſchlicher Autorität ſich hingab. Die Reformatoren waren Menſchen, alle von der Wahrheit des Evangeliums durchdrungen; einig im Kampfe gegen die Hierarchie, erkannten ſie alle das Wort Gottes in der h. Schrift für die allgemeine Norm und Regel des Glaubens. Aber in Hinſicht ihres Geiſtes und Gemüths, ihres natürlichen Temperaments und Charakters waren ſie ſehr verſchieden, und dieſe Verſchiedenheit kam in dem Kampfe, den ſie zu beſtehen hatten, um ſo kräftiger zu Tage. Dies zeigte ſich vor allen und zuerſt, als man auf den unſeligen Gedanken gerieth, das h. Abendmal, den Mittelpunct und das heiligſte Inſtitut des Chriſtenthums, oder vielmehr die Lehre von demſelben, unter ein Syſtem und in einen Begriff zu faſſen, und ſomit ihre Beſtimmung dem Römiſchen Dogma entgegenzuſtellen. Die Römiſche Kirche behauptet die materielle Verwandlung durch Mitwirkung des Prieſters. Luthers Meinung und

Ansicht ist im Grunde die katholische, oder wenigstens streift nahe daran, nur daß er das Hierarchische, die Mitwirkung durch den Priester, und den zeitlichen und irdischleiblichen Act der Wandlung davon zu entfernen suchte, und die Wandlung selbst unter die Wörter in, mit und unter stellte. Man könnte sie die metaphysische nennen. Die alte Scholastik überflügelte hier den geistvollen Mann, und Wörter sollten das Unerfaßliche umfassen, und das Wort sakramentalisch alle Einreden abwehren. Luther, der rüstige Kämpfer für das Wort, glaubte jede Abweichung von dem buchstäblichen Sinn des: das ist — würde den menschlichen Satzungen und jeder Abweichung Thür und Thor öffnen. Er schrieb [illegible]s „gewaltige Wort" zu Marburg auf den Tisch und schlug mit seiner kräftigen Hand darauf: das ist! Zwingli, ein Mann von ganz anderm, nämlich weicherem und weiterem Gemüth, als Luther, wollte die Wandlung und das: das ist — nur in der Seele und dem Herzen der Abendmalsgenossen vorgehen lassen, und hielt sich dabei an das Wort des Herrn: Solches thut zu meinem Gedächtniß! Kalvin behauptet auch eine Wandlung, aber nicht die katholische materielle, noch auch Luthers metaphysische, sondern eine mystische; er versetzt sie in den Himmel und in Ver-

bindung mit dem verklärten Leib und Blut Christi. Alle drei waren sie von Gott erleuchtete, gläubige, zu einem großen segensreichen Werke ersehene, auf dem Einen Grunde stehende und zu Einem Zweck wirkende Männer; aber das war ihnen nicht gegeben, daß sie, wie Paulus, zwischen dem, was sie aus dem Geiste, und aus sich selber redeten, unterscheiden konnten. — Merkwürdig ist auch, daß Luther die Lehre von der Versehung oder Prädestination anfangs, im Sinn Augustins, auf das Bestimmteste vertheidigte, späterhin aber sie — nicht fallen ließ, viel weniger wiederrief — wohl aber als ein hohes göttliches Geheimniß betrachtete, welches man, wie er in seiner Vorrede zum Briefe an die Römer sagt, ohne durch Kreuz, Leiden und Todesnöthen geläutert zu seyn, nicht sonder Schaden und heimlichen Zorn wider Gott handeln könne. „Darum, setzt er hinzu, muß Adam zuvor wohl todt seyn, ehe er dies Ding leide, und den starken Wein trinke.“ Das Bild, welches der gemüthliche Augustiner von diesem transcendenten und transcendirenden Dogma gebraucht, ist auf jeden Fall sehr bedeutsam; besonders wenn wir uns alle als Kinder, denen noch nicht erschienen ist, was wir seyn werden, betrachten. So muß auch wohl der Heidelberger Katechismus gedacht haben,

der hierin nicht Kalvin's, sondern Luthers Beispiel folgt. —

Die Reformatoren waren also in ihren Systemen nicht völlig einig, wohl aber darin, daß sie das Wort Gottes als den einzigen Grund des Glaubens und der Wahrheit anerkannten; sie waren einig in ihrem Glauben an Jesus Christus und das Evangelium, nicht aber überall in ihren individuellen Verstandesansichten und Bestimmungen. Leider erzeugten sich aus letztern Spaltungen, die durch den Kampf der damaligen Zeit noch erweitert und schärfer begränzt wurden, und die Keime neuer Spaltungen in sich trugen und nach und nach entwickelten. Dieses Übel hat sich bis auf unsere Tage fortgepflanzt, und scheint mit dem Wesen des Protestantismus verwachsen. Dennoch ist und bleibt es unevangelisch. Der evangelische Glaube hängt nicht am Dogma, nicht am System; sondern allein am Worte. Das Wort aber, auch das menschliche Gotteswort zu Menschen geredet, ist nicht die Sache selbst, sondern Andeutung und Bild der Sache. Nun ists aber nicht anders möglich, als daß Wort und Bild in jedem Menschen, der es empfängt und in sich aufnimmt, sich eigenthümlich gestalte, und von demselben in eigenthümlicher Weise ausgesprochen und mitgetheilt werde.

Man vergleiche die Briefe des Johannes, Jakobus, Paulus und Petrus miteinander, und man findet in allen dieſelbe Wahrheit und denſelben Glauben; aber welche Verſchiedenheit der Darſtellung, auch des Stand- und Geſichtspunctes! Es iſt nicht anders denkbar, als daß in einem feurigen, poetiſchen und populären Gemüthe, wie Luthers, auch Chriſtus und ſein Wort ſich nach dieſer Eigenthümlichkeit anders geſtalte und ausſpreche, als in dem dialektiſch-philoſophiſchen, ruhig-ernſten Kalvin, und in dem univerſalen Zwingli. An dem offnen und gradſinnigen Luther ſehen wir theils die Herrſchaft des Syſtems über ihn, theils die Freiheit, die er behauptete. Erſtere z. B. verblendete ihn, daß er die Übereinſtimmung des Jakobus mit dem Apoſtel Paulus nicht erkannte, und vermöge der letztern bediente er ſich des vermeinten Rechts, dem Brief des Jakobus das apoſtoliſche Anſehn abzuſprechen. Ebenſo konnte der ritterliche Kämpfer für die einfache klare Wahrheit ſich in der bilderreichen Apokalypſe nicht zurecht finden, und ſpricht ſich geradezu darüber aus: „In dieſem Buche der Offenbarung Johannis laſſe ich auch jedermann ſeines Sinnes walten, will niemand an meinen Dünkel oder Urtheil verbunden haben; ich ſage, was ich fühle. Mir mangelt an dieſem Buche

nicht einerlei, daß ichs weder apostolisch noch prophetisch halte. —— Halte davon jeder, was ihm sein Geist giebt. Mein Geist kann sich in das Buch nicht schicken. Darum bleibe ich bei den Büchern, die mir Christum rein und hell darlegen." So dachte und sprach der aufrichtige Mann unbeschadet seines Glaubens seine Ansicht und Gesinnung offen aus, ohne dadurch Andern sein Bedünken zuzumuthen. Gewiß giebt es auch jetzt manche Christen, denen dieses Buch seinem Hauptinhalt nach ein verschlossenes ist, und die darin enthaltene Weissagung, wie Luthern, eine „stumme und verborgene." Will ein anderer, der an diesem Schlußstein der Offenbarungen Gottes sein hohes Wohlgefallen hat, jenem solches als einen Mangel auslegen; so mag er dieses thun, jedoch nur nicht als einen verschuldeten Mangel des Glaubens, worüber Keinem das Richten zusteht, sondern etwa, wie man sich selbst oder Andern Mangel an Gedächtnißkraft, Phantasie, poetischem Sinn und dergl. beizulegen pflegt. Auch die Erkenntniß und der Glaube haben, wie die Kirche, ihre Alter, und es giebt darin, nach Johannes 1. B. 2, 13. Väter, Jünglinge, Kinder.

Überhaupt soll und darf der evangelische Christ seinem gläubigen Bruder, der in der Hauptsache

mit ihm gleiches Sinnes und Glaubens ist, nicht zu gleicher Meinung und Ansicht in allen Stücken, worin er von ihm abweicht, zwingen wollen, oder ihm die Abweichung von derselben verargen. Es ist gegen die evangelische Freiheit und, was noch viel schlimmer ist, es wird dadurch Heuchelei erzeugt, und oftmals der evangelischen Wahrheit, als einem wissenschaftlichen System, der Eingang erschwert. So gab und giebt es z. B. wahrhaft gläubige, fromme Christen, welche bei der Feier des h. Abendmals nur an das einfache: „zu meinem Gedächtniß" sich halten, und darunter die lebendige herzliche Vergegenwärtigung des Herrn und Heilandes, seiner Leiden und seines Todes, seines Verdienstes und Vorbildes und seiner Verherrlichung verstehen, und jeder andern mystischen oder metaphysischen Idee unzugänglich sind. Wird man diesen den würdigen Genuß des h. Mahls absprechen wollen? — Ein anderes Beispiel! St. Augustin hält die Geschichte des Sündenfalls für eine Allegorie, oder Parabel.*) Soll man ihn, und welche mit ihm übereinstimmend denken; deßhalb des Unglaubens bezüchtigen, wenn diese die Wahr-

*) Figurata et in aenigmate proposita. de gen. ctr. Manich. 1. 2.

heit: daß die Sünde und der Tod durch einen Menschen in die Welt gekommen und zu allen Menschen hindurchgedrungen ist*) — für göttliche Wahrheit, und die historische Darstellung dieser Wahrheit für eine Offenbarung Gottes erkennen, der auch in Christo Jesu in Gleichnissen zu den Menschen redete? Um so mehr, da das N. T. auf die Thatsache als solche nirgend zurückkommt, noch ein Gewicht darauf legt, die Geschichte selbst auch in der Weissagung des Schlangenkampfs in die Allegorie übergeht. Es soll hiemit die historische buchstäbliche Wahrheit der Fallgeschichte nicht bestritten, sondern nur die Indifferenz der Ansicht in Betreff des christlichen Glaubens, insofern dieser auf Erkenntniß beruht, gezeigt werden. Auf jeden Fall liegt diese Thatsache über den Bereich aller menschlichen Geschichte hinaus, weßhalb selbst ein Vitringa eine allegorische Deutung annahm, welcher die von dem Apostel ausgesprochene Wahrheit zum Grunde liege. — Ebenso scheint es mir indifferent und dem gläubigen Christen überlassen, den Sonnenstillstand bei Josua als eine Sistirung des Sonnensystems buchstäblich zu verstehen, oder mit Jeremias Risler, daß die Sonne

*) Röm. 5, 12.

bei Tage und der Mond bei Nacht durch eine ſchwarze Gewitterwolke den Kananitern verdeckt worden ſey, den Iſraeliten aber geleuchtet habe;*) oder dieſe Nachricht „aus dem Buche der Frommen“ als eine poetiſche Schilderung der durch Gottes Kraft verlängerten Tageshelle zu deuten. Die Wahrheit: daß „der Herr der Stimme eines Mannes gehorchte und für Iſrael ſtritt“ — bleibt dieſelbige. So mag Jemand die Strafrede der Eſelin Bileams, mit R. Maimonides, Moldenhawer und Andern für ein dem Bileam allein hörbares Reden in einem Geſicht,**) ein Anderer für ein wirkliches Sprechen halten, jener unter den Orebim, die den Elias ſpeiſeten, mit der arabiſchen Überſetzung, Bewohner der Stadt Aurba oder Orba, oder wirkliche Raben verſtehen;

*) Jerem. Rißler hiſtoriſcher Auszug aus den Schriften des A. T. Gnadau. 1797.

**) Vergl. Apoſtgeſch. 22, 9. — Schwedenborg ſagt: „Das Reden eines Engels oder Geiſtes kommt zuerſt in das Denken eines Menſchen, und fließet hernach durch einen innern Weg in ſein Gehörwerkzeug ein, und beweget dieſes von innen. Daher wird das Reden eines Engels und Geiſtes mit dem Menſchen innerlich in dem Menſchen gehört, und weil es ebenfalls die Gehörwerkzeuge bewegt, eben auch laut vernommen.“

ſo kann und ſoll dieſes der Einigkeit im Geiſt und dem Glauben an Gottes Wort keinen Eintrag thun; ſowie z. B. die Erzählung des Herrn von dem Reichen Mann und Lazarus (Luk. 16.) gleiche Wahrheit iſt für den, der ſie als Parabel, wie für den, welcher ſie als eine wirkliche Geſchichte nimmt und anſieht; indem der erſtere, nach ſeinem Gemüthe, lieber in der allgemeinen Wahrheit die ſpecielle veranſchaulicht ſiehet, letzterer dagegen aus dem ſpeciellen Fall das Allgemeine zu erſchließen, vorzieht; beide alſo, nur von verſchiedenem Ausgangspunct, an einem Ziel und Endpuncte zuſammentreffen. Das ſollte überall der ὁδος κατ' ἐξοχην, der via vialis ſeyn. — Luther ſagt, die Theologie ſey Grammatik, Sprachkunde, angewendet auf die Worte des h. Geiſtes — und Hamann vergleicht die Schwierigkeit der Auslegung der h. Schrift mit der Schwierigkeit, die Figuren und Idiotismen einer Sprache in die andere zu übertragen, welche um deſto größer ſey, je mehr die Denkungsart der Völker verſchieden iſt, wodurch man ſich zu deſto mehr Abweichungen, Erſetzungen und Äquationen gezwungen ſehe. — Und iſt es folglich nicht Stolz und Liebloſigkeit, von andern das zarte und feine, äußere und innere Hörorgan zu fordern, welches man ſelbſt zu beſitzen meint?

Der geiſt- und gemüthvolle Bengel zeigt in ſeinem Gnomon ein ſolches zartes Gehör, daß er z. B. in den Sieben Worten des Herrn, wie ſie nur aus dem Geſammtevangelium zuſammengeſtellt werden können, eine vierſtimmige muſikaliſche Harmonie vernimmt, wo bald eine und einzelne, bald ſämmtliche Stimmen ſich hören laſſen, und unſere letzten Stunden, auch die ſieben Bitten des Vaterunſers, außerdem, in dem Gange der Melodie, myſteriöſe Andeutungen der Anfechtung- Leiden- und Kampfes-Stufen eines Chriſten, ihm entgegenklingen. Gewiß wird der ſelige Mann, den oft ein einziger Federzug der heiligen Schreiber wie ein Poſaunenſtoß dünkte, allen ſeinen Leſern nicht ein gleiches Ohr angeſonnen haben. — Aber iſt der Mann nicht ſelig zu preiſen, dem die einfachen Evangelien wie Sphären-Harmonie erklingen? —— Als ein Gegenſtück mag hier noch ſtehen, was der fromme Zinzendorf in der Vorrede zu ſeiner Überſetzung des N. T. — wunderlich genug — ſchreibt: „Was den Stylum der h. Schrift betrifft, ſo iſt der zuweilen wie wenn ein Zimmermann redet, wie ein Fiſcher, wie ein Mann, der von der Zollbude herkommt; bald wie ein Gelehrter, der kabbaliſtiſch ſtudirt hat, bald wie ein König redet, oder wie ein Mann,

der bei Hofe erzogen ist, und dergleichen menschliche Unterschiede findet man mehr. Ich glaube, unser Heiland selbst mag sehr platt geredet haben, und vielleicht manche Bauernphrasin gebraucht haben, dahinter wir jetzt etwas ganz anders suchen, weil wir den Idiotismum der Handwerksleute in Nazareth nicht wissen. — Mit der Zeitrechnung haben sich die lieben Apostel überhaupt sehr brouillirt. Denn sie haben des Heilands Zukunft so nahe und so genau bestimmt, und theils gewiß genug gemeint, sie würden sie erleben, wie auch den Untergang des Antichrists; ja es gar positiv gesagt; es ist aber nicht geschehen, und nach dem treuen Rath des Herrn (Apostg. 1.) hätten sie sich diese Untersuchung ersparen können." *) Ich würde diese Behauptung, welche kein Spangenberg, Risler oder Albertini unterschreiben wird, nicht angeführt haben, wenn sie nicht von einem Manne, dem das Evangelium das gröste Kleinod war, und

*) Bengel denkt hierüber ganz anders, indem er einestheils sagt, die Apostel hätten, wie wir vom Sterben und Tod, also von der Zukunft des Herrn geredet, und andern theils sey ihnen erst durch die dem Johannes geschehene Offenbarung die Zeit der Zukunft des Herrn, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag, die sie früher erwartet hatten, als eine entfernte, kund gethan.

deſſen Glaube und Liebe nicht bezweifelt werden können, niedergeſchrieben wäre. Sie ſtehet hier nur als aufrichtiges Zeugniß und Bekenntniß perſönlicher Individualität und temporeller Geiſtes- und Gemüthsſtimmung; alſo des Menſchlichen, das, wie bei dem frommen und edeln Grafen vielleicht die verfeinerte Hofſitte und ihr Dialect, ſo leicht, auch bei aufrichtigem Glauben und Wollen, dem Göttlichen ſich anhängt. — Nun mag ſich auch noch der Schuſter zu Görlitz hören laſſen, wie er in ſeinen theoſophiſchen Sendſchreiben ſagt: „Spricht auch ein Kraut, Blume, Baum zum andern: Du biſt ſauer und dunkel, ich mag nicht neben dir ſtehen? Haben ſie nicht alle eine Mutter, woraus ſie wachſen? Alſo auch alle Seelen aus Einer, alle Menſchen aus Einem. Warum rühmen wir uns Kinder Gottes, ſo wir doch unverſtändiger ſind, als die Blumen, und das Kraut auf dem Felde? Iſts nicht auch alſo mit uns, daß Gott ſeine Weisheit in uns offenbaret, gleich wie er die Tinktur der Verborgenheit in der Erden durch die Erde mit ſchönen Gewächſen offenbaret; alſo auch in uns Menſchen: wir ſollten uns vielmehr darüber erfreuen, und uns herzlich lieben, daß Gott ſeine Weisheit ſo vielfältig in uns offenbaret. — Und, als ein Gaſt, der einen Tanz in

einem Lande iſt, nicht alles erlernen mag, alſo gehet es uns auch.“ Und ſo kommen wir auf den bekannten Auguſtiniſchen Grundſatz: In der Hauptſache Einheit, in Nebendingen (d. h. ſolchen, wo die verſchiedene Ein- und Anſicht der Wahrheit keinen Nachtheil bringt) Freiheit; in allen Liebe!

Dieß, dünkt mich, iſt evangeliſch. Dadurch — und dieß wollen wir nur ſagen — daß man das einzelne Abweichende zu ſcharf hervorhebt, wird die Eintracht und gemeinſame Hauptſache gefährdet, und letztere in den Hintergrund geſtellt. Denn indem man auf die gleichförmige Anſicht und Annahme gewiſſer feſtgeſetzter Lehrformeln und Glaubensſätze beſteht, und darin das Weſentliche des Chriſtenthums und Chriſtenglaubens ſetzt, verfällt man in denſelben Irrthum und Fehler, welche man dem Rationalismus vorwirft, und in die Gefahr, den Erlöſer zu einem bloßen Lehrer und Religionsſtifter herabzuwürdigen. Auch auf dieſe Weiſe errichtet man einen Papismus und Glaubenszwang in der proteſtantiſchen Kirche, und die Glaubensnormeln und Formeln, die man im Munde führt und Andern aufdringt, ſind im Grunde nichts beſſer, als die Satzungen eines Tridentinums, und erzeugen nur gar zu leicht Heuchelei und Nachbe-

terei; beſonders aber ſind ſie geeignet, eben durch ihre egoiſtiſche Hartnäckigkeit und deſpotiſch-dogmatiſche Begriffsbeſtimmungen, die dem Geiſt der evangeliſchen Kirche zuwider ſind, Separatismus und Spaltungen zu erzeugen. Sobald man in Korinth die Wörter Kephiſch, Apolliſch, Pauliſch an die Spitze ſtellte, war es um die Einigkeit des Geiſtes geſchehen.

Damit ſoll aber keineswegs geſagt ſeyn, daß die Glaubenswahrheiten des Chriſtenthums mögen in der Schwebe gehalten werden. Nein, ſie ſollen feſt ſtehen und bleiben, wie das himmliſche Firmament, auf das einfache Gotteswort in der heiligen Schrift, und auf nichts anders, gegründet. Das allen chriſtlichen Bekenntniſſen gemeinſame, nicht blos den Umfang und Hauptinhalt, ſondern auch den Gang und die Stellung der Offenbarung nachweiſende, ſogenannte apoſtoliſche Symbolum kann als einfache Himmelskarte gelten, um alle Chriſten zu orientiren. Wer nun, im Bewußtſeyn und Gefühl ſeines Bedürfniſſes, die in dieſer — wie Luther das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß nennt — Geſchichte aller Geſchichten (historia historiarum) enthaltenen Glaubenswahrheiten als den Inbegriff der Offenbarungen Gottes anerkennt, wodurch er allein zu ſeinem verlornen

Heil und zur Gemeinschaft Gottes gelangen könne, und durch den Unterricht und nach Anweisung der heiligen Schrift, seine Erkenntniß und seinen Glauben zu mehren und zu befestigen sucht, der ist ein Christ, zu welcher äußern Confession er auch gehören mag. Wer hingegen mehrere, oder auch nur einen dieser Artikel leugnet, z. B. Jesum Christum nur für einen weisen und tugendhaften Propheten, Lehrer und Religionsstifter, nicht aber für den eingebornen Sohn Gottes, nach den Aussprüchen der Schrift, und als den Herrn und Heiland, durch welchen wir allein Vergebung der Sünde und Gerechtigkeit erlangen, erkennt, der kann auf den Namen eines Christen keinen Anspruch machen, welcher kirchlichen Parthei er auch angehöre. Jedoch erfordert der Glaube an die in Gotteswort geoffenbarten Wahrheiten nicht auch dieselbe und gleiche Ansicht und Erfassung derselben, eben so wenig, als gleichen Umfang.

Der Glaube ist ohne Erkenntniß unmöglich — die Erkenntniß liegt dem Glauben, wie die Speise dem Leben, immer zum Grunde; aber wie die Speise nicht das Leben selbst, also ist auch die Erkenntniß, obwohl Anfang und Grund des Glaubens, auch nicht der Glaube selbst. *) Der Glaube

*) Luther sagt: „So lange du das Fühlen, daß Gottes

iſt ein inneres Leben, und darum, wie jegliches Leben, eigenthümlich und mannigfaltig geſtaltet. Bei dem einen iſt er mit tieferer und umfaſſender Erkenntniß verbunden und bedarf derſelben, und bei dem andern iſt, bei geringerem Maaße der Erkenntniß, das Glaubensleben dennoch eben ſo kräftig, wonicht kräftiger und regſamer, als bei jenem. So giebt es wahrhaft gläubige evangeliſche Chriſten, denen Gottes Wort, etwa zuſammengefaßt in der erſten Frage des Heidelberger Katechismus, ihr Troſt im Leben und im Sterben iſt, die aber zugleich gern ſich beſcheiden und bekennen, daß ſie in der von ihnen fleißig geleſenen h. Schrift vieles nicht verſtehn, und deßhalb als nicht für ſie geſchrieben achten. Sie glauben mit freudiger Zuverſicht und dankbarer Liebe an die Erlöſung und Verſöhnung, ſo durch Jeſum Chriſtum geſchehen iſt, ohne das Bedürfniß zu fühlen, ſich es erklären zu wollen: aus welchem Grunde Gott uns unwürdigen Sündern nur dadurch, daß Chriſtus für uns am Kreuze ſtarb, ſeine Liebe kund thun konnte, und in welcher Weiſe wir durch ſein Blut

Wort wirklich das Wort Gottes ſey, noch nicht haſt, ſo lange haſt du gewißlich Gottes Wort nicht geſchmecket, und hängſt noch mit den Ohren an Menſchenmund und Feder.“

gerecht und vor dem Zorn behalten werden. (Röm. 5, 8. 9.) Sie empfinden kein Verlangen, gen Himmel zu fahren, um Chriſtum herab, noch in die Tiefe hinabzuſteigen, um ihn von den Todten heraufzuholen; ſondern das Wort vom Glauben iſt in ihrem Munde und in ihrem Herzen, gleichwie das Wort „Vater, Mutter, Bruder“ in dem Munde und Herzen eines Kindes. Jeſus Chriſtus der Gekreuzigte iſt ihnen die Sonne der Gerechtigkeit und des Heils, und Jeſu Blut und Wunden der alleinige Born der Gnade und des Troſtes; von den Strahlen der erſtern erleuchtet, fragen ſie nicht: wie ſie leuchte; und von dem letztern erquickt, begehren ſie nicht zu wiſſen: wie das Waſſer des Lebens aus ihm emporſteige, und die Kraft habe, den Durſt zu löſchen. Genug ſie haben es erfahren und erfahren es ſtündlich. Wollet ihr das myſtiſch nennen, ſo möget ihr es thun. Aber, ich meine, derjenige, der ſich an die Frühlingsſonne legt und ſich von ihr beſcheinen läßt, ohne weiter etwas von ihr zu wiſſen und zu denken, als was der 19te Pſalm von ihr ſinget und ſagt, iſt ſeliger als ein Anderer, der auf ſeiner Sternwarte eine Handvoll Strahlen ihr auszurupfen ſucht, um ihre Wurzeln zu zergliedern. Selig ſind, die nicht ſehen, und doch glauben. „Wenn man — heißt

es in den mehrmals angeführten v. Moserschen Briefen — Herzenswahrheiten, welche geglaubt, erfahren und geübt seyn wollen, mit gelehrten und vernünftigen Gründen begreiflich, plausibel und demonstrativ zu machen sucht, so prostituirt man sich und die Wahrheit: das Kreuz Christi, wird vernichtet." — Wie das allereinfachste Gebet, die Frucht des Glaubens und der Dankbarkeit, gleich jenem Morgengebet der Alpenwitwe, das nur in dem einen Laute: Oh! über den Segen ihrer Hütte sammt Kindern und Geislein sich aussprach, so viel Inhalt und Kraft haben kann, als eine ganze Litanei; so wird auch wohl der einfachste und einfältigste Glaube eines Kanaanäischen Weibleins neben dem eines Nikodemus und Franz Baco von Verulamio bestehen. Und wie das Gebet, um ein ernstliches zu seyn, nicht der Theorie einer Gebetslehre bedarf, so wird auch der einfache Herzensglaube an das Kreuz Christi und an das Wort von der Versöhnung dem auf ein folgerechtes biblisches System sich gründenden, an Kraft und Wahrheit nicht nachstehen.

Indeß soll ein solcher darum nicht verworfen, und eben so wenig beide einander entgegengestellt werden. Es giebt nur eine Wahrheit, aber die Seelen der Menschen sind verschieden, sowohl an

Art als Kraft der Receptivität; es giebt nur ein Licht, aber mancherlei Augen. Jener oben beſchriebene einfältige Glaube iſt nicht Jedermanns Ding; kann und ſoll es auch nicht ſeyn. Thomas und Maria Magdalena waren ſehr verſchiedene Gemüther; doch trafen ihr „Rabbuni!“ und ſein „Mein Herr und mein Gott!“ in einem Punct zuſammen. Der eine bedarf durchaus zur Begründung ſeines Glaubens an die Vergebung der Sünden und Verſöhnung mit Gott, d. h. der Vereinigung der ewigen Gnade und Liebe mit der ewigen Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes — eines Mittlers, der, um mit dem Heidelberger Katechismus zu reden, die Laſt des ewigen Zorns Gottes wider die Sünde an ſeiner Menſchheit ertragen und andere davon erlöſen, und ihnen die Gerechtigkeit und das Leben (in Gott) erwerben und wiedergeben könnte, — weil ihnen die Sünde als ein Majeſtätsverbrechen gegen Gott, als ſataniſche Entfremdung von Gott und Empörung gegen Ihn, erſcheint; ſo können ſie nicht wohl anders, denn von einem Zürnen Gottes gegen dieſelbige im Gegenſatz ſeines heiligen Weſens, als „eines verzehrenden Feuers,“ reden, und haben viele Ausſprüche der h. Schrift dafür anzuführen. Und wer wollte leugnen, daß durch dieſe Anſicht das Verdienſt des Sohnes Gottes im

höchſten Lichte, und die Sünde als das größte, ja einzig wahre Übel und Böſe in ſeiner finſterſten Abgrundsnatur, dargeſtellt werde? So gewinnt zugleich jedes Leid und jede Qual, die der Herr in dem Stande ſeiner Erniedrigung ertragen und erduldet, jeder Schweiß- und Blutstropfen, die er vergoſſen, eine höhere, ja eine unausdenkliche Bedeutung, und ſie fühlen ſich dadurch zur tiefſten Demuth und Dankbarkeit, aber auch zugleich, weil ſo vieles für ſie und nicht vergeblich geſchehen, zur größten Glaubensfreudigkeit und Verleugnung ihrer ſelbſt verbunden. — So meinen ſie auch, nur erſt am Schluß der Offenbarungen Gottes, im Angeſichte des Gekreuzigten, dem jüngſten und vertrauteſten ſeiner Apoſtel das hohe Wort: Gott iſt die Liebe! nachſprechen und dem andern Ausſpruch: Unſer Gott iſt ein verzehrend Feuer! gegenüber ſtellen zu dürfen. Dieſes Glaubensſyſtem — denn ein ſolches iſt es — könnte man den göttlich-hiſtoriſchen Weg nennen, inſofern er, über alles menſchliche Denken und Begreifen erhaben, blos von Gott ausgehet, und ſelbſt die gläubige Erkenntniß deſſelben, nach deſſen Ausſage, durch den heiligen Geiſt in dem Menſchen gewirkt wird. — Der Heidelberger Katechismus hat mit bewunderungswürdiger Schärfe und Klarheit dieſen Weg

gezeichnet. Er beginnt mit dem Verderben und Elend des Menſchen, und völliger Vergiftung ſeiner Natur durch muthwilligen Abfall und Ungehorſam. Die Wörter: Heiligkeit, Gerechtigkeit, Sünde, Geſetz, Zorn, Fluch, Opfer, Ewigkeit, Verdammniß werden im Gegenſatz der unendlichen Majeſtät und Heiligkeit Gottes, bis auf das höchſte geſteigert, und dadurch die pelagianiſche Sündenbeſchönigung und die Römiſch-katholiſche Werkgerechtigkeit vernichtet, ſomit aber auch die Barmherzigkeit Gottes in dem Werke der Erlöſung bis aufs höchſte erhoben, und darum auch das Leben der durch Chriſtum Erlöſeten darin geſetzt, daß „wir uns dankbar gegen Gott beweiſen und er durch uns geprieſen werde.“*) — Nach

*) Es iſt merkwürdig, daß die beiden Männer, die den Heidelberger Katechismus verfertigten, Zacharias Urſinus und Caſpar Olevianus, noch nicht das dreißigſte Lebensjahr erreicht hatten. Der den Katholiken beſonders anſtößige Zuſatz zu der 80ſten Frage, wogegen auch Napoleon, wiewohl vergebens, zu Felde zu ziehen gelüſtete, ſoll nicht von dieſen Männern, ſondern ein hochfürſtliches, mit dem Degenknopf beſiegeltes, Corollarium ſeyn, iſt auch eigentlich in dem Vorhergehenden nicht logiſch begründet. — Uebrigens muß man die Zeit der Entſtehung und darum die nothwendige antithetiſche Natur dieſes meiſterhaften und mannhaften Katechismus nicht außer Acht laſſen, um ihn zu würdigen.

dieſem Glaubenswege iſt alſo das Leiden und der Tod Jeſu Chriſti, als des Mittlers, der zugleich wahrer Gott und wahrer Menſch iſt, das alleinige wahrhaftige Sühnopfer für die Sünden der Welt zur Tilgung aller unſerer Schuld, und eines ewigen, weil göttlichen, Fluchs, der auf uns laſtete; für welche große Wohlthat wir nun uns Gott zu opfern verbunden ſind.

Dagegen meinen andere den Troſt der Erlöſung und Wiedervereinigung mit Gott auf einem andern Wege, auch im Glauben an die Ausſprüche der h. Schrift, gefunden zu haben. Wir glauben ihn den ethiſchen nennen zu dürfen, ſofern alle Ethik in ihrem letzten Grunde auf Erfüllung des heiligen Willens Gottes, — alſo im Gehorſam ſowohl des Glaubens, als des Thuns und Duldens, — beruhet. Dieſe nun ſagen: „Nicht der Tod am Kreuz, ſondern der reine Gehorſam in dem Tode am Kreuz, nicht das Leiden und Sterben ſelbſt, ſondern die Ergebenheit im Leiden und Sterben und die Heiligkeit des Sterbens, nicht das vergoſſene Blut, ſondern die Unſchuld des vergoſſenen Bluts, die gänzliche beſtändige Verleugnung ſeiner ſelbſt, iſt das heilige unbefleckte Opfer, welches dem göttlichen Geſetze völlig genug thut, und welches den, der es darbringt, vor Gott ge-

recht, heilig und selig macht."*) — Diese Theorie knüpft also die Erlösung nicht unmittelbar an den Tod Jesu, sondern an seinen Gehorsam im Tode, und gründet sich auf diejenigen Stellen der Schrift, welche diesen Gehorsam Jesu bis zum Tode am Kreuz besonders hervorheben, womit sie denn zugleich die Erhöhung und Verherrlichung Jesu, als des ewigen Königs und Hohenpriesters, (nach Phil. 2. und mehreren Stellen des Briefs an die Hebräer) in Verbindung bringt. Bei dieser Ansicht wird die Gnade und Liebe Gottes oben an gestellt, und die Schriftworte: Heiligkeit, Gerechtigkeit, Sünde, Gesetz, Zorn, Fluch, Opfer, Ewigkeit, Verdammniß gemildert oder beschränkt, hingegen die der menschlichen Würdigkeit, Seligkeit und Herrlichkeit, zu welcher der Gläubige durch die geistige Vereinigung mit Christo, als dem König des Himmelreichs, gelangen könne, gesteigert.

Es kann nicht die Absicht dieser eigentlich historischen Schrift seyn, diese verschiedenen Theorien und Systeme zu beurtheilen, und unserer eigenen Ansicht eine Art von Suprematie anzumaßen.

*) So: Sartorius Beiträge zur Vertheidigung der evangelischen Rechtgläubigkeit. Heidelb. 1825.

Jedoch hat der von der protestantischen Kirche sanctionirte Glaube, welcher die Erlösung und Versöhnung des Menschen dem Kreuzestode des Sohnes Gottes und seinem vergossenen Blute, als dem einzigen, freilich über allen Verstandesbegriff erhabenen, Mittel und Wege zu seiner Rechtfertigung, unleugbar die meisten und einfachsten Bibelstellen für sich anzuführen, und stellet zugleich sowohl die Heiligkeit und Majestät, und die Liebe und Gnade Gottes gegen seine in Sünde und Tod verfallenen und von Ihm getrennten Menschenkinder, als auch die Sünde selbst und die schreckliche Gewalt des Fürsten der Finsterniß, sowie die Nothwendigkeit und den Ernst der Buße und Wiedergeburt, in das helleste Licht.

Aber der Protestantismus überbietet sich selbst, indem er in dieses Geheimniß vom Kreuze, welches den Mittelpunct des Evangeliums ausmacht, in diese „heimliche verborgene Weisheit, welche Gott verordnet hat vor der Welt, zu unserer Herrlichkeit" (1 Kor. 2, 7.) — seine Verstandesconsequenz hineinbringen will. Überhaupt — sagen wir kecklich — ist es menschlicher Wahn und Stolz, in die Bibel, das durch einen Zeitraum von sechszehn Jahrhunderten als das consequenteste aller Bücher erwiesene Buch Gottes, seine Con-

sequenz einführen und es darnach messen zu wollen. Die h. Schrift ist nicht menschlich-consequent, und kann es nicht seyn, weil sie Gottes Worte und Geheimnisse uns in menschlichen Worten mittheilt. *) Wenn — sagen wir mit Hamann —

*) Ein populares Beispiel dieser menschlichen Consequenz findet sich in dem bekannten Liede von J. Niß: O Traurigkeit ꝛc. — Hier heißt es: „O große Noth, Gott selbst ist todt, am Kreuz ist er gestorben; hat dadurch das Himmelreich uns aus Lieb' erworben." Dieß ist nicht unbiblisch. Denn „das Wort, das Gott war, ward Fleisch" — Joh. 1, 14. und: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit Sich selbst. — Folglich hat Gott selbst gelitten, d. h. in menschlicher Gestalt die nothwendigen Folgen der Sünde auf sich genommen und getragen, um die Menschen sich zu versöhnen. Folglich ist der Ausdruck des Liedes — wie er es gewiß in des frommen Sängers Gemüth gewesen — auch in sich wahr und folgerichtig, obwohl dem reflectirenden Verstande nicht blos unbegreiflich, sondern auch, in Vergleichung mit andern Bibelausspruchen, nur einseitig — nur dem Gemüthe — wahr. — Das anderthalbhundert Jahr alte Lied hat auch seine Geschichte gehabt, und darf nicht mehr in seiner ersten Tracht erscheinen. — Mr. Malan, Pasteur des Momiers à Genève, erzählt in seiner Schrift: Le Protestant vraiment catholique, ein kleines katholisches Mädchen, dem er auf dem Gebirge begegnete, habe ihm auf die Frage: Savez vous, qui est Jesus? geant-

die göttliche Schreibart auch das alberne, das unedle — und, wir ſetzen noch hinzu das inconſequente — erwählet, um die Stärke und Ingenuität aller Profanſcribenten zu beſchämen; ſo gehören freilich erleuchtete, begeiſterte, mit Eiferſucht bewaffnete Augen eines Freundes, eines Vertrauten, eines Liebhabers dazu, in ſolcher Verkleidung die Strahlen himmliſcher Herrlichkeit zu erkennen. Dei dialectus Soloecismus.

Dieſem Beſtreben, die h. Schrift unter die Bothmäßigkeit einer menſchlichen Verſtandesconſequenz zu bringen, verdanken auch die vielfältigen Streitigkeiten in der chriſtlichen Kirche über die Gnadenwahl oder Prädeſtinationslehre ihren Urſprung. Der h. Auguſtin gab dazu bekanntlich das erſte Signal in ſeinem Kampf mit Pelagius und Cöleſtin, der die Lehren von der Sünde, der Gnade und dem freien Willen hauptſächlich betraf. Beide Partheien lagen ſehr weit aus einander; Auguſtin behauptete, Pelagius und ſeine Parthei leugnete gänzlich die erbliche Verderbtheit der menſchlichen Natur, und ſo waren

---

wortet: Jesus est notre Dieu, fait chair et mort pour nous. — Er meint, ein proteſtantiſches Schulkind würde blos geantwortet haben: C'est le sauveur du monde.

ihre Meinungen diametrisch entgegengesetzt. Darum mußte der Streit desto heftiger und das Lager, das man vertheidigte, desto schärfer begränzt und befestigt werden. Je bestimmter und nachdrücklicher Augustin das sündliche Verderben des Menschen verfocht und in den tiefsten Schatten stellte, in desto höherem Lichte mußte Gottes freie Gnade und Barmherzigkeit, und sein freier Wille erscheinen. So entstand die systematische Lehre von der Prädestination, oder unbedingten Versehung Gottes; welche Augustin auf Bibelsprüche, z. B. Joh. 3. Phil. 2, 13. 2 Kor. 3, 5. 6. und besonders des Röm. 9. zu begründen suchte. Daß St. Augustins Gemüth und sein früheres Leben auf die Bildung seines Systems Einfluß hatte, läßt sich wohl nicht leugnen. Augustin trug zwar über den Pelagius und seine Parthei den Sieg davon; jedoch suchte man in der abendländischen Kirche — die morgenländische hat sie nie angenommen — die Strenge seines Systems zu mildern. Überhaupt hat dieses System in der katholischen Kirche, wo es späterhin besonders von den Jesuiten angegriffen, von den Jansenisten, wie früher von den Thomisten, vertheidigt wurde, aus begreiflichen Ursachen, nie recht Platz gewinnen können. *)

*) Die Reformation brachte diese in der katholischen Kirche

In der proteſtantiſchen Kirche zur Zeit der Reformation trat das Auguſtiniſche Syſtem von der Verſehung wieder kräftig hervor. Es konnte nicht wohl anders ſeyn. Es liegt in dieſer Lehre eine Oppoſition gegen die Römiſche Kirche. Obgleich ſie den Pelagianismus verdammt hat; ſo hegt ſie doch deſſen in ihrem Schooße, und ſie denkt nicht ſo gar ſchlimm von der menſchlichen Natur, und deren Verderbniß. Sie iſt eine göttliche Amme, und kann und will das Kindlein ſtillen. Der Proteſtantismus aber redet einzig von dem menſchlichen Verderben, und von der Gnade Gottes durch

beinahe verſchollene Lehre wieder in Anregung. Zu Trient wurde heftig darüber, für und wider, geſtritten, und Paul Sarpi ſagt, daß die gelehrteſten und angeſehenſten Theologen ſie in aller Strenge behauptet; andere aber d'une moindr ereputation (dieß will Courayer in ſeinen Anm. nicht zugeben) s'opposoient à cette Doctrine, la taxant de dure, de cruelle, d'inhumaine, d'horrible, d'impie etc. Hist. du Concile de Trente etc. T. 1. 369. — Die Beſchlüſſe dieſes Concils wurden ſo unbeſtimmt abgefaßt, daß beide Theile ſich damit begnügen und ſie zu ihrem Vortheil deuten konnten. — Als die Bremer Deputirten zur Dordrechter Synode dieſe Lehre auch für hart erklärten, ſoll ihnen geantwortet ſeyn: Ja wel, t' is hart; maar wy kunnen het niet en helpen.

den Glauben an Jesum Christum. — Der Protestantismus fordert eine tiefe innere Buße, einen völligen Untergang des alten Menschen, ein Gekreuzigt- und Begraben-werden mit Christo, und ein neues Leben in Christo; die Römische Kirche verlangt nur äußere Buße und Beichte, und den Glauben, wie sie selbst ihn vorschreibt, ohne diesem Maaß und Ziel zu bestimmen, und als Frucht des Glaubens nur Gehorsam gegen die Kirche.*) — Der Protestantismus behauptet, daß es der Einwirkung des h. Geistes zu der Wiedergeburt bedürfe; die Römische Kirche ist selbst die Ausspenderin der Gnade und Gnadenmittel. — Endlich die protestantische Kirche muß folgerecht die Anzahl

*) Wohldedächtlich reden wir hier von der Römischen Kirche im Gegensatz der katholischen, und behaupten, daß Jemand ein guter Katholik seyn könne, ohne Römisch-katholisch zu seyn, wie z. B. Sailer, L. v. Eß und andere. — Die Römische Kirche befolgt auch nur eine biegsame Consequenz der Klugheit, die mit sich selbst und mit ihren eigenen Concilienbeschlüssen, selbst mit dem Tridentinum, wenn es die Umstände heischen, in Widerspruch tritt — wie ihr solches L. v. Eß in Betreff des Bibelverbots nachgewiesen hat. — Wir kämpfen nur gegen den hierarchischen Sauerteig in der katholischen Kirche, nicht gegen die Kirche selbst und ihre Genossen, die wir von Herzen lieben.

ihrer wahren Mitglieder, die „Gemeine der Heiligen", der wahren Christen auf eine kleine Heerde beschränken; sie ist ideal, mystisch. Die Römische Kirche dagegen ist menschlich, nicht ideal, sie zählet ihre Genossen; sie erklärt die Mystik für Ketzerei, und verfolgt z. B. einen Fenelon, Martin Boos, Goßner ꝛc., und freut sich zwar des gewonnenen Stolbergs, als eines gehorsamen Sohnes, aber schwerlich seines, im Ganzen vortrefflichen, Büchleins von der Liebe. —

So mußte die Prädestinationslehre, insofern sie alles auf die Gnade Gottes in Christo zurückführt, den Reformatoren in ihrem Kampfe mit der Römischen Kirche, die sich selbst die Kraft selig zu machen zuschreibt, als eine Hülfstruppe willkommen seyn. Luther folgte gänzlich dem Augustinschen Lehrbegriff und vertheidigte ihn mit dem größten Eifer gegen Erasmus, in seiner Schrift: De servo Arbitrio, oder, daß der freie Wille nichts sey. Um die Hitze, womit Luther das System seines ehemaligen Ordensheiligen vertheidigte, zu würdigen, müssen wir erwägen: Erstlich lebte in ihm die lebendige Überzeugung, daß er von Gott dazu berufen und erwählet sey, seine Kirche zu reinigen und zur alten Einfalt zurückzuführen. Dieser Glaube war um so fester, da in

der That das ganze Reformationswerk in Luther selbst vorgegangen war, bevor er Hand an das Werk legte. Die Frage: Was muß ich thun, daß ich selig werde? war von kindauf der Ernst seines Lebens, dabei das Gebet ihm ein natürliches Bedürfniß seines Herzens, mit allem seinen Lernen und Studiren, als nothwendige Hülfe, stets verbunden gewesen. Seine Schuljahre verflossen unter Armuth und Entbehrungen; der plötzliche Tod seines Freundes und andere Erschütterungen stellten dem tief fühlenden Jünglinge die Heiligkeit und Herrlichkeit Gottes, und in deren Lichte die Nichtigkeit der Welt und die eigene Sündhaftigkeit lebendiger vor die Augen, und mit größerem Eifer und Ernste suchte er nun die Rettung und den Frieden seiner Seele. — Der Anfang des 16ten Jahrhunderts war eine ernste Zeit, um so ernster, je mehr das nächtliche Dunkel des Hierarchismus sie beschattete, und in je grellerem Widerspruch mit dem Ernste der Leichtsinn der Geistlichkeit stand.*)—

*) Wie Luthers biederer Vater über die Geistlichkeit dachte, und daß er seinen Sohn nicht in ihren Reihen wissen wollte, ist bekannt. — Beweiset nicht auch die Begierde, womit der Ablaß gekauft wurde, eben so sehr den Ernst, als die Verblendung des armen Volks? — In Rom selbst sah Luther den Leichtsinn und Unglauben der höchsten Geistlichkeit bis zum Erstaunen gesteigert.

Die ernſte Frage, die Luthern auf dem Herzen lag, führte ihn unwiderſtehlich in das Kloſter und Mönchthum, wo er die größten Mühſeligkeiten, Plagen und ekelhafteſten Arbeiten, als Büßungen, geduldig ertrug, aber ohne ſeinem Ziele näher zu kommen, bis ihm, dem tödtlich Kranken, jener alte fromme Mönch die Barmherzigkeit Gottes in Chriſto Jeſu zur Vergebung der Sünden verkündigte, und ſo den glimmenden Tocht anfachte. Von nun an forſchte er in der Schrift, das Licht gieng immer heller ihm auf; ſein Glaube wuchs, und weil er glaubte, redete er, und verkündete der Welt ſeinen Glauben. So wurde Luthers eigene Reformation die Reformation der ganzen Chriſtenheit.*) Ihr Fundament und Kern iſt die Rechtfertigung durch den Glauben an die Gnade Gottes in Chriſto. (Röm. 3, 24. Epheſ. 2, 8. 9.)

*) Ja, der ganzen Chriſtenheit, auch da, wo ſie nicht hin und hindurch gedrungen iſt, oder unterdrückt wurde. Die Hierarchie hat zwar keine andere Geſtalt, wohl aber eine andere Stellung angenommen; ſie ſteht auf der Lauer; und die Bluthochzeiten und Ketzergerichte waren nur einzelne Tatzenſchläge. — Was in Spanien und Portugall rumort, was iſts anders, als der Sauerteig des Evangeliums, den die Maſſe des Phariſäerthums zu erdrücken ſtrebt? —

Nachdem Luther ſelbſt das Geſetz des Papismus erfüllt, und die Gnadenmittel der Römiſchen Kirche angewendet, aber darin ſein Heil, das er mit Furcht und Zittern ſuchte, nicht gefunden hatte, wurde er, von Gott erleuchtet, ein evangeliſcher Chriſt, gerecht nicht durch die Werke, ſondern durch den Glauben allein.

Hieraus erſieht man leicht, wie der Glaube an die alleinige Wirkſamkeit der erwählenden und berufenden, erleuchtenden und beſeligenden Gnade Gottes ſich mit dem innerſten Leben dieſes gottſeligen Mannes, der wie Moſes aus dem Waſſer gezogen war, um ein Werkzeug zur Erlöſung ſeines Volks zu werden, verſchmelzen mußte. Sein Muth und ſeine Demuth beruheten auf dieſer Ueberzeugung; ſein Werk wurde dadurch ganz Gottes Rath und Werk, und er ſelbſt nur deſſen Werkzeug. Eine reflectirende Scheidung deſſen, was Gottes und was ſeines Knechts ſeyn möchte, konnte nicht ſtattfinden. Außerdem hatte ihm die Auguſtiniſche Lehre von der Gnadenwahl in Bekämpfung des Ablaſſes große Dienſte geleiſtet. Da nun aber der feine Erasmus, der die Reformation, als eine Reaction gegen Hierarchie und Mönchthum, im Herzen billigte, aber wegen der Jahrgelder, die er von dem von Luther hart angetaſteten Hein-

rich VIII. und andern gekrönten Häuptern genoß, nicht länger ſchweigen durfte — eben jene Lehre Luthers mit den Waffen, welche ihm (ſo ſagt Vater in der Fortſetzung der Henke'ſchen Kirchengeſchichte) nicht bloß ſeine Gelehrſamkeit und ſein Scharfſinn, ſondern hier das Sträuben des menſchlichen Gemüths gegen jene harte Lehre, in die Hände gaben, beſtritt; da fühlte ſich Luther, dem die Achſelträgerei des Erasmus ohnehin zuwider war, gedrungen, im Harniſch des Syſtems hervorzutreten. Späterhin machte Kalvin dieſen noch niet- und nagelfeſter, und die Synode zu Dordrecht nahm ſich heraus, ihn zur Uniform der reformirten Kirche zu hämmern und zu ſtempeln.

Obgleich Luther — „dieſer große Geiſt, der, wenn er nicht etwa aus einem Eifer gegen gewiſſe Schwarmgeiſter redete, eben ſo edelmüthig geſinnt war, als Moſes, welcher einigen Privatlehrern nicht ſteuern wollte, ſondern wünſchte, daß das ganze Volk Gottes weiſſagete. 4. Moſ. 11, 25.“*) — ſeine Lehrmeinung hinſichtlich der Gnadenwahl, nie wiederrufen hat; ſo ſprach er ſich doch in der Folge viel milder darüber aus. Er mißbilligte wenigſtens die Ideen ſeines Freundes Melanchthon nicht, wel-

*) Vertraute Briefe ꝛc. herausg. von J. C. L. Moſer 1761.

cher erſt dem Auguſtiniſchen Syſtem zugethan, allmählig davon abging und die eigene Thätigkeit des Menſchen nicht ausſchließen wollte.*) So konnte auch Luther bei ſeinem lebendigen Glauben und tiefem Gefühl unmöglich die Ausſprüche der h. S. in ein Syſtem zwängen oder demſelben unterwerfen wollen. Luther fühlte und lernte einſehen, daß es vermeſſen ſey, über die Freiheit des göttlichen Willens und Wohlgefallens, und ſeiner freien Gnade und Erwählung nach dem Maaßſtabe des menſchlichen Denkens und Wollens ſich ein Urtheil anzumaßen. So ſagt er ſelbſt: „Als fern ſich nun Gott verbirget, und von uns hie nicht will erkennet ſeyn, da ſollen wir uns nicht kümmern, und gehöret dahin recht eben das Wort des h. Ambroſius: Was über uns iſt, das gehet uns jetzt nicht an.“ —— „Iſt das nicht ein fürwitzig Forſchen, wenn ich mich unterſtehe, daß die ewige göttliche Verſehung, die billig frei iſt, billig frei über allen Creaturen ſchwebet, ſoll ſich zur Freiheit meines

*) Der ſogenannte Synergismus, der bald nachher wieder der Grund von vielen Streitigkeiten in der proteſtantiſchen Kirche wurde. In den mehrmals angeführten Briefen von Moſer wird dem Melanchthon zur Laſt gelegt, „er habe die Scholaſtik, die Luther aus dem Hauſe geworfen, zur Hinterthür wieder hineingelaſſen.“

Willens reimen?“ Ferner ſagt er: „Das ſollen wir merken, Gott in ſeine Rathſtube zu gucken uns nicht unterſtehen, ſondern vielmehr uns um das bekümmern, was uns im Wort iſt offenbaret, und ſeinen offenbarten Sinn daraus verſtehen lernen.“ — Eigentlich, ſo ſcheint es, ſuchte Luthers Herz auf dem Wege des Verſtandes in der Lehre von der Verſehung einen Troſt gegen die traurige, ihn beſonders betrübende Erfahrung, daß das Häuflein derer, die an Jeſum Chriſtum wahrhaft glauben, ſo äußerſt klein ſey, gegen die große Zahl derer, welche die Gnadenanſtalt Gottes in ſeinem Sohn verwarfen. Die Löſung dieſer betrübenden Erſcheinung in der chriſtlichen Welt ſuchte Luther in dem verborgenen Rathſchluß Gottes, der, wie er von Ewigkeit her die Gnadenanſtalt durch ſeinen Sohn beſchloſſen, alſo auch die Wirkſamkeit derſelben und ihre Gränze beſtimmt habe. Er hielt ſich hiebei an diejenigen Ausſprüche der h. Schrift, die ihm ſolches klar auszuſprechen ſchienen, warnte aber zugleich auf das nachdrücklichſte vor allem Speculiren und Diſputiren über dieſes Geheimniß, als einem Eingeben des Teufels. So ſpricht er ſelbſt in ſeiner Streitſchrift gegen Erasmus: „Wir ſagen aber hie, wie vor, daß man den heimlichen Gotteswillen der Majeſtät nicht forſchen ſolle, ſon-

dern davon die fürwitzige Vernunft abweisen, welche allezeit Christum, den Glauben, die Liebe, das Kreuz, stehen läßt, und will im Himmel über die Wolken fahren, ehe ihr Federn wachsen.“ Kurz, sowie Luther eine specielle Vorsehung Gottes, die auch die Haare auf dem Haupte zählt, in allen Lebensereignissen, glaubte; also auch in Betreff der Gnadenanstalt Gottes zu unserer Erlösung eine specielle Versehung.*) — Im Grunde hatte also der gottselige Mann, der eine allgemeine Gnade in Gott nicht leugnete, nichts anders als die Worte des Apostels Paulus Röm. 11, 33—36. im Herzen.

Die Kämpfe und Spaltungen, welche, besonders nachdem Kalvin sein, nicht von Augustin entlehntes — denn ein Nachbeter der Kirchenväter war der große Mann keineswegs — sondern aus der Tiefe seines Geistes und Herzens geschöpftes System mit dialektischer Schärfe aufgestellt hatte, daraus in der protestantischen Kirche entstanden, sind bekannt. Diese beseufzen wollen, ist unnöthig;

*) So sagt Luther zu Sprüchw. 25, 27.: „Fragen wir doch nicht darnach, warum Gott den Einen reich, den Andern arm machet, Einen gesund, den Andern lahm und krüplicht, sondern sprechen: Es ist des Herrn Wille also.“ —

denn ſo müßten wir die ganze Univerſalgeſchichte beſeufzen. Es mußte alſo gehen; die Frage war ein hiſtoriſches Product der Reformation, und die ausgezeichnetſten Männer der damaligen Zeit nahmen daran den lebhafteſten Antheil. *) Man gieng von der h. Schrift und der darin enthaltenen Geſchichte des Reichs Gottes auf Erden aus, wovon ja die Reformation eine Fortſetzung ausmachte. In derſelben fand man, was Paulus im neunten Kapitel ſeines Briefes an die Römer lehret: Abrahams Berufung, Jakobs Erwählung, Eſaus Verwerfung, Moſes Errettung, Pharao's Verſtockung und Iſraels Beſtimmung zum Volke Gottes. Dazu die kräftigen Stellen, die Alles einzig und allein auf Gott zurückführen, und dem Menſchen alles Eigene nehmen. Anſtatt nun die unergründliche Tiefe der Weisheit und Erkenntniß Gottes in ſeinen Wegen anzubeten, und etwa das alte

*) Es iſt ein Zeichen von großer, nicht ungewöhnlicher, Flachheit, wenn man meint, die großartige und kühne Idee ſolcher Männer, wie Auguſtin, Luther und Kalvin, mit einem ſeichten Räſonnement und einigen Bibelſprüchen abweiſen zu können, und ſie ſo zu behandeln, als ob jene Männer nicht auch geglaubt und gewußt hätten, daß Gott die Liebe und in ihm kein Wechſel noch Veränderung des Lichts und der Finſterniß iſt.

Document aus des Herrn Munde Jeſai. 55. einzuſehen, und ſich dabei zu beruhigen, führte die Zeit dieſe frommen und geiſtreichen Männer in die Tiefen der Speculation und des Syſtematismus. Sie begnügten ſich nicht, die Wirklichkeit und das Daſeyn des Reiches Gottes auf Erden zu erkennen, ſondern ſie wollten auch die theoretiſche, Gott zugewandte, unerforſchliche Seite aufſpüren, und die Fäden der Gnadenwaltung Gottes — freilich, wie ſie meinten, nach Anleitung bibliſcher Ausſprüche — bis in das innerſte Heiligthum, bis in das Herz Gottes, verfolgen. So ſuchten ſie die kreaturliche Form der menſchlichen Willensfreiheit, die, eine Gabe aus der Hand des Schöpfers, von ihm ihre Einrichtung empfangen hat, mit der unerforſchlichen Freiheit und Gnade Gottes in Übereinſtimmung zu bringen, und das Verhältniß des göttlichen und menſchlichen Willens gegen einander zu beſtimmen. Daraus entſtanden nun Syſteme, die um ſo conſequenter waren, je ſtrenger und ſchärfer ſie begränzt wurden. *)

*) Z. B. die Concordienformel ſchloß die eigene Thätigkeit des Menſchen bei der Bekehrung aus und verwarf den Synergismus. Indem aber die Verfaſſer derſelben die Allgemeinheit der göttlichen Gnade behaupteten und den unbedingten Rathſchluß mißbilligten, befanden ſie ſich in

Aber dieſe Conſequenz iſt, obwohl auf Bibelſprüche ſich gründend, dennoch das Product einer Verſtandesoperation. Denn die Bibel iſt, vor allen in dieſem Puncte des Wiſſens, nicht ſyſtematiſch conſequent, und will es nicht ſeyn. Sie verlangt von dem Menſchen den Glauben an die demſelben geoffenbarte unſichtbare Welt, und das Bewußtſeyn ſeiner gänzlichen Abhängigkeit von derſelben und ihren Einwirkungen und Kräften. Aber die Art und Weiſe dieſes Verbandes mit dem unſichtbaren hat ſie ihm ſo wenig kund gethan, als die der Vereinigung ſeines Geiſtes mit ſeinem Leibe und der materiellen Welt, oder des Verbandes der Erde mit der Sonne und der Beſchaffenheit ihrer Einwirkung auf dieſe. Dies ſind Geheimniſſe, über die Gränzen menſchlicher Denkkraft und Sprache erhaben, und können daher auch nicht mitgetheilt werden. Sie ſagt: Ein hörend Ohr und ſehend Auge macht beide der Herr. Die Wahrheit dieſes

einer Verlegenheit, woraus ſie ſich nicht zu retten, ſondern welche ſie nur zu verbergen wußten. S. Münſcher's Lehrbuch der Dogmengeſchichte. In dieſer Verlegenheit befindet ſich noch immer die einſeitige Erwählungstheorie der lutheriſchen Kirche. S. D. F. Schleiermacher über die Lehre von der Erwählung; in der Theolog. Zeitſchrift. 1.

Ausſpruchs, ſowohl im Leiblichen als Geiſtlichen, wird kein Menſch bezweifeln. Auch wenn der Herr ſelbſt ſpricht: Wer hat den Sehenden und den Blinden gemacht? Habe ich es nicht gethan, ich der Herr? — ſo werden beide, der Sehende und der Blinde, es bejahen, und der erſte billig Aufforderung zum Dank, und zur mitleidigen Hülfe gegen den andern, und dieſer zur Geduld und Ergebung darin finden. Sie können auch beide fortfahren zu argumentiren: So wie alle unſere Tage ehe keiner derſelben noch da war, alſo war auch dein Sehen und meine Blindheit von Ewigkeit her auf Gottes Buch geſchrieben; alſo war es ſein Wohlgefallen. — Aber darf der Sehende nun fortfahren zu ſagen: Wie meine ſehende Augen eine unverdiente Gabe und Gnade Gottes ſind, ſo iſts von Ewigkeit ſein abſoluter Wille geweſen, daß dieſe Gnade dir nicht wiederfahren iſt, noch je wiederfahren ſoll. Nach ſeiner unbeſchränkten Machtvollkommenheit hat Er gewollt, daß Einige eines ewigen Sehens ſich erfreuen, andere einer ewigen Verblendung anheim fallen ſollen. Kann nicht ein Töpfer aus ſeinem Thon machen, was er will? Gefäße zu Ehren und zu Unehren?

Wir wählen dieſes Beiſpiel, damit daraus erhelle, daß die Prädeſtinationslehre zwar auf einer

consequenten, aber nur menſchlich-consequenten, d. i. auf beſchränkte Verſtandesbegriffe und Folgerungen gebauten Speculation beruhe, welche mit dem Begriff die unerfaßliche Idee, mit dem Verſtande den verborgenen Rathſchluß Gottes, und mit dem Zeitlichen das Ewige zu bewältigen ſtrebt. *) Die Schrift hat und will ſolche Conſequenz nicht, ſie ſpricht: Schaffet, daß ihr ſelig werdet mit Furcht und Zittern; denn Gott giebt beides das Wollen und Vollbringen! — Eine Parallele dieſes Spruchs wäre etwa: Thut die Augen auf und freut euch des Sehens; denn Gott giebt beide, das Licht und die Sehkraft. — Man könnte fragen: ob das Sehen ein activer oder paſſiver Zuſtand ſey? ob die Sehkraft das Licht einſauge, oder ob das Licht die Sehkraft wecke? ob der Arzt, der den Staarblinden heilt, die gebundene Sehkraft löſe oder nur dem Lichte den gehemmten Zugang öffne? **) —

*) Wohin dieſe Conſequenz führen könne, jedoch den ſcharfſinnigen Kalvin keineswegs führte, zeigt die angeführte Abhandlung von Schleiermacher.

**) Ein neuerer franzöſiſcher Schwedenbergianer will aus dem Evangelium Johannes erkannt haben: daß das äußere Licht uns nicht von der Sonne zukomme, ſondern, unter dem Einfluß der Sonne und der andern Geſtirne, aus der Erde zu jenen convergirend emporſteige und ſo die er-

Der geheilte Blinde wird ſich nicht in ſolche Fragen einlaſſen, ſondern mit dem Jüngling im Evangelio antworten: „Eins weiß ich wohl', daß ich blind war, und bin nun ſehend." — Dieſer Jüngling war von den Phariſäern ausgeſtoßen. — „Und es kam vor Jeſu — fährt der Evangeliſt fort zu erzählen — daß ſie ihn ausgeſtoßen hatten. Und da er ihn fand, ſprach er zu ihm: Glaubeſt du an den Sohn Gottes? Er antwortete und ſprach: Welcher iſt es, auf daß ich an ihn glaube? Jeſus ſprach zu ihm: Du haſt ihn geſehen, und der mit dir redet, der iſt es. Er aber ſprach: Herr, ich glaube; und betete ihn an. Und Jeſus ſprach: Ich bin zum Gericht auf dieſe Welt gekommen, auf daß, die da nicht ſehen, ſehend werden, und die da ſehen, blind werden." — Sapienti sat! — Wie unbegreiflich, ſagen wir mit A. von Haller, iſt die Vermiſchung des Ewigen mit dem Vergänglichen, des Unerſchaffenen mit dem Geborenen, des Herrn aller Welt mit dem Leiden!

Das Wiſſen bläſet auf; es führet vom Glauben ab, wenn es Grund und Fundament des Glau-

---

leuchtete Atmoſphäre bilde, durch welche wir die Sonne als einen dunkeln Körper ſehen. — Archives du Christianisme. Octob. 1827.

bens ſeyn und der Glaube darauf gebauet werden ſoll; die Erkenntniß iſt Frucht des Glaubens. Jenes Wiſſen hat Ähnlichkeit mit der Kunſtkennerei und Liebhaberei, wie ſie jetzt, auf ein bloßes Wiſſen und ſogenannten Geſchmack gegründet, ſich häufig findet, ein eitles und leeres Spiel treibt, Schulen und Syſteme bildet, wovon die wahre Kunſt nichts weiß; welche, eher als die Regel, ein inneres Leben iſt, das die Regel in ſich trägt, und in That und Leben darſtellt. Daher, wo das Syſtem dem Glauben voranſteht und dieſen unter ſeinen Gehorſam gefangennimmt, da giebts Stroh- und Stoppelbau, den das Feuer verzehrt. Dagegen aber wollen wir das Syſtem, welches, aus dem Glaubensleben irgend eines Menſchen hervorgegangen, derſelbe in dialektiſcher Weiſe und Form darzuſtellen, nach der Eigenthümlichkeit ſeines Weſens und ſeines Herzens ſich bewogen gefühlt hat, deßhalb noch nicht verwerfen, weil es unſerer Anſicht nicht gänzlich zuſagt, ſondern die Individualität des Urhebers und die beſondere Form ſeines inneren Lebens darin ehrend anerkennen. Nur dagegen proteſtiren wir, daß irgend ein Syſtem, ſey es Luthers oder Kalvins, Zwinglis oder Melanchthons, die Augsburgiſche Confeſſion oder Concordienformel, der Heidelberger Katechismus oder

Spangenbergs Idea fidei, Lavater oder Schleiermacher, über das Wort Gottes und über die evangelische Kirche herrsche. Selbst das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß kann für keine Glaubensnorm, sondern nur für eine menschlich verfaßte, den Inbegriff der Haupt-Glaubenswahrheiten in treffender Kürze umfassende Formel gelten, welche der Beurtheilung des göttlichen Worts unterliegt. *)

Wir müssen nie vergessen, daß die Reformation, d. h. die Herstellung der Kirche in ihre ursprüngliche Form, nur angefangen, bei weitem aber nicht vollendet ist. Wir meinen dieses nicht in dem Sinn der heutigen Schwärm- und Freigeister, welche der Vernunft — Frau Hulda, d. i. die Kranke, nennt sie Luther — das Zepter

*) Z. B. der Artikel von der Höllenfahrt Christi. Da kein ausdrückliches Bibelwort solche beweiset, so hat der Christ die Freiheit, sich diesen Ausdruck, als Besiegung des Höllenreichs, (1. Kor. 15, 55.) oder, mit Kalvin und den Heidelbergern, als Bezeichnung seiner tiefsten Erniedrigung und Leiden am Kreuz, oder (nach 1. Pet. 3, 18—20.) als Offenbarung in der Geisterwelt zu denken, oder auch, mag er übrigens später eingeschaltet seyn oder nicht, als einen menschlichen ganz zu verwerfen. — Denn eine apostolische Theopneustie dürfen wir dem Symbolum nicht beilegen.

in die Hand geben möchten. So verstehen wir auch unter ursprünglicher Form jene, die vor den Zeiten Constantins in der christlichen Kirche die herrschende war, und im einfältigen Glauben an das Wort des Herrn und seiner Apostel, sich nur an dieses, gleichweit entfernt von der Gnosis als von der Skepsis, hielt.

Auch wollen wir die Reformation nicht, als ein zeitliches Ereigniß, auf die im Anfang des 16ten Jahrhunderts in dem Völkerleben hervortretende religiöse Umwandlung beschränkt wissen. Das Evangelium selbst ist Reformation, sowie des einzelnen Menschen, so der ganzen Menschheit. So erwies es sich im Judenthum und Heidenthum als der Sauerteig, der die beiden Scheffel Mehl in Gährung setzen, und, das Weltliche ausscheidend, eine Neugeburt der Völker bewirken sollte.*) Als das Christenthum die Staatsreligion des Römischen Weltreichs geworden war, begann in diesem der Kampf zwischen dem Evangelium und der Welt,

*) Auch im A. T. war ja nie Stillstand, sondern ein stetes Fortschreiten, wenn auch nicht des Volkes Israel, ja trotz dessen mehrmaligen Rückschreitens — doch des göttlichen Erziehungsplanes. So von Moses auf Samuel — David — die Propheten bis zum Schluß der alten Offenbarungszeit.

die es zu unterdrücken oder, was daſſelbe iſt, zu verweltlichen ſuchte. Darum iſt die Kirchengeſchichte faſt durchweg nur eine ſkandalöſe Chronik, aus dem einfachen Grunde, weil der Glaube und die Wahrheit unſichtbar und unhörbar ihren Weg gehen, das Reich von dieſer Welt aber mit Geberden und Poltern einherſchreitet. Doch hat die ſtille Gährung des Worts der Wahrheit in allen Jahrhunderten nie gänzlich aufgehört, und immerdar, auch in den finſterſten Zeiten, ihre nicht genug zu preiſenden Zeugen gehabt. Mit dem Beginn des 16ten Jahrhunderts trat ſie in die Zeit, ebenſowenig Luthers und Zwingli's Werk, als die Erlöſung Iſraels aus Ägyptenland ein Werk Moſes war; darum auch, wie letztere, nicht damit vollendet, daß wir Ägypten im Rücken haben, ſondern immer fortſchreitend in Abrahams kindlichem Glauben, zur Erfüllung der ihm gewordenen Verheißung. Was Iſrael an Abraham hatte, haben wir an dem, der eher war, denn Abraham, und an dem Bilde der ächten Abrahamskinder der erſten Zeit des Chriſtenthums.

Luther ſelbſt hatte anfangs kein anderes Ziel im Auge, als: nicht bloß die Lehre der chriſtlichen Kirche zu reinigen und die Gewiſſensfreiheit wieder herzuſtellen, ſondern auch die Chriſtenheit zu der

urſprünglichen Einfalt der erſten apoſtoliſchen Gemeinen, ſo viel an ihm war, durch die Reformation zurückzuführen. „Aber — ſagt er ſelbſt — dazu fehlt es uns an Perſonen und Leuten.“ — Jedoch das iſt auch nicht der Weg Gottes von altersher, durch einen Menſchen den Vorſatz ſeiner Gnade ganz zu vollenden, und ſelbſt Moſes, der Mann Gottes, ſah das verheißene Land nur von ferne, ohne hineinzukommen.*) Solches geſchiehet darum, damit die Menſchen ein Wort Gottes, welches er durch Menſchen ausführt, nicht für Menſchenwerk achten. Alſo auch die Reformation iſt nicht Luthers oder der Reformatoren, ſondern des Herrn Werk. Aber wie der Herr von jeher durch Menſchen ſein großes Heilswerk fortgeführt hat, ſo wird er es auch ferner halten. Nur tritt hier der große Unterſchied ein, daß der wahrhaftige Prophet, Hoheprieſter und König in die Welt gekommen iſt, und es nun bei ſeinem Volke, dem

*) Luther fehlte vielleicht auch wie Moſes, darin, daß er im Vertrauen auf ſeinen Stab den Felſen zweimal ſchlug, und ſprach: Werden Wir euch, ihr Ungehorſamen, auch Waſſer aus dieſem Felſen bringen. 4 Moſ. 20, 12. — Man hat auch geſagt: Lutherus anterior in cruce ſey beſſer geweſen, als Lutherus posterior in luce Auf jeden Fall: Luther war ein Menſch.

königlich-priesterlichen, keines sichtbaren Hohenpriesters und Oberhaupts, noch auch der Zeichen, Wunder und Weissagungen mehr bedarf. Dies meinte auch der Reformator, wenn er sagt: „Wir werden alle durch die Taufe zu Priestern geweiht, unter denselben werden aber einige zum Amte gewählt ꝛc. — Es ist nur ein Unterschied äußerlich des Amtes halber, dazu Einer von der Gemeine berufen wird. Aber vor Gott ist kein Unterschied, und werden nur darum etliche aus dem Haufen gezogen, daß sie anstatt der Gemeine das Amt treiben, welches sie alle haben, nicht aber mehr Gewalt haben, denn die Andern.“ Und in demselben Geiste sagt er: „Der Glaube muß alles thun; er ist allein das rechte priesterliche Amt, und läßet auch niemand anders seyn. Darum sind alle Christenmänner Pfaffen, alle Weiber Pfäffin, es sey jung oder alt, Herr oder Knecht, Frau oder Magd, gelehrt oder Laie; hier ist kein Unterschied, es sey denn der Glaube ungleich.“ — Dem Reformator schwebt hier das Bild der ersten Christengemeinen vor der Seele, die Ein Herz und Eine Seele beständig blieben bei der Apostellehre, und in der Gemeinschaft und im Brodbrechen und im Gebet und lobeten Gott mit Freuden und einfältigem Herzen. (Apostg. 2 u. 4.)

Freilich iſt dieſes ein Ideal, welches nur durch den einfältigen Glauben und die ungefärbte Liebe derer, die dem Licht der Welt ſo nahe ſtanden und in deſſen Glanze lebten, erreicht wurde. Aber es iſt in dem Weſen des Evangeliums gegründet, und jeder wahrhaft Gläubige trägt es in ſeinem Herzen, und kann und ſoll es zunächſt in ſeinem Hauſe und in dem Kreiſe ſeiner Freunde verwirklichen, oder ſich demſelben annähern. In der neuern Zeit hat Zinzendorf, dieſer eben ſo geiſtreiche als gläubige Mann, in ſeiner kleinen, ſoviel als möglich von der Welt abgezogenen Gemeine dies Ziel erſtrebt. Er ſelbſt erwartete nicht, daß die klöſterliche Form, die er der Brüdergeſellſchaft gab und, um ſeinen Zweck zu erreichen, geben zu müſſen glaubte, beſtehen ſolle und werde, und ſagte deßhalb: „Wenn wir auch wieder aufhören, ſo iſts genug, daß wir unſere Zeit geſalbt haben.“ Was man aber auch an dieſer chriſtlichen Gemeinſchaft tadeln mag,*) z. B. die ſyſtematiſche Form,

*) D. J. Feßler in ſ. Rückblicke auf ſeine ſechzigjährige Pilgerſchaft. Breslau. 1824. tadelt an der Brüdergemeine, daß „ſie nur, nach ihrem eigenen Geſtändniß, um ſich der Jurisdiction der Conſiſtorien zu entziehen, das Episkopat geſucht habe, übrigens ihren Biſchöfen, als ſolchen, keinen Sprengel, keine andere Macht

welche nur reinen Weizen in sich verpflanzen will, und darum dem Unkraut oft die Form des Weizens geben muß, sowie mancherlei anderer Zwang und Kunst, die dem Gesetz der Freiheit nicht angemessen scheinen; so ist sie doch darin, daß sie aller Streitfragen sich enthält, und das Wesen des

als zu ordiniren, und auch dieses nur, an den Auftrag der Direction gebunden, einräume.“ Dieser Tadel beweiset nur den eigenen hierarchischen Consistorialsinn des Bischofs Ignatius Feßler, und daß er die heurige bischöfliche Würde, als eine hohe kirchliche und Hof-Charge, nicht aber das Amt des apostolischen Zeitalters im Auge hatte. — Ferner wirft er derselben vor: „daß sie in Abwesenheit der Bischöfe und Presbytern das h. Abendmal von Diakonen consecriren lasse, was in der apostolischen Kirche nie und nirgend gestattet gewesen.“ Aber die Diakonen sind ja ordinirte Gehülfen der Prediger. Was könnte sie denn hindern, das h. Abendmal zu consecriren (was übrigens auch nur menschliche Form und unnöthig ist) und auszutheilen? Was F. sonst tadelt, ist nicht ohne Grund; doch hätte er bemerken sollen, daß die Unität eine fortwährende Reform und Reformation will und gestartet. — Psychologisch merkwürdig ist, daß die beiden ehrwürdigen und gelehrten Kathedermänner Rössel und Knapp der Brüdergemeine so zugethan waren. War dies, wie ein Dritter meinte, ex argumento securitatis? — gleichsam ein Ruheplätzchen zwischen den theologischen Ambages? —

Chriſtenthums in den einfachen dankbaren Herzens Glauben an Jeſus Chriſtus, der für uns geſtorben und unſere Gerechtigkeit iſt, ſetzet, ein Muſter für die chriſtliche Kirche; und das allgemein das Herz Anſprechende der einfachen, dem Urchriſtenthum ſich annähernden Form des äußern Cultus dieſer Gemeine, beurkundet wenigſtens den geheimen allgemeinen Wunſch einer Rückkehr zu der verlorenen Einfalt, welche überhaupt das Siegel der Wahrheit, im Glauben wie im Leben, iſt. Daſſelbe Verlangen nach der alten apoſtoliſchen Einfältigkeit ſpricht ſich auch in den faſt überall entſtehenden ſogenannten Conventikeln oder Erbauungsvereinen aus, in welchen gemeinſchaftlich geſungen, Abſchnitte der h. Schrift geleſen und gebetet wird. Ihre jetzt ſo häufige Erſcheinung iſt vielleicht eine Folge der ernſten Zucht, welche mehrere Decennien hindurch über einen großen Theil des chriſtlichen Europa, beſonders über unſer deutſches Vaterland ergieng, zum Zeugniß: daß alles Fleiſch, wie Gras iſt, und alle Herrlichkeit des Menſchen, wie des Graſes Blume, und daß nur das Wort bleibet. Mögen auch ja zuweilen Menſchlichkeiten oder Mißbräuche dabei ſtatt finden, ſo ſind ſie doch erfreuliche Erſcheinungen unſerer Zeit; beſonders jemehr ſie ſich dem Worte, das unter uns verkündigt wird, an-

schließen, und der kindlichen Weise sich nähern, womit z. B. Katechumenen und Confirmanden sich vereinigen, den christlichen Unterricht, den sie von ihrem Lehrer empfangen haben, gemeinschaftlich zu wiederholen, und sich unter einander in der Wahrheit und Gottseligkeit zu stärken. Hie und da bilden sie auch eine aus ihrem Herzensbedürfniß erwachsene, wenn auch nicht absichtliche, Opposition gegen das Wort, das unrechter Weise öffentlich verkündigt wird. Anderswo schließen sie sich, löblich, der Missions- und Bibelverbreitungssache an, und können auf diese Weise nicht bloß für diese, sondern zugleich in dem nähern Kreise für die Sache Gottes segensreich wirken. *) — —

*) Wir können uns nicht enthalten, hier eine Stelle aus den mehrmals angeführten vertrauten Briefen von F. C. von Moser von 1761, als auch jetzt noch anwendbar, anzuführen. — „Wenn ich bei jetziger Windstille die ganze Conventikelsache überdenke, so muß ich es für ein schlechtes Kennzeichen unsers jetzigen Zustandes ansehen, daß man Tauf- und Spielgelage in öffentlichen und Privathäusern, Zechen der Handwerks-Brüderschaften, sogenannte Kränzchen guter Freunde und geschlossene Gesellschaften gelehrter Leute dulden, und entweder deren Zulässigkeit oder gar deren großen Nutzen verfechten kann, sogleich aber, wenn einige Leute in Gesellschaft beten und singen und über Gottes Wort handeln wollen, gefährliche

Wir müssen in der That den wohlgeneigten Leser um Nachsicht und Verzeihung bitten, wenn wir fürchten, der Natur unserer Feder zu sehr nachgegeben und uns in abgelegene Räume verirrt zu haben. Wir wollten eigentlich nichts weiter sagen, als was unser deutscher Kirchenvater kernig und körnig in folgenden Worten ausspricht: „Die Seele kann alles Dinges entbehren, ohne das Wort Gottes; und ohne das Wort Gottes ist ihr mit keinem Dinge geholfen. Wo sie aber das Wort hat, da bedarf sie auch keines andern Dinges mehr, sondern sie hat an dem Worte genug: Speise, Freude, Friede, Licht, Kunst, Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit, Freiheit und alles Gutes überschwenglich." — Und das Wort hat man durch den Glauben, und der Glaube ist ein Werk des Herzens, nicht des Kopfes und Verstandes, und — sagen wir mit dem lieben Martin Boos — „Gott will dein Herz, und nicht deinen Kopf!" Darum giebt es in seinem Worte so viele Wahrheiten, die du

---

Folgerungen vermuthet, und auf einen präcisen Beweis dringt, daß die conventicula zur Seligkeit absolute nöthig wären, da man sonst in allen erlaubten Sachen jedermann verstattet, sich nicht nur desjenigen zu bedienen, was ad esse, sondern auch dessen, was ad bene esse gereichet."

glauben, aber nicht begreifen kannſt und ſollſt. Glauben aber kann ein Kind, und je höher und tiefer jene Wahrheiten ſind — und dies ſind eben die allertröſtlichſten und heilſamſten, wie das von Gott unter uns aufgerichtete Wort von der Verſöhnung — um deſto mehr Kindlichkeit und Herzenseinfalt bedarf es, ſie zu faſſen und zu haben. Hingegen je mehr Speculation, Theorie und Demonſtration über geoffenbarte Wahrheiten und Geheimniſſe, welche die Schrift deutlich ausſpricht, um deſto mehr ſchwindet der Glaube. Dies beweiſet leider die ganze Kirchengeſchichte von den Speculationen der philoſophirenden Parthei unter den erſten Chriſten an, bis auf die Ubiquitätsſtreitigkeiten der neuern Zeit herab.*) Es tritt alsdann eine Verſtandeshierarchie ein, die ſchlimmer als jede andere, weil ſie eigentlich die Schlange im Paradieſe repräſentirt, die da ſpricht: Eure Augen werden aufgethan werden, und ihr werdet ſeyn, wie Gott, und wiſſen, was gut und böſe

*) Ein anderes Beiſpiel geben die Kunſt- und Dunſt-Philoſophieen unſerer Tage, welche den Gürtel des Orions zu löſen großmächtig vorgeben, und eine nach der andern wie Meteore tief unter den Sternen zerplatzen. Nachdem mehrere andere verpufft ſind, ſteigt in der Mark eine neue empor.

iſt.*) Vor dieſem Hierarchismus hat ſich vor allen die proteſtantiſche Kirche zu hüten, um ihrem Namen Ehre zu machen, und den edlern einer Evangeliſchen zu verdienen.

Wir kehren nun zur katholiſchen Kirche zurück, für welche wir, wie Yorik für ſeinen Lorenzo, ein beſonderes tendre haben, und deßhalb innigſt bedauern, daß ſie außer dem feſten prophetiſchen Worte in der h. Schrift, die ſie doch als die ſpecielleſte und höchſte Offenbarung und den Grund aller Offenbarungen Gottes anerkennt, noch andere fortgeſetzte und ergänzende Gottesoffenbarungen, nämlich eine fortgehende Tradition, in deren Beſitz ſich der Klerus zu befinden behauptet, ausdrücklichen Beſtimmungen der Schrift entgegen, ſtatuirt, und folglich ihre Gläubigen eines unſchätzbaren

*) Die Schlange hat freilich, nach ihrer Weiſe, gelogen, auch in dieſer letzten, wie in allen andern Verheißungen. Denn, was gut und böſe iſt, hat noch keine Philoſophie erforſcht, vermag es auch nicht. Nur das Eine weiß ſie: daß Gutes gut und nicht böſe iſt, und daß Böſes bös und nicht gut iſt. Das weiß aber der geſunde Menſchenverſtand eben ſo gut, vielleicht noch beſſer, als die transſcendirende Philoſophie, die dem erſten Grunde nachſpüret, warum ein Student kein Rhinoceros, und ein Rhinoceros kein Student iſt.

Guts und Vorrechts, nämlich des freien eigenen Glaubenslebens und eigener freier Prüfung, beraubt. Dieses iſt der Zuſtand dieſer Kirche, ſeitdem die Hierarchie ſie beherrſcht, und deren Princip ſie durchdrungen hat. Wir wollen dem Ausſpruch des h. Cyprian, nach rechtem Verſtändniß, des Wortes: Kirche, gern beiſtimmen: „Daß Niemand Gott zum Vater habe, der die Kirche nicht zur Mutter hat.“ *) Aber iſt denn die Kirche, welche den Spruch des Kirchenvaters ſich aneignet, auch bei den Gläubigen, wie Paulus bei den Theſſalonichern, „mütterlich geweſen, wie eine Amme ihrer Kinder pfleget?“ Fand ſie nur darin, wie der Apoſtel, ihre Herzensluſt, „ihnen mitzutheilen das Evangelium Gottes, ohne Ehre zu ſuchen bei den Menſchen, ſondern allein bei Gott, der das Herz prüfet, damit ſie Nachfolger werden möchten der Gemeinen Gottes in Judäa in Chriſto Jeſu?“ **) Wir antworten ohne Bedenken: Nein! ſondern die Geſchichte beweiſet, daß dieſer mütterliche Sinn ſich in der Römiſchen Kirche je länger je mehr in dem Lauf der Zeiten gemindert, und

*) „Nemo habet Deum patrem, qui non habet ecclesiam matrem.“.

**) Worte des Apoſtels aus 1. Theſſ. 2.

in einen überwältigenden Herrschersinn verwandelt, ja, oft Wolfsnatur angenommen hat. Statt die Gläubigen, wie eine Glucke ihre Küchlein um sich zu sammeln, oder als eine Mutter die Kindlein erst mit der Milch der lautern Wahrheit zu tränken, und dann als ein Vater zu dem Maaße des vollkommenen Alters durch die stärkere Speise zu erziehen — finden wir in der Geschichte je länger je größere Entfernung des Wortes Gottes, je länger je mehr Anhäufung von Menschensatzungen, die theils nicht in Gottes Wort gegründet sind, theils mit demselben, ja mit andern Grundsätzen der Kirche, sogar mit den Beschlüssen des Trientischen Concils, z. B. der Rechtfertigungslehre (Sess. VI. c. 7.) in offenbarem Widerspruch stehen. — Alles dieses um den Koloß der Hierarchie, das Reich von dieser Welt, aufrecht zu halten, und die Christen, die theuer erkauften, unter den Gehorsam eines blinden Autoritätglaubens zu zwingen und einzupferchen.

Dies ist der Stand der Römischen hierarchischen Kirche. Es ist zu verwundern, wie dieses Gebäude menschlicher Klugheit und Herrschsucht, welches die Denkfreiheit und das Gewissen unter Zwang stellt, und dem Christen die magna Charta seines Glaubens, die Bibel, vorenthält oder ent-

zieht, ſich ſo lange hat behaupten können. Es muß demnach wohl irgend einen feſten Grund haben. Dieſer iſt kein anderer, als worauf jede Religionsverfaſſung ſich gründet, nämlich der äußere Cultus. Er iſt der Centralpunct, um welchen alle Genoſſen, die gebildeten und ungebildeten, ſich ſammeln, oder, wenn man lieber will, der Leib, durch welchen das geiſtige Princip und Syſtem zuſammengehalten, und der Corporationsgeiſt (esprit de Corps) ſo kräftig — je dummer deſto fanatiſcher — belebt wird. Der Menſch bedarf eines ſolchen äußern Vereinigungspuncts und ſinnlichen Verbandes, ſey es auch nur ein von Raſen oder Steinen aufgerichteter Altar, oder eine heilige Eiche; und ſo lange dieſe ſtehn, hält er ſich daran, oder ſchafft ſich neue.*)

So iſt es vor allen der in ſeinen Grundzügen feſtſtehende, mannigfaltige ſinnliche Cultus der Römiſchen Kirche, dem ſie ihr und ihres Syſtems unverändertes Beſtehen vorzüglich verdankt. Indem

*) So begann jedesmal die Abſchaffung der Abgötterei in Iſrael zur Zeit der Könige mit „dem Abthun der Höhen, Zerbrechung der Säulen, Zerſtörung der Haine“ 2 Kön. 18, 4. und Bonifacius fällte die heilige Thors-Eiche zu Geismar, und ließ aus dem Holze eine Kapelle des h. Petrus errichten.

derselbe das religiöse Bedürfniß des großen Hau-
fens auf sinnliche Weise befriedigt, kann er nicht
minder auch dem Gebildetern zusagen, dem er
freien Spielraum seiner Gedanken und Gefühle
läßt, und zugleich mit dem wohlthuenden Bewußt-
seyn ihn erquickt, der Pflicht der Andacht genügt,
und Gotte, was Gottes ist, gegeben zu haben.
Die unsichtbare Gewalt, welche die Kirche in die-
ser Hinsicht durch solche sinnliche Mittel und gleich-
sam bezaubernde Heiligthümer ausübt, ist so groß,
daß selbst völlig ungläubige, atheistische und ruch-
lose Menschen, trotz der Spöttereien, die sie unter
vier Augen oder in lustiger Gesellschaft darüber
ausgießen, dennoch sich gezwungen fühlen, dem
Cultus und der eingeführten Andacht zu huldigen,
und sich hier mit der Menge auf die Kniee zu wer-
fen. *) Der kirchliche Cultus gleicht einer Hofeti-
kette, welche allen Gesichtern, Stellungen und Mie-
nen, mag auch noch so viel Wurmen, Tücke und

*) Als im J. 1811 Napoleon sich mehrere Tage in D. auf-
hielt, und ein deutscher Mann sich in Verwünschungen
über ihn, als einen Weltdespoten ꝛc., gegen mich ergoß,
erwiederte ich ihm: Und doch haben Sie gewiß aus Lei-
beskräften das Vive l'Empereur mitgeschrieen? Er ant-
wortete treuherzig, er könne solches nicht leugnen, und
der Himmel möge wissen, wie das zugehe.

Falschheit darunter hausen, die gleiche heitere und lächelnde Gestaltung und Farbe giebt. So wirft er die Redlichen und Falschen, die Frommen und die Heuchler alle in einen Haufen. Zugleich, insofern er die Hauptsache in der hierarchisch-römischen Kirche ist, welche nur zählet, statt zu wägen, und das Reich nach seiner Größe und der Menge seiner Unterthanen schätzt, giebt er dem Gläubigen alle seine Privatansichten und Meinungen frei, wenn sie nur nicht gegen die Kirche und ihre Verordnungen streiten. Daher konnte z. B. zu den Zeiten der Reformation in Rom und so auch in der ganzen Christenheit, neben dem mechanischen Gottesdienst die gröbste Unwissenheit, der entschiedenste Unglaube und das volle Heidenthum bestehen, und der Pabst Leo X. selbst war auch hierin Oberhaupt und Vorbild.*) So sehr verließ man sich auf die Außenwerke; und der gläubige Katholik kann es der Reformation nicht genug danken, daß diese das Innere des hierarchischen Unwesens aufdeckte, und auch hier reformirte. Wir wollten nur zeigen, wie der äußere Cultus nicht bloß die Schutz-

*) M. s. das erste Kapitel der vortrefflichen Geschichte der teutschen Reformation von Dr. Ph. Marheineke.

wehr und Circumvallationslinie der Hierarchie gebildet habe, sondern auch innerhalb derselben und im Vertrauen darauf die größten Abweichungen von der christlichen Wahrheit ungeahndet herrschen und ausgesprochen werden durften, wenn sie nur den kitzlichen Punct nicht berührten. Ists auch noch heutzutage so? Jetzt eben liegt ein akademisches Programm eines sehr gelehrten und geschätzten katholischen Professors vor uns, worin behauptet wird, daß die Geschichte von der Schöpfung in 6 Tagen 1 Mos. 1. eine Erfindung von Moses sey, zu dem Zweck, um dadurch dem Aberglauben der Ägypter, welche die Woche in 7 Tage theilten und jeden Tag einer besondern Gottheit heiligten, und womit sie auch die Israeliten angesteckt, entgegen zu wirken. Somit habe er auch, um dem geplagten Volke einen freien Tag zu geben, das Sabbathsgesetz erfunden und daran geknüpft, und durch seine, Gott selbst in das Spiel ziehende, anmuthige Dichtung dem Gesetze größeres Gewicht gegeben. *) Der Umstand, daß diese Behauptung in einer Einladungsschrift an die katholische studirende Jugend

*) De Opere sex dierum Commentatio, qua praelectionum initium etc. Indicit *J. L. Hug* Ord. Theol. Dec. Friburgi. 1821.

ſich befindet, macht ſie merkwürdiger. Welche Folgerungen in Betreff der Auslegung der Bibel und der Anſicht ſowohl ihres ganzen Inhalts und Gehalts, als ihrer Vorſchriften und Gebote, laſſen ſich daraus herleiten!*)

Jedoch wir kehren auf unſern Gegenſtand, den Cultus, zurück. Die Meſſe iſt deſſen Centrum, und dazu, wie zu den angeführten Zwecken und Wirkungen, vortrefflich geeignet, als ein in beſtimmter Form ſtets und alltäglich wiederkehrender, obwohl nicht gänzlich, doch der Hauptſache nach, paſſiver Actus. Sie iſt die Sonne des katholiſchen kirchlichen Vereins, ein tägliches Opfer und eine ſtets neue Vereinigung Chriſti mit den Gläu-

*) Der Verfaſſer hat freilich die Meinungen der angeſehenſten Kirchenväter von Clemens von Alex. bis auf Auguſtin, welche er auch anführt, darin für ſich, daß ſie die Schöpfung in 6 Tagen für des allmächtigen Gottes unwürdig achten, und eine ſolche als una et simul sine temporis intervallo geſchehen (als ob ſie dabei zugegen geweſen) annehmen, und „daß der heilige Schreiber zum Behuf leichtern Verſtändniſſes per modum divisionis ſechs Tage gebraucht habe!“ Aber haben die h. Väter ſich nicht hiemit über Gottes Wort und Offenbarungen geſtellt, desgleichen auch die Feier eines Sabbattages der Vernunft untergeordnet? — Freilich erſetzt die Kirche dies Alles, und ſteht auf eigenen Füßen.

bigen, d. i. Allen, die ihr beiwohnen. Selbſt der Gebrauch der lateiniſchen Sprache bei der Meſſe, worauf die Curie von jeher beſtand und den das Tridentinum, mit fälſchlicher Berufung auf die Väter, zum Geſetz erhob, iſt nicht unweſentlich, ſondern für den Laien, der ſie größtentheils nicht verſteht, hieroglyphenartig und myſteriös, ähnlich dem Abrakadabra der Zauberer, imponirend und das Denken abweiſend. Der Verſtand hat hierbei auch nichts zu thun, ſondern die Phanthaſie und das religiöſe Gefühl, welche individuell bei jedem angeregt werden; und ſo hat auch der Gebildete Raum für die Regungen ſeines Gemüths, und zugleich, was ſehr wichtig iſt, den Genuß und Gewinn einer gemeinſchaftlichen Anbetung und Sündentilgung. Mit Recht macht alſo die Meſſe, und zwar in einer erſtorbenen Sprache, den Hauptbeſtandtheil des Römiſchen Cultus aus. Die Perſon des Meßprieſters repräſentirt in jeder Kapelle und Dorfkirche, ſey er wie er wolle, die geſammte Kirche, ihr Oberhaupt und den ganzen Klerus, wie Ein Menſch das Abſtractum der Menſchheit. Daß in ſolchem Cultus, der dem Gläubigen ohne ſein Zuthun die Gaben der Kirche ſo freigebig ſpendet, die Predigt des göttlichen Worts, wenn nicht etwa ein ausgezeichnetes Rednertalent die Hörer

herbeilockt, oder die Nähe des Proteſtantismus dazu nöthigt, beinahe verſchwindet oder kaum beachtet wird — wenigſtens die unterſte Stufe des Gottesdienſtes einnimmt, iſt natürlich, weil die Predigt eigentlich keine priesterliche Handlung iſt, und weil man an das Empfangen und Nehmen gewöhnt ungern lange Reden und Forderungen anhört. *) — Andere Äußerlichkeiten und Gebräuche des katholiſchen Cultus übergehen wir, wie z. B. daß die Kirchen alle Tage geöffnet werden, und ſelbſt in der Nacht das Flimmern der Lampe ihr Leben andeutet; desgleichen die integrirenden eingeſchalteten ſacramentaliſchen Handlungen dieſer Kirche, welche, wie Göthe zu meinen ſcheint, dazu dienen, „daß die Menſchen nichts aus dem

*) Daraus erklärt es ſich auch, wie ſo viele katholiſche Geiſtliche, ſelbſt ein Geiler von Kaiſersperg, ſich auf der Kanzel die unſchicklichſten Scherze, Poſſen und Mährchen erlaubten, um das Volk zu erluſtigen und Zuhörer herbeizuziehn, und Andere alle Künſte einer theatraliſchen und heidniſchen Beredſamkeit aufboten. — Was aber wahrhaft evangeliſche Predigten in der katholiſchen Kirche zu wirken vermögen, beweiſen die Beiſpiele eines M. Boos, Goßner, Lindl, denen das Volk in Baiern zu vielen Tauſenden zuſtrömte, ſo daß die Kirchen ſie nicht faſſen konnten. Aber — das durfte nicht ſeyn.

Stegreife zu thun brauchen." *) Dafür ist freilich gesorgt, und eben darum darf sich der Kenner der Menschen und der Geschichte der Religionen über die Dauer des zu allen Zeiten sich gleich gebliebenen und gleich bleibenden hierarchischen Systems nicht verwundern. Der katholische Cultus unterscheidet sich wesentlich von dem protestantischen dadurch, daß jener rein monokratisch, dieser aber mehr oder minder republikanisch ist; mit andern Worten: daß jener die Kirche allein als herrschende Gewalt, dieser dagegen die Gemeinschaft der Gläubigen, jener ein Reich, dieser ein Familienleben darstellt.

Aber dennoch trägt dies System den Keim seines Untergangs in sich selbst. Die Zeit rüttelt daran, wie an allem Zeitlichen und Sichtbaren. Schon hat die Reformation, d. h. die Herstellung

*) S. Aus meinem Leben 2. B. 178 f. — Auch hier sieht man Dichtung und Wahrheit wie zwei Tropfen in einander laufen. Die Darstellung des Dichters ist ganz wahr, wenn man die „gesalbte und segnende Kirche" als ein kleines, schon in zarter Kindheit mit dem Geiste der Mütterlichkeit begabtes Mädchen —, und die „ohne irgend eine andere Thätigkeit, als die des unbedingten Zutrauens, durch die heiligen Handlungen begünstigte Menge" — als die Puppe sich denkt, welche das Mägdlein pflegt und heget, wäscht und bekleidet.

des einfachen Evangeliums, den Boden unterwühlt, und einen Riß darin gemacht. Sie steht nicht still; das Wort Gottes wächst und nimmt überhand. Dazu ist von Frankreich aus der Pflug über die Erde, vor allen über unser deutsches Vaterland gegangen, und seitdem ist — wer könnt' es verkennen? — eine neue Zeit und eine frischere Regsamkeit des Geistes auf dem Gebiet des Glaubens und der christlichen Kirche begonnen. Unser deutsches Vaterland erfreut sich überall einer gesetzmäßigen Freiheit unter dem Zepter weiser und friedliebender Fürsten, und niemals ist das Bedürfniß eines wohlbegründeten Glaubens an eine unsichtbare Weltordnung, welches nur allein das Christenthum befriedigen kann, mehr unter allen Ständen verbreitet gewesen, und lebhafter gefühlt worden. Der Streit des sogenannten Vernunft- und Offenbarungsglaubens, oder richtiger des Naturalismus und Supernaturalismus, der an allen Enden geführt wird, verbreitet tiefere Einsicht in das Wesen des Christenthums, und erweckt das allgemeine Interesse. Ihm geht der ähnliche, eigentlich auf gleichem Grunde beruhende Kampf zwischen dem Katholicismus (Romanismus) und Protestantismus zur Seite. Dazu kommt die große Angelegenheit der Bibelgesellschaften und Bibelver-

breitung, und des Missionswesens. Gegen dieses rege Leben, das auch über Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Erfindungen sich verbreitet, und die Menschen und Völker näher zusammenrückt, muß wohl, es kann nicht anders seyn, ein in seiner alten Starrheit beharrendes hierarchisches System, gewaltig abstechen. Diesem stehet, wenigstens in Deutschland, das von altersher den Anmaßungen der Curie am kräftigsten widerstrebte, und vielleicht auch in Frankreich, das ebenfalls, mehr als andere katholische Länder, seine Glaubensfreiheit und Unabhängigkeit von dem Römischen Stuhl bewahrte, und wo die Protestanten jetzt von dem besten Geiste beseelt sind,*) wenigstens ein großer Abbruch, wo nicht, wie es seyn sollte, der Untergang bevor. Was in Schlesien, und an andern Orten, dämmert, kann, trotz des lichtscheuen Widerstrebens des Priesterstandes, zu seiner Zeit ein heller Tag werden.

*) Dieß beweiset unter andern die interessante und vortreffliche Monatsschrift: Les Archives du Christianisme, wovon jetzt der 11te Jahrgang bei Servier in Paris erscheint, und welche durch gehaltvolle Aufsätze, freimüthige und gediegene Vertheidigung der evangelischen Wahrheit, sowie durch interessante Anzeigen und Nachrichten sich auszeichnet.

Dieſes braucht, ja ſoll und kann nicht durch Streit und mit Gewalt geſchehen; nicht durch Sturm, Erdbeben und Feuerflammen, ſondern in lindem Sauſen. Das war und iſt Gottes und ſeines Lichts Weg. Auch begehren wir nicht, daß die katholiſche Kirche ſich der proteſtantiſchen einverleibe, oder deren Form und Geſtaltung, die außerdem eine verſchiedenartige iſt, annehme; ſondern nur, daß ſie den hierarchiſchen, unevangeliſchen Sauerteig aus ſich entferne. Merkwürdig iſt die Weiſe, wie ſich ohne Gewalt allmählig das Evangelium von dem Judenthum, die Verehrung im Geiſt und in der Wahrheit von dem Ceremonienweſen, ablöſete. Der Herr ſelbſt bekämpfte nirgends den beſtehenden moſaiſchen Cultus, ſondern beobachtete pünctlich, als auch dem Geſetze unterthan, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, deſſen Vorſchriften, feierte die Feſte und Sabbattage, und fügte ſich in die Ordnung des Tempels und der Synagogen, während er das milde Licht des Evangeliums leuchten ließ, und hiemit das ſeinem Untergange nahe alte Gebäude beſuchtete. Er ertrug ſelbſt mit unausſprechlicher Milde und Sanftmuth die irrigen Vorſtellungen ſeiner Jünger von ſeinem himmliſchen Reiche, welches ſie, ſelbſt noch nach ſeiner Auferſtehung, als ein weltliches ſich dach-

ten,*) und überließ dem h. Geiſte die volle Verklärung ſeiner Perſon und der Wahrheit, die ſie damals noch nicht tragen konnten, in ihnen zu vollenden. Aber auch der heilige Geiſt wirkte nur ſtufenweiſe in den Apoſteln zu ihrer und ihres großen Reformationswerks Vollendung. Wie viel gehörte dazu, ehe Petrus zu der Erkenntniß kam, daß unter allerlei Volk, wer Gott fürchte und die Gerechtigkeit des Reiches Gottes ſuche, wie der Heide Cornelius, ihm angenehm ſey! (Apöſt. 10, 34. 35.) Und wie verfiel Petrus zu Antiochien ſpäterhin, als er er unter Juden war, wieder in das alte engherzige jüdiſche Weſen, alſo daß er den ſcharfen Verweis des Apoſtels Paulus ſich gefallen laſſen mußte. (Gal. 2, 11 f.) Paulus ſelbſt

*) Apoſtg. 1, 6. — Man muß nur nicht denken, als ob die Apoſtel ein gemeines irdiſches Reich im Sinn des groſſen Haufens gemeint hätten; ihr Wunſch war, daß der Herr ſich vor dem Volke als den Geſalbten erweiſen und ſeine Herrlichkeit offenbaren, und ſo alles Volk ihm zufallen möge. — Während des letzten Ganges nach dem Oelberge mogten morgenröthliche Strahlen auf ſeinem Angeſichte, ſeine nahe Verklärung andeutend, die Apoſtel mit beſonderer Ahnung erfüllen von einem Aufgang der Sonne mit Heil auf ihren Flügeln — und dieſes ſie zu der kindlichen, von dem Herrn väterlich aufgefaßten, Frage veranlaſſen.

bequemte ſich um der Juden willen zu einem Reinigungsopfer im Tempel zu Jeruſalem. (Apoſtg. 21, 24 f.) Die Chriſten aus dem Judenthume blieben noch lange Zeit bei ihren ehmaligen Gebräuchen; z. B. erſt ſpät und allmälig hörte die Beſchneidung und andere geſetzlichen Werke unter den Judenchriſten auf, und eine geraume Zeit vergieng, ehe der Auferſtehungstag des Herrn allein als Sabbat gefeiert wurde. So war es auch der Wille des Herrn in Hinſicht der Verbreitung ſeines Reichs, als eines Reichs nicht von dieſer Welt, für welches ſeine Jünger nicht kämpfen, ſondern der Gewalt aus dem Wege gehen ſollten. Daher auch die mehrmalige Vergleichung ſeines Reichs mit Pflanzen, die in der Stille ihr Leben und ihre Geſtalt aus ſich ſelbſt entwickeln. — Wenn ſein Evangelium das Schwert in Bewegung ſetzte, ſo geſchah dies nicht von ſeinen friedfertigen Bekennern, ſondern von Feinden der Wahrheit, die es bekämpften. So drang es in einigen Jahrzehnten ſtill und unbemerkt, trotz alles Widerſtandes der Juden und Heiden, in alle Gegenden der damaligen cultivirten Welt, und überall, wie wir aus den apoſtoliſchen Sendſchreiben ſehen, bildeten ſich chriſtliche Gemeinen.

Dies würde in gleicher Weiſe ſeinen Fortgang

gehabt haben, wenn nicht leider schon früh, d. i. schon im zweiten, dann fortwachsend im dritten, besonders im vierten Jahrhundert, das weltliche Princip sich eingedrängt, und das Christenthum dadurch eine politische Gestalt bekommen hätte. Da wurden die Schaafe, nach dem Worte des Herrn, nicht mehr herbeigeführt, sondern mit Gewalt in den Stall hineingezwängt. Nun waltete und herrschte nicht mehr der Geist und die Wahrheit, sondern statt derselben die leblose Form und das herrische System. Und dieses drückte sich aus in dem äußern Cultus, und selbst in dem Bau und der Gestaltung der Kirchen, Basiliken und Kathedrale. Letztere sind bewunderungswürdige Erzeugnisse des bis zum höchsten Grade gesteigerten kirchlichen Luxus; sowie die größten Meisterwerke der plastischen Kunst in Griechenland dem üppigsten Zeitalter ihren Ursprung verdankten, und auch Salomo's prachtvoller Tempelbau mit der höchsten sinnlichen Cultur Israels und dessen goldenem Zeitalter zusammentraf.*) Welche Zeiten

*) Salomons Tempel, damals der einzige dem lebendigen Gott geheiligte auf der ganzen Erde, hatte vor dem seitherigen tragbaren Gezelt keinen innern Vorzug, sondern nur den äußern des festen Standorts, der Größe der Kunst und des Marmors. Beiden lag derselbige un-

in beiden Reichen darauf folgten, lehrt uns die Geſchichte. Iſrael zerfiel in zwei Reiche, die ihrem Untergange entgegen eilten, und Griechenlands hochgerühmte Freiheit und Verfaſſung wurde bald ein Raub der dreißig Tyrannen, und dann der macedoniſchen Welteroberer. Leider ergieng es eben ſo dem chriſtlichen Orient, und Mahomeds Fahne weht bis auf den heutigen Tag auf dem der heil. Sophia geweiheten Dome. — Dieſe Kathedralen kann man zugleich anſehen als Palläſte und Trophäen des damals vollendeten hierarchiſchen, römiſch-katholiſchen Cultus, und dieſen hinwiederum als Symbole des vollendeten hierarchiſchen Syſtems. Sie ſind zugleich, wie Ägyptens Pyramiden, erhabene Denkmale einer untergegangenen Zeit, die nie wiederkehrt, und an ihnen ſelbſt naget ſie, die nichts irdiſches verſchont.

Auch der äußere Cultus, ſofern er nicht auf

---

veränderte göttliche Riß zum Grunde, und beide ſtellten den erhabenen Gottesgedanken ſeines Reichs auf Erden und im Himmel, die Geſchichte der ſündigen und erlöſeten Welt, die Zeit und die Ewigkeit, in Holz, Metall und Steinen dar. Wie das Königthum, beſtand er etwa ein Jahrtauſend, und zerfiel dann, nachdem auch ein Herodes daran gezimmert hatte, auf ewig. Er gehörte auch zu den Elementen dieſer Welt, die ihrer Verklärung harren.

Gottes Wort gegründet, und dem Geiste des Evangeliums nicht angemessen ist, muß und wird aufhören, so gewiß als der, von Gott selbst angeordnete, mosaische Cultus, der Tempeldienst, der Hohenpriester- und Priesterstand, und die Opfer aufgehört haben. Der christkatholische äußere Gottesdienst hat vieles gemein mit dem alttestamentlichen, wo das Volk außerhalb des Heiligen, in den Vorhöfen stand, während die Priester und Leviten, innerhalb des Heiligen, das Volk (die Laien) repräsentirend und vertretend, für dasselbe opferten, beteten und es segneten.*) Das Volk erschien nur als eine Masse, eine Gesammtheit, ohne irgend ein anderes Verband, als das äußere, in welchem sie alle, wie ein Mann, das von außen Gegebene, einer wie der andere, empfiengen. Aller Augen

*) Aber, wohl zu merken, das Volk in den Vorhöfen war das Volk Israel, und als solches Bild und Repräsentant der ganzen, sündigen, Erlösung und Versöhnung hoffenden Menschheit; und die Priester selbst waren nur die von dem Volke ausgeschiedenen Vertreter des Volks, die kein Erbgut besitzen durften. Sie mußten „die Missethat des Heiligthums und der Gemeine tragen, und eher für ihre eigenen, als des Volkes Sünde opfern.“ Nachdem der wahrhaftige Hohepriester erschienen und aufgefahren ist gen Himmel, bedarf es der Priester und Hohenpriester nicht mehr.

und Herzen waren dem Sanctuarium und dem Opfer, das für sie gebracht, und der Gabe (dem Segen), die ihnen gegeben wurde, zugewendet. Daß alle dasselbe empfangen, bildet eigentlich eben so wenig ein geistiges Verband, als eine Volksmenge durch eine gemeinsame Beregnung oder Sonnenbeleuchtung vereinigt wird. Die einzelne Persönlichkeit kommt hierbei nicht in Betracht, und wird von dem Andern nicht beachtet. *)

Die Ähnlichkeit, welche der Römischkatholische Cultus mit diesem alttestamentlichen hat, braucht kaum näher bezeichnet zu werden. Hier wie dort Priester, Opfer und Segnungen; gänzliche Trennung des Klerus und der Laien; das Volk nur empfangend — selbst aus der h. Schrift nur so viel und das, was dem Priester beliebt. — Das Weihwasser, womit das Volk besprengt wird, oder womit das ganze Volk aus einem Gefäße sich selbst benetzt, gehört auch zu dieser Trennung und Massenscheidung. Auch die schriftwidrige Entzie-

*) Durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist die Persönlichkeit des einzelnen Menschen, auch des Kindes, wie des ärmsten Sünders wie hoch! erhoben und geehret. Das Evangelium sucht jedes verlorene Schäflein, und freut sich des wiedergefundenen mehr, denn der 99 ruhig weidenden Schafe. —

hung des Kelchs bei dem Abendmal, woraus der Priester allein trinkt für Alle — wer erkennt darin nicht die Sonderung des Volks und Herabsetzung der einzelnen Persönlichkeit, welche andere Vergütigungen, jedoch alle durch die Hand des Priesters, als die Firmelung, Absolution und letzte Ölung ersetzen sollen. Freilich nimmt ebenso die Ohrenbeichte den Einzelnen in Anspruch; aber wer wüßte nicht, wie eben diese zum Dienst der Hierarchie verwendet worden! — Deßungeachtet wollen wir mit nichten verkennen, daß Jesus Christus, in diesem, so wie ja auch im A. Testamentlichen, Ceremoniendienste, die, wenn auch von mancherlei Schatten umhüllte, Hauptgestalt bildet, und außerdem die, leider nur zu sehr hinter den Ceremonien zurückgestellte und wenig geachtete, Predigt Ihn verkündigen soll. Auch hierin zeigt sich eine Ähnlichkeit mit dem alttestamentlichen Cultus, mit welchem gar kein Lehrinstitut verbunden, sondern die Verkündigung des göttlichen Wortes, die Predigt, den Propheten, als den eigentlichen Volkslehrern, und späterhin den Synagogen-Lehrern überlassen wurde. Jene Männer Gottes waren es, welche durch ihre gewaltige Reden über das alte Institut, als eine Voranstalt, die aufhören sollte, Licht verbreiteten, und die geist- und fruchtlose

Überschätzung des Tempel- und Ceremonienwesens in den stärksten Ausdrücken bekämpften. Sie redeten dagegen wie Amos: „Ich bin euren Feiertagen gram, und verachte sie und mag nicht riechen in eure Versammlung. Und ob ihr mir gleich Brandopfer und Speisopfer opfert, so habe ich keinen Gefallen daran; so mag ich eure feiste Dankopfer nicht ansehen. Thue nur weg von mir das Geplerr deiner Lieder; denn ich mag dein Psalterspiel nicht hören. Es soll aber das Recht geoffenbaret werden, wie das Wasser, und die Gerechtigkeit wie ein starker Strom." (Amos 5, 21 f.)

Dieses geschah, als die Zeit erfüllet war, durch das Evangelium von dem Reiche Gottes, in der allereinfachsten und doch so wunderbaren Weise. Der Herr selbst verkündigt dem Nikodemus in jenem Nachtgespräch den Morgenwind des Geistes, durch dessen Wehen die Wiedergeburt, wie des einzelnen Menschen, also auch der Welt und Zeit bewirkt werden solle;*) und der Samariterin, deren

*) Joh. 3, 8. Geist und Wind bezeichnet in hebräischer, oft auch in griechischer Sprache, ein und dasselbige Wort. Bengel will hier, allen andern Exegeten und Luthern entgegen, das Wort in erster Bedeutung genommen wissen, weil der Wind weder Willen noch Stimme habe; auch in der Vergleichung nicht der Wiedergeborene, son-

Tempel schon zerfallen war, sagt Er ohne Hehl, daß man den Vater künftig weder auf dem Berge noch in Jerusalem, sondern im Geist und in der Wahrheit, ohne Zeit und Ortbestimmung, anbeten werde.

Der alte Cultus mußte nun allmälig von selbst aufhören; denn Gott offenbarte sich in seinem Sohne als der Vater, und gab allen, die den Sohn aufnahmen, das Recht, „Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben." (Joh. 1, 12.) Die Gemeinschaft Jesu und seiner Jünger und Jüngerinnen, eigentlich die erste Christengemeine, war das Bild einer Familie, und der Herr selbst das Haupt und der Hausvater. Er reckte seine Hand aus über seine Jünger und sprach: „Siehe da, das ist meine Mutter und meine Brü-

---

dern der Geist folgen müßte. — Wir meinen, daß beide Recht haben, oder, daß die richtige Deutung in der Mitte liege. Wörter sind Hieroglyphen, nicht die Sache und das Ding selbst. Die Schrift scheidet nicht zwischen Materiellem und Unmateriellem. Wenn wir sagen, Wind sey eine Regung der Luft, so verwechseln wir Luft und Wind, und nennen blos unsere äußere Wahrnehmung, nicht aber das principium agens, den Wind selbst, durch welchen die Luft und das Bewegliche beweget wird. S. Pred. Sal. 11, 5. und 1. Mos. 1, 2.

der! denn welcher den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter." (Matth. 12, 48. 49.) Welch eine liebliche Rede ist das! Und wie bezeichnen diese Worte, sowie sein ganzes Verhalten gegen seine Jünger, den Geist der Liebe, der den neuen Bund den er stiftete, durchdringen sollte! Die ursprüngliche Gestalt der ersten Christengemeinen war die eines gemeinsamen Familienlebens. So verschwand der Priestername, (ἱερεὺς sacerdos) der im N. T. den heidnischen wie den jüdischen beigelegt wird, gänzlich aus der Christengemeine, die durch den Einen Hohenpriester ein priesterlich Volk geworden, und es traten an dessen Stelle die einfachen Benennungen der Bischöfe, d. i. Aufseher, Ältesten (Presbyter), Diener (Diakonen und Diakonissinnen), als die der häuslichen Ordnung pflegen sollten. Auch die Agapen oder Liebesmahle, die bis in das vierte Jahrhundert bestanden, und durch das Concil von Laodicäa aufgehoben wurden, waren Symbal dieses häuslichen Bundes. Selbst die Form und Gestaltung der neutestamentlichen Schriften zeugen davon. Die evangelische Geschichte geht, nachdem sie in den Berichten des Matthäus und Markus in der Weise des A. T. sich gleichsam selbst, ohne daß die Schrei-

der ſich irgend kund geben, dargeſtellt hat, allmälig in dem Evangelium Johannes, der zuweilen zeugend und erklärend ſelbſt hervortritt, bei Lukas in eine vertrauliche Mittheilung über. Das Evangelium des Letztern nämlich, ſowie deſſen Apoſtelgeſchichte, die beide nur Ein Ganzes ausmachen, hat dadurch, daß der Evangeliſt beide zunächſt, wie die Vorreden beſagen, für einen gläubigen angeſehenen Mann im Auslande ſchrieb, Ähnlichkeit mit den Sendſchreiben, in welchen die Apoſtel den Gemeinen oder auch einzelnen Perſonen das Evangelium der Gnade und Wahrheit mittheilten, und iſt demnach gleichſam der Übergang und die Einleitung zu der Form der Briefe, die den größten Theil des N. T. und ſogar, von oben dictirt, einen Theil des letzten Buchs der Offenbarung ausmachen. — Auch der höchſt einfache und kunſtloſe, und darum himmliſch-häusliche Styl des N. T., ſowie die Benennungen: Brüder, Schweſtern, Kindlein" ſind der göttlichen Hausgenoſſenſchaft angemeſſen.*) Die Beſtrafung Ananias und ſei-

*) Merkwürdig iſt auch das hier, ſowie im ganzen N. T. beachtete feine Decorum, daß der Apoſtel Johannes in ſeinem Evangelium ſich nur in der dritten Perſon und ſeinen Namen umſchreibend nennt, und daß der Evangeliſt Lukas, nachdem er dem Theophilus gegenüber ſein Ich

nes Weibes deutet eben durch ihre Strenge, wie Noahs Fluch, auf ein durch Entweihung des innigen heiligen Familienbundes gesteigertes Verbrechen. — Wie grell steht allem diesen die hierarchische Herrschsucht und Herrschaft gegenüber! Wie ist durch dieselben die erhabene Einfältigkeit des Evangeliums gefälscht, das Himmelreich in ein Weltreich, die gute Botschaft in Bannflüche, das Botenamt in ein Priesteramt, der apostolische Briefstyl in einen Curial-, Bullen- und Brevestyl, und somit der einfache Gottesdienst der ersten Kirche in ein überladenes Ceremonial- und Schaugepränge verwandelt worden.

Solch ein Cultus kann mit dem Geist und wahrer Erkenntniß des Evangeliums nicht auf die Dauer bestehen, und muß, jemehr letztere zunimmt, in allen Erleuchteten das Verlangen nach Vereinfachung desselben und nach möglichster Rückkehr und Annäherung zur ursprünglichen evangelischen Weise erzeugen. Dieses Ziel wird am sichersten erreicht, jemehr die gemeinsame Gottesverehrung das Bild eines göttlichen Familienvereins darstellt.

---

genannt, in der Geschichte selbst gänzlich zurücktritt. In der Apokalypse spricht Johannes sein Ich aus, wie es ihm, der die Offenbarung durch einen Engel des Herrn empfieng, diesem gegenüber gebührte.

Dieſes ſchöne Urbild des erſten chriſtlichen Zeitalters hat die Reformation mit dem Evangelium ſelbſt wieder herzuſtellen und allen künſtlichen Prunk aus den gemeinſamen Gottesverehrungen zu entfernen geſucht. Das gemeinſame, von dem Geiſtlichen geſprochene Gebet, der gemeinſame Geſang der Gemeine, und die Predigt, dieſe zuſammen bilden das Ganze des Gottesdienſtes, und die beiden Sakramente werden, gänzlich nach der Anordnung des Herrn, von dem Diener des Evangeliums verwaltet, und den Chriſten dargereicht. Die reformirte Kirche vollendete in dieſer Hinſicht, was Luther begonnen, oder unberührt gelaſſen hatte. Die Meßgewände der Geiſtlichen, auch die Benennung: Meſſe ſtatt des h. Abendmals, das Abſingen und die Intonationen derſelben, desgleichen den Gebrauch der Hoſtien ſtatt des einfachen Brodes, wovon jene nur Zeichen ſind,*) und bei der Taufe

*) Die Hoſtie oder Oblate iſt ein verkünſteltes Brod, oder deſſen Zeichen, und ſomit ein hierarchiſches Product. Man hat das Heilige durch das Schöne andeuten und gleichſam hervorheben wollen. Dies iſt aber ein Mißgriff. Das einfache Brod beim h. Mahl kann man nicht ſchön nennen, aber es iſt mehr, es iſt erhaben, und ſo dem heiligen gemäß. — Außerdem, simplex veri sigillum. In dieſer und andern Hinſichten katho-

den Exorcismus, welchen Luther selbst „eine pabstenzende Sitte und einen Unflath“ nannte, aber stehen ließ, schaffte die reformirte Gemeine mit Recht ab, und wollte selbst keine eigentlichen Altäre, sondern nur Tische in ihren Kirchen dulden. Obwohl letzteres einer Übertreibung der Simplicität ähnlich sieht, so liegt doch dieser Anordnung die Idee zum Grunde, daß die Versammlung der Christen eine Familie der auserwählten Kinder Gottes, und die Kirche selbst ein Vaterhaus darstellen solle, woraus Alles, was an eine menschliche Herrschaft oder weltliche Beschränkung erinnern kann, entfernt werden müsse. Darum wollten auch folgerecht die Schweizer keine Orgeln in den Kirchen, weil auch diese leblosen Werkzeuge nur zu oft den lebendigen Gesang, statt ihn zu leiten, zu beherrschen suchen. Dieselbe Kirche führte auch die altapostolische Presbyterialverfassung wieder ein, als die dem Gesetze der Freiheit angemessenste Gemeindegestaltung. Durch dieselbe wird das Ansehn der Prediger, als Diener des göttlichen Worts, befe-

---

tisirt die lutherische Confession mehr als die reformirte, z. B. in der Predigtform, Perikopenzwang, desgleichen, daß sie Altäre für nothwendig erachtet, die doch eigentlich nur zum jüdischen und heidnischen Cultus gehören, höchstens jedoch symbolische, d. i. künstliche Dinge sind.

ſtigt, aber auch jede weltliche Anmaßung derſelben verhindert und zurückgewieſen, und ihnen zugleich Gelegenheit gegeben, mit der ganzen Gemeine, ſobald es erforderlich, durch ihre Stellvertreter, die Älteſten, ſich zu berathen. Unſtreitig iſt dieſe Verfaſſung, freilich jemehr ſie von dem ächtapoſtoliſchen Geiſte, der ſie ſchuf, beſeelt und durchdrungen iſt, die vollkommenſte und beſte; auch diejenige, welche am meiſten gegen alle willkührlichen Eingriffe von Außen ſichert. Wohl zwar ein Ideal, ebenſo wie das Hebr. 12, 22—24. aufgeſtellte, aber dem die evangeliſche, auf das Wort Gottes allein gegründete Kirche in ihren einzelnen Gemeinen ſich annähern kann und ſoll. Dies kann einzig und allein durch das freie Walten des lebendigen reinen Wortes Gottes geſchehen. Darum proteſtirt auch dieſe Kirche mit dem größten Recht gegen alle Eingriffe von Außen, und gegen alle weltliche Anmaßung von liturgiſchen und Epiſkopalrechten, wofern es was anders, als eine Aufſicht, die den Zweck hat, das Eindringen alles deſſen, was dem Staatswohl nachtheilig werden könnte, in den öffentlichen Gottesdienſt zu verhindern, und der Schutz der Staatsbehörde darunter verſtanden wird. Mit Recht weiſet ſie alle, nicht von ihr ſelbſt ausgegangenen Ab-

änderungen und Neuerungen im Bezirk ihres Kirchenthums, als Eingriffe unrechtmäßiger Gewalt, zurück. Sie siehet hiebei nicht auf den guten Willen des Regenten, und wäre dieser außer allem Zweifel; sondern lediglich darauf, daß der Regent und seine Regierung eine menschliche und weltliche Gewalt ist, welcher, als solcher, durchaus keine eigenmächtige Einwirkung auf die Kirche zustehet, und wäre diese auch ihren überweltlichen Zwecken gar nicht entgegen, oder schiene selbst denselben förderlich. Es ist auf jeden Fall ein ungebührliches Eindringen in ein fremdes Gebiet, und eine Übertretung des zehnten Gebots. Wo sollte auch die Gränze gefunden werden? Wenn z. B. ein kleiner deutscher Fürst, wie vor mehreren Jahren geschah, vielleicht auf Antrieb seines weltlich gesinnten Superintendenten oder Consistoriums, sämmtlichen Predigern seines Ländchens verbot, sich am Schlusse des Gottesdienstes des — so hieß es: „jüdischen, veralteten — Segenspruches“ 4. Mos. 6, 24—26. ferner zu bedienen, so war dies nicht nur eine widerrechtliche Anmaßung von Seiten der weltlichen Obrigkeit, sondern auch eine Verletzung der gesellschaftlichen Rechte der Landeskirche, welchem Prediger und Gemeinen sich nicht hätten un-

terwerfen ſollen noch dürfen.*) Denn ſtand dem Fürſten dies Eine zu, ſo konnte er auch fortfahren, die zehn Gebote auszumerzen, das Gebet des Herrn abzuſtellen, ſtatt der h. Schrift etwa Sprüchwörter zu Texten aufzugeben, beliebige Liturgieen und Abendmals-Formen und Formulare einzuführen, und ſomit nach und nach den Grund und Boden der evangeliſchen Kirchenverfaſſung und Freiheit zu untergraben. Ebenſowenig würde die weltliche Obrigkeit, oder auch eine Landesſynode, der evangeliſchen Kirche eine Wohlthat erweiſen, wenn ſie eine völlige buchſtäbliche Gleichförmigkeit in dem proteſtantiſchen Cultus überall anordnen wollte. Freilich Alles, was unmittelbar aus dem Worte Gottes genommen oder zuſammengeſtellt iſt, z. B. das Gebet des Herrn, der Segensſpruch, die Einſetzungsworte der h. Taufe und des h. Abendmals und das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß müſſen ohne alle Änderung und Zuſätze geſprochen werden, desgleichen darf in dem Ritus

*) Apoſtg. 4, 19. Ein gebieteriſches Eingreifen der Staatsgewalt in die Kirche iſt nicht minder hierarchiſch und unrecht vor Gott, als die Eingriffe der Päbſte in die Rechte der Staaten und Fürſten. Der Hierarchie und ihrem trüben Waſſer hat man die Verwechſelung der Rechtsbegriffe in dieſer Hinſicht zu verdanken.

der Taufe und des Abendmals keine Abweichung von der in der proteſtantiſchen Kirche nach dem Worte Gottes beſtehenden Weiſe ſtatt finden. Übrigens aber iſt es völlig gleichgültig, ob z. B., wie in einigen Gemeinen geſchieht, eine Anzahl Communicanten in einem Kreiſe ſtehend das Sacrament von dem zu ihnen tretenden Geiſtlichen, oder ob ſie nach einander folgend, wie gewöhnlich, es empfangen; desgleichen ob ſie knieend, wie, wenigſtens ehmals, in der Halle'ſchen Domkirche geſchah, oder ſtehend oder ſitzend die gemeinſame Dankſagung nach dem Genuße beten. Ebenſo iſt unweſentlich, ob der Gottesdienſt mit Altargebet, oder Vorleſung eines Bibelabſchnittes, oder mit dem Hauptgeſang, worauf ſogleich die Predigt folgt, beginne. Wie freiſinnig Luther hierin dachte, iſt bekannt, und gewiß würde er auch die pabſtenzende Oblate mit dem einfachen urſprünglichen Brode vertauſcht haben, wenn nicht der unſelige Zwieſpalt mit den Schweizern dazwiſchen gekommen wäre, und ein hartnäckiges Beharren bei der Form und Buchſtabenbeſchränkung, und ſomit das unevangeliſche Schibboleth erzeugt hätte.

Es iſt genug, daß in der evangeliſchen Kirche eine einfache, in der Hauptſache überall gleiche Form und Ordnung beſtehe, deren Hauptheile der

Gemeindegesang und die Predigt ausmachen, und daß der Geistliche bei solchen Amtsverrichtungen, wo er als Stellvertreter der Kirche, gleichsam priesterlich, fungirt, z. B. bei den Sacramenten, Eheeinsegnungen, Confirmationen und dem Segenspruche, wo nicht an den Buchstaben bestimmter, von der Kirche ausgegangener Formulare, doch an die jedesmalige buchstäbliche Anführung der Worte der h. Schrift, worauf jene Handlungen sich gründen, gebunden und zur Darstellung und Begründung der Hauptsache und des Zwecks der h. Handlung verpflichtet sey. Das Übrige sollte freigegeben werden.*) Durch feste Bestimmung und Anordnung zu vieler Formalien wird dem evangelischen Gottesdienst sein eigenthümlicher freier Charakter geraubt, und dem äußern Cultus, zum Nachtheil des inneren geistigen Princips und Lebens, zu

*) Ich erkenne und ehre den Werth guter Formulare sehr hoch, ja ich halte bei dem h. Abendmal den buchstäblichen feststehenden Gebrauch eines solchen für durchaus, bei Haustaufen für zum Theil nothwendig, bei Eheeinsegnungen, in der Regel, für sehr angemessen. Aber daß diese nicht bindend sind, dafür hat man bei manchen unchristlichen Agenden in Deutschland Gott zu danken. Früher wurden die Formulare für die einfältigen Pfarrer gemacht, heutzutage bedürfte es deren für die zweifältigen, (δίψυχοι Jak. 1, 8.) die zwischen Gott und Baal hinken.

viel Wichtigkeit und Werth eingeräumt. Jener darf in der evangelischen Kirche durchaus nicht hervorstechen, viel weniger die Erbauung beherrschen; sowie alles theatralische Talent des Predigers gerade das Gegentheil von geistlicher evangelischer Beredsamkeit ist; *) weshalb uns der Himmel vor dem Donnern und Blitzen eines Perikles, oder den Witzworten eines Chrysostomus und Abrahams von Sta. Clara bewahren wolle. Die Römische Kirche kann solche gebrauchen, weil die Predigten hier eigentlich nur geistliche Intermezzi sind, wovon jeder nach Belieben sein Theil hinnehmen, oder vorübergehen darf, dahingegen in der evangelischen der Prediger als Diener jedes einzelnen aus Gottes Wort Erbauung Suchenden auf der Kanzel steht. **)

Dies mag genug seyn, um zu zeigen, wie sehr der evangelisch-protestantische und Römisch-

*) La vraie éloquence se moque de l'éloquence, sagt Pascal.

**) „Die Yolande und La Mettries — heißt es in den oft angeführten v. Moser'schen Briefen — werden nie so viele Proselyten der offenbaren Spötterei machen, als die nur den Verstand beschäftigenden und das Herz in seinen Tücken wohlbedächtlich schonenden, moralischen Canzelredner, die galanten Hofprediger und complaisanten Beichtväter, den Unglauben und des Herzens Härtigkeit befördern."

katholische Cultus in ihrem Geist und Wesen verschieden sind, und wie sie das Gepräge dieser Verschiedenheit sichtbarlich an sich tragen. Auch ist daraus zu ersehen, wie der protestantische Cultus dem Geiste des Evangeliums, als dem Geiste christlicher Freiheit und Gleichheit vor Gott, sowie der Vereinigung Aller zu einem Leibe, von welchem Christus allein das Haupt ist — und somit der Form der ältesten Gemeine am nächsten komme.

Hieraus folgern wir mit Recht, daß, jemehr der Geist des Evangeliums und das Wort Gottes in der katholischen Kirche Raum gewinnt, um so mehr das Äußere des Cultus in den Hintergrund treten, und endlich verschwinden müsse. Dieses scheint eine kühne Behauptung — aber sie gründet sich auf das Wort, welches der Herr dem samaritischen Weibe sagte: „Es kommt die Zeit, wo ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet anbeten, sondern wo die wahrhaftigen Anbeter den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten werden. Wir wollen den Fall setzen, der ja mehrmals sich ereignet hat,*) — eine katholische Gemeine ver-

*) So gestattete z. B. König Ferdinand den Oesterreichern, aus eigener Bewegung, auf ihr Begehren den Genuß des Kelchs bei der Communion, wofür er freilich von dem Pabst harte Vorwürfe empfieng.

langte von ihrem Pfarrer, das h. Abendmal in der Weise zu empfangen, wie es der Herr selbst eingesetzt und ausgetheilt hat, und der Pfarrer bewilligte ihnen ihr Begehren. Sie treten herzu, nahen sich in Demuth der Bundestafel, und empfangen aus der Hand des Seelsorgers das heil. Brod und den heiligen Kelch, und mit demselben im Glauben das Siegel und Unterpfand der Vergebung ihrer Sünden und der innigsten Vereinigung mit Christo, der mit seinem Blute sie erlöset und sich zum Eigenthum erworben hat; und Alle vereinen sich nun zur gemeinsamen freudigen Danksagung: „Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele! und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!“ —— Werden sie von nun an noch nach einer Messe verlangen, die ihnen von ferne als ein Schauspiel, statt des einfachen Mahls, dargeboten wird? Werden sie ferner noch den Prunk des Altars und die Monstranz beachten, da sie das Höchste, wie von der Hand des Erlösers, empfangen und genossen haben, und an ihren Seelen gespeiset sind? Da sie alle vereint und gemeinsam sich mit ihrem Pfarrer als Glieder des einen Haupts, und Brüder und Schwestern erkannt und gefühlt haben, wird da noch ferner die Scheidewand zwischen Priester und „Pfarr-

volk' (Laien) ihnen zusagen? Werden sie noch der Fürsprache der Heiligen bedürfen, seit der Herr, das Brod des Lebens, selbst sich ihnen dargeboten hat? Werden die Bilder in den Kirchen noch anders, als weltliche Kunstwerke von ihnen angesehen, und so man sie wegnimmt, vermißt werden? Wird die fremde unverständliche Sprache und der Meßgesang der Priester sie noch erbauen, nachdem sie das Wort Gottes in seiner Einfalt vernommen haben? O wie wird nun vieles allmälig so ganz anders werden, als zuvor. Allmälig — etwa so, wie Hennhöfer einem katholischen Candidaten des geistlichen Amtes, der ihn um die Gründe seines Überganges zur protestantischen Kirche befragte, den Zustand ihrer Kirche in einem Gleichnisse darstellte.*) Denken Sie sich, sagte er, ein Gemälde, welches Jesum Christum so darstellte, wie das Evangelium ihn beschreibt, als den treuen Hirten, voll Liebe, Mitleid und Freundlichkeit gegen die Sünder, die zu ihm kommen, Ruhe für ihre Seelen bei Ihm zu suchen. So sah und verehrte ihn die ursprüngliche Gemeinde. Aber nach einiger Zeit änderte man das Bild, und gab ihm statt des freundlichen Hirtenangesichts den ernsten Blick eines zürnenden

*) Die Erzählung befindet sich in einer Reisebeschreibung in den Archives du Christianisme. 1827. 3tes Heft.

Richters und Gesetzgebers, wie auf Sinai zwischen Donner und Blitzen thronend. Jetzt hatte der Sünder nicht mehr den Muth, sich ihm zu nahen. Da stellte die Kirche, um den Zugang zu Ihm, von dem doch allein das Heil kommt, offen zu halten, ihm eine Vermittlerinn und Fürbitterinn, seine Mutter Maria zur Seite. Man nannte sie die Himmelskönigin, umgab sie mit einem glänzenden Cultus, baute ihr Tempel, Kapellen und Altäre. Der Glanz und die Majestät, womit man sie umgeben hatte, machte bald das Bedürfniß neuer Mittler und Vermittlerinnen fühlbar, und man stellte neben Maria den h. Joseph, Nepomuck, Willehad, Ansgar, die h. Agnes, Petronelle, die 11000 Jungfrauen u. s. w. Das Gemälde wurde nun so voll und überladen mit Nebenpersonen, daß es fast unmöglich war, Jesum, den es zuvor ganz allein dargestellt hatte, herauszufinden und zu unterscheiden; und um so mehr, freilich, bedurfte es nun eines sichtbaren Stellvertreters seiner verdunkelten Person, der zugleich den Schatz der überflüssigen guten Werke der Heiligen administrirte.

Wer nun aber den Herrn der Kirche aus den Evangelien in seiner einfachen wahren Gestalt kennen gelernt hatte, welches Glück freilich nur wenigen zu Theil wurde, dem mußte ein Licht auf-

gehn über das verdunkelte Gemälde, das die Kirche ihm vorhielt, und zugleich das Verlangen, daß es von den Nebenfiguren gesäubert und in seine alte ursprüngliche Einfalt und Reinheit wieder hergestellt würde. Schon frühe, als das hierarchische System sichtlicher sich zu entfalten begann, gleichzeitig mit unserm Ansgar, welchem (daß wir ihn einmal wieder loben) selbst Spittler das Zeugniß giebt, daß er frei gewesen sey von der Anhänglichkeit an den Römischen Stuhl — trat ein solcher Mann in Italien auf, der Erzbischof Claudius zu Turin, ein Mann, dessen Name damals ganz Italien erfüllte, und kämpfte muthig gegen die Verehrung der Heiligen, die Anbetung des Kreuzes und der Reliquien, den Bilderdienst und den Principat des Pabstes, und veranlaßte die Lossagung der Waldenser von dem päbstlichen Stuhl; wie denn natürlich die Hinwegschaffung der einen Nebenfigur die andere herbeiführen mußte. Claudius wollte eine Reformation, der stürmische Arnold von Brescia, leider, zu gleicher Zeit mit demselben eine politische Revolution. — Beides mißlang, es blieb bei dem alten; die rechte Zeit war noch nicht gekommen. Das Pabstthum erhob sich, durch erfolglosen Widerstand nur noch mehr zur Klugheit und Befestigung seiner Macht gespornt, bald zu dem höchsten Gipfel hierarchischer

Gewalt; die Kreuzzüge, und die unaufhörlichen Kriege und Faustkämpfe der Fürsten und Großen untereinander, sowie die Bewegungen der Moslemin im Osten, betäubten jede Stimme, welche sich für die Reinigung der Kirche hätte mögen hören lassen; auch hatte sich, was noch von Wissenschaft übrig war, in die Klöster geflüchtet, etwa einen Dante ausgenommen, der indeß auch für seine poetische Freiheit büßen mußte. Jedoch war dadurch die Stimme der Wahrheit, die sich durch Claudius so kräftig, wenn auch fruchtlos, erhoben hatte, noch nicht erstorben, sondern nur, übertäubt vom Getümmel der Zeit, eingeschlummert; und auch während dieser langen Stille fehlte es nicht an einzelnen Lauten, die, mitten unter dem Geräusch der Waffen und dem Schulgezänk der Scholastiker, das Daseyn der einfachen evangelischen Wahrheit und das Sehnen nach derselben andeuteten und verkündeten. Solche Zeugen waren Tauler und Thomas von Kempen in Deutschland, deren weit verbreitete und allgemein verständliche Schriften im Stillen dahin wirkten, daß das wahre Bild Jesu Christi nicht gänzlich entstellt und aus den Herzen der Menschen getilgt wurde. Dann trat zu Anfang des 15ten Jahrhunderts Huß auf als muthiger Zeuge der Wahrheit, und legte Hand ans Werk, um das entstellte Bild von seinem Wuste

zu reinigen, und bekräftigte ſein Zeugniß im Angeſicht der Kirche und ihrer Repräſentanten, und vor den Augen des Römiſch-deutſchen Kaiſerthums und Reichs, mit ſeinem Tode in den Flammen.

Dieſes Jahrhundert, das letzte des ſogenannten Mittelalters, ſchloß mit großen Begebenheiten, der Erfindung der Buchdruckerkunſt, der Eroberung von Conſtantinopel durch die Türken, der Befeſtung der helvetiſchen Freiheit, der Entdeckung von Amerika und des Seeweges nach Oſtindien, und dem Landfrieden. Mitten zwiſchen dieſen großen Ereigniſſen ward Martin Luther und Zwingli, Melanchthon ꝛc., oder vielmehr die Reformation geboren.

Denn es iſt ein eben ſo grober Irrthum und eine unhiſtoriſche Anſicht, wenn man das große Werk der Reformation Einem oder einigen Menſchen zuſchreibt, als ob man die Ausführung Iſraels aus Ägypten und die Beſitznahme Kanaan's ein Werk Moſes und Joſua's, alſo der Werkzeuge, nennen wollte. Ich der Herr dein Gott, heißt es, habe dich aus dem Dienſthauſe geführt. Seit dem Entſtehen der Hierarchie hatte der eingeengte, aber darum nicht vernichtete, Sauerteig immer im Stillen gegoren. Deutſchland war nach ſeinem angeſtammten eigenthümlichen Charakter und Freiheitsſinn nicht das Land und Volk, das immer unter dem Druck der Hierarchie bleiben konnte. So wie

ehmals ein Hermann an dessen Spitze trat, und es von der schmachvollen Knechtschaft des herrschsüchtigen, damals die ganze Welt beherrschenden, Römervolkes befreite, und unserm, gleich einem andern Kanaan, von Gott ausgezeichneten Vaterlande, seine Volksthümlichkeit, Namen, Sitte und Sprache rettete; so mußte Luther, ein deutscher Mann, wie je einer, den in der Brust des deutschen Volkes lange verschloßenen Empfindungen und Gedanken Zunge und Wort geben, und das Panier christlicher Freiheit, die Bibel, ihm vortragen. „Du wurdest — schrieb Zwingli zürnend an Luther, nachdem er ihn auf die hingewiesen, welche ihm vorgearbeitet hatten — zu dem allen von Gott berufen; nicht anders wie der David stelltest du dich dem Goliath zu Rom entgegen, so tröstlich, daß alle, die vorher auch angsthaft waren, gestärkt wurden, und dir zusprungen, also daß das Evangelium in einen trefflichen Aufgang kam. Darum wir Gott billig danken sollten, daß er dich erweckt hat, da es sonst niemand wagen wollte, und dich, als ein nützlich Geschirr in Ehren halten, als wir auch gerne thun.“ Luther selbst schrieb an die Gläubigen in Holland und Flandern: „Nun ist die Zeit wiederkommen, daß wir der Turteltauben Stimme hören und die Blumen aufgehn in unserm Lande.“ Und das schöne Lied, worin er den Zu-

gentod der beiden Auguſtinermönche beſang, welche 1523 in Brüſſel verbrannt wurden, ſchließt er mit den Worten: „Der Sommer iſt hart vor der Thür, Der Winter iſt vergangen; die zarten Blümlein gehn herfür. Der das hat angefangen, Der wird es wohl vollenden.“ —

Merkwürdig iſt hiebei, daß die Wiederherſtellung des reinen Gotteswords eben nur bei dem deutſchen Volke und bei den Völkern, die von deutſchem Blute abſtammen, oder damit verwandt ſind, Eingang und Wurzel fand, nämlich bei den Schweizern, Holländern, Engländern, Dänen, Schweden und Norwegern, während die andern, aus Römiſchem Blute entſproſſenen, oder von den Römern früher unterjochten, die Reformation mit Feuer und Schwert verfolgten, und das reine Wort Gottes zum Theil noch von ſich weiſen, und in hierarchiſcher Finſterniß wandeln. Von Germaniſchen Volksſtämmen ſind auch die Geſellſchaften zur Verbreitung der h. Schrift, und die auf Gottes Wort gegründeten, und darum einzig wirkſamen und ſegensreichen, Miſſionsanſtalten, beides Erzeugniß und Fortſetzung der keineswegs beendeten, ſondern immer fortſchreitenden Reformation, ausgegangen. *)

*) Auch die Kirchenverſammlung zu Trient hatte widerwillen

Und was iſt denn Reformation der Kirche? Nichts anders, als was ſie heißt, Wiederherſtellung, oder — um unſer Gleichniß wieder aufzunehmen — Reinigung des alten urſprünglichen Gemäldes von dem Unrath und den Nebenfiguren, die das einzige Bild, das darauf ſtand, und allein darauf ſtehen ſoll, verhüllt und verdunkelt hatten — das Bild Jeſu Chriſti, welcher iſt das Ebenbild Gottes. (2. Kor. 4, 4.) — Daß dieſes, erleuchtet durch das helle Licht des Evangeliums, in ſeiner vollen Klarheit hervortrete, und ſo die Gewalt und Verblendung des Gottes dieſer Welt jemehr und mehr beſiegt und vernichtet werde,

---

ſo großen Reſpect vor den Deutſchen, daß die h. Väter ſich vielfältig beriethen und ſtritten, ob ihnen nicht ausnahmweiſe z. B. die Communion unter beiden Geſtalten und andere Artikel zugeſtanden werden mögten. Die Geſandten deutſcher Länder, z. B. Baumgärtner aus Baiern, der im Namen ſeines Fürſten und des Volks den Kelch bei dem Abendmale, die Aufhebung des Prieſter-Cölibats, deutſche Sprache bei der Meſſe forderte — traten in dieſer divina Comedia ſo energiſch auf, daß den Vätern bange wurde. Auch Frankreich bewies, daß noch deutſches Blut in ſeinen Adern fließe. Das wunderliche Concil ſteht nun da als die Schutzmauer und das Bollwerk des Hierarchismus, oder als der Tridens des Neptun, womit er die Wogen beſchwichtigt: quos ego! — — Quousque tandem? fragen wir. —

und das Reich Gottes komme — das ist das Ziel der heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes in seiner Weltregierung, zu unserer Herrlichkeit.

Religion — im weitesten Sinn als untilgbarer Charakter des Menschen und der Menschheit — ist, wie der Name andeutet, ein instinctartiges, wenn auch nicht verstandenes, Wiedersuchen und Verlangen nach dem verlorenen Paradiese, d. h. der verlorenen Gemeinschaft und Ebenbildlichkeit Gottes.*) — Diesem hohen Ziele nähert sich die Menschheit, wie der einzelne Mensch, der Christ und die Christenheit, nur in dem Maße, als das wesentliche Ebenbild Gottes, Jesus Christus in ihr Gestalt und Klarheit gewinnt. Reformation ist demnach, wie ebenfalls ihr Name andeutet, zunächst Wegräumung aller Verdunkelung,

*) Cicero leitet das Wort von *relegere*, wiederlesen, richtiger als Lactanz von *religare*, wiederverbinden — nur bedachte der Heide, der es auf das Lesen der Priester in den Sibyllinischen Büchern bezog, nicht, daß legere, wie im Deutschen gleichfalls lesen, eigentlich und ursprünglich aufsuchen und sammeln bedeutet, und die gewöhnliche Bedeutung eine abgeleitete, metaphorische ist. — Das Augustinische: Tu, Domine, nos fecisti ad Te — sprach sich auch in jenem Wilden aus, der dem „großen Geist" seinen Tabacksbeutel in den Wellen des Niagara opferte, während der Brittе, den er begleitete, die Höhe des Wasserfalls maß.

und dann Wiederherstellung des Urbildes in seiner Einfalt und Klarheit. Die Verkündigung und Verbreitung des reinen Evangeliums ist einzig der Weg und das Mittel zu diesem Ziele, und Reformation ist wiederum nichts anders, als Eröffnung und Anbahnung dieses Weges.

Unser Ansgar — daß wir seiner noch am Schluß in Ehren gedenken — war ein Reformator in diesem Sinn; er zerstörte die Mauer, womit der Fürst der Finsterniß die Nordländer umzäunt hatte, durch das Licht und den Schall des Evangeliums, mußte aber den Aufbau des Lichtreichs, wozu er den Grund gelegt hatte, nach der Weise seiner Zeit, der Kirche überlassen, welche jemehr und mehr, dem eingeschlichenen weltlichen Princip zufolge, nur die Erweiterung ihrer Herrschaft, und folglich nur die Form, nicht das Wesen; nur die Provinz, nicht die einzelne Menschenseele; nur den Gehorsam, nicht den Glauben und die Erleuchtung im Auge hatte. Es konnte wohl auch nicht anders seyn. Die damalige und nächstfolgende Zeit, wo das geistliche je länger je fleischlicher wurde, mußte doch dazu dienen, um dem Evangelium oder Christenthum, wenn auch wenig wahrhaftige Gläubige und Verehrer, nur vorläufig Land und Boden für die Zukunft zu gewinnen. Aber, sagen wir mit Hamann, aus der Eichel muß eine Eiche

werden; zu welchem Bau dieſe dienen wird, beruht auf dem Willen des großen Baumeiſters, der kein faber incertus iſt. Wie der allmächtige Schöpfer, nachdem er am erſten Tage das Licht erſchaffen, am zweiten und dritten die Waſſer zwiſchen Himmel und Erde theilte, und der Erde einen feſten trocknen Boden mit Gras, Kräutern und Bäumen gab, und dann erſt die Sonne hervorgehen und leuchten hieß; ſo iſt auch von altersher ſein Gang unter den zerfallenen ſündigen Menſchenkindern geweſen, auf deren Sünde eben Ihm wohlgefiel das Reich ſeiner Gnade und Wahrheit zu bauen. Er ſchrieb eher mit ſeinem Finger das Geſetz in ſteinerne Tafel, bevor er durch den Mund und Griffel der Propheten redete. Solchem Zeitalter, das nichts weiter leiſten ſoll, entſprechen auch die mangelhaften Hülfsmittel. Als das Evangelium in ſeiner reinen vollen Klarheit der Welt gegeben wurde, da fehlte es nicht an Evangeliſten und Evangeliſtinnen, die es in Wort und Schrift, nach der Weiſe der Apoſtel verkündeten und verbreiteten, noch an Mitteln, wodurch es Ländern und Städten mitgetheilt werden konnte. Bei jenem erſten Aufreißen der ſo lange brach gelegenen Äcker verhielt es ſich anders. Es hielt ſchwer, die Erkenntniß der Wahrheit unter das Volk zu bringen, und ihm die Quelle ſelbſt, woraus es ſchöpfen ſollte,

zu öffnen. Unsere jetzigen Missionarien und Lichtboten vermögen es sogar, unter den verwildertsten Völkern, die sie belehren, z. B. den Südsee-Insulanern, eine Buchstabenschrift zu schaffen, und ihnen, indem sie sie lesen lehren, das Evangelium in so vielen Abdrücken, als ihnen beliebt, in den Mund und die Hand zu geben, und dadurch in kurzer Zeit, was die Erkenntniß betrifft, so weit zu fördern, als ohne diese Hülfsmittel kaum Jahrhunderte vermocht hätten. Hier steht auch die Hand des Herrn, wie bei der Reformation, welcher die Buchdruckerkunst vorhergieng, seinem Worte und dem reinen Evangelium sichtbarlich zur Seite. So wird's auch ferner geschehen, und jemehr die Christenheit eine wahrhaftige seyn und werden wird, um so eher und schneller wird die Fülle der großen Heidenmasse eingehen, und in den Wüsten Tannen für Hecken, Mirten für Dornen wachsen.

Ansgars Zeit konnte und sollte nur beginnen, den Boden urbar zu machen. Bei den beschränkten Mitteln und dem Mangel aller Volksbildung selbst unter den Christen, wo Lesen und Schreiben, außerhalb der Klostermauern, die ebenfalls nothwendig in jene Zeit gehörten, für seltene Kunstfertigkeiten galten, konnte die nothdürftigste Erkenntniß christlicher Glaubenswahrheiten nur durch mündliche Mittheilung in den einfachsten Formeln ver-

breitet und erhalten werden, und der äußere imponirende Cultus war nothwendig, um sie festzuhalten und, die Gewalt der Kirche darstellend, den Rückfall in den Götzendienst zu verhindern. So konnte demnach eine Reformation, wie Bonifacius, Ansgar und andere Boten des Evangeliums sie begonnen hatten, Jahrhunderte lang nicht nur nicht fortschreiten, sondern mußte vielmehr, weil Stillstand Rückgang ist, durch die Länge der Zeit, so zu sagen, sich versteinern und ganze Völkerschaften, ja die gesammte Christenheit zum Gegentheil von dem, was Petrus will (1. Pet. 2, 5.), zu todten Steinen machen, um die Grundmauer der Hierarchie zu verstärken. Wer kann den heimlichen Rath und die Wege des Herrn unter den Menschenkindern ermessen? Mußte doch sein auserwähltes Israel vierhundert Jahre lang in Ägypten vegetiren, um ein Volk zu werden, und Jahrhunderte lang sich mit den Philistern, in offener Fehde und Faustrecht, sich herumschlagen, ehe es zum Besitz des gelobten Landes, und zu einem Zeitalter Samuels, Davids und Salomo's, voller Psalmengesang, Harfenklang und Weisheit, gelangte, und ehe Zion gewonnen ward, von welchem, dem Urbilde eines Herrlichern (Hebr. 12, 22—24.), das Gesetz und des Herrn Wort ausgehen sollte und ausgegangen ist! — Es ist eben so demüthigend

als erhebend, je nachdem man ſich auf den Standpunct der Zeit oder der Ewigkeit ſtellet, daß vor dem Herrn tauſend Jahre ſind wie ein Tag.

Das Weſen dieſer Welt veraltet und vergeht, wie ein Kleid. Für die bürgerliche Geſellſchaft, ſagt der weiſe Cicero, ſey der Tod eine Strafe; denn eine bürgerliche Geſellſchaft müße für die Ewigkeit gegründet ſeyn; es gebe keinen natürlichen Tod für eine Republik. — Dagegen ſagte der weiſere Wilberforce im Engliſchen Parlamente: Die alten Republiken hatten ihre Kindheit, ihr männliches Alter und ihre Greiſenſchwäche, weil ſie auf ein vergängliches Princip gegründet waren, auf eine falſche Religion. Unſere chriſtlichen Geſellſchaften müſſen ſolange als die Welt dauern, und von Vervollkommnung zu Vervollkommnung ſchreiten, weil ſie auf das Princip der ewigen Weisheit gegründet ſind.

Die Geſchichte der chriſtlichen Kirche iſt eine Fortſetzung der bibliſchen, und dieſe das Vorbild jener. Gottes Wort iſt nicht gebunden; die Wahrheit hat keine Gränzen, und ſucht ihrer Natur nach, als ein unvergänglicher Saame aus Gott, allgegenwärtig zu werden. Dies ſey das Ende.

Exeg. 13[illegible]7c

Ueber die

Krankenheilungen Jesu.

Eine Vorlesung

von

Dr. Friedrich Adolph Krummacher.

Aus seinem Nachlasse

herausgegeben

von seinen Söhnen

Friedrich Wilhelm und Emil Wilhelm.

28 A

Elberfeld 1845,

bei Wilhelm Hassel.

A 151 467

Gedruckt bei J. L. Schober in Elberfeld.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Vorrede.

Zu der Aufgabe, welche ich mir geſtellt habe: Ueber die Krankenheilungen unſeres Herrn, eignet ſich als Wahlſpruch und Einleitung das Wort des berühmten griechiſchen Heilkünſtlers, deſſen er ſich bei der Beſchreibung jener pſychiſchen Krankheiten bedient, wo nicht nur der leibliche, ſondern auch der geiſtige Organismus eine eben ſo wunderſame, als ſchreckliche Zerrüttung erleidet. *Πάντα θεῖα καὶ ἀνθρώπινα πάντα* — Alles göttlich und menſchlich zugleich! — ſagt der an ſeiner Kunſt verzweifelnde Grieche. — Wir haben das Recht, mit freudigem Glauben und in viel höherem Sinn dieſes Wort auf das große Geheimniß der Offenbarung Gottes im Fleiſch, und deſſen einfache Geſchichte, beſonders auch auf die Wunderheilungen des Herrn anzuwenden. — Ich nehme es aber auch für mich ſelbſt in Anſpruch, mit der Bitte, daß, wenn in meiner philoſophirenden und discurrirenden Abhandlung, wie es zu gehen pflegt, hie und da das Menſchliche dem Göttlichen vorwalten möchte, meine geneigten Leſer ſolches ohne Ungeduld ertragen, und mir das Streben nach dem *ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ* — nach Wahrheit in Liebe — zutrauen wollen.

Ich bemerke nur noch, daß dieſe Abhandlung in einem jährlichen Convent der hieſigen Stadt- und Landprediger von mir geleſen, und ihr Abdruck gewünſcht wurde.

Bremen. Dr. F. A. Krummacher.

§. 1.

Die meisten Thaten Jesu während seines Wandels auf Erden waren Krankenheilungen, von welchen die Evangelisten nur einzelne umständlich beschreiben, die größte Zahl derselben aber bloß im Allgemeinen anführen. So z. B. Matth. 4, 23. f.; Kap. 8, 16. Marc. 1, 32—34. Luc. 4, 40. Joh. 21, 25. Jesus selbst verweiset die Johannesjünger, die im Namen ihres Meisters ihn befragen: „ob er der sei, der da kommen solle," auf die von ihm geheilten Blinden, Lahmen, Tauben und Aussätzigen, als die nächsten, lebendigen Zeugen seiner göttlichen Wirksamkeit und Würde. (Matth. 11, 5.) So enthält die ganze Geschichte seines Lebens und Wandels auf Erden der Hauptsache nach nichts anders, als die einfache Darstellung seiner Reden, Wunder und Thaten, und unter letztern vor allen seiner Krankenheilungen. Beide, Reden und Thaten, sind so genau mit einander verbunden, daß durch Aufhebung des einen oder des andern die ganze evangelische Geschichte folgerecht vernichtet, und die Person Jesu sammt seiner Lehre in das Gebiet mythischer Dichtung versetzt werden müßte. So innig ist Alles, Person, Wort und That, in der einfachen Darstellung verbunden, zu einem unzertrennlichen, historischen Ganzen. Die Werke und Thaten des Herrn sind der sichtbare Leib, die Erscheinung und Offenbarung seines Geistes und Wesens, Zeugnisse seiner verborgenen Gottheit, Abglanz und Strahlen seiner Herrlichkeit, als des Eingeborenen vom Vater, welche seine Jünger sahen, (Joh. 1, 14. 1. Joh. 1, 1. f.), zugleich die Zeichen und Symbole des Werkes, welches ihm der Vater gegeben hatte, daß er es vollenden sollte. Darum verknüpft auch das Evangelium St. Johannis, welches die Alten vorzugsweise und mit Recht das geistige nannten, inniger, als die andern, Jesu Reden und Thaten.

Jene Benennung sollte nicht eine Zurücksetzung der drei ersten Evangelien bezeichnen, sondern nur ihren von dem Johanneischen verschiedenen historischen Charakter andeuten. Man könnte diesen vielleicht als menschlich- und göttlich-historisch unterscheiden. In den 3 ersten Evangelien kommt die Person der Evangelisten (die Vorrede des Lukas ausgenommen) nirgend zum Vorschein; wohl aber und nicht selten in dem des Johannes, welcher vorzugsweise hier, wie in seiner Offenbarung, als der von dem Geist erfüllte Schreiber erscheint, indeß die 3 ersten Evangelisten mehr als menschliche Zeugen und Berichtserstatter sich darstellen. Es ist eine wunderbare Stufenfolge in den Evangelien, sowie überhaupt in der Anordnung und Reihenfolge aller Bücher der gesammten heiligen Schrift des Alten und Neuen Testaments.

§. 2.

Jeder Zweifel an der historischen Wahrhaftigkeit der Thaten Jesu, und somit auch jeder, aus solcher Zweifelei stammende, besonders in unsern Tagen so oft wiederholte, aber auch jedesmal schon an dem gesunden Menschenverstand zerscheiterte Versuch, sie, wie man sagt, natürlich zu erklären, ist ein Beweis menschlicher Ungöttlichkeit und Gefangenschaft unter das knechtliche Joch der Sinnenwelt und des Todesleibes. Daher auch, wo irgend Uebernatürliches in die Erscheinung tritt, das aufgeschreckte Erstaunen, Entsetzen und Irreweden, wie bei dem großen Haufen am Pfingstfeste; oder Furcht bei denen, die Göttliches darin erkennen; oder auch, wie eben daselbst, bei Solchen, die des passiven Zustandes bei ihrem Verstandesdünkel sich schämen, spottende, natürliche Erklärung, welcher die neueren Versuche nur zu sehr gleichen. Je ferner von Gott, desto ferner von, und desto mehr Scheu vor dem Göttlichen. Als die Herrlichkeit Jesu sich dem Petrus zuerst bei jenem Fischfange offenbarte, fiel der erschrockene Jünger vor ihm nieder, und rief: „Gehe von mir aus, denn ich bin ein sündiger Mensch!“ (Luc. 5.) Bald nachher verwunderten sich die Jünger nicht einmal über die Wunderthaten ihres Herrn und Meisters; sie erschienen ihnen als natürliche Attribute seines Wesens, nachdem sie sein überirdisches Wesen näher erkannt hatten. — Wenn wir das größte und geheimnißvollste aller Wunder und Gottesthaten, nämlich das große und gottselige Geheimniß der Offenbarung Gottes im Fleisch, im Glauben erkannt haben, dann werden wir von selbst aufhören,

die Wunder und Zeichen des Gottessohnes sowohl zu bezweifeln als anzustaunen. *)

§. 3.

Die den Wunderthaten Jesu gebührende Ehre und Würde wird auch dadurch geschmälert, wenn man sie, wie häufig geschieht, bloß als Mittel betrachtet, die Aufmerksamkeit des Volkes auf seine Person und Lehre zu wecken; wobei man nicht unterläßt, das jüdische Volk — freilich nicht ohne Grund — als ein wundersüchtiges, und somit die Wunder Jesu als eine herablassende Anbequemung zu dessen Vorurtheilen darzustellen. **) Dieser Behauptung liegt aber, bei dem Unglauben an die Herrlichkeit des menschgewordenen Gottessohnes, die Absicht zum Grunde, die Wunder, verstohlener Weise, als abgethane Dinge, die uns nicht sonderlich angehen, in den historischen Hintergrund zu schieben, und zu einem Oertlichen

*) „Möchte es doch erst dahin kommen, daß die so schrecklich verzerrten und ventilirten Wunder nicht mehr zum abgerissenen Stückwerk im Leben Jesu gemacht würden! Oeder und widernatürlicher Blick ist's, wenn nicht die Natürlichkeit und Nothwendigkeit des Zusammenhangs solcher Thaten mit dem ganzen Lebensgeist Christi, als des Sohnes Gottes, erkannt wird, der Gott nicht bloß in der Rede, sondern auch in der That vorstellen sollte. Wunder waren auch so wenig von dem Geiste der übrigen Thaten Jesu unterschieden, daß Jesus dazu gar keiner isolirten Kraft bedurfte; sie waren nur Zweige des ganzen Gewächses und Geistes, womit er gesalbt war, der sich in anderer Farbe spiegelte, wenn er sprach, in anderer, wenn er that." — So Kleuker in seiner Schrift: Menschlicher Versuch über den Sohn Gottes und der Menschen. S. 237.

**) Die entartete, nicht zu läugnende Wundersucht der Juden, welche der Herr selbst ihnen vorwarf, hatte ihren Grund in der Geschichte dieses Volkes, oder in seiner Erziehung durch äußere Gottesoffenbarungen (Theophanien). Aber wie das Gesetz und die Propheten, so war auch zur Zeit Jesu ihre heilige Geschichte in ihrem Unglauben versteint und zum todten Buchstaben geworden. Sie verlangten Wunder um des Wunderbaren willen, um sich an ihnen, wie an Gaukelspielen, zu ergötzen. Auch fühlten sie sich dadurch in ihrem Stolze, als Zeugnisse ihres alten göttlichen Adels, geschmeichelt. So mußten selbst die ausgezeichnetsten Thaten Jesu, z. B. die Auferweckung des Lazarus, bei ihnen ihres Zwecks verfehlen. Das Volk gaffte und staunte und verlangte immer neue Wunder; die verblendetem Feinde Jesu, Pharisäer und Schriftgelehrte, erkühnten sich sogar, da sie solche nicht leugnen konnten, sie teuflischer Kraft und Mitwirkung zuzuschreiben, eben weil sie die Person Jesu hassten, und um ihn bei dem Volke zu verdächtigen.

und Zeitlichen zu machen, das auf sich selbst beruhen möge. So hat man auch, ich möchte sagen lächerlicherweise, die Behauptung aufgestellt, unsere fortschreitende Naturwissenschaft würde bald dahin gelangen, die sogenannten Wunder als natürliche Ereignisse zu erweisen! Es ist eine seltsame Ignoranz und Beschränktheit, von keiner höheren Natur, als der in der äußern Welt erscheinenden, wissen zu wollen, und dennoch den Glauben an ein Dasein Gottes in Anspruch zu nehmen. Ist doch in dem Menschen selbst und in seinem Wesen eine höhere Natur, der z. B. sein Gewissen angehört, als ein geheimnißvolles, übermenschliches Gericht, welches alle Einwendungen und Entschuldigungen zu Boden schlägt.

Jedoch soll mit Obigem nicht geleugnet werden, daß mehrere Thaten Jesu, die vor den Augen des Volkes und vieler Zeugen geschahen, die Gemüther lebhaft bewegten, und die Aufmerksamkeit des Volkes auf ihn zogen, und das Gerücht von ihm weit verbreiteten, wie die Evangelien mehrmals bemerken; ja, sie sollten es auch. Denn die Erscheinung des Verheißenen und Erwarteten, der nun in ihre Mitte trat, und als solcher sich ankündigte vor ihren Augen und Ohren (Luc. 4, 21.), war nicht ein Licht, das unter den Scheffel gestellt, sondern eine Thatsache, die allgemein und zunächst im jüdischen Lande ruchbar werden sollte, — damit sie keine Entschuldigung hätten, und die, auch ihrer Natur nach, allgemein bekannt werden mußte. Aber für den eigentlichen Zweck seiner Thaten kann es deshalb doch nicht gelten. Jesus selbst gibt einen solchen nirgend zu erkennen: ja, er selbst würde dieser Absicht entgegengewirkt haben, wenn er, wie mehrmals geschah, den Geheilten ernstlich verbot, die ihnen durch seine göttliche Kraft erwiesene Wohlthat bekannt zu machen, und so ungeweihte Lobredner seiner Thaten zu werden, die ja nicht Zweck, sondern heilige, und darum in einem stillen Herzen zu bewahrende Mittel seiner Sendung waren und sein sollten. Nicht Aufsehen bei der Menge, wohl aber ein ernstes Aufmerken und einen entschiedenen Glauben an seine Person und göttliche Sendung wollte er bewirken, und ihre Blicke und Herzen zu dem neuen „Aufgang aus der Höhe" richten. Darum auch schweigen die Apostel in ihrem Sendschreiben an die schon in der Wahrheit gegründeten Christengemeinden von den Wunderthaten, welche der nun erhöhete Herr während seines Wandels auf Erden vollbracht hatte; bei dem Heiden Cornelius bedurfte es noch deren Erwähnung, und auch dieser nur mit wenigen aber kräftigen Worten. (Apostg. 10, 38.)

§. 4.

Ueberhaupt scheint es eben so ungeziemend von einem beabsichtigten, äußeren Zweck und Effect der göttlichen Kraftäußerungen und Thaten des Herrn, als von einem Zwecke der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes zu reden: Diese haben — wenn das menschliche Verstandeswort auf das, über allen Verstand erhabene angewendet werden soll, — ihren Zweck, wie ihren Grund, in sich selber, und alle Offenbarungen, sei es der Allmacht oder der Gnade des lebendigen Gottes, sind nur einzelne, dem geöffneten Auge des Menschen sichtbar werdende Ausflüsse der ewig fortströmenden Quelle alles Lichts und Lebens — Offenbarungen seiner Herrlichkeit. Hier ist die Sonne wieder Abbild dessen, der sie, das große Licht, an den Himmel gesetzt hat. Ihr Dasein, ihre Erscheinung ist ihr Zweck, und daß durch sie die Erde Licht, Wärme und Segen empfängt, ist Ausfluß und Wirkung ihres Wesens. Wer ihrem Lichte sich nicht entzieht, erfreut sich ihrer Gaben. Dem Gottmenschen, dem Eingebornen vom Vater, war und blieb in seiner freiwilligen Entäußerung und angenommenen, menschlichen Knechtsgestalt, in der Gestalt unseres sündlichen Fleisches (Philipper 2, 6. 7. Röm. 8, 3.), die ursprüngliche Gotteskraft eigen, als — wenn auch verborgen — nothwendig zu seinem Wesen gehörig. Ihre sichtbaren, thätlichen Aeußerungen waren die Zeichen und Erweisungen der Herrlichkeit, von welcher Johannes bezeugt, daß er und seine Mitjünger sie mit Augen gesehen, und des wahrhaftigen Lichts und Lebens, das in ihm und welches er selbst war. (Joh. 1, 14. 1. Joh. 1, 1. 2. Kap. 5, 20.) Diese göttliche Kraft und Herrlichkeit wohnete in ihm und ging von ihm aus, wie der Gedanke und das Wort in und aus der Seele.

§. 5.

Also erscheint auch in der evangelischen Geschichte die göttliche Kraft des Herrn, wenn sie in seinen Thaten an's Licht trat, als eine, so zu sagen, natürliche Eigenschaft dessen, der vom Himmel gekommen und, wie er selbst (Joh. 3, 13.) von sich sagte, auch als Menschensohn, im Himmel war. Sogar die feindselig gesinnten Pharisäer und Schriftgelehrten konnten seine wunderbaren übermenschlichen Thaten, so gern sie es gewollt hätten, nicht ableugnen, sondern nur dadurch bestreiten, daß sie solche der unsichtbaren Macht

der Finsterniß und dem Teufel, also einer überweltlichen Gewalt, zuschrieben. Dagegen bei den Jüngern scheint die Ueberzeugung von der Erhabenheit und Gotteskraft ihres Herrn und Meisters mit der im Glauben an ihn erwachsenen Erkenntniß seiner Person und Würde sich so verschmolzen zu haben, daß seine göttlichen Thaten ihnen an sich gar nicht mehr als auffallend und außerordentlich, sondern als natürlich und nothwendig zu seinem Wesen gehörend erschienen. Dies mußte um so mehr der Fall sein, da ihnen der Herr, schon während seines Erdenwandels und ihrer eigenen Unmündigkeit, dieselben Kräfte mittheilte, als er sie je zween aussandte (Matth. 10, 1. Mark. 6, 7 f.), und für die Zukunft in größerem Maße ihnen verhieß. (Mark. 16, 17 f. Joh. 14, 12.)

Darum ist auch späterhin, als nach der Verherrlichung Jesu Christi durch Mittheilung des heiligen Geistes die geistlichen Wunder und Zeichen zu diesen leiblichen hinzugekommen waren, in den Sendschreiben der Apostel von den Wunderthaten Jesu so gut als gar nicht weiter die Rede. Daher ferner auch die bewundernswürdige Einfalt und Ruhe in den nach der Verherrlichung Jesu verfaßten geschichtlichen Darstellungen seiner Wunderthaten und Heilungen. Von den letztern nennt Petrus in seiner durchaus geschichtlichen Rede an den Cornelius nur die „Gesundmachung derer, die vom Teufel überwältigt waren," freilich nicht ohne Bezug auf den heidnischen Hauptmann, als die ausgezeichnetsten, und Paulus zu Athen die Auferstehung Jesu von den Todten. — Aus dieser durchaus einfachen Haltung und dem kunstlosen Zusammenhange der evangelischen Geschichte erkennt man den Standpunkt, aus welchem diese heiligen Historiographen die Person und die Thaten ihres Herrn und Meisters anschauten und darstellten. Aber auch zum rechten Lesen und Verstehen gehört ein einfältiges Herz und Auge.

§. 6.

Obgleich indessen der Verstandesbegriff eines auf Zeit und Ort berechneten Zweckes sich nicht auf die Wunderkraft Jesu anwenden läßt, so verhält es sich doch anders hinsichtlich der Offenbarung und äußern Erweisungen dieser göttlichen Kraft in einzelnen Wirkungen und Thaten. Auch als Argumente für die Wahrheit einzelner Lehren und Aussprüche Jesu konnten und sollten seine Wunderthaten nicht gelten, wie man mehrmals diese Behauptung fälschlich supponirt hat, um überhaupt die Beweiskraft der Wunder zu schwächen,

und dieselben in Schatten zu stellen. Wohl aber sind sie Zeugnisse, daß Jesus, wie Nikodemus sagte (Joh. 3, 2.), sei ein Lehrer von Gott gesandt, indem Niemand die Zeichen thun kann, die er that, es sei denn Gott mit ihm. Gleichwie das unsichtbare Wesen, d. i. die ursprüngliche Kraft und Gottheit des Ewigen, in der uranfänglichen Schöpfung Himmels und der Erde, als das Alles erschaffende und das Chaos neugebärende Wort in die Erscheinung trat, und seitdem in der Erhaltung und Regierung der Welt, als einer fortwährenden Schöpfung, sichtbarlich sich äußert und offenbaret zu seiner Verherrlichung — denn Kraft, Licht und Liebe müssen ihrem Wesen nach sich äußern, wirken und schaffen, — also geschah es auch in dem menschgewordenen Sohne Gottes und seinen Thaten in gleicher Weise und zu demselben Zweck, nämlich zur Offenbarung und Verherrlichung seiner in Menschengestalt verhüllten Gottheit, und durch diese zur Errettung und Beseligung des sündigen Menschengeschlechts. In ihm erschien und in seinen Thaten offenbarte er sich als das, was er war, — das Licht, die Wahrheit, das Leben, die Liebe; mit einem Worte: als das Ebenbild des unsichtbaren Gottes. So konnte er von sich sagen: Mein Vater wirket bisher, und Ich wirke auch, — und: Wer mich siehet, der siehet den Vater. (Joh. 5, 17., und K. 14, 19.)

§. 7.

Hier ist das Evangelium des Jüngers, den der Herr lieb hatte, welches Calvin den Schlüssel zur Eröffnung des Einganges zu den drei andern nennt, unser Führer, obwohl es nur sechs oder sieben Wunderthaten Jesu enthält. Bei dem ersten Zeichen, welches Jesus zu Cana that, bemerkt Johannes, Jesus habe dadurch seine Herrlichkeit, d. i. sich selbst als Abglanz der Herrlichkeit Gottes und Ebenbild seines Wesens offenbart (Hebr. 1, 3.) und seine Jünger hätten an ihn geglaubt (Joh. 2, 11.), d. h. ihr Glaube an Jesum, als den Messias, sei dadurch gestärkt worden. Eben so sagt Jesus selbst, als der Blindgeborne ihm begegnete, dem er das Gesicht wieder gab (Joh. 9, 3.): es geschehe deshalb, damit die Werke Gottes an ihm offenbar würden, und solche müsse er wirken, so lange Tag sei, so lange der große Gottestag seiner Erscheinung auf Erden währe. Und bei der Nachricht von der Krankheit des Lazarus spricht er: „Die Krankheit (ἀσθένεια) desselben sei nicht zum Tode (πρὸς θάνατον) sondern (ὑπὲρ τῆς δόξης τοῦ Θεοῦ) um

der Herrlichkeit Gottes willen, auf daß der Sohn Gottes durch dieselbe verherrlicht werde." (Joh. 11, 4.) In gleicher Weise gibt der Evangelist den Zweck an, weßhalb er die Zeichen, die Jesus gethan, aufgezeichnet habe, nämlich: „Daß ihr glaubet, Jesus sei der Christ, der Gesalbte Gottes." (Joh. 20, 31.)

§. 8.

Dies ist es, was Jesus, nach seiner eigenen, oft wiederholten Aussage, durch seine Wunderthaten zunächst bezweckte; weshalb er sie auch nicht aus eigener menschlicher, sondern durch die ihm von dem Vater, mit welchem er Eins sei, verliehene Kraft vollbracht darstellte, und als solche Zeichen und Zeugnisse vom Vater, zur Bestätigung seiner Sendung und seines Mittleramts, angesehen haben wollte; so wie er sich darauf berief, zum Beweise, daß seine Lehre nicht eine menschlich-eigene, sondern göttliche Offenbarung und Wahrheit sei. (Joh. 5, 36. Kap. 10, 37. 38. ff.) Also die Anerkennung seiner Person, als des von Gott gesendeten Gottessohnes, der dazu in menschlicher, demüthiger Gestalt erschienen sei, um einen neuen Bund, ein neues Verhältniß des Menschen zu Gott, mit Einem Worte: das Reich Gottes auf Erden zu gründen — das ist der nächste und höchste Zweck der Gottesthaten des Herrn. Petrus sagt zum Cornelius: „Gott habe Jesum gesalbet mit dem heiligen Geiste und mit Kraft, und so sei er im Lande umhergezogen, und habe wohlgethan und gesund gemacht Alle, die vom Teufel überwältigt waren, denn Gott war mit ihm." (Apostelg. 10, 38.) In diesem Sinne nennt auch Jesaias den verheißenen Messias den Knecht Jehovah's. Dies ist die in der evangelischen Geschichte und dem ganzen Neuen Testamente historisch begründete Ansicht von dem Zweck der Wunderthaten Jesu. Vielleicht benennt auch deshalb Johannes in seinem Evangelium die Wunder Jesu mit dem Ausdruck: Zeichen (σημεῖα), und nur in der Stelle, wo Jesus den Juden ihre Wundersucht tadelnd vorwirft, heißt es Zeichen und Wunder (σημεῖα καὶ τέρατα. Joh. 4, 48.).

§. 9.

Ein anderer Zweck der Gottesthaten unsers Herrn war unleugbar auch die Wohlthat, die dem dadurch Geretteten zu Theil wurde, zugleich zum Zeichen, wie Liebe und Kraft in dem Heilande, wie in Gott, sich vereine, und, zum Erweise des großen

Wortes, welches er zu Philippus sprach: „Wer mich siehet, der siehet den Vater!“ und: „Ich und der Vater sind eins!“ Zu diesen Thaten des Herrn, worin er die Herrlichkeit seiner Liebe offenbarte, gehören vor allen die unzähligen, von den Evangelisten nur zum kleinen Theil aufgezeichneten, Heilungen der Kranken und Gebrechlichen aller Art. Diese Heilungen selbst sind mit der größten Einfalt, jedoch zum Theil so umständlich dargestellt, daß über ihre Beschaffenheit, als ächter, nur durch unmittelbare Gotteskraft bewirkter Wunder, gar kein Zweifel obwalten kann, wofern man nur die Evangelien als einfache menschliche Geschichtswerke anerkennt, wie sie ja jedem gesunden Sinn nach Ton, Form und Inhalt sich als solche erweisen, und sie nicht, dem schlichten Wahrheitsgefühl zum Trotz, in die Klasse der Mythen herabsetzt. Die Bestrebungen neuerer Zeit, diese großen Thaten Gottes unter und in die Botmäßigkeit der gemeinen seufzenden Creatur herabzuziehen, d. h. sie natürlich erklären zu wollen, verdienen daher kaum einer Beachtung, viel weniger einer Widerlegung, mögen sie auch aus dem Munde hochgestellter Schriftgelehrten kommen: sie reden aus ihrem Eigenen, und die Wahrheit ist nicht in ihnen.

§. 10.

Jesus spricht, gebeut, berührt, bräut — und Blinde sehen, Lahme gehen, Taube hören, Stumme reden, Aussätzige werden rein, Todte erstehen, der Sturm schweigt, die brausenden Wellen legen sich. — Freilich eröffnet sich hiermit unserm Blicke eine ganz neue Welt, und eine von unserer alltäglichen Erfahrung durchaus verschiedene Wirklichkeit. Aber das soll es eben; und was hat die gegenwärtige irdische, daß wir uns in ihrer Beschränkung wohl gefallen könnten? Ruhet denn nicht auf unserer Erde der Fluch? Herrscht und waltet nicht überall der Tod, das Schrecklichste in der Natur, Todeskampf, Todesfurcht, Todesflucht? Sind wir nicht mitten im Leben von dem Tod umfangen? Und wie könnte ein Himmlischer der Erde seine Abkunft anders beurkunden, als dadurch, daß er seine Erhabenheit über das Ersterbende, Erstorbene und Todte, und sich selbst als den Herrn der Natur überhaupt erweiset, dem es möglich sei, die gebundene Lebenskraft neu hervorzurufen, alles Schlafende zu erwecken, alles Todte zu beleben, alles Kranke zu heilen? — Es ist nichts auf Erden, was das Leben aus und in sich selber hätte. Jeder Athemzug unsers Mundes, jeder Pulsschlag

unſers Herzens, ſo wie jede Regung und Wirkung unſerer Organe iſt eben Erzeugniß und Erweis einer überſinnlichen, geiſtigen Welt, die wir in uns tragen, und welche wir eigentlich Leben nennen ſollten. — Tod und Erſterben iſt das eigentliche Weſen der Erde und des Irdiſchen, ſofern es Leben hat; nur das an ſich Lebloſe, der Staub (die Hyle) bleibt. Alles Leben und jegliche Lebenskraft und Lebensregung muß der Materie von oben kommen. So erſcheint demnach der Sohn Gottes, im ſtrengſten Gegenſatz gegen die Erde, wenn er durch die That erweiſet, daß er „das Leben in ſich ſelber“ habe, oder, daß ihm des Lebens und des Todes Gewalt gegeben war, und er die Feinde, Hemmungen und Hinderniſſe des irdiſchen oder vielmehr zeitlichen Lebens (denn irdiſch iſt auch eigentlich das zeitliche Leben nicht, da die Erde ſo wenig Leben als Licht geben kann) eben ſo wie die des geiſtlichen, göttlichen und ewigen zu überwinden wußte. Und iſt nicht auch das menſchliche Leben und der Tod, die Vereinigung und die Trennung des Geiſtes und der Materie, ein Räthſel und Geheimniß, deſſen Löſung nur einem Geiſte zuſtehet, der alle Dinge, auch die Tiefen der Urquelle alles Lebens zu erforſchen vermag? Kannſt du den Gürtel des Orion auflöſen? oder die Bande der ſieben Sterne zuſammenbinden?

§. 11.

In dieſe natürliche aber geheimnißvolle Wunderwelt — in welcher wir leben, ohne das Mindeſte davon zu begreifen, was über die äußere Erſcheinung hinausreicht — mit göttlicher Allmacht einzuwirken und den Blinden, Tauben und Stummen das Geſicht, Gehör und Rede, dem Kranken Geſundheit, dem Todten das Leben durch Wort, Wink und Berührung wiederzugeben, war dem menſchgewordenen Sohne Gottes von dem Vater verliehen. Dieſes Einwirken einer höheren Natur in eine niedere, einer himmliſchen in unſere irdiſche, iſt an ſich nicht wunderbarer und unbegreiflicher, als das Einwirken der Sonne auf unſere Erde und jeden Halm, den ſie erzeugt, und unſers Geiſtes auf unſern Leib und deſſen Glieder. Ja, im rechten Lichte geſehen, iſt das Sehendwerden der Blinden auf Jeſu Gebot kein größeres Wunder und Geheimniß, als daß die Sehenden ſehen und die Hörenden hören. Nur dadurch iſt und ward es ein Wunder, daß ſolches auf das Gebot des Menſchenſohnes, vor den Augen der Menſchen in der Zeit und Erfahrung zuſehends geſchah, und ſomit als ein unmittelbares Gotteswerk ſich

erwies. Und warum geschah dieses Außerordentliche sichtbarlich? Darum, weil der Mensch Jesus das innige Verhältniß und Band, welches Ihn, den Mittler und Stellvertreter der Menschheit, mit Gott, dem Vater der Menschen, vereinigte (Joh. 14, 11.), auf keine andere denkbare Weise offenbaren, und sich selbst, der an Wesen und Geberden als Mensch erfunden ward, nicht anders als den von Gott Gesendeten vor menschlichen Zeugen erweisen konnte, als durch Thaten, Wunder und Zeichen, die, wie Petrus sagte, Gott durch „Jesum von Nazareth, den Mann von Gott," vor den Augen der Menschen that. (Apostelg. 2, 22.)

§. 12.

So wie der Verfasser des Briefes an die Hebräer den menschlichen, für uns geopferten Leib Christi mit dem Vorhange vergleicht, durch welchen der neue lebendige Weg zum Heiligthum führe (Hebr. 10, 20.), so könnte man den irdischen Leib des Menschen, wie er seit dem Falle ist, einen, das Heilige verhüllenden Vorhang (Paulus nennt ihn einen Leib des Todes, Röm. 7, 24.) nennen, weil durch ihn der natürliche Mensch (der sinnliche, seelische, ψυχικὸς), von Gott getrennt, von der unsichtbaren Welt geschieden, gleichsam der chaotischen Erde wieder anheim gefallen ist. Der Sohn Gottes hob durch seine Menschwerdung (dadurch, daß er, weil die Kinder Fleisch und Blut haben, es gleichermaßen theilhaftig worden und in der Gestalt unsers sündlichen Fleisches erschienen ist, Hebr. 2, 14. Röm. 8, 3.) diesen Gegensatz, diesen Vorhang, diese Schranke auf, und gab dadurch dem Leben im Fleische seine Ehre wieder, daß er durch seine, seinem eigenen menschlichen Leibe inwohnende, und an menschlichen Leibern wohlthätig sich äußernde Gotteskraft, als den „Fürsten des Lebens" (Apostelg. 3, 15.) sich erwies und offenbarte.

§. 13.

Zwar der Leib in seiner jetzigen Beschaffenheit ist nur ein Kleid, die irdische Uniform des inwendigen Menschen, und ohne diesen kein nütze; er bleibt dieses in seiner irdischen Gestalt auch nur eine Zeit lang und ist zur Verwesung — Auflösung in seine Bestandtheile und Rückkehr in den Kreislauf der Natur — bestimmt; jedoch darum nicht minder, als der inwendige Mensch, der Geist, wenn gleich in anderer Weise und aus irdischem Stoff, von Gott erschaffen und gebildet; folglich ein göttliches Gewand, ein Vorhang, der

das Heilige nur eine Zeit lang umhüllet — und die h. Schrift nennet ihn in dieser evangelischen, die Hülle durchschauenden Ansicht, einen Tempel Gottes. Dadurch, daß das Wort Fleisch ward, daß der Sohn Gottes und das Ebenbild seines Wesens in das Erdengewand unseres sündlichen Fleisches sich kleidete, in demselben starb und wieder erstand, und seine Kraft und Herrlichkeit auf mancherlei Weise in und an ihm erwies, hat der Leib aufgehört, ein Leib des Todes — und wir selbst, wenn wir auch nicht im Schauen, sondern am Fußschemel seines Heiligthums und, getrennt vom Vater, im Glauben wallen — Pilger und Fremdlinge zu sein. Zeit und Ewigkeit, irdisches und himmlisches Leben, Glauben und Schauen sind nur durch den Vorhang des Leibes geschieden und fallen, sobald jener sinkt, in Eins zusammen. „Siehe, ich mache Alles neu," spricht das Lamm, das auf dem Stuhle sitzet. — Jedoch ist unser Leib nicht in dem Maße ein Tempel Gottes, wie der menschliche Leib des Herrn es war, der in allen Stücken unserm sündlichen gleich war, die Sünde ausgenommen. Diese wohnet in unserem Leibe, und eben darum können auch unsaubere böse Geister (Geister der Krankheit, πνεύματα, ἀσθενείας), Geister der Finsterniß in ihm wohnen und ihn überwältigen. — Mit der Sünde ist auch das Siechthum mit allem seinem Heer in die Welt gekommen. Krankheit und Tod sind, wie die Sünde, nicht ursprünglich und anerschaffen, sondern unnatürlich, ungöttlich, mit der Sünde, dem Abfall von Gott, als ungöttliches Wesen in den Menschen eingedrungen. Krankheit und Tod sind chaotische Erscheinungen, denen die Menschheit durch Abweichung von dem Reiche des Lichts verfallen ist. Wo das Lichtreich aufhört, da tritt in mancherlei Gestalten das Reich der Finsterniß an dessen Stelle. Hierzu gehören Seuchen, Krankheiten und der Tod. Im Himmel erkrankt und kränkelt man nicht. Der Herr erwies sich als Sieger des Einen wie des Andern. Fürwahr, „er trug unsere Krankheit," aber er selbst ist nie krank gewesen, auch am Kreuze nicht.

§. 14.

Eine eigene Art, in den Tagen Jesu besonders zahlreicher Kranken waren die Dämonischen oder Besessenen. Nach den Beschreibungen der Evangelien waren Melancholie und Wahnsinn, dabei oft unbändige Wuth und außerordentliche Körperkraft, die gewöhnlichen Symptome dieses Uebels. Nach den Berichten des

Josephus und der alten Aerzte gebraucht man dagegen, wie bei andern Krankheiten, Arzneimittel, und Josephus macht die Bemerkung, daß die Dämonen abgeschiedene Geister böser Menschen seien, welche in die Lebenden übergingen und diese, wenn sie ohne Hülfe gelassen würden, quälten und tödteten (nach Marc. 9, ins Wasser und Feuer würfen, sie umzubringen). Dies war allerdings die Vorstellung der damaligen Zeit von dieser Art Krankheit, und man kann zugeben, daß Jesus und seine Apostel sich hierin dem Sprachgebrauch des Landes und der Zeit anbequemt haben; ja, man siehet keinen Grund, warum sie davon hätten abgehen sollen, so lange man diese Benennung nicht als abergläubisch und falsch erwiesen hat.

Aber rückt man hiedurch der Sache selbst und der Erklärung des innern Wesens des Uebels um ein Haarbreit näher? Ist es damit abgethan, daß man einen andern Namen für die Plage gefunden, und sie unter die Kategorie der Krankheiten gebracht hat? Ist sie eine Körper- oder Seelenkrankheit, ist die Ursache und Quelle psychisch oder somatisch? Der Körper erscheint keineswegs als krank, d. i. schwach, sondern überkräftig; er zerreißt Ketten und Bande. Auch kann man zugestehen, daß jetzt noch ähnliche (ich sage: ähnliche, nicht gleiche; denn die Zeit der leiblichen Gegenwart des Herrn macht einen großen Unterschied) bei Wahnsinnigen und Fieberkranken sich finden. Aber die Menge ähnlicher Fälle erklärt das Wesen einer Erscheinung eben so wenig, als alle Electrisirmaschinen und Luftpumpen in der Welt das Wesen der Luft und Electricität. Wir befinden uns auch hier wieder in einer Welt von Erscheinungen und Wirkungen, deren Substrat uns gänzlich verborgen ist. Im Grunde ist derselbe Fall bei jeder Krankheit, — man kennt nur deren Symptome und benennt sie darnach, darum aber nicht ihr eigentliches Wesen, weil man ja das Wesen des Lebens, als einer übersinnlichen Erscheinung, nicht nach Begriffen construiren kann. Krankheit ist Störung, Hemmung des Lebens, mag diese sich überwiegend geistig oder leiblich offenbaren. — Das ist Alles, was sich darüber sagen läßt. Der Arzt sieht nur die Symptome, nicht aber den „Geist" der Krankheit. Die Arzneikunde ist eine sehr materielle Wissenschaft; daher oft sehr dünkelhaft.

§. 15.

Geschähe die Heilung dieser Kranken in den Evangelien auf dieselbe Weise, wie die der andern, d. h. so, daß bloß dabei gesagt

würde, ihnen sei durch die Kraft Jesu ihr gesunder Zustand wiedergegeben worden; so könnte man die Ausssprüche der Dämonischen als Einbildungen und Volkssprache gelten lassen. Denn Jesus Christus war nicht dazu erschienen, um medizinische Irrthümer und den gemeinen Sprachgebrauch zu berichtigen. Aber diese Heilungen, sowie die Krankheit selbst, haben so viel Eigenthümliches, daß sie der unbefangene, weder wunderscheue, noch wundersüchtige Beobachter unmöglich so obenhin abfertigen kann.

Die ganze evangelische Geschichte enthält nur sechs solche umständlich dargestellte Heilungen dämonischer Personen, wovon sich zwei, nämlich die Heilung der Gergesener und des Besessenen, den die Jünger nicht heilen konnten, bei allen drei Evangelisten; Eine, nämlich die Heilung des Sohnes der Canaaniterin, bloß bei Matthäus und Marcus, Eine in der Synagoge zu Capernaum, bloß bei Marcus und Lucas; Eine einzige, die des Stummen, bei Matthäus allein; desgleichen die eines taubstummen Dämonischen bloß bei Marcus finden. Außerdem wird mehrmals bemerkt, daß Jesus eine große Zahl solcher Besessenen geheilt habe, jedoch ohne ihre Heilung und die Umstände näher zu beschreiben. Johannes hat in seinem Evangelium kein einziges Beispiel dieser Krankheit und ihrer Heilung. Indeß enthält dasselbe auch nur im Ganzen sechs Wunderthaten des Herrn, und unter diesen drei Heilungen, und diese wahrscheinlich und vorzüglich um der besondern Reden und Rechtfertigungen willen, die sie veranlaßten, und welche dem eigenthümlichen Zwecke des Evangelisten bei Anfertigung seines Evangeliums gemäß waren. Johannes schrieb sein Evangelium, das letzte und der Schlüssel der Andern, in einer Zeit, wo schon, nach Paulus 1. Cor. 13, 8., die Weissagungen und die Sprachen, kurz, die außerordentlichen und äußeren Zeugnisse der Göttlichkeit des Evangeliums anfingen, aufzuhören, und wo es der Wunder weniger bedurfte, als Creditive der Wahrheit. Aus seinem Stillschweigen kann also eben so wenig etwas gegen die andern Evangelien gefolgert werden, als es der Wahrheit Eintrag zu thun vermag, wenn überhaupt in den andern Schriften des N. T. ihrer nur selten oder gar nicht Erwähnung geschieht, obwohl der Herr den Aposteln unter andern Verheißungen auch die Gewalt über die Dämonen verlieh. (Marc. 16, 17. Luc. 10, 19.) Nur in der Apostelgeschichte findet sich ein merkwürdiges Exempel eines Dämonischen, der den in den Evangelien beschriebenen völlig ähnlich ist. (Apostelg. 19, 13. f.)

§. 16.

Die Evangelien selbst enthalten demnach keine Angaben, woraus sich die Art und Beschaffenheit dieser Krankheiten genau erkennen ließe, oder woraus sich ergäbe, wie man behauptet hat, es seien bloß Melancholie, Epilepsie und dergleichen gangbare Uebel gewesen. Vielmehr unterscheidet die evangelische Geschichte, und nicht minder der Sprachgebrauch der damaligen Zeit, den Zustand der Dämonischen von jeder andern Krankheit. Man schrieb sie der geheimnißvollen Einwirkung böser Geister zu, und hatte, wie aus Apostelgeschichte 19 erhellt, allerlei Bücher, welche abergläubische Vorschriften zur Entzauberung solcher Unglücklichen enthielten.

Aber den Evangelisten mußten auch diese Dämonischkranken viel weniger auffallend sein, da sie dieselben nur dem Grade nach unterschieden, ihrem Ursprunge und Wesen nach aber in die Reihe aller andern Krankheiten setzten. Denn in den Evangelien erscheinen die Krankheiten überhaupt nicht als bloß somatische und pathologische Uebel und Erscheinungen, sondern sie werden aus einem einfacheren und höheren Gesichtspunkte angesehen. Auch bei einer Kranken, welche nicht dämonisch, sondern durch Krampf und Gicht so gekrümmt war, daß sie sich nicht aufrichten konnte, ist von einem Geist der Krankheit die Rede, und Jesus selbst, der sie heilete, sagt: „Daß Satanas sie 18 Jahr gebunden habe." (Luc. 13, 11. 16.) Nach der Idee, sowohl des A. als des N. Testaments, gehören alle Krankheiten zu den Uebeln, welche in dem Falle und sündhaften Zustande der Menschheit und in dem Fluche Gottes, der seitdem auf der Erde lastet, nicht aber über den Menschen, zu Gottes Bilde erschaffen, ausgesprochen ward, — weil er dazu erneuert werden sollte, ihren Grund haben. Sie sind Anfang und Stück des Todes, der dem Menschen gedroht wurde, und als ungöttliche Folge des Abfalls und der Trennung von Gott, und Gewalt des Teufels (Hebr. 2, 14.) die Erde beherrschet; also ein Theil der Gewalt des Reichs der Finsterniß, dem der Mensch durch seinen Abfall von Gott anheim- und zum Theil wieder in das Chaos zurückfiel. Auf der Erde muß alles Geistige sich körperlich gestalten, um zu erscheinen; die Sünde ist geistige Krankheit, sie muß ihr entsprechendes leibliches Correlatum haben, und dies ist Leiblichkrankſein und Sterben. Oder: Die sichtbare Welt steht mit der unsichtbaren, aus welcher sie entsprungen, und um derentwillen und durch deren Einfluß sie besteht, in

der innigsten Verbindung, gleichwie die Erde mit dem Sonnensystem. So wie nun durch Störung der Ordnung des Letztern über die Erde Unheil und Verderben kommen würde, so mußte vielmehr aus der Verletzung der höheren in Gottes Wesen gegründeten sittlichen Ordnung, als einer Empörung gegen die Majestät Gottes, den Menschen, durch welche sie geschehen, Unheil an Leib und Seele zufließen, und über die Erde, welche Gott dem Menschen als Eigenthum zur Herrschaft übergeben, sich verbreiten. Als Beispiel diene die Blendung des Obscuranten Elymas. (Apostelg. 13.)

§. 17.

Wir finden keine Andeutung, daß Jesus selbst oder Einer seiner Apostel, nachdem sie durch den heiligen Geist zu seinen Stellvertretern geweiht worden, jemals krank gewesen. Paulus war blind in den drei Tagen seiner Umwandlung, und ward wieder sehend durch des Ananias Handauflegung. (Apostelg. 9.) Aber nachher unter dem vielfältigen Kreuz und Leiden seines Apostelamtes, welche er 2. Cor. 11. und an andern Orten aufzählt, erwähnt er keiner Krankheit. *) Auch verhieß ja der Herr seinen Aposteln bei ihrer Sendung, daß, selbst wenn sie Tödtliches trinken und auf Schlangen und Scorpionen treten würden, es ihnen nicht schaden sollte. (Marc. 16, 18.) Dagegen sagt Paulus ausdrücklich, daß in der Gemeinde zu Corinth deßhalb so viel Kranke und Schwache und Etliche gestorben seien, weil sie mit heidnischem Leichtsinne das Heiligste entweiheten. (1. Cor. 11, 30.) Daß im A. T. Krankheiten und Seuchen durchgehends als Folgen der Sünde und des Abfalls von Gott dargestellt werden, bedarf keines Erweises. Z. B. 2. Mos. 23, 25. 26. 5. Mos. 28, 59. f.

§. 18.

Was ist Krankheit? Wir können sie, wie die Sünde, nur negativ definiren und nichts weiter davon sagen, als daß sie ein

*) In der schwierigen Stelle 2. Cor. 12, 7. versteht der Apostel unter dem Stachel oder Pfahl im Fleisch und den Faustschlägen des Satansengels schwerlich ein körperliches Uebel, eher, wie Calvin meint, eine Neigung und Versuchung zum Hochmuth, die er in sich noch zu bekämpfen hatte, oder, wie Andere wollen, Wiederkehr von Gewissensvorwürfen wegen vormaliger harter Verfolgung der Bekenner des Evangeliums. Ueber körperliche Leiden würde er sich nicht so räthselhaft, sondern einfacher ausgesprochen haben.

abnormer Zuſtand, Störung des Organismus ſei, d. h. das Gegentheil von Geſundheit, Hemmung des Lebens. Der Arzt mag alle Symptome auf das Genaueſte angeben und vorherſagen, und das Uebel und deſſen Sitz und Wirkung mit der feinſten Diagnoſe benennen; die Krankheit ſelbſt, von welcherlei Art ſie ſei, iſt eine Erſcheinung, deren Weſen ihm eben ſo unergründlich bleiben wird, als das Weſen des Körpers und deſſen Verbindung mit dem Geiſte. Jede Wirkſamkeit und alles Leben in der Natur verliert ſich, wenn wir der Quelle und dem Urſprung nachgehen, in das Geiſtige, Unſichtbare. — So gibt es auch, nach dem Ausdruck des Evangeliſten, einen Geiſt der Krankheit, des Lebens Feind und Zerſtörer, einen oder vielerlei Engel, d. h. Boten und Gehülfen, des Todes. Das verkörperte Bild deſſelben, ſo wie alles Geiſtigen ſehen wir in den uns von allen Seiten umgebenden Hieroglyphen der Natur, in dem Gift der Schlangen und der Giftpflanzen. Keine Kunſt noch Wiſſenſchaft wird je den Geiſt uns vor die Augen zaubern, der, in Einem Tröpfchen (z. B. Blauſäure) wohnend, in wenig Augenblicken das Gebäu des geſundeſten Organismus zerſtöret. Wer ſah die Schale, aus welcher die Peſt über Städte und Länder ausgegoſſen ward? Wer den Anfangspunkt, von welchem aus die Cholera durch die Welt zog?

§. 19.

So wie es gegen jedes ſittliche Uebel Heilmittel gibt und geben muß — denn das Gute iſt ſtärker als das Böſe, Gott mächtiger als Satan —: ſo gibt es auch Mittel gegen alle Krankheiten und die, wenn auch noch unvollkommene, doch bewundernswerthe Kenntniß und Anwendung dieſer Heilmittel beweiſet, daß Gott in dem verlaſſenen und von allen Seiten bekämpften Zuſtande der Menſchheit nicht aufgehört hat, mit ihr zu ſein, und wie anfangs durch Bekleidung für den nackten, ſo durch Heilmittel für den kranken Leib Sorge zu tragen. Wo Gift ſich zeigt, da ſucht und findet der Menſch das Gegengift; durch ſeinen über die Natur ſo hoch erhabenen Geiſt erforſcht er den verborgenen heilſamen Geiſt, der dem verderbenden entgegenſteht, und bekämpft dieſen durch jenen. Denn daß die heilſame Kraft der Arznei mechaniſch wirke, etwa wie der Hobel eines Zimmermanns die Höcker eines Bretts, oder das Meſſer des Wundarztes ein ſchadhaftes Glied wegnimmt, wird kein denkender Arzt behaupten. So iſt es auch nicht undenkbar, daß

es, wie Josephus nach einer Volkssage erzählt, ein Kraut, man nannte es Baara, geben könne, durch dessen Gebrauch, unter Gottes Segen, Dämonische geheilt und der unsaubere Geist der Krankheit ausgetrieben worden.

§. 20.

Jesus bedurfte eben so wenig der äußern Heilmittel, als er sich derselben bediente, wenn man nicht etwa den einzigen Fall mit dem Blindgebornen ausnehmen will, wo er, zu besonderem Zweck, den mit seinem Speichel vermischten Staub zum Heilmittel machte. *) Er heilte durch Wort, Wink und Berührung, nach freiem Wohlgefallen, und das Uebel verschwand; der Geist, das geistige Princip, die unsichtbare Quelle der Krankheit, war ihm unterthan und entwich. Was jener sei, wird den Menschen eben so sehr ein Geheimniß bleiben, als jeglicher Uranfang jeder Kraft und jedes Lebens; z. B. in dem Ei und in dem keimenden Samenkorn. Hier grenzen die Anfangs- so wie die Endpunkte an ein Reich, das wir nicht zu schauen, sondern nur zu ahnen, und, sofern uns davon Offenbarung und Zeugniß gegeben ist, zu glauben vermögen. Was ist das = x, welches den Keim des Weizenkorns erweckt und belebt? Ist es nicht derselbe Hauch, der den Erdenkloß zur lebendigen Seele machte? Ruhet nicht auch das Körnlein in dem Schoß der unsichtbaren Welt? — Was stillte den Sturm und die brausenden Wogen des Genezareth? Woher dem gebietenden Worte die Kraft?

§. 21.

Jeder denkende Heilkundige wird nicht sagen, daß er und seine Arzneimittel die Krankheit aus dem Menschen fortgeschafft habe, sondern nur, daß er der kämpfenden und bekämpften Naturkraft zu

*) Welches der Zweck Jesu bei Anwendung dieses Mittels gewesen, ist schwerlich auszumitteln. Einige meinen, es sei eine Glaubensprüfung für den Blinden gewesen, Andere, es habe dem schwachen Glauben des Blinden zum Anhalt dienen sollen. Bengel stellt es mit der ursprünglichen Erschaffung des menschlichen Leibes aus Erde zusammen; Andere haben den benetzten Staub zum Träger magnetischer Kraft machen wollen. That es nicht vielleicht Jesus, um das erstarrte Sabbathgesetz der Schriftgelehrten, welche ihm selbst das Heilen am Sabbath zur Sünde machten, zu verspotten? Denn es war Sabbath. Joh. 9, 14.; vgl. K. 5, 16. So würden wir nach Calvin daraus lernen: exasperandos esse Evangelii hostes; den Feinden des Evangeliums müsse man Trotz bieten.

Hülfe gekommen ſei, den Krankheitsſtoff zu tilgen und den regelmäßigen Gang des Organismus, den normalen geſunden Zuſtand herzuſtellen. Dieſer Krankheitsſtoff iſt ein fremdartiges, in den Organismus des körperlichen Menſchen eingedrungenes verderbliches Accidens, alſo das, was die Sünde dem geiſtigen, ſittlichen Menſchen. So wie dieſer, ſobald er zum Gefühl und Bewußtſein ſeiner Sünde oder einzelnen ſündlichen Neigung gelangt iſt, ſich wenigſtens zum Kampf gegen dieſelbe verpflichtet fühlen und, je geſunder ſein innerer Menſch, um ſo weniger ohne Widerſtand und Widerſpruch ſich von ihr überwinden laſſen wird; — ſo iſt auch in dem körperlichen Organismus ein Kampf, eine widerſtreitende Kraft gegen den Geiſt der Krankheit, der ſich deſſen bemächtigen will, — gleichſam, nach der Analogie des Gewiſſens oder moraliſchen Gefühls, ein Geſundheitsgefühl, welches aus ſich ſelbſt — man möchte ſagen mechaniſch oder inſtinctmäßig — dem phyſiſchen Uebel, wie jenes dem ſittlichen widerſtrebt. Dieſe gegen das Uebel ankämpfende Kraft iſt, wie das Gewiſſen des ſittlichen Menſchen und wie der Inſtinct der vernunftloſen Thiere, aus Gott ihnen zu Schutz und Wehr verliehen; jenes aber iſt es nicht, ſondern, wie das moraliſche, ein das Gute und Göttliche bekämpfendes Uebel; es gehört in das Gebiet des Todes und des Teufels. Darum ſagt auch der Herr von der oben angeführten Kranken: Satanas habe ſie achtzehn Jahr gebunden gehalten, und bei Marcus wird das Uebel des blutflüſſigen Weibes eine Geißel genannt. *)

§. 22.

Allerdings iſt es keine erfreuliche und eben deshalb oft widerſprochene Anſicht, welche unſere irdiſche Mangelhaftigkeit und Knechtſchaft, und namentlich unſere Krankheiten und leiblichen Gebrechen unreinen Geiſtern zuſchreibt, und ihre Quelle in einem unſichtbaren feindſeligen Reiche der Finſterniß nachweiſet. Aber können wir denn

*) Marc. 5, 29. Luther: „Plage," als abgeleitete Bedeutung. Luc. 7, 21. wird das Wort Geißel, Peitſche als ſynonym mit Krankheiten und Dämoniſchen gebraucht; Schleußner meint von abergläubiſchen Juden. Es liegt aber ein tieferer Sinn darin, wie in den Geißeln, womit die alte Mythologie die Furien begabte, oder wie Hiob (K. 27, 6.) dem Gewiſſen Zähne und Gebiß beilegt, und der Pſalmiſt (49, 7.) den Tod an den Verdammten in der Hölle nagen läßt, ohne ſie zu verzehren.

Krankheit, Blindheit, Taubheit und andere Gebrechen als etwas Gutes, dem Lichtreiche, oder auch nur der Substanz des von Gott gut und zu seinem Ebenbilde erschaffenen Menschen Angehöriges uns denken? Erkennen wir sie nicht für das Gegentheil, für etwas Disharmonisches, Ungöttliches, an sich Böses? Und mit Recht. Denn das sittlich Gute, die Umwandlung und Veredelung des inwendigen Menschen, die oft durch Krankheit und körperliche Leiden in uns geweckt und gefördert wird und werden soll, ist doch nicht die Krankheit selbst; eben so wenig, als Petri Fall und Verleugnung die Selbsterkenntniß, Demuth und Kraft, die ihm daraus erwuchsen, oder als der Tod selbst die Himmelsthür und der Uebergang in das bessere Dasein und Leben ist. — Wie könnte das Uebel zugleich etwas Gutes sein? Es kann nur, wenn es in seinem Ursprung und Wesen erkannt wird, und indem es den Menschen demüthiget und aus leichtsinniger Zerstreuung zur Selbsterkenntniß treibt, das Verlangen nach dem Guten wecken und stärken.

§. 23.

Aber stehen wir denn unter dem Einfluß einer bösen Gewalt? — Das Wort Gottes lehret uns auf's Bestimmteste das Dasein, sowie auch den Ursprung und die Wirksamkeit und Gewalt des Reiches der Finsterniß; jedoch bezeuget es zugleich eben so nachdrücklich, daß diese Gewalt nicht nur der Macht und Regierung Gottes unterworfen sei, dessen heilige Absichten sie nicht vernichten kann, vielmehr befördern muß; sondern auch, daß wir von diesem Einfluß mit und durch Gott gänzlich frei werden, und eben in dem Kampfe mit dem Reiche des Satans die Freiheit der Kinder Gottes und die Würde der Erstlinge seiner Creatur durch die Gnade unsers Herrn Jesu Christi und mit Hülfe des heiligen Geistes, als unseres Bundesgenossen, erringen können und sollen. Muß, seitdem die Sünde und mit der Sünde der Tod in die Welt gekommen, jede Entwickelung des äußern menschlichen Lebens, selbst dessen Eintritt in die Welt, durch Schmerz und Kampf, Disteln und Dornen, Schweiß, Leid und Geschrei gehen, als deren Urheber der seiner Herrscherwürde durch eigene Schuld beraubte Mensch sich selbst zu betrachten hat; so bedurfte es — dürfen wir sagen — der Einwirkung eines widerstrebenden geistigen, d. i. Satansreichs zur Wiedergeburt und Entwickelung des göttlichen Lebens, und zur Erhebung aus dem selbst verschuldeten und durch vermehrte Schuld und Abtrünnigkeit verschlimmerten Zustande der Knechtschaft und

der Erlösung. Ja, es bedurfte und bedarf der Diabolophanie und Thanatophanie (der Erscheinung, Offenbarung des Teufels und Todes) in ihren Einflüssen und Wirkungen, sowohl zur Erklärung, als zur Wiederherstellung des gestörten göttlich-ebenbildlichen Verhältnisses zur Theophanie in Christo, dem Fürsten des Lebens.*) Wenn die Pflanze zerstört werden soll, so muß die Wurzel des Unkrauts an das Licht gezogen werden. Jenes ungöttliche Mißverhältniß tritt, wenn wir Augen dafür haben, überall hervor in unserm Leben, Denken und Reden, wo wir uns z. B. genöthigt sehen, Leib und Seele, die doch Gott zusammengefügt hat, zu scheiden; besonders aber, und sicht- und fühlbarlich in körperlichen Krankheiten, mögen sie als selbstverschuldetes Leiden oder als Prüfungen zur Läuterung des inwendigen Menschen erscheinen. Denn wie mit innern, so hatten auch mit äußern Anfechtungen die Auserwähltesten oft am meisten zu streiten. Paulus wurde von einem Satansengel mit Fäusten geschlagen.

§. 24.

In einem der ältesten Bücher unseres Canons, dem Buche Hiob (sein Name heißt der Befeindete), ist diese, von den Menschen aller Zeiten und Gegenden dunkel geahnete oder erkannte Wahrheit mit besonderer Klarheit dargestellt. Nachdem Hiob frühere Unfälle mit unverrücktem Muth und Gottvertrauen ertragen, tritt Satanas zu dem Herrn und spricht: „Recke deine Hand aus und taste sein Fleisch und Gebein an, so wird er dir in's Angesicht fluchen." Und der Herr giebt Hiob in die Gewalt des Satans, und dieser schlägt Hiob mit Schwären von den Fußsohlen bis zur Scheitel. Satanas fordert den Herrn auf, Hiobs Fleisch anzutasten; aber nicht der Herr thut es, sondern gestattet es dem Satan; und dieser, der böse Geist, erzeuget die Krankheit; Satanas bindet ihn. So tritt dieselbe Idee auch da im A. T. hervor, wo dasselbe Uebel, Davids Hochmuth und Kriegeslust, in der einen Stelle Gott, in

*) Hiemit soll nicht etwa gesagt sein, daß das Satansreich nur eine Hypothese oder Idee sei, als Gegensatz und Folie des Reiches Jesu Christi ohne Realität, oder Versinnlichung des menschlichen Sündenelendes. Nein, die h. Schrift enthält ebensowohl die Geschichte des Satans, als die Geschichte Gottes unter den Menschen. So wird sie die historia historiarum, obwohl in dem apostolischen Glaubensbekenntniß des Teufels nicht gedacht wird, noch auch gedacht werden konnte.

einer andern dem Satan zugeschrieben wird.*) Der Grund dieses scheinbaren Widerspruchs liegt in der geheimnißvollen Mischung und Durchkreuzung des zwiefachen, auf unserer, unter dem Fluche seufzenden, Erde waltenden und sich bekämpfenden Reichs des Lichts und der Finsterniß, weshalb auch der Herr selbst den Teufel den Fürsten, und Paulus sogar ihn den Gott dieser Welt nennt. Jedes Uebel, folglich auch die körperlichen, Krankheit und Seuchen, haben ihren Urquell in dem Reiche der Finsterniß. Sie sind der Tod im Leben, aber, wie jener, sollten sie unter der Leitung des Lebendigen, der den Tod und die Hölle überwunden hat, zum Leben führen.

§. 25.

Wenn also Jesus einen Kranken heilet, so erweckt er einen Todten, er ruft das erstorbene Auge des Blinden, das todte Ohr des Tauben, die erstarrten Glieder des Lahmen in das Leben zurück. Der Arzt thut dasselbige, indem er durch Anwendung der Mittel, in welche der Schöpfer besondere Heil- und Lebenskraft gelegt hat, die Krankheit und den Tod bekämpft. Dies vermag der Mensch, weil er, selbst göttlichen Geschlechts, durch die Kunst (gleichsam nachahmende Schöpferkraft, von Können) so viel ihm gegeben ist, auf Andere einwirken kann. Ein Analogon — ja man möchte sagen — reines göttliches Wirken findet sich in den Kunsttrieben mancher Thierarten, z. B. der Biene, welche in ihren mathematischen, architectonischen und chemischen Bestrebungen niemals irrt, weßhalb das Alterthum sagte: Numen in illis; es ist Göttliches in ihnen.**) Ebenso ist die Behauptung der Naturforscher, daß manche Thiere gegen empfangene Verletzungen und Krankheiten, welche sie auf der armen, von so mancherlei Siechthum und Krämpfen heimgesuchten Erde, mit ihrem freilich entthronten Gebieter, dem Menschen, obwohl in viel geringerem Maße theilen, von ihren Trieben geleitet, untrügliche Heilmittel anwenden, keineswegs unglaubhaft. Der Mensch

*) S. 2. Sam. 24, 1., vgl. mit 1. Chron. 21, 1. In der ersten Stelle Jehovah's Zorn, in der zweiten der Satan.

**) Wir nennen es Triebe, wie wir von einem Getriebe z. B. in einer Uhr reden. Ist es nicht der Geist, der Verstand des Uhrmachers in der Uhr, durch welchen sie Zeit und Stunden mißt und zeigt? — Verstand von verstehen, verglichen mit vertreten, sich wohinein versetzen.

hat solche bewußtlose Triebe nicht,*) eben weil er unendlich höher steht als jene, durch Vernunft, Bewußtsein, und Willenskraft, und maschinenartiger Instinct ihn erniedrigen würde. Er ist auf sich selbst, auf seinen Geist und seine Denkkraft hingewiesen. Jedoch würde ihm dieses nicht helfen, hätte er nicht zugleich in sich, ursprünglich, oder, welches hier auf Eins hinauskommt, traditionell, die Ahnung oder, um bergmännisch zu reden, die Muthung in dem Schoß der Natur verborgener, belebender Kräfte und Geister, welche den zerstörenden und tödtenden entgegen zu wirken vermögen. Dieser Glaube an vorhandene Heilmittel findet sich, ebenso wie der Glaube an eine unsichtbare Welt in dem Menschen vor, oder vielmehr, da alle Verwilderung ein Verfall, Verthierung ist, außer aller Cultur, und, wenn er sie, wie bei den Wilden gewöhnlich ist, oft in Zaubermitteln sucht, so beweiset dieses um so mehr, daß er, mit Recht, jene Kräfte für geheimnißvolle und übersinnliche hält. Seine suchende (muthende) Vernunft, an der Hand der Erfahrung, leitet ihn nun auf den rechten Weg. Er durchforscht die Erzeugnisse der Natur, vor andern zunächst das Pflanzenreich, in welchem, als besonders von höhern Einflüssen abhängig, eine eigenthümlich stille und unschuldige Lebenskraft sich offenbart, und wie ein Baum des Lebens den Suchenden anzieht. Die eigenthümliche, ruhige, oft auffallende Gestalt dieser Naturgebilde, ihr Geruch und Geschmack leiten seine Forschungen, und so gelangt er dahin, die Heilkräfte derselben zu entdecken und nach und nach eine Heilkunst zu erschaffen, welche selbst tödtliche Gifte in Heilmittel verwandelt.

§. 26.

Dieser, sowie überhaupt aller Kunst, bedurfte es erst nach dem Abfall des Menschen von Gott, als die Sünde und mit ihr der Tod in die Welt gekommen und zu allen Menschen hindurchgedrungen war. Alle Kunst setzet die Reminiscenz eines verlorenen Edens und ein Suchen nach demselben voraus; sie ist, wie Clau-

*) Außer zuweilen bei Kindern, z. B. einem kleinen Mädchen, welches Thran verschluckte und dadurch eine Menge Würmer los wurde, ebenso bei einem Knaben, der Stücke Kalk aus den Wänden brach und verzehrte, dem auf den Rath des Arztes Kreide quantum satis gegeben, und genossen, die Säure im Magen dämpfte. Solche Idiosynkrasieen verrathen jedenfalls einen krankhaften Zustand. — Das magnetische Hellsehen bietet auffallendere Exempel dar. Angeborene Instinct kann man solche Erscheinungen nicht nennen.

dius sagt, ein Feigenblatt, unsere Blöße zu bedecken, und die schöne bildende Kunst nach Baader „theils wehmüthige Reminiscenz der ursprünglichen natürlichen Vereinigung des Guten, Schönen und Angenehmen; theils vorbildliche Darstellung einer künftigen unauflöslichen Wiedervereinigung dieses Ternars.“ In dem Lande Nod, bei den Nachkommen Kain's, entstand sowohl die mechanische, als die schöne Kunst; erstere von Tubalkain, dem Meister in allerlei Erz- und Eisenwerk; letztere von Jubal, dem Erfinder der Instrumentalmusik, „von dem gekommen sind die Geiger und Pfeifer.“ (1. Mos. 4, 21. 22.) Jene zum Ersatz für die verlorene Herrschaft über die jetzt widerspenstige, Dornen und Disteln tragende Erde; also als Wehr und Waffe; diese, um durch die Kraft und den Wohllaut der Töne die erstorbene Harmonie in dem verstimmten Herzen des Menschen wieder zu wecken.*) Die „Kinder der Menschen“ bedurften dieser Hülfs-, Ersatz- und Heilmittel weit mehr, als die „Kinder Gottes,“ eben weil sie sich von der Quelle aller guten und vollkommnen Gaben weiter entfernt hatten. Je weiter von der kindlichen Einfalt des Vaterhauses, um desto mehr Suchen nach Künsten, sich selbst zu helfen. Lucrez hat Recht, nur in anderm Sinn, als er meinte, „daß die Furcht die Götter geschaffen.“ (Timor in orbe fecit Deos.) Wie das aus der Sünde geborene Gewissen — nach Tauler: Regung des in dem tiefsten Grunde des gefallenen sündigen Menschen verborgenen (also nicht vertilgten, sondern nur gleichsam herabgedrückten) göttlichen Wortes; — nach Nitzsch: Offenbarung der Gerechtigkeit Gottes im Gemüthe — allerlei Mittel und Zauberformeln, es zu beschwichtigen, erfunden hat, so hat die Todesfurcht zur Erfindung der Heilmittel und Arzneikunde den Antrieb und die Veranlassung gegeben. — „Eure Augen werden aufgethan werden, sprach der erste Verführer, und werdet sein wie Gott, und wissen, was gut und böse ist.“ (1. Mos. 3, 5.) In diesem verführerischen Ausspruche des Lügengeistes liegt die Andeutung, sowohl des nun mit der Sünde in dem Menschen erwachten Gefühls eines unseligen Getrenntseins von Gott, als auch seines Suchens nach dem Göttlichen, nämlich insofern dieses ihm dienstbar werden sollte. Das heidnische Alterthum leitete die Heilkunst von den Göttern ab, und sie war,

*) Außer der Poesie war die Musik die einzige schöne Kunst in Israel. — In den Kriegen, Kain's Erbtheil, vereinigen sich von jeher Tubalkain und Jubal.

wie die Zauberei, bei den meiſten Völkern mit dem Prieſterthum verbunden. Und iſt ſie nicht in der That eine göttliche Kunſt und Weisheit, inſofern ſie das verborgene Göttliche aufſucht, um das Ungöttliche damit zu bekämpfen und zu vernichten? Es verhält ſich nämlich mit unſerm jetzigen irdiſchen Zuſtande etwa alſo, als ob, nachdem der Fluch über die entweihete Erde ausgeſprochen worden, das frühere Eden, welches beſtimmt war, mit dem ſchuldloſen Menſchengeſchlecht ſich über den ganzen Erdboden als ein Garten Gottes auszubreiten, nun in unzählige Beſtandtheile aufgelöſet und zerſtückelt, ſich mit der vergröberten, chaotiſchen Erdmaſſe vermiſcht hätte; ſo wie ja auch in dem Menſchen die frühere Ebenbildlichkeit Gottes nicht gänzlich zerſtört und vernichtet wurde, wie das ſofort nach dem Fall richtende Gewiſſen beweiſet. — So wäre demnach die Heilkunde ein Suchen nach dieſen verlorenen, paradieſiſchen Partikelchen, gleichſam nach den verweheten Blättern des Lebensbaums, — um durch dieſelben die ermattende oder verlorene Lebenskraft zu ergänzen, oder wieder herzuſtellen.

§. 27.

Freilich als menſchliches Eigenthum iſt und bleibt die Heilkunſt ein mangelhaftes Stückwerk, welches dem Irrthum unterworfen, dem untrüglichern Inſtinct der Thiere nachſteht. So kann ſie auch nur langſam, durch die mühſam aus dem Naturgebiete zuſammengeſuchten und vermiſchten Mittel, d. h. vermittelſt fremder belebender Kräfte und Geiſter, die Lebenskraft von dem Geiſt der Krankheit entbinden. Der Arzt darf ſich demnach kein anderes Verdienſt zuſchreiben, als daß er der bedrückten Lebenskraft zu Hülfe gekommen ſei, um ſie von den Banden, Hinderniſſen und Hemmungen des ſie bekämpfenden Geiſtes der Krankheit zu befreien. Er muß bekennen, die Natur, d. i., die noch übrige, freilich durch ſeine Mittel unterſtützte Lebenskraft habe den Kranken geheilt, und er ſei nur ihr Gehülfe geweſen. Es verhält ſich damit, wie mit der Heilung (Bekehrung) eines verblendeten Sünders, welche die Schrift eine Wiedergeburt und neue Schöpfung, Umwandlung und Erneuerung des Menſchen nennt. Wenn auch an einem ſolchen in Sünden Verſunkenen nichts Geſundes mehr ſich findet, ſo iſt doch in ihm ein, wenn auch tief hinabgedrückter, geiſtlicher Lebenskeim, an welchen der heilige Geiſt ſeine erweckende und neugebärende Kraft erweiſen kann, — ein verborgener Funke, der zur verzehrenden Flamme, aber auch

zum läuternden Feuer sich gestalten kann, wie jenes bei Judas, dieses bei dem Schächer. — Andere Menschen und äußere Umstände können dazu mitwirken; aber die Umschaffung des inwendigen Menschen selbst, seiner Vernunft und seines Willens, wird nicht durch diese, die ebenfalls krank und verderbt sind, sondern durch eine göttliche Kraft bewirkt, welche höher als alle Vernunft, sich mit dem verbindet, was noch von göttlicher Art, wenn auch ersterbend, als glimmender Docht in dem Menschen sich findet. Selbst die Apostel, wenn auch ihr Händeauflegen den h. Geist mittheilte und Blinde sehend machte, nannten sich nur Diener und Gehülfen der Wahrheit.

§. 28.

Mit Jesus Christus verhält es sich abermals ganz anders. In ihm, dem menschgewordenen Gottessohne, war, nach alter — man darf wohl sagen — ursprünglich-göttlicher und — so lange noch mehr Einfalt und Natur in dem Leben, den Sitten und Krankheiten der Menschen war — natürlicher — endlich auch, in so ferne Leib und Seele den ganzen Menschen ausmachen, schicklicher Weise, — das Propheten- und Hohenpriesteramt mit dem Beruf des Heilenden vereinigt. In ihm wurde das Wort, welches Gott durch Mose zu dem durstenden Volke bei den bittern Wassern zu Mara sagte, nachdem er ihm einen Baum gezeigt, durch dessen Holz das bittere Wasser süß und trinkbar wurde, erfüllt; das Wort: Ich, der Herr, bin dein Arzt. *) Jesus heilte alle Arten von Krankheiten; freilich nicht durch irdisch-natürliche Mittel; er bedurfte derselben nicht; d. h. er hatte nicht nöthig, die in der Natur etwa verborgenen oder zerstreuten Heilkräfte zu suchen und anzuwenden, deßhalb, weil er, der Sohn Gottes, das Leben in sich selbst hatte, und ihm alle Dinge übergeben waren von seinem Vater. Die niedere irdische Natur (das Stückwerk, 1. Cor. 13.) mußte ja seiner göttlich-menschlichen gehorchen, sobald er wollte, von dieser abhängig, wie die Erde von der Sonne. Beispiele: Die Stillung des Sturmes und Meeres, die Verwandlung des Wassers in Wein zu Cana u. s. w.

§. 29.

Ja, um noch Einen Schritt weiter in unserer menschlichen Rede zu gehen, — wenn es der ewigen Weisheit und Liebe, die den

*) 2. Mos. 15, 26.

Eingebornen sandte, gefallen hätte, das Menschengeschlecht — sowie durch die einfache, dem innersten Wesen des menschlichen Geistes und Herzens entsprechende Lehre des Evangeliums, von den Banden der Unwissenheit, des Götzendienstes und des Ceremonienwesens, also auch durch Mittel und Kräfte, die er in die Natur gelegt, von aller Krankheit zu erlösen, oder ihnen den Weg zu zeigen, wie sie sich selbst davon befreien könnten (wie Jehovah den Israeliten in der angeführten Stelle die Befreiung von allen Krankheiten Egyptens bedingterweise verhieß) — so würde Jesus auch auf natürliche Weise geheilt, die in der Natur zerstreuten und verborgenen göttlichen Heilkräfte, vermöge seiner göttlichen Erkenntniß, hervorgezogen, angewendet, den Menschen mitgetheilt, und somit das Reich und die Macht der Krankheiten zerstört haben. Dies ist (ex hypoth.) keineswegs unmöglich, noch undenkbar, und wäre vielleicht mit dem von Johannes, Cap. 21 seines Evangeliums aufgezeichneten, denkwürdigen Vorfall zu vergleichen, wo der Herr den Fischfang der Jünger auf dem Meere segnete, aber zugleich auf dem Lande schon Fische auf Kohlen gelegt und Brot hatte. — Indeß würde es vorher eine völlige Umwandelung des menschlichen Zustandes auf Erden gewesen sein, wofür die Menschheit nur dann reif sein konnte, wenn sie allzumal zuvor mit reinem Glauben Ihn anerkannt hätte und in vollem Sinn des Wortes seine Jünger geworden wären. Alsdann hätte aber auch von selbst alles Siechthum, Geschrei und Leid aufgehört, und diese göttlichen Menschen würden eben so wenig, als die Apostel, von Krankheiten befallen sein.

Ferner war auch der Sohn Gottes nicht erschienen, die Natur und äußere Gestalt der Erde umzuwandeln, und das Reich der Finsterniß mit einem Gewaltstreich zu vernichten; sondern um den von diesem Reiche versuchten und demselben in vieler Hinsicht hingegebenen, von dem Vater durch die Sünde getrennten Gotteskindern den Weg zu öffnen, auf welchem sie selbst, Ihm nachfolgend, in eigener göttlicher Kraft und Freiheit, jenes Reich bekämpfen, dessen Gewalt und Einfluß zerstören und im Glauben an Ihn die Freiheit der Kinder Gottes, mit Gott durch den Immanuel, erringen könnten und sollten. — Er ging ihnen voran, als der menschgewordene Gottessohn, und bezwang dieses Reich in dessen einzelnen Theilen, Kräften und Wirkungen; Er gebot, und die Bande, womit Satanas die Einzelnen gebunden hatte, zerrissen. Er, ein Mensch wie andere, uns in Allem gleich, die Sünde ausgenommen, heilte durch Seine

Gotteskraft die Kranken, und vor Seinem Geist und Willen mußten die Geister der Krankheit entfliehen, und zwar augenblicklich: übrigens auf dieselbe oder ähnliche und nicht minder unbegreifliche Weise, wie allmälig der anerschaffnen Kraft der Kräuter irgend ein Uebel, das Gift dem Gegengifte weichen muß, oder auch durch den Koller oder Schatten des Apostels Kranke genasen. Manchen Leser wird dieser Paragraph seltsam dünken; der Verfasser selbst will sich nicht ausschließen.

§. 30.

In Jesu Christo, dem Sohne Gottes, war der Geist des Lebens, welchen Gott ihm nicht theilweise, sondern ganz gegeben hatte. (Joh. 3, 34.) Theilweise und nach dem Maße (ἐκ μέτρου) besitzt ihn auch der Mensch, wie das Ebenbild Gottes auch noch theilweise in ihm ist. Aber wie Letzteres in dem natürlichen Menschen von Finsterniß umhüllt, und dessen Bewußtsein mit dem Verlust der Gemeinschaft Gottes in ihm untergegangen, und gleichsam in dem Todesleibe begraben ist, und nun das sündliche Fleisch in ihm herrschet über den Geist; so auch bekämpfet die Todeskraft die Kraft des Lebens in ihm. Erstere ist so gut etwas Positives, als die letztere, sowie Finsterniß eben so gut positiv ist, als das Licht, und es überhaupt nichts Negatives gibt, als das Nichts, welches wieder sich selbst aufhebt, als ein Wort ohne eigentlichen Sinn, wenn wir uns desselben anders, als in Beziehung auf unsere subjective Beschränktheit bedienen. Diese Kraft und Gewalt des Todes ist, nach der heiligen Schrift, nicht aus Gott: Er ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen; — sondern der Tod ist durch die Sünde in die Welt gekommen, und gehört also zu dem Reiche des Bösen. Krankheit, Blindheit, Taubheit sind aus dem Reiche des Todes, partieller Tod. Jeder Mensch ist dem Tode unterworfen, so gut als dem Tage die Nacht folgt: und Jesus Christus, der Menschensohn, mußte auch ihm sich unterwerfen, sonst wäre er nicht wahrhaftiger Mensch, erschienen in der Gestalt des sündlichen Fleisches, gewesen. Aber nicht Krankheit, noch Seuche konnten ihn, eben so wenig, als irgend eine Sünde, überwältigen: das Reich des Todes hatte nur von außen Gewalt über ihn, Zugang zu ihm. Er starb den Tod Abels, des ersten Sterbenden; nur durch des Verderbers Gehülfen konnte sein menschlicher Leib gemartert und getödtet werden, und dieses auch nur in so fern, und dadurch, daß er seinen Feinden freiwillig ohne

Widerſtand ſich hingab, um des ſterblichen Menſchen Loos und Erniedrigung ganz zu erdulden. Darum vielleicht auch nennen die Evangeliſten, wo ſie geſchichtlich davon reden, ſein Sterben ein Aufgeben, Uebergeben und Aushauchen ſeines Geiſtes: (ἀφιέναι, παραδιδόναι, ἐκπνεῖν.)

§. 31.

Als der Sohn des lebendigen Gottes, geſalbet mit dem heil. Geiſte und mit Kraft, hatte er Macht, nicht bloß ſein eigenes, ſondern auch Anderer Leben zu nehmen und zu geben. Da er mit den Zwölfen gen Jeruſalem, ſeinem Leiden und Tode entgegen ging, rief er, der da ſterben wollte, das Leben in die erſtorbenen Augen des Bartimäus zurück, und während er ſelbſt gefangen und gefeſſelt wurde, heilte er dem Malchus das verwundete Ohr. Dieſelbe Kraft ward den Apoſteln in gleichem Maße verliehen, nachdem der heil. Geiſt und mit ihm die Kraft aus der Höhe, nach der Verheißung, über ſie gekommen war.

Dieſe Kraft Jeſu Chriſti — denn auch die der Apoſtel war die Seinige — war vorerſt ſtärker als die Kraft der irdiſchen Natur; die himmliſche Kraft in ihm beherrſchte und bezwang, ſobald er wollte, jede irdiſche Kraft, ſein Geiſt den Naturgeiſt. Denn jede Kraft der Natur, mag ſie den Keim in dem verweſenden Korne beleben, den Saft in die Pflanze treiben und zur Blüthe und Frucht entwickeln, oder das Waſſer des Gefundbrunnens bewegen (Joh. 5, 4.), und die Mineralien, ſo wie Schnee und Eis nach feſten Geſetzen cryſtalliſiren, iſt geiſtigen Weſens. Dem Menſchen, nämlich dem Göttlichen in ihm, ſeinem Verſtande und Willen ſind dieſe, an beſtimmte und darum erforſchliche Geſetze gebundenen Naturkräfte, bis zu einer gewiſſen Grenze, alſo in beſchränkter Weiſe unterthan, und zwar ſo, daß er durch Anwendung ſelbſterfundener Mittel, indem er die eine Naturkraft gegen die andere aufruft, und mit der einen die andere bekämpft, ſeinen Zweck erreicht. Eben ſo wie die bei weitem größere Kraft mancher Thiere, müſſen auch die ſtärkſten und furchtbarſten Naturkräfte, z. B. das Feuer, der Blitz, die Meereswellen u. a. ſeinem Willen dienen. Dieſes bezeugt zwar, daß der Menſch göttlichen Geſchlechts iſt; aber nicht minder, daß er im Kampf mit den Naturkräften liegt, wie er dieſen auch eben ſo oft unterliegt, als ſie überwindet.

§. 32.

In Jesu Christo, dem Menschensohne, verhält es sich, wie die evangelische Geschichte zeigt, anders. Ihm waren die Kräfte der Natur immer, sobald er wollte, unterthan. Sturm und Meer gehorchten seinem Bedräuen, der Feigenbaum verdorrete, die Wellen trugen ihn, die Netze füllten sich mit Fischen, das Wasser ward zu Wein, und wenig Gerstenbrode zur Nahrung für Tausende. Die Behauptung, daß dadurch die Naturordnung aufgehoben oder gestört sein würde, ist ein Mißgriff einer falschen, die Natur vergötternden Philosophie. Ist es denn Störung und Zerstörung, wenn an die Stelle des Schlechtern das Bessere tritt? War die Stillung des Orkans auf dem See eine Unterbrechung der Naturordnung? Würden wir es eine ungeziemende Störung des Naturganges nennen, wenn wir durch unsere Geistes- und Willenskraft die Gewitterwolken und Meereswogen, wie gezähmte Löwen und Elephanten leiten, oder wie die Natur, Regen und Thau in Wein, und wie die Biene, den Blumensaft und Staub in Honig und Wachs verwandeln könnten? Ja, beurtheilen wir nicht selbst die irdische Naturordnung, wie sie uns in der Erfahrung erscheint, eben so, wie wir z. B. die Sittlichkeit und Cultur eines Volks in gewissen Zeitperioden zu richten pflegen, und behaupten etwa, das Clima habe sich verschlechtert, die Sonne scheine ihre Kraft verloren zu haben, oder, wie Luther sagt, sie habe Runzeln bekommen, seit sie auf solche Schälte, die Menschen, scheinen müsse — und bezeichnen den Naturlauf ganzer Jahreszeiten und Jahre mit der Benennung des schlechten? — Geben wir dadurch nicht zu erkennen, daß wir uns, vermöge der höheren Ordnung, der wir angehören, über den Naturlauf erhaben fühlen, und diesen für mangelhaft achten? „Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde." Die ganze Natur hat Antheil genommen an dem Falle des Menschen und ist mit ihm in einen Stand der Erniedrigung herabgesunken, und unsere Erde, obwohl überall des Herrn, und überall Spuren seiner Allmacht und Weisheit an sich tragend, ist unvollkommen an sich, eben so wie der Mikrokosmus, der Leib, den der Apostel einen Leib des Todes nennt, und der ganze irdische Zustand des Menschen. Wie klein und ungöttlich ist demnach die Ansicht, welche den Beherrscher der Natur an die Gesetze und Formen bindet, denen er sie unterworfen hat. Solche Naturvergötterung ist in ihrem Grunde eine Verleugnung Gottes.

§. 33.

Vielmehr eben dieſer neuen Gottesthaten und Erſcheinungen bedurfte es, um die abgewichene, und gleichſam in die gemeine Natur verſunkene Menſchheit zu Gott zurückzuführen. Die Offenbarung iſt ein **Wunder** an ſich; darum geht ihr überall das Wunder der Natur zur Seite. Aber das größte aller Wunder und Gotteserſcheinungen iſt das Wunder des neuen Bundes. Der Sohn Gottes, in welchem alle Offenbarung erfüllet wurde, unterwarf ſich dem unvollkommenen menſchlichen Naturzuſtande, ihn hungerte und durſtete, er aß und trank, menſchliches Blut floß in und aus ſeinen Adern, er neigte ſein Haupt und verſchied. Und daß er, der dieſes that und ſich dieſem unterwarf, der Sohn Gottes, Glanz ſeiner Herrlichkeit, Ebenbild ſeines Weſens war und iſt, darauf beruhet die Herrlichkeit ſeines Werkes zur Wiederherſtellung und Verherrlichung des entarteten Menſchen. Und auf welche andere Weiſe hätte dieſes können bezeugt und erwieſen werden, als durch Offenbarung ſeines Reichthums in ſeiner Armuth, ſeiner göttlichen Geſtalt in der menſchlichen Knechtsgeſtalt? Und abermals dieſe, wie anders, als dadurch, daß die Natur ſeinem Wort und Wink gehorchen mußte? Darum berief er ſich auch auf ſeine Werke, als vollwichtiges Zeugniß ſeiner Sendung, aber zugleich ſchrieb er ſie nicht ſich ſelbſt zu, als dem Menſchenſohne, ſondern ſeinem Einsſein mit dem Vater, ſo wie er ſeine göttliche Kraft auch nie für ſich ſelbſt, zu eigenem Vortheil, gebrauchte.

§. 34.

Man kann auch noch folgende Bemerkung hinzufügen. Eben dadurch, daß durch ſeinen Willen und auf ſein Wort die Blinden das Geſicht, die Tauben das Gehör, die Todten das Leben wieder empfingen, und alſo die gehemmten und erſtorbenen menſchlichen Kräfte befreit oder von Neuem erweckt wurden, erwies ſich der Sohn Gottes **thätlich** und **ſichtlich** als der **Vermittler** zwiſchen Gott und den Menſchen, zwiſchen der unſichtbaren und ſichtbaren, der himmliſch-freien, geiſtigen und der in irdiſche Leiber beſchloſſenen zeitlichen Welt. Das Irdiſche und Leibliche hängt wie ein ſtarrer Vorhang ſcheidend zwiſchen beiden. Dieſen räumte er hinweg durch ſeine Wunder, zum Zeichen und Zeugniß, daß leibliches Elend, Armuth und Tod eben ſo wenig, als der Sturm, den er bedräuete, Gewalt haben, den Menſchen zu ſcheiden von der Liebe Gottes.

Sichtbarlich bewies er, daß die Schranken irdiſcher Natur und Schwachheit, welche den Menſchen von Gott zu trennen ſcheinen, zu ſeiner Zeit eben ſo wohl vor der Gotteskraft zerfallen müſſen, als die Schranken des Ceremoniengeſetzes, welches, auch von Gott ſtammend, nur eine Zeit lang dauerte; kurz, daß alles Sichtbare, auch Blindheit und Tod, nur zeitlich iſt, das Unſichtbare aber ewig.

§. 35.

Jedoch wir kehren von dem Allgemeinen zu dem Beſonderen unſerer Aufgabe zurück. So wie der Herr Jeſus durch ſeine Gotteſthaten überhaupt ſeine Herrlichkeit offenbarte, ſo erwies er ſich beſonders in ſeinen Krankenheilungen (wozu auch Todtenerweckungen gehören), als den Heiland der Menſchen (σωτήρ), als den Erretter von Sünde und Tod, als Gründer und König des Himmelreichs auf Erden. Dieſem himmliſchen Königreiche ſtehet, oder vielmehr ſtand und ſtellte ſich entgegen das Satansreich. Dieſes hatte zur Zeit Jeſu ſeine größte Höhe erreicht, und äußerte ſeinen Einfluß durch eine allgemein verbreitete Unwiſſenheit in göttlichen Dingen, durch Unglauben und Aberglauben. Die moſaiſche Religion war im jüdiſchen Lande zu einem bloßen Ceremoniendienſt und äußerer Werkheiligkeit verſteinert, oder in völligen Unglauben (Saducäismus) aufgelöſt, und nur wenig ächte Iſraeliten erwarteten einen Heiland, und ſelbſt unter dieſen Manche mehr einen irdiſchen als geiſtigen Retter. Der jüdiſche Monotheismus war nicht mehr Glaube an den lebendigen Gott, ſondern zur todten Form und Formel geworden, und deshalb nicht viel beſſer, als der heidniſche Götzendienſt und Aberglaube. Der allgemeine Verfall der Sitteneinfalt und Frömmigkeit unter dem Volke Gottes ergibt ſich nur zu ſehr aus der ganzen evangeliſchen Geſchichte, beſonders aus der Leidensgeſchichte des Herrn, und nachher aus den Verfolgungen der Apoſtel. Die Art ruhete an der Wurzel und die Wurfſchaufel an der Tenne. Die ganze übrige Welt war verſunken in Heidenthum, Finſterniß und Laſter. Auguſtus, Tiberius und Nero waren nicht bloß die Beherrſcher, ſondern auch die Repräſentanten der damaligen Menſchheit. Wo fand ſich eine Spur von Erhebung des Geiſtes über das vergängliche Weſen der Welt, als etwa — weil doch das Göttliche nicht mit einem Male von dem Menſchen ſich trennen kann — in den überhörten Kunſtſprüchen und Stilübungen eines Seneka und einiger Philoſophenſchulen, oder in den verhallenden Seufzern eines

zürnend zweifelnden Tacitus? Das Fundament zur allgemeinen Herrschaft des Satans war überall gelegt; die Götter, welche nur noch der Pöbel anbetete, und als geheime Zauberkräfte, um ihren Zwecken zu dienen, durch Gebete und Opfer beschwören zu müssen glaubte, waren nur die Ideale und Idole der Lüste und Laster, und die Kirchenväter und alten Apologeten hatten Recht, wenn sie solche, vom Jupiter bis zum Ganymed, für Mitglieder und Repräsentanten des Satansreichs erklärten. War es doch so weit gekommen, daß man die schändlichen und verhaßtesten Kaiser und Tyrannen, diesen Abschaum der Menschheit, göttlich verehrte, während man in Jerusalem den Herrn der Herrlichkeit an das Kreuz schlug und Stephanus steinigte. Kurz, niemals war die Menschheit so von allem göttlichen Wesen entblößt und in sich selbst versunken, niemals hatte das Reich des Teufels eine solche Herrschaft über die Menschheit, die cultivirte — denn die rohen Natursöhne des Ostens und Nordens wurden als schneidende und heilende Werkzeuge der Zukunft aufgespart — erlangt, wie damals. Die Zeit und Menschheit war im Begriff, in völlige Fäulniß überzugehen und zum Aas zu werden. Mit der äußersten sinnlichen Verfeinerung war eine solche sittliche Verderbniß verbunden, wie sie der Apostel mit prophetischen Worten im dritten Kapitel seines Briefes an die Römer (10—18.) schildert.

§. 36.

Dieser ungeheure Zwiespalt in dem Innern der zur höchsten sinnlichen Verfeinerung gesteigerten Menschheit, der in dem von Gott so hoch begabten Judenthum in einem hartnäckigen Widerstreben gegen Gott, und in einem geist- und glaubensleeren Festhalten und Vergöttern eines erstorbenen und versteinerten Buchstaben- und Ceremonienwesens, dagegen bei den Heiden in völliger Gottesverleugnung und Vergötterung der Welt und ihrer Lust und Satansdienst sich äußerte, mußte nothwendig solche abnorme Zustände herbeiführen, wie man sie in dem Maße noch nicht gekannt hatte. Dahin gehören vor allen die **Einwirkungen der Dämonen**, die Teufelsbesitzungen; auch Krankheiten, aber ganz besonderer Art.

So wie (a potiori also benannt) es einen leiblichen Tod und leibliche Krankheiten gibt, also auch geistliche Krankheit und geistlichen Tod; und wie jene Wirkung und Folge der in die Menschen eingedrungenen Sünde und Sündhaftigkeit sind, so werden diese als **Ueberwältigung** (ich rede mit Petrus) vom Teufel selbst, von

welchem die Sünde ausgegangen ist, bezeichnet. (Apostelg. 10, 38.) Das Wesen dieser geistlichen Krankheit ist uns, wie das Wesen unseres eigenen Geistes und der Geisterwelt, der wir angehören, verborgen. Das Wort Gottes hat uns nur so viel davon offenbaret, als wir in unserm beschränkten Kindheitszustande zu wissen bedürfen und zu fassen vermögen. Nur er allein, „der vom Himmel gekommen war und Alles wußte, was in dem Menschen war, und nicht bedurfte, daß jemand Zeugniß gäbe von Andern," er allein erkannte, so wie den Vater, also auch den Sohn und sein Reich, und redete von beiden mit gleicher Bestimmtheit.

Aber noch mehr, er war dazu in die Welt gekommen, um der Menschwerdung des Teufels zu wehren, das Reich des Satans zu zerstören und die Menschheit von seiner Gewalt zu befreien. Um so grimmiger trat das Reich der Finsterniß hervor, denn Christus und Satanas, nicht aber Gott und Satanas, stehen einander entgegen. Gott ist über allen Gegensatz erhaben. Darum mußte jene Zeit wohl reich sein an außerordentlichen, bisher unerhörten Erscheinungen. Hieher gehören besonders die auffallenden Kraftäußerungen und Widerstrebungen der finstern Mächte. Von dieser Art waren die Verblendung, der tiefe Haß und die blinde Wuth, die Verstockung und gänzliche Sinnes- und Gefühlsertödtung der Feinde und Mörder des Herrn, wodurch die Leidensgeschichte auf der einen Seite eine Geschichte der Hölle geworden ist. Dahin gehören aber auch die häufigen Erscheinungen der Besessenen, in welchen, so viel wir wissen, ohne ihre unmittelbare Verschuldung, das Reich der Finsterniß seine Gewalt übte.

So wie jenen Satanskindern, die sich freiwillig dem Reiche der Finsterniß hingegeben hatten, alles menschliche Gefühl und aller Wahrheitssinn untergegangen war in Sündenliebe und Gotteshaß, so erschienen hingegen die Dämonischen als geistig Kranke, als geistig Gebundene. So wie z. B. ein Krebsschaden den übrigens gesunden Körper polypenartig allmälig umschlingt, und die widerstrebende Lebenskraft bekämpft und zu besiegen sucht, und wir diesen Krebs selbst als ein fremdartiges (unnatürliches) scheiden, so war, nach der Geschichte, auch in dem Geiste jener Unglücklichen ein fremdartiges, geistiges Afterwesen, welches das eigene Geistesleben des Menschen zu fesseln und zu erdrücken strebte. Dieses Uebel, dieser unsaubere Aftergeist bemächtigte sich des ganzen Menschen, zum Ebenbilde Gottes erschaffen, um das Menschliche in ihm zu ertödten. Wie konnte Schrecklicheres dem Menschen begegnen? Wahn-

ſinn und Cretinismus können als Beiſpiele dienen. Sie erniedrigen den Menſchen unter das Thier. Denn ſelbſt die Gefühle und Empfindungen, deren Analogon wenigſtens ſich bei den Thieren findet, z. B. für das Leben ſelbſt, für die äußern Dinge, für Reinlichkeit und Geſelligkeit, iſt in ſolchen Unglücklichen gänzlich erſtorben.

Ein ſolcher Zuſtand, in dem Menſchen läßt ſich nicht als etwas Negatives, als bloßer Mangel denken, wie etwa ein geringerer Grad von Geiſtesanlagen, ſondern er iſt eine poſitive Verrichtung, kann nur als poſitive Wirkung gedacht werden, der ein wirkendes Princip zum Grunde liegt. Die evangeliſche Geſchichte nennt es Dämon, und weiſet alſo jenem, den Geiſt umſchlingenden Princip, ſeinen Urſprung und Sitz in der überſinnlichen Welt an. Man könnte es eine verſuchte, perſönliche Menſchwerdung des Satans in dem einzelnen Menſchen nennen, wie er ſie in dem ganzen Menſchengeſchlechte, gegenüber der Menſchwerdung Gottes in ſeinem Worte und Sohne, von jeher erſtrebte.

Die Dämoniſchen der evangeliſchen Geſchichte ſind ſich ihres gebundenen Zuſtandes, gleichſam eines zwiefachen, ihnen inwohnenden Geiſtes, bewußt; und wenn ſie einestheils ſich mit den Dämonen identificiren, oder die Dämonen aus ihnen reden (wie bei dem zu Capernaum, Marc. 1, und den Gergeſenern); ſo unterſcheiden ſie ſich andrerſeits wieder von denſelben und wünſchen davon befreit zu werden. Das Uebel hat auch verſchiedene Stufen und Grade, und iſt bei einigen mit körperlichen Gebrechen, als mit Stummheit, Taubheit, Blindheit, und in den Paroxismen mit gewaltſamen Gliederverrenkungen, Schäumen des Mundes, Zähneknirſchen u. dgl. verbunden. Sobald der unreine Geiſt ausgetrieben iſt, hören alle dieſe Symptome auf, der Zuſtand der Ruhe und vollen Beſonnenheit kehrt zurück, und der geheilte Gergeſener begehrt ſogar, ſich Jeſu anzuſchließen und ihm nachzufolgen.

Die merkwürdigſte dieſer Heilungsgeſchichten iſt eben die im Lande der Gergeſener, welche die drei erſten Evangeliſten, mit dem Unterſchiede, erzählen, daß Matthäus zweier, die umſtändlicheren Marcus und Lucas aber nur Eines Beſeſſenen erwähnen, welche Divergenz der Wahrheit keinen Eintrag thut, und ſchon dadurch gehoben wird, wenn man annimmt, daß in der Quelle der beiden letzteren Evangeliſten nur der Eine als der Wortführer, und der Jeſu nachfolgen wollte, angeführt und ſein Begleiter als weniger merkwürdig übergangen wurde. Es war den Evangeliſten nicht

darum zu thun, eine aktenmäßige Darstellung jeder einzelnen Begebenheit zu geben, sondern die Kraftäußerung des Herrn selbst war ihnen das Wichtige; auch dachten sie nicht daran, daß künftige Erklärer zweier Dämonischen bedürfen würden, um eine Heerde von beinahe 2000 Schweinen von dem Abhange in das Meer zu stürzen. Daß die einfache Erzählung der Evangelisten dieser Erklärung widerspricht, bedarf kaum der Erwähnung. Es steht mit klaren Worten da, daß die Dämonen (nach Marcus die unsaubern Geister) in, nicht aber die Besessenen unter die Säue gefahren.

Wie aber unreine Geister sich die Leiber des unreinsten Thiers zur Wohnung wählen und erbitten konnten, ist freilich eben so unerklärlich, als, was der Herr selbst von den Dämonen sagt (Matth. 12, 40. f.), daß sie, nachdem sie von den Menschen ausgefahren, wüste und öde Gegenden durchirrten, und dann, vereint mit andern, zurückkehrten. Aber wie sollte die Verbindung bösartiger Geister mit thierischen Leibern undenkbar oder auch nur auffallend sein, da ja alle geistige Kraft auf Erden mit Körpern, sowie unser eigener Geist mit unserm thierischen Leibe verbunden ist. Rief nicht der Herr selbst den durch den Tod getrennten Geist sammt der Lebenskraft in den erstorbenen und schon verwesenden Leib des Lazarus zurück? Und belebte nicht sein eigener Geist von Neuem seinen getödteten Leib? Von welcher Art sind die Seelen, die vernunftlosen Geister der Thierwelt? Oder ist Geist und Seele nichts Substantielles, sondern nur Wörter, womit wir den Organismus und dessen mechanische Kraft bezeichnen und also uns selbst betrügen? Liegt nicht dem Unglauben ein solch heimlicher Materialismus zum Grunde? Und, was kann uns dagegen berechtigen, sobald wir den Geist für ein eigenes substantielles Wesen erkennen, und außer unserm eigenen menschlichen, noch das Dasein anderer, guter oder böser Geister, zugeben, ihnen nur die Verbindung zuzugestehen, die wir in der Erfahrung gewöhnlich erblicken? Kann ein fremdartiger, körperlicher Stoff, dessen inneres Wesen uns eben so sehr verborgen ist, als das Wesen unseres Geistes, z. B. das ansteckende, unsichtbare Fluidum einiger Seuchen, oder ein Tröpfchen Gift, sich mit unserm Körper so vereinigen, daß letzterer, von jenem überwältigt, in einen ganz anderen Zustand geräth; warum sollte nicht auch fremdartig-geistiges dem menschlichen Geiste sich in ähnlicher Weise beimischen, ihn durchdringen, und dieser auch wieder durch höhere, geistige Kraft davon befreit werden können? Was wissen wir von dem thierischen Geister-

reiche, dem Geiſt eines Tigers, einer Hyäne, der Brillen- und Klapperſchlange? Scheinen dieſe Thiere durch Charakter, Leben und Geſtalt nicht Sphinxe am Eingange einer ſchauerlich-räthſelhaften Myſterienwelt, oder ſind es Bilder und Schattenriſſe des Zwieſpalts und der Entartungen, welche mit der Sünde in die Welt eingedrungen ſind? Gehören dieſe falſchen, mordſüchtigen Naturen zu dem Reiche des Guten oder des Böſen, und ſind ſie im Zuſtande der Läuterung oder der Verdammniß — oder nur bloßer Organismus ohne Zweck und Bedeutung? — —

Die Beantwortung dieſer Fragen liegt uns ob, bevor wir über das Hineinfahren jener Legion unſauberer Geiſter in die Leiber oder Geiſter der unſaubern Säue die Entſcheidung uns anmaßen. — Konnten, wie die Geſchichte ſagt, die Dämonen jene unglücklichen Menſchen ſo entmenſchen, daß ſie, nackend und wild, in Gräbern wohnend, ihr eigenes Geſchlecht wüthend befeindeten, ſo iſt nicht zu verwundern, wenn ſie, in Thierkörper übergehend, dieſe, zürnend und ergrimmt, mit ſich in den Abgrund zogen. Solches entſprach dem Sinn und Weſen dieſer unſaubern Geiſter, welche die, ihrem Einfluß hingegebenen Menſchen, in Grabgewölbe und Einöden trieben, ſie in das Feuer oder Waſſer warfen (Matth. 17, 15.), oder allmälig ſie auszehrten. (Marc. 9, 18. Luc. 9, 39.)

Daß nun dieſe Thiere, welche wie Käſtner, die exegetiſchen Künſteleien verſpottend, einſt bemerkte, gerade den, wohin man ſie zieht oder treibt, entgegengeſetzten Weg einzuſchlagen geneigt ſind, jetzt, wider ihre Natur ſich in das Meer ſtürzten, iſt eine, dem Weſen der entmenſchten Beſeſſenen völlig analoge Erſcheinung, und eine eben ſo natürliche Folge des auf dieſe Thiere abgeleiteten Uebels, als es dem tollgewordenen Hunde, ſo zahm und zuthunlich er vorher auch war, natürlich iſt, Alles, was ihm begegnet, zu beißen und anzufallen. — Der Rechtfertigung wegen des, den Beſitzern der Heerde aus ihrem Untergange erwachſenen Schadens, wird es wohl nicht bedürfen. Ein Menſch iſt doch wohl mehr werth, als zweitauſend Schweine, und wenn auf ſolche Weiſe eine Legion teufliſche Plagegeiſter in den Abyſſus fuhr (Luc. 8, 31.) und das Land davon befreiet wurde (Marc. 5, 10.), ſo konnte der Menſchheit und dem Lande Gergeſa und Gadara keine größere Wohlthat wiederfahren. — Ja, als der geheilte und kaum gläubiggewordene Dämoniſche ſich ſeinem Retter anſchließen, und ihm nachfolgen wollte, entließ ihn der Herr, und gebot ihm, zu den Seinigen zu gehen und ihnen die

Thaten Gottes zu verkündigen. „Und er ging hin, und fing an auszurufen in seiner Stadt und in den zehn Städten, wie Großes der Herr Jesus an ihm gethan hatte. Und Jedermann verwunderte sich.“ — Also hatten sie für ihre 2000 Schweine einen Apostel des Evangeliums doch wohl nicht zu theuer gewonnen. —

Wie aber endlich die Herrlichkeit Jesu Christi, des Herrn, sich vor Allen in diesen Heilungen der Dämonischen offenbart, bedarf keiner nähern Entwickelung. Auch die Geister sind ihm unterthan; sie erkennen ihn augenblicklich als ihren Herrn und Gebieter, als den verheißenen Davidssohn und Heiligen Gottes, und fahren aus auf sein einfaches Wort! Eben diese Art von Gottesthaten scheint die evangelische Geschichte als die höchsten Erweise der göttlichen Kraft und Herrlichkeit Jesu Christi darzustellen, wie auch Petrus, in seiner Rede an den Cornelius, einzig die Heilung derer, die vom Teufel überwältigt waren, als Beweis seiner Salbung mit dem heil. Geiste, anführet. Auch erregten sie die höchste Bewunderung des Volks, und den Feinden des Herrn war nichts angelegener, als eben diese Wunderthaten Jesu zu bestreiten, und da sie solche nicht zu leugnen vermochten, sie als Werke des Satans selbst darzustellen, welches der Herr ihnen durch die einfache Bemerkung, daß alsdann das Satansreich mit sich selbst zerfallen sein müsse, widerlegte.

Merkwürdig ist auch der Umstand, daß die mit Wunderkraft ausgerüsteten Jünger vorerst nicht vermochten, einen Dämonischen zu heilen (Matth. 17, 16.), und als sie um die Ursache dieses Unvermögens sich befragen, nennt ihnen der Herr als solche ihren Unglauben, und fügt, nach Lobpreisung der Kraft des Glaubens, die merkwürdigen Worte hinzu: „Diese Art fähret nicht aus, denn durch Beten und Fasten.“ Das heißt durch Erhebung des Geistes und Bezähmung des Fleisches, oder durch Selbstverleugnung und Vereinigung mit Gott. — Und als nachher die von ihrer Sendung zurückkehrenden Jünger frohlockend rühmen, daß auch die Dämonen ihnen unterthan gewesen in Jesu Namen (Luc. 10, 17. f.) — erhebt sich der Herr in feierlicher Gemüthsstimmung und spricht: „Ich sah den Satan vom Himmel fallen als einen Blitz! — Sehet, ich habe euch Macht gegeben zu treten auf Schlangen und Scorpionen, und über alle Gewalt des Feindes, und nichts wird euch beschädigen; doch darum freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind, freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind.“ Hier, und in dem darauf folgenden Dankgebet, worin er den

Vater preiſet, daß er ſolches nicht den Weiſen und Klugen dieſer Welt, ſondern den Unmündigen offenbaret, — und in dem, was er dann von ſeiner eigenen Herrlichkeit und Würde, und der Jünger Berufung ſagt (V. 21, 24), — entwickelt er das „Geheimniß des Reiches Gottes auf Erden" als einen ſiegreichen Kampf, den er und ſeine Jünger mit dem feindſeligen Reiche der Finſterniß zu beſtehen hatten. Jenem angehören und dieſes bekämpfen, erklärt er für das Höchſte. Und eben dieſes iſt ja auch der Endzweck und das Ziel, ſowohl der Erniedrigung des Sohnes Gottes im Fleiſch, als ſeiner Erhöhung zur Rechten des Vaters. „Denn er wird aufheben alle Herrſchaft, Obrigkeit und Gewalt (die außer Gott iſt), und herrſchen, bis er alle ſeine Feinde, auch den letzten Feind, welcher der Tod iſt, wird aufgehoben haben. Alsdann wird er Gott und dem Vater das Reich überantworten, und ſelbſt unterthan ſein dem, der ihm Alles untergethan hat, auf daß Gott ſei Alles in Allem." (1. Cor. 15, 24—28.)

Nach Jeſu eigener Erklärung ſind alſo die ihm von Gott verliehenen Kräfte und Gewalt über die Materie und ſichtbare Natur, ſo wie über die unſichtbare Geiſterwelt nichts anderes als Zeichen (σημεῖα, τεκμήρια) ſeiner Würde und Sendung als des Sohnes Gottes, zugleich aber auch als der ſichtbare, zeitliche Anfang ſeines in der unſichtbaren Welt durch ſeine Macht und Herrlichkeit ſich vollendenden Königthums und Königreichs, und deſſen ſymboliſche Andeutung. Für ſolche göttliche Auszeichnungen und Andeutungen erklärt er ſie ſelbſt, indem er ihnen nur einen untergeordneten, zeitlichen Werth, in Beziehung auf die zukünftige Vollendung, einräumt, welcher auch dieſe Wunderthaten, wie das Zeitliche dem Ewigen, das Stückwerk dem Vollkommenen, nachſtehen. Darauf deuten ſelbſt die Benennungen: Kräfte, Zeichen, Wunder (δυναμεῖς, σημεῖα, τέρατα), die ſich alle auf die vorübergehende Erſcheinung beziehen, wie denn überhaupt keine menſchliche Sprache eine umfaſſende Bezeichnung für die Gotteſthaten, die wir Wunder nennen, hat, noch haben kann. —

Auch ſtanden die Apoſtel, wie ſchon bemerkt, in Hinſicht dieſer ihnen zur Beglaubigung ihrer Sendung von dem Herrn verliehenen Kräfte, ihm ſelbſt nicht nach. Endlich geſchieht auch in den apoſtoliſchen Sendſchreiben, die von dem Herrn nur, als von dem in ſeine Herrlichkeit Eingegangenen, reden, ſeiner in den Tagen ſeines Fleiſches

vollbrachten Wunderthaten, noch auch, so viel ich weiß, seiner auf Erden bewiesenen Wunderkraft, niemals Erwähnung.

So wirkten und sind also diese Gottesthaten Jesu nichts anders, als zeitliche und sichtbare Zeichen und Erweise, daß Jesus von Nazareth der Sohn Gottes, der Christ, der Herr und Heiland sei. Nachdem er als solcher kräftiglich erwiesen war, nach dem Geist der Heiligung, seit seiner Auferstehung von den Todten (Röm. 1, 4.), bedurfte es jener Erweise nicht mehr; noch auch bedarf es derselben bei denen, die durch den Glauben an ihn, als in welchem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnet, das Leben haben in seinem Namen. Ihm sei Ehre und Anbetung von Ewigkeit zu Ewigkeit! —